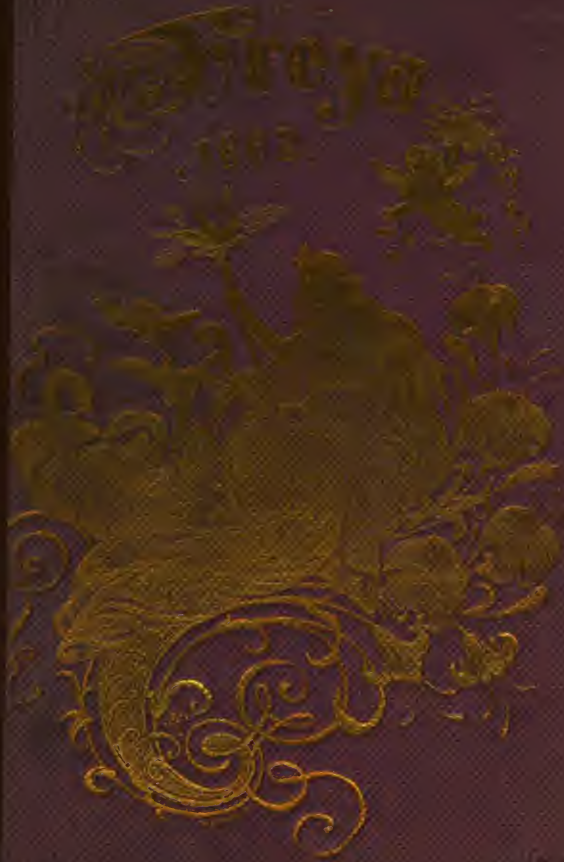
Princeton University Library
32101 064079815



0902
3647
v. 2

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

0902
3647
v. 2

Illustrirte Blätter für die gebildete Welt.

Zweiter Jahrgang. 1862.

Mit 125 Holzschnitten und 18 Kunstblättern in Stahlstich und Farbendruck.

Stuttgart

VERLAG VON KRAIS UND HOFFMANN.

1864.

Eugen Meinert.

Google

02
.47
2

(RECAP)
0902
3647 v.2 (pt.2)

Digitized by Google

BOSTON PUBLIC LIBRARY
02101 0000720862

Inhalts-Verzeichniß.

Text.

	Seite
Aal, über den Fischaal und Zitteraal. (Mit 2 Abbild.)	87
Alexander und Diogenes. (Mit Abbild., nach Landseer)	31
Alexanderschlacht, die, (Mit Abbild.)	318
Am Räthsche. Von Berthold Sigismund	355
Anagramm	224. 256
Andree drei Schweizer. (Mit Abbild.)	161. 198
An ein Mädchen. — Gedicht	339
Anilin	255
Anny. — Eine Erzählung	57
Arnold von Brescia. — Von Berth. Rödiger	267. 298
Balder Frühling. — Gedicht von J. G. Fischer. (Mit Bild)	137
Bandit, ein gentlemanlicher	94
Besuch in der Karthause. Epistel an Paul Heyse von Eduard Mörike. (Mit Abbild.)	353
Bilder aus der Pfalz	6. 368
Blatt, ein, aus dem Kirchenbuche. (Dänisch.)	327
Bleiliste, Fabrikation der	30
Blumenstrauß, der. — Original-Lustspiel in einem Aufzuge von O. Asmus. (Mit Abbild.)	48
Bodensee, der. (Mit Karte und Abbild.)	249
Briefe, ästhetische, von Adolf Wahrmund 15. 77.	362
Bulwer's Leben und Werke. Von A. v. H.	247
Bürgermeisterin von Schorndorf, die. Von Karl Hocheisen. (Mit Abbild.)	289
Chenaux, Pierre Nic. — Biographie von M. H. (Mit Bild)	200
Chinesischer Laternenkäfer. (Mit Abbild.)	189
Chlorkalk, der, als Mittel gegen Fliegen, Raupen rc.	63
Damen, die englischen	352
Dampfkochtöpfe	95
Davel, Joh. Dan. Abr., Biographie. (Mit Bild)	162
Dramatische Scenen. Von A. Schöll. (Mit Bild) 204.	321
Drei Rosen. Von Ottilie Wildermuth. (Mit 3 Initialen und 1 Vignette)	65
Ebernburg, die	368
Ein Säbel des letzten Griechenkaisers	360
Eislokomotive	158
Entdeckung, neue, in der Physik. Von Ph. Huber	151
Erinnerung, eine, aus Kernere letzten Jahren. Von Ottilie Wildermuth. (Mit Bild)	239
Erlöser, der. Gedicht von Ed. Mörike. (Mit Bild)	168
Erzählungen, fremdländische, von Otto-Reventlow	324
Fabrikation der Bleistifte	30
Falstaff, Sir John. (Mit einer Scene im Tondruck)	25
Farrenkräuter als Küchengewächse	95
Fichte. Von Adolf Stahr. (Mit Portr.)	177
Fort Montgomery am Champlain-See. (Mit Abbild.)	320
Franziska. Eine Erzählung von P. v. S.	372
Frauen, gesellschaftliche Stellung der, im Alterthum. (Mit Bild)	79
Frauenspiegel	129. 372
Gama, Basco da, und die Portugiesen in Indien. (Mit Portr. und 2 Ansichten)	217
Garricks Shakspeare-Stuhl. (Mit Abbild.)	128
Gasmaschine, die Lenoir'sche	93
Geschichte des Porzellans. (Mit 9 Fabrikzeichen)	29
Gesundheitslehre, über. Von Dr. H. Stendel 203. 207.	231.
Gibt es zwei Bäume mit gleich vielen Blättern? Ein Gespräch	216
Goldjagen. Erzählt von K. Hocheisen	232
Guter Rath	224
Hausgenossen, ländliche. Von C. F. A. Kolb. (Mit Abbild.)	152
Heirathen, zwei, vor hundert Jahren. Von Karl Ludwig	183
Heldenlänger, der furchtsame	30
Henzi, Samuel. — Biographie	167
Herbstrede im schwäbischen Dialekt. Von C. P. Dreizler. Illustrirt von E. Neureuther. (Mit 6 Abbild.)	193
Herzensergießungen eines Naturfreundes	224
Heuernte, die. Von C. F. A. Kolb. (Mit Tondruck)	126
Himmel, der nächtliche. Von Dr. J. H. v. Mädler. (Mit Abbild.)	213 303
Hypochonder, der. Original-Lustspiel in einem Aufzuge von G. Asmus. (Mit 4 Abbild.)	257
Indianer in Nordamerika. (Mit Abbild.)	377
Jery und Bätely. Von Ad. Schöll. (Mit Bild)	204
Jessica am Fenster. Aus Shakspeare's Kaufmann von Venedig. Von Ad. Schöll. (Mit Stahlstich und Vign.)	321
Kahen, die verlassenen. Von Dr. Moritz	331
Kleiderpracht u. Modesucht der Deutschen im 16. Jahrh.	188
Kopfputz friesischer Frauen. (Mit Abbild.)	125
Kornfeldmärchen, ein	281
Kreuzspinne, die	62
Küster, der, von St. Peter zu Köln. Eine Erzählung von F. Siegfried	306
Küstenkunde, der. Gedicht von J. G. Fischer, illustr. von Ed. Ille. (Mit Abbild.)	60
Laokoonsgruppe, die. Von Ad. Stahr. (Mit 2 Abbild.)	225
Lektüre, über französische, für Mädchen und Jungfrauen. Von Ottilie Wildermuth	13
Lessing, Karl Fried. Von W. Girschner. (Mit Portr.)	236
Locomotive und Locomobile	254
Lo Spasimo di Sicilia. (Mit Stahlstich)	319
Lüneburger Heide, die	62
Märchen, das, von der schönen Indra. Von Georg Ebers. (Mit Bild)	18
Maiseier, die. Von H. Reuchlin	144
Malerin, die. Novelle von G. Asmus. (Mit Init.)	97
Marienkind. Illustrirt von A. v. Felsburg	364
Mascarat, der. Von Dr. Moritz	146
Mechanismus, neuer, zur Bewegung der Schiffe	63
Mendelsohn-Bartholdy, Felix. Ein Lebensbild von L. Gantter (Mit 2 Portr.), 275. 294. 340.	347
Metalle, die edlen, und ihre Verwendung. Von Ph. Huber 55. 111. 315.	366
Mikroskop, das	255
Miscellen. (Mit Abbild.)	224
Mittel, neues, gegen Wanzen	158
Mittheilungen aus Ungarn. Von Wilhelm Hartmann. (Mit 2 Ansichten)	155
Motive unseres Familienlebens	191
Murillo. Eine biogr. Skizze von Ad. Stahr. (Mit Portr. und Stahlstich)	72
Mutter, die erzählende. (Mit Abbildungen) . 57.	364
Nein. Eine Geschichte von Moritz Hartmann	129
Neueste Entdeckung von Alterthümern am Van-See	361
Nordlicht, das. (Mit Abbildung in Farbendruck und Holzschnitt)	345
Patras und der Nordwesten von Morea. (Mit Abbild)	287

559163

Digitized by Google

Seite

Pfeifenkopf, Modell, von M. v. Schwind. (M. Abb.) 224
Pfeilgift, das indianische, als Gegengift bei Strychninvergiftungen. Von August Vogel . . . 280
Philine. Von Fanny Lewald 350
Pirmasens 6
Preußens Bevölkerung 352
Probe des Herzens. (Mit Stahlstich) 184
Räthsel 224. 256
Reisebilder von Dr. Moritz . . . 146. 184. 331
Reisefrucht, eine musikalische Humoreske v. T. H. 26. 90
Reissenstein, der. Von L. Gantter. (Mit Abbild.) 54
Rhodus 361
Ritterliche Treue 360
Ruinen von Palmyra. (Mit Bild) 189
Sallenche und der Montblanc. (Mit Ansicht in Farbendruck) 274
Savoyarde, der. (Mit Stahlstich) 24
Schauspielkunst, antike 311
Scheffer, Ary. Biographie. (Mit Portr.) 9
Schloß, das alte, in Stuttgart. (Mit 2 Abbild.) . 300
Schloß und Mühle. Eine Erzählung von P. v. S. 169
Schulmeisters Hochzeit. Novelle von G. Gießen (Mit Initiale) 33
Seefahrt, eine. Von Dr. Moritz 184
Seide, die. Von Berth. Sigismund 123. 211. 223
Selbstgespräch, einer Eule abgelauscht. Von Dr. J. H. 63
Seneca's Brief an Lucilius über den Werth der Zeit 360
Sir John Falkstaff. (Mit einer Scene in Tondruck) 25
Skizzen aus Süd-Carolina. (Mit 3 Abbild.) . . 120
Sperling, der. (Mit Abbild.) 252
Sprüche u. Stammbuchblätter. Von Moritz Hartmann 125. 380

Seite

Staubhose, eine — eine Wasserhose. Von Dr. Moritz 332
Stein, Charlotte von. Von W. Girschner. (Mit Portr.) 147
Stellung, gesellschaftliche, der Frauen im Alterthum. (Mit Bild: die deutsche Hausfrau) 79
Synagoge, die neue, in Stuttgart. (Mit Abbild.) . 59
Tanne, die. Gedicht von Karl Bödel. (Mit Bild) 96
Telegraphie, über 158
Teniers, David. (Mit Bild). 159
Tochter, die, der Heide. Gedicht von Ed. Mörike. (Mit Bild) 6
Traum einer Mutter. (Mit Stahlstich) 288
Triumph der Arbeitstheilung 352
Triumphbogen des Augustus zu Susa. Von Lud. Gantter. (Mit Abbild.) 187
Vorabgen von Ense. Ein Brief an den Herausgeber von Fanny Lewald. (Mit Portr.) . 44
Veits Besuch bei Goethe 255
Wahrsager, der. Eine Dorfgeschichte in Versen von G. Giusti, übersetzt von Paul Heyse . . . 335
Wallenstein. (Mit Portr. und Vignette) 113
Wanderdrmann, ein. Gedicht. (Mit Bild) . . . 192
Wanderung, die, der Pflanzen. Von C. 21
Welche Rolle das Wasser bei den Ausbrüchen der Vulkane spielt 62
Wirthin, die, zum silbernen Schlüssel (Schwedisch) 324
Wolfstödter, der. Erzählung von Moritz Hartmann. (Mit Initiale) 1
Zahlen-Räthsel. (Mit Abbild.) 256. 320
Zenobia, Königin von Palmyra. Von Dr. Cleß. (Mit 3 Abbild.) 138
Zimmerheizung, über. Von August Vogel . . 154

Holzschnitte im Text.

Seite

Alexander und Diogenes, nach Landseer 32
Alexander-Schlacht 325
Bauer Fröhling 137
Besuch in der Karthause. 353
Blumenstrauß. Schlußbild. 53
Bozzaris. Ansicht 253
Brücke, Seinerne, in Japan (Japan). 332
Bugermeisterin von Staendorf. . . . 289
Calicut im 16. Jahrhundert 220
Chinesischer Talentenmaler 189
Dawel, Major, auf dem Schaffot . . . 165
Deutsche Hausfrau 85
Dramatische Scenen. Vignette . 204. 321
Ehrlosen 369
Ende im Selbstgespräch 64
Fabrikmarken der wichtigsten deutschen Porzellanfabriken 29. 30
Fechtverling 253
Fichte. Portrait 177
Fischer. 88
Fort Montgomery am Champlain-See 313
Frauenspiegel 129. 372
Fußbote. Vignette 29. 62. 93. 158. 188. 254. 352. 360
Gama, Vasco da. Portrait 217
Garrick's Shakspeare-Stuhl 128
Gustav-Adolphs-Kapelle in Stockholm . 329
Hauptkirche in Charleston 101
Hausgenossen, ländliche 185
Henkel, Fanny. Portrait 297

Seite

Herbstrede. 6 Illustrationen v. E. Neureuther. . . . 193. 194. 195. 197. 198
Himmel, der nächtliche gestirnte 213
Hypochonder. 3 Zeichnungen und 1 Bild v. E. Neureuther 257. 261. 265. 267
Indianer in Nordamerika 357
Indien 20
Initialen: Blumenstrauß 48. Helvetia 161. Kornstedblumen 283. Die Malerin 97. Teri Nobis 65. 68. 69. Schulmeisters Hochzeit 33. Wolfstödter 1.
Jeen und Bäreln 205
Kerners Leichenbegängniß 245
Kopfputz sestischer Frauen 125
Küstenlade 61
Landleute, norwegische 309
Laokoon. Ergänzt 225
Laokoon, ohne Ergänzung, nach A. v. Feldburg's Zeichnung 228
Lessing, C. F. Portrait 237
Marienkind. Illustration von A. von Feldburg 365
Markt in Charleston 105
Mendelssohn-Bartholdy. Portrait 277
Mondschein-Landschaft 380
Mozambique. Ansicht 221
Murillo. Portrait 73
Mutter, die erzählende. Titelbild . 57. 364
Nordlicht vom 18. Oct. 1836 345
Nußknacker. 2 Bilder 256. 320
Palmyra, Ruinen von 141
Parras auf Mexico. Ansicht 269

Seite

Pest-Ofen. Ansicht 156
Pfeifenkopf, von Moritz v. Schwind . . . 224
Pflugmaschine, Ashborn'sche. 316
Pforzheim. Ansicht. 157
Reissenstein 57
Scherenschleifer, von Dav. Teniers . . . 160
Scheffer, Ary. Portrait 12
" " Göthe's König in Thule 17
Schloß, das alte, in Stuttgart 300
Schmiedewerkzeuge 204
Schwiegbad in Takima (Japan) 333
Segelschiffe auf der Rhede von Spitzbad 341
Sklavenkäufer in Charleston 121
Stein, Charlotte von. Portrait 149
Synagoge in Stuttgart 41
Tanne, die 96
Tochter der Heide 5
Triumphbogen des Augustus in Susa. 173
Vorabgen von Ense. Portrait 45
Benedig. Ansicht 325
Vignetten: Eichen- und Federkränze 349
" Kreuz im Schnee 71. Maler-Utensilien 77
" Ode 126. Rose 143. 222. Spielende Knaben 356. Todesstoß mit Gänsefeder und Schmetterlingen 212. Wasserpartie 202. Winden 287.
Volkstrachten, Schwarzwälder 293
Wallenstein. Portrait 117
Wallensteins Lager 113
Wanderdrmann, ein 192
Zenobia-Münzen, zwei 140
Zitteral 89

Stahlstiche, Con- und Farbendrücke.

1. Der Savoyarde. Stahlstich.
2. Falkstaff. Scene in Tondruck.
3. Die erzählende Mutter. Stahlstich.
4. Madonna von Madrid, von Murillo. Stahlstich.
5. Heuernte. Tondruck.
6. Sonntags-Vergnügen. Stahlstich.
7. Der Ertöser, nach Albani. Tondruck.
8. Probe des Herzens. Stahlstich.
9. Die Schmollenden. Stahlstich.
10. Der Schläfer. Stahlstich.
11. Karte von Südamerika. Farbendruck.
12. Sallenche und der Montblanc. Farbendruck.
13. Examen einer Mutter. Stahlstich.
14. Le Sposina di Sicilia, von Raphael. Stahlstich.
15. Nordlicht. Farbendruck.
16. Jessica. Stahlstich.
17. Das Kerkerfenster. Stahlstich.
18. In der Feiersstunde. Stahlstich.

Digitized by Google

Der Wolfstödter.

Eine Erzählung von **Moritz Hartmann.**

In dem alten Schlosse Latour de Farges, das auf dem letzten südlichen Ausläufer der Cevennen liegt und über die Hügel, die den edlen Muscat Lunel tragen, über die Ebenen Nieder-Languedocs, über die alte, verlassene, todte Stadt Agues-Mortes bis in das Mittelmeer hinausblickt — in diesem eigenthümlichen Schlosse, wo ich als Gast mehrere Monate verlebte, saßen wir eines Morgens beim zweiten Frühstück, als das Wiener Stubenmädchen eintrat und zum Herrn des Schlosses sagte: „Der Mann mit die Wölfsköpf ist draußen!“ Darauf griff mein Wirth in die Tasche und gab ihr für den so bezeichneten Mann einige Frankstücke. — „Wer ist der Mann mit die Wölfsköpf?“ fragte ich, durch die sonderbare Bezeichnung des Gastes neugierig gemacht. — „Das ist,“ sagte mein edler und gelehrter Wirth, „unser Herkules, der die Schluchten unserer Gebirge von Ungethümen reinigt, wie es in der alten Welt der Sohn der Alkmene mit der Keule der Gesittung gethan. Wäre dieses Land noch griechisch, wie es ehemals gewesen, dieser Mann würde ein Heros oder Halbgott; er würde in hundert Mythen als der gallische Herkules weiterleben und man würde ihm Tempel bauen; in unsern unmythologischen Zeiten muß er sich mit den Almosen begnügen, die er bei Bauern und Gutsbesitzern sammelt und mit dem Preise, den er für jedes eingelieferte Wolfshaupt von der Regierung erhält.

„Es ist ein Wolfsjäger?“ fragte ich.

„Ja, so etwas der Art; jedenfalls ein Mann, der diesen Gegenden, die keine anderen als Schafsheerden haben, sehr nützlich ist. So viel ist gewiß, daß, seit Jean Reynaud sein Handwerk treibt, die Zahl der Wölfe in den Cevennen bedeutend abgenommen hat. Ehemals kamen sie in den Wintern schaarenweise bis in die Dörfer; das geschieht jetzt nur noch selten und das haben wir gewiß nur dem unermüdlichen Eifer dieses Mannes zu verdanken und seinem Haß, den er den Wölfen geschworen zu haben scheint.“

Ich wurde noch neugieriger, leerte mein Glas und gieng hinaus, um mir den Heros in der Nähe zu betrachten.

Da war ich überrascht, einen Mann zu finden, der nichts weniger als einem Herkules glich. Jean Reynaud war eine schmächtige, kleine Gestalt, mit blaßbraunem Gesichte, das von einem mehr als zur Hälfte ergrauten Barte eingefaßt war. Er saß auf der Terrasse und verzehrte behaglich ein Frühstück, das ihm die Köchin vorgesetzt hatte. Als ich mich näherte, stand er höflich auf, nahm einen Sack und schüttelte ihn, bis zwei gewaltige Wolfsköpfe heraus und mir zu Füßen rollten. Dann setzte er sich wieder hin und frühstückte weiter.

Es war in der That ein sonderbares Bild. Die prächtige Terrasse mit der Aussicht in das blühende südliche Land, die runden Thürme des alten Schlosses, rechts und links von dem Wolfstödter große Aloen, hinter ihm ein gewaltiger Feigenbaum und Rosenlorbeerbüsche, die die Wand des Schlosses bedeckten; neben ihm die zwei Wolfsköpfe und im Fenster des einen Thurmes ein angefesselter Bergadler, der mit blitzenden Augen auf die Köpfe der erschlagenen Ungethüme niedersah. Das Bild war um so sonderbarer, als der Mann mit seiner friedlichen Beschäftigung und seiner noch friedlicheren Erscheinung so wenig zu den Wolfsköpfen paßte. Hätte ein Maler diese Scene gemalt, der Beschauer würde es eben so wenig verstanden haben, als ich Jäger und Beute zusammenreimen konnte.

Um so begieriger, wie auf die Lösung eines Räthsels, war ich, die Geschichte des Wolfsjägers oder vielmehr die Geschichte seiner Neigungen zu erfahren, die ihn einem solchen gefahrvollen und blutigen Berufe entgegenführten. Sollte in der Brust dieses Mannes aus

dem Volke wirklich etwas der Art geschlummert haben, das ihn trieb, sich allgemein nützlich zu machen? War es einfach ein Mensch, der Gefahren, Aufregungen, Abenteuer liebt? oder noch einfacher, Einer der dies Geschäft wie ein anderes trieb, um Geld zu verdienen?

Ich setzte mich zu ihm und nachdem ich die Wolfsköpfe bewundert, ihre Rachen und glänzenden Zähne angestaunt, fragte ich ihn, ob ihm die Jagd auch etwas Rechtes einbringe?

„Genug, um mich und mein Weib zu ernähren," antwortete er in so gleichgiltiger Weise, daß ich wohl erkannte, wie ihm der Erwerb Nebensache war.

Ich fragte weiter, auf welche Art und mit welcher Waffe er zu Werke gehe? Er zog ein sogenanntes catalonisches Messer, dessen Klinge ungefähr vier Zoll lang war, aus der Tasche, und sagte: „Dies ist meine Waffe!"

„Wie?" rief ich erstaunt, „mit einem Messer geht Ihr Wölfen zu Leibe?"

„Ich nehme wohl", antwortete er, „wenn ich auf die Jagd gehe, auch eine Büchse mit und zwar eine Doppelbüchse, um für alle Fälle gerüstet zu sein, besonders wenn ich des Thieres nicht mit meinen Händen habhaft werden kann. Dann schicke ich ihm eine Kugel nach. Aber ich treffe selten, denn ich bin ein schlechter Schütze. Am liebsten werfe ich mich selbst auf das Thier und mache ihm mit diesem Messer den Garaus."

Bei diesen Worten hob er das Messer, schwang es und machte die Bewegung des Stoßes mit einem Ausdrucke, daß ich plötzlich einen andern Menschen vor mir sah. Seine Augenlider zogen sich in die Höhle zurück, während die Augäpfel leuchtend hervortraten, die Zähne knirschten übereinander und die Hand, die das Messer hielt, schloß sich knochig und krampfhaft an den Griff, als sollte sie ihn nie wieder fahren lassen. Der Aermel fiel bei dieser Bewegung zurück und ich sah einen nervigen Arm, der aber von oben bis unten mit Narben bedeckt war.

„Nun", sagte ich, auf diese Narben deutend, „ich sehe, daß sich die Bestien zu vertheidigen wissen."

„Das glaube ich", erwiderte er lachend, „so ist mein anderer Arm, so sind meine Rippen, so ist mein Schenkel zugerichtet. Das glaube ich, daß sich die zu vertheidigen wissen; aber sie sollen mich nicht unterkriegen, bis ich mein Werk gethan habe."

„Was?" fragte ich, „bis alle Wölfe in den Cevennen ausgerottet sind?"

„Nein! Etwas Anderes!" antwortete er kurz, als ob er nicht nähere Auskunft geben wollte.

So stellte ich denn eine andere Frage: „Habt Ihr das Geschäft aus Neigung ergriffen?"

„Nein! weiß Gott, nicht aus Neigung!" rief er in einer Art, daß ich nicht wußte, ob er lachte, ob er sich selbst oder mich verhöhnte.

„Habt Ihr es von Jugend auf betrieben?"

„Nein! Erst seit zwölf Jahren verfolge ich sie; früher war ich Schulmeister."

„Schulmeister?" rief ich erstaunt. „Ihr seid sonderbare Leute, ihr Schulmeister in Languedoc. Da sah ich vor Kurzem einen in der Arena von Nimes, der bei einem Stiergefechte einen wilden Stier aus der Camargue bei den Hörnern packte und ihn auf den Rücken legte, ohne daß ihm dabei die Brille von der Nase gefallen wäre — gerade als ob er einen unartigen Jungen über's Knie legte. In meinem Vaterlande würde man sehr lachen, wenn man solche Thaten von Schulmeistern erzählte."

„Ja", lachte Jean Reynaud seinerseits, „man kann nicht wissen, wozu einen das Schicksal macht. Ich hätte ehemals auch nicht geglaubt, daß ich mein Leben im Kriege mit diesen Bestien verbringen würde."

So sprechend stand er auf, warf die Wolfsköpfe in den Sack, den Sack über die Schulter, ergriff den Stock, rief noch einen Gruß in die Küche und machte sich auf, um weiter zu wandern. Ich schloß mich ihm an und schlenderte mit ihm fort. Wir gingen an den drei Pinien vorbei, welche den Schiffen auf den Gewässern der nahen See wie ein Tagesleuchtthurm, als Richt- und Merkzeichen dienen, auf dem Wege nach St. Geniès und Castrie, wo die Gegend mit ihrem Aquadukt beinahe der Campagna von Rom ähnelt. Ich hätte noch gerne Manches aus ihm herausgefragt, wenigstens die Erzählung einiger Abenteuer eines Wolfsjägers gehört, aber Jean Reynaud war offenbar nicht der Mann, der gerne mit seinen Thaten prahlte. Des Ruhmes wegen tödtete er die Wölfe nicht, auch nicht des Gewinnes wegen; so viel wußte ich schon. Aber welche waren seine Beweggründe? Liebe zu seinem Nächsten? Um den Bauern ihr Eigenthum zu schützen? Nein! Er haßt die Bauern, die ihn für verrückt hielten und sich über ihn lustig machten. Aus seinen Worten schien mir hervorzugehen, daß ihn eine Art persönlichen Hasses gegen die Wölfe erfüllte und daß er in dem Kriege gegen sie nur eine persönliche Befriedigung suchte, und zwar nicht jene Befriedigung des Jägers, die sich mit der Beute begnügt, sondern eine Befriedigung des Herzens. Ich deutete ihm an, daß ich so etwas vermuthete und fügte hinzu, daß ich sehr wohl verstehe, wie man sich einer wilden Bestie gegenüber von Gefühlen könne leiten lassen, als hätte man es mit Menschen zu thun.

„Nun denn," rief Jean Reynaud, als wir schon halbwegs von St. Geniès waren, „da Sie das verstehen und Ihnen außerdem daran zu liegen scheint, die Ursache meines Krieges zu erfahren, so will ich Ihnen Alles sagen."

So sprechend setzte er sich auf den Rand des Weges unter einen Mandelbaum und sagte: „Ich habe oft gehört und Sie werden wohl auch gehört haben, daß es Völker giebt, bei denen die Blutrache heimisch ist; bei denen, wenn ein Glied aus der Familie ermordet werden, die ganze Familie nicht eher ruht, als bis sie wieder dem Mörder den Tod gegeben; wenn sie das nicht kann, verfolgt sie alle Glieder der Familie des Mörders. O das begreife ich ganz gut, denn zwischen mir und den Wölfen ist es gerade so. Sehen Sie, Herr, ich hatte ein Kind, ein einziges Kind, ein Mädchen von drei Jahren, schön wie ein Engel. Ich hätte geglaubt, daß das grimmigste Thier beim Anblicke dieses Kindes seinen Blutdurst verlieren und es verschonen müsse, wie die Löwen den Propheten Daniel verschonten. Aber die

Digitized by Google

Wölfe haben es nicht verschont. Vor meinem Hause spielte es eines Tages mit frischgefallenem Schnee; ich höre einen Schrei, den ich ewig hören werde; ich stürze hinaus und ein Wolf trägt es in seinem Rachen fort. Ich habe ihn erreicht, ich warf mich auf ihn, ich rang mit ihm und ich entwand ihm mein Kind. Er floh vor meinem Messer — aber sein Zahn war in das Herz meines Kindes gedrungen und nach einer halben Stunde lag es todt in meinen Armen. Damals über der Leiche meines Kindes habe ich ihnen Rache und unversöhnlichen Krieg geschworen. Sie mögen sich in Schluchten und Wäldern verkriechen, ich weiß sie aufzufinden; ich weiß alle ihre Schlupfwinkel, ich habe ihre Listen und Tücken studirt. Ihre Jungen erwürge ich mit diesen meinen Händen, den Alten stoße ich das Messer in den Nacken. Sie mögen mich zerfleischen, ich lasse keinen, den ich einmal halte. O hätte ich damals die Kunst verstanden, wie jetzt, der Mörder meines Kindes wäre mir nicht entgangen! O hätte ich ihn mit meinen Händen würgen können! Aber er soll mir nicht entgehen, ich will nicht eher ruhen, ich will nicht eher sterben, als bis ich ihn vor meinen Füßen verenden gesehen!"

Mit einem gezwungenen Lächeln — denn es war mir beim Anblick dieses vor Ingrimm zitternden Mannes gar nicht lächelnd, vielmehr unheimlich zu Muthe — sagte ich: „Aber Jean Reynaud, wie wollt Ihr ihn erkennen? Sieht nicht ein Wolf aus wie der andere? und sind seit jener Zeit nicht Jahre vergangen? Ist er vielleicht nicht schon erlegt worden?"

„Nein!" rief Jean Reynaud, „er ist, Gott sei Dank, noch von Niemand erlegt worden. Ich eile überall hin, wo ich von einem erlegten Wolfe höre; er ist noch nicht getödtet. Und was das Erkennen betrifft, ich würde ihn ohne jedes Zeichen erkennen, denn ich habe ihn gezeichnet, ich habe ihm am Halse, rechts, eine Wunde beigebracht, deren Narbe nie verschwinden wird. Aber, wie gesagt, ich würde ihn auch ohne das erkennen. Habe ich ihn doch vor drei Wintern auf dreihundert Schritte erkannt; aber er floh, der Elende, er hatte nicht den Muth den Kampf mit mir aufzunehmen und seige hat er sich versteckt, denn ich habe ihn durch Wochen vergebens gesucht. O er kennt mich, wie sie mich alle kennen! Sie wissen, was ich geschworen habe. Wenn ich nur erst den Einen halte! Durch zwei Winter hat er mir in den Cevennen gefehlt, da durchstreifte ich die Alpinen und den Jura und habe dort furchtbar gehaust; ihn aber fand ich nicht. Aber ich weiß es, ich erreiche ihn noch. Dann soll mir keine Kugel dienen; mit den Händen und höchstens mit dem Messer wird er gewürgt."

„Aber der Wolf, wenn er noch lebt, muß jetzt ein gewaltiges Thier sein."

„Schadet nichts. Ich werde auf dem Platze bleiben, er aber auch. O meine Marion! jetzt wäre sie eine blühende Jungfrau!"

Wie traurig klang diese kurze Elegie nach jenem langen Rachegelang. Noch eine Zeit lang saßen wir schweigend neben einander; dann wanderte Jean Reynaud weiter nach St. Genies, ich zurück nach Latour de Farges, beschäftigt mit dem Gedanken an den Mann, in dessen Gemüthe, wie bei sabellesenden Kindern und doch so verschieden von den Kindern, eine so eigenthümliche Vermenschlichung der Thierwelt vor sich gegangen.

Doch hatte ich ihn beinahe vergessen, als ich, den Winter darauf, in dem Hauptorte des Cevennenthales Baunages, in Calvisson meinen Aufenthalt nahm. Baunages mit seinen zwölf Dörfern war das Canaan der Camisarden, jener protestantischen Helden und Propheten, die sich gegen die Unterdrückung Ludwigs XIV. empörten, und Calvisson war ihr Jerusalem. In diesen Gegenden waren die Hauptschlachten des merkwürdigen Krieges geschlagen worden, der in Deutschland durch den Roman von Ludwig Tieck unter dem Namen „Aufruhr in den Cevennen" bekannt ist, der aber mehr war als ein „Aufruhr", da er die berühmtesten Generäle und Marschälle Frankreichs zu Schanden machte; in Calvisson selbst hatte Jean Cavalier, der Prophet und Führer der Camisarden durch längere Zeit sein Hauptquartier. Da ich mich damals mit der Geschichte des südlichen Frankreichs und speciell mit der Geschichte der südfranzösischen Protestanten beschäftigte*), war dieser Aufenthalt um so mehr geboten, als die Archive von Calvisson und den andern protestantischen Pfarreien dieser Gegend kostbare historische Quellen enthalten und ich hier das Studium der Dokumente mit dem Studium der Lokalitäten verbinden konnte. So kam ich von Calvisson aus auch nach dem eine Stunde entfernten St. Come, wo jene Schlacht begonnen, die sich bis hinüber nach Langlade ausdehnte. Erst in St. Come angelangt, erinnerte ich mich Jean Reynauds wieder, denn ich war in seiner Heimath. Seine Wohnung war bald erkundet, aber Niemand glaubte, daß ich ihn zu Hause finden werde, denn dies sei die Zeit, die er vorzugsweise im Gebirge verbringe. Dennoch traf ich ihn daheim. Er war eben aus dem Gebirge zurückgekehrt, aber nur um sein Haus sofort wieder zu verlassen. Er war in einem so aufgeregten Zustande, daß er sich kaum Zeit ließ, mich zu begrüßen; fieberisch lief er in der Stube hin und her, ordnete das und jenes, antwortete kaum auf die Fragen seines Weibes und eilte wieder zum Hause hinaus. Auf der Schwelle sagte er mir: „Jetzt habe ich ihn, er ist wieder in den Cevennen; jetzt gilt es, er oder ich, oder wir Beide!" Dann lief er weiter. Aber nach zwanzig Schritten kehrte er wieder in den kleinen Hof vor seinem Hause zurück, setzte sich an einen Schleifstein, zog sein Messer aus der Tasche und schliff es, daß die Funken vom Steine flogen, indem er diesen mit wüthenden Tritten in so schnelle Bewegung setzte, daß er kaum sichtbar blieb. Dann rief er mir wieder zu: „Jetzt gilt es! jetzt halt' ich ihn!" —

„Jean Reynaud," sagte ich, „nehmt doch wenigstens für alle Fälle eine Büchse mit."

Er machte mit der Hand eine verächtliche Bewegung durch die Luft, lief eilends von dannen und verschwand bald in dem Hohlwege, der in die verbrannte, steinige Bergwüste führt, die unmittelbar hinter den

*) Siehe Tagebuch aus Languedoc und Provence von Moritz Hartmann.

Weingärten von St. Come beginnt. Die Leute des Dorfes, die ihn so abziehen sahen, lächelten und sagten: Jean Reynaud hat etwas Großes vor. Gewiß hat er es auf den riesigen Wolf abgesehen, der sich dieser Tage in den Bergen zeigte.

Die Zeit in St. Come verging mir auf sehr angenehme Weise in Gesellschaft des Maires, dessen Gast ich war, seiner sehr gebildeten Söhne, die mich bei meiner Arbeit unterstützten, und seines südfranzösischen Weines, den man, wenn er ein Alter von einigen Jahren in Fässern dem Sonnenlicht ausgesetzt erreichte, in Paris als Alicante verkauft. So hatte ich meinen Wolfstödter bald wieder vergessen und dachte seiner am wenigsten als ich, drei oder vier Tage nach unserem kurzen Wiedersehen, mit meinen Gastfreunden am Tische saß und ein wahrhaft homerisches Mal einnahm, wie es sich in diesen einst von der Griechenstadt Massalia aus bevölkerten Gegenden ganz in seiner alten Art bis auf den heutigen Tag in Sitten und Gewohnheiten erhalten hat. Da entstand ein Auflauf vor unserem Hause und herein stürzte der Garde champêtre, um dem Maire pflichtschuldigst zu melden, daß sich in der Nähe des Dorfes, jenseits des Hohlweges, unfern der Windmühle der Wolf gezeigt, daß man Jean Reynaud gesehen, der ihn verfolgte, und daß dieser im Augenblicke wohl schon im Kampfe mit dem gewaltigen Thiere begriffen sei.

Wir sprangen auf und eilten hinaus auf den Platz, wo wir ein Volk versammelt fanden, das sich bereits mit seinen Nationalgardenwaffen ausgerüstet hatte und sich sogleich in Bewegung setzte, als sich der Maire an seine Spitze stellte. Jean Reynaud sei zwar der Mann, meinte man, der mit den Wölfen allein fertig zu werden verstehe und gewiß werde es ihn beleidigen, daß man ihm zu Hülfe komme, aber diesmal handle es sich um einen ganz auserlesenen Feind, gegen welchen Bundesgenossen nicht zu verachten seien. Manche wetteten, man werde trotz der Ungethümlichkeit des Thieres Jean Reynaud bereits als Sieger auf seiner Leiche sitzend finden.

Der Garde champêtre führte den Zug. Es ging über Stock und Stein, dann über ein Feld, das tief aufgerodet war, denn man hatte vor einiger Zeit zufällig daselbst einige antike, mit Münzen angefüllte Urnen gefunden und dann, in der Hoffnung auf weiteren Gewinn, das ganze Feld tief aufgewühlt und umgelegt; dann ging es durch ein tiefes Thal und wieder über einen Hügel, an dessen Fuße sich eine kümmerlich bewaldete Schlucht hinzog. Von diesem Hügel weiter ziehend, hielt man einige Male inne, um zu horchen, denn unsern von hier mußte nach den Berichten der Kampf stattfinden. Man wollte vom Kampflärm geleitet sein, aber man vernahm nichts und da auch von der Höhe aus, so weit das Auge reichen konnte, nichts zu sehen war, mußte man annehmen, daß der Kampfplatz unten im verbergenden Gehölze oder hinter demselben sei. Dorthin wandten sich Aller Schritte.

Wir hatten uns nicht geirrt; wir hatten den Kampfplatz vor uns, aber der Kampf war vorüber. Unten angekommen blieben wir erstarrt stehen; es wurde uns ein trauriger, schauriger Anblick. Der Wolf, ein wahrhaft riesiges Unthier, lag ausgestreckt da; sein Leib war von Wunden bedeckt, in seinem Nacken stak Jean Reynauds catalonisches Messer bis an das Heft; aus seinem aufgerissenen Rachen strömte noch das Blut, ringsherum hing der Schaum. Aber neben ihm lag auch Jean Reynaud, vom Blute bedeckt, das aus unzähligen Wunden geflossen und hie und da schon geronnen war; die größte seiner Wunden klaffte vorn an der Brust, weit und gähnend. Er lag auf dem Rücken, doch hielt die linke Hand noch den Nacken des Thieres so krampfhaft, als ob sie nicht abzulösen wäre. Der Kampf muß schrecklich und lang gewesen sein, denn der Kampfplatz erstreckte sich hundert Schritte weit rechts und links von dem Orte, wo die beiden Todten lagen, das konnte man an den gebrochenen Bäumen, an den geknickten Sträuchern, selbst am zerstampften, verwitterten Gestein und an den Blutspuren erkennen, die überall zu finden waren. Da es ausgemacht war, daß Jean Reynaud vor dem Wolfe nicht geflohen sei, mußte man annehmen, daß sich der Wolf seinem Feinde zu entziehen gesucht, daß ihn dieser mehrere Male verfolgt und erreicht, oder sich von dem fliehenden Thiere habe nachschleppen lassen. Ich näherte mich, um Jean Reynaud in's Gesicht zu sehen; sein Ausdruck überraschte und erschütterte mich um so mehr, als er von der schauerlichen Scene ringsumher so auffallend abstach, denn dieser Ausdruck war ein Ausdruck höchster Befriedigung, der seligsten Ruhe. Ein unendlich glückliches Lächeln war an seinen Lippen hängen geblieben. Rasch beugte ich mich tiefer, um nach dem Halse des Thieres zu sehen, und fand an der rechten Seite desselben eine gewaltige Narbe, die beinahe die ganze Fläche einnahm — jene Narbe, an der Jean Reynaud seinen Todfeind erkennen wollte. Er hatte ihn also endlich gefunden; seine Rache war gesättigt, seine Sendung vollbracht. Daher dieses glückliche Lächeln, das den Todeskampf überdauerte. Friede seiner Asche!

Einige Männer von St. Come trugen ihren ehemaligen Schulmeister in das Dorf, um ihn in der Nähe seiner Marien zu begraben; den riesigen Wolf schickte man nach Nimes auf die Präfektur und dann auf den Markt, um wenigstens den Preis, den die Regierung auf Tödtung eines Wolfes setzte, und den Verkaufspreis für die Wittwe Jean Reynauds zu gewinnen. Den Wolf kaufte der Maire zu St. Come, ließ ihn ausstopfen und in der Mairie aufstellen, als Merkwürdigkeit der Gegend und als Erinnerung an Jean Reynaud, den Wolfstödter.

Digitized by Google

Die Tochter der Heide.

Digitized by Google

Die Tochter der Heide.

Von **Eduard Mörike.**

Wasch' dich, Herz-Brüderchen, wasch' dich!
Zu Robins Hochzeit geh'n wir heut:
Er hat die stolze Ruth gefreit.
— — Wir kommen ungebeten;
Wir schmausen nicht, wir tanzen nicht,
Und nicht mit lachendem Gesicht
Komm' ich vor ihn zu treten.

Strähl' dich, Herz-Brüderchen, strähl' dich!
Wir wollen ihm singen ein Räthsel-Lied,
Wir wollen ihm klingen ein böses Lied;
Die Ohren sollen ihm gellen.
Ich will ihr schenken einen Kranz
Von Nesseln und von Dornen ganz:
Damit fährt sie zur Hölle!

Schick' dich, Herz-Brüderchen, schmück' dich!
Derweil sie alle sind am Schmaus,
Soll roth in Flammen steh'n das Haus,
Die Gäste schreien und rennen.
Zwei sollen sitzen unverwandt,
Zwei hat ein Sprüchlein fest gebannt;
Zu Kohle müssen sie brennen!

— — Lustig, Herz-Brüderchen, lustig!
Das war ein alter Ammen-Sang.
Den falschen Reb vergaß ich lang.
Er soll mich sehen lachen!
Hab' ich doch einen andern Schatz,
Der mit mir tanzet auf dem Platz —
Sie werden Augen machen!

Bilder aus der Pfalz.

Pirmasens.

Wer zum ersten Male die östlichen Abhänge des pfälzischen Haardtgebirges erblickt, wo der Mandelbaum die Landstraße säumt, wo die Rebe gedeiht und höher hinauf uralter Kastanienwald steht, wo in kleineren Städten und stadtähnlichen Dörfern, die oft kaum einen Büchsenschuß weit aus einander liegen, eine dichte, wohlhabende Bevölkerung einem Ameisenhaufen gleich in rastloser Thätigkeit sich bewegt, der vermuthet schwerlich, daß dieses lachende Bild eine so strenge Rückseite zeige. Steil und vielfach zerklüftet fällt das Randgebirge nach Westen in ein endloses Gewirre tiefer, waldiger Schluchten und bildet ein Bergland, das in Klima und Ertragsfähigkeit von dem gegenüber Rheinthale sehr verschieden ist. Die herrschende Felsart ist dort der Vogesensandstein, ein älteres Glied der Buntsandsteinformation, dessen langsam fortschreitende Verwitterung einen dem Ackerbau nur wenig günstigen Boden liefert. Tiefe Waldeinsamkeit herrscht meilenweit zwischen den wenigen Querthälern, welche, bis auf die Rheinebene eingeschnitten, die Zugänge des „Westrich" bilden. Unter diesen verdient das Thal von Annweiler besondere Beachtung. Ihm entströmt das Flüßchen Queich, das auf kurzem Laufe die Gräben zweier Bollwerke der deutschen Westgrenze, der Festungen Landau und Germersheim füllt. Die Eintönigkeit der weiter nördlich gelegenen Landschaft ist verschwunden, sie hat einen eigenthümlichen, nicht leicht vergleichbaren Charakter angenommen.

Wen sein Weg in jenen paradiesisch schönen Theil des deutschen Vaterlandes, in die Gegend vor dem Gebirge oberhalb Neustadt bis an die französische Grenze führt, der versäume es nicht, von Landau aus einen Ausflug nach dem zwei kleine Stunden entfernten Eschbach zu machen. Auf hohem Bergrücken liegen die Trümmer eines Fürstenschlosses, welches mit zu den größten und prächtigsten des Rheinlandes gehörte. Schön ist der Blick von der „Madenburg" (Jungfern- oder Mädchenburg) nach Osten über die reich angebaute Ebene mit hunderten von Kirchthürmen, entzückend nach Süden dem Gebirg entlang, zauberhaft aber, einem schönen Traumgesichte vergleichbar, ist der Blick nach Westen, wenn des Morgens die Sonne in das Gebirgsland scheint und die eigenthümlich wilden Formen nackter Felsen hinter lieblich grünen Thalgründen empertauchend belenchtet. Das obere Rheinthal bietet nichts Schöneres, als der Weg von der Madenburg nach dem Trifels ist, jener alten Reichsveste, welche zur Zeit der Größe deutschen Kaiserthums, unter den Hohenstaufen, die Reichskleinodien barg. Hier saß auch Richard Löwenherz im Jahr 1193 als Gefangener des geldgierigen Kaisers Heinrich VI., und hier wurde er der Sage nach von seinem treuen Sänger Blondel nach langem Suchen und Irren aufgefunden.

Diese Burgen, welche in ihrer Zerfallenheit einen so unaussprechlich tiefen Eindruck auf unsere Empfindung hervorbringen, diese redenden Steine, die so unwiderleglich die Wandelbarkeit menschlicher Schöpfungen predigen, in deren dachlosen Räumen der einsame Besucher durch die lautlose Stille das Brausen des dahinstürmenden Weltgeistes vernimmt, sie verschwinden schnell und schneller. „Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand", aber nicht minder ist die Menschenhand selbst thätig ihre eigenen Gebilde zu zerstören, wenn sie ihr keinen Nutzen mehr bringen, oder wenn gar aus der Zerstörung ein Vortheil, und sei es ein noch so kleiner, zu erwachsen scheint.

Noch erkennt man in den Ruinen der Madenburg an deren Weitläufigkeit, an den wenigen Resten zier-

Digitized by Google

licher Bildhauerarbeit, daß man es hier nicht mit den Trümmern einer nur für Kriegszwecke erbauten Veste zu thun habe. Die Bischöfe von Speyer und Weissenburg waren es, welche sich diesen herrlichen Punkt erkoren und mit großem Aufwande zu einem Fürstensitze geschaffen hatten.

Vor etwa vier Jahrzehnten stand gegen die Rheinseite noch die Fronte eines Prachtbaues. Zwei lange Fensterreihen zeigten in der Bildhauerei der Gewände die reichste Mannigfaltigkeit des Renaissancestyles. Als man anfing, die Ruine als Steinbruch zu benützen, waren es zunächst die bereits zugehauenen Werkstücke, Thür- und Fenstergewände, Sockel u. s. w., welche entführt wurden. Unbarmherzig fuhr der Meisel des Steinmetzen über die Ornamente, um den Diebstahl zu vertuschen, oder um die glatte Armuth des ländlichen Baustils unserer Zeit zu exzielen. Lange noch stand die große Wand mit den beiden Fensterreihen, wenn auch ihres Schmuckes beraubt, dennoch der Ruine von fernher den Charakter der Großartigkeit aufprägend. Jetzt ist sie eingestürzt, die Eingänge, durch welche der Knabe in die geräumigen in den Felsen gehauenen Keller gelangt war, fand der alternde Mann größtentheils verschüttet, und er gedachte an vergangene Zeiten. Unsere Enkel werden an manchem Orte nur noch formlose Trümmerhaufen erblicken, wo wir noch Reste angestaunt haben, bedeutend genug, um uns ein Verständniß des Mittelalters aufzuschließen, wie sie es nicht mehr erhalten werden. Denn jene lächerlichen Zerrbilder der modernen Romantik, die wiederaufgebauten Burgen, mit dem Charakter des Nipptisches im Boudoir, sind eine Lüge, eine Compilation verzweifelter Architekten. Nicht wie sie waren, sondern wie sie nicht waren, hat man die Burgen restaurirt. — Auch der Trifels geht schnell dem gänzlichen Verfall entgegen. Vor einigen Jahren stürzte eine Wand auf der Ostseite ein, und der Thurm, das charakteristische Wahrzeichen, zeigt eine klaffende Spalte von oben bis unten, welche sich durch den Fels, worauf er erbaut ist, fortsetzt. Zu nicht ferner Zukunft wird ein mit Nässe und Frost einigemal wechselnder Winter ihn zur Hälfte wenigstens in die Tiefe stürzen.

Von dem Trifels herab führt den Wanderer der Weg über Annweiler in ein ziemlich enges Thal, wo zwischen den Dörfern Rinnthal und Wilgartswiesen bizarre Felsengebilde, ähnlich denen, welche er von der Höhe herab gesehen hat, näher herantreten. Riesige mauerartige Kämme, Säulen, Tische u. s. w. bildend, mehr sonderbar als malerisch, vermögen diese Felsen, weil sie des Zusammenhanges entbehren, zwar der Gegend im Ganzen den Ausdruck der Großartigkeit nicht zu verleihen, doch ergreifen sie mächtig die Phantasie durch ihre abenteuerlichen Formen und fordern zu den gewagtesten Vergleichungen heraus. Das Thal von Dahn ist der Glanzpunkt dieses grotesken Felsenlabyrinthes, welches, so weit man den Buntsandstein dabei im Auge hat, einzig in seiner Art ist.

Von dem Kaltenbacher Hofe führt die Landstraße über einen hohen Rücken, welcher die Wasser scheidet. Ostwärts eilen sie auf dem kürzesten Wege dem Rheine zu, westwärts werden sie ihm auf weitem Umwege durch die Saar und Mosel zugeführt. Von hier ab öffnet sich die Gegend wieder etwas, das Land nimmt den Charakter eines zwischen dem Hauptzuge der Vogesen und dem Kohlengebirge der Saar etwas eingesenkten Plateau's an, der Wald hat aufgehört allein zu herrschen, auf den breiten Rücken der Höhen lagert Muschelkalk und findet der Pflug wieder lohnende Arbeit, während in den anmuthigen Wiesengründen noch häufig malerische Felspartieen an das durchwanderte Gebirge erinnern.

Fast unvermuthet tritt uns hier, theilweise auf hoher Felsterrasse erbaut, eine Stadt entgegen, es ist Pirmasens. Ziemlich abgelegen von den großen Verkehrsstraßen ist der Name derselben durch die Industrie ihrer Bewohner weithin bekannt, und es lohnt wohl die Mühe, sie etwas näher zu betrachten.

Der heilige Pirminus, ein oberrheinischer Apostel, soll hier als Einsiedler gelebt und dem Platze seinen Namen gegeben haben. Um die Mitte der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts stand hier, von Wald und den ärmlichen Häusern eines Dorfes umgeben, ein Jagdschloß. Die Besitzung gehörte einer Fürstin oder Gräfin zu Hanau-Lichtenstein, welche als kinderlose Wittwe zu Burweiler im Elsaß residirte und bei ihrem Tode dasselbe ihrem Neffen, dem damaligen Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, späteren Landgrafen Ludwig IX. vermachte.

Dieser junge Herr hatte Talent oder wenigstens Liebhaberei zum Großstaatlichen, und er scheint sich den König Wilhelm I. von Preußen zum Vorbild genommen zu haben. Was er in Darmstadt nicht wohl konnte, das führte er in Pirmasens auf; er legte nämlich dort eine Militärkolonie an und warb Soldaten aus aller Herren Länder. Seinem Schlosse gegenüber erbaute er ein Exercierhaus, von welchem in dessen ganzer Breite eine Freitreppe herabführte: diese mußten seine Grenadiere im Schritt hinauf und hinab marschiren. Er baute ferner eine Caserne, einen Marstall u. dgl., hauptsächlich aber viele kleine Häuschen, worin die künftigen Grenadiere das Licht der Welt erblicken sollten; denn auch auf Erhaltung der Rasse hatte er Bedacht genommen, indem er eine Auswahl großgewachsener Frauenspersonen, oft gegen deren Willen, mit den Soldaten verheirathete. Um das Jahr 1765 erhob er Pirmasens zur Stadt, die er mit einer Mauer umgab, und noch heute erinnern colossale Granaten auf den Thoren an jene Epoche. So exercirte denn Serenissimus ein paar Jahre lustig darauf los, und damit doch ja nichts zur Illusion fehle, so lebte er mit seinem nächsten Nachbarn, dem Herzoge von Pfalz-Zweibrücken, der es nach seiner Weise als arger Nimrod trieb, in offener Feindschaft, und es mögen die lieben Unterthanen manche kläßliche Plackerei ausgestanden haben. Daß sich unter solchen Umständen allerlei Elemente nach der neuen Stadt gezogen haben werden, ist begreiflich, und ebenso daß das Stück plötzlich ausgespielt haben mußte, wenn der alte Landgraf in Darmstadt zu seinen Vätern versammelt wurde.

Und so kam es auch; mit dem Wegzug des Fürsten

Digitized by Google

nach Darmſtadt hatte der ganze Spuk ein Ende. Der Landgraf ſetzte in der Hauptſtadt in etwas größerem Maßſtabe fort, was der Prinz in Pirmaſens mit Vorliebe betrieben hatte; dieſe Schöpfung aber ging einem traurigen Verfall entgegen.

Da lag ſie nun die neue Stadt in unwirthbarer, noch wenig angebauter Gegend, mit einer zuſammengewürfelten Bevölkerung, die zum großen Theile gewöhnt war, von den Brocken zu leben, welche die Hofküche abfallen ließ, — ohne Induſtrie, ohne Eigenthum, ohne Zukunft. Aber der Landgraf ſcheint die Sünde des Prinzen gefühlt zu haben, er wollte bei ſeinem Abzuge der verwaiſten Stadt eine Gnade zu Theil werden laſſen, und ſo gründlich war es dem braven Herrn gelungen, ſeinen lieben Unterthanen in Pirmaſens das Soldatenthum zu verleiden, daß dieſe ſich Militärfreiheit für ſich und ihre Nachkommen ausbaten.

Es mag ihn hart angekommen ſein, gerade dieſe Gunſt zu gewähren, ſeine Zöglinge ſo aus der Art ſchlagen zu ſehen, und die hoffnungsvollen Grenadierſetzlinge entbehren zu ſollen, aber zu ſeiner Ehre ſei es gemeldet, daß er ſein gegebenes Wort einlöſte. Kurzſichtiges Menſchengeſchlecht! — heute klagen die Nachkommen, daß die Alten von damals ſich nicht ſtatt jener Freiheit einige Tauſend Morgen Waldes als Gemeindeeigenthum ausgebeten haben. Fegte doch der erſte Wirbelwind der franzöſiſchen Revolution die Militärfreiheit auf immer hinweg, mit ſo Manchem was damals für unzerſtörbar gegolten haben mag.

Daß die Jahre jener welterſchütternden Epoche, wodurch das ganze linke Rheinufer als eroberte Provinzen einverleibt wurde, und fünfundzwanzig Jahre lang den Kriegsruhm Frankreichs, aber auch deſſen endliche Erſchöpfung zu theilen hatte, daß jene Ereigniſſe nicht günſtig auf die Entwicklung der jungen Stadt mit ihrer bunten Bevölkerung einwirken konnten, läßt ſich begreifen, und in der That hört man von älteren Leuten erzählen, daß beſonders in den letzten Jahren der Revolution und in den erſten des Kaiſerreiches der Name von Pirmaſens und deſſen Umgegend in ziemlich böſem Geruch geſtanden habe.

Es mag allerdings eine Zeit bitterer Armuth und zuchtloſen trotzigen Sinnes geweſen ſein, aber das hat ſich geändert, der Deutſche griff zur Arbeit, er holte das längſt vergeſſene Handwerkszeug wieder hervor, und dieſes bewährte ſich, wie es immer gethan. Die Verfertigung leichterer billiger Schuhwaare, für die minder bemittelten Klaſſen, bildete ſich im Verlauf verhältnißmäßig kurzer Zeit ganz von ſelbſt zu einem Induſtriezweige, welcher viele Hände beſchäftigte. Auf Meſſen und Jahrmärkten halten robuſte Frauensperſonen mit dem unvermeidlichen geſtrickten „Peter“ bekleidet, ihre Zeuggantoffeln feil, — es ſind Pirmaſenſcrinnen; die Wohlfeilheit ihrer Waare ſoll, ſo ſagt man, im rechten Verhältniſſe zu deren Dauerhaftigkeit ſtehen. Auch das hat ſich in neueſter Zeit geändert; dem Fleiße und der Handfertigkeit hat ſich Kapital und kaufmänniſche Regſamkeit zugeſellt, es ſind Fabriken entſtanden, welche die Rohſtoffe mit größerem Vortheile anſchaffen als der Kleinmeiſter es im Stande iſt, ſie vermitteln den Erport, ſteigern den Verbrauch und ſichern dem Arbeiter reichliche Beſchäftigung. Dabei hebt ſich die Qualität des Produktes, es wird nicht mehr blos die geringe Waare der Schuhmädchen geliefert, deren Anzahl zwar dabei von mehr als zweihundert auf die Hälfte geſunken iſt, dagegen findet beſſere und ſchönere Arbeit ihren Weg weit über das Weltmeer, wo ſie, das Schickſal ſo manchen deutſchen Produktes theilend, unter fremdem Namen auftritt.

Es ſollen jetzt in Pirmaſens an zweitauſend Menſchen mit der Schuſterei beſchäftigt ſein. Auch in andern Zweigen iſt die ſeßhafte Induſtrie im Aufblühen. Die Lederfabrikation iſt bedeutend zu nennen, außerdem beſtehen dort zwei Fabriken für Uhrengläſer (wohl die einzigen im Zollverein), welche ebenfalls mehrere Hundert Hände beſchäftigen.

Hatte ſchon die ſo eben beſprochene Schuhinduſtrie in ihrer Entſtehung und Ausbeutung etwas nomadenhaft Kosmopolitiſches, ſo gilt dieſes noch viel mehr von einer andern Art induſtrieller Unternehmungen, welche ſich in Pirmaſens ganz naturgemäß hiſtoriſch herangebildet hat.

Habt ihr nicht ſchon mit innerlichem Behagen vor jenen Maſchinen geſtanden, welche das Entzücken der Kinderwelt ſind, welche für einen Kreuzer den Knaben zum Reiter und das Mädchen zur Kutſche-fahrenden Dame machen? Nun, die meiſten dieſer Carrouſſels ſind heimatberechtigt in Pirmaſens; dort wohnt der Künſtler der die Pferde ſchnitzt, der Wagner der die Kaleſchen dazu baut, der Maler der die Gemälde liefert. Dieſes Zauberwerk macht in neuerer Zeit den Zuſchauer ſo ſchwindlig, daß er nach wenigen Augenblicken nicht mehr weiß, ob er ſelbſt ſich herumdreht oder die „Reitſchule“.

Der Bilderhändler, welcher roſe Wände zur Galerie improviſirt, welcher die eigentliche Illuſtration des Jahrmarktes durch ganz Süd- und Mitteldeutſchland, in der Schweiz, ja bis in Europa's hohen Norden hinauf bildet, er erſetzt die Defekte ſeiner Mappe aus einer der beiden reichaſſortirten Bilderhandlungen in Pirmaſens. Das Panorama, das Wachsfigurencabinet, die unvermeidliche Sammlung anatomiſcher Präparate in Wachs dargeſtellt, und ſo manches Andere, das durch die Befriedigung der Schauluſt das Seinige dazu beiträgt, das Leben zu verſüßen, wird von der Induſtrie der Pirmaſenſer gepflegt und ausgebeutet.

Nicht wenn, wie es fälſchlich heißt, „die Schwalben heimwärts ziehen“, ſondern wenn ſie die liebe Heimat verlaſſen müſſen vor dem böſen Winter, dann kehren die fahrenden Beſitzer fahrbarer Kunſtanſtalten heim auf die luftige Höhe.

Fünfzehnhundert Fuß über der Meeresfläche, allen zweiunddreißig Winden ausgeſetzt, liegt der weiland große Exercierplatz, ein ungeheueres Parallelogramm von hartem Felsboden, deſſen kümmerliche Raſendecke den Sommer über von Gänſen abgeweidet wird, welche durch fortwährenden Stoffwechſel ſelbſt wieder die Elemente ihrer Nahrung liefern. Gegen Oſten iſt der Platz durch die Häuſer der Hauptſtraße, auf den andern drei Seiten aber durch die kleinen oben beſchriebenen

Digitized by Google

Digitized by Google

nach D-
Lan-

anschaffen als der Kleinmeister es im Stande ist, sie [illegible]

Digitized by Google

Druck von Alfred Stuck. Gest. [illegible] Dess

Die Savoyarde

Digitized by Google

Digitized by Google

Häuschen begrenzt. Fünfundzwanzigtausend Mann könnten auf diesem Platze in Parade aufmarschiren. Dort sammelt sich mit dem beginnenden Winter eine stattliche Wagenburg, belebt durch die Anwesenheit ihrer Besitzer, welche jetzt repariren oder für die nächste Campagne Neues erfinden oder hie und da auch herzhaft für die Wintermonate zum Pfriemen und Knieriem greifen; und wenn des Abends aus jedem der hundert Fenster in den kleinen Häuschen die Wasserkugel des fleißigen Schusters ihre blendenden Strahlen auf die Schneedecke herauswirft, so ist das auch ein Bild.

Wohl aber mag der Winter für Wandervögel dieser Art eine trübe Zeit sein, denn die Heimat ist ihnen die Fremde und die Fremde ist ihre Heimat, darum hört man auch hin und wieder zur Winterszeit die Drehorgel ertönen in melancholischem Tremulande; nicht um's Geld dreht sie ihr Besitzer, o nein, zum eigenen Troste lauscht er den sehnsüchtigen Klängen, welche ihm den fortlockenden Frühling, den erntereichen Sommer, den lebhaften Herbst noch einmal vor die Seele zaubern.

Aber weg mit der Vergangenheit, es lebe die Zukunft! Eine lustige Polka auf's Register und frisch die Kurbel gedreht, das verscheucht die Grillen. — Heiza! wie rasch schwingt sich das Carrousiel, wie heiß brennt die Sonne, wie dicht wirbelt der Staub, wie stößt und drängt sich die Menge auf der lustigen Kirchweih! Das gibt neue Hoffnung, neuen Muth.

Wenn die Schwalben wieder heimkehren zum Neste, dann fliegen die Pirmasenser wieder aus; über siebenhundert Reisepässe, also für zehn Procent der Bevölkerung, werden ausgestellt, und man sagt es sei eine empfindliche Strafe, wenn mit der Reisepaß verweigert werde, weil dem Verlangenden im Vorjahre draußen etwas passirt war, was ihn mit der Polizei in Collisionen gebracht hatte, und was von dieser in recht liebloser Weise an die Heimatgemeinde berichtet worden war.

Ob eine solche fahrende Lebensweise der Moral besonders günstig sei, dürfte bezweifelt werden, doch hört man, daß es schon mehr als Einer, besonders von den Bilderhändlern, zu einer gewissen Wohlhabenheit gebracht habe.

Die Mehrzahl der Bewohner von Pirmasens ist protestantisch; aber der Ausdauer des Pfarrers der etwa dreihundert Seelen zählenden katholischen Gemeinde ist es gelungen, dort eine Anstalt ins Leben zu rufen, welche schon vielfach die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Es ist dieß eine klösterliche, von Schwestern vom Orden St. Vinzenz de Paula geleitete Anstalt, welche sich der Unterstützung von nah und fern in großartigem Maßstabe erfreut. Etliche Hundert Kinder aus allen Gegenden Deutschlands, Frankreichs und Belgiens haben in der Anstalt Aufnahme gefunden, und dennoch bleiben Mittel genug übrig, um bei feil werdenden Gütern die höchsten Preise zu bezahlen, und so für das was man die todte Hand nennt, Ländereien zu erwerben. Von der nahen Grenze herüber ist viel Ab- und Zugehens von Klerikalen. Der rasche Gang, welcher die lange Soutane und die seidene Schärpe in starke Bewegung setzt, mehr noch aber das schwarze Haupthaar mit der Tonsur lassen leicht den Sohn des inneren Frankreichs erkennen.

Dieses Kloster steht auf dem Platze, wo ehedem das Exercierhaus Ludwigs IX. von Hessen stand. So ändern sich die Zeiten. Im Jahre 1859 zogen aus diesem Hause eine Anzahl Schwestern nach Oesterreich, um die Verwundeten von Solferino und Magenta zu pflegen.

Zum Schlusse sei noch einer landschaftlichen Schönheit gedacht, einer mit dem ungefügen Namen „der Bärenfelsen" belegten, wundervoll schönen und tiefen Grotte im Sandsteinfels. Eine einzige ungeheure Platte bildet die ganz wagrecht liegende Decke, von beiden Seiten ragen rauhe Felsmassen coulissenartig herein, und der Buchenwald vor dem Eingang läßt noch gerade genug Licht hindurch, daß man auf hundert Fuß im Hintergrunde einen kleinen Bach sehen kann, welcher aus einer nahe der Decke liegenden Spalte herabfallend eine schöne Cascade bildet.

Sollte ein wunderlicher Zufall einst einen unserer Leser nach Pirmasens führen, so vergesse er nicht, sich den Bärenfelsen zeigen zu lassen.

Ary Scheffer.

Ary Scheffer war der Sohn eines deutschen Malers, der sich in Holland niedergelassen hatte. Seine Mutter war eine geborene Lamme aus Dortrecht und Tochter eines Mannes, der sich in dem Widerstand der Freiheitspartei gegen die usurpatorischen Uebergriffe des Hauses Oranien auszeichnete und sich nach Brüssel flüchten mußte. Von väterlicher Seite hat Ary Scheffer das Talent, von mütterlicher den freisinnigen Geist geerbt, der sich sein Leben lang, trotz aller Verlockung treu blieb. Doch war auch die Mutter eine künstlerische Natur, denn als der Vater Ary's starb und das Vermögen der Familie verloren ging, ernährte sie ihre drei Kinder Arnold, Henri und Ary als Miniaturmalerin. Dieses war das Geringste, was sie für die verlassenen Waisen that. Mehr leistete sie durch ihr Beispiel, durch ihre unerschütterliche Tugend und durch eine wahrhaft mütterliche Ausdauer, die sich in den schwierigsten Lagen, in Noth und Elend bewährte. Auch wurde sie von ihren Kindern bis an ihr Lebensende wie eine Heilige verehrt und als eine Heilige stellte sie auch Ary Scheffer in seinem Bilde „der heilige Augustin und die heilige Monika" dar. Um den Kindern eine ihren

Digitized by Google

Talenten entſprechende Erziehung geben zu können, überſiedelte ſie bald nach ihres Mannes Tode nach Paris, obwohl ſie wußte, daß ſie ſich die Laſt, die auf ihren Wittwenſchultern ruhte, verdoppelte, ja verdreifachte. Arnold wurde ein ausgezeichneter politiſcher Schriftſteller, Henri iſt der Maler des bekannten Bildes Charlotte Corday, das ſich im Luxembourg befindet. Ary, geboren im Jahr 1795, war zur Zeit der Ueberſiedlung nach Paris — im Jahre 1811 — ſechzehn Jahre alt. Sein Lehrer wurde der damals berühmte Pierre Guerin, von dem ſich mehrere Bilder im Louvre finden. Welcher Art Maler Ary Scheffer in dieſer Schule geworden und welcher Art Charakter er geweſen, zeigt folgende Stelle, die wir aus Moritz Hartmanns „Bilder und Büſten“ entlehnen. Der Artikel iſt noch zu Lebzeiten Ary Scheffers geſchrieben und ſagt, was andere Kritiker nach dem Tode des großen Malers ſagten. Das Todtengericht über Scheffer beſtätigte, was Moritz Hartmann dem Lebenden nachſagte. Selbſt das ganze Buch, das die geiſtvolle und gelehrte Mrs. Grote, die Frau des berühmten engliſchen Geſchichtſchreibers, neuerlich über Ary Scheffer geſchrieben, ſagt nicht viel mehr als jener Artikel. Wir fügen nur noch hinzu, daß der Verfaſſer, wie aus ſeinen „Wanderungen durch Pariſer Ateliers“ hervorgeht, den Künſtler perſönlich kannte.

„Am Mittwoch öffnet der alte Meiſter ſeine beiden Ateliers dem Publikum, um es gütig zu entſchädigen dafür, daß er ſeit Jahren ſeine Bilder nicht mehr im Salon ausſtellt. Wir befinden uns bei einem der gebildetſten und liebenswürdigſten Männer dreier Länder, denn dreien Ländern gehört Ary Scheffer an: Deutſchland durch Abſtammung, Holland durch die Geburt, Frankreich durch Wirkſamkeit, langen Aufenthalt und Adoption. Alle drei Länder ſind gerechtfertigt, wenn ſie ſich um ſeinen Beſitz ſtreiten.

Es tritt uns ein Mann entgegen, der mit ſeinem grauen Schnurr- und Knebelbart auf den erſten Blick ein alter penſionirter General zu ſein ſcheint; aber die Milde des Wortes, die Sinnigkeit des Auges widerſprechen bald und erinnern, daß man einen tiefſinnigen Künſtler vor ſich habe. Um wie viel mehr wurde das von Allen, die ihm näher ſtehen, erkannt. In der That giebt es im heutigen Frankreich wenige Männer, um die ſich ein ſo ausgewählter Kreis verſammelt, wie um Ary Scheffer, ſei es um die Abende in bedeutſamem Geſpräche zu verbringen, ſei es um die edelſte Muſik in ſeinen Salons oder Ateliers zu hören. Da findet man Männer wie Renan, Henri Martin, Diardot, Künſtler wie Mad. Diardot ꝛc. und wo ſind die Zeiten, die er in Geſellſchaft Lamenais', Beranger's, Manin's, überhaupt der edelſten Zeitgenoſſen zugebracht! Nur ein Blick ins Atelier und wir erkennen aus der Galerie von Freunden, die er für ſich gemalt, daß wir es mit einem Manne zu thun haben, der den Beſten ſeiner Zeit genug gethan, um den ſich die Bedeutendſten und Einflußreichſten geſammelt haben. Da hängen in langer Reihe als koſtbare Illuſtrationen zur Zeitgeſchichte die Porträts von Guizot, Cavaignac, Lamartine, Beranger, Lamenais, Manin u. A. Die Leiden und Freuden des Jahrhunderts laſſen ſich von dieſen Geſichtern herableſen, viel deutlicher und wahrer als aus den Memoiren des erſtgenannten. Es ſind hiſtoriſche Bilder, dieſe Porträts, und gehören mit zum Beſten, was der große Maler geſchaffen. Das harte, kantige, erbarmungsloſe, herrſchſüchtige Guizots, das grübelnde, durchfurchte, fanatiſche Lamenais', das niemals ſeinen ekkleſiaſtiſchen Ausdruck abzulegen vermochte, das klare, ehrliche, wohlwollende Manin's, das in ſeinem Ausdruck ſo ſehr einfache, faſt beſchränkte, aber grabaus blickende und ehrenhafte Cavaignac's und der Andern — ſie ſind ſo wahr, ſo lebend, wie ſie ein Phyſiognomiker nur wünſchen kann, um aus ihnen die geheimſten Herzens- und Geiſtesoperationen herauszuleſen. Beranger hat es wohl gefühlt, daß ihn Ary Scheffer wahrer und ſchöner der Nachwelt überliefern werde, als ſeine eigenen Memoiren thun, und daß er mit ſeinem Porträt den beſten Commentar der Chanſons ſchaffen werde — und Ary Scheffer war der einzige Maler, dem er zwei kurze Sitzungen gönnte. Das vor uns hängende Porträt iſt das einzig wahre des großen Volksdichters und es ſpiegelt all' die großen und kleinen Reize ab, welche die patriotiſchen, anakreontiſchen und ſatiriſchen Lieder Berangers ſo einzig machen. Man ſehe dieſes Bild nur an und man wird, wenigſtens für die Zeit der Betrachtung, ein heiterer Philoſoph, ein ausdauernder Mann, ein unabhängiges Gemüth.

In Dichterſeelen und Dichterwerke ſich zu verſenken, verſteht Ary Scheffer wie kein anderer Maler ſeiner Zeit; er iſt eben ſelbſt ein großer Dichter und dabei, was ſo wenige ſeiner Collegen ſind, ein gebildeter Mann. Die ſchönſten Dichtungen aller Länder haben ihm ſeine Stoffe geliefert, und er verſenkte ſich mit ſeiner Sinnigkeit ſo tief in die dichteriſchen Stoffe und in die Eigenthümlichkeit des Dichters, daß er denſelben Gegenſtand mit dem Pinſel noch einmal dichtete, nicht nachmalte. Was iſt es, was uns bei den meiſten Illuſtrationen und Bildern nach Dichterwerken ſo großes Unbehagen verurſacht? — Daß ſie meiſt, faſt immer, die Phantaſie beengen, ihr die Flügel binden; daß ſie ſich an Aeußerlichkeiten halten und nie etwas liefern, was der Einbildungskraft des Leſers nachkommen könnte. Sieht man aber die Scheffer'ſchen Bilder nach Dichtern, ſo giebt man ſchnell zu, daß er die Dinge ſchöner geſehen, als wir; und wenn wir ein Ideal mitbringen, ſchwindet es ſofort vor der ſchöneren Darſtellung, die leibhaftig und doch unendlich wie das Dichterwerk auf unſere Seele wirkt. Dante, Göthe, Schiller, Byron, Uhland haben ſich nicht zu beklagen, daß ſie von Scheffer in Farben überſetzt worden. Man ſehe nur Franceſca da Rimini, die Fauſtbilder (beſonders die erſten), die Mignon-Bilder, den Giaur, die Eberhard-des-Greiner-Bilder! Auf allen dieſen Bildern derſelbe, jedem einzelnen Poeten, wie jedem einzelnen Gegenſtande eigenthümliche Duft; auf jedem die Atmoſphäre, die Stimmung, die der Dichter oft durch ein Wort, durch den Styl, durch den Tonfall hervorbringt. Ary Scheffer iſt in dieſer Beziehung ſo einzig in ſeiner Art, daß man für ihn eine beſondere Bezeichnung erfinden müßte; er iſt nicht ein hiſtoriſcher Maler; er verhält ſich zur hi-

Digitized by Google

storischen Malerei, wie sich die Poesie zur Geschichte verhält.

Im Atelier sehen wir neben den Porträts das große, berühmte Bild Francesca da Rimini, das im Stiche so bekannt geworden, daß wir es nicht zu beschreiben brauchen. Es gehört, wenn ich nicht irre, der Familie Orleans und Scheffer hat es aus dem Schiffbruch gerettet*). An der Wand hängt „der Giaur“ — Byronisch, wenn je ein Gedicht oder Bild Byronisch war. Der Lord würde aufgejauchzt haben, sich so wiedergegeben zu sehen. Eben so würde es unsern Uhland freuen, könnte er gleich daneben seinen Eberhard sehen, wie er das Tischtuch zerschneidet. (Das größere Pendant zu diesem Bilde, eines der schönsten Scheffers, Eberhard seinen Sohn beweinend, befindet sich im Luxembourg, dem Pantheon der großen lebenden Künstler.) Da ist auch der König von Thule, nordisch düster und doch golden romantisch wie Göthe in seinen Balladen. Auf der Staffelei befindet sich ein Bild, das wir als unfertig nicht beurtheilen wollen, fürchten aber, daß wir das vollendete auch nicht werden loben können, was übrigens dem Meister ganz gleichgiltig sein kann. Der Gegenstand scheint uns zu vage, zu verschwommen, zu mystisch, wie denn Scheffer, einem dunklen Gerüchte zufolge, in der That jetzt sich ein wenig dem Mystizismus zuneigt. Das Bild stellt bedrängte, leidende, durch Leiden geläuterte Seelen vor, die, befreit und erlöst, wie Wolken schwebend, dem Himmel zustreben. Unter diesen Seelen entdecken wir auch Francesca und Paolo. Mystizismus, Verschwommenheit waren die Gefahren, die den Maler bedrohten, der seine Gestalten nur aus Dichterwerken, nicht direkt aus dem Leben oder aus der Geschichte holte, und siehe da, Ary Scheffer scheint an diesen Klippen scheitern zu sollen. Ein anderes Bild auf anderer Staffelei, Christus und Satan, erinnert uns an eine Altersschwäche, die sich bei dem großen Künstler eingestellt und die man seit einer Reihe von Jahren zu bedauern Ursache hat. Wer die ersten Göthebilder und die letzten gesehen, mußte zuerst auf diese Schwäche aufmerksam werden. Ich meine die Abnahme des Farbensinnes. Das neue Bild ist noch ein Meisterstück der Komposition, ein Muster großartiger Einfachheit, aber die Farben sind todt. Sollte auch dieser Umstand irgend eine ascetisch-mystische Ursache haben und mehr im Blicke des Geistes, als in dem körperlichen Auge begründet sein? Mit Schmerzen denken wir an denjenigen Meisters „Laßt die Kindlein zu mir kommen“, das wir vor achtzehn Jahren in Berlin gesehen und das ein Herd paradiesischer Farben war . . .

Im Atelier Ary Scheffers giebt es einen geheimnißvollen Winkel, den ein dichter Vorhang bedeckt. Dieser Winkel ist nicht der mindest interessante Theil der interessanten Werkstätte; in ihr finden sich die Reliquien der Prinzessin Marie von Orleans, der früh geschiedenen Tochter Louis Philippe's, der talentvollen Bildhauerin, welche die schöne Jeanne d'Arc und andere nicht minder verdienstvolle, wenn auch minder populäre Bildwerke geschaffen. Hinter dem Vorhange sind mehrere derselben verborgen und traurig sieht das Bild der Frühgeschiedenen auf dieselben herab. Sie wurden Ary Scheffer zur Verwahrung anvertraut, denn er war der geliebte Lehrer der jungen Künstlerin und der intime Hausfreund der Orleans. So kommt es auch, daß er in mancher Beziehung so zu sagen eine historische Rolle gespielt hat. Ary Scheffer war es, der in Gesellschaft Thiers' während der Julitage nach Neuilly fuhr, um dem Herzoge von Orleans zuerst die Regentschaft, eigentlich aber die Krone anzubieten. Man betraute ihn mit der Botschaft, wohl wissend, daß Louis Philippe sich zu ihm offener über seine Ansichten und Wünsche aussprechen werde, als er es allen den Staatsmännern gegenüber, die sich bei Herrn Lafitte versammelten, gethan hätte. So spielten Ary Scheffer und sein Modell Beranger, deß Bild dort hängt, in der großen Umwälzung eine größere Rolle, als sonst Maler und Chansoniers bei solchen Gelegenheiten zu spielen pflegen. Beranger verfaßte und unterschrieb die Proklamation, welche die Bourbons für abgesetzt erklärte, Scheffer bot die vom Haupte des alten Königs gefallene Krone seinem Freunde an. Er scheint zu einer Rolle in der Geschichte der Familie Orleans prädestinirt gewesen zu sein. In der Februarrevolution taucht er plötzlich wie ein Schutzengel derselben auf und setzt die Reihe fort, die er in der Julirevolution angefangen. Als Helene von Mecklenburg, Herzogin von Orleans, mit männlichem Muthe in die Kammer ging, um den letzten Versuch zur Rettung der Krone ihres ältesten Sohnes zu wagen, gerieth sie auf der Place de la Concorde in das furchtbarste Volksgedränge. Der Duc de Chartres war plötzlich von ihrer Seite gerissen; entsetzt sieht sich die Mutter nach ihrem geliebten Kinde um und entdeckt es lächelnd und in Sicherheit auf den Armen eines Nationalgardisten. Der Nationalgardist war Ary Scheffer. Er trug ihr das Kind noch in die Kammer, rettete es, als es einmal unter die Füße der wogenden Menge gerieth, und verließ Mutter und Kind nicht eher, als bis sie in Sicherheit waren.“

Im Vorstehenden sind die bedeutendsten Ereignisse aus dem Leben, auch die bedeutendsten Werke Ary Scheffers genannt. Wir haben nur Weniges zur Erklärung oder Ergänzung hinzuzufügen. In der Restaurationszeit gehörte der junge Maler mit zu dem intimen Kreise des Generals Lafayette; durch ihn wurde er mit seinen Brüdern, Arnold und Henri, in die große Verbindung eingeführt, die man auch in Frankreich mit dem Namen „Carbonari“ bezeichnete und zu der die besten und edelsten Geister jener Epoche gehörten. In den Julitagen schlug sich Ary Scheffer gegen die Ordonanzen Carls X. mit ausgezeichnetem Muthe und mit Führertalent. Die „Carbonari“ hatten sich seit Jahren für diesen Kampf vorbereitet und Exerzitien gemacht, wie gemeine Soldaten. Scheffer gehörte derselben Compagnie an, wie der große Historiker Augustin Thierry, sein Freund, und die Vorstellung, wie der große Maler und der große Geschichtschreiber im Schloßhof Lafayette's wie Rekruten neben einander exerziren, ist gewiß nicht un-

*) Jetzt im Besitze des Fürsten Demidoff zu San Donato bei Florenz.

Digitized by Google

intereſſant. Scheffer meinte es mit der Freiheit ernſthafter als der Mann, dem er aus Zweckmäßigkeitsrückſichten die Krone angeboten; wie Lafitte wandte er ſich ſpäter von Louis Philippe und wandte ſich Louis Philippe von ihm ab, weil ihm Scheffer einige Male die Wahrheit ſagte. Er blieb mit der Familie befreundet, aber ſeine republikaniſchen Geſinnungen gewannen unter Louis Philippe wieder die Oberhand. Hat er doch ſelbſt mit den freiſinnigſten Mitgliedern dieſer Familie Erfahrungen gemacht, die ihm bewieſen, wie ſchwer es den Fürſten wird, die Wahrheit zu hören, und wie gerne ſie ſich ſelbſt täuſchen, ja wie gerne ſie getäuſcht ſein wollen. Ein Beiſpiel ſtatt vieler: Unmittelbar vor Ausbruch der Februarrevolution ließ ihn die Herzogin von Orleans, die wegen ihres Verſtandes mit Recht gerühmt wurde, in ihre Gemächer berufen, um ihn nach ſeiner wahren Meinung über den Stand der Dinge zu befragen. Scheffer antwortete, er befürchte für jetzt keine

Gefahr und er halte die ergriffenen Vorſichtsmaßregeln für hinreichend. „Aber," fügte er hinzu, „Eure königliche Hoheit erlaube mir noch die Bemerkung, daß, wenn den vernünftigen Forderungen der Nation nicht einige Zugeſtändniſſe gemacht werden, irgend eine neue Manifeſtation erfolgen muß, der man vielleicht nicht ſo erfolgreich wird widerſtehen können." Auf dieſe Worte wurde die Herzogin roth vor Zorn und rief: „Scheffer, es iſt höchſt unſchicklich von Ihnen, nur die Möglichkeit einer Gefahr für die Monarchie anzunehmen." Zwei Tage darauf war die Monarchie geſtürzt und Scheffer war es, der demſelben Könige, dem er vor 18 Jahren die Krone angeboten, in den Wagen half, der ihn in's Exil führen ſollte. In den ſchrecklichen Junitagen ſchlug ſich Scheffer als Kapitän der Nationalgarde für Geſetz und Republik mit ſolcher Tapferkeit, daß ihm Changarnier das Commandeurkreuz der Ehrenlegion anbot. Er wies es zurück; er wollte keine Auszeichnung tragen, die er im Kampfe gegen ſeine Mitbürger gewonnen. Er trug überhaupt keinen der vielen Orden, die ihm verſchiedene Fürſten überſchickt hatten. — Der Staatsſtreich erfüllte ihn mit Troſtloſigkeit; die Anlage zu einer Herzkrankheit bildete ſich raſch aus und eine Reiſe, die er als kranker Mann nach England

Digitized by Google

machte, um dem Leichenbegängniß der Prinzessin Helene beizuwohnen, gab ihm den Todesstoß.

Er starb am 15. Juni 1858.

Im Verlaufe seiner „Wanderungen durch Pariser Ateliers“ fährt Moritz Hartmann fort:

„Während ich fern von Paris den ersten Bericht über meine Besuche bei Pariser Malern aufzeichnete, lag einer derselben und zwar der bedeutendste unter ihnen, im Sterben. Das Todtengericht, das die öffentlichen Organe und das Publikum an seinem Sarge gehalten, bestätigte nur, was ich über Ary Scheffer gesagt hatte. Es war mir leicht, jene Unparteilichkeit zu üben, die sonst nur einem Todten gegenüber leicht ist, denn, ich darf es jetzt aussprechen, was ich damals verschweigen mußte, ich habe Ary Scheffer seit langer Zeit wie einen Sterbenden betrachtet. Seit Jahren litt er an einem unheilbaren Uebel, von dem er so gut wie seine Freunde wußte, daß es ihn plötzlich hinraffen werde. Wenn ich ihn im Bois de Boulogne blaß, leidend so hinreiten sah, erinnerte er mich an jene Balladengestalten, die todt in die grüne Welt hineinreiten, ohne, wunderbarer Weise, aus dem Sattel zu fallen. Ein Stück vom Maler, jener Ary Scheffer, der die Welt in so holden, poesievollen Farben gesehen, war längst in ihm gestorben — es blieb nur noch der denkende Maler, und in der That waren seine Gestalten der letzten Zeit bloße Abstraktionen. Aber der Mensch, der edle, tieffühlende, künstlerische, etwas träumerische und immer wohlwollende Mensch war bis zum letzten Augenblicke lebendig geblieben, und je treuloser ihn der Körper verrieth, desto treuer hielt ihn der Geist aufrecht, der ihm durch Kunstgenüsse jeder Art immer neue, belebende Nahrung zubrachte. Wenn Frankreich seine Verluste an großen Künstlern und edlen Charakteren, die es in den letzten Jahren erlitten, aufzählt, darf es neben Rude, Beranger, Cavaignac auch Ary Scheffer nicht vergessen; er gehörte mit zu jenem Kreise auserlesener Menschen, die aus der Entfaltungszeit der Restauration stammend, dieser und der Julepoche ihren Glanz verliehen und in der darauffolgenden Sittenverfallsepisode immer die Prinzipien der Ehrenhaftigkeit aufrecht erhielten ... Die Männer dieses Schlages leben heute nur noch sporadisch in Frankreich — oder im Exil — aber sie leben noch und werden wohl auch Nachfolger haben.“

Ueber französische Lektüre

für Mädchen und Jungfrauen.

Von **Ottilie Wildermuth**.

Die ausgebreitete Herrschaft, welche französische Mode und französische Sprache bei uns behaupten, ist eine viel getadelte, viel angefochtene und schließlich doch eine stillschweigend anerkannte Thatsache. Warum die Kenntniß der französischen Sprache für den unerläßlichen Stempel höherer Bildung gilt — das mögen Andere ergründen; es ist nämlich seit gar langer Zeit so mit der Vorliebe für diese Sprache: „weil sie ergötzlicher zu hören und zu lesen ist als jede andere,“ meint schon ein sehr alter Schriftsteller.

Wir haben zwar glücklicher Weise unsre gute Muttersprache nicht mehr so mit französischen Wörtern durchspickt, wie es vor Zeiten war, wo man keine Neigung, sondern ein attachement, keine Liebe, sondern nur eine amour hatte; ganz aber werden wir der Fremdwörter schwerlich los, und ganz entbehrlich wird darum die Kenntniß der französischen Sprache nicht. Ein deutsches Gemüth mag noch so patriotisch gesinnt sein, noch so ingrimmig in seinem Haß gegen alles Leid das uns Frankreich zugefügt, von der Verheerung der Pfalz bis zur Einführung der Krinolinen, — man blamirt sich eben, wenn man „Bureau“ liest für bureau und Gänsdarme für gensd'armes; man kann kein Kochbuch, nicht einmal einen Speisezettel lesen, ohne wenigstens etwas Französisch zu verstehen.

Fügen wir uns daher in Geduld. Ist ja doch die Erlernung einer fremden Sprache an sich schon bildend; ja sie ist nothwendig, um den Bau der eigenen zu begreifen, und heilsam als geistige Disziplin, die den flüchtigen Sinn der Jugend, zumal der Mädchen, mehr als andere, ihnen erreichbare Wissenschaften, an bestimmte Formen fesselt.

Aber, vollkommen zugegeben, daß wir Französisch lernen müssen, so darf ich wohl gestehen, daß mir bei der weiblichen Erziehung Musik und Französisch als Moloche erscheinen, denen eine Masse von Zeit, Geld, Lehrermühe und Jugendkraft in den Rachen geworfen wird, sehr häufig ohne entsprechende Resultate.

Ueber Musikunterricht und seine Folgen will ich das Urtheil Sachverständigen anheimstellen. Ich halte mich nur an die einfache, oft beobachtete Thatsache, daß junge Mädchen, die von ihrem siebenten Jahr an Musikstunde hatten, die täglich mit dem zankenden Rufe: „üb' dich Lottchen, so üb' dich doch; aber du hast dich heut noch gar nicht geübt!“ als erwachsene Jungfrauen, nachdem die Klavierstunden, billig berechnet, etwa 2400 fl. gekostet, höchstens eben die Sonate, das Rondo oder Notturno spielen können, das sie eben gerade in der Klavierstunde üben, wie sie daheim auch nur spielen, soviel zur Uebung nöthig ist, in Gesellschaft nach endlosem Bitten höchstens das gerade eingeübte Stück abarbeiten und als Frauen die Saiten verrosten und das Klavier verstäuben lassen.

Etwas Aehnliches ist es auch mit dem französischen

Digitized by Google

Unterricht, und um nur mit Thatsachen zu beweisen, will ich von Einer meiner Bekannten die französische Laufbahn schildern.

Es wurde für Elise — so will ich sie nennen — von ihrem fünften Jahre an eine französische Bonne gehalten, um dem noch weichen Organ die Aussprache geläufig zu machen. Vom siebenten Jahr an genoß Elise, die keineswegs ein unbegabtes Kind war, den französischen Unterricht der guten Lehranstalt die sie besuchte, in wöchentlich fünf Stunden, dazu kamen bald zwölf wöchentliche Arbeitsstunden, in denen französisch gesprochen und vorgelesen wurde. Da nun aber die Klasse zu zahlreich besucht war, als daß an jede einzelne Schülerin viel praktische Uebung im Lesen und Sprechen kommen konnte, so nahm Elise nebenher mit einigen Freundinnen wöchentlich zwei Lektionen bei einem Professor.

Im sechzehnten Jahr kam sie in eine französische Pension, wo man Französisch sprechen, schreiben, denken und träumen mußte, wo ein deutsches Wort einen halben Frank Strafe kostete, und wenn es nur im Schlaf geredet war. „Nun aber wirst du gut Französisch können, Elise?“ fragte man sie nach der Rückkehr. „Gewiß,“ versicherte sie, „ich spreche es so leicht wie Deutsch, nur die Grammatik wurde wenig geübt im Institut.“ Nahm sie demnach abermals eine Stunde, um gründlich Grammatik zu lernen; als diese ihr endlich entleidet war, tauchte eben eine französische Mademoiselle auf, die Konversationsstunden auf Spaziergängen gab, so spazierte sie also französisch, bis sie durch die Pforten des Ehestandes einging.

„Treibst du noch viel Französisch?“ wurde die vielunterrichtete Elise später einmal gefragt. „O,“ sagte sie lachend, „das Sprechen werde ich wohl so ziemlich ausgeschwitzt haben bei dem unmüßigen kleinen Kindervolk, im Nothfall werde ich schon noch etwas zusammenstoppeln können.“ „Aber du kannst doch deinen Kindern bei den Schularbeiten gut nachhelfen?“ „Ja, das kann ich schon, doch, so ganz gewiß bin ich meiner Sache nicht immer — wenn man so aus der Uebung ist . . . .“

Nicht gerade so schlimm, aber doch annähernd, ist es bei vielen „Töchtern gebildeter Stände.“ Haben sie nicht Alle so viel Stunden wie Elise, so wissen sie dafür nachher auch noch weniger. Selbst junge Mädchen, die sich zu Erzieherinnen befähigt halten, erfahren oft mit Leid, mit Noth auf Kosten ihrer Gesundheit, wie wenig sichern, verfügbaren Besitz sie haben an dem, was sie so lang und so mühsam erlernt. Es ist schön und gut, daß der Mensch lerne, so lang er lebt, ob es aber Menschenpflicht ist, bis an sein Lebensende theuer bezahlte Stunden zu nehmen, ist doch noch fraglich.

Woran aber liegt die Schuld dieser geringen Erfolge? Nicht an den Lehrern, auch nicht immer in dem Mangel an Begabung oder an Fleiß der Schülerinnen; — ich glaube, zunächst an dem Mangel von Selbstthätigkeit, auch bei sonst fleißigen, gewissenhaften Mädchen. Sie öffnen willig den Mund, um die Weisheit einzunehmen, die man ihnen auf dem Teller bringt, sie schlucken auch ordentlich, aber es geschieht nichts um die Verdauung zu fördern. Wenn die Lehrstunde geschlossen, die Aufgabe geschrieben ist, so behelligt man seine Gedanken nicht weiter mit der Sache, und das Erlernte wird nie zum lebendigen Eigenthum.

Wieder unterrichten ist gewiß eines der besten Mittel, sich Gelerntes eigen zu machen. Wie gut würde ein junges Mädchen thun, wenn sie, statt fortwährend theure Stunden zu nehmen, bei Zeiten anfangen würde, eine kleine Schwester, ein Nachbarkind oder irgend ein unbemitteltes, strebsames Mädchen zu unterrichten, dem sie damit eine Wohlthat erzeigte! Aber so wenige Mädchen sind zu vermögen, in ihren Freistunden selbstständig eine französische Lektüre anzufangen oder durchzuführen. „Ich bin froh, wenn meine Aufgaben fertig sind,“ heißt es, „deutsch lesen ist kommoder.“

Lesen allein thut's nun freilich nicht, es hilft nicht unmittelbar zum Verstehen der Konversation und zum Sprechen, aber es gibt doch allmählich einen Reichthum von Wörtern und macht mit dem Geist der Sprache vertraut, und es ist eine Uebung, die sich leicht ohne weitere Hilfsmittel fortsetzen läßt.

„Aber was sollen junge Mädchen lesen? Sollen sie die Schätze der heimischen Literatur unbenützt liegen lassen, und ihre Seele vergiften mit dem schädlichen Qualm, der herüberdünstet von dem alten Erbfeind deutscher Sitte?“

Keineswegs; für gute deutsche Lektüre, die ich am liebsten dem Familienkreis anheimgeben möchte, bleibt ganz gewiß noch freie Zeit. Was aber das Verderbliche der französischen Literatur betrifft, so gilt es allerdings vorsichtig zu sein.

Laßt Balzac, Paul de Kock, Eugen Sue, Alexander Dumas und die ganze Literatur der Mysterien in Gottes Namen liegen; soll mich freuen, wenn kein junges Mädchen sie in der Uebersetzung gelesen hat, da diese Schandlektüre leider in sehr ehrbaren Familien Eingang gefunden hat. Auch bei George Sand glaube ich nicht, daß der Glanz und die Poesie ihrer Sprache den versengenden Gluthauch aufwiegt, der aus der schwülen Atmosphäre ihrer Lebensanschauung junge Seelen verderblich anweht. Jedenfalls kann die liegen bleiben bis auf spätere Jahre, mir haben auch dann noch ihre gepriesensten Werke nicht wohl gethan. Der alte langweilige Telemaque des ehrwürdigen Fenelon wäre aber eine zu starke Zumuthung für die Geduld junger Leserinnen. Für einen entschiedenen Mißgriff halte ich ferner, daß Paul und Virginie als Kinder- und Jugendlektüre in aller Welt ausgepriesen, mit Anmerkungen versehen und verbreitet wird, denn neben dem Anmuthigen der Idylle zieht sich doch ein sehr unkindliches, schwüles Element durch diese Dichtung. Die Korinna der Frau von Staël hat zu wenig Verwandtes mit der deutschen Natur, um deutschen Jungfrauen zuzusagen, und Rousseau in die Hände eines jungen Mädchens zu geben, wird keinem vernünftigen Menschen einfallen.

Und doch ist die Frage: was sollen wir Französisches lesen? jetzt nicht schwer zu beantworten, viel leichter als zu meiner Jugendzeit, wo ich mich mit Hilfe des Dictionnaire jämmerlich plagte, Marmontels „contes moraux“ zu verstehen, ihrem respektablen Titel und den allerliebsten Rococobildern zu lieb, mit denen sie

Digitized by Google

geziert waren; wo ich aber bald fand, daß dieſe „moraliſchen Erzählungen“ einem Moraſt gleichen, den man durchwaten ſoll, um auf einen reinlichen, guten Weg zu kommen, während man Gefahr läuft, ſich zuvor ſo zu beſchmutzen, daß der reinliche Weg nicht viel mehr hilft.

Die franzöſiſche Literatur bietet ſchöne hiſtoriſche und naturgeſchichtliche Werke von Guizot, Thiers, Lamartine, zum Theil ſehr anziehend geſchrieben, die zu gemeinſamer Lektüre für geübtere Schülerinnen ſehr zu empfehlen ſind. Beim Alleinleſen geht man oft zu flüchtig weg über ernſtere Sachen, ein bloßes Unterhaltungsbuch aber entleiht leichter, wenn es vereint gründlich geleſen wird; ein gehaltvoller Stoff muß die größere Mühe verlohnen, prägt ſich zugleich tiefer ins Gedächtniß, und wird ſo zum doppelten Gewinn.

Aber auch für leichtere Unterhaltungslektüre von anziehendem harmloſen Inhalt iſt in unſern Tagen geſorgt. Die „franzöſiſche Jugendbibliothek“ bietet reichen, zum größten Theil empfehlenswerthen Stoff; gar anmuthige Bücher für das frühere Alter ſind außerdem „Auguſtin,“ „Roſa,“ von Madame de Preſſenſé, und die verſchiedenen Jugendſchriften von Bouillet. Für Erwachſene iſt Souveſtre mit ſeiner friedlichen Tendenz und ſeinen lebensvollen Schilderungen anſprechend und unterhaltend, mehr noch die Schriften einer liebenswürdigen Genferin: „la fille du pasteur,“ „veuvage et célibat“ und andere. Tiefer in ihrer Richtung, aus eigenthümlich feiner und ſeelenvoller Auffaſſung des Lebens hervorgegangen ſind die Schriften der Frau von Gaſparin, namentlich eines ihrer neueſten „les horizons prochains.“ Mit dem hohen Ernſt chriſtlicher Geſinnung vereinen die kleinen Lebensbilder, die dies Buch gibt, einen tief poetiſchen Blick in die Natur und das Menſchenleben in ſeinen einfachſten Formen, in ſchlichten, der bloß äußerlichen Beobachtung verborgenen Kreiſen. Es iſt nicht viel Handlung, keine Verwicklung, nichts Spannendes in den Schilderungen die ſie uns vorführt; „die Ziegelhütte,“ „der Taubenſchlag,“ „Marietta,“ ſind Geſtalten und Erſcheinungen, wie ſie dem einfachſten Leben begegnen; wem es aber wohl thut, dem Lichtſtrahl von oben zu folgen, wie er auch in eine düſtre Kammer, in ein verkümmertes Leben fällt, — der ſchaut gewiß gern auf dieſe Bilder aus „dem nächſten Geſichtskreis.“

Ich konnte der Luſt nicht widerſtehen eines derſelben deutſch wiederzugeben, um einen Einblick in den Geiſt und die Art des Buches zu gewähren und die liebenswürdige Schriftſtellerin deutſchen Gemüthern nahe zu bringen. Es wird unter dem Titel „Drei Roſen“ in einem der nächſten Hefte der Freya erſcheinen.

Aeſthetiſche Briefe.

Von **Adolf Wahrmund.**

Die Erziehung zum Schönen.

Wer über die Schönheit ſchreibt, darf ſich wegen ſeines Gegenſtandes am allerwenigſten rechtfertigen, denn Nichts kann reizender ſein als die Schönheit. Und wer immer Schönes zeigen und Anweiſung geben könnte, wie man es überall findet, der wäre wohl immer und überall willkommen, beſonders den Frauen, von denen nicht nur verlangt wird, daß ihre Erſcheinung den Eindruck des Schönen mache, ſondern — was mehr iſt — von deren Natur der Wille ſchön zu erſcheinen untrennbar iſt. In der angebornen Stärke dieſes Verlangens liegt größere Bürgſchaft für ſeine Erfüllung, als in der Stärke der Anforderung, die von außen geſtellt wird. Und Niemand wird läugnen, daß dies Verlangen wirklich in ſolcher Stärke vorhanden ſei, er müßte denn nicht geſehen haben, daß Frauen, denen die Schönheit des Körpers verſagt iſt, es am beſten verſtehen, ihre Erſcheinung ſo mit Adel und Grazie zu umgeben, daß ſie ſtärker anziehen und dauernder feſſeln als andere, die in der Schönheit des Körpers ein Zaubermittel für alle Zeit zu beſitzen glauben.

Freilich kann Einer ſagen, daß es leicht ſei, durch Adel und Grazie der Seele den Mangel an Körperſchönheit verſchwinden zu laſſen — für diejenigen, welche eine ſchöne Seele beſitzen; aber mit der werde nicht ein Jedes geboren, und ſchöne Stimmung der Geiſtesart müſſe doch von der Natur verliehen ſein. Nun iſt gewiß, daß Manche mit einer ſchönen Seele geboren werden, denen es von Anfang bis zu Ende gar nicht möglich iſt, ſich anders als ſchön zu zeigen. Dafür ſpricht auch die Meinung der Dichter, die ja häufig ſolche glückliche Naturen darſtellen; — und auf Dichter ſich zum Beweiſe der Wirklichkeit zu berufen, muß erlaubt ſein, denn was ſie wirklich Schönes darſtellen, kann nur der wirklichen Natur der Dinge entnommen ſein. Hiemit ſind freilich nur ächte und große Dichter gemeint, und dieſe haben kein ſtärkeres Wirkungsmittel als die Schilderung ſchöner weiblicher Seelen, — ſolcher Seelen, von denen wie durch einen unendlichen Zwiſchenraum jeder Gedanke getrennt iſt, der nicht in ſich ſelbſt ſchon den Adel und die Größe der Geſinnung wie die Schönheit der Empfindung trägt. Die Antigone des Sophokles, die Gudrun unſerer deutſchen Sage, Shakeſpeare's Cordelia, Julie und Imogen, Göthe's Ottilie und Iphigenie ſind Geſtalten, die nicht mit ſolcher Stärke auf uns wirken könnten, wenn ſie nicht wirkliche Natur wären. Was kann auch Anderes wirken, als das Wirkliche? Zeigt doch ſchon die Sprache ſelbſt den Weg. Dieſe Geſtalten ſind geborne ſchöne Seelen, und als ſolche wollten die Dichter ſie darſtellen.

Aber daß eine ſchöne Seele als ſolche *geboren* ſein müſſe, daß eine Seele, ſei ſie welcher Art ſie wolle, ſich nicht zur Schönheit bilden könne, iſt unwahr. Wozu iſt

Digitized by Google

Schönheit in der Welt, die der Kunst sowohl als die Schönheit der Natur? Den Menschen emporzuheben, sagt man. Ganz recht; wer aber soll emporgehoben werden? — der schon an sich schön ist, oder der es nicht ist? Doch offenbar, wer es noch nicht ist. Und ist etwa nicht Jeder fähig, die emporhebende Einwirkung des Schönen zu empfinden? Jeder ist dafür empfänglich, denn der Begriff „Schön" findet sich im Begriffsvorrathe eines jeden Menschen, und nicht als bloß angelerntes Wort, sondern von seiner eigenen Empfindung begleitet. Und was heißt das denn anders, als daß eben Jeder und Jede für das Schöne empfänglich ist? Sache der Erziehung ist es also, jede Seele zur Schönheit zu bilden, das heißt alles Häßliche und Unedle oder — denn darin liegt es zuletzt einzig und allein — alles Eigennützige aus der Seele zu entfernen.

Vielfach nun übernimmt das Schicksal, dem die Erziehung des ganzen Menschengeschlechts anheimgegeben ist, auch in hervorragendem Sinn die Erziehung der einzelnen Seele zur Schönheit, das heißt ein besonderes, gewaltiges Schicksal, welches durch langdauernde Feindseligkeit alles abtödtet, was in der Seele des Einzelnen eigennützig ist, indem es ihm beharrlich die Erfüllung jeden Wunsches versagt, der sich auf sein eigenes Selbst bezieht. So wird ihm die Seele gereinigt und geweitet, und seine Seele wird schön. Was kann das Schicksal, der Erzieher der Menschheit, mit solchen Seelen anderes vorhaben, als daß es sie zu seinen eigenen Zwecken geschickter macht als andere? Es macht sie zu Erziehern, zu Emporhebern ihrer Brüder und Schwestern, indem es ihre Seele durch härtere Schläge, als wie sie die Andern zu leiden haben, zur Schönheit reinigt. Und nun heben sie empor, wie die Schönheit selbst emporhebt, weil in ihnen Schönheit ist.

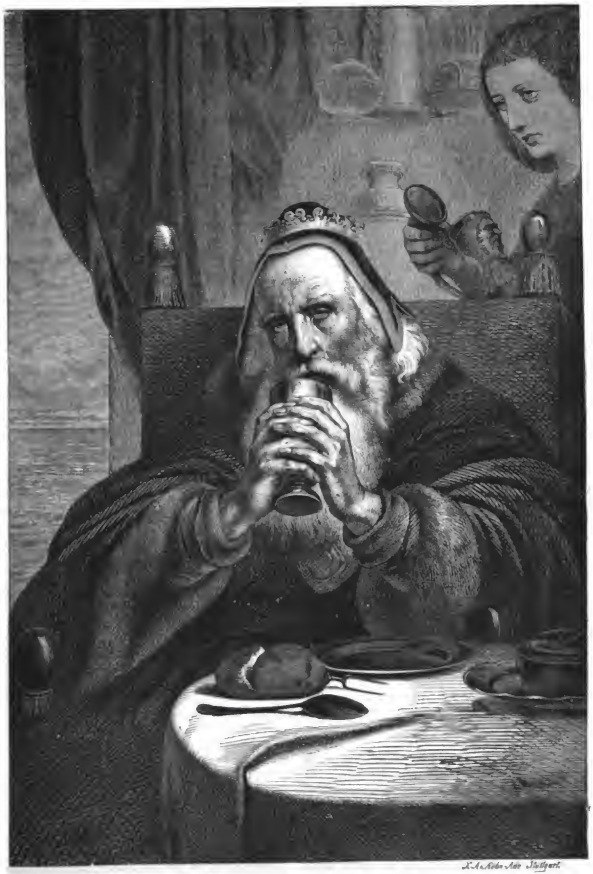
So bildet sich das Schicksal seine Helfer zur Erziehung der Menschen. Wer nicht genug Erfahrung besitzt, um zu wissen, daß hier Wahres gesagt ist, der sehe sich in den Lebensbeschreibungen der Dichter und großen Männer um, und er wird finden, daß ihr stärkerer Sinn für das Schöne und Große nur auf einer solchen Seelenläuterung beruht. Jeder Deutsche kann „Wahrheit und Dichtung" lesen; dort findet er an unserem Göthe das anschaulichste Exempel. Nun läßt sich freilich sagen, daß es sich gar nicht der Mühe lohne, solche Entsagung an sich selbst zu üben, um durch unendliche Geduld gegenüber hartem Schicksal zur Ruhe und Schönheit der Seele zu gelangen. Hierin spricht sich aber Eigennutz und Eigendünkel aus, und diesem Eigendünkel wird seine Strafe. Denn was bleibt dem, der so denkt, übrig, als mit dem Schicksal zu grollen, das ihn so gut wie Alle trifft? Wem thut aber der weh, der mit dem Geschicke grollt? Doch am meisten sich selber und dann seiner Umgebung, und weiter hinaus spielt er eine lächerliche Figur. Das ist seine Strafe. Dem Andern aber wird Lohn, indem er sich Jedem als schön und groß darstellt und seinem Volk und der Menschheit ein leuchtendes Beispiel ist, wie man sich zur Schönheit bilde. Und ein Jeder kann in seiner Art erreichen, was Göthe erreicht hat; das sagt uns Göthe selbst; denn er ruft denen, die ihm seinen Ruhm beneiden und aus Neid meinen, er sei vom Schicksale gar sehr begünstigt worden, und es sei für ihn eben keine große Kunst gewesen, zu werden, was er geworden — Solchen ruft er zu: mach' mir's Einer nach und erdulde, was ich erduldet habe! Auch Homer nennt sich einen erprobten Dulder. Ja mehr noch, er denkt sich den Dichter nicht anders, denn als Dulder; denn wer bei ihm als Sänger auftritt, ist immer ein vom Schicksal schwer Betroffener. Und man lese Shakespeare's Klagen in den Sonetten!

Erzogen zur Schönheit durch Geduld kann Jeder werden und Jede. Ist das doch der stärkste Beweis: Gerade die Frauen, denen es an Körperschönheit, oft sogar an Gesundheit ganz fehlt, erheben sich am leichtesten zur Schönheit der Seele. Warum? Weil sie Unendliches geduldet haben; denn was ist für das schöne Geschlecht größerer Schmerz und was verlangt größere Geduld als das Bewußtsein, nicht schön zu sein? Für ihr Dulden aber werden sie durch eine Schönheit belohnt, die schöner ist als die des Körpers, während jene, die nicht dulden wollen, die gegen den Stachel lecken, zu abscheulicher Häßlichkeit verzerrt werden. Da seht Lohn und Strafe!

„Also willst Du nur Geduld predigen?" Nein; aber zum Dulden und zur Gewinnung der Schönheit stark machen durch Vorhaltung des Schönen. Wie stärkt aber das Schöne in der Geduld? Indem es von dem abzieht, was alltäglich Schmerz macht und peinigt, indem es selbst zeigt, wie ohne Schmerz keine Schönheit zu erlangen ist, und indem es durch bloßes Anschauen dem Anschauenden etwas von seiner eigenen Natur mittheilt, die eben nichts anderes ist als Ueberwindung des Eigennützigen und des Schmerzes, den Eigennutz immer sich selber gebiert. — Wer aber den Verdacht erheben wollte, daß unsere Auseinandersetzungen auf ästhetische Empfindelei und Verhimmelung hinauskommen, dem halten wir unsere Absicht vor, eben solchem Unwesen die Larve abzuziehen. Ist doch die wahre Schönheit das, was am allermeisten praktisch ist; denn sie lehrt das nothwendige Uebel schön ertragen und das nothwendige Gute schön thun. Ueber diese Praxis geht nichts hinaus.

Daß nun das deutsche Volk den Sinn für das höchste Schöne vor den übrigen Völkern voraus habe, ist aus der deutschen Dichtung aller Zeiten klar nachzuweisen. Uns fehlt noch, daß wir es mit Bestimmtheit wissen, und daß wir mit diesem Bewußtsein in allen Dingen das Schönste schaffen. Das ist die Aufgabe der Nation, und an dieser Aufgabe sind die Frauen mit einem großen Antheil belastet: Frauen, die Schönheit der Seele besitzen, zwingen sanften Zwanges ihre Männer und ihre Söhne zu schönem Thun in allen Dingen, und so werden, vom schönen Sinn der Mutter beseelt, dereinst auch ihre Töchter fortwirken.

Digitized by Google



Göthe's König in Thule, gemalt von Arn Scheffer 1858.
(Zu Seite 11.)

Das Märchen von der ſchönen Indra.

Nach dem Indiſchen des Kathârnava

von

Georg Ebers.

An den Ufern der Godawari in der Stadt Mandawyapur lebte ein Kaufmann, welchen die Götter mit den ſchönſten Gaben geſegnet hatten.

Sein Haus erglänzte im üppigſten Wohlſtande, namenlos war die Zahl ſeiner Schätze und Diener, ein treues Weib war ihm geherſam, der beſte Sohn verſprach dem Vater ähnlich zu werden, und Indra, ſeine Tochter, welche alle ſechzig Kunſtfertigkeiten der Frauen Hindoſtans kannte, war ſo ſchön als die Lotosblume auf den Wogen des Ganga, — als ihre Namensſchweſter, die Göttin Indra, das leuchtende, geſtirnte Firmament.

Keſawa, der Kaufmann, erkannte wohl die Höhe ſeines Glücks und hegte frommen Sinnes die Geſchenke der Götter. Seine Nachbarn verſchonten ihn mit jenem Neide, der ſich ſo oft zum Begleiter des Glückes macht, denn er war weiſe und beſcheiden, er gab den Armen mit offenen Händen, er ertheilte Rath und Hülfe mit ſtets bereitwilligem Herzen und ehrte die ewigen Götter.

Als Indra in die Jahre kam, einen Mann beglücken zu können, verſandte der Vater Boten durch das ganze Land, welche einen ihrer werthen Gatten aufſuchen ſollten; aber alle kehrten traurig und unverrichteter Sache wieder, denn keiner von allen Jünglingen ihres Stammes im weiten Hindoſtan ſchien würdig der Perle Mandawyapurs.

Da ſprach Keſawa zu ſeiner Tochter: „O Indra, die Boten haben Niemanden gefunden, der Dich zur Gattin begehren dürfte und vielleicht iſt dieſes ein Wink der Götter. Ich habe immer geſehen, daß, wenn ich den Armen am reichſten ſpendete, mein Glück am höchſten ſtieg. So verweile Du, meine Tochter, unter der ſchattigen Palme an der Pforte unſeres Hauſes, und, wenn der Dürftige naht, ſo gib ihm mit eignen Händen. Was mir zum Glücke ward, wird auch Dir zum Heile gereichen, und welcher größere Segen kann dem Weibe werden, als ein Gatte der ihrer würdig iſt?“

Und Indra gab den Armen mit eigenen Händen, und ob der würdige Gatte ſich auch nicht einſtellen wollte, ſo ward ihr Herz doch fröhlich und ihr Angeſicht immer ſchöner, denn das höchſte Glück der Guten iſt, den Leidenden zu tröſten, den Dürſtenden zu tränken, den Kranken zu pflegen, und die herrlichſte Zierde eines Angeſichtes iſt der thränenſchimmernde Blick erbarmender Menſchenliebe.

Viele Meilen von der Stadt lag am untern Stromesufer die Hütte eines Klauſners, welcher das Gelübde ewigen Schweigens abgelegt hatte. Kein menſchlicher Fuß wagte derſelben zu nahen, denn unter dem Bambus und dem Zuckerrohre, der Pflanze die ohne Bienen Honig zeugt, unter den Palmen, Spkomoren und Tſchungeln, welche die Hütte umgaben, lauerten Tauſende der giftigſten Schlangen, die dem Klauſner gehorchten, während andere, giftigere Nattern — böſe Wünſche und Gedanken — ſein Herz umwanden und ihn beherrſchten.

Der Klauſner war wohl bewandert in den Schriften, denn „der Brahmane, welcher die Veda nicht kennt, gleicht einem Roſſe von Holz und einem Hirſche von Leder.“ Aber er handelte nicht nach den heiligen Worten und folgte nicht den hohen Geboten, deren heiligſtes befiehlt, die Sinne und Lüſte zu meiſtern und zu unterdrücken. — Die Leute hielten ihn für einen Heiligen, weil er das Gelübde des Schweigens wohl zu halten wußte; ſie fürchteten ihn aber auch, wie einen Dämon, und ahnten ſeine Bosheit, wie das Roß vor dem hohlen Baume ſcheut, in dem eine giftige Natter niſtet, — wenn es die Schlange auch nicht gewahren kann.

Der Klauſner galt auch für einen Weiſen, welcher die Zukunft kenne und allerlei Zaubermittel verſtehe; darum, ob man ſich auch ſcheute ſeiner Wohnung zu nahen, war man doch glücklich, ſeine Gunſt durch Gaben erkaufen zu können.

Eines Tages ging er in die Stadt, um Almoſen zu ſammeln und kam auch vor das Thor des glücklichen Keſawa, wie die Hagelwolke, welche ſich, wohlthätiges Naß verſprechend, dem ſprießenden Gefilde naht und Tod und Verderben in ihrem Schooße trägt.

Indra, die Holde, empfing ihn unter der Palme, an der Pforte des Hauſes, und wuſch ihm die ſtaubigen Füße und erfriſchte ihn mit Milch und Kokosſaft und reichte ihm die beſten ihrer Gaben; — da zog der Liebesgott, der Herzensnager herbei, ſpannte ſeinen Bogen von Zuckerrohr, ließ die Sehne, jene nie zerreißende Schnur von Bienen, erklingen und ſchoß dem Klauſner ſeinen Pfeil mitten ins Herz.

Wie ſchmerzte die Bruſt des verwundeten Mannes, da ihn die Hand der ſchönſten Jungfrau berührte, denn ſein Herz war nicht bewaffnet mit dem Panzer gegen den Liebespfeil, mit feſtgeſchmiedeter Enthaltſamkeit und ſchwer zu erringender Entſagung. — Seine Kniee bebten, ſeine Augen ſchloſſen ſich, er preßte die Hände an den kranken Buſen und ein Schrei entfuhr ſeinen Lippen, als erſter Laut, den die Menſchen ſeit vielen Jahren von ihm vernommen hatten.

Keſawa, der Kaufmann, kam herbei, als er den klagenden Ton vernahm; in dem Herzen des Böſen

Digitized by Google

aber wuchs der Blüthentheil des Liebesgottes, welcher so gern die holdesten Früchte spendet, reißend schnell zum ungeheuren Gifthaume empor und es rief in ihm: „Gern verscherzest Du Deinen hohen Ruf der Enthaltsamkeit, — denn was gilt alles Andere gegen die Seligkeit dieses Weib zu besitzen!“

Als ihn nun Kesawa nach der Ursache seines Schreis befragte, jammerte der Klausner von Neuem und es entsetzte den Kaufmann, als er sprach:

„O, Du elender Mann, Du unglücklicher Vater, welche Tochter nennest Du Dein! Sie trägt an dem schönen Leibe, so weiß wie Lotos und so rosig wie die Morgenröthe, alle Zeichen des Unheils; durch sie wird bald Dein ganzes Haus mit Deiner Gattin, Deinem einzigen Sohne und Allem, was Dein ist, verderben und schmachvoll untergehen! Zwanzig Jahre lang habe ich das Gelübde des Schweigens treulich gehalten, Dein nahendes Unheil, o Kesawa, den ich liebe, hat die verschlossenen Lippen geöffnet und schaudernd wende ich mich von dieser Stätte des Unheils!“

Erbleichend lauschte ihm der Kaufmann, dann schlug er seine Brust und rief: „O ihr großen Götter, womit habe ich solches Unheil verdient? Frommer Vater, gibt es denn gar keine Rettung für meinen einzigen Sohn, für meine Gattin, für mich, für diese Verlorne und mein ganzes Haus?“

Nun stellte sich der Böse, als sänne er eifrig nach und sagte endlich nach langem Schweigen: „Heute noch will ich meine Wundersteine befragen und Dir morgen Antwort bringen.“

Am nächsten Tage erschien der Klausner, wie er versprochen, bei dem traurigen Kaufherrn und sprach: „O Kesawa, die heiligen Schriften sagen:

Gib Einen auf des Hauses wegen,
Das Haus gib auf der Stadt zum Segen,
Die Stadt, soll es dem Staate gelten,
Und für Dich selber — alle Welten.

„Willst Du die Deinen und Dich selbst erretten, so mußt Du nach diesem hohen Gebote, diesem weisen Spruche handeln und die Ursache alles Elends, Deine Tochter, opfern; so nur ist Rettung denkbar. Höre auch, was mir die Wundersteine verkündet haben.“

Zitternd lauschte der geängstigte Vater.

„In stiller Nacht mußt Du Deine Tochter, das Unglückskind, den Göttern darbringen, indem Du sie in eine Kiste setzest, diese leicht verschließest und eine brennende Lampe auf dem Deckel befestigst. Wenn der Mond sich in der Godawari spiegelt, mußt Du die Kiste mit ihrer schönen, unseligen Last auf die Wogen stellen und Indra dem Zorne des Siva überlassen. Er, der Zerstörer, will dein Kind als Opfer annehmen und um diesen Preis, aber auch nur um diesen, Dich und die Deinen verschonen. Widersetzest Du Dich dem Befehle des Allmächtigen, so werdet ihr Alle untergehen und Deine Tochter mit Euch.“

Der Klausner eilte heimwärts; der Kaufmann aber ließ sich von den Worten des vermeinten Heiligen bethören und setzte, als es dunkelte, seine Tochter nach tausendfältigen Umarmungen, benetzt von den Thränen ihrer Lieben, in eine Kiste von kostbarem Ebenholze, und auf den Deckel, den er in liebender Sorge durchlöcherte, damit das Kleinod, welches er niemals wieder sehen sollte, vom Erstickungstode verschont bleibe, setzte er eine goldene Lampe, und die ganze theure Last auf den Busen des Stroms — die Lotosblume zu ihren Schwestern.

Die Wellen trugen sie langsam der Mündung entgegen, bis erst die Kiste, dann die Lampe, dann das Licht und endlich auch die letzten Strahlen desselben den thränenfeuchten Augen des trauernden Vaters, sich mit dem Mondenscheine vermischend, entschwanden.

Indra sang mit frommer Ergebung ihr Sterbelied. Das hörten die Lotosblumen auf dem Strome und sie erbarmten sich der holden Geopferten. Eine rief der andern in leiser Duftsprache zu: „Rette die schöne Indra!“ Eine reichte der andern die Hand, bis daß sie eine feste Kette bildeten, welche die schwimmende Beute des Stroms umschlang und, sie festhaltend, vor dem drohenden Verderben bewahrte.

Aber auch der Gott der Liebe war ihr schirmend auf seinem Rosse, dem bunten, schnellbeflügelten Papageienweibchen nachgeflogen und seine schöne Gemahlin, die Göttin der Zärtlichkeit, eilte, als der Morgen anbrach, auf ihrem weißen Zelter kniefend, in den Wald, woselbst der schönste Prinz sich jagend erging.

Mit den Stimmen der vom Ostwinde bewegten Zweige und den Sängen entfernter Vögel flüsterte sie ihm Märchen zu von nahendem Liebesglück und führte ihn an das Ufer der Godawari und an jene Stelle, wo Lotosblumen die Jungfrau noch immer schirmten.

Der Prinz sah die glänzend schwarze Kiste inmitten der Blüthen, die so hell und fleckenlos leuchteten wie der Schnee vom Himalaja. Er schickte behende Diener aus, das seltsame Fahrzeug ans Land zu schaffen, und die Lotosblumen lösten ihre Schlingen gern, denn der Liebesgott hatte ihnen zugerufen, daß Indra ihrem Glück entgegengehe.

Jetzt entstieg die befreite Jungfrau ihrem dunkeln Kerker, wie die Sonne der Nacht entsteigt, — jetzt spannte der Liebesgott, jetzt seine Gattin, die Zärtlichkeit, den straffen Bogen, jetzt schwirrten die Pfeile, jetzt trafen sie die jungen Herzen, und, übermannt von Liebe und Zärtlichkeit, umarmte die Zierde aller Prinzen im weiten Hindostan, Indra, die Perle der Godawari.

Als aber der erste Rausch ihrer schnell erwachten jungen Liebe vorüber war, erzählte die Gerettete dem neu erworbenen Freunde von ihrem traurigen Schicksale. Sie berichtete auch von ihrer Freude am Geben, von den Unheilsworten des Klausners, welche den sonst so zärtlichen Vater bewogen hatten, sein theuerstes Kleinod dem Tode zu weihen, und von dem Jammer und den Thränen ihrer Lieben.

Der kluge Vejer des Prinzen hatte Alles mit angehört und fragte, als Indra schwieg, seinen Herrn: „O Prinz, soll diese Krone der Frauen Dein Weib und meine Fürstin werden?“

„Sie wird es, bei den Tropfen der heiligen Soma!“ *)

*) Die heilige Soma ist das Kraut, dessen Saft in jedes Opfer

„So höre denn meine Worte," fuhr der erfahrene Diener fort. „Wäre dieſe Jungfrau wirklich ein Unglückskind, ſo hätten die Götter dieſelbe nicht wunderbar gerettet und ſie in die Arme des ſchönſten und edelſten Prinzen geführt, dem die ganze Welt gehorcht. Der Klausner iſt ein Lügner und Betrüger! Er wohnt, wie wir hörten, am Stromesufer und hat die ſchönſte Perle für ſich ſelber fiſchen wollen, um ihrer heimlich zu genießen; — wagt es doch Niemand ſeiner von Schlangen, die ihm gehorchen, ſtets bewachten Hütte zu nahen! — Hätten nicht die Lotosblumen den Kaſten von Ebenholz aufgehalten, ſo wäre derſelbe an ſeinem Hauſe vorbeigetrieben worden, und das Licht der Lampe würde ihm Kunde von ſeiner Ankunft gegeben haben. — Laß uns jetzt die alte, große Aeffin, welche Du fingſt, in die Kiſte ſetzen, und dieſe, wenn es dunkelt, mit der brennenden Lampe auf den Strom ſtellen. Das wüthende Thier wird den Klausner ſchon kennzeichnen, wenn er wirklich der Sünder iſt, den ich in ihm vermuthe."

Der Prinz dankte ſeinem weiſen Rathgeber und ſprach: „So wahr die Götter alle Ränke der Böſen zum Heile der Guten zu gebrauchen wiſſen, ſoll der falſche Klausner nach ſeinem Vergehen beſtraft werden!"

Am Abende kam die Kiſte mit der Aeffin bei der Hütte des Eremiten an, welcher in furchtbarer Erregung die ganze Nacht, den ganzen folgenden Tag und wieder die halbe Nacht auf ſeine ſchöne Beute gelauert hatte.

Mit zitternden Händen ſchleifte er die Kiſte in ſein Gemach, zitternd öffnete er dieſelbe; da ſprang das wunde, hungrige, ſeiner Jungen beraubte Thier aus dem Gefängniſſe, ſtürzte ſich auf den Klausner, warf ihn zu Boden und zerfleiſchte ſein Angeſicht, — das Angeſicht eines Todten; denn mit einem furchtbaren Schrei war der Sünder, welcher das wüthende Thier für einen Dämon des Böſen und des Todes gehalten hatte, entſeelt zu Boden geſunken.

Der Kaufmann ſah ſeine Tochter zur Fürſtin werden und lebte lange in Wohlſein und Freude; Indra aber ward, wie ſie die ſchönſte und beſte geweſen, die geliebteſte, mächtigſte und glücklichſte der Frauen, bis, in ſpäteren Jahren ihre Seele vom Wittwenſcheiterhaufen dem Geiſte des jüngſt vorangegangenen Gatten nachſchwebte, um nie mehr von ihm getrennt zu werden.

---

getröſtet wurde; es war die Speiſe der Götter und genoß ſelbſt göttliche Verehrung.

Die Wanderung der Pflanzen.

Auch die Pflanzen, diese eingeborenen Kinder der mütterlichen Erde, haben eine historische Vergangenheit. An den Boden gekettet, stehen ihre Zweige und Blätter sehnsüchtig dem vorüberwandelnden Lichte nach, in dessen warmen Strahlen ihre Blüthen sich öffnen, die selbst wieder das schönste Abbild und Gleichniß des himmlischen Gestirnes sind. Mit der auf- und untergehenden Sonne sich öffnend und schließend, wird das Leben der Pflanze ein Spiegel der Tage und Monate und ein Maß der über ihr dahingegangenen Sammentage. Bis zu ihrem Niedergange begleitet das Blumenange die Sonne, und wie alles Leben und Weben dem scheinbaren Sonnenlaufe von Osten nach Westen folgend, sendet die vom Boden festgehaltene Mutterpflanze der Sonne dach ihre Samen nach. Der Osten ist die gemeinschaftliche Heimat der Pflanzen.

Eine Geschichte der Pflanzen müßte mit deren Schöpfung beginnen; diese ist aber, wie die Erschaffung der organischen Wesen überhaupt, auch dem Auge der Wissenschaft verhüllt. Mehrere Naturforscher nahmen an, daß aus einer einzigen Pflanzenzelle, einem zu einer Pflanze sich entwickelnden Keime, der ganze Reichthum der vegetabilischen Welt sich erschlossen habe. Dieser erste Pflanzenkeim hätte sich in fremde Klimate verbreitet und dort zu neuen, sich immer wieder absonderuden Varietäten und Arten ausgebildet. Andere Naturforscher behaupten, daß niemals neue Arten entstanden seien, und daß keine derselben, ohne menschliches Zuthun, der heimisches Klima (die Summe der Erfordernisse ihres Wachsthums) verlassen habe, und während Sinns sämmtliche Thiere und Pflanzen von einem gemeinschaftlichen Brennpunkte der Schöpfung gleichzeitig ausgehen ließ, dachte sich Buffon zwei Ausgangspunkte der Schöpfung an den Polen, wo die hohe Temperatur des einst glühenden Erdballs zuerst erniedrigt und das Anstreten von Pflanzen und Thieren ermöglicht worden sei. De Candolle endlich erklärt sich für verschiedene und ungleichzeitige Schauplätze der Schöpfung. Alles dieses ist aber in Dunkel gehüllt und an der Schwelle genauerer Untersuchungen liegt stets ein Druckenfuß.

Lohnender und weniger schwierig sind die Untersuchungen über die Wanderung einzelner Arten, welche ihre Reisen allermeist als Samen vollbringen. Ein Viertheil aller Pflanzen hat Samen, die mit Flügeln, Fallschirmen und andern Organen versehen sind, durch welche sie von dem Winde in ferne Gegenden getragen werden. So ist bei uns jeder Nenbruch sogleich mit dem gemeinen Vogelkraut, dem Löwenzahne oder der Hirtentasche bedeckt. Auch die Ulmen-, Ahorn- und Birkensamen haben flügelartige Ansätze. Der Regen, die Gewässer führen Tausende von Samen an ferne Orte; vorzüglich aber wird der Blumenstaub auf solche Weite in die Ferne geführt. Das bei Gewitterregen gesammelte Wasser erscheint bisweilen gelb von dem angehäuften Blüthenstaube, namentlich der Kiefern, und gilt bei Unwissenden für Schwefelregen. Eben so leicht wie der Blüthenstaub sind aber auch die Samen der Moose, Pilze und Farren, weßhalb man diese überall auch auf Dächern und unzugänglichen Felsen findet. Fast jede von Gebirgswassern durchfurchte Ebene zeigt einige Gebirgspflanzen. So brachte die Isar Alpenpflanzen in die Umgegend von München, die Aller nach Oberschwaben und, um ein bedeutenderes Beispiel anzuführen, der Ganges Himalayapflanzen bis zu seinem Delta. Daß der Ocean selbst Keime und Früchte von Insel zu Insel führt und jedes sich erhebende Korallenriff mit einer üppigen Vegetation bedeckt, ist bekannt genug. Hülsengewächse wandern von Panama nach den Galopagos-Inseln, kopfgroße Palmenfrüchte von den Schellen nach den Küsten Ostindiens, brasilianische Pflanzen sind über den atlantischen Ocean nach Afrika gepilgert, und der Golfstrom führt mexikanische Samen an die Küsten Schottlands und Islands. Einige Gewächse des adriatischen Meeres haben sogar alle europäischen Küsten, überall Wurzel fassend, bis zur Nordsee und zur Elbemündung durchwandert.

Die gewöhnlichste und sicherste, wenn auch nicht schnellste Pflanzenwanderung geschieht durch kriechende, die Umgebung der Mutterpflanze umwuchernde Wurzeln. Sind die Verhältnisse günstig, so fondern sich viele Pflanzen, andere verdrängend, in dichte, größere Gemeinden ab, unter welchen die Bäume, da sie am bedeutendsten auf das Bild einer Landschaft und den Haushalt der Natur einwirken, die erste Stelle einnehmen. Solche Pflanzenstaaten bilden unsere, den Tropen fehlenden Wiesen, ferner die an der Südspitze Afrikas in Hunderten von Arten und in einer Art auch in Deutschland auftretenden Heidekräuter, und die in gemäßigten und kalten Klimaten grüne Teppiche bildenden Moose. In den Tropen sand Humboldt überhaupt nur wenige gesellschaftlich lebende Pflanzen.

Stoßen zwei geselig auftretende Pflanzen zusammen, so beginnt ein Vernichtungskampf, die stärkere wird von der schwächeren überwuchert und getödtet, und manche Eroberer im Pflanzenreiche haben so großen Unheil angerichtet, wie die Europa überschwemmenden Horden der Völkerwanderung. Die mit den Europäern nach Südamerika gekommene Distel hat sich nebst der Artischole und dem Pfirsichbaum über die Pampas verbreitet und unermeßliche Strecken sind durch diese Eindringlinge zu Wiesweiden unbrauchbar geworden. Wie die Indianer vor den Weißen, so weichen fast überall die wild wachsenden amerikanischen Pflanzen vor den europäischen und vorzugsweise den Unkräutern. Wo Europäer hinkommen, springt eine europäische Vegetation auf, welche energisch um sich greift und die amerikanische verdrängt. In Pennsylvanien beschwert man sich über die Sentimentalität eines Wallisers, welche ihn veranlaßte, das um sein elterliches Haus blühende Leinkraut (das gelbe Löwenmaul Linarin officinalis) bei seiner Wohnung anzupflanzen, van wa es sich überall auf trockenen Wiesen und Weiden einnistete. „Weder Pferde noch Kühe, klagte ein Colonist aus Carolina, wollen das schändliche Kraut fressen. Wenn der Mensch noch lebt, der es uns zugeschleppt hat, möge er seine Mühe bereuen.“ Die Rache der Nachbarn bestand indessen nur darin, daß sie die Linaria nach seinem Namen das Ranstendkraut nannten. Auf einigen Inseln, wie z. B. auf St. Helena, ist die einheimische Flora mehr oder weniger durch die eingewanderte verdrängt worden, welche mancher Pflanze den letzten, vielleicht einzigen Standpunkt streitig macht. Im Jahr 1851 wurde in England zuerst eine Pflanze gesehen, die nun fast für alle Binnengewässer durch ihre, den Abfluß und die Passage hindernde Menge, eine große Plage geworden ist, und den Namen Wasserpest erhalten hat. Man glaubt, daß sie durch canadisches Bauholz eingeschleppt wurde. Es gibt sogar Pflanzen, die mörderisch in dem Leben anderer wuchern und von deren Säften ihr Leben fristen. So die Mistel, die Flachsseide, die Riemenblumen der Tropen. Gespenstisch erscheinen sie bald auf Wurzeln, bald auf Bäumen, und die sinnliche Phantasie uncivilisirter Völker betrachtet diese geheimnißvoll den Baumzweigen entsprossenden Gewächse mit mystischer Ehrfurcht, wie die alten Druiden die Eichenmistel.

Aber den größten Antheil an der Verbreitung der Gewächse hat der Mensch; einmal weil sie ihm vielfachen Nutzen gewähren, sodann aus Interesse für die Pflanzenwelt selbst und endlich oftmals auch unfreiwillig und zufällig.

Von allgemeinem Interesse sind die Untersuchungen

Digitized by Google

über die Heimat der Kulturpflanzen, vorzüglich der Gräser, welche den Menschen als seine Hauptnahrung auf seinen Wanderungen begleitet haben. Er wählte sich unter den viertausend Grasarten, welche unsere Erde hervorbringt, einige zwanzig aus, die große mehrreiche Samen tragen, und in einem Sommer, in wenigen Monaten, reiche Nahrung gewähren. Durch ihren Anbau wurde der umherschweifende Nomade zu der höheren Stufe des steten Ackerbauers erhoben. Der Uebergang der Cerealien läßt sich von Volk zu Volk hindurch aufspüren, die Urheimat der wichtigsten Arten aber ist ungewiß, und der Forscher stößt zuletzt auf Mythen, welche auf die Götter als die ersten Spender hinweisen. Wie Brahma in Indien, Isis in Egypten, lenkte in Griechenland Ceres, „die Begründerin wilder Sitten", das erste Getreidekorn in die Furche. Auf den Orient, die Hochebenen Asiens, weisen aber Mythus und Historie als die Länder hin, welchen die Cerealien entstammen. In Europa waren Weizen und Gerste am frühesten bekannt. In Pompeji fand man verkohlte Körner von beiden, und auf Gemälden dieser Stadt picken Wachteln an Gerstenähren. Die Cultur des Weizens ist sehr alt; schon Osiris fand nach der egyptischen Mythologie Weizen und Gerste wildwachsend im Lande. Die Spanier brachten den Weizen nach Amerika; ein Negersklave des großen Cortez war der Erste, der ihn in Neuspanien anbaute, indem er mit drei unter dem Reiovorrathe gefundenen Körnern den Anfang machte. Roggen und Hafer, wohl dem gemäßigten Europa zustammend, kannten die Alten nicht; der Reis ist indischen Ursprungs.

Das Zuckerrohr wird nirgends wild gefunden; sein Vaterland ist aber das tropische Asien. Der Wein und der Oelbaum wachsen südlich von Kaukasus wild, woher auch die Pflanme, Aprikose und Quitte kommen. Der Name Pfirsich deutet auf persischen Ursprung, die Mandel aber ist aus Griechenland gekommen; Apfel und Birne wachsen in Wäldern des südlichen Europa's. Die Citrone kam aus Medien, die Apfelsine wurde durch portugiesische Seefahrer aus China gebracht, und Italien ist nicht ursprünglich das Land, wo die Citrone blüht. Nach Sevilla kamen Orangen und Citronen durch die Araber. Aus dem Süden Europa's kamen sie verdeckt nach Amerika, von wo sie aus Californien bereits in ihre Urheimat zurückgekehrt sind.

Den größten Beitrag zur Colonisation Europas hat Asien gegeben. Ihm verdanken wir außer den Obst- und Getreidearten den Flachs und den Hanf (schon die egyptischen Mumien sind in Leinen gewickelt), die Bohne, Erbse und Linse, den Spinat, die Kresse und den Kohlrabi, welcher noch heute an den griechischen Küsten wild wächst und durch Kultur Stammvater aller Kohlarten geworden ist. Die gemeine Zwiebel wurde schon von altersher in Europa gebaut, und Palästina oder Indien ist wohl auch ihre Heimat. Unsere Hausfrauen nennen eine Zwiebelart Schalotte, was von der französischen Bezeichnung Echalotte, Ascalonia, kommt, woher sie die Kreuzfahrer brachten. Das Radieschen wächst wild in Griechenland.

Die neue Welt nimmt den Mais, die Kartoffel und den Tabak als einheimische Produkte in Anspruch; ersteren findet man dort jedoch nur angebaut, und in Peru, Chile und Mexiko wächst nur eine Abart unserer Kartoffel wild. Einst als eine unvergleichlich kostbare Gabe des Westens gepriesen, beschleunigt sie den beginnenden Verfall der europäischen Völker. Was den Tabak betrifft, der übrigens nirgends in Amerika wild wächst und den man gleichfalls nur als Culturpflanze kennt, so ist er als eine Pflanze, die weder etwas Essbares darbietet, noch sich durch Schönheit oder Geruch auszeichnet, sondern Ekel, Erbrechen und Schwindel verursacht, ein Geschenk von zweifelhaftem Werthe.

Außer den drei genannten Gewächsen hat uns Amerika für die ganze Segensfülle unserer Getreideernte, für den gesunden Reis, die gewinnreiche Baumwolle, für Zucker und Gewürze, Orangen und Citronen nur eine Anzahl von Blumen und botanisch interessanten Pflanzen gegeben: die Akazie, den Vorderbaum, die Weinrebsfieder, die Sonnenblume, die Rosenkronpappel, die überall verwilderte Rapontika und andere Pflanzen unserer Blumengärten.

Es gibt eine unscheinbare im Stillen wirkende Menschenklasse, von deren Existenz Tausende keine Ahnung haben, obgleich sie nicht nur der Wissenschaft, sondern auch dem Verkehr unberechenbaren Nutzen verschafft. Wir meinen die reisenden Naturforscher, welche mit einer Ausdauer und einem Muthe, der den kühnsten Thaten der Geschichte zur Seite gestellt zu werden verdient, ferne unbekannte Länder durchforschen, um ihre botanischen Schätze zu entdecken und der Wissenschaft nutzbar zu machen. Durch sie sind unsere Gärten eine Sammlung des Schönsten geworden, was die Erde bietet, und ungeheure Summen werden jährlich durch die Handelsgärtner umgesetzt. Wie Viele haben nicht schon auf diesen Entdeckungsreisen, als Märtyrer der Wissenschaft, Gesundheit und Leben geopfert! Man freut sich wohl über den interessanten und schönen Anblick einer neuen Pflanze, denkt aber selten daran, mit welchen Opfern sie errungen wurde.

Die Camellia, die Hortensie, die Astern wurden aus dem wärmeren China gebracht; die Kaiserkrone, die Syringe aus Persien; die Pelargonien, die Heidekräuter, die Lisien aus dem südlichen Afrika; die Passifloren, die Begonien, die Amarylis und sämmtliche Cacteen aus Mexiko. Niemand hat wohl unsere Gärten und Gewächshäuser mit so vielen Arten bereichert, als der Schottländer Douglas, durch welchen 198 neue Pflanzen eingeführt und verbreitet wurden. Leider stürzte der verdienstvolle Mann beim Botanisiren auf den Sandwichsinseln in eine Grube, in welcher er von einem wüthenden Stiere getödtet wurde. Humboldt und sein Freund Bonpland brachten über dreitausend Arten von Sämereien aus der neuen Welt; der erstere im Jahr 1789 die jetzt so weit verbreiteten Dahlien aus Mexiko.

Ein junger, später sehr berühmt gewordener Naturforscher botanisirte einst in den peruanischen Cordilleren. Plötzlich wurde er von einem süß berauschenden Dufte umfangen, der von einer Pflanze herrühren mußte, obgleich der Reisende nur einige mäßig hohe Sträucher in seiner Nähe bemerkte. Die lanzett-förmigen Blätter derselben hatten auf kurzen Stielen, die lieblichen, aber keineswegs prächtigen Blümchen bildeten eine Doldentraube und sie waren es, denen der wunderliebliche, an die Vanille erinnernde Duft entströmte. Der über seine Entdeckung erfreute Botaniker betrachtete die Pflanze nun genauer und bemerkte, daß ihre Blüthen sich leise zur Sonne neigten. Er sammelte dürftende Zweige für das Herbarium und reisen Samen, den er dem pariser botanischen Garten übersandte, wo diese Pflanze im Jahr 1749 angebaut wurde. Diese ist nun weit verbreitet und durch ihren unvergleichlich angenehmen Geruch besonders ein Liebling der Damen geworden. Der Name der Pflanze ist Heliotropium peruvianum, Sonnenwende, der des Entdeckers — Bernhard de Jussieu.

In der Nähe des Amazonenstromes sah 1801 der Botaniker Hänke eine der Familie der Nymphäaceen angehörige Blume, von so ungeheurer Größe, daß er seinen Augen nicht traute und zu träumen glaubte. Er warf sich in seinem Kahne auf die Kniee und vergaß alles um sich her. Es war die Victoria regia, welche Schönheit und Wohlgeruch mit einer Größe verbindet, die von keiner andern Blume in der Welt erreicht wird. Hänke starb jedoch auf der erschöpfenden Reise, und diese Notiz ist seinen erst lange nach seinem Tode geordneten Papieren entnommen worden.

Die Syringe brachte Augier de Busbecq schon 1562 aus dem Orient, und hundert Jahre später wurde auch die persische Syringe nach Europa verpflanzt. In vielen Fällen stammt eine ungeheure, das Bild einer ganzen Landschaft verändernde Nachkommenschaft von einer einzigen Pflanze. So kam die italienische Pappel unserer Chausseen in einem männlichen Exemplare in den Wörlitzer Park. Sie wurde der Ahnherr aller deutschen Pappeln, die deßhalb alle dem männlichen Geschlechte angehören. Bespasian Robin, Arborist des Königs Ludwig XIII., pflanzte im Jahr 1635 einen Baum im Jardin des Plantes, dem Linné den Namen Robinia gab und der jetzt die älteste Pflanze

Digitized by Google

desselben ist. Von diesem einen Exemplar sind alle die angenehmen und nützlichen Bäume ausgegangen, die als sogenannte Akazien die größte Verbreitung fanden.

Der englische Dichter Alexander Pope erhielt einst in einem aus Weiden geflochtenen Körbchen Feigen aus Smyrna. Er bemerkte an dem Körbchen einen Zweig mit einer noch grünen Knospe. Der Dichter steckte denselben in die Erde und es erwuchs daraus eine weibliche, in Persien und Syrien einheimische Weide (Salix babylonica), deren aus Stecklingen gezogene Nachkommen die bekannten Trauerweiden sind, welche überall Teiche und Gräber schmücken.

Die Kenntniß des Vaterlandes und des Standortes unserer Blumenpflanzen ist auch in Beziehung auf ihre Pflege von Nutzen. Am besten gedeihen in unsern Gärten die um's Mittelmeer wildwachsenden Pflanzen, die wie der Sommerlevkoi, die Winde, der Venusspiegel einjährig sind, oder in der kalten Jahreszeit gleichsam im Winterschlafe liegen, wie von den Zwiebelgewächsen die Narcisse, der Krocus, die Hyacinthe. Inwiefern ertragen auch einige vom Mittelmeer verpflanzte Gewächse unsern Winter im Freien, wie der Buchs und der Lavendel, die meisten aber wie der Lorbeer, der Oleander, die Myrthe, die Orangen, die Cypresse, der Rosmarin müssen im kalten Hause bei niederer Temperatur überwintert werden und ertragen starkgeheizte Zimmer nicht gut. Auch die Alpenpflanzen sind schwer in der dichteren Luft der Ebenen fortzubringen, was bei der köstlich duftenden Aurikel und der tiefblauen Gentiane jedoch gelungen ist. Auf den Mittelgebirgen wachsen die Alpenrosen, nach tiefer der Goldregen und der Eisenhut.

Wir wundern uns, wenn wir als Kinder hören, daß alle, auch die prächtigsten Blumen in irgend einem Lande wild wachsen, aber auch den Botaniker regreift ein freudiges Erstaunen, wenn er seine Lieblinge, die er bisher nur im Herbarium oder als kränkliche Zöglinge des Gewächshauses kannte, frisch und kräftig in ihrer Heimat trifft. Nichts aber gleicht dem Gefühle, mit welchem der Europäer zum ersten Male unter den Schatten einer Palme tritt, die höchste und edelste aller Pflanzengestalten, welcher alle Völker den Preis der Schönheit unter den Bäumen zuerkennen.

Die beliebteste Blume ist von den ältesten Zeiten bis heute die Rose geblieben. Das Veilchen gewährte schon im alten Athen den Blumenmädchen ihren Unterhalt. Viele Blumen sind Zeichen einer schwärmerischen Symbolik geworden, andere haben eine nationale Bedeutung erhalten. Der Nordeutsche überreicht der Geliebten unter den Weiden des Baches das zarte Vergißmeinnicht, der Tyroler das an steiler Felswand blühende Edelweiß, der fratzenhafte Chinese aber hat sich als Blume der Liebe die große grellrothe Päonie (Pfund- oder Gichtrose) erkoren, die dort le Tsaou, Abscheideblume heißt, und statt beim Abschiede zu sagen: Schiefsinnige Hans, vergiß mein nicht! reicht er der Lieblichen den rothen, zwei Faust großen Ballen.

Nicht selten sind Gewächse auch zufällig und unfreiwillig durch Menschen verbreitet worden. Unter dem Getreide erhielten wir aus Asien die Ackerrade, die Kiatschrose und die blaue Kornblume, drei Freunde, die stets zusammenhalten und noch heute, trotz geringsmung Ergötzen des Landmanns, jedes Ackerfeld zieren. So hat sich auch der Hederich mit dem Getreide eingeschlichen. Einige Pflanzen, wie die Nessel, folgen dem Herrn der Schöpfung wohin er geht, und nisten sich in der Nähe seiner Wohnung ein. So sind Reisende, wie z. B. Augustin de St. Hilaire, im Stande, mitten in einer Wüste in Brasilien aus dem Vorhandensein des Unkrauts jetzt völlig verschwundene Niederlassungen zu entdecken. Sonderbarer Weise haben die verschiedenen Menschenracen verschiedene Unkräuter in ihrem Gefolge, und der Kundige erkennt an den vorherrschenden, ob Europäer oder Afraten, Indianer oder Neger einst hier gewohnt haben. „In vielen Fällen," sagt der deutsche Reisende Kohl, „hat diese Erscheinung etwas Geheimnißvolles. Man hat Eisenbahnen durch wilde, bisher noch unbekannte Gegenden gemacht, und es währte nicht lange, so blühten längs der Bahn statt der einheimischen neu eingewanderte europäische Wiesenkräuter." Ein gewöhnlich in dieser Weise erscheinendes Kraut nennen die Indianer deshalb den „Fußtritt des Weißen" als wollten sie damit andeuten, daß wo der Weiße seinen Fuß aufsetze, sogleich diese Pflanze emporschieße. So ist unser Wegerritt (Plantago media). In Tänemark findet man sechs der italienischen Flora angehörige Pflanzen. Lange war es räthselhaft, wie dieselben so plötzlich in's Land gekommen, bis es sich zeigte, daß ihre Verbreitung von dem Punkte ausging, wo in den vierziger Jahren die aus Italien gekommenen und in Heu verpackten Kunstwerke Thorwaldsens ausgepackt worden waren. Bei Sondershausen wurden die Botaniker durch das plötzliche Auftreten einer kaukasisch-persischen Beifuß-Species überrascht, die durch das kaukasische Insektenpulver ausgesäet worden war.

Kein geringer Antheil an der Verbreitung der Gewächse kommt den Thieren zu. Die Vögel verpflanzen die Scharlachfrüchte des Vogelbeerbaumes auf die Ruinen alter Burgen und Klöster. Krametsvögel verbreiten den Wachholder, Drosseln die Mistel. Durch sie soll auch der Muskatnußbaum verpflanzt und durch Elstern der Zimmtbaum auf Ceylon verbreitet worden sein. Durch Vögel sollen in das Colosseum zu Rom nicht weniger als 260 Pflanzenarten gekommen sein. Zu Eßlingen in Würtemberg, fand ein Landmann in seinem Weinberg einen Hügel einer neuen Dinkelart, der durch Vögel dahin verschleppt worden war. Er vermehrte diese von ihm „Vögelesdinkel" genannte Varietät eifrig und erhielt bald aus allen Theilen Europas (im Jahr 1847 nicht weniger als 263) Bestellungen. In Altona hatte der Vögelesdinkel vierundsechzigfältig getragen. Sonderbar ist die Verbreitung des Kaffeebaumes auf Java und Manila durch die Zibethkatze. Wie uns Jungkuhn erzählt, der Java viele Jahre lang bereiste, genießt dieses Thier das Fleisch der kirschähnlichen Kaffeefrüchte mit Vorliebe, worauf es die unverdaut gebliebenen Bohnen wieder entleert; dieser Coffee wird sorgfältig gesammelt und soll der beste auf ganz Java sein.

Unsern Lesern ist bekannt, was der Landwirth unter Wechselwirthschaft versteht; auch in der Natur ist vielfach ein ähnliches System beobachtet worden. In Liefland, Esthland, Dänemark, Schlesien fanden einst Laubwälder, wo jetzt nur dichtgeschlossene Nadelwälder gefunden werden, und an vielen Orten, wie z. B. in Steiermark, besteht der junge Nachwuchs in Fichten- und Kiefernwäldern ohne Zuthun des Menschen wiederum in Eichen. Diese Wechselwirthschaft der Natur zeigt sich im südlichen Deutschland nach dem Abtrieb einer Gebirgswaldung in dem massenhaft aufschießenden rothen Fingerhute, dem Weidenröschen, dem Beifenginster, der Tollkirsche, Erdbeere und anderen sich rasch einstellenden Pflanzen.

In einem traurigen Gegensatze zu der Einwanderung, und Verbreitung der Pflanzen stehen die zahlreichen Beispiele ihres gänzlichen Verschwindens und Aussterbens. Grönland ist längst kein grünes Land mehr; auf Island geht die Birke, auf Irland die Kiefer allmählig ein, was wohl die Folge einer Veränderung des Klimas ist. Weite Länder sind durch die Ausrottung der Wälder dürr und pflanzenleer geworden. Das Land, in welchem einst Milch und Honig floß und die Weintraube und Dattel in Fülle gedieh, ist jetzt eine Oede. Die Ebenen Griechenlands sind ausgedorrt und verlangt und „Poseidons Fichtenhaine" haben sich auf die Gebirge gezogen. In Egypten gedeiht heut zu Tage die Bohne, deren Genuß Pythagoras einst seinen Schülern verbot, ebensowenig als der Wein der Marcotis, welcher die Gäste der Cleopatra besoffen und den Horaz zu reizenden Versen begeisterte.

Diese Wanderungen der Pflanzen geben freilich nur innerhalb ihres Klimas vor sich, das von der Entfernung eines Ortes vom Aequator und von seiner höhern oder niedrigeren Lage bestimmt wird. Von den herrlichen Gewächsen der Tropen können nur wenige im freien Lande gemäßigter Himmelsstriche angebaut werden. Die Bewohner gebirgiger Tropenländer genießen aber, ohne ihre

Digitized by Google

Heimat zu verlaſſen, den Anblick aller Pflanzengeſtalten der Erde: auf den Gebirgen wachſen dort Cypreſſen, Tannen und Eichen, in den Ebenen Palmen und Pfiange. „Tiefen und ſo manchen andern Naturgenuß“, ſagt Humboldt, „entbehren die nordiſchen Völker. Aber in der Ausbildung unſerer Sprache, in der glühenden Phantaſie des Dichters, in der darſtellenden Kunſt der Maler iſt eine reiche Quelle des Erſatzes geöffnet.“

E. K.

Der Savoyarde.

(Mit Stahlſtich.)

Savoyen iſt großentheils ein wildes Gebirgsland, voll ſteiler Felswände und unwirthlicher Thalgründe, ſo daß in einigen Provinzen, wie in der faſt durchaus ſteinigen Maurienne und in der hochalpiniſchen Tarantaiſe der Boden ſeine Einwohner nicht zu ernähren vermag, und dieſe, das Beiſpiel ſo vieler anderer Gebirgsvölker nachahmend, die Heimat verlaſſen, um ſich im Auslande ihren Lebensunterhalt zu verſchaffen. Während aber die Engadiner, Teſſiner oder Tyroler erſt im reiferen Jünglingsalter in die Fremde ziehen und als Männer oft wohlhabend wieder in die Heimat zurückkehren, verläßt der Savoyarde ſchon als Knabe ſein wildes Thal und kehrt nur ſelten mit reichlich erſpartem Gute zurück. Das Geſchäft, das er im Auslande treibt, iſt nicht der Art, daß es ihn in Stand ſetzen könnte, ſich ein Namhaftes zu erſparen. Auch werden die Knaben meiſtens, wie die deutſchen Beſenjungen und die italieniſchen Orgelkaſtendreher, von ausländiſchen Unternehmern haufenweiſe angeworben und müſſen ihren Gewinnſt denſelben überlaſſen. Während der Engadiner meiſtens als Zuckerbäcker, der Teſſiner als Chocoladefabrikant, Ofen- oder Barometermacher, der Tyroler als Südfrüchten- oder Handſchuhhändler in die weite Welt hinausziehen, beſchäftigt ſich der junge Savoyarde nur mit den niedrigſten Arbeiten, entweder als Stiefelwichſer oder als Schornſteinfeger oder endlich auch als herumziehender Marmottenleyrer. Als Stiefelwichſer trifft man ſie hauptſächlich in Paris, wo ſie ſich mit ihrer hölzernen Wichſlade auf den Boulevards und an den Bahnhöfen herumtreiben, und Jedem, der in ſauberer Toilette einen Beſuch abzuſtatten hat, am Fuße die Schuhe oder Stiefel um einen Sou glänzend machen. In London treiben die Savoyarden hauptſächlich das Geſchäft des Schornſteinfegens und ſie taugen dazu vortrefflich wegen ihrer Flinkheit und Geſchicklichkeit im Klettern. Früher befand ihre Methode des Schornſteinfegens darin, daß ſie einen Bündel Stroh von oben herab durch den Schornſtein mit ihren Füßen hindurchdrückten, ſich demnach ſelbſt durch das Kamin mit angeſtemmten Händen herablaſſen mußten, bis der Ruß von dem Strohbündel heruntergefegt war. Da es nun aber mehreremal geſchah, daß die armen Knaben im Schornſtein ſtecken blieben, weil die Londoner Kamine meiſtens enge ſind, und daß dabei einige bei lebendigem Leibe gebraten wurden, ſo wurde eine Parlamentsakte erlaſſen, kraft welcher die Reinigungsmaſchine nicht mehr von den Savoyardenknaben ſelbſt durch das Innere des Schornſteins mit Füßen hinabgetreten, ſondern durch eine lange Stange von außen hinabgeſtoßen werden ſolle. Aber auch noch eine andere Sanitätsmaßregel wurde von Seiten des Parlamentes erlaſſen. Es war Sitte, daß die Schornſteinjungen in aller Frühe, ehe der Kaffee gemacht wurde, auf der Straße ihr: Sweep, Sweep laut ausriefen. Damit ſie nun ihre Lungen nicht gefährden ſollten, wurde ein Geſetz erlaſſen, kraft deſſen ſie nicht mehr ihr Amtsgeſchrei erheben durften, ſondern die Geſindeglocke an jedem einzelnen Hauſe ziehen mußten. Die böſe Welt glaubte freilich damals, das Geſetz ſei nicht aus Sanitätspietät für die armen Jungen erlaſſen worden, ſondern damit die Parlamentsmitglieder, die bekanntlich oft bis 2 Uhr in der Nacht tagen, nicht durch das laute Geſchrei aus ihrem erſten Schlummer geweckt würden.

Was endlich den Marmottenleyrer betrifft, ſo war er früher auch in Deutſchland eine häufige Erſcheinung. Auf Jahrmärkten und Volksfeſten verurſachte er ſtets große Beluſtigung durch ſeinen Bocksſprungtanz, durch ſeine abgerichtete, höchſt intelligente Marmotte und durch ſeine Hurdy-Gurdy oder Drehklimper, zu deren ſchwirrenden Saitentönen er das Lied ſang:

Ich komme ſchon durch manche Land
Avecque la marmotte,
Und immer ich was zu eſſen fand,
Avecque la marmotte,
Avecque ſi, avecque la,
Avecque la marmotte.

Alle dieſe niedern Beſchäftigungen haben dem Namen Savoyard in der franzöſiſchen Sprache eine verächtliche Bedeutung gegeben, wewegen die zu Hauſe bleibenden Einwohner Savoyens ſich ſeit längerer Zeit nicht mehr des Savoyards, ſondern des Savoiſins nennen. Auch pflegten die franzöſiſchen Grenzbewohner ihre ſavoiſchen Nachbarn ſtets als eine Art Tölpel zu betrachten, eine Anſchauung, die ſich jetzt, da die Savoyarden franzöſiſche Bürger geworden ſind, wohl geändert haben wird.

L. G.

Digitized by Google

Shakspeare's König Heinrich der Vierte. I Thl. 2. Act. 4. Scene.

Druck von Brockhaus und Hartel in Leipzig.

Falstaff.

Heinrich, ich wundre mich nicht bloss darüber, wie du deine Zeit hinbringest, sondern auch, in welcher Gesellschaft du lebest.

Verlag von *Krais & Hoffmann* in Stuttgart.

Digitized by Google

Sir John Falstaff.

(Mit einer Scene in Tondruck.)

Shakespeare's Heinrich IV. ist das erste Stück, in welchem der Dichter eine Epoche machende, nationale Wirkung auf seine Zeitgenossen hervorzubringen vermochte. In den früheren Stücken — in Heinrich VI., Richard II., Richard III., in den Verlornen Liebesmühen — ringt sein jugendliches Feuer noch mit der Form, selbst Romeo und Julie, welches auch noch vor Heinrich IV. entstand, konnte nicht so zündend wirken, da wohl nur Wenige im damaligen Publikum die erotische Feinheit und den lyrischen Schwung dieser idealen Schöpfung herauszufühlen geistig befähigt waren. Mit Heinrich IV. machte Shakespeare jenen gewaltigen Sprung, der ihn mit einem Male zum gefeiertsten Dichter seiner Nation erhob. Alle Kritiker stimmen darin überein, daß dieses Stück den Höhepunkt von Shakespeare's Wirkung auf seine Zeit, auf das Publikum, wie auf die Kunstgenossen bezeichne. „Von solchem Reichthum", sagt Gervinus, „solcher Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit an großen und kleinen Charakteren, an fesselnden und scharfgezeichneten Gestalten, und die zugleich von so heimatlichem Zuschnitt und in einen so allgemein interessanten vaterländischen Stoff verwebt sind, hat Shakespeare überhaupt kaum ein Stück weiter geschrieben". Kein Wunder, daß dieses Stück eine solche allseitige und gewaltige Anziehungskraft ausübte, daß bei seinem ersten Erscheinen nicht nur ein beispielloses Ergötzen die Zuschauer jeder Naturart und jeder Bildung ergriff, sondern daß sich auf Einen Schlag die Geistlichkeit der Bühnenpredigte und die ganze herkömmliche Manier der englischen Dramatiker veränderte. An die Stelle der gelehrten Künsteleien und des bombastischen Wortschwalles traten ein Ben Jonson, Marston, Heywood und Andere mit Werken auf, welche zeigten, daß Shakespeare „der Bühnendichtung die Zunge gelöst hatte". Ja mehrere charakteristische Personen in Heinrich IV. wurden zu typischen Gestalten, mit welchen nicht nur die zeitgenössischen, sondern auch spätere Dichter unter mancherlei Travestien ihren Stücken Reiz und Würze verliehen. So lebte der Friedensrichter Schaal, der Renommist Pistol, die Rekruten Schimmelig, Schatte, Warze, die Gerichtsdiener Klaue und Schlunge, die Frau Wirthin Hurtig in allen späteren Nationalstücken fort. Keine aber von allen Rollen in Heinrich IV. ist so zu einem allgemeinen Typus, so zum sprichwörtlichen Bühnencharakter geworden, wie der dicke Ritter Sir John Falstaff — dieses Meisterstück aller dramatischen Komik. Ein solcher Charakter, der auf der Bühne so drastisch leibte und lebte, konnte in der Meinung der Zeitgenossen kein Phantasiebild sein. Wie Dickens' Nicholas Nickleby durch die Enthüllungen über die Do-the-boys-Schule eine Fluth von Nachforschungen über das Original hervorrief, und eine Hort'sche Schule sich so genau bezeichnet fühlte, daß ihr Vorsteher eine gerichtliche Klage gegen den Dichter erhob, so forschte man gleich beim Erscheinen Heinrichs IV. nach dem Originale des dicken Ritters. Shakespeare hatte ihn zuerst nicht unter dem Namen Falstaff, sondern als Sir John Oldcastle auf die Bühne gebracht. Aber da er ihn als Pagen Richards II. bezeichnete, und ein Lord Cobham, welcher als Ketzer von den Katholiken verbrannt wurde, unter diesem Namen in einem früheren Theaterstück figurirt hatte, so erhob die Familie dieses Märtyrers Beschwerde über solchen Mißbrauch ihres Namens, und Shakespeare war genöthigt zu erklären, daß er denselben nicht habe abkonterfeien wollen, auch verwandelte er den Rollennamen Sir John Oldcastle in Sir John Falstaff. Aber ein neues Geschrei erhob sich, denn in der englischen Geschichte hatte sich ein Sir John Falstolfe durch seine Feigheit einen nicht beneidenswerthen Namen verschafft, und alle Welt vermuthete jetzt, daß dieser dem Dichter als Original gedient habe.

Wie dem nun auch sei, ob Konterei der Wirklichkeit, ob Phantasiebild, Sir John Falstaff ist und bleibt für alle Zeiten der Typus der höchsten dramatischen Komik, insofern er alle Elemente in sich vereinigt, die durch ihren Gegensatz zu unserm herkömmlichen Begriffe von Sitte und Gesittung, gesellschaftlicher Ordnung und Anstand, als Widersprüche und Verkehrtheiten theils unserem Verstand rüthselhaft erschienen, theils unser sittliches Gefühl herausfordern und dadurch komisch auf uns einwirken. Falstaff ist ein Charakter, der uns aber nicht nur durch seine Schwachheiten als prahlhanfige Memme, Münchhausischer Lügner, wampiebiger Schlemmer und unverbesserlicher Trunkenbold zum Lachen zwingt, sondern selbst seine verderbte Lasterhaftigkeit wird uns nie zum Ekel, weil der Dichter ihre Folgen sogleich wieder aufhebt, wie z. B. bei seinem Straßenraub, der so vor sich geht, daß wir voraus wissen, die Beute werde den Plünderern wieder abgejagt, oder bei seinen Schlechtigkeiten in den lustigen Weibern von Windsor, die uns doch nur ein Don Quixotisches Bild eines thierisch verletzten Ritterthums aus der guten alten Zeit geben.

Unnachgeahmter, unnachahmlicher Falstaff, wie soll ich dich beschreiben! ruft schon der hochgelahrte Samuel Johnson, einer der verständigsten früheren Commentatoren unseres Dichters, aus; er nennt ihn ein Gemisch von Vernunft und Lastern, von Vernunft, die man bewundern aber nicht hochachten, von Lastern, die man verachten aber nicht verabscheuen könne. Allerdings führt Falstaffs sinnliche Genußsucht nicht zu der ruchlosen Lasterhaftigkeit eines Don Juan, aber sie erscheint auch nicht als bloße Bonhommie, als harmlose Lebenslust, wie ein anderer Kritiker meint. Genußsucht und Sinnlichkeit bilden zwar die Grundzüge seines Charakters, aber sein übersprudelnder Witz und sein überall durchschauendes Bestreben, sein Ansehen als Ritter zu behaupten, verhindern, daß er aus den Schranken der höheren Komik in das Gebiet der Hanswurstiade übertritt.

Unser Bild stellt die Scene (Heinrich IV. 1. Theil, Akt II. Sc. 4.) in der Schenkstube zum Wilden Schweinskopf in London dar, in welcher die Helden von Gadshill vom Raubsplatze heimkehrend sich nach und nach versammeln. Prinz Heinrich und sein süßer Eduard Poins treiben Scherz mit einem verwirrt werdenden Kellner, bis Falstaff mit Gadshill, Bardolph und Peto erscheinen. Nun folgt jene unübertreffliche Schilderung des Gadshillkampfes, in welchem Falstaff mit stark multiplicirender Aufschneiderei, und mit der Beweisführung eines zu einer Handsäge eigenhändig zerhackten Degens seinen Genossen zu imponiren sucht und so schmählich Fiasco macht. Mitten in diesem Gewühle der von beiden Seiten Schlag auf Schlag fallenden Witz- und Lästerworte, erinnert Falstaff den Prinzen Heinrich an sein bevorstehendes Erscheinen vor dem Könige, und es entspinnt sich nun das folgende Gespräch:

Falstaff.

Du wirst morgen entsetzlich ausgezischelt werden, wenn du zu deinem Vater kommst; wenn du mich lieb hast, so sinne eine Antwort aus.

Prinz Heinrich.

Stelle du meinen Vater vor, und betrage mich über meinen Lebenswandel.

Falstaff.

Soll ich? Topp! — Dieser Armstuhl soll mein Thron sein, dieser Dolch mein Scepter, und dies Kissen meine Krone.

Digitized by Google

Prinz Heinrich.

Dein majestätischer Thron wird nur für einen Schemel geachtet, dein goldnes Scepter für einen bleiernen Dolch, und deine kostbare reiche Krone für eine armselige hatte Krone.

Falstaff.

Gut, wenn das Feuer der Gnade nicht ganz in dir erloschen ist, so sollst du nun gerühret werden. — Gebt mir ein Glas Sekt, damit meine Augen roth aussehen; man muß denken, daß ich geweint habe, denn ich muß es mit bewegtem Gemüth sprechen, und ich will es in des Königs Kambyses Weise thun.

Prinz Heinrich.

Gut! so mache ich meine Reverenz.

Falstaff.

Und so halte ich meine Rede. Tretet beiseit, ihr Großen.

Wirthin.

Das ist ein prächtiger Spaß, mein Seel!

Falstaff.

Still, gute Bierkanne! still, Frau Schnaps! — Heinrich, ich wundre mich nicht bloß darüber, wie du deine Zeit hinbringest, sondern auch, in welcher Gesellschaft du lebest; denn wiewohl die Kamille, je mehr sie getreten wird, um so schneller wächst, so wird doch die Jugend, je mehr man sie verschwendet, um so schneller abgenützt... Wofern du mein Sohn bist, warum wirst du das Ziel des Gespöttes? Soll die glorreiche Sonne des Himmels ein Schnallenschwänzer werden und Brombeeren naschen? Eine nicht aufzuwerfende Frage. Soll der Sohn Englands ein Dieb werden und Beutel schneiden? Eine wohl aufzuwerfende Frage. Es gibt ein Ding, Heinrich, wovon du oftmals gehört hast, und das vielen in unserm Lande unter dem Namen Pech bekannt ist; dieses Pech, wie alle Schriftsteller aussagen, pflegt zu besudeln, so auch die Gesellschaft, die du hältst. Denn, Heinrich, jetzt rede ich nicht im Trunke zu dir, sondern in Thränen; nicht im Scherz, sondern von Herzen; nicht bloß in Worten, sondern auch in Sorgen. Und doch gibt es einen tugendhaften Mann, den ich oft in deiner Gesellschaft bemerkt habe, aber ich weiß seinen Namen nicht.

Prinz Heinrich.

Was für eine Art von Mann, wenn es Euer Majestät gefällig ist?

Falstaff.

Ein wackerer, stattlicher Mann, in der That, und wohlbeleibt, er hat einen heitern Blick, einnehmende Augen und ein sehr edles Wesen, und ich denke, er ist so in den fünfzigen, oder wenn's hoch kommt, gegen sechzig; und jetzt fällt es mir ein: sein Name ist Falstaff. Sollte der Mann anscheinweisend sein, so hintergeht er mich; denn, Heinrich, ich sehe Tugend in seinen Blicken. Wenn denn der Baum an den Früchten erkannt wird, wie die Frucht an dem Baume, so muß — das behaupte ich zuversichtlich — so muß Tugend in diesem Falstaff sein. Zu ihm halte dich, die andern verbanne. Und nun sage mir, du ungezogener Schlingel, sage, wo hast du diesen Monat gesteckt?

Prinz Heinrich.

Spricht du wie ein König? Nimm du meinen Platz ein, und ich will meinen Vater vorstellen. — —

Es wechseln nun die Rollen, und Prinz Heinrich ergreift die Gelegenheit, seinem Freund Falstaff tüchtig den Leviten zu lesen — und der tugendhafte Mann steht sich nun geschändet als Teufel in Gestalt eines fetten alten Mannes, als Kasten voll wüster Einfälle, als ungeheures Faß Sekt, als gebratener Krönungsochs ꝛc.

Für uns Alle aber ist und bleibt Falstaff die Perle des Shakespeare'schen Humors.

Eine musikalische Reisefrucht.

Humoreske von **L. H.**

Mein Freund, Fritz Schwärmer, war mir ein gar lieber Kumpan, als wir vor einem Dezennium zusammen unsere Studien machten. Wir hätte ich ihn übergehen dürfen, als ich während der letzten Ferien auf einem musikalischen Streifzug in X. Station machte, wo er seit Kurzem eine Lehrstelle bekleidet. Beschlossen wurde: mein erster Gang sollte dem alten Freund gelten. Aber wie finde ich ihn? Am Bahnhof erblickt ich einen Knaben, in welchem ich mit Grund einen Gymnasiasten vermuthete, weil er die rothe Mütze trug, die seit der Schillerfeier in vielen Gymnasien und Lateinschulen Schwabens sich eingebürgert hat. Er nannte den Herrn „Dr. Schwärmer", und zeigte mir auf's bereitwilligste den Weg zu seiner Wohnung.

Ah so! Doktor! sprach ich bei mir. Er ist inzwischen Doktor geworden! Wird sich doch sonst nicht verändert haben? Wie werd ich ihn wieder finden? Ob er wohl noch Etwas übrig behalten hat von jener hochidealen Richtung, dem Feuer der Begeisterung, dem sentimentalen Ueberschwang, durch den er als Student seinem Namen alle Ehre gemacht, und den er namentlich oft in glühenden Toastreden auf des deutschen Reiches versunkene Herrlichkeit losgelassen hat, wofür er dann regelmäßig vom Präsidium höhnender Weis' mit einem Schoppen belohnt wurde. Mein guter Fritze war nämlich damalen ein rares Stück Anachronismus, so ziemlich der letzte und einzige Deutschthümler auf der ganzen Hochschule. Denn die burschenschaftlichen Ideen waren um selbige Zeit schon lang außer Kurs. Die breiten weißen Hemdkragen hatten bereits der Kravatte, der Riegenhainer dem eleganten Spazierstock, kurz das biderbe Studententhum und Patriotentham in Jahn'scher Manier hatte längst einem durchaus unpolitischen und etwas frivolen Kneipleben Platz gemacht.

Ob er ihn wohl immer noch nicht beseitigt hat, den mageren Bocks- und noch magerern Schnurrbart, um den er weiland so viel hat leiden müssen, den aber selbst der Ephorus ihm nicht wegzudekretiren vermochte? „Ja, Herr Kandidat, was soll ich denn zu Ihrem ebenso kümmerlichen als ungeistlichen Barte sagen? Heue ihn ab! Was hindert er das Land!" „Herr," war die behende Antwort meines schnell besonnenen Fritze, „Herr, laß ihn noch dieß Jahr, bis daß ich ihn umgrade und bedünge." Der alte Herr lächelte; der Kandidat durfte gehen und der Bart war gerettet! Was übrigens das Umgraden und Bedüngen betrifft, worunter mein Freund ohne Zweifel das fleißige Durcharbeiten seines Bärtchens mit einem Taschenkämmchen, und das noch reichlichere Begießen desselben mit Gerstensaft verstand, so hatte Beides nicht die gewünschte Wirkung. Der Bart war und blieb ein undankbares und unfruchtbares Gewächs. Und wenn er an Kneiptagen so hinter seinem Glase saß, versunken in seine altdeutschen Träume und Schwärmereien, den Ellbogen aufgestützt und den blonden Kruselhaarschädel streichend, als ob er ihn verlängern

Digitized by Google

und solchermaßen sich mehr und mehr dem Kupfhäuser Barbarossa assimiliren wollte, — so wurde er nicht selten durch den Ruf des Präsidenten aufgeschreckt, der zwei Füchse kommandirte, belagerten Bart zu beleuchten und zu untersuchen, ob er noch nicht zu einem Kaiserbart sich qualificire; worauf die Kommandirten mit zwei brennenden Kerzen und einem Zollstab hinzutraten und nach sorgfältiger Messung und Betastung die obligate Meldung erstatteten, daß der fragliche Bart leider immer noch von Flachse, und daß von Feuergluth wenig an ihm zu verspüren, ingleichen, daß er auch noch nicht durch den Tisch gewachsen sei.

Während mir nun diese akademischen Reminiszenzen sammt dem Barbarossafalbe durch den Kopf summen, ruft plötzlich mein junger Führer: „da kommt er eben!“

Und er war's. Jeden Zoll war's mein guter alter Fritze; er war's im Bart, in der Haltung, Kleidung, im ganzen äußeren Habitus und war's offenbar auch in seinem inneren Wesen; ich sah's gleich an der alten, fast schwärmerischen Herzlichkeit der Begrüßung. Der Gymnasiast ward verabschiedet. Am Arm des Freundes ging's weiter.

„Aber wohin führst du mich, Fritze?“

„Willst du dich mir vertrauen auf diesen Abend? — Und sag' einmal: bist du noch Musikant, wie damalen, als wir mit einander die Liedertafel zierten?“

„Musikant? Mit Leib und Seele! Und was den Eifer und die Lust betrifft, so haben sie sich in mir verdoppelt, ja verdreifacht — ich bin Musikant im Superlativ. Und musikalische Zwecke sind's eigentlich, denen meine dermalige Reise gilt, — soweit Bakanzreisen überhaupt einen Zweck haben. Ich schweife rand- und bandlos durch das Land, um Alles aufzulesen, was mir irgend ein Zufall an guter oder schlechter, geistlicher oder weltlicher, gelehrter oder ungelehrter Musik in den Weg führt; höre des Sonntags die Kirchenmusiken, belausche an Feiertagen die Volksgesänge der lieben Dorfjugend, die zu Markte zieht, weiß mich an Werktagen in die Handwerkergesangvereine einzuschwärzen, kraft meines die wohlbekannten Talents mit jedem Philister anzubinden, probire die Orgeln, befichtige nebenbei die Kirchen und etwaige Kunstschätze oder Alterthümer, nehme auch die Militärmusiken mit, ziehe gelegenheitlich auch einem Liedersetze nach und verschmähe natürlich an größeren Produktionen, Opern, Oratorienaufführungen und dgl. nichts, was sich ohne großen Umweg mitnehmen läßt.“

„O sancta musicalitas!“ lachte mein Freund. „Aber das trifft sich ja herrlich! Kommt mit!“

„Wohin denn, mein Bester? Habt ihr eine Oper hier? ein Oratorium? einen klassischen Verein? ein Streich- oder Gesang-Quartett? einen Singthee? einen Liederkranz?“

„Komm mit! sage ich. Einfach: mit! Ohne Frage und Widerrede, auf meine Verantwortung mit!“

Bergeblich forderte ich näheren Aufschluß. „Du wirst's schon sehen!“ war seine einzige Antwort.

Wir gingen ein paar Straßenlängen. Da stand er still und zog eine Klingel. „Wie? in ein Privathaus? Um's Himmelswillen! sieh doch meinen Reiseaufzug — sieh den Staub —“

Aber trotz alles Protestirens zog er mich die Treppe hinauf, wo mir schon aufen auf dem Korridor ein mehrstimmiger Gesang ins Ohr tönte, in welchem ich gleich nach den ersten Takten das Terzett aus Elias: „Hebe deine Augen auf“, erkannte. An der Thüre wollte ich ihn festhalten und das Ende des Gesanges außen abwarten: aber ehe ich mich verfah, hatte er schon die Thür geöffnet und zog mich hinein. Ohne alle Ceremonie führte er mich vorwärts an den runden Tisch, wo mich die Hausfrau mit stummem, aber freundlichem Gruß auf einen Stuhl an der Seite meines Freundes niederwinkte und mit einer Tasse Thee versorgte, womit die übrigen Umsaßen bereits versehen und beschäftigt waren.

„Also richtig ein Singthee! o Jammer!“ so fing ich an zu raisonniren, und dachte mit Schmerz an die steife Blasirtheit und einfältige Vornehmheit oder Vornehmthuerei, die ich zuweilen schon in so benannten Abendgesellschaften hatte durchmachen und wahrnehmen müssen. Aber in demselben Moment mußte ich depreciren und meine voreilige Besorgniß zurücknehmen. Nein! die Zeichen lagen günstiger. Was ich sah, deutete auf behagliche Einfachheit und ungetrübte Gemüthlichkeit. Es war ein ganz bescheiden möblirtes aber hohes und geräumiges Zimmer, in welchem die drei Engelsstimmen eine vortreffliche Resonanz fanden. Desgleichen war auch die Bewirthung und der Anzug der Anwesenden durchaus einfach, und ihr Benehmen und Wesen ein sichtlich ungezwungenes. Mein Nachbar zur Linken las in einem Klavierauszuge nach, ein Anderer rauchte zum Thee seine Cigarre, eine Dame blätterte in einem Bilderwerke, wieder eine andere spielte leise mit einem vierjährigen Mädchen.

Das Terzett war verklungen. Die drei Engel kamen sammt dem Herrn, der sie begleitet hatte, vom Klavier zu ihren Sitzen zurück. „Ach,“ rief mein Fritze, und ging mit Enthusiasmus auf den Alt los, — „das ist in Wahrheit Engelsmusik! Welch fühlender Balsam für die heiße klagerfüllte Brust des Elias! Welch ein lindes Trostessäuseln in den Pianissimo: der dich behütet, schlaft nicht — und dann diese wachsende Stärkung im Crescendo, dieses freudige, kraftvolle Vertrauen in der Repetition am Schluß: Hebe deine Augen auf zu den Bergen, von welchen dir Hilfe kommt! Am sich schon ein genialer Gedanke, diesen Psalm zu einem Engelstrost für den müden, verfolgten Gottesmann zu verwenden! Ein köstlicher Effekt, diese drei Frauenstimmen! O dieser Mendelssohn hat mir den Psalm hundertmal glücklicher ausgelegt, als Gesenius, Umbreit und die ganze theologische Sippschaft.“

Ich aber saß mittlerweile wie auf Kohlen. Da war ich, hereingeschneit, ein Fremder in eine fremde Gesellschaft — und mein guter Fritze hatte vor lauter Schwärmerei rein vergessen, mich vorzustellen. Jetzt aber erlöste mich mein Nachbar zur Linken, der meine Unruhe bemerkte.

„Gut geschwärmt!“ unterbrach er den Enthusiasten. „Aber weißt du auch, mein Bester, daß du in der Strafe bist?“ Er hielt ihm die Uhr vor's Auge. — „Du hast dich netto um 16 Minuten verspätet, und folglich dein Benefiz für heute verwirkt. Ist's nicht also, gestrengster der Despoten?“

„So ist es!“ versetzte mit feierlichem Ernst der zuletzt Angeredete — es war derselbe, der vorhin das Terzett altompagnirt hatte. „Er ist in der That straffällig. Denn also lautet der Paragraphus 6 der Satzungen: „Wer nach dem Schlag 7 Uhr kommt oder gar ausbleibt, wird mit Entziehung des Benefizes auf einen Abend gestraft, es sei denn daß er den Nachweis liefert, durch elementarische Gewalten abgehalten oder aufgehalten zu sein.“ Man verantworte sich, wenn man Entschuldigungsgründe zu haben meint. Denn Wir verdammen Niemanden ungehört.“

„Großmächtigster Despot!“ erwiederte mein Fritze. „Weder Sturmwind noch Erdbeben, weder Wasserfluthen noch Feuersgluth, — wohl aber eine Nacht, die stärker ist als elementarische Gewalten, — die Macht der Freundschaft hat meine Verspätung verursacht. Ein alter Freund, den ich nach zehnjähriger Trennung auf der Straße gefunden habe, und den ich vor dein hochgebietenden Antlitz stelle, trägt die Schuld meines späteren Erscheinens. Da derselbe nicht bloß gut vom Blatte spielt, sondern auch einen feinen Tenor singt, so hoffe ich um des Zuwachses willen, den ich mitgebracht habe, auf gnädigen Erlaß der angedrohten Strafe.“

„Wohl!“ sagte der Despote. „Du sollst entschuldigt und verschont sein. Aber thue nun mit dem werthen Gaste, wie in Paragraphe sieben geschrieben steht!“

Mein Freund faßte mich bei der Hand und stellte mich der Gesellschaft, und wiederum die Anwesenden mir vor, und zwar letzteres unter Beifügung der musikalischen Rolle, die jedes einzelne Mitglied spielte. Außer dem Despoten, den er mit ehrfurchtsvoller Verbeugung nannte, waren drei Damen: zwei Soprane und ein Alt, und drei Herren: ein Tenor, Bariton und Baß, die er als die aktiven, oder zum streitbaren Stande gehörigen Glieder bezeichnete. Zum

Digitized by Google

nicht streitbaren Standе rechnete er die Frau Despotin, einen Herrn Publikum und eine Frau Publikum.

„In jeder Hinsicht eine schöne Armee!“ rief ich und drückte meine Bewunderung über die bereits vernommene Leistung aus, sowie auch meine Freude, daß es mir vergönnt sein solle, noch Weiteres zu hören.

„Das wird nicht fehlen,“ versetzte der Despot. „Uebrigens, — nach den Mittheilungen Ihres Freundes über Ihre musikalischen Tugenden, dürfen wir Ihnen nicht gestatten, den bloßen Hörer zu spielen.“ —

„Denn,“ schaltete Herr Publikum ein, „wer da ist ein Hörer allein und nicht ein Thäter, der ist dem thörichten Manne gleich.“

„Vielmehr müssen wir Sie bitten,“ fuhr der Despot fort —

„Nach Paragrapho wieviel?“ warf die Frau Despotin ein —

„Daß Sie sich in die Reihe der Kombattanten stellen. Wir können Sie gerade heute recht gut brauchen, da unser Tenor über Angegriffenheit klagt. Wer hat die Schur?“

„Ich,“ antwortete der Bariton.

„So thue man seine Pflicht nach Paragrapho, und schlage die Stimmen auf: Nro. 27.“

Während Herr Publikum mir über die Schur und jour das Nöthige auseinandersetzte, daß nemlich nach dem hohen Detret des Singkanzes die deutsche Schreibart Schur vor der französischen „jour“ den Vorzug verdiene, weil jour unzweifelhaft erst von dem deutschen Schur abzuleiten sei, sofern ein jeder Tag seine eigene Schur oder Plage habe, so that inzwischen der jourhabende oder Schur habende Offizjant in aller Stille seine Pflicht, holte Klavierauszug und Stimmen herbei, schlug die genannte Nummer auf, und überreichte die Hefte an die einzelnen Sänger, welche sofort auf den Wink des Despoten militärisch stumm und prompt um das Klavier herPosto faßten. Wir Unterste bemerkte ich, wie die Aufstellung der Sängenden, das Vertheilen und Aufschlagen der Stimmen, was sonst in der Regel mit viel Unlust und Zeitverlust, mit unnützem Fragen und Plaudern verbunden ist, hier ein für allemal geordnet und augenblicklich bewerkstelligt war. Ich ward jetzt einen Blick auf meine Noten. — „Ach!“ rief ich, „das ist ja aus dem — —.“ „Still! winkte mir der Despot mit freundlichem Lächeln zu, stille, wenn ich bitten darf! Verrathen Sie das Geheimniß nicht! Wir sind gewohnt — nach Paragrapho? fragte vom Sopha herüber die Frau Despotin, — wir sind, fuhr mit unverwüstlicher Grandezza ihr Ehemann fort, nach Paragraphus 11 gewohnt, den Namen des Komponisten nicht über das Gelungstück zu setzen, das wir rinüben, um zuvor den Urtheilen und Muthmaßungen unserer Sänger Raum zu lassen. Das hier vorliegende Stück singen wir heute zum drittenmal. Wenn es ohne Anstoß geht, wie ich hoffe, so kann nachher die Debatte über den Werth der Komposition und den muthmaßlichen Komponisten eröffnet werden. Auch dann aber bitte ich die Wissenden, daß sie die Lösung des Räthsels so lange bei sich behalten mögen —

„Bis die Nichtwisser sich zuvor genügend blamirt haben!“ rief aus der andern Sopharede herunter die Frau Publikum.

Der Gesang begann. Es war — dem freundlichen Leser soll das Geheimniß schon jetzt verrathen sein — das Tuba mirum aus Mozart's weltberühmtem Requiem. Es wurde zuerst nicht als Quartett, sondern von sämmtlichen Stimmen gesungen, ohne Zweifel in der richtigen Erwägung, daß nur durch eigenes Mitsingen ein Gesangstück dieser Art vollständig genossen und verstanden werden könne, und daß hierzu allen Mitgliedern des Vereins Gelegenheit gegeben werden müsse. Beim zweiten Male jedoch bezeichnete der Despot die vier Solisten. Die Uebrigen traten ab. Aufgerufen setzte sich jetzt der Baritон an ein in der Nähe stehendes Harmonium, auf welchem er nun nicht ohne Geschick die Sänger und den klavierspielenden Despoten begleitete, theils mit Nachahmung nur einzelner Instrumentalstimmen, der Posaune, des Fagotts, der Klarinette, der Violine, (was bekanntlich bei geschickter Handhabung des Harmoniums sich sehr gut ausführen läßt) theils auch, namentlich gegen den Schluß, durch obligates Mitspielen der ganzen Harmonie.

Ich habe nie Jemand gefunden, den die »Tuba« nicht auf's tiefste ergriffen hätte. Sie versetzte auch hier ihre Wirkung nicht. Lautlose, fast andächtige Stille folgte den letzten Akkorden. Selbst mein schwärmerischer Freund schwärmte dießmal nur in stummer Verzückung. Endlich nahm ich das Wort zu einigen, in der That aufrichtigen und wohlverdienten Komplimenten für den dirigirenden Despoten, für den meisterhaften Alt, — — aber

„Halt!“ rief mir der Despot zu; „das läuft abermals gegen einen Paragraphum der Satzungen, nach welchem außer dem Despoten Niemand das Recht hat, Lob oder Tadel über einzelne Sänger auszusprechen.“

„Eine vortreffliche Bestimmung,“ erwiederte ich, „die mich immer neugieriger macht, Ihre Statuten vollständig kennen zu lernen. Gestatten Sie mir wenigstens, meine Bewunderung über die Weisheit dieses Paragraphen auszusprechen, der ohne Zweifel die Absicht hat, den Eifersüchteleien zu wehren, die so leicht aus dem verschiedenen Maaße der Beifallsspendung unter den Singenden entstehen, sowie auch die widerliche Sitte des ewigen Applaudirens zu beseitigen, das doch zuhmal nur eine Lüge der Galanterie ist.“

„Sie haben getroffen!“ versetzte der Despot; „das ist der Sinn und die Meinung unserer Satzungen, die Ihnen mit Vergnügen zu Gebote stehen.“ Nun aber begann er von seinem Despotenrechte Gebrauch zu machen, indem er ebenso freundlich als ungeniert dem Einen und Andern kleine Ausstellungen über seinen Gesang machte, sodann aber der Gesammtheit seine hohe Zufriedenheit zu erkennen gab und sie endlich zum colloquium ad loca rief.

Die Umfrage fing an. „Nun, ihr Liebe und Getreue! Wie hat's gefallen? Ist etwas d'ran? Und was ist's? Was hielt's vor? Aus welcher Zeit und von wem mag's sein?“

„Ich schätze wohl, es sei was Geistliches!“ antwortete der erste Sopran. „Das ist gut wissen,“ lachte der zweite Sopran. „Das ergiebt sich schon aus dem lateinischen Text!“

„Nun, was das betrifft,“ erwiederte der erste Sopran, „so könnt's wohl auch weltlich sein! Haben wir nicht kürzlich erst eine lateinische Ode von Horaz gesungen, die ziemlich ungeistlichen Inhalts gewesen sein muß?“

„Gewiß!“ rief Herr Publikum. „Es war Integer vitae, — ein Lobgesang des verliebten Dichters auf seine Laiage.“

„D'rum so!“ versetzte der Sopran. „Der lateinische Text wäre also kein sicherer Merkmal. Aber die Töne klangen mir unzweifelhaft geistlich. Das Ding thut ungeheuer feierlich; es thut — ich weiß nicht, wie ich sagen soll — —“

„Ja, ja!“ lagte der Alt. „Und es thut nicht, wie ein Lob- und Dankpsalm. Es thut auch nicht, wie eines von den Motetten, die wir schon gesungen haben; es sind Stellen d'rin, die durch Mark und Bein gehen; und wieder Stellen, so tief flehend, um Gnade bittend —“

„Gut geschlossen, meine Damen!“ ließ sich mit gnädigem Lächeln der Despot vernehmen. „Aber das Alter — wie hoch taxiren Sie das Alter der Komposition?“

„Aus gar alter Zeit,“ sagte der Tenor, „ist das Ding nicht. Es thut nicht, wie Bach und Händel; es singt sich viel leichter und fällt viel besser in's Ohr. Es ist, wenn ich eine so profane Vergleichung mir erlauben darf, so süßig —“

„Ja,“ lagte der Baß, „aber, um in der Biersprache weiter zu reden, demnoch nichts weniger als leichter Stoff!“

„Mich mahnt's,“ fügte Frau Publikum bei, „an die Schreckensvisionen im Don Juan. Von vorn herein thut's, wie die Posaune des jüngsten Gerichts — (der Despot lächelte wieder). — Nachher kommt's freilich stellenweise wieder unlieder und klingt manchmal fast opernmäßig —“ (der Despot rieb sich die Hände).

„Aber doch immer mächtig, ernst, feierlich, erhaben!“ setzte der Baß hinzu.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Geſchichte des Porzellans. — Als die Portugieſen im 16. Jahrhundert chineſiſche Porzellanwaaren nach Europa brachten, konnte ſich die Majolika, die damals bei uns als die koſtbarſte Geſchirrmaſſe galt, nicht länger im Anſehen erhalten, und wir begegnen im 17. Jahrhundert einem faſt fieberhaften Beſtreben die chineſiſche Waare auch in Europa zu fabriziren. Das Ergebniß der erſten, in gänzlich falſcher Richtung gemachten Verſuche war das franzöſiſche Fritteporzellan, eine mit weißem Thon verſetzte Glasmaſſe, welche ſchon um 1695 zu St. Cloud und 1760 in der dem Staate gehörigen Fabrik zu Sèvres verfertigt wurde.

Der Erfinder des ächten Porzellans war ein Deutſcher, der Apothekergehilfe Böttticher. Nachdem derſelbe ſich zuerſt als ſogenannter Goldmacher am Hofe König Friedrichs I. zu Berlin eine Zeitlang aufgehalten hatte, floh er nach Dresden, um für Kurfürſt Friedrich Auguſt den Starken ſeine Kunſt zu üben. Bei Gelegenheit alchemiſtiſcher Verſuche, die er in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde und Arbeitsgenoſſen, dem Mineralogen v. Tſchirnhauſen, anſtellte, erzeugte er aus einem Thone aus der Umgegend von Meißen eine braunrothe Geſchirrmaſſe mit geſloſſenem dichtem Scherben, das damals ſehr geſchätzte ſog. „rothe Porzellan,“ welches, ohne ſelbſt Porzellan zu ſein, ſeinen Verfertiger zu der Ueberzeugung führte, daß das chineſiſche Porzellan nachahmbar ſei, ſobald man einen ſonſt ähnlich wie der Meißener ſich verhaltenden, aber ſich weiß brennenden Thon finden würde. Nach unzähligen fruchtloſen Verſuchen mit den verſchiedenartigſten Materialien experimentirte Böttticher endlich auch mit einer von dem Hammerwerksbeſitzer Johann Schnorr zu Aue bei Schneeberg entdeckten weißen Erde, der in jener Zeit ſog. Schnorriſche weißen Erde, welche damals in Sachſen ganz allgemein als Haarpuder angewendet war und welche aus dem heute noch in Meißen gebrauchten Kaolin beſtand. Böttticher, welcher auf dieſes Mineral, deſſen er ſich als Puder ebenfalls bediente, aufmerkſam geworden war, machte mit demſelben gelungene Verſuche und ſtellte ſo im Jahre 1710 das erſte europäiſche weiße Porzellan dar. Vom Kürfürſten von Sachſen reich bedacht mit Geld und Ehren, aber auch ſorgfältigſt bewacht, ſiedelte nun der Erfinder mit ſeiner aufs ſtrengſte geheim gehaltenen, auf Rechnung des Staats betriebenen Fabrikation von der Dresdener Jungfer Baſtei nach der Albrechtsburg in Meißen über, wo die erſte europäiſche, heute noch blühende Porzellanfabrik gegründet wurde. Böttticher ſtarb 1719.

Durch einen Meißener Arbeiter gelangte das Geheimniß der Fabrikation 1718 nach Wien und veranlaßte dort die Gründung der k. k. ärarial. Porzellanmanufaktur. Von jener Zeit an war es für prachtliebende Höfe eine unumgängliche Modeſache, eine Porzellanfabrik zu beſitzen, und ſo entſtanden die braunſchweigiſche Fabrik zu Fürſtenberg bei Holzminden 1744, die baieriſche zu Nymphenburg 1750, die württembergiſche zu Ludwigsburg bei Stuttgart 1756, die berliner 1760. Sèvres ſtellte ſeit 1769 ebenfalls ächtes Porzellan dar, nachdem das heute noch in Ausbeutung ſtehende Kaolinlager in St. Yrieix bei Limoges entdeckt worden war. Obgleich dieſe Hof- und Staatsfabriken einen nur wenig gedeihlichen Betrieb entwickelten und dabei den größten Geldaufwand veranlaßten, ſo waren ſie doch der Vervollkommnung der Porzellaninduſtrie in hohem Grade förderlich, indem eine Menge wichtiger techniſcher Fragen nur mittelſt ſolcher großen Geldopfer gelöſt werden konnten, wie ſie die Privatinduſtrie zu bringen nie im Stande geweſen wäre. So ſtehen denn heute, wo neben jenen Staatsfabriken eine große Menge von Privatfabriken blühen, manche der erſteren als unerreichte Muſter da und entſchieden noch fortwährend durch Anſtellung koſtſpieliger Verſuche höchſt wichtige, auf die Fabrikation bezügliche Fragen, auf deren Löſung die Privatinduſtrie aus pekuniären Gründen verzichten muß. Den oberſten Rang behaupten die beiden königlichen Fabriken zu Berlin und Meißen heute noch, ſowohl was Maſſe, als was Decorirung und eigentliche künſtleriſche Leiſtung betrifft. Andere Staatsfabriken ſind die Porzellanmanufaktur zu Wien, die fürſtenberger Porzellanfabrik (Braunſchweig), die k. baieriſche Porzellanfabrik zu Nymphenburg, die Fabriken zu Kopenhagen, St. Petersburg ꝛc.; die Fabriken von Frankenthal, Ludwigsburg, Fulda u. a. ſind längſt eingegangen.

Von ausländiſchen Fabriken iſt die franzöſiſche Staatsfabrik in Sèvres in ihren Leiſtungen unſtreitig obenan zu ſtellen. Sie arbeitet aber nur zum geringſten Theile für den Verkauf. Außerdem exiſtiren in Frankreich zahlreiche Privatfabriken, insbeſondere zu Limoges (Haut-Vienne).

Die auf der Rückſeite der Geſchirre befindlichen Fabrikmarken der wichtigſten Porzellanfabriken ſind folgende:

Berliner k. Porzellanfabrik

K. k. Porzellanfabrik zu Wien

Herzogl. braunſchweigiſche Porzellanfabrik zu Fürſtenberg

K. ſächſiſche Porzellanfabrik

(die für d. Orient beſtimmte Waare, ſog. Türkengut, iſt mit dem Halbmonde bezeichnet).

K. baieriſche Porzellanmanufaktur in Nymphenburg

Digitized by Google

Die Fabrik zu Ellbogen

In Sèvres haben seit 70 Jahren die Zeichen so oft gewechselt als die Regierungsformen in Frankreich; 1860 führte weiße Waare den Stempel S.60 und wenn sie decarirt und vergoldet wurde, fügte man noch

aber hinzu.

Die Fabrik in Tournay

Chinesisches und Japanisches Porzellan kommt auch noch bei uns im Handel vor, aber mehr als Curiosität; so sind es namentlich Theegeschirre, grotteske Figuren und sehr große Vasen, sog. Mandarinvasen, welche durch Vermittelung des holländischen und englischen Handels zu uns gelangen. Obgleich das chinesische Porzellan die europäische Fabrikation, welche dasselbe nachzuahmen strebte, unbestreitbar hervorgerufen hat, so ist unser Porzellan sowohl hinsichtlich der Haltbarkeit als der Schönheit der Masse und Farben, geschweige denn hinsichtlich der Formen, dem chinesischen dennoch überlegen, und die unbedingte Berechnung der asiatischen Produkte ist nichts als ein altes Vorurtheil.

Der furchtsame Heldensänger. — Der Sänger der kühnen Nordlandsrecken, der dänische Dichter Oelenschläger, war im Leben ein furchtsamer Hase. Als er einst mit zwei Künstlern, den Brüdern Riepenhausen in Rom einen Ausflug nach Tivoli machte, beschlossen diese, denen seine Furchtsamkeit bekannt war, sich einen Scherz mit ihm zu machen. Sie redeten ihm also ein, daß gewisse Wetterzeichen, und ein gelber schwefelfahler Ton der Luft Vorzeichen eines Erdbebens seien. — „Aber was ist in solchem Falle zu thun?“ fragte der Held endlich mit bebender Stimme. — „Ja was wäre da zu thun!“ rief einer der Riepenhausen. — „Sich seinem Schicksal ergeben! Wohl dem der klettern kann! denn auf einem hohen Baume gibt es allein einige Sicherheit.“ — Oelenschläger schwieg in sich versunken. — Plötzlich hob einer seiner Begleiter unbemerkt mit dem Knie den Tisch, so daß die Flaschen schwankten und aus den Gläsern Wein überfloß. — Entsetzt fuhr Oelenschläger auf und eilte aus dem Hause. — Bald bemerkten die Andern durch das Fenster, wie der wohlbeleibte unbeholfene Mann mit Händen und Beinen eine hohe Pinie umklammerte und hinauf zu klettern begann. Mit unsäglicher Anstrengung gelang es ihm endlich den Gipfel zu erreichen. Da saß nun hoch oben, unbeweglich geduckt und ängstlich der Dichter, der den Muth so manchen Nordlandsrecken zu singen gewußt hatte, und erwartete bange die krampfhaften Zuckungen der Erde. Die blieben freilich aus, aber nur mit Mühe gelang es endlich seinen Begleitern durch die beruhigendsten Versicherungen ihn von dem Baume herabzukirren, und zur Rückkehr nach Rom zu bewegen.

Fabrikation der Bleistifte. — Das Mineral Graphit, im gewöhnlichen Leben auch Wasserblei genannt, ist als Material der Bleistifte wohl allgemein bekannt, hat aber auch noch einige andere Verwendungen, wie z. B. die zu feuerfesten Tiegeln, als Anstrichfarbe für Eisenwaaren („Ofenschwärze“) und als Mittel zur Verminderung der Reibung bei Maschinentheilen. Der Graphit bildet eine metallisch graue, weich und fettig sich anfühlende, abfärbende Masse, welche aus krystallinischem Kohlenstoffe besteht, aber meist mit gewissen fremden, zufälligen Beimengungen, z. B. Eisen, Kieselerde verunreinigt ist.

Die Fundorte des Graphits sind nicht zahlreich. Der reinste findet sich zu Barrondale (Cumberland) in England; in Deutschland wird derselbe gewonnen bei Passau auf dem linken Donauufer, und zwar am reichlichsten und reinsten bei den Orten Pfaffenreuth und Leuzersberg mit dem Stapelplatz Obernzell; auf der böhmischen Seite des bairischen Waldes befinden sich Graphitgruben zu Schwarzbach und Stuben, ferner zu Schönbühel und Ips in Oesterreich, unterhalb Linz an der Donau, zu Marbach bei Krems, und zu Hafnerluden in Mähren. Auch Frankreich produzirt einigen Graphit; überdies kommen Graphite aus Spanien und sehr reine besonders von der Insel Ceylon.

Nur das Vorkommen in England war ehedem so reichlich und frei von härteren fremden Einschlüssen, daß man die durch Bergbau gewonnenen Graphitblöcke unmittelbar zu Stängelchen zerlägen konnte, welche, durch Einleimen in Holzstäbchen zu Bleistiften verarbeitet, den Ruf der englischen Bleistifte begründeten. Gegenwärtig geschieht die Fabrikation der Bleistifte überall nach der Erfindung von Conté und Conté-Humblot in Paris.

Nach dieser neueren Methode wird der Graphit durch Schlämmen und auf chemischen Wege aufs sorgfältigste gereinigt und auf eigenen Mühlen in ein feines Pulver verwandelt, welches, nach dem einen, selteneren Verfahren durch kräftige hydraulische Pressen in Blöcke geformt und dann zu Stiften zersägt wird. Am häufigsten aber mengt man den Graphitbrei mit größeren oder geringeren Mengen reinen Thons (Pfeifenerde), preßt ihn durch entsprechende Oeffnungen im Boden einer Metallbüchse, ähnlich wie Maccaroni-Nudeln, trocknet die Stängelchen und brennt sie in verschlossenen Tiegeln. Durch die Menge des Thones, sowie durch die höhere oder niedrigere Brenntemperatur hat der Fabrikant den Härtegrad seiner Produkte vollkommen in der Gewalt, indem der Thonzusatz, je heftiger die Stängelchen geglüht werden, dieselben um so härter macht. Durch Zufügen von Lampenruß wird die Graphitmasse für gewisse Bleistiftsorten wohl auch beliebig schwärzer gefärbt; sehr weiche Stifte pflegt man auch in weißes Wachs zu tauchen: sie haben aber dann den Nachtheil, daß die Striche nicht mehr vollständig mit elastischem Gummi von dem Papier entfernt werden können.

Die Masse zu ordinäreren und ganz geringen Sorten von Bleistiften wird in den betreffenden Fabriken durch Zusammenschmelzen von Graphitpulver und rohem Schwefelantimon, Schwefel, Kolophonium, Schellack oder durch Mengen mit Gummi hergestellt. Derartige Einmengungen werden leicht durch das Verhalten der Bleistiftspitze in der Lichtflamme oder vor dem Löthrohr und durch Berührung mit Wasser erkannt. — Früher hat man alle aus reinem Graphit gefertigten Bleistifte als ächte von den letztgenannten unächten, mit Zusätzen bereiteten, unterschieden.

Die nach irgend einer dieser Methoden erzeugten Graphit Stängelchen werden nun in die mit entsprechenden Nuten versehenen Holzstäbchen eingeleimt und dann durch Aufleimen eines Deckstäbchens der Bleistift vollendet. Häufig werden diese, wie bekannt, auch noch gefärbt, polirt und mit der in's Holz eingepreßten Fabrikmarke versehen. Bessere deutsche Bleistifte sind in der Regel auch mit einer Marke versehen, welche deren Härtegrad angibt: H. HH. HHH für zunehmende Härte, B, BB ꝛc. für die weichen Sorten.

Das zu Bleistiften am häufigsten verwendete Holz ist nun sogenanntes, kein ächtes Cederholz und kommt von einer Wachholderart (Juniperus bermudiana); auch das Zuckerkisten- oder westindische Cederholz (Cedrela odorata) wird angewendet. Zu ordinärerer Waare dient Weißbuchen, Ahorn, Erlen und Pappeln. Die Hölzer werden in den Bleistiftfabriken theilweise mit besonderen

Digitized by Google

Maschinen hergerichtet. Außer der üblichen runden oder mehrseitigen Fassung ist für sog. Zimmermanns-Bleistifte die vierkantige Holzfassung und für ordinäre Waare die Einfieldung in dickes farbiges Papier gebräuchlich; eben so kommen auch ordinäre ganz nackte Stifte, an manchen Orten Blei- oder Graphitfedern genannt, vor. Feine nackte Graphitstängelchen, in dünnen Glasröhrchen aufbewahrt, werden von den bessern deutschen Fabriken zum Einsetzen in die sog. Bleistifthalter angefertigt.

Die vorzüglichsten deutschen Bleistiftfabriken sind: A. W. Faber in Stein bei Nürnberg; dieses Etablissement besteht schon seit hundert Jahren, beschäftigt gegen 300 Arbeiter und ist unstreitig das größte, welches überhaupt existirt. Es producirt 16 Sorten, wovon die feinsten der besten englischen Waare gleichstehen, und hat einen ausgedehnten Export, selbst nach England. Wie bekannt die Faber'schen Fabrikate sind, mag nebenbei die Thatsache beweisen, daß in Nordamerika die Bleistifte schrzweise »faber« genannt werden. L. und C. Hardtmuth in Wien steht mit Faber nahezu auf derselben Stufe der Vollkommenheit. Ferner sind noch J. J. Rehbach in Regensburg, Birkmann, Fröschner und Stadler, sämmtlich in Nürnberg, rühmlich zu erwähnen. In Frankreich werden vortreffliche Bleistifte, z. B. von Gilbert in Givet (Ardennes), angeblich auch aus künstlichem Graphit, fabricirt. In England ragen Brockdon in London und einige Firmen in Cumberland hervorbei.

In Schiller's Wallenstein. — Im Februar 1798 — so erzählt der preußische General Ludwig von Wolzogen, Bruder von Schiller's Schwager, in seinen Memoiren — reiste ich auf den Wunsch meines ältesten Bruders (eben des Schwagers von Schiller), um unsere Erbschaftsangelegenheiten in Ordnung zu bringen, auf einige Zeit nach Weimar, wo mein Bruder als Kammerherr und Kammerrath angestellt war. Hier, so wie am Hofe der Herzogin Amalie zu Tiefurt, erneuerte ich die früher schon gemachte Bekanntschaft mit Göthe, Wieland, Herder, Böttger, Knebel und der Madenoiselle Jagemann, nachmaligen Frau von Heygendorf, welche, bei der gedachten Herzogin Mutter placirt, sich vornehmlich durch ihr schönes Gesangs-Talent auszeichnete. Alle diese Personen gingen im Hause meines Bruders fast täglich aus und ein, so daß es an geistreicher Unterhaltung niemals fehlte. Auch sah ich hier häufig die liebenswürdige Schriftstellerin Amalie v. Imhof, sowie den Dichter Jean Paul, der gerade von einer Reise nach Berlin zurückgekehrt war. Sein überaus lebhafter Geist und seine ungemeine Jovialität machten ihn zum liebenswürdigsten Gesellschafter. Auch verschmähte er die Genüsse des Lebens so wenig, daß ich ihn öfters in ziemlich benebeltem Zustande nach Hause zu bringen die Freude hatte. Göthe verglich ihn in solchen Momenten mit einem Salamander, womit seine damalige hagere Gestalt vortrefflich bezeichnet war. Auch Schiller, der zu dieser Zeit noch in Jena lebte, besuchte ich auf einige Tage, und wurde von ihm und seiner trefflichen Frau auf das herzlichste aufgenommen. Namentlich viel sprach er mit mir über Wallenstein, der ihn damals lebhaft beschäftigte. Er verlangte, ich solle ihm ein treues Bild von einer Schlacht des 30jährigen Krieges liefern, damit er aus dieser Beschreibung die Grundfarben zur Schilderung des Todes von Max Piccolomini entlehnen könne; als ich ihm aber mit Karthaunen, Columbrinen und Bombarden kam, da schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen, und rief: „Wie können Sie nur verlangen, daß ich eine Scene, welche den höchsten tragischen Eindruck auf die Zuschauer zu machen berechtigt ist, mit so viel Knall und Dampf anfüllen soll?! Max kann nicht durch eine Kugel enden; auch muß sein Tod nur erzählt, nicht dargestellt werden, ähnlich wie Theramen in der Phädra Hippolyt's Ende berichtet!“ — Er sann noch lange hin und her, wie er seinen Helden nach diesen Grundsätzen am besten aus der Welt schaffen möchte, und jeden Tag brachte ich ein neues Projekt dazu, das er jedoch als viel zu kriegswissenschaftlich immer wieder verwarf. Endlich hatte er seinen Entschluß gefaßt: „Ich hab's!“ — sagte er — „Max darf nicht durch Feindes Hand, er muß unter dem Hufschlag seiner eigenen Rosse an der Spitze seines Kürassier-Regiments des Todes Opfer werden!“ — und so entstand die herrliche Erzählung des schwedischen Hauptmanns, die wir heute Alle noch mit Bewunderung lesen.

Alexander und Diogenes.

Plutarch schildert in seinem Leben Alexanders des Großen die Begegnung dieses Fürsten mit dem Philosophen Diogenes in folgender Weise: „Die Griechen versammelten sich auf der Landenge von Korinth und beschlossen daselbst einen Feldzug gegen Perser, in Gemeinschaft mit Alexander. Letzterer wurde zum Feldherrn ernannt. Viele Staatsmänner und Gelehrte machten ihm deshalb ihre Aufwartung, um ihm Glück zu wünschen. Alexander hoffte das Gleiche auch von Diogenes von Sinöpe, welcher sich damals in der Gegend von Korinth aufhielt. Als jedoch Diogenes nicht die geringste Rücksicht auf Alexander nahm, sondern ganz ruhig in dem Kraneion (einem Cypressenhain bei Korinth) verblieb, so machte sich der König selbst zu ihm auf den Weg. Diogenes lag eben in der Sonne. Bei der Annäherung von so vielen Menschen setzte er sich ein wenig aufrecht und warf einen Blick nach Alexander hin. Der König grüßte ihn, redete ihn zuerst an und forderte ihn sogar auf, sich eine Gnade auszubitten. „Geh' mir ein bischen aus der Sonne!“ sagte Diogenes. Dieses Wort machte auf Alexander den tiefsten Eindruck. Gerade in der Geringschätzung, die er erfuhr, bewunderte er den Stolz und die Größe jenes Mannes. Als daher seine Umgebung beim Heimgehen lachen und spotten wollte, that er die Aeußerung: Wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, so würde ich ein Diogenes!“ —

Dieser Vorgang hat dem berühmten englischen Maler Edwin Landseer den Stoff zu einer ergötzlichen Composition gegeben, welcher unser Holzschnitt nachgebildet ist. Diogenes war durch die Ursprünglichkeit und Stärke seines Charakteres, durch seinen schlagfertigen Verstand, seinen unverwüstlichen Humor eine beliebte und renommirte Persönlichkeit. Er gehörte einer philosophischen Sekte an, welche die Bedürfnißlosigkeit und Weltentsagung zur Fratze steigernd, sich in einer unsäglichen Lebensweise gefiel und mit aus diesem Grunde den Namen Cyniker (Hundsgenossen) erhielt. Da nun unser Philosoph als geistreicher Sonderling in Bettlertracht eine höchst populäre Figur war, so knüpften sich zahlreiche Anekdoten und Witze an seinen Namen. Wie sonst auch Obdachlose nahm er seine Wohnung eine Zeit lang in einer Tonne, welche im Vorhof eines Tempels zu Athen lag, und deshalb fabelte man von ihm, er hätte sein Lebtag keine andere Wohnung gehabt und auch auf seinen Wanderungen sein Faß mit sich genommen, wie die Schnecke ihr Gehäuse. Uebrigens that sich Diogenes auf den Ehrentitel eines Cynikers etwas zu gut und nach seinem Tode setzten die Korinther, bei denen er in hoher Achtung stand, einen marmornen Hund auf sein Grab.

Der heitige Humor, mit welchem sowohl der Proletarier im Fasse, als die ihn besuchende Majestät mit ihren Grunden auf unserem Bilde dargestellt sind, leuchtet jedem Beschauer von selbst ein.

Digitized by Google

Alexander und Diogenes, nach Landseer.

Digitized by Google

Des Schulmeisters Hochzeit.

Novelle von **Georg Gießen.**

Wer zur Sommerzeit von Mainz gen Mannheim kutschirt, sei es auch mit der Eisenbahn, und das Herz lacht ihm nicht im Leibe — der hat keins. Hier ist der Segen der Natur so recht breit ausgegossen und so behaglich. Die Hügel zur Rechten scheinen nur da zu sein, um ihren grünen Rebenschmuck der Sonne entgegenzuhalten; aus den wogenden Saaten der Ebene zur Linken glänzen reiche Dörfer und halbversteckte Höfe so lustig heraus — und drüben über'm Rhein schließen die schöngezeichneten Konturen der Bergstraße dieß reiche Bild des Ueberflusses so edel ab und so kräftig, daß sich das Auge nicht satt sehen kann.

Und die sonst so trocknen Eisenbahnstationchen, was haben die hier für einen Klang! Wie volle Römer duften uns ihre Namen entgegen: Laubenheim, Bodenheim, Nierstein, und wie sie alle heißen, die lustigen Etiketten, die man den Stationshäuschen aufgeklebt hat.

Es ist ein gebenedeites Stück Erde, und wer da verweilen und einen Blick in das Wesen seiner Bewohner thun will, der wird freudig den Hut abziehen vor diesem aufgeweckten, fleißigen Völkchen, welches das Sonntagskleid seines Ueberflusses so würdig zu tragen weiß.

Zwischen jenen Rebenhügeln des linken Rheinufers und dem Strom, inmitten eines der fruchtbarsten Striche der Ebene, liegt ein stattlicher Hof; seine weitläufigen Umfassungsmauern sind heiter mit Reben und Epheu überspannen, und ein Blick durch den Thorbogen in den großen Hofraum zeigt, daß hier Reichthum, Ordnung, Betriebsamkeit zu Hause sind. Das Wohnhaus steht etwa hundert Schritte abseits von den ein großes Quadrat bildenden Oekonomiegebäuden, und ein wenig erhöht; es ist neu und geschmackvoll, und das Haus selbst, sowie der sich anschließende, in einen kleinen Park verlaufende, Garten entbehrt keinen der Reize, welche reiche Leute ihren Landwohnungen zu geben wissen.

Und wer ist der Besitzer dieses schönen Gutes? Gewiß ein Herr von X. oder ein Graf oder ein reicher Fabrikant? O nein, es ist ein einfacher rheinhessischer Bauer, dem das Alles gehört und noch mehr dazu; und wenn ich sagte, es sei dieser ein einfacher Bauer, so ist damit nicht gerade gemeint, daß er nichts weiter gelernt habe, als ein Bischen Lesen und Schreiben und die fünf Spezies; so viel war es wohl, was sein Vater verstanden hatte von den Wissenschaften; aber der hatte eingesehen, daß das heute nicht mehr gut ausreiche, und hatte seinen Sohn durch eine tüchtige Gewerbschule laufen lassen.

Nun, dieser Michel Stoß, er mag jetzt wohl fünfundvierzig Jahre zählen, ist eine außergewöhnliche Erscheinung. Auf dem prachtvoll gebauten Körper sitzt ein Kopf, so stolz und doch so edel und vertrauenerweckend zugleich, daß ihn Niemand vergessen wird, hätte er ihn auch noch so flüchtig gesehen. Er erinnert an die Heldengestalten des Nibelungenliedes, und Widerspruch scheint diesem Felsengesicht, diesem Hagen gegenüber unmöglich zu sein. Siehst du ihm aber ins Auge, dem Recken, so springt dir wohl ein Schalk entgegen, so heiter wie nur einer sein mag, und in der That, Michel Stoß ist nicht gar so starr, als er von weitem aussieht. Nur wenn es sich darum handelt, einen einmal gefaßten Entschluß durchzusetzen, dann ist er unbeugsam, und seine Ehrenhaftigkeit und Charakterstärke sind in der ganzen Gegend sprichwörtlich geworden.

Die originelle Form, welche er manchmal wählt, um seinen Willen durchzusetzen, spricht sich in mancherlei Geschichten aus, die er schon geliefert; sie kursiren, mehr oder weniger ausgeschmückt, im Lande; die Weise aber, wie er zu seiner blonden Frau Marie gekommen, ist wohl das beste von allem, und da ich im Stande bin, sie mit historischer Treue zu berichten, sei es hiemit gethan.

Als Michel Stoß von der Gewerbschule zu N. heimgekehrt war, ließ sein Vater den aufgeweckten achtzehnjährigen Burschen unter seiner Leitung die Be-

Digitized by Google

wirthſchaftung des Gutes beſorgen und führte ihn in die Praxis ſeines Berufes genau ein; denn Michel war der einzige Sohn, und es verſtand ſich von ſelbſt, daß er Landwirth werden und das väterliche Gut einſt übernehmen ſollte.

Hiemit war er denn auch vollkommen einverſtanden; ſeinem ſelbſtändigen Sinn ſagte kein Beruf ſo ſehr zu, als der, welcher ihm ſo nahe lag, und er gab ſich den Obliegenheiten ſeines Geſchäftes mit vollſtem Eifer hin. Er brachte bald mancherlei Verbeſſerungen an, war von früh bis ſpät auf den Beinen und hatte doch immer noch Zeit übrig, ſeinen Geiſt zu bilden und die wiſſenſchaftlichen Fortſchritte zu verfolgen, welche im Gebiete der Landwirthſchaft gemacht wurden, und die er mit Wahl und Vorſicht, oft im Widerſpruch mit den Anſichten ſeines Vaters, nach und nach einzuführen verſtand.

Aber was er unternahm, glückte ihm, und ſo gewöhnte ſich der alte Mann allmälig daran, ſeinen ſonſt ſtarren Sinn vor der Einſicht und den Kenntniſſen des Sohnes zu beugen und ihm mehr und mehr freies Spiel zu laſſen.

Michel war mittlerweile fünfundzwanzig Jahre alt geworden, und wenn auch der Vater oft daran dachte, daß es bald Zeit ſei, ihm eine paſſende Heirath vorzuſchlagen — und er hatte deren mehrere im Sinn — ſo beſchränkte er ſich doch nur auf leiſe Winke, die indeß vom Sohne jedesmal mit Lachen abgewieſen worden waren: der meinte, es ſei noch lange Zeit, an ſolche Dinge zu denken.

Wie ſollte Michel auch Heirathsgedanken hegen? Sein Herz hatte ihm nie die leiſeſte Aufforderung gegeben, und eine Convenienzheirath einzugehen — wie es auch auf dem Lande ſo üblich iſt — lag ſeinem ſtolzen Sinne fern. Die kleinen Liebesabenteuer und ſchwärmeriſchen Herzensexkurſionen ſeiner milchbärtigen Schulfreunde hatten in ihm ſtets einen nachſichtsloſen Spötter gefunden, und kalt und ungerührt war ſeine Seele gerade an den Jahren vorübergewandelt — wo ſie, ach! ſo verwandſchaftsgeneigt iſt.

Eines Abends — es war im Frühjahr — ſchlenderte unſer Michel durch die Felder ſeines Vaters dem nahen Rebheim zu, wo er mit einigen Tagelöhnern Rückſprache nehmen wollte; er war ſelbſt gegangen, weil er gleichzeitig den Stand der Saaten nach jener Richtung hin prüfen wollte. Langſam ſchritt er vor ſich hin; die Sonne war eben am Untergehen, die gelben Saatfelder dufteten, luſtig ſummten die Käfer um die blüthenbedeckten Kirſchbäume, die den Weg beſchneiten. Es war einer von jenen zauberhaften Frühlingsabenden, welche die Seele ſo weich und ſehnſuchtsglücklich ſtimmen, und von denen der Genuß einer Viertelſtunde mehr werth iſt, als alle die Millionen begeiſterter Beſchreibungen, welche ſchon davon geliefert worden ſind.

Michel freute ſich wohl auch des köſtlichen Abends, aber ſein Sinn war doch vorzugsweiſe bei der praktiſchen Seite der Sache, und prüfend glitt ſein Auge über die prächtig beſtellten Felder zu beiden Seiten des Weges. So war er nach Rebheim gekommen, hatte in einigen kleinen Häuſern vorgeſprochen und ſchritt dann nach der Wohnung des alten Kaſpar. Dieſer hatte zwar ſelbſt ein kleines Feldgütchen, es war jedoch zu klein, um ihn zu ernähren, und er mußte ſich darum den Reſt ſeines Unterhaltes durch Taglöhnern erwerben. Michel ging, als auf ſein Rufen Niemand erſchien, durch den Hausflur nach dem kleinen Garten, welcher hinter dem Hauſe lag. Hier war Niemand, als ein junges flachsblondes Mädchen, die Tochter des alten Kaſpar. Michel hatte ſie vor etlichen Jahren zuletzt geſehen; ſie war damals noch ein Schulkind geweſen, und war ſie ihm damals ſchon durch ihren ſchlanken Wuchs und ihr hübſches Geſichtchen aufgefallen, ſo mußte er jetzt das ſechzehnjährige Mädchen mit einem gewiſſen Erſtaunen betrachten, denn er geſtand ſich auf den erſten Blick, nie ein ſo reizendes Kind geſehen zu haben.

Er trug ihr ſeine Beſtellung an den Vater auf, ſchaute ſie prüfend und verwundert von Kopf bis zu den Füßen an und ging.

Aber er ging ſehr langſam, und als er auf dem Heimweg unter den blühenden Kirſchbäumen hinſchritt, blieb er ſogar zuweilen ſtehen und blickte ſinnend zurück, obgleich das Dorf nicht mehr ſichtbar war. Der Mond ſchwebte bleich am Himmel und Michel ſah zu ihm hinauf, als könne der ihm Antwort geben auf eine Frage, die ſein ganzes Weſen erfüllte. Hm, ſagte er vor ſich hin, ein hübſches Mädchen, dem Kaſpar feins — — und was ſie für ſonderbare Augen hat — —; ſo viel ſteht feſt, ich habe nie ſo was geſehen — —; ſchade, daß die keine Erziehung genoß — —; hm — 's iſt doch was Schönes um ſo 'n klares Geſicht.... Und er brütete ſo fort wie im Traum. Er kam heim und ſah ſeine Zeitungen, aber es wollte nicht gehen; er las halbe Seiten und wußte nicht, was er geleſen hatte. Bei Tiſch war er nachdenklich und ſtill, ſo daß ihn ſeine Mutter fragte, ob ihm was fehle. Immerfort ſtand das liebliche Mädchen vor ihm, mit den großen blauen Augen und den blonden Flechten.

Und doch, ſagte er zu ſich ſelbſt, als er im Bette lag und nicht ſchlafen konnte — was iſt denn nur an dem kleinen Ding, daß ich es nicht vergeſſen kann? 's iſt eben ein hübſch Geſichtchen — weiter nichts! Und hätte ich eine halbe Stunde mit ihr geplaudert — ſicher, ich würde gefunden haben, daß es ſich nicht der Mühe verlohnt, ſo viel an ſie zu denken.

Aber das Bild des Mädchens flocht ſich in ſeine Träume, und als er erwachte, war ſein erſter Gedanke an ſie. Wo er ging, begleiteten ihn die großen blauen Augen, und um ſeine Ruhe war's geſchehen.

Sollteſt du verliebt ſein in das blonde Ding? Ja, du biſt verliebt bis über die Ohren, und all' dein Grübeln und Lachen und Verwerfen, es hilft dir nichts! Es treibt dich hinaus nach Rebheim; dein Herz fängt an ſo ſonderbar zu klopfen, je näher du kommſt — du kehrſt um bei den letzten Bäumen, ſiehſt und hörſt ja nichts unterwegs, gibſt den Leuten kaum den Gruß zurück!

Alles in Allem — unſer Michel war wie umgewandelt, und aus dem kurzangebundenen, praktiſchen Burſchen war ein ſo ſchwärmeriſcher Träumer geworden, wie's

Digitized by Google

nur je einen gegeben hat. Der alte Kaspar war plötzlich sein Liebling; mit ihm plauderte er oft stundenlang und störte ihn an der Arbeit. Nach Rehheim ging er so oft es thunlich schien, ohne Aufsehen zu machen, und kam träumend zurück, wenn es ihm gelungen war, die blonde Marie zu sehen und einige Worte mit ihr zu wechseln.

War nun auch dem Vater, und mehr noch der Mutter, das so sehr veränderte Wesen des Sohnes aufgefallen, so dachten doch weder sie, noch die andern Leute, welche Michel so oft in dem Häuschen des Taglöhners einkehren sahen, auch nur im Entferntesten daran, daß die Liebe ihn dorthin treibe.

Es war ja unmöglich! Der geschulte, reiche, kluge und — brave Michel — — wie konnte der wegen des einfachen Bauernmädchens auch nur einen Schritt thun?

Nun hatte Michel schon längst seinem Vater erklärt, daß er eine längere Reise zu machen wünsche, um gewisse Mustergüter am Rhein, in Sachsen und Schlesien zu besuchen, und die Zeit, welche er sich zur Abreise festgesetzt, war schon verstrichen; es kam ihm jetzt vor, als wenn er die Güter nicht zu sehen brauche — wenigstens jetzt nicht. Aber sein Vater sragte ihn wieder und wieder, wann er gehen wolle? und Michel hatte, der vielen Fragen überdrüssig, in raschem Entschluß einen naheliegenden Tag als den seiner Abreise bezeichnet.

Daß er die blonde Marie lieber als sein Leben habe, war ihm so nach und nach klar geworden, aber er gestand sich, daß er durchaus nicht daran denken dürfe, sie zu heirathen. Er begriff, welche Kämpfe er mit seinem Vater haben würde, — Taglöhnerstochter — Michel Stoß — offenbarer Wahnsinn! Auch stellte er wohl noch andere Betrachtungen über das Thörichte seiner Leidenschaft an; denn hatte er nicht selbst oft und laut erklärt, daß der Mensch keinen dummern Streich machen könne, als wenn er ein Mädchen heirathe, dessen Erziehung der seinen nicht angemessen sei? Aber die immer mehr wachsende Leidenschaft ließ dem Kopf seltener und seltener die Gewalt; hatte dieser sich sonst immer in den Strahlen der trockenen Vernunft gewiegt, sie fluthete das Gefühlsmeer jetzt alle Augenblicke über, und wenn es je einmal zur Ebbe kam, so stieg es alsbald nur um so bewegter empor und verschlang alle Klugheit in seinen Wellen.

Doch gelagt hatte er ihr nichts, und den Sturm seiner Seele hatte er fest in sein Inneres zu bannen gewußt, wenn er sie sah und sprach; er dachte zu ehrenhaft, um dem Mädchen auch nur den Schein eines Gedankens in den Kopf zu setzen, für den er keine glückliche Lösung sehen konnte. Was sie von ihm denken mochte? — er wußte es nicht; doch wenn er mit ihr sprach, war es ihm immer, als ob sie zu ihm aufschaue, wie zu einem Wesen höherer Art, und als ob ihre Seele vor ihm kniee und rufe: o hebe mich auf — wie kannst du so lange zaudern!

Der Abend vor dem Tag der Abreise war herangekommen, und so oft sich unser Michel auch vorgenommen hatte, Marie nicht mehr zu sehen, so fühlte er sich doch unwiderstehlich hingetrieben nach dem kleinen Häuschen; es sollte aber das letzte Mal sein, und dann wollte er sich die thörichte Leidenschaft aus dem Herzen reißen, ohne Gnade und Barmherzigkeit.

Und wieder fand er sie allein im Gärtchen, aber sie sah ihn nicht kommen, denn sie saß auf der kleinen Bank, zwischen blühenden Bohnen, hatte das Köpfchen in den Schooß gelegt und weinte. Michel trat zu ihr und legte seine Hand leicht auf ihre Schulter; es war das erste Mal, daß er sie berührte.

Marie sprang erschrocken auf und blickte ihn scheu an.

„Warum weinst Du denn?“ fragte er mit weichem Ernst und einem Mitleid, bei welchem sein ganzes Herz betheiligt war. Doch statt der Antwort entquoll ein Strom von Thränen ihren Augen, sie wandte sich und wollte forteilen. Allein Michel hielt sie an der Hand; sie ließ es geschehen; er umfaßte ihren schlanken Leib und sie schaute ihn so flehend an und so verwirrt — und ehe er sich's versah, hatte er das bleiche, bebende Kind an seine Brust gezogen.

Da — plötzlich erscholl dicht neben dem trunkenen Paar ein heller Pfiff und ein Stück Rasen flog über die hohe Schlehdornhecke. Das erschrockene Mädchen fuhr zurück, und in demselben Augenblick trat der alte Kaspar aus dem Hause, grüßte Michel respektvoll und dieser eilte, nachdem er dem Alten einen Auftrag gegeben, hinweg; mit Marie hatte er keinen Blick mehr wechseln können, denn diese machte sich an einem Salatbeete zu schaffen und wandte ihm den Rücken.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Mariechen hatte sich angekleidet, um in die Kirche zu gehen, und war, da ihr noch etwas Zeit übrig blieb, in den Garten getreten. Nachdenklich stand sie vor dem Stückchen Rasen, welches sie gestern so erschreckt hatte, und sie wußte nicht, ob sie sich freuen dürfe über die sonderbare Geschichte, die ihr begegnet war. Der stolze Michel hatte sie so still und innig an seine Brust gedrückt! — was sollte sie davon halten? Er hatte sich nur einen Scherz erlaubt — offenbar, und die ganze Wonne, die sie empfunden, die ihr jetzt noch im Herzen bebte, es war nichts als ein thöricht Gefühl, dasselbe, welches sie schon die ganze Zeit bewegte und das ihr Herz mehr in Besorgniß und Angst versetzte, als in Freude.

Und natürlich! Wer den Geldstolz der Bauern kennt, wird die Befürchtung des Mädchens begreiflich finden. Eine hübsche Seiltänzerin hat mehr Aussicht, einen Prinzen von Geblüt zum Mann zu bekommen, als ein armes Mädchen einen reichen Bauernsohn, und wäre dieses noch dreimal so schön und gut, als es unsere Marie war.

Dann dachte sie mit Unruhe daran, wer sie wohl gestern belauscht haben möchte; doch hatte sie keine Ahnung, weil das Gärtchen auf jener Seite an einen allgemein benützten Hohlweg grenzte.

Da bog sich das Gezweig an einer dünnen Stelle der Hecke auseinander und das freundliche, glattrasirte Gesicht des Schullehrers nickte ihr grüßend zu: „Guten

Digitized by Google

Morgen, Mariechen — gib mir eine von Deinen schönen Rosen — willst Du so gut sein?"

„Gewiß, Herr Lehrer, recht gern."

Sie brach ein paar Rosen ab und reichte sie dem schmunzelnden Manne hin; doch der hielt ihre Hand fest, die sie nicht zurückzuziehen wagte; denn Herr Streicher hatte sie das ABC gelehrt und war immer so freundlich gegen sie gewesen und fortwährend so freundlich, daß er nie verhehlte, ihr die Wangen zu streicheln, wenn er ihr begegnete. Das that er denn auch jetzt, und sie ließ es geschehen, obgleich sie den ewig lächelnden Herrn Streicher eigentlich nicht leiden konnte.

„Mariechen," sagte er überaus gütig, „wir haben noch ein bischen Zeit zur Kirche und können wohl noch eins zusammen plaudern vorher."

Was mag der mit mir zu plaudern haben? dachte sie und blickte ihn verwundert an.

„Marie, Du weißt, daß ich Dich von jeher lieb gehabt habe, und Du verdienst es auch; im ganzen Ort ist kein bessergeartet Mädchen, als Du, und Jedermann hat seine Freude an Dir. Aber Mädchen, Mädchen! — Gestern Abend ist was gesehen worden! — Mädchen, Mädchen, — was fängst Du für Streiche an?!" Und er hob den Zeigefinger so ernst, schüttelte den Kopf so väterlich warnend und kniff die Lippen so betrübt zusammen, daß es dem erschrockenen Kind erst recht klar wurde, welches Verbrechen sie begangen, und sie stand da mit zu Boden gesenktem Blick und der Purpur floß ihr von der schönen Stirne über die Wangen hinab.

„Ja, ja — schäme Dich nur recht tief in's Herz, Du leichtsinnig Kind! Wie kannst Du leiden, daß Dich der junge Stoß da herzt und küßt und drückt? Begreifst Du denn nicht, daß er Dich unglücklich machen wird? Kind, Kind! Du wandelst schon mit einem Fuß auf dem Pfade der Sünde, und Du kannst Deinem Schöpfer danken, daß er Dir in mir einen Freund schickt, der über Dich wacht, der Dir das Gewissen aufrührt, ehe es ganz eingeschlafen ist!"

Marie konnte kein Wort erwidern. Sie fühlte, daß ihr ein Unrecht geschah — aber was sollte sie sagen? Sie schwieg beschämt stille. Da begannen die Glocken zu läuten, Herr Streicher fuhr ihr beschwichtigend über Stirne und Wangen: „Nimm Dir's zu Herzen, Kind! Für die nächste Zeit ist nichts zu besorgen, denn der Michel Stoß reist in einer Stunde ab, um erst in zwei Monaten zurückzukommen. Hat er böse Gedanken in Dir erweckt, so schlage sie Dir aus dem Sinn und sei wieder ein gutes Mädchen! Nächstens mehr — und nun ist es Zeit zu gehen."

Damit eilte Herr Streicher den kleinen Abhang hinunter auf die Straße; Marie aber schlich betrübt zur Kirche und hörte von den guten Lehren, die der Pfarrer gab, diesmal kein Sterbenswörtchen.

Herr Streicher war eigentlich kein unrechter Mann; aber ein Pfiffikus war er, und wer was mit ihm zu schaffen hatte, nahm sich in Acht. Seine wirthschaftlichen Verhältnisse waren trefflich bestellt; spekulativ und thätig, wie er war, war ihm Manches geglückt, und neben dem nicht unreichlichen Einkommen, welches sein Dienst gewährte, war es ihm möglich geworden, zu seinem kleinen ursprünglichen Besitz ein hübsch Stückchen Weinberg und mehrere Morgen treffliches Landes anzuschaffen; einige weitere Morgen Feld hatte er unter günstigen Bedingungen gepachtet, und so galt er mit Recht für einen fleißigen, sorgsamen Mann.

Seine Frau war vor etlichen Jahren gestorben, ohne ihm Kinder zu hinterlassen, und man wußte eigentlich nicht genau, warum er nicht wieder heirathete. Doch Herr Streicher kannte seinen Grund: er wollte nicht „Jede", und spekulirte immer so hoch hinaus, daß er sich so ganz in der Stille schon einige Körbe geholt hatte; das machte ihn aber nur immer verfessener, seinen Plan rasch durchzuführen, denn er wollte die Vierzig nicht überschreiten als Heirathskandidat, und diese standen vor der Thüre.

Nun wußte er wohl einige alte Jungfern in der Gegend, die ihn mit Freuden aufgenommen hätten, und deren Vermögen ihm auch passend erschien — aber so oft er beschlossen, in dieser Richtung „Schritte zu thun", jedesmal huste er scheu zurück. Sie waren ihm doch gar zu alt und häßlich; es hatte ihm all' seine Selbstsucht den Geschmack an der hübschen Natur doch nicht ganz verderben können.

So konnte er sich stundenlange an dem Gedanken ergötzen, wie artig es sein müßte, wenn des alten Kaspars Mariechen seine Frau sein könnte. Ja — wenn sie wenigstens nur einiges Geld hätte! — Aber so gar nichts! — Der Gedanke, so lächerlich er ihm auch vorkam, er gaukelte immerfort neckend um seine feinen Heirathscombinationen herum, und Herr Streicher sangte sich immer fester in das süße Gift dieser Vorstellung ein. Was sonst an Mariechen war, Niemand wußte es besser, als er. Nie hatte er eine aufgeweckteres Schülerin gehabt; nie eine reinere, gutherzigere Seele kennen gelernt, — aber was war da zu wollen? Es war eine kindische Idee, und seufzend krochen jedesmal seine Gedanken von dem schönen Bilde Mariens zu den alten Jungfern hinüber — gequält in der Wahl, welche von diesen eigentlich die am wenigsten häßliche sei.

Mit derlei Ueberlegungen beschäftigt, war der Herr Schulmeister auch gestern Abend, zwischen den Hecken hinschlendernd, Zeuge von jener kurzen Liebesscene geworden, deren boshafte Störung ihm indessen keinen Ersatz für das gewähren konnte, was ihr Anblick in seiner Brust erregt hatte. In dem Augenblick, wo er Marie in dem Arm eines Anderen gesehen, erwachte in ihm eine Leidenschaft für das blonde Mädchen, welche alle klugen Rücksichten überstäubte.

Und er kannte den Charakter des Michel Stoß — er wußte, daß dieser einer Schurkerei unfähig sei.

Ist es noch Zeit? grübelte er vor sich hin, als er zu Hause angekommen war, — ich will es sehen! Soll denn dieser übermüthige Bursche Alles haben, was gut und schön ist? Nein! rief er heftig, sprang auf und ging mit aufgeregten Schritten im Zimmer umher — nein! — ich will ihm einen Riegel vorschieben — wenn ich sie auch vielleicht nicht nehmen kann. Und warum kann i ch sie nicht nehmen? Muß ich auf Geld sehen?

Digitized by Google

Der Reiſenſtein. (Zu S. 51.)

Bin ich nicht wohlhabend genug? Ich muß, ich muß ſie haben — jetzt iſt mir Alles eins! — Aber — ob auch ſie will?! O, das hat keine Noth! Als ein Glück muß ſie es betrachten — und der Alte wird ihr's auch ſchon ſagen! Was hat ſie denn, außer ihren ſchönen Augen? Auf! — es ſei verſucht! — ſie muß mein ſein und die verſchimmelten Kronenthaler der alten Jungfern mag der Kuckuck holen! Und — halt! vielleicht läßt ſich doch noch ein recht hübſches Vortheilchen damit verbinden! Hm! — wollen ſehen. —— Morgen, gleich morgen, wenn Michel fort iſt, dann gehe ich zum alten Stoß — in zwei Monaten kann Alles fertig ſein, und dann mag der Michel kommen.

Er lachte und ſchmunzelte vor ſich hin, begoß ſeine Blumen, überlegte wieder hin und her und kam ſchließlich zu dem feſten Reſultat, daß ihn eine wahre und uneigennützige Liebe dahin treibe, einen dummen Streich zu machen, daß jedoch ſeine gefühlvolle Natur in Gottes Namen nicht anders zu handeln vermöge. Des andern Tags beim Erwachen ſtiegen ihm freilich wieder ſtarke Zweifel auf — — aber der Anblick des roſigen Kindes in ſeiner holden Verwirrung hatte genügt, ſeine Leidenſchaft auf's Neue zu entflammen, und als ſie ſchüchtern und beſchämt die Augen niederſchlug und er ihr ſtreichelnd über die glühenden Wangen fuhr, da fühlte er ſeine letzten Bedenken ſchwinden und ſein Entſchluß ſtand feſt — vorausgeſetzt, daß es ihm gelänge, ſeiner fatalen Schwärmerei doch noch einigen materiellen Vortheil abzugewinnen.

Kaum war die Kirche aus, als ſich Herr Streicher auf die Beine machte, um den alten Stoß aufzuſuchen. Er ſah ihn auch von Weitem durch die Felder wandeln; aber der ſonſt ſo ruhige Alte ſchien aufgeregt zu ſein, denn er ſtand alle Augenblicke ſtille, focht mit den Armen, ging dann raſch weiter, blieb wieder ſtehen und ſchien lebhaft mit ſich ſelbſt zu reden. Ja wohl — der Alte war in Aufregung, und bis Herr Streicher ihn erreicht, bleibt Zeit genug, den Grund derſelben zu erfahren. Als Michel vor einer Stunde reiſefertig war, hatte ſein Vater noch eine kurze Unterredung unter vier Augen mit ihm gehabt.

„Michel, es iſt jetzt bald Zeit, daß Du heirathſt. Du kennſt des Müllers Chriſtine drüben; ſie iſt ein braves, wohlerzogenes und ſchönes Mädchen, und ihre

Digitized by Google

ſonſtigen Verhältniſſe brauche ich Dir nicht auseinanderzuſetzen; ich habe geſtern mit dem alten Müller geſprochen — es iſt ihm recht. Du gehſt auf zwei Monate fort, und nun ſag' mir vorher, ob Du auch damit einverſtanden biſt, damit ich mit dem Müller die Bedingungen feſtſtelle; und wenn Du zurückkommſt und kannſt Dich mit dem Mädchen verſtändigen, dann iſt die Sache gleich abgemacht; zwingen will ich Dich freilich nicht — aber am liebſten wär' mir's, wenn Du's ſo zufrieden biſt."

„Vater, des Müllers Chriſtine iſt ein Mädel, das ſich gewaſchen hat — aber heirathen mag ich ſie drum doch nicht; denn ich denke mir, daß da das Herz auch mit dreinzureden hat; ich will Dir zwar in Allem folgen, aber meine Frau will ich mir denn doch ſelber ſuchen. Und noch eins: entweder heirathe ich mein Lebtage nicht, oder ich bringe Dir bald eine Braut, die Dir gefallen ſoll — und wäre ſie auch ſo arm wie eine Kirchenmaus!"

Damit drückte er dem Alten die Hand, ſchritt mit einem Gottbefohlen raſch zur Thüre hinaus, gab ſeiner Mutter, die betrübt vor derſelben ſtand, einen herzlichen Kuß, ſprang auf den Bock und ließ die Pferde den Weg hinab tanzen. Der Kutſcherbub aber ſaß ſtolz im Wägelchen und hielt den Koffer ſeines Herrn gewiſſenhaft am Oehr.

Gern hätte wohl der alte Stoß nähern Aufſchluß über die kurze Bemerkung ſeines Sohnes verlangt, aber als er ihm zum Fenſter hinaus nachrief, war es ſchon zu ſpät; er zweifelte durchaus nicht daran, daß ein herzhafter Feind gegen ſeine Lieblingsplane im Felde ſtehe, nahm mißmuthig Kappe und Stock und ging hinaus in's Feld.

Mit unendlich freundlichem Lächeln trat jetzt Herr Streicher zu ihm hin und ließ ſich durch den kurzen, knurrigen Ton des Alten durchaus nicht ſtören; er ſprach von allerlei und war bald durch eine kleine Einleitung über die ſchiefen Anordnungen der hohen Schulkommiſſion auf Volksbildung und Taglöhner gekommen, bei welcher Gelegenheit er auch des alten Kaſpars erwähnte, und wie dieſer eine Tochter habe, die ſo ſchön ſei, daß ſie in Darmſtadt auf dem Hofball Furore machen könnte. Er erging ſich in ſo feurigen Schilderungen der Reize des armen Kindes, daß der alte Stoß, den das Zeug zu langweilen anfing, ihm ziemlich grob ſagte: „Ei nun, Herr Lehrer, was geht mich das Mädchen an? — wenn's Ihnen ſo gut gefällt — ei — dann heirathen ſie's doch! — wird ſie Ihnen Niemand ſtreitig machen!"

„Hm — ha — ja wohl — ich könnte ſie wohl heirathen, wenn ſie — hm — Sie kennen ja meine Verhältniſſe, ſind nicht beſonders, — wenn ſie nicht gar ſo arm wäre und auch — hm — ha — wenn ich ſelbſt darüber hinwegſehen wollte, oder beſſer geſagt, könnte, dürfte — ſo würde mir das doch nicht viel helfen, denn hm — ich habe einen — ja wohl, einen Nebenbuhler — ja, einen gefährlichen Rival, der ſelbſt einem Andern was zu ſchaffen machen könnte, als einem armen Schulmeiſter, wie ich es bin."

Der Alte ſpitzte die Ohren. „Einen Nebenbuhler — auf das arme Mädel?! Und wer iſt das — he?"

„Der Michel — Ihr Herr Sohn!"

„Laſſen Sie mich ungeſchoren mit Ihrem Unſinn!" fuhr der Alte heraus; drehte ſich auf dem Abſatz herum und ging, Herrn Streicher verblüfft ſtehen laſſend, raſch ſeinem Hofe zu.

Auf dem Heimweg aber ſchon kamen ihm andere Gedanken. Er hielt die Aeußerung ſeines Sohnes mit der Behauptung des Schulmeiſters zuſammen und wurde ſehr nachdenklich. Das Eſſen ſchmeckte ihm nicht, ſeine Frau ärgerte ihn mit Fragen, was er habe, und ſogar das gewohnte Mittagsſchläfchen wollte ihm nicht gelingen. Da ſprang er auf, zog den guten Rock an und ſtieſelte gen Rebheim zum Schulmeiſter.

„Was haben Sie heute Morgen geſagt, und wie kommen Sie dazu!?" brummte er den Ueberraſchten an, den er allein im Zimmer traf.

Und Herr Streicher erzählte, was er geſehen am Abend vorher, und wußte auch aus ſeiner Phantaſie noch Einiges zuzugeben. Als er geendet, ſchaute der alte Stoß eine Zeitlang ſtumm vor ſich hin. Er konnte die Wahrheit des Gehörten nicht in Zweifel ziehen. Es ſtimmte mit Michels häufigen Gängen nach Rebheim, mit ſeinem veränderten Weſen, das ihm ſchon längſt aufgefallen war, und mit ſeiner Bemerkung vor der Abreiſe: es war klar — Michel hatte ſich in die arme Dirne verſchoſſen, und da mußte eingegriffen werden, ſo lange es noch Zeit war.

„Und," hob er langſam und den Schulmeiſter fixirend, an — „und Sie wollen das Ding wirklich heirathen?"

„Ja — heirathen — heirathen," gab Herr Streicher gedehnt zurück, „ich möchte es wohl, aber — ha — hm — wenn ſie nur nicht gar ſo arm wäre!"

„Herr Streicher," rief jetzt der Alte entſchieden, „wenn Sie mit dem Mädel nach Ablauf von zwei Monaten getraut ſind, ſo laſſe ich die drei Morgen Feld im Büchelgrund, die Sie jetzt in Pacht haben, auf Ihren Namen überſchreiben und gebe ihr noch fünfhundert Gulden baar auf die Hand zur Ausſteuer. Sollen wir's ſchriftlich machen? — eingeſchlagen!"

Herr Streicher beſann ſich nicht lange und ſchlug ein.

„Und nun will ich Ihr Freiwerber ſein; ſind Sie's zufrieden?"

Es wurde dankbar angenommen und der alte Stoß ſchritt alsbald dem Häuschen des Taglöhners zu.

Dieſer war hoch erſtaunt, den alten Herrn bei ſich eintreten zu ſehen, und wurde es noch mehr, als ihm dieſer den Grund ſeines Kommens auseinanderſetzte. Daß der Schullehrer ſeine Marie heirathen wolle, erſchien ihm als das höchſte Glück, das er ſich je hätte träumen mögen. Der alte Stoß ward ſelbſt für ſie und wollte ſie ausſtatten! Er konnte die Ehre gar nicht begreifen und war außer ſich vor Dankbarkeit und Freude.

Marie wurde gerufen. Als ſie eintrat und ſchüchtern in der Thüre ſtehen blieb, lief es dem alten Herrn ſiedend heiß über den Leib; es war faſt ein Gefühl der Rührung, welches ihn überſchlich; er fand ſie ſo ſchön, daß er ſie verwundert anſtarrte und einen Augenblick

Digitized by Google

ſchier vergaß, warum er gekommen war. Jetzt begriff er erſt die Gefahr, in der ſein Sohn ſchwebte. Er ſtand auf, trat vor das ſtaunende Mädchen hin, kniff ſie freundlich in die Wangen und fragte neckend: „Haſt Du ſchon einen Schatz — he?“

Marie ſchaute den Alten verwundert an.

„Nu, nu — ich meine — ob Dir noch Keiner das Heirathen verſprochen hat? — das kannſt Du mir doch wohl ſagen! So ſag's doch!“ fuhr er ſchärfer fort, „ich frage Dich ja nicht aus Böſem — ſag's mir!“

Das Mädchen blickte ſchüchtern, wie Hülfe ſuchend, nach ihrem Vater hin; doch der hatte ſich ſchon genug wegen ihrer Blödigkeit geärgert und fuhr ſie jetzt ziemlich unſanft an: „So gib doch Antwort — Du einfältig Ding! Meinſt Du denn, der Herr Stoß hätte ſonſt nichts zu thun, als zu warten, bis es Dir gefällt das Maul aufzuthun?“

Marie zitterte; ſie fühlte, daß es ſich hier nicht um eine zufällige Frage handelte und ſtotterte endlich heraus: „Nein — das Heirathen hat mir Keiner verſprochen.“

„Aber einen Schatz haſt Du doch — ſo halb und halb — he?“ inquirirte der alte Stoß weiter. Marie ſchüttelte den Kopf und ſagte leiſe: „Nein.“ „So,“ rief der alte Bauer erleichtert, „das freut mich! Aber ſieh, ich komme, um Dir einen Schatz anzutragen. Du biſt jetzt ein blutarm Mädel, aber in Zeit von zwei Monaten ſollſt Du in einer guten, flotten Wirthſchaft ſitzen und ſollſt eine Frau ſein obendrein. Gefällt Dir das — he? Und nun rathe einmal, wer es iſt, der mich zu Deinem Vater geſchickt hat und zu Dir, für wen ich heute den Freiwerber mache?“

Das arme Mädchen, ſolchergeſtalt in der Klemme, wußte nicht, was ſie denken, was ſie thun ſollte; ſie ahnte, daß ihr ein Unglück drohe und fühlte ihre Unmacht, etwas dagegen zu thun — ſie ſchwieg und ſchüttelte den Kopf.

„Dann will ich Dir's ſagen: der Herr Lehrer Streicher will Dich zur Frau Lehrerin machen! „O, fuhr er fort, als ihn Marie erbleichend anſah —, ich weiß, daß Du das als ein großes Glück betrachteſt — ebenſo, wie es Dein Vater thut. Der Lehrer iſt ein wohlhabender Mann und Du wirſt es gut bei ihm haben; daß Du aber nicht ganz mit leeren Händen in ſein Haus geht, ſchenke ich Dir am Hochzeitstage fünfhundert Gulden, und was Du brauchſt an Kleidern und Leinenzeug, um ordentlich einrücken zu können, das will ich auch bezahlen. Nun — ſo freu Dich doch, Jungfer Braut! Hätteſt Du Dir denn jemals träumen laſſen, daß Dir ſolche Ehre widerfahren würde? He — Frau Schulmeiſterin?“

„Sie iſt zu überraſcht, Kaſpar; es iſt ein blödes Ding; doch das wird ſich ſchon geben! Und nun halt Dich parat, Mädel! Dein Bräutigam wird bald hier ſein.“

Damit wollte der Alte gehen. Doch Marie lehnte noch in der Thüre, und als er dicht vor ihr ſtand und ſah, daß ſich in ihren weitoffenen, trüb ins Ferne ſtarrenden Augen ſchwere Tropfen ſammelten, ſtrich er ihr freundlich über die goldenen Haare. „Nur ruhig — Du närriſch Mädel! Du weinſt ja, wahrhaftig! Und um was? Iſt Dir's nicht recht, daß ich für Dich ſorge? Daß die einzige Laſt, die Dein alter Vater noch auf ſeinem Herzen fühlt, von ihm genommen wird? Daß er weiß, ſein einzig Kind iſt gut verſorgt und er kann nun ruhig ſterben, wenn ihn der Herr ruft?“ — oder will die Jungfer vielleicht höher hinaus?!“

Das arme Kind gab keine Antwort — weil es nicht konnte. Als ihr aber Herr Stoß die Hand hinreichte und verlangte, ſie ſolle ſagen, daß ihr's recht ſei, und ſie zögerte immer noch, da brach der alte Kaſpar zornig los, und ſie reichte die Hand hin, ſagte ja und ging zur Thüre hinaus.

Der Schulmeiſter kam und wurde vom alten Kaſpar mit Freudenthränen empfangen; aber alle ſeine freundlichen Redensarten, Schmeicheleien und Scherze vermochten nicht, ſeiner Braut nur ein Lächeln abzugewinnen; ſie blieb ſtill in ſich gekehrt, und der ſchmachtende Liebhaber mußte zufrieden ſein, wenn ſeine Zärtlichkeiten wenigſtens nicht mit unverhehltem Widerwillen beantwortet wurden. Dem Michel ſagte er kein Wort, und wenn das Benehmen das Mädchens auch ſeine Eitelkeit ſchwer verletzte, ſo ließ er davon doch nichts merken und dachte, das würde ſich ſchon geben.

Die Leute im Dorf und in der Gegend erſtaunten nicht wenig, als ſie erfuhren, der Herr Streicher wolle die arme Marie heirathen; am wenigſten aber konnten ſie verſtehen, daß das Mädchen ſein Glück gar nicht zu begreifen ſchien und mit jedem Tag trauriger und blaſſer wurde.

Und ſie wurde trauriger und blaſſer, die arme Marie, und wenn ſie ihre Leinwand ſchnitt und nähte, fiel mancher bittere Tropfen darauf. Aber was wollte ſie machen? Wenn Herr Streicher Abends kam und zog ſeine Flaſche Wein aus der Rocktaſche, und der alte Kaſpar ſchaute ſo glücklich drein und hörte den Geſchichtchen zu, die ſein gelehrter Schwiegerſohn erzählte oder vorlas — ſie war nur halb dabei. Immer und immer ſtand die hohe Geſtalt des Michel Stoß vor ihr und zog ſie an ſich heran; und es kam ihr vor, als flüſtre er ihr zu: fürchte dich nicht, mein Mädchen; ich laſſe dich nicht unglücklich werden — ich drückte dich nicht an mein Herz blos zum Zeitvertreib!

Aber was konnten ihr all' die Träumereien helfen? Wo hatte ſie ein Recht, auch nur zu hoffen, daß Michel an ſie denke in der weiten Ferne? Hatte er ein Wort zu ihr geſagt? Einen Augenblick hatte ſie in ſeinem Arm gelegen — — und was iſt dabei, wenn ein reicher Herr ſo 'n armes Mädel einmal in den Arm nimmt und ſagt nichts und reist dann fort? Sie kam ſich ſo einfältig vor, aber es war ihr unmöglich, die eitle Hoffnung ganz aus dem Herzen zu reißen: Michel müſſe kommen und — ach, du lieber Gott — nein, nein — es war zu thöricht! Und ſo weinte ſie denn ein Stückchen vor ſich hin. Manchmal wieder, wenn es Nacht war und ſie aufrecht im Bett ſaß, den Kopf traurig auf die Hände geſtützt hatte und ſo recht lebhaft an den Augenblick dachte, wo er ſeine Hand auf ihre Schulter gelegt, wo er ſie um den Leib gefaßt — dann begann ihr Herz zu klopfen, daß ſie's hören konnte, und mit fliegendem Athem hauchte ſie vor ſich hin: nein, ich

Digitized by Google

werde nicht des Schulmeisters Frau — ich sag's ihm; — eh' der Herr Pfarrer uns ausruft in der Kirche, sag' ich's, daß ich nicht will! Ach — wüßte er, was hier geschieht, er käme und zöge mich an seine Brust! Wüßte ich, wo er ist — ich könnte ihm schreiben! — Ach, du dummes Ding — würde er nicht lachen und sagen: Mädchen, einfältig Kind, bist du denn toll geworden? Ja — es waren alles thörichte Gedanken, und wenn dann ein Traum ihr glückliche Bilder vorgaukelte — das Erwachen mußte doppelt traurig sein.

So verging Woche um Woche. Das Paar war dreimal ausgerufen worden, und morgen sollte die Hochzeit sein.

Im Schulhof ging's lustig her; die ganze Jugend war schon früh hinausgezogen und hatte unter Aufsicht des Herrn Streicher so viel Laub und Schilf gesammelt, als der mitgenommene Wagen fassen konnte; außerdem hatte Jedes den elterlichen Garten nach Möglichkeit geplündert. Jetzt saßen sie im Hof umher und banden Kränze und Guirlanden, wobei einige Freundinnen Mariens behülflich waren. Alles war laut und ausgelassen und die faulsten Buben waren die lustigsten. Hatten sie doch ihr Lebtage keine so fröhliche Schulzeit gehabt, wie in den letzten Wochen; der Herr Lehrer hatte das Prügeln ganz verlernt, und sie dachten wohl, das ginge nun immer so fort. Kanzel und Säulen in der Kirche wurden mit Blumen und Laubgewinden geschmückt; der Altar sah einem Blumenstrauß gleich; der Hausflur der Schule war zu einer duftenden Hecke geworden, das große Schulzimmer über und über mit Kränzen behangen, und statt der alten, dintenfleckigen Bänke standen lange Tischreihen darin, schon mit schneeweißen Tüchern bedeckt. Es war bestimmt, daß sich alle Gäste und auch die Braut eine halbe Stunde vor dem Frühgottesdienst im Schulhaus einfinden sollten und daß dann der Zug von da nach der Kirche ginge. Hier angelangt, sollte das Brautpaar mit den vorgeschriebenen drei Zeugen — unter diesen hatte Herr Streicher auch den alten Stoß gebeten — in das nebenan liegende Rathhaus treten, um den kurzen Akt der bürgerlichen Trauung zu vollziehen, dem dann, nach dem Gottesdienst, die Einsegnung durch den Pfarrer folgen sollte.

Alles war auf's Beste besorgt und eingerichtet, und wenn die Verwandten des Lehrers mit seiner einfältigen Wahl auch durchaus nicht einverstanden waren, so hatten sie doch alle die Einladung zur Hochzeit angenommen, und auf seinen Wunsch waren auch etliche alte Basen schon vor ein paar Tagen angelangt, um ihm bei den Vorbereitungen zum Feste behülflich zu sein.

Wenn nun auch mancher glückliche Bräutigam am Tage vor seiner Hochzeit sich ernsthaften Gedanken hingeben mag, so war doch das Wesen des Herrn Streicher inmitten des Treibens, welches sein Glück verherrlichen sollte, gar zu auffallend ernsthaft. Er lief zwar allenthalben kommandirend umher zwischen gerupften Hühnern, aufgestapelten Kuchenbrettern und Körben mit Tellern und Schüsseln — aber es war doch eigentlich keine Spur von Glück und Freude auf seinem saubern Gesicht zu finden.

Und wirklich — es war ihm bei der ganzen Sache auch nicht recht geheuer.

Die ganze Zeit über hatte es ihm, trotz Aufwendung all' seiner Liebenswürdigkeit, nicht gelingen wollen, mit seiner Braut auch nur auf einen halbwegs angenehmen Fuß zu kommen. Sie schien immer froh zu sein, wenn er ging, und ihn eben hinzunehmen wie ein Schicksal, dem man nicht aus dem Wege zu gehen vermag. Der Gedanke, daß die Tändelei mit Michel dem Mädchen sein ganzes Herz genommen habe, war ihm immer stärker gekommen — wußte er ja doch schließlich nicht, was dem vorausgegangen war!

Es kam ihm zuweilen vor, als hätte er doch einen recht dummen Streich gemacht, und konnte sogar wünschen, er hätte sich's noch einmal überlegen sollen. Dazu kam noch, daß ihn der alte Stoß seit dem Sonntag, wo er für ihn geworben hatte, mit noch weniger Respekt zu behandeln schien, als früher, und stets sehr kurz angebunden war, wenn sie sich sahen.

An den Michel aber konnte er nicht ohne Herzbeklemmung denken, und der wurde mit Sicherheit in einigen Tagen zurückerwartet.

Doch, was war jetzt zu thun? Er mußte von der Zukunft das Beste hoffen.

Der alte Stoß stand schmauchend unter dem Thor seines Wirthschaftshofes und sah zu, wie die Knechte und Mägde die alte Woche aufsetzten. Am Rohrbrunnen wurden die Pferde gewaschen, jedes Strohhälmchen ward fortgekehrt, jedes Stück Geräth geputzt und an seinen richtigen Platz gestellt. Der Alte dachte an allerlei, und so auch daran, was Michel wohl sagen werde, wenn er zurückkomme und höre, daß die Marie verheirathet sei. Machte er sich auch keine großen Skrupel über seine Handlungsweise, so konnte er doch ein Gefühl des Unbehagens nicht ganz unterdrücken; denn es war ihm nicht fremd geblieben, daß die Braut, welche er für morgen zum Altar kommandirt, nicht mit glücklichem Herzen dorthin trete. Ah — bah — dummes Zeug! Wird sich schon finden; — und Michel wird mir's bald danken, daß ich ihn vor einer Dummheit geschützt habe!

Da hörte er Schritte hinter sich, wandte sich um und Michel stand vor ihm.

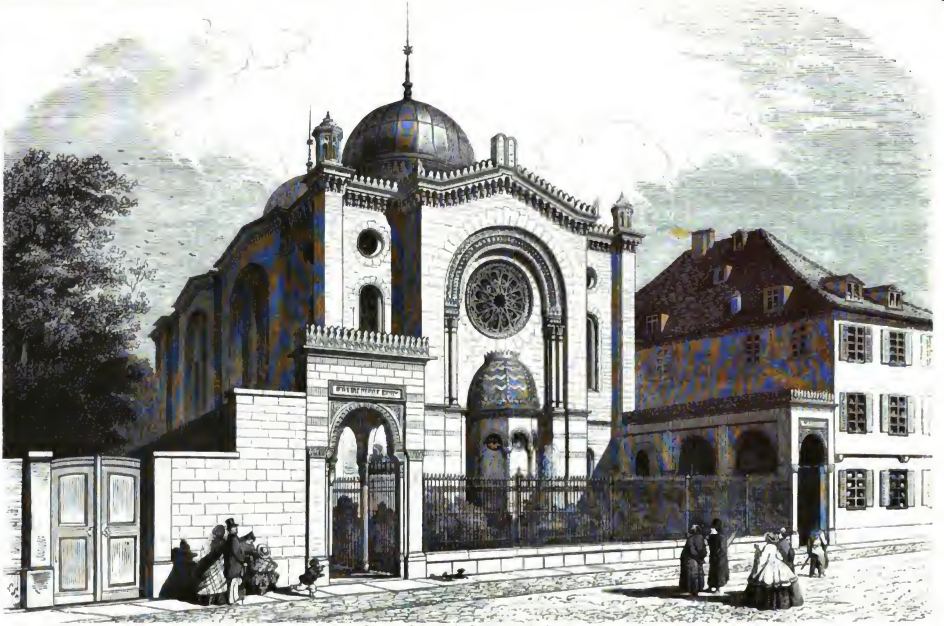
„Was der Tausend — Michel — schon zurück? Du schriebst ja, daß Du erst —"

„Ja; doch ich überlegte mir's anders. Das letzte Gut, von dem ich Dir schrieb, besuchte ich nicht, weil ich hörte, daß ich dort doch nichts Neues sehen würde; war auch lange genug fort — und da bin ich nun."

Er rief einem Knecht, gab ihm seinen Gepäckzettel und befahl ihm, mit einer Schubkarre nach der Station zu fahren und den Koffer zu holen; dann trat er in's Haus, um seine Mutter zu begrüßen, während der Alte vorgab, noch etwas in den Ställen nachsehen zu müssen.

Michel fand seine Mutter zum Ausgehen gerüstet.

Digitized by Google



Die neue Synagoge in Stuttgart. (Zu S. 50.)

Digitized by Google

Nachdem sie ihn umarmt und sich überzeugt hatte, daß er wohl aussehe, erzählte sie, daß sie im Begriffe stehe, nach Rebheim zu gehen, um des alten Kaspars seiner Marie, die morgen den Lehrer Streicher heirathe, eine kleine Aussteuer zu bringen. Sie schleppte während des Redens Wein und kaltes Fleisch herbei und bemerkte nicht, daß Michel bei ihrer Erzählung bleich und erschrocken am Fenster lehnte.

„Der Vater hat Dir's ja wohl geschrieben? Jetzt iß und trink, Michel," sagte sie in der Thüre, „ich bin bald zurück und dann erzählst Du mir von Deiner Reise."

Michel eilte hinaus, sprang die Treppe hinauf und riegelte sich in seinem Zimmer ein. O, ich einfältiger Esel! rief er leidenschaftlich, da habe ich's nun! Konnte ich dem Mädchen nicht ein Wort sagen, ihr nicht zwei Zeilen schreiben vor meiner Abreise? Wie konnte, wie durfte ich mir einbilden, daß ich sie vielleicht vergessen würde auf der Reise! O, ich habe gehandelt wie ein Schuft und jetzt habe ich meine Strafe dafür! Sie — den Schulmeister! Und, fuhr er bitter fort, weiß ich denn, ob sie ihn nicht gerne nimmt? Halt! — das muß ich wissen — darauf kommt alles an!

Er ging hinab und zeigte seinem Vater ein gleichgiltiges Gesicht. Bald sprachen sie von der morgigen Hochzeit, und der alte Stoß meinte mit Bedeutsamkeit, er hätte sehr gewünscht, daß die Marie bald heirathe und er hätte die Sache eigentlich fertig gemacht; für den Schulmeister sei das Mädchen eben recht, und es sei gut, daß sie unter die Haube komme, da sie schon angefangen, allerlei Leuten den Kopf zu verdrehen.

Michel begriff jetzt den ganzen Zusammenhang; er faßte sich jedoch, sagte nur, er gehe auf Rebheim zu, seiner Mutter entgegen, und schritt eilig von dannen.

„Du! Michel," rief ihm der Alte nach, „bleib hier, mach' keine dummen Streiche!" Doch Michel kehrte sich nicht daran und war bald unter den Bäumen verschwunden.

Ungefähr halben Wegs setzte er sich auf einen Stein und wartete, bis seine Mutter käme.

„Sie wird mir's sagen, wie es ist," murmelte er vor sich hin, „und dann weiß ich, was ich zu thun habe!" Die Mutter kam und freute sich, daß er ihr entgegen gegangen war. Sie plauderte so arglos von ihrem Besuch, daß Michel gleich spürte, sie sei nicht eingeweiht in das künstliche Manöver. „Ich hab's gefunden, wie sie's sagten," meinte sie, „das Mädchen sieht bleich aus und macht kein Gesicht, wie eine Braut vor ihrem Hochzeitstage. Sie konnte kaum Dank sagen, als ich mein Körbchen auspackte, und die Augen standen ihr voll Wasser; weiß Gott, was das sein mag."

„S—o!" sagte Michel.

„Sie muß wohl krank sein; sie ist so sonderbar, wie's 'nem Bauernmädel gar nicht zukommt, und ich fürchte, der Schullehrer kriegt seine schöne Last noch obendrein! Möchte wohl wissen, warum sich Dein Vater so für den interessirt? War doch sonst nie so arg gut Freund mit ihm! Ja, so — und denke Dir nur: ich hatte dem alten Kaspar eben erzählt, Du seiest zurück, und ihm aufgetragen, er solle doch dem Lehrer sagen, daß Du wohl auch kommen würdest zur Hochzeit — da war sie mit einem Mal zur Thür hinaus und kam nicht wieder, so lange ich auch wartete. Der Kaspar ging hinauf, sie zu holen, aber sie hatte sich eingeschlossen in ihrer Kammer und der Kaspar meinte, es müsse ihr wohl nicht ganz recht sein. Ja, ja, sagte der Alte, ich wollt', es wäre vorüber, das Kind sieht noch gar nicht ein, was sie für 'n Glück macht, ist auch noch gar zu jung."

So plauderte die Frau, und Michel schritt neben ihr her, mit jedem Wort freier und leichter. Seine Brust hob sich und fest schaute er in den schönen Abend hinein.

Die Mutter berichtete dann noch, wie die Hochzeit gehalten werden solle, wer geladen sei und um welche Zeit der Zug von der Schule ausrücken würde; dann fragte sie ihn nach seiner Reise; er erzählte, und bald waren sie zu Hause, wo der alte Herr sehr vergnügt bemerkte, daß Michel ganz vernünftig war und sich um die Marie nicht weiter bekümmerte. Die Bitte der Mutter, mit zur Hochzeit zu gehen, lehnte er mit kurzen Worten ab.

Die Hochzeitsgäste waren beisammen in der großen, festlich geschmückten Schulstube, da trat Marie an der Hand ihrer Freundinnen herein.

Alle, die da waren, kannten das Mädchen; den meisten war sie unter den Augen aufgewachsen, aber jetzt kam es ihnen vor, als hätten sie des Kaspars Marie früher nie so recht betrachtet. Das laute Gesumme verstummte für einen Augenblick und Alle blickten verwundert nach der holden Erscheinung. Marie war einen Schritt hinter ihren Freundinnen zurückgeblieben und stand da so schüchtern und bleich, als ob sie nicht zu athmen wage. Herr Streicher, der sich vorgenommen hatte, ihr gleich beim Eintreten mit einem herzlichen Gruß entgegen zu eilen, stand wie festgebannt; er zupfte an seiner Binde, nestelte mit der andern Hand an seinem stolzen Frack, schluckte einige Mal und ging dann ziemlich unsicher seiner schönen Braut entgegen.

Gleichzeitig mit ihm war auch der alte Stoß auf sie zugeschritten; der nahm sie bei der Hand und sagte lustig: „Ei, Jungfer Braut, wie fein haben sie Dich herausgeputzt! — so schön war meine Käthe nicht, als sie das Kränzchen aufhatte vor dreißig Jahren; he, Alte, gelt, so schön warst Du nicht?"

Alle lachten und gingen auf die Braut zu, sie zu begrüßen.

„Jetzt noch ein Glas vor dem Abzug!" rief Herr Streicher, und die Gläser klangen zusammen auf das Wohl des Pärchens.

Da plötzlich kam es Einigen vor, als fahre rasch ein Wagen in den Schulhof und sie eilten an die Fenster, um zu sehen, wer der späte Hochzeitsgast wohl sei. Doch in demselben Augenblick sprang die Thür auf, sperrangelweit, und Michel Stoß trat herein, stolz wie ein König. Rasch, ohne jemand anzublicken rechts und links, ohne den Hut abzunehmen, schritt er durch

Digitized by Google

die ſtaunende Menge auf Marie zu, deren vorher ſo bleiches Geſicht plötzlich in Flammen ſtand.

Stumm reichte er ihr den Arm, ſie ſchaute ihm einen Moment in's Auge, das feierlich gebietend zu ihr niederſah, und legte raſch entſchloſſen ihren Arm in den ſeinen. Herr Michel aber wandte ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, und ſchritt gelaſſen, das bebende Mädchen neben ihm her, zur Thür hinaus.

Die ganze Scene hatte kaum eine Minute gewährt; ſie war ſo überraſchend, für die Meiſten ſo unverſtändlich geweſen, daß es Niemand eingefallen war, auch nur ein Wort zu ſagen; ja die Meiſten hatten in dem Augenblick bei weit offenem Munde das Athemholen verſäumt.

Nur zwei begriffen gar bald, wo die Sache hinaus wolle; es war der Schulmeiſter und der alte Stoß. Erſterer ſaß auf einer Stublecke und wiſchte ſich, nach Luft ſchnappend, den Schweiß von der Stirne; der alte Stoß aber ſchrie wie beſeſſen: „Michel! Menſch! haltet ihn, haltet ſie! Michel, biſt Du verrückt?“ Und er ſtürmte zur Thür hinaus, die Andern hinter ihm drein. Doch ſie kamen gerade noch recht, Herrn Michel und ſeine Beute zu ſehen, wie er eben um die Ecke bog mit dem leichten Wagen; vor dieſem aber brauſten zwei prächtige Schimmel — der Stolz des alten Stoß — und von ihren Köpfen und wehenden Mähnen flatterten bunte Seidenbänder gar luſtig im Sonnenſchein.

Von dem Tumult, der nun unter den Hochzeitsgäſten entſtand, iſt nur ſo viel zu berichten, daß der alte Stoß und die Baſen des Schulmeiſters die allerlauteſten waren; die Andern fragten und ſchnatterten durcheinander, hie und da machte ſich auch ſchon ein ſpöttiſches Ziſcheln und unterdrücktes Gelächter bemerkbar.

Schließlich behielten die Stimmen der Baſen die Oberhand. Was half es dem alten Stoß, daß er behauptete, ſein Sohn ſei ein Spitzbube und Räuber, an dem er ein Beiſpiel aufſtellen wolle — er wurde zum Schweigen gebracht von den Schwerterzungen der Baſen; denn als die an dem „Narr“ und „Hafenfuß“ von Vetter, dem ſie den Frack faſt vom Leibe riſſen, einigermaßen ihr Müthchen gekühlt, fielen ſie über den alten Stoß her, der die einfältige Heirath, von der Jedermann im Voraus wußte, daß ſie zu nichts Gutem führen könne, eingefädelt habe, und deſſen Herr Sohn nun die ganze Familie für ihr Lebtag blamirt hatte. Wußten ſie auch nichts von dem vortheilhaften Kontrakt, den Vetter Streicher mit dem Alten abgeſchloſſen, ſo war es ihnen doch bekannt, daß dieſer die Braut ausgeſteuert hatte, und ihrem erleuchteten Verſtand war der Grund ſeiner Großmuth plötzlich klar geworden.

So nahm denn Herr Stoß weislich auf einen ſchleunigen Rückzug Bedacht und athmete erſt einigermaßen frei auf, als er ſich mit ſeiner guten Frau Käthe glücklich auf dem Heimweg befand. Dieſe wußte der Wuth ihres Mannes nichts entgegenzuſetzen als troſtloſes Jammern und Lamentiren.

Die übrigen Gäſte verliefen ſich nach und nach und überließen es Herrn Streicher, mit ſeiner keifenden und händeringenden Verwandtſchaft allein fertig zu werden. Ach, es gelang ihm nur unvollkommen, ſelbſt als er gelobte, nie wieder an's Heirathen zu denken, und ſie bat, die vorhandenen Kuchen und Braten mit nach Hauſe zu nehmen, da er das Zeug nicht anſehen könne.

Es bleibt nur wenig mehr zu berichten, denn daß der Hans ſeine Grete gekriegt hat, wurde ſchon angedeutet.

Michel kam gegen Abend allein nach Haus. Es gab eine ſehr heftige Scene mit dem alten Herrn; doch Michel erklärte mit ſolch' eiſerner Feſtigkeit, daß er das Mädchen — das er zu einem verheiratheten Freund gebracht — unter keinen Umſtänden aufgeben würde, und ſchlimmſtenfalls geſonnen ſei, als Verwalter auf ein fremdes Gut zu gehen, daß der Alte, allerdings erſt nach Ablauf einiger für Alle höchſt peinlichen Wochen, ſeine Einwilligung gab und ſchließlich mit dem Ausgang der Geſchichte zufriedener war, als er ſelbſt je hätte glauben können.

Der alte Herr iſt nun ſeit einigen Jahren todt; Michel hat das Haus neu aufbauen laſſen, und ſein Gut iſt das beſtgehaltene und muſtergiltigſte der ganzen Gegend.

Iſt er denn glücklich mit ſeiner Marie?

Ja wohl, und mit ſeinem blauäugigen Buben!

Ich habe aber gehört, daß er manchmal denken ſoll, er hätte — damals — dem Schulmeiſter — ſeine Braut — —

Klüger gelaſſen? Das iſt dummes Leutegeſchwätz! Frau Marie iſt das herrlichſte Weibchen im ganzen Land; ſie ſpielt zwar nicht Klavier und lieſt auch keine franzöſiſchen Romane, aber ihrem Hausweſen ſteht ſie vor, wie nur Eine, und mit dem etwas herriſchen, aber nur im Guten rückſichtsloſen und ſtarren Mann harmonirt ihre ſtille, gemüthliche Natur ganz vortrefflich; dabei hat er allen Reſpekt vor ihrem klaren Verſtand.

Wie kommen aber die Leute dazu — ?

Sehr einfach: erſtens läßt der Schulmeiſter hie und da ſo allerlei Winke fallen, wenn er geneckt wird, als ob er jetzt froh ſein müßte, daß es ſo gekommen und dergleichen; — von den drei Mergen, die er doch geſchenkt bekam, ſagt er nichts — und zweitens ſind die Menſchen ſo ſehr daran gewöhnt, romantiſche Streiche mit glücklichem Ausgang nur in Büchern zu finden, daß ſie partout nicht daran glauben wollen, wenn 'mal einer glücklich ausläuft im Ernſte des wirklichen Lebens.

Digitized by Google

Varnhagen von Enſe.

Ein Brief an den Herausgeber

von

Fanny Lewald.

Es freut mich, beſter Freund, daß Sie das Bildniß Varnhagens, welches ich Ihnen geſendet, ähnlich finden. Es rührt von einem jungen Architekten, Herrn Paul Gottheiner, her, mit deſſen Familie Herr von Varnhagen befreundet war, und der es nach dem Leben machen durfte. Das war eine Vergünſtigung, zu welcher ſich Varnhagen nur ſelten verſtand, ſo daß die Zahl der Porträts, welche aus ſpäteren Jahren von ihm vorhanden ſind, nicht groß iſt. Meines Wiſſens exiſtirt außer dem Bilde, deſſen Kopie Sie in Ihrem Blatte bringen, nur noch eine vortreffliche Zeichnung in farbigen Stiften, welche die Nichte Varnhagens, Fräulein Aſſing, gemacht hat, und eine Büſte, zu welcher er der jungen Bildhauerin Fräulein Eliſabeth Ney geſeſſen. Sie iſt ähnlich; indeſſen Varnhagens Kopf war weniger für die Plaſtik gemacht, und ſo erſcheint denn die Büſte ſchwer, weil ihr jenes Belebte abgeht, welches die Farbe leichter wiederzugeben vermag und welches in dem Kopfe Varnhagens ſo charakteriſtiſch hervortrat.

Schwerer aber noch, als die Plaſtik, hat es das Wort; und doch wollen Sie, daß ich Ihnen für Ihre Leſer in Worten ein Bild des Mannes entwerfe, den auch Sie gekannt haben und deſſen Andenken Ihnen, wie mir, werth und unvergeßlich iſt. Um jene Notizen, welche jedes Converſationslexikon bietet, iſt es Ihnen und Ihren Leſern gewiß nicht zu thun. Jeder kann es dort finden, daß Karl Auguſt Varnhagen von Enſe, im Jahre 1785 zu Düſſeldorf geboren, in Berlin, Halle und Tübingen neben der Arznei-Wiſſenſchaft, die er anfangs zu ſeinem bürgerlichen Beruf erwählt hatte, alte und neue Literatur und Sprachen eifrig ſtudirt, frühzeitig ſich in der romantiſchen Richtung als Dichter verſucht und, durch die Zeitereigniſſe aus ſeiner Bahn geriſſen, zuerſt in öſtreichiſchen, dann in ruſſiſchen Militärdienſten, ebenſowohl mit dem Schwerte, als mit der Feder gegen den großen Unterdrücker Europa's geſtritten hat. Nach glücklich beendigtem Kampfe unter Hardenbergs Leitung als Diplomat und politiſcher Schriftſteller vielfach thätig, und dabei ſtets der damaligen liberalen Partei zugewendet, gehörte auch er zu Denjenigen, welche mit dem Umſchlagreifen der Reaktion in jenen unglückſeligen Zeiten nach und nach beſeitigt wurden. Noch nicht fünfunddreißig Jahre alt, wurde er durch Penſionirung aus ſeiner diplomatiſchen und politiſchen Laufbahn entfernt und lebte ſeitdem bis an ſeinen Tod vierzig Jahre lange als Privatmann, mit dem Titel eines Geheimen Legationsraths, in Berlin.

Wenn dieſe unfreiwillige Muße auch ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit förderlich war, und eine Reihe von hiſtoriſchen, memoiriſtiſchen, biographiſchen und kritiſchen Schriften entſtehen ließ, welche durch Feinheit und Eleganz des Styls und der Darſtellung und durch Gründlichkeit und Genauigkeit der Forſchung zu den Zierden unſerer neuen Literatur gehören, ſo war es doch äußerſt zu beklagen, daß ein Mann von ſeinem Talent und von ſeiner politiſchen Geſinnung ſich in Preußen ein ganzes Leben lang von jeder direkten Einwirkung auf den Staat ausgeſchloſſen ſehen mußte. Dennoch war der indirekte Einfluß, den er, verbunden mit ſeiner in jedem Betracht ausgezeichneten Gattin, Rahel, auf das ſociale Leben und auf die Literatur in den weiteſten Kreiſen ausübte, von großer Bedeutung. Sein Haus war bis zu Rahels Tode in Berlin der Sammelplatz aller derjenigen Perſonen, welche auf irgend eine geiſtige Bedeutung Anſpruch machen konnten. Und wenn er auch ſpäterhin durch eine Reihe von Jahren weniger Geſellſchaft bei ſich ſah, ſo blieb doch ſein Verkehr mit der Außenwelt ſtets ein lebendiger und allſeitig förderlicher, und ſein Tod hat in dem geſelligen Leben von Berlin eine Lücke gemacht, die noch nicht wieder ausgefüllt iſt.

Wollen Sie nun aber ein Bild von Varnhagens äußerer Erſcheinung haben, ſo weiß ich nichts anderes zu machen, als daß ich Ihnen einen Theil desjenigen darbiete, was ich mir in dem ſechſten Bande meiner eigenen Lebensgeſchichte *) aus der Erinnerung über mein erſtes Zuſammentreffen mit Varnhagen aufgezeichnet habe, das in die erſten Zeiten meines Berliner Aufenthaltes fiel.

Ich hatte lange gewünſcht, Herrn von Varnhagen kennen zu lernen, indeß ich hatte nicht dazu gelangen können, obſchon ſich mannigfacher Anlaß dazu geboten hatte, und erſt im Frühjahr 1844 ſah ich ihn eines Abends bei Fräulein Solmar, einer entfernten Verwandten Rahels, bei welcher er ſeit dem Tode der Letztern regelmäßig den Thee zu trinken und ſeinen Abend zuzubringen pflegte.

Kurz vor acht Uhr, oder doch nur wenig ſpäter, pflegte ſich in Fräulein Solmars Salon allabendlich die breite einflügelige Thüre zu öffnen, und es trat dann raſchen Schrittes ein Mann von etwa ſechzig Jahren ein. Er trug einen ſchwarzen Oberrock, den Orden pour le mérite an breitem Bande um den

*) Meine Lebensgeſchichte. Von Fanny Lewald. Sechſter (unter der Preſſe befindlicher) Band. Berlin bei O. Janke.

Digitized by Google

Hals, den Hut und den Rohrſteck mit goldenem Knopfe in der Hand. Leichten und leiſen Ganges ſah man ihn, freundlich grüßend, ſich nach einem ſonderbaren dreieckigen Lehnſtuhl an Fräulein Solmars Seite begeben, und während er ihr guten Abend bot, die Zeitungen, welche er ihr alltäglich zu bringen pflegte, vor ſie auf den Tiſch legen. Das war der Geheimerath Barnhagen von Enſe.

Kaum daß er ſich niedergelaſſen und die Freundin begrüßt hatte, ſo wendete er ſich der Unterhaltung zu, und es war dann ein Vergnügen, das feine, bewegte Mienenſpiel ſeines Antlitzes zu betrachten. Sein Geſicht war rund und hatte in den Formen und Farben viel Jugendliches behalten; auch das volle graue Haar hatte noch ein leichtes Gelock, ſo daß man es ſich ohne Mühe vorſtellen konnte, welch' hübſcher junger Mann,

welch' eleganter Offizier er geweſen und wie gefällig ſeine Erſcheinung ſich auf dem Parket des diplomatiſchen Salons dargeſtellt haben mußte, da ſie noch in ſpäten Jahren ſo viel Anmuth beſaß. Er trug eine Brille mit ſehr großen Gläſern, hatte aber weder das Anſehen, noch die Manieren eines Kurzſichtigen. Seine Bewegungen waren durchaus frei, und obſchon er auch im Sitzen den Stock bisweilen lange in der Hand behielt, war ſeine Geſtikulation für einen Deutſchen ungewöhnlich lebhaft; denn er pflegte ſeine Worte, mehr als es im Allgemeinen unter uns geſchieht, durch Bewegung des Kopfes und der wohlgeformten und wohlgepflegten Hände zu begleiten.

Als man mich ihm vorgeſtellt hatte, ſetzte er ſich mit großer Freundlichkeit zu mir und ſprach mir warm den Antheil aus, welchen mein damals erſchienener Roman „Jenny“ ihm eingeflößt hatte. Eine Dichtung, ſagte er, welche ſich das Leben und die Verhältniſſe einer

Judenfamilie und namentlich einer jungen Jüdin zur Aufgabe geſtellt, müſſe ihm natürlich beſonders anziehend ſein, da er an Rahel und durch ſie vielfach Gelegenheit gehabt habe, ſich mit der eigenthümlichen Geiſtesrichtung dieſes Volksſtammes zu beſchäftigen. Er habe überhaupt viele Freunde gehabt, welche demſelben angehört hätten, und es lägen in dem jüdiſchen Geiſte, neben Fehlern und Verkehrtheiten, die nicht abzuläugnen wären, und von denen nur die Durchgebildeten und Beſten ſich frei zu machen wüßten, eine urſprüngliche Energie und Schlagfertigkeit, die ihm immer anziehend geweſen. Es ſei in den Juden eine Gradheit des Sehens, eine eigene Art von Scharfſinn, welche Rahel im allerhöchſten Grade, ja bis zu ſeheriſcher Klarheit beſeſſen habe.

Ich ſprach ihm, ſo gut ich es konnte, aus, was Rahels Briefe mir in einer beſtimmten Epoche meiner Jugend geweſen ſeien und welch' eine Wohlthat er auch mir mit deren Herausgabe bereitet habe. Er hörte das freundlich an, lobte meine Schreibweiſe und empfahl mir dabei dringend, was ich auch immer ſchreiben möge, nie die Sorgfalt für den Styl aus den Augen zu ſetzen. Wer ſich formell zum korrekten und edeln Ausdruck ſeiner Gedanken gewöhnt, ſagte er, der korrigirt und veredelt damit zugleich ſein Denken. Es iſt ſehr ſchwer, in einem durchſichtigen und klaren Styl etwas Unklares oder Thörichtes auszuſprechen, und iſt irgendwo die Wechſelwirkung auffallend, ſo iſt es die zwiſchen Ausdruck und Gedanke.

Man nahm ihn von andern Seiten in Beſchlag, und ich ſprach ihn an jenem Abende nicht wieder allein.

Am andern Morgen ſendete er mir mit einem jener freundlichen und aufmunternden Billete, die Niemand liebenswürdiger als er zu ſchreiben wußte, die Briefe Rahels. Er hatte dabei ſicherlich die Abſicht gehabt, mir eine Freude zu bereiten, eine Ermuthigung zu gewähren; wie groß beide aber für mich waren, davon hatte er ſchwerlich eine Ahnung, ganz abgeſehen von der Freude darüber, daß mir nun die Gelegenheit geboten wurde, ihm perſönlich danken und ihn wiederſehen zu dürfen.

Ich that es an einem der folgenden Tage. Herr von Varnhagen wohnte in der Mauerſtraße, in einem Quartiere des palaſtähnlichen Hauſes Nummer ſechsunddreißig, das er ſchon zu Rahels Zeiten inne gehabt, und in welchem ſie und auch er geſtorben iſt. Es war ein großes Haus, mit anſehnlichem Portal, recht für den Empfang von Geſellſchaft gemacht. Die weite Einfahrt, die breite, gelind anſteigende Treppe, die durch Spiegel maskirten Eingangsthüren im erſten Stock, die Bänke für eine wartende Dienerſchaft hatten etwas vornehm Gaſtliches. Trat man aber aus dieſem Vorhauſe in die Varnhagen'ſche Wohnung hinein, ſo befand man ſich mit dem erſten Schritte in einer großen Bibliothek, und das weltmänniſche Element und die Gaſtfreundſchaft, welche ſich in Varnhagen zuſammenfanden, waren dadurch gleich bei dem Eintritt, wie in einem Bilde dargeſtellt.

Nachdem der Diener mich angemeldet hatte, öffnete mir ein ältliches Frauenzimmer, deſſen Kleidung zwiſchen der Tracht einer Dienerin und einer Dame die Mitte hielt, die Stubenthüre und trat mit mir zuſammen bei Herrn von Varnhagen ein, der ausgeſtreckt, mit einer Decke bedeckt, auf einem kleinen, unbequemen Sopha lag, welcher nach engliſcher Weiſe unter den Fenſtern ſtand. Er ſah viel älter als an dem Abende aus, an dem ich ihn vorher geſehen, klagte über ſeine ſchlechte Geſundheit, und die ältliche Frau machte ſich gefliſſentlich das Geſchäft, ihm die Decke zurecht zu legen. „Das iſt Dore!“ ſagte er freundlich, „die treue Pflegerin Rahels, die Ihnen ſicherlich aus Rahels Briefen bekannt ſein wird.“

Es ſchien mir, als habe „Dore“ dieſe Art von Vorſtellung eigens erwartet, als ſei ſie nur, um dieſelbe zu genießen, in das Zimmer gekommen, und Varnhagens Güte, Treue und Dankbarkeit, welche von Allen, die ihn näher gekannt haben, als hervorſtechende Eigenſchaften ſeiner Natur gerühmt wurden, waren ganz dazu gemacht, der bewährten Dienerin dieſe Befriedigung ihrer Eitelkeit als Anerkennung ihrer treuen Dienſte zu vergönnen. Sie ſprach ein paar Worte von ihrer ſeligen gnädigen Frau, Varnhagen lächelte dazu nachſichtig, und mir fiel unwillkürlich der Ausruf Rahels auf ihrem Sterbebette ein, als Dore ſie einmal mit ſolcher Anrede angeſprochen hatte: „Ach was! es hat ſich ausgegnädigtraut, nennt mich Rahel!“ — Es war das Ehrliche, Kecke, Unumwundene in Rahels Geiſt und Ausdruck, das überall ſo mächtig wirkte.

Als die Dienerin hinausging, kam mir Herr von Varnhagen plötzlich wieder jünger und geſünder vor, denn er richtete ſich hoch auf, ſprach lebhaft und munter, und ich konnte mich an jenem Morgen des Gedankens nicht erwehren, daß Rahels einſtige Pflegerin ein Intereſſe darau finde, ihren Herrn in der Krankenrolle zu erhalten, um ſich ihm dadurch nothwendig zu machen.

Herr von Varnhagen wendete ſich, wie an dem erſten Abende, mit ſeinen Fragen gleich wieder theilnehmend auf mein Thun und Treiben, und auf meine Lebensverhältniſſe. Ich ſagte ihm, daß ich wieder für einige Zeit in meine Heimath und in mein Vaterhaus zurückzukehren denke, und er billigte das, im Gegenſatz zu meinen Freunden, auf das Entſchiedenſte. „Sie ſind noch nicht ſo geſeſſigt gegen neue Eindrücke, ſagte er, daß Sie nicht dadurch zerſtreut werden könnten; und wenn auch der an das Leben einer großen Stadt Gewöhnte nirgends beſſer als in einer ſolchen arbeitet, ſo werden Sie gewiß noch Vortheil davon haben, wenn Sie Ihren Roman in der Heimath ausführen können, ganz abgeſehen davon, daß Sie, bei erneuter Rückkehr nach Berlin, einen neuen Maßſtab und eine geſchärfte Einſicht für dasjenige gewonnen haben werden, was für Sie das Bedeutende und Weſentliche an Berlin iſt.“

Aus allen ſeinen Aeußerungen ging der ernſte Wille wirklichen Berathens hervor, und doch, ſo lebhaft und dankbar ich dieß empfand, vermochte ich mich weder an jenem Tage, noch jemals ſpäter, zu unbefangen und ſo freimüthig gegen Varnhagen auszuſprechen, als ich es wünſchte und als es mir andern Perſonen

Digitized by Google

gegenübet möglich war. Ich glaube, das rührte von der sarkastischen Seite seiner Natur her, vor der ich Scheu trug. Denn wie sich in seinem Gesichte, in den feinen Zügen um seinen Mund, neben dem Ausdruck geistvoller Güte, leicht ein Lächeln des Spottes kundgab, so mischte sich in die Worte ernsten Antheils oft eine gewisse satirische Wendung ein, die mich unsicher machte, und selbst die Toleranz gegen Irrthümer und Schwächen, welche er in vielen Fällen bewies, in denen meine strenge Unerfahrenheit eine entschiedene Mißbilligung oder einen harten Tadel von ihm zu hören begehrte, machte mich dann nur unsicherer und unselbständiger.

Trotzdem war es ein unvergleichlicher Genuß, ihn sprechen zu hören. Man kann nicht sagen: er sprach wie er schrieb. Denn er sprach viel hinreißender, als er schrieb. Er war im Sprechen energisch, bestimmt, und wenn er sich der Personen, zu denen er redete, versichert hielt, fast rücksichtslos in der Kraft und Schärfe seines mündlichen Ausdrucks. Er umschrieb, er verhüllte dann nichts, er nannte die Dinge bei ihrem Namen; und ich habe oftmals, wenn ich in spätern Jahren ihn als Begleiterin meines Mannes besuchte, mit dem er durch langjähriges Vertrauen verbunden war, ihm mit wahrer Begeisterung zugehört und mir dabei gedacht, wie belebend Varnhagens Vortrag für ein Auditorium, und welch' ein Lehrer und Redner er auf dem Katheder oder auf der Tribüne gewesen sein würde.

Gründliche historische Auseinandersetzungen, geschichtliche und literarische Anekdoten und Charakterzüge, Urtheile über Lebende und Verstorbene, kritische Zergliederungen neuerer Werke, und flüchtige, oft satirische Wiederholungen eben vernommener, interessanter Tagesereignisse wußte er in solchem Gespräch auf das Geschickteste in einander zu verweben, so daß man sich bei ihm stets vortrefflich unterhalten und in den meisten Fällen wesentlich belehrt und angeregt fand, ohne dabei, wie bei Alexander von Humboldt, die Empfindung zu haben, daß er geflissentlich unterhalte, und — ohne sich dafür zu besonderm Danke verpflichtet zu fühlen.

Das klingt vielleicht sonderbar; aber es ist das nichts Unehrerbietiges, sondern nur etwas menschlich Berechtigtes. Wie aufrichtig man auch zum Verehren des Großen und Erhabenen geneigt sein mag, so hat man doch nöthig, sich mit demjenigen, mit dem man in der Unterhaltung verkehren soll, annähernd auf gleichem Boden zu befinden, oder ihn mindestens nicht durch die allgemeine Verehrung so hoch über die ganze Menschheit hinaus erhoben zu sehen, daß eine andere Annäherung, als die des bewundernd staunenden Emporschauens, unmöglich wird. Man kann vor einem Kolosse, der auf hochragendem Piedestal sich über unsere Häupter weithin sichtbar erhebt, nicht dieselbe Empfindung haben, welche uns neben einer menschlich schönen Statue im umfriedeten Raume erfüllt. Und gerade das leicht Zugängliche, das anscheinend Absichtslose und doch stets Bewußte und Formvolle in Varnhagens Unterhaltung machte diese in so hohem Grade erfreulich.

Ich habe mir, eifrig zuhörend, oftmals seine kleine Stube betrachtet, während er sprach. Ein schlichtes Bett, zwei altmodische, vielgebrauchte Schreibtische, dicht aneinander gerückt, der kleine Sopha, ein paar bücherbedeckte Tische und Stühle — das war Alles! Aber die Wände hingen voll Porträts; hier mahnte eine Statuette, dort ein Relief an die bedeutenden Menschen, welche als Gäste und Freunde in diesem unscheinbaren Raume geweilt hatten, und es ist sehr zu beklagen, daß man nicht, wie bei Alexander von Humboldt, daran gedacht hat, ein Bild dieses Zimmers und seines Bewohners den zahlreichen Freunden desselben aufzubewahren, als man Varnhagen aus diesem Raume zu seiner letzten Behausung trug.

Varnhagen hatte ein Alter von dreiundsiebenzig Jahren erreicht, als ihn ein plötzlicher schmerzloser Tod unerwartet der Welt und seinen Freunden entriß. Obschon fortwährend kränkelnd, befand er sich doch bis zur letzten Stunde seines Lebens im fast ungeschwächten Besitze seiner körperlichen und geistigen Kräfte. Ja, man konnte sagen, daß in seiner schriftstellerischen Produktion sich Ausdruck und Darstellung fortwährend gesteigert hatten. Nur ein mehr und mehr sich geltend machender Zug und Hang zum Anekdotischen in der Unterhaltung konnte in den letzten Zeiten als Zeichen des Greisenalters dienen. Sein Antheil aber, den er ebensowohl an den Begegnissen seiner Freunde und Bekannten, wie an den Zeitereignissen und an den Schicksalen seines Vaterlandes und seiner Nation nahm, bezeugte die volle Jugend seines Geistes und seines Herzens. Man konnte sagen, er war muthiger und hoffnungsvoller, als viele der Jüngsten, und radikaler in seinen Ansichten, als die meisten seiner Zeitgenossen. Wie sein Leben in die Grenzscheide zweier großen Epochen fällt, so bietet der werthvollste Theil seiner Schriften, der memoirsistische und biographische, die wesentlichsten Beiträge zur Schilderung und Charakteristik dieser seiner Zeit, und aus dem reichen Materiale seines literarischen Nachlasses haben wir sicherlich noch eine Reihe von bedeutenden Mittheilungen zu erwarten.

Digitized by Google

Der Blumenstrauß.

Original-Lustspiel in einem Aufzuge

von

G. Asmus.

Der löbliche Gebrauch, in Familienkreisen zuweilen kleine Lustspiele aufzuführen, verdient alle Unterstützung. Die Darsteller werden jedesmal, wenn sie bei der Wahl des Stückes einigermaßen glücklich waren, ebensosehr ihrem befreundeten Publikum, als sich selbst damit ein Vergnügen bereiten. Schon die Proben pflegen himreichende Kurzweil zu gewähren, und wenn es den Spielenden darum zu thun ist, die ihnen zugefallene Rolle mit Ernst aufzufassen, sich in einen Charakter hineinzudenken, Stellung, Geberden und Ausdruck vorher hübsch zu erwägen; wenn es ihnen gelingt, das Gedicht lebendig zu machen, so muß sich das Vergnügen der Zuschauer, wie der Spielenden, zum wirklichen Genusse steigern.

Nun stößt man aber bei der Wahl aufzuführender Stücke gar oft auf Schwierigkeiten: bald ist das Ganze oder eine einzelne Rolle zu lang, bald sind zu viele Personen nöthig, bald steht ein Repertoir gar nicht zu Gebot, aber ist es doch nur schwierig zu beschaffen: und so müssen denn Dutzende von Stücken durchgeleiert werden, bis endlich eines der Dilettantentruppe leicht genug und überhaupt angemessen erscheint.

Aus diesen Gründen dürfte das hier folgende Lustspiel nicht unwillkommen sein, da es, bei leichter Sprache, in allen Theilen die Knappheit beobachtet, welche für die flüchtige Dilettantenbühne nothwendig ist.

Die in einem Privatzirkel veranstaltete Probeaufführung des Stückes (man hatte Roccocoanzüge gewählt) brachte eine recht heitere Wirkung hervor, und wir hoffen, daß es auch in weitern Kreisen eben so freundlich aufgenommen werden dürfte.

Personen des Lustspiels:

Tante Dorchen.
Röschen, ihre Pflegetochter.
Rudolf, ihr Neffe.
Major v. D.

Ort der Handlung: Wohnzimmer der Tante.

Erster Auftritt.

Tante und Röschen — Garn wickelnd. Offenes Fenster.

Tante.

Halt — nicht zerren! nur Geduld — nur Ruh'!
Sei nicht so haspelig, nicht so flatterig, leicht!
Nun geht's schon wieder; langsam! — so — nur zu!
Siehst du nun was man mit Geduld erreicht?
Meine Mutter selig — a 's war eine Frau —
So gibt's jetzt keine mehr — so pünktlich, so genau —
(Die Frauen heutzutage führen
Ein eigen Leben: Tanzen, Musiziren
Ist ihre Lust) — die Mutter — oft hat sie gesagt,
Wenn ich das Garn ihr hielt: a Dorchen — eben
Wie dieses Garn da, grade so ist's Leben;
Es scheint uns nur so glatt! — Gott sei's geklagt.
So sind die Männer auch; die können heucheln —
Und schöne Worte machen, zörtlich schmeicheln —!
Man lern' sie kennen nur — es sind Despoten!

Röschen.

Hopia!

Tante.

Was denn?

Röschen.

Da gibt's 'nen Knoten!

Tante.

Ja — paß du auf, hast nicht so lose.
Was brauchst du ewig nach dem Fenster auch zu seh'n?
Ja, Ja — jetzt fällt mir's ein: wer war's doch, Rose —
Der vorhin, von der Straße aus, so schön
Dich grüßt' — ? ich kannt's nicht recht erkennen,
Sah nur 'nen lust'gen Burisch' vorüberrennen.

Röschen.

Grüßt' Jemand mich? — — wie ich vergeßlich bin!
Richtig — der Rudolf — ging vorbei vorhin.

Tante.

Und du hast wohl erwidert seinen Gruß?

Röschen.

Wie man aus Höflichkeit es eben muß.

Tante.

Da sieh mal an, mein Gott, du liebe Zeit,
Du albern Ding — das nennst du Höflichkeit?
Muß man denn ewig an dir madeln, schleifen?
Willst du denn niemals, was sich schickt, begreifen?
Sa etwas paßt sich nicht, das magst dir merken!
— Den muß man in der Keckheit nach bestärken! —
Hat man in der Pension dir niemals das gesagt?
Herr Gott — wer hätt' so was zu meiner Zeit gewagt!?

Röschen.

Den Rudolf — Ihren Neffen! — sollt' ich meinen —
Ihn dürft' ich freundlich grüßen —

Tante (in's Wort fallend).

Keinen,
Der auf der Straße da vorüberstänzelt
Und wie ein Geck die Fenster anscherwenzelt.

Röschen.

Er war so freundlich immer gegen mich —
— Als er nach kam —

Tante.

O Rose, hüte dich!
Sieh — du bist jung und unerfahren,
Du kennst noch nicht die arge, böse Welt,
Greifst, wie ein Kind, nach dem was dir gefällt;
Dach ich — ich werde dich bewahren!

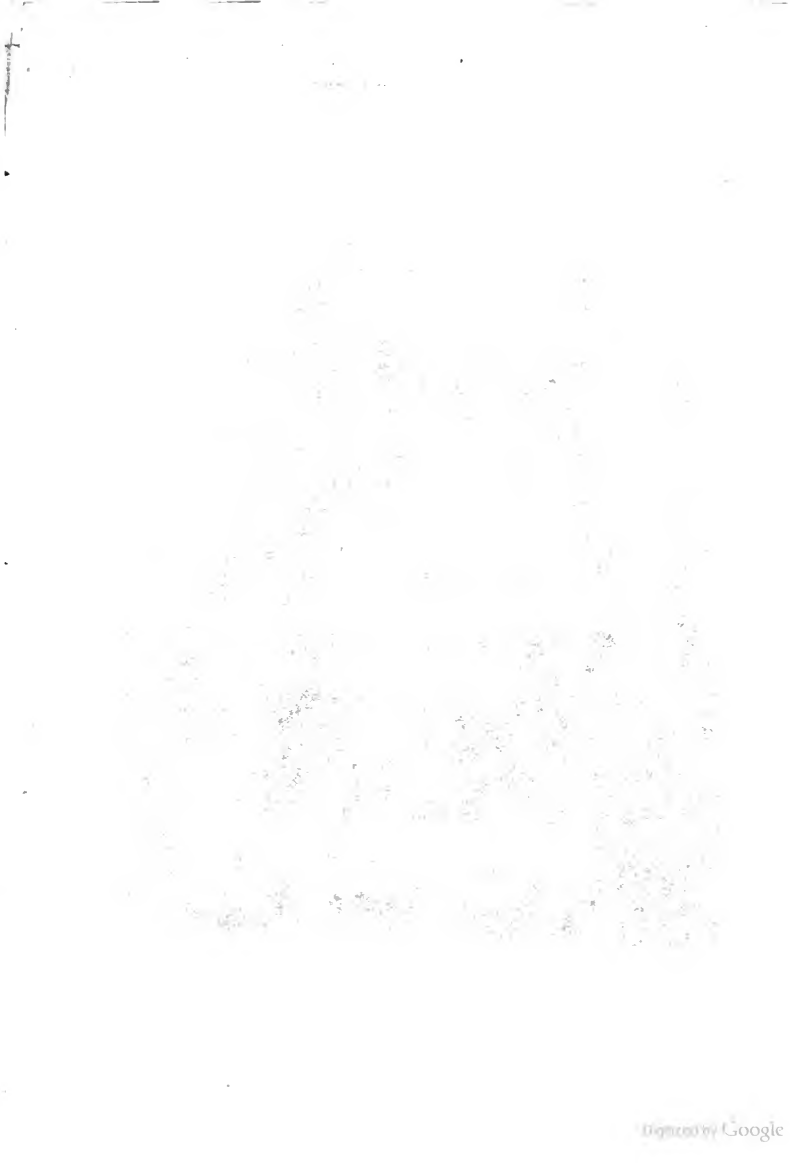
Röschen.

Ich dächte doch —

Tante.

O denke nichts, mein Kind!
Ich weiß recht wohl wie junge Mädchen sind;

Digitized by Google



Digitized by Google

Die erzählende Mutter.

Digitized by Google

Die denken immer nur an eitle Sachen;
Schnell genug kann Keine sich unglücklich machen.
Glaubst du, ich wüßte nicht, wie's mit dem Rudolf steht?
Dem Bruder Lustikus? — das ist so Einer!
Was gilt's, er hat dir schon das Köpfchen halb verdreht?
Wart' — komm mir nur — du Saub'rer, Feiner!
Sonst kam er her nur alle Jubeljahre —,
Kaum aber bist du da — hui macht er sich herbei,
Geht wie die Katze um den heißen Brei;
Da war ich denn mit Einmal die scharmante,
Die ausgezeichnete, die liebe, gute Tante.
Schon fing er an das Händchen dir zu drücken,
Verliebt zu seufzen, Jammer in den Blicken —;
Da hab' ich's ihm denn grad heraus erklärt,
Und als ihm noch das kecke Kämmchen schwoll,
Hab' ich bedeutet ihm, wie sich's denn auch gehört,
Daß er in Zukunft nur das Haus mir meiden soll.

Röschen.

Drum also — weil er mir ein Bischen freundlich war?

Tante (steht auf).

Horch, Röschen — heute bist du achtzehn Jahr! —
Und jetzt ist's an der Zeit, daß ich dir sage,
Was auf der Seele längst ich trage.
Als deine Mutter starb, — das arme Wesen —
— Die treuste Seele, die man jemals fand't —
— Du weißt, ich nahm dich auf, hielt dich wie's eigne Kind;
Ich lehrt' dich sprechen, schreiben, lesen —
Und sorgte stets, daß nichts dir fehle
Zu pflegen deinen Leib, wie deine Seele.
Mein einzig Streben war's zu allen Zeiten,
Ein dauernd Glück dir sicher zu bereiten.
Doch, daß das möglich sei, merk' Eins dir: denke dran —:
Nie schenke deine Freiheit einem Mann!

Röschen.

O weh — dann würde ich ja eine — (sich besinnend)
— Ja so!

Tante.

Ja so? „Eine Jaso" — das sollst du werden!
'ne alte Jungfer willst du sagen? Kleine,
O hältst du's wirklich für ein Glück auf Erden
Sklavin zu sein von einem Mann?
Gott sei's gedankt, ich hatte keinen —
So 'nen Tyrannen, Brummbär, Grobian.
So liebenswürdig sie im Anfang scheinen,
So roh, unterhänig und galant —
— Wohl der, die nie das Mäuterwolf gekannt —
So sind sie nach dem Hochzeitstage
Gewiß nichts mehr, als Sorg', als Last, als Plage.

Röschen.

Ach Tante, ganz gewiß, Sie seh'n zu grau;
Sie malen ja mit lauter, lauter Schatten.
Woher doch kennen Sie denn so genau
Die Männer — da Sie keinen hatten?

Tante.

Schweig — Jungfer Naseweis! Glaub' ältern Leuten!
— Das Ei, mein Gott — ist klüger, als die Henne! —
Ist's nöthig, daß ich sie am Finger nenne,
Die unglücklich'sten Eh'- und Liebeleiden,
Die ich schon alle seh'? Man schau' sich um:
Wo ist denn Friede, Eintracht, Ruh'?
Da — ist 'ne Heerde Töchter — gänsedumm —;
Dort — schleicht die Eifersucht tagtäglich ab und zu —;
Hier — machen die Herrn Söhne lose Streiche;
Da — tanzt die Frau sich lahm nach des Gemahles Geige.
Und was nur ist, mag's gut sein, oder böse,
Es gibt sofort Geschrei, Gezänke,
Daß Einem baugt. Sag' 'mal, wo findest du —
— Wie hier zum Beispiel — nie gestörte Ruh?
Hier darf kein Mensch mich pinigen und quälen;
Hier bin ich Herr und kann allein befehlen.
Und so wie's jetzt ist, so soll's fortan bleiben;
Das wollt' ich Dir nur unter's Näschen reiben.
Ich zog dich groß und nie will ich dich missen;

Doch, daß du ruhig bist; sollst du noch Eines wissen:
Von meinen Gütern, sinkt nach meinem Sterben,
Sollst du die Hälfte, Rose, hörst du? — erben;
Doch werd' ich nur, was ich versprach, erfüllen,
Wenn du dich fügst — hörst du? in meinen Willen.
Das merke dir! Nicht' dich danach! (nimmt Hut und Tuch)
Ich gehe
Jetzt auf den Markt. Hör' Rose — sehe
Mir nicht so viel zum Fenster dort hinaus!
Sei fleißig, thu' was — bald komm' ich nach Haus.
(geht ab).

Zweiter Auftritt.

Röschen (allein) dann Rudolf.

Röschen.

Du lieber Gott — das war mir eine Lehre!
'ne alte Jungfer also soll ich werden!
Jedoch die Tante will's —; und doch — ich schwöre,
Die Eh' ist nicht das schlimmste Loos auf Erden.
Bedenke ich mir's recht — es schanen
Zwar meist recht traurig aus die jungen Frauen,
Doch Einen weiß ich — wär mir der beschieden —
Ein Himmelreich — ich fänd' es schon hienieden.
Doch — denk' ich nicht daran. Die jungen Herrn,
Die Tante hat wohl recht, gewiß — sie machen gern
Leichtsinnig aus den Hof. Der Rudolf aber — nein —
Gewiß er kann nicht so wie all' die Andern sein.
O — wenn er spricht, — sein Auge blickt so treu,
's wird mir, sieht er mich an, so sonderbar dabei.
Daß er mich liebe — nie hat er's gesagt;
Doch ach — wie oft hat mich sein Aug' gefragt
Ob ich ihn liebe! Oder schien's nur so?
Liebt er mich nicht — ich werde nimmer froh.
Dann will ich gern, was Tante fordert eben,
Als — alte Jungfer bis zum Ende leben.
Und doch — o weh — ich darf ihn nicht mehr seh'n;
O treten Sie erschrocken nicht zurück —
Ich komm' um etwas Heiliges zu fleh'n.
Um deine Liebe! Sie nur gibt allein
Dem Frieden mich, dem Heil, dem Leben;
Ob ich soll glücklich, oder elend sein,
In deine Hand, o Mädchen, ist's gegeben.
Sieh diese Blumen — ; ach ich wollt' sie bringen
Mit ruhigem Grusse, doch es wanken
Die Simse mir, und trunken überspringen
Die raschen Wort' der Vorsicht niedre Schranken.
O sprich es aus, daß Liebe es gewesen,
Was ich schon längst in deinem Aug gelesen.

Röschen.

Hinweg — hinweg — ich muß, muß Sie beschwören!

Rudolf.

Du willst mir — willst mir also nicht gehören?

Röschen.

Ich darf nicht, kann nicht — will nicht — weh'!

Rudolf.

O Mädchen, auf den Knie'n um deine Lieb' ich fleh'.

Röschen.

O loß mich! Ach, ich will, ich kann — ich darf nicht lieben!

Rudolf.

Das hat die Tante dir gesagt — die böse Sieben!
Du liebst mich? dann laß alle Furcht nur schweigen!

Digitized by Google

Röschen.
(sinkt ihm an die Brust, der Blumenstrauß fällt in der Nähe des Fensters nieder).
Ach ja!

Rudolf.
O Seligkeit — o Wonne ohnegleichen!

Röschen.
Längst lieb' ich dich —; doch fast will ich verzagen —
Mein Gott — mein Gott — was wird die Tante sagen?!

Rudolf.
Das ist jetzt einerlei; komm laß dich küssen.
(küßt sie).

Röschen.
Mein Gott — mein Gott — das sollt' die Tante wissen.

Rudolf.
O störe nicht die Freude meiner Seele!

Röschen.
Wie mach' ich's nur, daß ich mein Glück verhehle?

Rudolf.
Die Tante — wie? Was ist da zu verhehlen?
Ich selber will es heut ihr noch erzählen.
Was will sie denn? — wer soll denn heim dich führen —
Wenn der nicht, der dich liebt? O laß uns nicht verlieren
Den kostbaren Moment.

Röschen.
Denk' nur — sie will nicht leiden,
Daß je ein Mann mich soll zu dem —

Rudolf.
Altar geleiten?!

Röschen.
Will ich's mit ihr nicht ganz und gar verderben,
Muß ich, wie sie, als — —

Rudolf.
Alte Jungfer sterben?!

Röschen.
O — ich dank' Alles ihr —! was that ich nur?
Ich weiß nicht wie ich mich soll retten.

Rudolf.
O — Sünd' ist's nicht, wenn man zerreißt die Ketten,
Die uns verhindern, den Gesetzen der Natur
Zu folgen, die so klar uns vorgeschrieben.
Der Titel von des Lebens Buch heißt — Lieben!
Jedoch — ich kenn' die Tante; im Herzen ist sie gut;
Noch heute will ich mit ihr sprechen — —

Röschen.
O — denk' ich daran, sinkt mir aller Muth!

Rudolf.
Beruhige Dich. Mit Gründen will ich brechen
Ihr Vorurtheil; heut erst hab' ich erhalten
Mein Anstellungsdekret; ich werd' entfalten
Der Rede Macht; — was gilt es? sie wird weichen,
Kann ich als Mann in Würd' und Amt mich zeigen.

Röschen.
Alle guten Geister! — dort kommt sie — eile!

Rudolf (küßt sie).
Du siehst mich wieder hier in kurzer Weile.
(eilig ab).

Dritter Auftritt.

Röschen allein; draußen die **Tante.**

Röschen.
Wie ist mir nur? (blickt in den Spiegel) So bleich sind meine Wangen. —
Nein — glühend Roth flammt d'rüber hin!
Er liebt mich! sieche, feiges Bangen,
Ich fühle, daß ich glücklich bin.
Möcht' alle Menschen jubelnd grüßen, (gegen das Fenster gerichtet).
Möcht' alle Welt in mein Geheimniß weihen ein!
Still, still! — noch muß ich es verschließen
Tief in des Herzens klugen Schrein.
O weh — schon hör' ich ihre Tritte!
Jetzt heißt es Vorsicht, Fassung, Kraft!

Tante (eintretend).
Da — nimm den Korb mir ab — ich bitte.
Was hast du mittlerweil geschafft?
Ich hoffe, müßig bist du nicht gewesen;
Hast nicht geträumt, verliebtes Zeug gelesen,
Derweil ich mich da auf dem Markt gequält —
Gemüß gekauft und Eier abgezählt. (Röschen hat ihr Hut und Tuch abgenommen).
Da, komm' mal her —, da — sieh mal zu — —
Hab' besser eingekauft und billiger, als du.
Verloren ist an dir, wahrhaftig, Malz und Hopfen —
Du läßt mir Alles in die Hände stopfen. (erblickt den Strauß).
Ei — ei — was ist denn das? Sieh an — ein Blumenstrauß! (hebt ihn auf).
Wo kommt der her?; wer bracht' ihn? — nun — heraus!

Röschen.
So — soeben — flog durchs Fenster er herein;
Ich — weiß es wirklich nicht — wer's mag gewesen sein.

Tante (mißtrauisch).
Und du — hast ihn auch so da liegen lassen?

Röschen.
Ich hielt's für Unrecht — ihn nur anzufassen.

Tante.
Verwegenheit — o Frechheit — o Skandal!
Ist man nicht sicher mehr im eig'nen Haus?
Das Fenster — hörst du Rose — schließ ein andermal!
Nein — 's ist zu arg! — Wo soll das noch hinaus?
Fort auf die Straße mit dem Blumenstrauß.
(wirft den Strauß auf die Straße und schließt das Fenster).
Nun nimm den Korb; geh' hin — sieh nach der Küch'.
Die Keckheit — ha — wie alterirt sie mich!
Dank sieh' dich an — und tröste nicht so lang —!
(Rose geht mit dem Korb ab).

Vierter Auftritt.

Tante (allein) darauf der **Major.**

Tante.
Ich zitt're ordentlich! die kleine Schlange weiß
Gewiß mehr von der Sach'; ich möchte schwören —
Sie kennt den — der den Strauß ihr wollt' verehren.
(wischt die und da Staub von den Meubeln).
Wenn sie mir nur nicht dumme Streiche macht!
Wenn, was ich ihr gelagt, sie mir nur nicht vergißt!
— Ob sie den Staub wohl sieht? Gott sei's geklagt! —
Sie weiß wahrhaftig nicht, was Regel, Ordnung, ist —!
— Ich will dir wohl die Liebe'rei vertreiben —!
(es klopft an).
Ich glaub' es klopft? (vor dem Spiegel) — so — so; wer mag das sein?
So frühe schon Besuch? Jawohl — es klopft! — herein!
(der Major tritt ein).

Tante.
(für sich) Hilf Himmel — der Major!

Major.
(für sich) Auf Ehr' — gut conservirt! — Courage!
(laut) Mein Fräulein — weiß nicht recht, was ich soll sagen —
(er nimmt bei den Worten einen Stuhl und fordert die Tante durch Handbewegung auf sich zu setzen; er schiebt seinen Stuhl dem ihrigen ziemlich nahe).
Sie riefen mich so freundlich da herein.

Tante (rückt ihren Stuhl etwas ab).
Mein Herr — gewiß — das muß ein Irrthum sein.

Major (schiebt seinen Stuhl trotzen nach. Dieses Manöver kann in der folgenden Unterredung — jedoch mit Maß — wiederholt werden).
Wär' ich nicht sicher — hätt's nicht mögen wagen.
Jedoch — schon recht — es ist jetzt meine Sache —

Digitized by Google

— Sie thaten schon genug; heraus denn mit der Sprache: Fräulein, ich bin Soldat und kann nicht schön partiren; Geh' gern auf's Ziel los — ohne mich zu zieren —: Just sind es zwanzig Jahre, daß wir uns gekannt; — Damals — ich weiß — besaß ich Ihre Huld — Ich komme — g'rad heraus! — ich werd' um Ihre Hand. Daß heut' es erst geschieht — es ist nicht meine Schuld. Zwar ist es Schade, doch will ich nicht fragen, Was Sie erst jetzt zu dem Entschluß gebracht, Mir ohne Weit'res — g'rad' heraus zu sagen, Was mich — parole d'honneur — auch heut noch glücklich macht;
D'rum her denn, eingeschlagen! — keine Flausen! Wir wollen recht vergnügt zusammen hausen.

Tante.

(die nur mit Mühe durch Handbewegungen vom Sprechen abgehalten werden konnte).

Und sind Sie fertig nun, mein Herr Major?
Für einen Scherz kommt das zu stark mir vor!

Major.

Scherz? (für sich) Nur Courage!

Tante.

Mein Athem stockt — ich kann mich kaum bezwingen —.
Mein Herr — wie kommen Sie dazu,
So keck in meine Wohnung einzudringen — ?
Zu stören einer Dame stille Ruh'?
Ich dächte doch — Ihr Alter sollt' Sie schirmen
Vor solchen Streichen, die dem Jugendübermuth
Man kaum verzeiht. Mein Haus — o Gott — zu stürmen,
Ist ehrbar das?! Mir kocht vor Zorn das Blut!

Major (sehr ruhig).

Mein Fräulein — wohl weiß ich — Sie waren immer —

Tante.

Nun — was?

Major.

Ein sonderbares Frauenzimmer.
Auf jenem Balle — seh' Sie heut noch steh'n —
— Ich war so recht im Zug und wollte eben
Um die Erhörung meiner Wünsche steh'n —
— — Sie hatten mir den Vorzug stets gegeben — —

Tante.

Sieh' mal an!

Major.

Da machten Sie ein schrecklich bös Gesicht —
Mein Muth war hin — — —! Eine And're mocht' ich nicht.
Dann zog ich in den Krieg — —

Tante.

Was soll das — wenn's beliebt?

Major.

Jetzt bin ich wieder da. — Man schickt
So schnell mich jetzt nicht fort — parbleu!
Woll'n Sie, daß, bis es uns einst glückt,
Ein halb Jahrhundert noch vergeh'?

Tante.

Jetzt reißt mir die Geduld! Mein Herr — Sie sollten —

Major — (in's Wort fallend).

Wie? — ist es doch, als ob Sie leugnen wollten,
Daß Sie vorhin, zum Fenster da heraus,
Mir zugeworfen diesen Blumenstrauß.
(zieht den Strauß hervor).
Fiel er nicht grades Wegs zu meinen Füßen?
Sah ich Sie selber nicht das Fenster schließen?
Ist er nicht frisch gepflückt? Es spricht
Deutlich genug Ros' und Vergißmeinnicht!
(für sich) Doch jetzt!

Tante.

Wa — was —? Sie glauben gar — ich hätte —

Major.

O — ich versteh' —; es kommt auf Etikette
In unserm Alter so genau nicht an;
Es braucht Sie nicht zu reu'n, was Sie gethan.
Na — nehmen Sie die Sache — wie sie liegt. — —

Tante.

Nein — nein — das überleb' ich nicht!
Mein Ruf — ! — um meinen Namen ist's gescheh'n —
Man sah den Strauß Sie nehmen, in das Haus dann geh'n. —

Major.

Und nun — was läge d'ran, wenn es so wäre?

Tante.

Ein Zufall war es mit dem Strauß, — ich schwöre!
Die ganze Nachbarschaft hat es gesehn — !
Mein Gott — was werden da die Leute sagen!

Major.

Mein Fräulein — ganz gewiß — es ist nicht schön,
Daß Sie — was liegt denn d'ran? — jetzt danach fragen.
Zu was, ich bitte Sie, ist diese Grille?
So machen Sie doch ein freundlicher Gesicht!
Daß ewig wir allein steh'n, ist der Wille —
Das ist doch klar — des gütigen Schöpfers nicht.

Tante.

Um Gott — wo denken Sie nur hin!?

Major.

Daß Ihnen herzlich gut ich heut, wie damals, bin;
Und wenn Sie sich zu meinem Sinn belehrten,
So könnte bald aus uns ein munter Pärchen werden.
Wir sind noch jung — laß seh'n — — Sie zählen — —

Tante (rasch in's Wort fallend).

Ich hab' gelobt mich niemals zu vermählen.

Major.

Ich auch — kann es mit Ihnen nicht gescheh'n.

Tante.

Der Herr Major muß zu 'ner Jüngern geh'n.

Major.

Ach was — das junge Volk ist gar so grün.

Tante.

Mir kam die Ehe niemals in den Sinn.

Major.

Wir könnten, denk' ich mir, so recht behaglich leben.

Tante.

Wer möcht' an einen Mann die gold'ne Freiheit geben?

Major.

O nun — man schickt sich in einander gern,
Wenn man sich liebt und achtet — —

Tante.

Ja — die Herrn — —

Major.

Sind nicht so schlimm. Gewiß — wir können
Recht glücklich sein noch — uns Vergnügen gönnen.
Vorbei ist ja der Jugend wilde Zeit,
Ein Jedes thut nur, was das And're freut.
Sind beide auch nicht arm; wir geh'n
Oft in's Theater, in Concert', auf Bälle. — —

Tante.

Bin viel zu alt — das würde mir nicht steh'n. —

Major.

Zieh'n uns in's Haus ein munter Völkchen schnelle;
Da wird getanzt, gespielt und musizirt;
Sie sind die Hausfrau dann, die das regiert — —

Tante.

Bin nicht gewöhnt an solche Kreise.

Major.

Das find't sich bald. Ein Geist, so wie der Ihre,
Trifft schnell das richtige Geleise.
's ist nur, daß man's ein wenig exercire.
Ich seh' Sie schon als Hausfrau stattlich walten. —

Digitized by Google

Tante.

O — sehr im Dunkel würd' ich steh'n. — —

Major.

Der Toilette heitern Pomp entfalten. — —

Tante.

Glaub' nicht, daß ich mich d'ran gewöhn'. —

Major.

Die Hauptsach' ist — — Sie will'gen ein!?

Tante.

O nein — um Gotteswillen — nein!
Wie kommen Sie auf die Idee — Major?

Major.

Ich hielt Sie überzeugt — 's kam mir so vor.

Tante.

Wie können Sie so etwas doch nur denken?
So schnell kann man die Hand doch nicht verschenken.

Major (rückt näher; — zutraulich).

Warum nicht —? ist man mit sich selber klar.

Tante (weicht aus).

Das ist bei mir der Fall nicht; ganz und gar
Im Gegentheil — ich denke nicht daran.

Major.

Verzeihen Sie; ich gehe jetzt, ich kann
Begreifen das — muß Ihnen Zeit wohl lassen,
Mit Ruh' den wichtigen Entschluß zu fassen.
Und so empfehl' ich mich. (küßt ihr die Hand) Bald bin ich wieder da —
Zu holen mir — doch hier der Strauß ist mein — Ihr Ja.
(ab mit dem Strauß in der Hand).

Fünfter Auftritt.

Tante allein; darauf **Röschen**.

Hm — träum' ich, oder wach' ich? bin ich denn verhext?
Mein Seel — so ein Soldat kann trefflich kommandiren!
Doch der war immer so. Wär' ich nicht felsenfest —
Mein Gott, wie lächerlich, ich denke nicht daran —
Da müßt' ich doch zuerst ganz den Verstand verlieren!
Und dennoch — der Major — noch heut ein netter Mann!
Doch — Herr mein Gott — wie eingebildet, stolz!
Wie übermüthig, unverschämt — ganz unerträglich!
Hat man so was erlebt? Ganz noch der alte Junge!
Und ich — ich sitze da — gerad' wie ein Stück Holz —
Ich spielte meine Rolle wirklich kläglich —
Wo hatt' ich doch, wo war nur meine Zunge?
Und wieder kommt er, um zu holen sich mein Ja!
So so — na, sich mal an — das läßt sich auch so holen!
Thut der, als läß' ich auf dem Präsentirbrett da;
Hier wird nicht wie auf der Parad' befohlen!
Nein, wenn er kommt, gehörig muß er's wissen!
Ich sag' ihm: Herr Major — Sie täuschen sich gar sehr!
Sie irren sich, das wird er hören müssen,
Ich konnte Sie nie leiden, sag' ich ihm, mein Herr!
Ich hätt' ihn stets bevorzugt — meint er nicht?
Die Einbildung! Nun — so ein Bischen hat er recht;
Doch übertreibt er's, der Filou, und legt Gewicht
Darauf; der Schelm — der Erzschelm! ihn — spricht sonst nicht schlecht.
Doch diese Keckheit! Als ob er nicht wüßte,
Daß mit dem Strauß es nur ein Zufall war.
Nein — so was zu benützen! Wie er grüßte,
Als er da ging! That, als wär' Alles klar.
Daß er mich früher liebte — nun, ich glaub' 's ist wahr —;
Na — hm — warum auch nicht? Die närrische Affaire —!
Ich Frau Majorin! — hm — was And're wagen — —
Ich Hochzeit halten! Was am Ende wäre
So Sonderbares d'ran? (am Spiegel) bin immer noch erträglich!

Doch nein — herje — was würde Rose dazu sagen —?
O nein — um Gotteswillen nein — es ist unmöglich;
Und all' die Leut'! den Spott! Gefährlich würd' man's nennen
Zu wohnen hier; ich hör' sie rufen Feuerjo!
Die alten Scheunen fangen an zu brennen,
Die eine da die brennt schon lichterloh!
Hätt' ich der Rose nur nicht so bestimmt erklärt,
Wie seither von der Eh' ich hab gedacht —
Hätt' mir den frei'n Entschluß doch nicht verwehrt —
Wer weiß, vielleicht, es hätte sich gemacht —!
Doch so — es läßt — nein, nein, 's läßt sich nicht wenden —
Und übrig bleibt mir nur, ein Körbchen ihm zu spenden!
(Röschen tritt in einem eleganten Kleide ein).

Tante.

So — so — hast du das neue Kleid mal anprobirt?
Wie sitzt's?

Röschen.

Recht gut. Nur — hier — ein wenig es genirt.

Tante.

Die Röcke weiter stets — die Taillen immer enger!
Zu lang sind auch die Schleifen; ist das schön?

Röschen.

Justizraths Klara ihre sind noch länger!

Tante.

Die kann vor Hochmuth auch kaum aus den Augen seh'n!

Sechster Auftritt.

Rudolf zu den Vorigen; nachher der **Major**.

Rudolf (reißt die Thüre auf).

Ha — da ist sie!
Ha — natürlich — stolz im Schmuck!
O — 's ist der Mühe werth! Du falsche Schlange —
Du wagst es noch mich staunend anzuschau'n?
Sind das dieselben Augen, die im Ueberschwange
Gelog'nen Glück's so zärtlich konnten thau'n?
Ist das derselbe Mund noch, dem entflossen
So süße Worte — gift'ge Schmeichelei?
Laß spielen doch das Zünglein — unverdrossen —!
Sei doch dohnisch, lach' mich aus — erfreu'
Dich doch an meinem wilden Toben —
Von deiner eig'nen Macht sind es ja Proben!

Tante.

(zu Rose) Was will der Hitzlopf? spricht! der schäumt ja förmlich Wuth!

Röschen (sinkt weinend auf einen Stuhl).

Weiß soviel nur, daß er — mir furchtbar Unrecht thut.

Rudolf.

's ist so der Weiber Art, daß nach dem Bisse
Sie, harmlos Farben spielend, in das Dickicht flüchtet!
(zieht den Blumenstrauß hervor).
Kennst du die Blumen? O Verrätherin — wisse:
Im Dunkel bleibt ein solcher Frevel nicht!
(weit den Strauß auf den Boden).
Da liegt — ihr armen Dinger — und verhaucht
Rasch euern Duft! O — als ich euch heut früh gepflückt —
Das Herz voll süßer Träum' — dacht' nicht, daß man mißbraucht
Zu dem euch, was — nun meine Lebensblüthe knickt.

Tante.

Was soll das sein? Herr Neffe — wenn's gefällt —
— Was hast du mit ihm Rose? — Nun? Heraus —!
Erzählt!!
(Rudolf steht finster. — Röschen weint. — Tante tritt dicht vor Rudolf hin).
Erklär' dich! Rede! Nun! Was sind das für Manieren?

Rudolf.

O — ihr seid Alle falsch! Will nicht verlieren
Noch weit're Worte; Eins nur sei gesagt:
Gönn' sie dem alten Herrn von ganzer Seele;
Denn wer so fein, wie der, zu freien wagt,

Digitized by Google

Iſt werth, daß er mit Falſchheit ſich vermähle.
Das Kunſtſtück haben Sie gemacht — Frau Tante!
Ich — Ihnen bringt's kein Glück, — (zu Roſe) doch Ihnen
— Fräulein — Schande!
will geh'n; Röschen eilt ihm nach und will ihn halten. In der Thüre ſtößt Rudolf auf den eintretenden

Major.

Halt mein Herr! Nicht von der Stelle!
Hier ſollen Sie mir nicht entgeh'n!
Sie laufen ja — bei Gott — ſo ſchnelle!
Verzeihung, meine Damen!

Rudolf

Will gern zu Dienſten ſteh'n.

Major.

Sie wollen alſo mir die Frag' erlauben —

Rudolf.

Nur zu! 's iſt mir ſogar recht lieb!

Major.

Was Sie vermocht — mir dieſen Strauß zu rauben
(nimmt den Strauß auf)
Auf offener Straß'? Narr ſind Sie oder Dieb!

Rudolf.

Ein Narr — vielleicht — dazu gehört nicht viel;
Vor einer Stunde war ich's ſicherlich.
Doch ſo was, lieber Herr — kann wechſeln — wie beim Spiel —
Was ich vorhin — (Handbewegung gegen den Major) die Rollen ändern ſich.

Major.

Zu bänd'gen meinen Zorn gebricht mir faſt die Kraft.

Rudolf.

Ich geb' zu jeder Zeit gern Ihnen Rechenſchaft.

Major.

Sie ſpielen nicht mit mir! Ich kann, mein Herr, auch ſchießen!

Rudolf

Ich ſteh' zu Dienſt.

Major.

Wohlan denn — Blut muß fließen!
(wollen gehen).

Tante (fällt dem Major in den Arm).

Um Gotteswillen — ſchonen Sie Ihr Leben!

Röschen (wirft ſich an Rudolfs Bruſt).

O denke nicht, daß ich dir untreu war!

Major.

A — ha —! (mit Beziehung auf das andere Pärchen).
(zur Tante) Nun — will die ſtolze Feſtung ſich ergeben?
Ein Irrthum fand hier ſtatt — ſoviel iſt klar.

Tante (dem Major mit dem Finger drohend).

Das Stückchen mit dem Strauß — Sie haben's nie geglaubt!

Major.

Kriegsliſt hat der Soldat von je ſich gern erlaubt.

Rudolf.

Du gabſt den Strauß nicht jenem Herrn?

Röschen.

Faſt ſollte der Verdacht mich kränken!
Wie konnteſt du nur ſo was denken?

Rudolf.

O Röschen — kannſt du mir verzeihen?

Röschen.

Gern! (umarmt Rudolf)

Tante.

Was ſeh' ich — Röschen, du in meines Neffen Arm?!

Rudolf.

Was ſeh' ich — Tante, Sie in eines Mannes Arm?!

Tante.

Warum nicht? Hoff' ich doch, Du habeſt nichts dagegen.

Rudolf.

O Nichts — vorausgeſetzt, (nimmt Röschen bei der Hand) — es fehlt uns nicht Ihr Segen.

Tante.

Längſt ſeid ihr Schelmen eins! D'rum Amen — meinetwegen!

Der Reissenstein.

Unter den zahlreichen Burgruinen, welche sich am Rande und in den Thaleinschnitten der Schwäbischen Alb so malerisch erheben, und die daher das Ziel so vieler gesellschaftlicher Wanderungen aus nah und fern geworden sind, war der Reissenstein noch vor Kurzem die am wenigsten bekannte, am spärlichsten besuchte. Und doch ist er die kühnste aller Felsenruinen der Alb, ja, er übertrifft jede andere an Großartigkeit der landschaftlichen Umgebung, wenn auch nicht an Umfang der Gebäulichkeiten und an umfassender Fernsicht. Während die meisten Burgruinen der Alb als Vorsprünge von dem Hauptgebirgszuge weithin in die Ebenen fallen, und daher, wie die Teck, der Neuffen, die Achalm, der Hohenzollern, stets als berühmte Punkte mit Fingern gezeigt werden, hat man Mühe, den Reissenstein herauszufinden, denn er liegt in dem tiefen Einschnitte des Neidinger Thales, das eine hufeisenförmige Mulde bildet, und ist überdies von dichten Waldungen umpunkelt. Erst seit dem letzten Jahre, wo von seinem Fuße aus eine neue Bergstraße über den steilen Bergabhang nach Wiesensteig gebaut wurde, dient das heraberschimmernde, durch die Straßenbauten bloßgelegte Weiße-Jurageskein zur Orientirung, und man erkennt jetzt schnell die grellen Felswände, mit denen die Burgruine zusammengewachsen ist. Der Grund des seltenen Besuches dieser Ruine dürfte auch darin zu suchen sein, daß weder Thor noch Thüre in ihre inneren Räume führen, und man durch ein enges Schuttloch hineinkriechen mußte. In neuerer Zeit ist aber auch die sem Uebelstande abgeholfen worden, indem der Besitzer des Reissensteinerhofes, Herr General von Fleischmann, einen sichern Steg und den schwindelnden Abhang herum errichten ließ, so daß man jetzt ohne Gefahr oder Beschwerde in die geheimnißvolle Burg eindringen, und sich an der wunderovllen Aussicht in eines der interessantesten Alterthäler nach Herzenslust weiden kann.

Von Stuttgart aus führt der nächste Weg über Kirchheim an der Teck, nach Weilheim, einem am Eingang des Neidi ngar Thales gelegenen Städtchen, über welchem die auffallend regelmäßige konische Form des 1860 Fuß hohen Lemberges sich erhebt. Das Thal verengt sich nun bis Neidlingen, und ist auf beiden Seiten durch herrliche Waldkuppen und mächtige Felsen, auf denen die Ruinen von Eckenberg, Windeck, Lichtenect im Schutte liegen, gebrämt, während der Weinstock den untern Fuß der Berge umrankt, und Obstgärten, meist aus Kirschen- und Nußbäumen bestehend, die Landstraße beschatten, in deren Nähe die muntere Lindach, oder kleine Lauter, der großen Lauter zu Kirchheim entgegen fließt. Das idyllisch gelegene Dorf Neidlingen bildet den Eingang in jene wildromantische Hufeisenmulde, im welche von allen Seiten die Bergwände fast senkrecht heruntersteigen. Rechts erhebt sich der massige Heimenstein mit seiner Höhle, in welcher der Rieke Heim, der Erbauer des Reissensteins, begraben liegt. Die sogenannte „Pfanne," eine tausend Fuß hohe Wandschlucht, in welcher die Lindach einen 45 Fuß hohen hübschen Wasserfall bildet, verbindet den Heimenstein mit dem Reissenstein, der sich mit seinen trotzbietenden Thürmen auf den schroff zerklüfteten, senkrecht-emporsteigenden Felsbäuptern noch malerischer und großartiger, als der Lichtenstein, über seiner Thalsohle erhebt. Die alte Steige führt als Fußweg vom Dorfe aus hinauf zum Reissensteinerhof, während die neue Fahrstraße in großen Windungen und leichter Steigung weit ansholen muß, um die Abhöhe zu erreichen. Ein herrliches Felsenthor beherrschte die alte Steige und bildet auch jetzt noch ein spannendes Vorspiel zur Burgschau selbst. Ein schmaler Pfad führt an der scharfen Kante der waldigen Abdachung hindber zur Burg, die man von diesem Wege nicht gewahr wird, bis man sich durch die äußeren, im Gestrüpp verborgenen Mauerreste, und über die dreifach gezogenen tiefen Gräben hindurchgewunden hat, und plötzlich aus dem Waldesdunkel die Ruine vor sich aufsteigen sieht.

Wie schon erwähnt, führt ein hölzerner Steg über die schwindelnden Abgründe außen am Thurm herum auf die Seite, wo eine große Mauerbresche gegen das Thal hinausklafft, so daß man bequem in das Innere gelangen kann. Hier erblickt man denn auch das Schuttloch, durch das man früher hereinkriechen mußte. Es ist zu bedauern, daß Ottmar Schönhuth in seinen „Burgen Württembergs", noch im Jahr 1860 von dieser Bequemlichkeit nichts wußte, und manche vor den Lesern ins seines sonst so verdienstlichen Werkes von dem Besuche abschrecken wird, weil er sagt: „Eine Höhle ist der einzige Eingang, aber so eng, daß man mit Händen und Füßen durchkriechen muß."

Von drei Seiten erhebt sich die Burg frei auf unerklimmbaren, 800 Fuß hohen Felssäulen. Auf der vierten Seite war die Verbindung durch tiefe Gräben abgeschnitten. Wie gelangte man aber hinein, da an der heute noch ganz wohl behaltenen Landseite nirgends eine Spur von einem Thore sichtbar ist? Erst in einer Höhe von 40 Fuß erblickt man ein Thor. Ging früher eine Treppe hinauf? Schwerlich, denn das Mauerwerk ist so glatt, daß keine Steine ein- oder angefügt werden konnten. Wäre sie blos vom Riesen Heim bewohnt gewesen, so hätte der allenfalls mit seinen Siebenmeilenstiefeln mit einem Satz hinaufsteigen können. Allein die Burg war von Rittern bewohnt, deren Raubsucht die unteren Thalbewohner und die Wanderer auf der bayerischen Heerstraße, welche sich von Kirchheim nach Ulm zog, oft genug zu empfinden hatten; auch hatte einst der bigotte Graf Ulrich von Helfenstein, der den Ulmer Reformationsbestrebungen mit Feuer und Schwert entgegenwirkte, in diese Burg jene achtzig „Hexen" eingesperrt, die er im Jahr 1563 auf dem Marktplatz zu Wiesensteig verbrennen ließ. Die Sache läßt sich nicht anders erklären, als daß von den Gebäuden, die über dem nächsten Graben an der Burg standen, in gleicher Höhe mit dem Thore eine Zugbrücke angebracht war, und also die eigentliche Burg durch das Zurückziehen derselben ganz unzugänglich gemacht werden konnte. Die Burggebäude über dem ersten Graben sind aber wahrscheinlich Stallungen und Diensthäuser gewesen, da es nicht wohl möglich war, Rosse und Vieh in das Innere der Burg zu bringen. Oben an der Decke dieses Thores ist eine weibliche Figur gemalt, die aber jetzt fast bis zur Unkenntlichkeit verwischt ist.

Das Innere der Burg bietet manches Interessante über die Architektur solcher Burgen. Man sieht noch die Lager von Holz, welche die drei Stockwerke abgrenzten: wie versteinert starren sie aus dem Mauerwerke heraus. Auch der Rauchfang und der Herd sind noch ganz deutlich in das sechs Fuß dicke Mauerwerk eingebaut. Das Dach fehlt ganz, dagegen schauen statt der Sparren jetzt der Spitzbahorn und die Steinlinde vom Friesen herab, sowie auch der Boden und die Fensteröffnungen von üppigem Gesträuche überwuchert sind.

Der schwindelfrei ist, kann den 80 Fuß hohen Thurm (am jetzigen Eingang) besteigen, von welchem aus man eine reizende Aussicht auf das tief unten liegende Neidlingerthal hat. Berühmt ist die Aussicht vom Lichtenstein hinab nach Honau, aber die vom Reissensteinerthurm ist noch großartiger, noch mannigfaltiger. — Herrlich, obschon nur segmentartig, ist der Blick über Weilheim hinaus auf die Filder, von denen Hohentheim heräbergläuzt, und auf die Höhen des Schurwaldes. Rückwärts über das Plateau der Alb fehlt die Aussicht, da Wald und höhere Gehänge den Horizont abschneiden. Aber ein Marsch von fünf Viertelstunden bringt den Wanderer über Wiesensteig hinauf nach Hochstätt, von wo aus sich die ganze tyroler und bayerische Alpenkette dem überraschten Blicke in noch größerer Ausdehnung, als vom Ulmer Münster, aus zur Bewunderung darbietet. Nur muß, wer das Glück hat, sie in klarer Beleuchtung zu sehen, dann seine Schritte beeilen, um nach Hause zurückzukehren, denn sicherlich folgt

Digitized by Google

in wenigen Stunden ein anhaltendes Regenwetter, das ihn verhindern könnte, den „Pendant“ zum Reissenstein, den gegenüberliegenden höchst interessanten Heimenstein, und die Rivalin der Nebelhöhle, die nur eine Stunde entfernte Scherteleshöhle, zu besuchen. Um zum Heimenstein zu gelangen, muß man um die ganze „Pfanne“ herum gehen. Schattige Waldwege hart an der Kante des schroffen Abhanges führen von einem Henkel zum andern. Den Heimenstein krönt keine Ruine, aber er birgt eine Naturmerkwürdigkeit, die den Besuch reichlich belohnt. An seinem südlichen Hange öffnet sich im Waldesdunkel ein Höhlengang, eng und dunkel, aber ganz trocken und mit marmorartig geschliffenen Wänden. Ist man dreißig oder vierzig Schritte gegangen, so wird die Höhle so niedrig, daß man sich bücken muß — und zum Unglück scheint ein kolossaler Steinblock jeden Ausgang zu verrammeln. Doch ist noch Raum vorhanden, um an der Seite weiter vorzudringen. Dieser Steinblock ist der Grabesdeckel des Riesen Heim. Doch steht es hier nicht sehr heimlich aus — aber noch etwa zwanzig Schritte weiter, und es lacht der blaue Himmel herein, es winkt der Reissenstein herüber, es rauschen die Wipfel der Waldbäume aus der Pfanne heraus, als würde ein Sturmwind darin gebraut, und du trittst aus dem Heimenloch heraus auf eine kleine Rasenplatte, auf welcher eine hölzerne Bank dich zur Ruhe und Anschauung der tausend Fuß tiefen Pfanne einladet. Nun schneiden aber die gräßlichsten Abgründe jeden Weg ab. Es gibt wenige „schöne Punkte“ auf der Schwäbischen Alb, die eine so überraschend großartige und ganz eigenthümliche Wirkung hervorbringen. Ist man wieder am Grabe Heims angelangt, so erscheint einem der Blick aus dem großen Felsenfenster wie ein Traum. Kein Wunder, daß sich eine berühmte Volkssage an diese Naturmerkwürdigkeit anknüpft. Schon der Name Heim (Heimen-Stein) deutet auf die Wohnung eines Riesen. Darum hält hier in der Höhle ein Geist über einem ungeheuren Schatze die Wache und harrt auf das Erlösungswort. Gustav Schwab hat in seiner „Schwäbischen Alb“ die Sage vom Bau des Reissenstein in anmuthige Reime gebracht.

Gewisse Etymologen wollten den Namen der Burg aus Riesenstein verdorben wissen. In alten Urkunden hieß sie Russenstein. Ruß oder Roß ist aber ein keltisches Wort für Stein. Die Familie schrieb sich meistens Reuß von Reussenstein. Schon im Jahr 1284 kommt der Name vor. Ein späterer Sprosse, Hans Michel Reissenstein, hat sich durch seige Uebergabe der Burg Hohenstaufen im Bauernkrieg (1525) bekannt gemacht. Als die Bauern von unten herauf das Schloß mit Stücken zu beschießen anfingen, verlor die, allerdings nur aus 32 Mann bestehende, Besatzung den Muth, und floh davon. Da ward die Kaiserburg von den zügellosen Bauern niedergebrannt, so daß jetzt kaum noch ein kleines Mauerstück übrig ist. Daher macht Cruſius in seiner Schwäb. Kronik den Witz: „Der Reiß habe den Reissaus genommen.“ Mit ihm hört auch die Geschichte seiner Familie auf, auch sein Stammschloß gehörte ihm nicht mehr. Es kam schon im Jahr 1441 in den Besitz der mächtigen Grafen von Helfenstein. Jetzt ist die Burg selbst nur noch ein riesiges Denkmal einer wilden, raubritterlichen, herzenverbrennenden Zeit.

Ludwig Gantter.

Die edlen Metalle und ihre Verwendung.

Von **Ph. Huber.**

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch Alles — ach wir Armen!

Die edlen Metalle und deren eigentliche Repräsentanten, Gold und Silber, spielen im täglichen Leben eine so wichtige Rolle, daß es gewiß passend ist, auch an diesem Orte das Nöthigste darüber zu sagen. Denn es regiert ja, wie das Sprichwort lautet, der Besitz dieser Metalle die Welt, sie bestimmen den Handel und Wandel, sie üben auf das Wohl und Wehe der Staaten und der Individuen den mächtigsten Einfluß aus.

So lange, als Menschen das Gold und Silber kennen, so lange bedienten sie sich derselben als vorzüglichster Werthzeichen in ihrem gegenseitigen Verkehr und verfertigten daraus Zierrathen und Prunkgefäße aller Art. Der wilde Indianer in Amerika's Urwäldern und unsere feingebildete Salondame schmücken sich gleicherweise mit dem edlen Golde, und lange vor den civilisirten europäischen Frauen trugen die rothen Barbarinnen Mexiko's und Peru's die goldenen Ohr- und Armringe, welche die Gier der spanischen Soldateska unter Cortez's und Pizarro's tollkühner Führung in einem solchen Grade erregten, daß sie in ihrer bis zum Paroxysmus gesteigerten Begehrlichkeit die Gemächer der Inka's voll des heißersehnten edlen Metalles glaubten und die Enttäuschung diese Unglücklichen so schwer entgelten ließen.

Ja, noch viel weiter zurück reicht die Kenntniß und die Verarbeitung der edlen Metalle.

Nicht zu gedenken der Kunstschöpfungen Griechenlands und Roms, von denen diese Zeitschrift der unübertreffbaren, aus Gold und Elfenbein gebildeten Statuen des olympischen Götterpaares im ersten Jahrgang erwähnte, wollen wir nur erinnern, daß die heiligen Gefäße, welche die Hebräer in der Stiftshütte nachführten, aus reinem Golde waren, und daß Salomo zur Ausschmückung des von ihm erbauten Tempels, jenem Wunder der damaligen Zeit, viel des genannten Metalls verwendete.

Kennzeichen und Vorzüge der edlen Metalle.

Ohne uns in eine chemisch-physikalische Abhandlung einzulassen, wollen wir nur als auszeichnendes Merkmal der „edlen“ Metalle hervorheben, daß sie unter den gewöhnlichen Umständen in ihrem eigentlichen metallischen Zustande verbleiben, was bei den Metallen, die man unedle nennt, nicht der Fall ist. Denn betrachten wir eines der unedlen Metalle, z. B. Eisen, Kupfer, Blei, so sehen wir, daß dasselbe im Zustande seiner Darstellung und kurze Zeit nachher wohl auch schön durch Farbe und Glanz ist, wenn namentlich dessen Oberfläche gehörig geglättet oder polirt wurde. Aber der Reiz ist vorübergehend. Bald erblaßt das Metall und nimmt eine trübe, unansehnliche Färbung an; die Oberfläche bedeckt sich nach und nach mit einer eigenthümlichen Haut, oft sogar mit einer Kruste, besonders in feuchter Luft, — das Eisen z. B. rostet, das Kupfer überzieht sich mit Grünspan; noch rascher aber findet diese Veränderung der genannten Metalle im Feuer statt, — sie verbrennen, verflüchten oder verzundern, wie der Feuerarbeiter sagt. Und dabei geschieht es nicht blos, daß das unedle Metall seine eigenthümliche, charakteristische Farbe und seinen Glanz einbüßt, sondern es verliert auch seine übrigen Eigenschaften, die es gerade zum Metalle und als solches geschätzt machen, nämlich seine Stärke, Dehnbarkeit ꝛc., überhaupt alle die Vorzüge, die den Metallen so große Anwendbarkeit verleihen.

Allen diesen Veränderungen widerstehen aber die edlen Metalle. Sie behalten in feuchter Luft, wie im strengsten Feuer, ihre eigenthümliche Farbe und ihren Glanz, und wenn sie geschmolzen werden, haben sie nach ihrer Wiedererstarrung die gleichen Eigenschaften, wie vorher. Sie sind luft- und feuerbeständig, oder — mit einem wissenschaftlichen Ausdrucke — sie oxydiren in der Luft und im Feuer ohne weitere Zuthaten nicht.

Digitized by Google

Was heißt oxydiren?

Das Wort kommt her von Oxygen, der griechischen Bezeichnung einer Luft- oder Gasart, die nicht nur der zur Unterhaltung unseres Lebens (der Athmung) und zu einer jeden Verbrennung absolut nothwendige Bestandtheil der die Erde umgebenden (atmosphärischen) Luft ist, sondern die auch einen Bestandtheil der meisten Körper bildet, welche auf und in unserem Planeten vorkommen. In unserer Sprache heißt diese Gasart, die etwa $^1/_5$ der Atmosphäre ausmacht und auch einer der zwei Bestandtheile des Wassers ist, Sauerstoff, dem man auch, der ebengenannten Eigenschaften wegen, den populären Namen Lebens- oder Feuerluft giebt.

Der erwähnte Sauerstoff (Oxygen) hat nun, wie sich aus Obigem schon ergibt, das Bestreben, sich fast mit allen übrigen sogen. Elementen, aus welchen die irdischen Körper bestehen und deren Zahl etwa sechzig beträgt, zu verbinden. Namentlich haben von den Grund- oder Elementarstoffen diejenigen, die man Metalle nennt, meistentheils eine sehr große Neigung zu der Verbindung mit Sauerstoff, d. h. sich zu oxydiren, und es tritt begreiflicherweise diese Oxydation dort am raschesten ein, wo Sauerstoff nicht blos in hinreichender Menge zugeführt wird, sondern sich auch zur Verbindung vorzugsweise geneigt zeigt. Dieß ist nun aber gerade in feuchter Luft und noch mehr im Feuer, also bei der Verbrennung, der Fall. Dadurch erleiden die Metalle die oben genannte Veränderung ihrer physikalischen wie mechanischen Eigenschaften, und es bedarf, wie wir bei vielen Metallconstructionen, z. B. eisernen Geländern oder Brücken sehen, besonderer Ueberkleidungen mit einem wasserabhaltenden Firniß rc., um den Aufoxydirung, der dem Metalle seine Stärke und Widerstandsfähigkeit raubt, zurückzuweisen.

Rangordnung der edlen Metalle.

Zählen wir die Metalle, die in Luft und Feuer dem Sauerstoffe widerstehen, so sind es nur wenige, nämlich: Gold, Silber, Platina, Quecksilber und noch einige andere, die als stete Begleiter der Platina vorkommen, übrigens selten genannt worden.

Unter den angeführten haben wir es aber vorzugsweise mit den beiden ersten zu thun. Denn zeigen auch alle vier hinsichtlich ihrer Oxydirbarkeit, in der von uns betrachteten Weise die gleiche Widerstandskraft, so sind es doch nur Gold und Silber, denen in der im Eingang geschilderten Hinsicht so große Bedeutung zukommt. Dieß rührt zunächst von der schönen und lebhaften Farbe, sowie von ihrem hohen Glanz und ihrer Politurfähigkeit her. Dann aber auch bilden die außerordentliche Dehnbarkeit und Geschmeidigkeit einen Grund der so vielfachen Verwendung der genannten Metalle. Insbesondere ist die Dehnbarkeit des Goldes eine überaus große, und es ist nicht bloße Redensart, daß man durch einen Dukaten einen Reiter sammt Pferd vollständig mit Gold überziehen könne. In noch mehr: Eine silberne Stange von $1^1/_2$ Zoll Dicke und etwa 2 Fuß Länge, mit 1 bis 2 Loth Gold überkleidet, läßt sich zu einem über 100 Meilen langen Draht ziehen, der noch überall vergoldet ist, so daß 14 Millionen solcher Goldschichten, wie diejenige, die den Draht bedeckt, erst die Dicke eines Zolles hätten.

Außerdem ist es noch die große Widerstandsfähigkeit gegen den Einfluß chemischer Agentien, die das Gold so werthvoll und zu manchen Anwendungen vor allen andern Metallen geschickt macht. So bleibt z. B. das Gold in den gewöhnlichen Säuren, mit denen man die übrigen Metalle und selbst das Silber auflöst, nämlich in Salpetersäure, Schwefelsäure und Salzsäure vollständig unverändert; es löst sich nur in einer Mischung aus Salpeter- und Salzsäure, dem sogen. Königswasser.

Gewinnung des Goldes und Silbers.

Daß die Metalle ebensowenig, wie die übrigen Mineralien, auf den Bäumen wachsen, ist eine bekannte Sache, und doch wäre eine derartige Annahme nicht widersinniger, als die Meinung, die selbst noch heut zu Tage in manchen unklaren Köpfen spukt, den König der Metalle, das edle Gold, machen, d. h. aus verschiedenen Ingredienzien zusammensetzen zu können.

Gold und Silber, wie überhaupt alle Metalle, sind, wie wir oben schon sagten, Elemente, d. h. nicht zusammengesetzte, sondern einfache, unzerlegbare oder Urstoffe. Man kann dieselben darum nur so gewinnen, daß man sie entweder in der Natur schon vorfindet, zwar oft vermengt und gemischt mit andern Stoffen; oder daß man sie aus Körpern, in denen sie mit andern Elementarstoffen zu besondern Individuen chemisch verbunden sind, durch ein eigenthümliches Verfahren abscheidet. Findet sich ein Metall im erstgenannten Zustande, also fertig und rein, d. h. als Metall, wenn zwar oft auch als gemischtes (legirtes) Metall vor, so nennt man es gediegen. Auf diese Weise wird z. B. das Gold stets gewonnen.

Wenn aber ein Metall nur in Verbindung mit andern Grundstoffen und namentlich immer nur im oxydirten Zustande in der Natur angetroffen wird, so nennt man die Verbindung ein Erz.

Aus solchen Erzen wird zum Theil das Silber, immer aber werden nur aus solchen Verbindungen die unedlen Metalle dargestellt.

Gold findet sich in Form gediegener und dabei meistens nur mit Silber gemischter Plättchen im Sande mancher Flüsse, z. B. des Rheins, der Donau, des Inn. Insbesondere trifft man es aber in dem sogenannten Alluvium, d. i. in dem aufgeschwemmten Lande früherer Flußgebiete, und zwar als Plättchen, als kleinere und größere Körner, oft selbst als große, mehrere Pfund schwere Stücke. Manchmal ist das Gold auch in Gestein, meistens in Quarz, eingesprengt und bildet dabei häufig schöne, würfelartige Krystalle.

Die Hauptfundorte des Goldes waren früher Mexiko, Brasilien und Chili in Südamerika, sowie das Uralgebiet und das Altaigebirge in Sibirien. Bekanntlich aber sind in den letzten zwanzig Jahren die ergiebigsten Goldlager in Californien und Australien entdeckt worden, so daß die Goldausbeute dadurch gegen früher mehr als verzehnfacht wurde. Ueberall dort findet man das Gold meistens im Sande, der durch Auswaschung und Verwitterung quarzhaltiger Felsarten entstanden ist.

Darstellung des Goldes.

Die metallurgische Darstellung des Goldes richtet sich nun nach der Art des Vorfindens. Größere, sogen. derbe Stücke und Goldkörner werden in einem Tiegel, d. i. einem becherartigen, aus einer besonderen Erde angefertigten Gefäße bei hoher Temperatur geschmolzen, wobei allenfallsige unedle oder andere mineralische Beimengungen in die Schlacke gehen, die sich oben im Tiegel sammelt.

Goldsand, wie ihn unsere Flüsse liefern, oder wie er auch an den oben genannten Orten vorkommt, wird gewaschen. Dieß geschieht so, daß man den goldführenden Quarzsand in hölzernen Bütten mit Wasser anschlämmt. Oder man bringt den Sand auf schräg geneigte Bretter und läßt Wasser darüber hinfließen, welches dann den leichten Quarzsand wegspült, während die schweren Goldplättchen in quer über das Brett angebrachten, zinnenartigen Einschnitten sich ansammeln. Ebenso wird auch goldführendes Gestein behandelt, das man nur vorher fein mahlen muß. Um alsdann das Gold aus den noch vorhandenen andern Mineralien, zwischen welchen die Goldtheilchen gelagert sind, rein herauszubringen, wendet man das sogen. Amalgamationsverfahren an.

Das Amalgamiren besteht darin, daß man Quecksilber zu dem Rückstande bringt. Dieses verbindet sich sehr leicht mit dem Golde zu sogen. Goldamalgam. Das Quecksilber wird dabei immer in solcher Menge angewendet, daß das erzeugte Amalgam in dem überschüssigen, flüssigen Quecksilber gelöst bleibt. Man kann also nun das Quecksilber, welches das Gold mit sich führte, von den beigemengten andern Mineralien abfließen lassen. Preßt man endlich das Quecksilber durch tuchene Säcke aus und läßt

Digitized by Google

noch das mit Gold verbundene vollends abdampfen, so erhält man das Gold in fester Form. Das auf die genannte Weise gewonnene Gold ist aber, wie wir schon bemerkten, fast immer silberhaltig. Will man dasselbe rein haben, so muß das Silber abgeschieden werden, was dadurch erreicht wird, daß man den eingeschmolzenen Metallkönig dünn walzt und in kochende Salpetersäure (Scheidewasser), oder auch in Schwefelsäure (Vitriolöl) bringt. In diesen Säuren wird dann das Silber aufgelöst, das Gold aber bleibt unangegriffen zurück.

Auf gleiche Weise verfährt man auch, wenn sich Gold, wie oft der Fall ist, in Silbererzen vorfindet. Dann wird nämlich auf metallurgischem Wege das goldhaltige Silber dargestellt und in einer der genannten Säuren gelöst, wobei das Gold pulverförmig ausgeschieden wird.

Ist nun auch das so erhaltene Gold, das man überall nur noch zu einem festen Korne zu schmelzen braucht, noch nicht chemisch rein — was erst durch Auflösen in Königswasser und besondere Behandlung erzielt würde — so ist es doch zur Verarbeitung und zu allen im Leben vorkommenden Anwendungen fertig. Es ist nur zu bemerken, daß man bloßes Gold weder zu Münzen, noch zu Schmucksachen verarbeitet.

(Fortsetzung folgt.)

1. Anny.

Es war ein kleines stilles Mädchen, hieß Anny. Das Unglück hatte es so still gemacht. Anny's Eltern waren gestorben, und Frau Stachel, ihre Base, die Mutterstelle an ihr vertreten sollte, quälte die arme Waise unaufhörlich. Sie konnte es nicht ertragen, daß der Pflegling schöner und verständiger war, als ihre eigenen Kinder. Trotzdem war Anny bescheiden und gehorsam, nahm aber wenig Antheil an dem was um sie vorging, und dachte sich eine schönere Heimath in ihrem Herzchen. Oft brachte sie Blumen auf die Gräber ihrer Eltern, freilich insgeheim, weil es die Base verdrossen hätte. Auch hatte sie bisweilen Besuch von einem Mädchen aus der Nachbarschaft, das ihr ähnlicher war, als die Kinder der Base; mit diesem spielte und plauderte sie ganze Nachmittage. Sie schweiften mit einander in Wiesen und Feldern umher, und sammelten Blumen und Gräser, aus denen sie allerlei niedliche Figuren machten. Aus zerpflücktem Mohn, aus Heckenrosen und anderen Blüthen und Blättchen, die sie mit Dornen zusammenheften, formten sie zierliche Elfengestalten oder Herren und Fräulein, die sie in Gesellschaft setzten und sprechen ließen. Aber die Freude ihres Zusammenseins dauerte nicht lange. Das Nachbarkind war einmal zum Abendbrod geblieben und hatte aus Versehen die Milch verschüttet, die ihm vorgesetzt war. Die hohen Ohren des kleinen Peter wurden noch einmal so roth, als er Zeter schrie, daß ihm sein neues Merinokleid beiwdelt sei. Von dem an durfte das Mädchen nicht mehr kommen; denn Frau Stachel, welche der Anny ihr Glück nicht gönnte, hatte schon lang einen Vorwand gewünscht, ihrer Gespielin das Haus zu verbieten. Nun war Anny vollends recht betrübt und verlassen. Sie wünschte sich ein Vogel zu sein und fliegen zu können, weit weg ins Märchenland oder zu ihrer Mutter in Himmel. Im Traume hatte sie schon fliegen dürfen und kannte keine größere Seligkeit; aber wenn sie sich im Wachen auf die Zehenspitzen stellte und die Aermchen wie Flügel schüttelte, so wollte es ihr niemals gelingen. Einmal hatte sie des Nachts recht heiß geweint und gebetet, die lieben Engel möchten sie zu ihrer Mutter bringen. So war sie eingeschlafen. Da träumte ihr, es komme eine schöne Frau an ihr Bett, lege ein weißes Kleidchen und Atlasschuhe auf den Stuhl, streiche ihr die Haare aus der Stirne, küsse sie und sage: Steh auf, liebe Anny, und ziehe an, was ich dir hergebracht, es wird dich glücklich machen! Als Anny erwachte, blickte sie zuerst nach dem Stuhl, und o Wunder! da lag wirklich das weiße Kleidchen, von dem sie geträumt, und ein prächtiger Gürtel und Atlasschuhe mit purpurnen Röschen und Sohlen von Gold. Sie wußte sich kaum zu fassen vor Freude; das strahlende Antlitz der holden Erscheinung schwebte ihr noch vor dem innern Auge; ihre sanfte Rede klang ihr noch im Ohr wie zartes Glockengeläute. Jetzt verstand sie auch die geheimnißvollen Worte, die ihr vor dem Sterben ihre liebe Mutter noch zugeflüstert hatte. „Wenn du gut und treu bleibst, so wird dich deine hohe Pathin, die dir unsichtbar nahe ist, nicht verlassen; aus Gefahren wird sie dich erretten und dich glücklich machen." So lauteten die Worte, und oft hatte sie sich dieselben wiederholt, aber bei allem Nachdenken konnte sie doch nur immer das Eine begreifen und sich geloben: daß sie recht „gut und treu" bleiben wolle. — Mit Entzücken fiel ihr Blick wieder auf die leuchtenden Wunderdinge; schnell stand sie auf, wusch sich Gesicht und Hände, kämmte die Haare und zog die Herrlichkeiten an. Dann ging sie ganz leise aus der Kammer ins Freie. Sie fühlte sich so leicht und wonnig, wie nie zuvor. Und ehe sie sich recht besinnen konnte, ward sie von der Morgenluft sachte vom Boden gehoben und schwebte hoch über der Welt durch die Bläue des Himmels. Sie nahm die Richtung der Sonne zu, welche eben aufgegangen war, und überließ sich ganz ihrer Seligkeit. Es trug sie viel schneller dahin, als der schnellste Vogel fliegen kann, weit weit über Länder und Meere. —

Zu dieser Zeit geschah es, daß im Mohrenland an einem Flusse, der ins Meer mündet, Kinder mit Muscheln spielten. Sie bohrten Löcher durch die Schalen, zogen

Digitized by Google

Fäden hindurch und verzierten sich Hals und Arme damit. Als sie alle herausgeputzt waren, begucten sie sich im Spiegel des Wassers und tanzten um einander herum. Dann geriethen sie in Streit, welches von ihnen am schönsten sei. Es war schwer zu entscheiden, denn Alle waren gleich häßlich. Sie selbst aber dachten nicht so. Ein Knabe war darunter, der nahm den Preis der Schönheit für sich in Anspruch, weil er allein eine gerade spitzige Nase habe. Seine Gespielen wollten es nicht gelten lassen, und ihr Widerspruch brachte ihn so außer sich, daß er eine Geste abrieb und wüthend um sich schlug. Da fiel ihm plötzlich aus der Luft etwas Schweres auf die Nase, daß sie blutete und wo möglich noch platter war, als die Nasen der Andern. Die Kinder stoben vor Schrecken aus einander und liefen schreiend nach Haus. Plattnase aber wusch sich heulend das Blut ab, und als er nach dem Unheil sah, das ihn getroffen hatte, was war's? ein zierlicher Schuh mit einer Goldsohle, und als er in die Höhe blickte, siehe, da senkte sich langsam eine weiße Gestalt zur Erde herab, die unmöglich ein Vogel sein konnte. Eilig raffte er den Schuh auf und lolgte voll Verwirrung den Andern. Anny war's. Vom rechten Fuß war ihr der Schuh gefallen, daß sie nicht weiter fliegen konnte. Sie wußte nicht, was der Schuh für Schaden angerichtet, noch daß ihn der Knabe mit fort genommen, sondern suchte ihn emsig in Sand und Büschen. Inzwischen hatte Plattnase in der Mohrenstadt Lärm gemacht, und die Heiden kamen herausgezogen mit Speeren und Schlingen, um das böse Wesen zu fangen, und mit zauberkundigen Priestern, um es zu beschwören. Da fanden sie ein zuternbes Mädchen, mit dem sie ein leicht Geschäft hatten, und sie führten es ungesäumt vor ihren König. Dieser saß am Bette seines einzigen Sohnes, der todtkrank war. Die Priester, welche zugleich Zauberer und Aerzte waren, und für ihr eigenes Leben fürchteten, wenn der Thronfolger stürbe, überredeten alsbald den König, das weiße Mädchen den Göttern zu opfern; denn es sei augenfällig geschickt, um den Prinzen durch sie zu retten; so allein könne der böse Geist, welcher dessen Leben zerstöre, besänftigt werden. Der König glaubte ihnen und ließ sogleich Anstalt zum Opfer treffen. Anny bebte an allen Gliedern, wie die Blätter der Birke, oder wie ein junges Reh, das der Jäger gefangen. Sie wurde mit Edelsteinen und glänzenden Federn geschmückt, deren es in jenem Lande im Ueberfluß gibt. Damit das Opfer recht wohlgefällig sei, sollte es so reich als möglich ausgestattet werden. Auch den verlorenen Schuh sollte es wieder haben, auf daß nichts an ihm fehle. Jedoch der Knabe, welcher den Schuh mitgenommen, war nirgends aufzutreiben. Die ganze Stadt wurde nach ihm in Bewegung gesetzt und Niemand konnte ihn finden. Weil aber des Königs Sohn mit jeder Stunde kränker wurde, säumte man nicht länger und führte das Opfer ohne den fehlenden Schuh zum Altar. Der König und die Königin mit dem ganzen Hofstaat waren anwesend, das Volk lag ringsum auf den Knieen, die Priester sangen und heulten und tanzten vor einem fratzenhaften Götzenbild. Schon lechten die Zünglein der Flamme nach Anny hinauf; in der Angst ihres Herzens blickt sie hilfesuchend in die Höhe, 'da — o Wunder! sieht sie in duftigem Wolkenschleier das lächelnde Angesicht ihres schönen Traumbildes, das ihr mit anmuthigem Neigen zuwinkt. Versunken in den bannenden Zauber, bemerkt Anny nicht, wie Plattnase hinter einem Holzstoß, wo er sich verborgen hatte, mit Jubelgeschrei hervorgezogen wird und wie sie ihm den goldenen Schuh entreißen. Die schöne Feengestalt zerfließt vor ihrem Blick in Nebel, als die hocherfreuten Priester mit dem Schuh herantreten und ihren Fuß damit bekleiden — Nun erst schien das Opfer vollständig.

Aber kaum war dieß geschehen, so hob sich das Kind wie eine Silberwolke in die Höhe und entschwebte den Augen der verblüfften Heiden. —

Frau Stachel hatte es nicht viel Kummer gemacht, daß Anny verschwunden war. Ihre Bemühungen, sie wieder zu bekommen, waren lau genug. Sie ist wohl von Zigeunern gestohlen, sagte sie, oder ist sie ins Moor gerathen und umgekommen, oder wer weiß was ihr begegnet sein mag. Das stille Kind mit seinem feinen Gefühl, das sich weniger in Worten, als in Augen und Wangen aussprach, war ihr immer ein Hinderniß und ein Vorwurf gewesen. Jetzt waren ihre schmutzigen Bälge der ungünstigen Vergleichung enthoben, und sie konnte mit ihnen wirthschaften wie sie wollte. Allein wie erstaunte sie, als eines Abends die Thüre aufging und ein Mädchen hereintrat, angethan wie ein Feenkind, in dem sie sogleich Anny erkannte. Kaum hatte sie sich von dem Wunder erholt, als das Gesklunker der Edelsteine und Goldlachen ihre Habsucht entzündete, sie zog Anny auf ihren Schoos, was sie früher nie gethan hatte, und schmeichelte ihr mit vielen Liebkosungen, so daß Anny in zutraulicher Freude Alles erzählte, was ihr begegnet war. Die Kinder drängten sich herzu und begafften und betasteten das Wunder. Sie griffen plump nach den bunten Federn, schmückten sich selbst mit den Perlen und dem Geschmeide und tanzten wie toll mit wildem Geschrei im Zimmer herum. Frau Stachel machte aber der Freude bald ein Ende, indem sie die Kostbarkeiten in Sicherheit brachte und die Kinder zu Bette schickte. Und sie schliefen, Anny nicht ausgenommen, die ganze Nacht, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Frau Stachel aber that kein Auge zu. Sie überlegte, wie sie die reizenden Schätze verwerthen und sich zu Nutze machen wolle, hauptsächlich aber sann sie darauf, sie zu vermehren. Gleich in der nächsten Frühe sollte Philipp, als der unternehmendste, die Zauberschuhe anziehen und wo möglich noch goldbeladener und gefiederter zurückkehren. Und so einen um das andere ihrer Kinder. Nur Anny, der sie nicht traute, sollte nie wieder fortfliegen dürfen. Aber für Philipps Füße waren die Schuhe nicht gemacht, es lüpfte ihn nicht vom Boden, so ungeduldig er sich geberden mochte; er strampfte, schlegelte und pustete, bis er vor Schwindel umfiel und sich den Kopf zerschlug. So ging es Allen der Reihe nach. Anny stand beiseit, wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Endlich wurde es Frau Stachel klar, daß nur bei Anny der Zauber wirke, und wenn sie reich werden wollte, mußte sie sich wohl oder übel dazu verstehen, die Verhaftte wieder fliegen zu lassen. Nachdem sie ihr Alles eingeschärft, was ihr die Habsucht eingab, zog sie ihr das weiße Kleidchen an und die köstlichen Schuhe. Aber auch sie hielt es am Boden, bis ihr wieder all der Schmuck angelegt war, den sie Tags zuvor mitgebracht hatte. Mit schwerem Herzen nahm Frau Stachel Bete um Perle, Kettchen um Kettchen aus der Lade, und sah jetzt ohne viel Zuversicht dem Wunderkind nach, wie es ferner und ferner am Himmel entschwebte.

Dießmal flog Anny nicht gegen Morgen, sondern gegen Mittag, Spanien zu. Es war nicht ihr Vorsatz; sie überließ sich ganz der geheimnißvollen Kraft, die auf sie wirkte. In Spanien glänzten dazumal viele Könige und Fürsten. Einer aber war darunter, der überstrahlte sie alle. Er hatte das reichste Land, die herrlichsten Schätze, die prächtigsten Schlösser. Und ein Söhnlein hatte er, schön wie ein Bild und mit allem Edlen geschmückt, das man sich denken mag. Da der König schon hoch bei Jahren war, hatte er es sich zur Sorge gemacht, ein Prinzeßchen zu finden, das des trefflichen Prinzen würdig wäre; sie sollte mit ihm erzogen und später seine Gemahlin werden. Aber es wollte sich unter den Fürstenkindern keines finden, das alle die gewünschten Eigenschaften in sich vereinigt hätte. Da wurde dem Könige geweissagt, wenn er diejenige zur Tochter annehme, die so schnell sei wie der Vogel in der Luft, oder der Pfeil vom Bogen, werde sie alles Glück bringen, das er sich wünsche. Der König dachte nicht anders, als es sei diejenige gemeint, welche am gewandtesten zu Pferde sei, und alsobald ließ er durch seine Sendboten in alle Lande den Spruch verkünden und den Tag bestimmen, wo das Wettrennen Statt finden sollte. Da wurden weit und breit an inländischen und auslandischen Höfen die zarten Prinzeßchen mit allen Künsten und Kosten im Reiten geübt, und als die Zeit erfüllet war, zogen sie zahlreich herbei, mit ausgesuchten Pferden, den Preis zu gewinnen. Wie sie die Pracht und den Reichthum erblickten in dem Lande, das ihnen zufallen sollte, bereuten sie die Strapazen nicht, die sie ausgestanden, und wie sie gar des Prinzen

Digitized by Google

aussichtig wurden, mit dem sie einst den Thron theilen sollten, frohlockte ihr Herz und sie konnten kaum die Stunde erwarten, wo sie um ihn kämpfen durften. Das Rennen wurde als ein hohes Fest mit königlichem Prunke begangen. Die kleinen Reiterinnen strengten sich über die Maßen an. Wenn es zwanzig Prinzen zu erobern gegeben hätte für die zwanzig Prinzessinen, dann hätte freilich jedes der kühnen Dämchen gesiegt, aber so mußten neunzehn in den Schoos sehen, als Prinzeß Schlehblüth als Siegerin ausgerufen wurde. Der Prinz sollte jetzt seiner künftigen Gespielin und Gemahlin auf einem silbernen Teller den Brautring überreichen. Dem armen Blut drängten sich Thränen vor die Augen, daß er kaum den Weg finden konnte. Denn Fräulein Schlehblüth war überaus häßlich. Der Prinz wurde von Jedermann schmerzlich bedauert, am schmerzlichsten jedoch von den Neunzehn, deren jede der Meinung war, sie hätte viel viel besser für ihn gepaßt als die garstige Schlehblüth. Eben wollte der Unglückliche das Knie beugen, um das Ringlein und mit ihm sich selbst der Siegerin zu übergeben — klapps! da fällt ein Schuh auf den Teller, daß der Goldreif in Stücke springt, und aus schwindelnder Höhe kommt pfeilschnell ein herrlicher Vogel herabgeschossen: Anny. Wer zweifelt noch, daß sie Schlehblüth zach Feld streitig machte, ohne den Mund zu öffnen? daß sie dem Prinzen über Alles gefiel, seine Gespielin, seine Gemahlin wurde, und nie wieder von ihren Fliegschuhen Gebrauch machte?

Die Zwanzig aber ritten reich beschenkt, doch tief beschämt nach Hause, und Frau Stachels Hahfucht fehnte sich vergebens nach der Heimkehr des Wunderkindes.

Die neue Synagoge in Stuttgart.

Die fortwährende Zunahme der israelitischen Bevölkerung in der Residenzstadt Stuttgart und deren Umgebung hatte längst die Erbauung eines neuen Tempels für den mosaischen Kultus zum Gegenstande des allgemeinen Wunsches gemacht, und kaum war dieser Gedanke von einigen einflußreichen Mitgliedern der Gemeinde in Anregung gebracht worden, als auch mit einer wirklich seltenen Energie und Schnelligkeit für die Anschaffung der erforderlichen Mittel Sorge getragen, an die Anfertigung des Baurisses und die sofortige Ausführung des schönen Werkes Hand angelegt wurde. Der Bauriß wurde von dem für seine Kunst leider allzufrühe gestorbenen Baurath, Professor Breymann, entworfen, den Bau selbst aber leitete — da Breymann schon gleich nach Legung des Grundgemäuers durch seine schon sehr leidende Gesundheit an aller weitern Theilnahme verhindert wurde — dessen wackerer Schüler, Architekt A. Wolff, der seinem Lehrer und Meister auch bei der Ausarbeitung des Entwurfes zur Seite gestanden war. Im Frühjahr 1859 wurde der Grundstein zu dem herrlichen Gebäude gelegt, und schon nach Verfluß von zwei Jahren stand es als Zierde Stuttgarts vollendet da.

Bei dem Entwurfe des Risses hatte es sich vor Allem darum gehandelt, welcher Baustyl adoptirt werden solle. Da nämlich über die Struktur der israelitischen Tempel überhaupt nur äußerst spärliche Notizen vorhanden sind, die auf den herrschenden Baustyl in der alttestamentlichen Zeit des jüdischen Volkes durchaus keinen, auch nur einigermaßen sichern Schluß ziehen lassen, dann aber die Bauart der christlichen Kirchen eben so wenig maßgebend werden konnte, so mußte eine andere Architekturform gewählt werden. Es galt vornämlich, für die Israeliten, als Abkömmlinge des Orients und nunmehrige Bewohner des Occidents, die in beiden Himmelsstrichen vorkommenden Tempelformen in eine besondere, von neutralem Charakter, zu verschmelzen; so diesem Zwecke erschien der maurische Baustyl als der geeignetste, und nach diesem wurde auch die neue Synagoge ausgeführt.

Das Gebäude selbst mißt in der Länge 118, in der Breite 60 Fuß, und steht 30 Fuß von der Straßenlinie zurück. Parallel mit dieser befindet sich auf jeder Seite ein mit zierlichen Halbkreisbogen überdecktes Portal, und zur Abschließung des Vorhofes ist zwischen beiden Portalen ein eisernes Gitter angebracht. Die vordere Façade zerfällt in drei Theile, einen mittleren und zwei äußere. Der mittlere Theil nimmt die Hälfte der ganzen Breite der Façade ein und charakterisirt sich zunächst durch eine Apsis, welche ein Halbachteck darstellt. Die Kanten des letztern laufen in Säulchen aus, welche ornamentirte Bögen tragen, die bis an das Gurtgesimse reichen und das mit Kupfer gedeckte Dach stützen. Diese Apsis dient zur Aufbewahrung der heiligen Lade (Thorah), und über ihr erscheint die prachtvolle Rosette, welche einen Durchmesser von 10 Fuß hat und in der Mitte in einen doppelten Stern zusammenläuft. Ein Bogen, von schlanken Säulen getragen, umschließt die Rosette in einem Halbkreise. Der obere Theil der Vorderfaçade findet seinen Abschluß durch das Hauptgesimse, dieses selbst aber läuft in einen Giebel aus, auf welchem die Tafeln mit den zehn Geboten stehen.

Die beiden äußeren Theile der Vorderfaçade treten gegen den Mittelntheil etwas zurück, und die Langseiten theilen sich in zwei, je gleich organisirte Partien.

Sehr bezeichnend sind die beiden Kuppeln über dem Dache des Hauptgebäudes. Sie erheben sich auf acht Fuß hohen Tambours und nehmen durch zwölf, an jeder derselben angebrachte, Rundfenster das Licht zur Erhellung des Innern auf. Die Krone der Kuppeln wird durch einen dreifach in einander geschobenen Stern gebildet. Die Entfernung dieses Sternes von dem Niveau der Straße, und somit die Höhe des ganzen Gebäudes beträgt 100 Fuß.

Das Innere des Tempels faßt nahezu 1000 Personen, ist also für lange hinaus hinreichend für die Stuttgarter israelitische Kirchengemeinde, welche dermalen noch nicht viel über 700 Seelen zählt. Dasselbe theilt sich der Länge nach in zwei Haupttheile, deren jeder von einer, vom Boden bis zum Scheitel 65 Fuß hohen und 27 Fuß im Lichtdurchmesser weiten Kuppel überwölbt ist. Als Scheidewand zwischen den beiden Theilen dient ein querüberlaufendes Tonnengewölbe, das eine Breite von $5^1/_2$ Fuß hat; ein kleineres Gewölbe deckt die Vorhalle. Die Emporen über letzteren enthalten die aus 22 Registern bestehende Orgel und sind zugleich auch zur Aufnahme des Singchors bestimmt.

Die nach vorne gelegene Nische wird durch zwei Säulengewölbe überdeckt und dient als Tabernakel; zu beiden Seiten führen je drei Stufen hinauf. Hier sind Altar, Predigtstuhl, Betstuhl des Rabbiners und Vorsängers angebracht. Von hier aus steigt man auf einer Doppeltreppe von sechs Stufen zu dem Allerheiligsten empor, das ein von Säulen getragener Baldachin überwölbt.

Die ganze innere Ausschmückung ist charakterisirt durch Ruhe und hohe Würde, mit denen orientalische Pracht und Phantasie Hand in Hand gehen. Die Kuppeln sind hellblau wie das Firmament, rings besäet mit goldenen Sternen. Zu das bräunlichgraue Glas der Fenster sind maurische Ornamente eingeprägt. Allenthalben sind hebräische Inschriften angebracht, welche den Besucher sogleich erkennen lassen, daß er sich in einem jüdischen Gotteshause befindet.

Für die Beleuchtung sorgen zwei von den Kuppeln herabhängende Lustres und 22 Wandleuchter, deren Guß in der K. Erzgießerei zu Wasseralfingen ausgeführt wurde. Die Modelle dazu hatte Zanth für die Wilhelma gezeichnet. Außerdem sind auf den Emporen, an der Treppe und der heiligen Lade Candelaber angebracht, so daß im Ganzen 200 Gasflammen gebrannt werden können, welche die schönen Farben und die reiche Vergoldung zu einer großartigen Wirkung bringen.

B.

Digitized by Google

Der Küsterknabe.

Von J. G. Fischer.

Des Küsters rechte Hand bin ich,
Zieh' früh und spät die Glocke,
Räum' Gang und Staffel säuberlich
Des Pfarrers Kirchenrocke;
Ich bin der Besen und der Wisch,
Der in der Woche Stuhl und Tisch
Sammt Treppen und sammt Wegen
Zum Kirchengang muß fegen.

Sonnabends glätt' ich den Altar
Und glätte seine Schwelle,
Wie sind die Kirchenthore gar,
Die Fenster wie so helle!
Des Pfarrers Stiefel glänzen sehr;
Des Küsters Stiefel glänzt noch mehr
Und wartet in der Ecke,
Daß ihn der Sonntag wecke.

Am Sonntag bin ich gar der Wind,
Der mit dem frühsten Morgen,
Daß Chor und Kirche frischer sind,
Muß Luft hinein besorgen;
Ich bin des Küsters rechter Fuß,
Und muß im Bubenchor, zum Gruß,
Die still nicht sind zum Beten,
Leis' auf die Füße treten.

Und was ich bin, bin ich so gern,
Und freu' mich, daß ich's bleibe,
Schaut doch ein heller Augenstern
Auf Alles, was ich treibe:
Ja, deiner Augen Sonnenschein,
Schön Kirchennachbars Töchterlein,
Trittst du wie neugeboren
Aus deines Hauses Thoren.

Im Gartenland, wie lustig sind
Die Blumen anzusehen!
So wüchsig, als du schlankes Kind,
Sah ich noch keine stehen;
Du bist des Dorfes Preis und Zier,
Und jedes Auge schaut nach dir,
Drum hat dein frühes Prangen
Mir Blick und Herz gefangen.

Was weiß die wilde Knabenschaar,
Die sich auf Weg und Heide
Vergnügt mit Lärmen immerdar,
Von solcher Seelenweide,
Wie du mich Abends einst erschreckt,
Das Aug' mit Händen mir bedeckt,
Daß Wang' und Aug' mir brannte,
Als ich die Hand erkannte?

Da sprach ich Nachts in meinem Sinn:
Wo mag, wie ich, auf Erden,
Im Thale her, im Thale hin,
So froh ein Knabe werden?
Ich bin des Dorfes reichster Knab'
Und weiß, was ich im Herzen hab',
Und Pfaff' und Küster sollen
Mir's neiden, wenn sie wollen.

Des Pfarrers Sohn, der dünne Fritz
An Beinen und an Wangen,
Kann Schmetterlinge, wie der Blitz,
Mit seiner Kappe fangen;
Und ob er gar lateinisch spricht,
Die Liebe, die versteht er nicht;
Die Wangen und die Waden,
Die thun mir keinen Schaden.

Der Küster hat ein sittig Kind,
Mit feiner Stirn und Nase,
Es ist so gern wo Kinder sind
Und spielet in dem Grase;
Für Pfarrers Fritze wär' sie recht,
Daß er ihr Schmetterlinge brächt';
Doch von dem Küsterknaben
Ist Nichts für sie zu haben. —

Am Kirchenweg steh' ich gebückt,
Die Gräslein wegzupickeln;
Schön Nachbarskind im Garten pflückt
Narzissen und Aurikeln.
Was steh ich hier? was hält mich? traun!
Fort über Hof und Gartenzaun,
Und ihr, dem liebsten Leben,
Den Schrecken heimgegeben!

Heiß Gott, du schönes Herzenskind!
Du schönstes Kind im Thale,
Mit deinem frischen Straußgebind,
Mit deiner Augen Strahle!
Bald pflückst du mir den schönsten Strauß,
Dann strahlt dein Aug' in meinem Haus,
Und Pfaff' und Küster sollen
Zur Hochzeit, wenn sie wollen!

Digitized by Google

Der Äffernabe, illustrirt von Eduard Ille.

Digitized by Google

Die Lüneburger Heide. — Zwischen den hannöverischen Städten Lüneburg und Celle zieht sich zehn Meilen weit die berüchtigte Lüneburger Heide hin — ein öder, trauriger Landstrich, ohne große Anhöhen, ohne Thäler, ohne Seen, ohne Bäche, ohne alles Laubholz. Rechts und links, wohin man sich auch wendet, sieht man in dieser Einöde Nichts als Heide, krüppelhaftes Nadelholzgebüsch oder höchstens dünne Tannen- und Fichtenwaldungen. In manchen Gegenden ist es eine unabsehbare, schwarzbraune, nackte Fläche, ohne die geringsten Spuren von Anbau. Alles ist leer, trocken, kalt. Man sieht selten einmal Reisende durch diese Wüste ziehen, heutzutage um so weniger, als der Schienenweg seinen Ring um die Heide geschlungen hat. Der ödeste und traurigste Theil liegt zwischen Celle und Schafsthal. Da ist nur Sand, Heide, Moor, umgeben von Tannen- und Fichtenwäldern. Man erblickt kein Haus, kein Wasser, selbst keinen Vogel, außer etwa einen Flug hungriger Raben. Der Wagen der Reisenden bewegt sich so langsam und leise, daß sie bald in tiefen Schlaf eingewiegt werden. Ringsumher scheint die ganze Natur mit ihnen zu schlafen.

Doch ist die Lüneburger Heide nicht ganz ohne Leben. Eine große Menge genügsamer kleiner schwarzer Schafe, die Heidschnucken genannt, nähret sich von den magern und gewürzhaften Heidekräutern, und Millionen Bienen schwärmen umher. Sogar einige Dörfer trifft man auf dem Wege von Celle nach Lüneburg an, wo dem Auge des Reisenden auch vergönnt ist, sich an dem Anblick einiger Buchen zu erquicken. In der Nähe der Dörfer wird viel Heidekorn (Buchweizen) gebaut und die Bienenzucht sehr stark getrieben. Wenn die Blüthen des Heidekorns und der Saat den Bienenwärtern keine Nahrung mehr für die Bienen geben, so führen sie ihre Bienenstöcke im August in die vollblühenden Heidekräuter, und bringen gefüllte Körbe wieder zurück. Man schätzt den jährlichen Ertrag von Honig und Wachs auf mehr als 200,000 Thaler. Auch die Schafzucht ist sehr einträglich. Eine andere Naturgabe dieser Heide sind Beeren mancherlei Art: die Brombeere, die Wachholder-, die Preißelbeere und vorzüglich die Heidelbeere. Von allen wird viel gesammelt und in den Handel gebracht und von letzteren beiden vorzüglich viel nach Hamburg geschafft, so daß man den jährlichen Gewinn davon auf 10,000 Thaler berechnet.

Doch gewähret die Heide, wechselnd mit einigen Tiefen und Höhen und mit den angrenzenden unwaldeten Dörfern und Wohnungen, nicht selten malerische Aussichten, und ist im Vergleich mit der Holstein'schen Heide, diesem glatten, bis zur fernsten Aussicht baum- und dorflosen, tödtlichlangweiligen und unwegsamen Heidemeere, ein wahrer Garten.

Die Kreuzspinne, Aranea Diadema, Linné. — Das Gewebe dieser Spinne bildet eine große, zwischen Bäumen und andern Gegenständen senkrecht ausgespannte Scheibe. Der Stoff, woraus die Fäden der Spinne entstehen, ist in eigenen Behältern, die im Bauche des Thieres liegen, enthalten; er ist flüssig, verhärtet sich aber, sobald er an die Luft kommt. Wenn die Spinne einen Faden ziehen will, so tritt dieser Stoff durch die feinen Oeffnungen der sog. Spinnwarzen hervor; und treibt die Spinne, wie gewöhnlich, mehrere Fäden zugleich, so kann sie diese auch sofort mittelst der Füße in einen stärkeren Faden vereinigen. — Besondere Schlingen zum Festhalten der Beute hat das Netz nicht; auch haben dessen äußere Fäden nicht die Bestimmung, die Beute nach innen zu werfen. — Bei schlechtem Wetter und bei Nacht sitzt die Spinne in sicherer Höhle neben dem Hauptgewebe; bei Tage hält sie sich, wenn das Wetter gut ist, am liebsten in der Mitte des Gewebes auf. – In welcher Weise die Spinne ihre ersten Fäden von einem Baume zum andern, oft klafterweit spannt, ist nicht ausgemacht; doch ist es wahrscheinlich, daß sie dieselben von dem Baume, auf welchem sie sitzt, mit günstigem Winde auf den andern schickt, und dann von diesen ersten Fäden aus das übrige Gewebe ausführt. — Jedes gefangene Thierchen tödtet die Spinne durch einen Biß mit ihren Oberkinnladen, welche Gift enthalten; scheint ihr aber das Thier gefährlich, so spinnt sie es zuvor so ein, daß es sich kaum mehr regen kann. — Daß die Spinnen höher spinnen, bevor Flüsse austreten, ist nicht wahrscheinlich; auch sagt oder spinnt das Männchen nie für das Weibchen, sondern alle die großen und schönen Gewebe stammen von dem letztern.

Welche Rolle das Wasser bei den Ausbrüchen der Vulkane spielt. — Es ist eine feststehende Thatsache, daß das Wasser bei den Eruptionen der Vulkane wesentlich betheiligt ist. Wasserdämpfe sind es nämlich, welche die Lava im Kraterschlunde heben; Wasserdämpfe geben der Feuerfluthe ihre aufsteigende Kraft und zum Theil auch ihre pinienartige Gestalt; auch erzeugen sie die elektrischen Erscheinungen, Blitze und Donner, die wir bei diesen Ausbrüchen wahrnehmen. Die aus dem Krater steigenden Wasserdämpfe bilden den Wolkenschirm, der über dem Haupte des Feuerbergs erscheint und sind die Ursachen der durch das Gerinnen der Dampfbläschen oft plötzlich entstehenden vulkanischen Platzregen und Wolkenbrüche. Ja es werden noch Wasserdämpfe von der bereits im Erstarren begriffenen Lava ausgehaucht und die poröse Beschaffenheit der letzteren hat ihren Grund hauptsächlich nur in der Bildung von Dampfblasen; und dann bemerkt man noch oft bei zur Ruhe gekommenen Vulkanen ein Aufsteigen von denselben. Es scheint sogar, daß gerade das Meerwasser bei den vulkanischen Eruptionen ein Hauptagens ist; dafür sprechen die vielen Chlorverbindungen (vom Kochsalzgehalt des Meerwassers herrührend), besonders die Bildung von Chlorwasserstoff, die in den Kratermündungen wahrgenommen wird, sowie die Thatsache, daß die Vulkane meistens auf Inseln, oder doch nahe an der Küste gelegen sind. — Was man sich aber bisher nicht recht erklären konnte, war der Umstand: wie es möglich sei, daß das Meerwasser durch Klüfte und Spalten oder durch die Poren des Gesteins in die Tiefe des vulkanischen Heerdes gelangen und den bedeutenden Druck der dort versammelten Dämpfe und Gase bei der außerordentlich hohen Temperatur überwinden könne.

Die Möglichkeit dessen glaubt nun Professor Daubrée in Straßburg durch ein Experiment nachgewiesen zu haben, welches darin besteht, daß durch eine Sandsteinplatte, auf

Digitized by Google

welche von oben eine Wasserschichte und die Atmosphäre drückt, und die von unten bei einer erheblichen, den Siedepunkt des Wassers überschreitenden Temperatur einen bedeutend höhern Druck der auf dieser Seite erhitzten Luft erleidet, das Wasser rascher durchdringt, als wenn auf der untern Fläche der Platte nur der Luftdruck bei gewöhnlicher Temperatur wirkt. Die Erklärung glaubt Daubrée darin zu finden, daß die Wassertheilchen in der untern Sandsteinfläche in Folge der hohen Temperatur rasch in Dampf verwandelt und damit die zunächst in der Platte befindlichen Wasserpartikelchen durch die Haarröhrchen-Anziehung (oder Capillarität, welche das Steigen von Flüssigkeiten in seinen Röhrchen, z. B. des Oeles im Docht bewirkt) gezwungen werden, an der untern Fläche der Platte hervorzutreten, um daselbst gleichfalls verdampft und durch neue ersetzt zu werden.

Der Chlorkalk als Mittel gegen Fliegen, Raupen, Mäuse ꝛc. — In dem Chlorkalk besitzen wir ein ausgezeichnetes Mittel, den Viehseuchen, namentlich der Klauenseuche, vorzubeugen oder sie unschädlicher zu machen. Minder bekannt ist es, daß derselbe wegen seines Geruches von vielen Thieren gehaßt wird. Alle Arten von Fliegen in den Ställen werden in einer Nacht total vertrieben, wenn man Chlorkalk auf einem Brette erhöht aufhängt und ein Fenster etwas offen läßt. Der Geruch treibt alle Fliegen zum Fenster hinaus, das in der Frühe dann zu schließen ist. — Der Chlorkalk ist dem Vieh durchaus nicht nachtheilig, vielmehr nützlich, weil er gegen jede schädliche Luft wirkt. — Es versteht sich wohl von selbst, daß dieses Mittel öfter, wenigstens wöchentlich einmal, angewendet werden muß, was auch leicht geschehen kann, da es keine großen Auslagen und Vorrichtungen erfordert. — Ein Zimmer oder ein anderer Hausraum, wo Chlorkalk sich befindet, wird von Ratten und Mäusen nicht besucht, und überall weichen diese Thiere, wo von demselben Gebrauch gemacht wird. In einem Gasthofe zu Nürnberg wurde dieses Mittel versuchsweise angewendet, und das Resultat war ein überraschendes: die Ratten im Winkel und Hof, und alle Mäuse des Haupt- und Nebengebäudes waren plötzlich verschwunden! An Pflanzen, zur Abhaltung des Ungeziefers, ist die Wirkung des Chlorkalkes eine bedeutende. Kohlfelder blieben vom Erdfloh, von Schmetterlingen und Raupen durchaus befreit, wenn sie mit Chlorkalkwasser besprizt wurden. Man löst zu dem Ende den Chlorkalk in Wasser auf und besprengt mit einem Staubbesen oder Maurerpinsel die Pflanzen, wo möglich am Abend oder in der Frühe. Ein so behandeltes Grundstück mit Weißkraut blieb von allen Kohlweißlingen verschont, während alle in derselben Gemarkung befindlichen Kohlpflanzungen von den Raupen ganz aufgezehrt wurden. Auch zur Abhaltung oder Vertreibung der Raupen von Obstbäumen gibt es kein besseres Mittel, als den Chlorkalk. Man nimmt davon 1 Pfund und mischt ½ Pfund Schwefelasche darunter, das man dann, zu einem Teige gerührt, mit Werg umwickelt und um den Baumstamm bindet. Alle Raupen fallen von den Aesten herunter und kriechen am Stamme nicht mehr hinauf; die Schmetterlinge selbst meiden jeden Baum, dessen Blätter mit Chlorkalkwasser besprizt werden.

Neuer Mechanismus zur Bewegung der Schiffe. Der Engländer J. Aston hat einen sehr einfachen Motor für Dampfschiffe erfunden, welcher statt der von einer Dampfmaschine bewegten Schaufelräder der ältern Dampfboote, oder auch statt der Schraube bei den Schraubendampfern dienen kann. Diese Erfindung besteht darin, daß an Stelle der beiden Ruder- oder Schaufelräder einfache Scheiben von Holz oder Metall angewendet werden, die im Wasser gerade so fortrollen, wie gewöhnliche Wagenräder, oder wie die Triebräder der Locomotiven auf den Schienen. Wie bei diesen nämlich die Fortbewegung von der Stelle einfach dadurch bewirkt wird, daß ein Anhalten oder eine Reibung zwischen dem Radumfange und der Bahn stattfindet, so ist es auch im Wasser. Die Adhäsion der Scheibenumfänge an dem Wasser erzeugt eine Art Widerstand, vermöge dessen die Scheibe, sich dagegen stemmend, fortrollt und sich nicht blos an der Stelle dreht. Nach gemachten Versuchen ist die erreichte Geschwindigkeit zwar etwas geringer, als die der bisherigen Dampfschiffe, dagegen die Ersparniß an Brennmaterial eine bedeutende.

Selbstgespräch

einer Eule abgelauscht

von **Dr. J. H.**

Ein eigener Kauz bin ich, wie jeder von uns, aber ich habe auch wahrlich viel erlebt und viel gelitten, und fast kannst es mir vor, als verschwöre sich heutzutage die ganze Welt, um unsereinem das Leben vollends ganz zu entleiden; zwingt mich doch schon wieder ein leidiger Sonnenstrahl, ein anderes Plätzchen zu suchen.

O tempora, o mores! Vorurtheile und Aberwitz, wohin man sieht! Aufklärung, Fortschritt, Civilisation — das sind die Losungsworte unserer „aufgeklärten“ Zeit. Wahin soll es noch kommen, wenn es so fort geht? Huhuhu!

Die Wälder haben sie zusammen! Natürlich! gibt's ja doch Steinkohlen genug für alle Zeit! Sitzt man Abends auf einem Dachgiebel, und meint, es solle jetzt gemüthlich dunkel werden, so trägt Einer Licht an einer Stange umher und stößt damit in die Glasfäßen; da fängts denn auch gleich an zu brennen und so hell zu leuchten, daß es einem vor Aerger ganz übel wird. Alles beleuchten und aufklären! Das ist jetzt Mode, und wahrlich, wenn nicht brave Seelen da und dort für etwas Dunkelheit sorgten, ginge bald vollends Alles zu Grunde.

Was mir da erst kürzlich passirte, das war doch wirklich ein Standal; fliege ich ganz ruhig über Feld, und weil es stockfinster ist, stoße ich mit dem Kopf an so einen verteufelten Telegraphendraht, wie sie ihn jetzt überall aufspannen, nur um unsereinen zu incommodiren! Ich bekomme einen Schlag und falle auf die Erde, daß mir Sehen und Hören verging. Aber — der Bahnwärter in der Nähe, der hat es büßen müssen; denn hab' ich mich, als ich wieder bei Kräften war, auf den Schornstein gesetzt, und hab' ihm die ganze Nacht in sein Häuschen hinunter geschrieen, daß er und seine Frau vor Angst fast vergangen sind. — Dem Menschenvolk kann man überhaupt nicht genug Schabernak anthun, denn die Bosheit, mit der über uns Eulen gesprochen und gelogen wird, geht über alle Grenzen. So sinde ich neulich auf einer Bodenkammer eine verschimmelte Naturgeschichte von alten Raff — was lese ich da über uns: „Oel, Thran, Butter und Käse lassen sie sich gut schmecken, wenn sie solche erwischen können.“ Das ist doch wirklich eine raffinirte Verleumdung, denn ich will kein Nachtvogel sein, wenn jemals einer von uns solches Zeug in den Schnabel gebracht hat. — Am verdrießlichsten können mich aber doch die Elstern machen! Naseweis, unbescheiden und frech durchstöbern sie jeden Quark, und wenn sie einen von uns in einem alten Weidenstrunke entdeckt haben, so machen sie einen Lärm und ein Aufhebens, daß bald alle Vögel aus

Digitized by Google

der ganzen Umgegend zuſammenkommen und ihre ſchlechten Witze loslaſſen. Wozu ſoll man ſich aber mit dieſem Geſchmeiß abgeben? man verachtet die ganze Sippſchaft und — ſchweigt! Die Herren Elſtern haben ihre beſte Zeit ohnedieß hinter ſich: denn ſeitdem es an's Licht gekommen iſt, daß es gegen die fallende Krankheit kein beſſeres Mittel gibt, als das Pulver einzunehmen, welches man aus verkohlten Elſtern gewinnt, haben ſie keinen ruhigen Augenblick mehr und werden ſtandrechtlich erſchoſſen, wo ſie ſich blicken laſſen.

Die gute, alte Zeit! muß ich oft ſagen, wie lange ſchon iſt ſie vorbei! Unſere Schutzgöttin, die Pallas Athene,

iſt längſt verſchollen, und „Eulen nach Athen tragen" wäre heutigen Tags nicht mehr ſo lächerlich wie früher; denn — ſo fuhr die Eule ernſt und langſam fort — wir haben uns ganz gefliſſentlich aus jener Stadt zurückgezogen, wo mit dem Umſichgreifen der modernen Kultur auch unſer diaboliſcher Konkurrent — die Phosphorpaſte — Eingang gefunden hat, und die Mäuſe von Tag zu Tag rarer werden.

Dixi! ſprach der Kauz, rückte ſich ſeine Schlafmütze zurecht, lehnte ſich melancholiſch an das moſige Gemäuer und ſchlief den Schlaf des Gerechten.

Drei Roſen.

Nach dem Franzöſiſchen der Frau von Gaſparin

von

Ottilie Wildermuth.

Drei früh entblätterte Roſen auf der Erde, drei Roſen, die nun blühen im Himmel.

Es waren drei, alle drei hießen Roſa, alle drei ſind geſtorben, ehe ſie zwanzig Jahre alt waren.

Sie haben derſelben Familie angehört, ſo viel ich weiß, aber ſie haben ſich wenig oder gar nicht gekannt, da ſie zu verſchiedenen Zeiten gelebt. Als man die erſte Roſe zu Grabe trug, ſpielte die andere am Wege, ein blühendes lachendes Kind, im Frühling ihres Lebens.

1.

Die erſte habe ich ſchon als kleines Kind gekannt. Sie wohnte mit ihren Eltern und einem jüngern Bruder auf einem großen Bauernhof am Rande des Eichwaldes.

Es war ein ſchönes, großes Bauerngut. Das Dach des Hauſes ging tief, faſt bis auf den Boden herab, wie um ſeine Bewohner beſſer zu ſchützen. Reiche Bienenſchwärme ſummten in dem Garten, in den die ſchönſten Tulipanen, Nelken, rothen Roſen und Gelbveigel blühten, ein prächtiger Baumgarten zog ſich hinunter bis auf die Wieſen, und der Weinberg war der Stolz der Gegend. Das Schönſte aber war der Eichenwald, an den das Gut ſich anlehnte, die Heimath für Vögel aller Arten: da pfiffen die Amſeln, ſchlugen die Nachtigallen, ſangen Schwarzköpfe und Rothkehlchen, da plauderten die Elſtern, zwitſcherten Finken und Meiſen, Diſtelfinken und Emmerlinge, alle fanden da einen grünen luſtigen Aufenthalt.

Es iſt etwas Herrliches um einen grünen und vollbelaubten Eichenwald, aber eine ſchöne Zeit iſt es auch, wenn die Eichen erſt anfangen ihre jungen Blätter zu treiben, und an ihrem Fuße eine Wildniß von grünen Ranken und jungen Blumen durcheinander wächſt.

Um dieſe Zeit ging Roſa gar gerne mit dem Bruder in den Wald, um ſich ſchöne Blumenſträuße zu ſammeln, rothe und weiße Anemonen, wilde Waldveilchen und ſpäter die lieblichen duftigen Maiblümchen. Sie ſuchten zuerſt miteinander, es gab ſo wenig, dann verſuchte Jedes ſein Glück allein, Roſa iſt die Glückliche. Soll ich den Heinrich rufen? beſann ſie ſich; ſie überlegt noch und pflückt und pflückt indeß mit vollen Händen. Da ſtehen ſie, die ächten und gerechten Maiblümchen, ſchlank und gerade mit ihren hängenden Glöckchen, die untern ſchon geöffnet mit rothen Pünktchen darin, die obern noch Knöspchen! Es giebt auch andere Maiblümchen, zarte, feingefiederte, aber es ſind nicht die ächten und wahren, die lieben Maiglöckchen, deren Duft uns ſchon die ganze Frühlingsherrlichkeit vor die Seele bringt.

Endlich ruft Heinrich: „Haſt Du?“

„Ja.“

„Einen guten Platz?“ Röschen iſt ſtill, man wird oft gar eigenſüchtig auf der Blumenjagd; ſie ſteigt noch höher hinauf, wo es immer ſchöner wird, endlich ruft ſie Heinrich, der kommt mit zerriſſenen Hoſen, drei elende Blümchen in der Hand.

„Das iſt alles?“ ſagte ſie und zeigte ihm ihren großen Strauß.

„Oh!“ rief der Kleine und ließ ſeine miſerablen Blümchen fallen, dann warf er ſich auf den neuentdeckten Reichthum und ſammelte, ſo viel er faſſen konnte.

Und dann wanderten ſie weiter auf dem grünen Moos in dem freien Waldgrund, den noch Niemand umzäunt hatte, ſie ſahen nicht den prächtigen Zug der Alpen am Horizont, ſie lauſchten nicht dem Geläute der Glocken, aber ſie fühlten, ohne es zu wiſſen, daß es lieblich war und herrlich um ſie her, daß ſie jung waren und glücklich im goldenen Mai.

Am Sonntag wurde der Hof des alten Herrenhauſes für die Kinder des Dorfes geöffnet. Roſa und ihr Bruder ſprangen fröhlich hinunter durch die Weinberge. Es waren brave Leute, die Herrſchaft im alten Herrenhaus, gar nicht ſtolz! ſie lebten ſo für ſich hin und ließen alles gehen, wie es vor Zeiten gegangen war.

Da ſaßen die Kinder, wohl ihrer ſechzig, auf den ſteinernen Bänken im Schatten der Platanen und ſangen zuſammen alte Lieder, die ihre Großväter und Großmütter ſchon geſungen, Lieder mit alten, wehmüthigen Melodien. Dann faßten ſie ſich bei den

Händen, einen weiten, weiten Kreis, faſt ſo weit wie der Hof, bildend, und ſangen wieder ihre Spickreime:

Tretet auf der Kette!
Welches iſt die ſchönſte Jungfer
Unter dieſem Reihen?

oder:

Blauer, blauer Fingerhut,
Steht den Mädchen gar zu gut.

Lieder und Worte ohne Sinn, nach deren Rhythmus ſie ſich hin- und herbewegten, bis plötzlich die Kette riß und ſie mit lautem Jubelgeſchrei, in purer heller Lebensluſt durcheinander ſprangen.

Roſa war etwas ſchüchtern, das wilde Lärmen freute ſie nicht, ſie ſaß bei Seite in einem Eckchen und ſummte ihre Liedlein vor ſich hin, während der Bruder wild und luſtig unter den Wildeſten herumſprang und ſeinen blonden Krauskopf ſchüttelte, wie ein junges Schäfchen auf der Weide.

Wenn der Abend kam, gingen ſie heim, die Dorfkinder in langen Reihen, Roſa und ihr Bruder allein, Hand in Hand, ſie fürchteten ſich ein wenig, denn ihr Weg führte an der ſtillen Kirche vorüber, am Kirchhof mit den weißen Kreuzen. Sie gingen ſehr raſch und ſprachen kein Wort. Da kam aber der Gartenzaun, „unſere Bohnen, unſer Kohl“. Jetzt ſingen ſie wieder an zu plaudern, Heinrich wollte ſogar als ein tapferer Mann heimkehren, er ſang ſo laut er konnte ein Soldatenlied. Daheim, in der behaglichen, braungetäfelten Stube, an dem eichenen Tiſch, wo Vater und Mutter beim Lämpchen ſaßen, erzählte man von den Wundern des Herrenhauſes.

An einem Sonntag aber kamen Röschen und ihr Bruder nicht in den Hof.

Der Bruder lag in ſeinem Bettchen, das am Fuße der großen Bettlade der Eltern ſtand. Daneben ſaß der Vater, finſter, ſchweigend, mit hohlen Augen, die Mutter kniete am Bettchen und ſtützte das Kind, Roſa blickte hin mit einem traurigen, verwunderten Blick und ſprach nichts. Der Tod lag auf der Stirn des Knaben: er ſah nicht fahl und bleich, ſeine Züge waren nicht entſtellt, aber der Glanz in ſeinen Augen war kein irdiſches Licht, man ſah, daß er am Scheiden war.

„Mutter, Mutter!“ rief er und blickte durch das offene Fenſter an den Himmel; die Mutter neigte ſich zu ihm und wurde noch bleicher, als zuvor. „Mutter, ich ſehe ſchöne Engel! Siehſt Du ſie, Vater?....“ Dann ſtreckte er die Arme aus — und es war vorüber.

Jahre gingen vorbei, Roſa wuchs auf, ſie war ein ſchönes junges Mädchen, ernſt und ſittſam, und lebte in der Stille. Man ſah ſie bei der Arbeit auf dem Felde, ſtill, eifrig und heiter, man ſah ſie Abends heimkehren mit einer Bürde von friſchem grünen Gras für die Kühe, von dem die blauen und rothen Blumen herunterhiengen um ihr blühendes Geſicht; ihr Schritt war der feſte, beſcheidene Schritt, mit dem ein arbeitſames junges Mädchen nach Hauſe geht. Wenn man ſie zufällig aufhielt und anſprach, ſo erröthete ſie, ſie antwortete etwas ſchüchtern, nicht keck, aber auch nicht ungeſchickt, dann ging ſie ruhig ihres Weges und trug ihre Laſt ſo leicht und ſicher, als hätte ſie das grüne Bündel nur zur Zierde aufgeladen.

Sie wurde achtzehn, die Erntezeit kam wieder und nach der Erndte kam die Kirchweih, und mit ihr die luſtige Tanzmuſik, die jedes Jahr um dieſe Zeit ins Dorf kam und der die luſtige Jugend zu fröhlichen Tänzen folgte.

Roſa ſaß daheim bei der Mutter, als ſie vorüber zogen; ſie ſpielten einen luſtigen Walzer. „Mutter, ich gehe lieber weg,“ ſagte Roſa; ſie ging, aber ſie horchte doch, ihre Augen glänzten, ihr Herz klopfte, ihre Füße hüpften unwillkürlich nach dem Takt der Muſik.

Immer luſtiger, immer lockender klangen die Töne, Roſa's Herz ſchlug lauter, und doch hätte ſie weinen können, es war ihr, als ob der Friede, als ob das Glück der unbewußten Jugend ihr mit den luſtigen Klängen davonflöge.

Und ſie kamen näher, der ganze Zug, Muſikanten, junge Burſche und Mädchen im Feiertagspuz, ſie kamen, um Roſa zu holen.

„Mutter, ich ſehe ſchöne Engel!“ — welche Stimme in Roſa's Herz ſagte ihr die Worte wieder, die ſie nur einmal gehört am Sterbebette des Bruders? Wie kommt es, daß uns oft mitten unter Lachen und Scherzen Bilder der Trauer aufſteigen? — Roſa wich zurück: „Sag' ihnen, Mutter, ich könne nicht mitgehen.“

Aber die Mutter war eine einfache Frau, die ja nichts Beſonderes wollte, ja nicht anſtoßen; Roſa war jetzt achtzehn, wenn ſie nicht mit den Andern ging, würde man ſie für hochmüthig halten.

„Komm Roſa,“ riefen die jungen Leute, „da ſind wir mit ſammt den Geigern und wollen Dich holen, Du darfſt uns nicht heimſchicken!“

Roſa wollte in's Haus ſchlüpfen, aber zwei ihrer Freundinnen ſprangen herzu und führten ſie heraus. „Komm Röschen,“ ſagten ſie, „mach' nichts Beſonderes. Denk nur, wie gut es gemeint iſt, daß wir Alle kommen, um Dich zu holen! Iſt's denn eine Sünde, wenn man ſich ein Bischen luſtig macht?“

Und ſie zogen ſie und führten ſie, die Geiger und alle die jungen Leute zogen nach bis auf den ſchönen Raſenplatz unter den Eichen. Es war Sonntag Abend, man tanzte.

War Roſa vergnügt? — Ja, auf Augenblicke war ſie ganz hingeriſſen von der Luſt, ſie war ein ſchönes Mädchen, ſie kam zum erſten Mal, Alles bemühte ſich um ſie, es war das erſte Mal, daß ihrer Eitelkeit geſchmeichelt wurde. Und doch war ſie nicht ruhig. Sie dachte an die Sonntagabende daheim, wo ſie mit Vater und Mutter auf der Bank vor dem Hauſe ſaß, während der Mond hinter dem Eichenwald heraufſtieg, ſie dachte an die ſtillen Spaziergänge mit ihrer Mutter in der Abendkühle. Ob ſie daheim zu Nacht gebetet? Ich weiß es nicht. Es iſt ſo kein gutes Ende für einen Sonntag.

Es kamen noch mehr ſolche Sonntage, mehr und

Digitized by Google

mehr, Rosa ging und tanzte und ging spazieren und sang mit den jungen Leuten, und doch fand sie nicht viel Freude dabei.

Junge Mädchen, an deren Herz der Herr schon angeklopft hat, können wohl die Lippen netzen an dem Becher eitler Weltfreuden, aber mit vollen Zügen trinken können sie nicht. Die, welche einmal schon empfunden hat, was es heißt, allein zu sein mit seinem Gott, welche schon gefühlt, daß er Worte hat des ewigen Lebens, welche frühe schon gelernt hat, zu kämpfen gegen den Feind im eigenen Herzen, — die kann nicht lange mehr verweilen bei falschen Freuden, bei löcherigen Brunnen, die kein Wasser haben, — nur zu bald fühlt sie ein Heimweh nach dem verlornen Frieden.

Was ich unter falschen Freuden, unter weltlicher Lust verstehe, das ist nicht die Fröhlichkeit, die der Jugend so wohl ansteht und so natürlich ist, nicht das frische, muntere Lachen, das vertrauliche Geplauder, es ist nicht das natürliche, heitere, sorglose Ausströmen der gesunden Freude junger glücklicher Herzen. Nein, was ich meine, das ist der Leichtsinn, die eitle Zerstreuung, die das schlichte Alltagsleben entleidet und den Himmel vergessen lehrt, mit dem ganzen traurigen, poesielosen Gefolge kleinlicher Eifersucht, böswilliger Neckereien, gekränkter oder übereizter Eitelkeit. Es ist die Lebenslust des verlornen Sohnes, der zum Vater sagt: gib mir das Theil meiner Güter, ich will sie genießen nach meinem Gefallen, ferne von Dir. Zu solchen Freuden ging Rosa, unruhig, ohne rechte Herzenslust, aber sie ging doch.

Der Engel des Todes rührte sie an.

Es war ein lange dauerndes Leiden, mit Zeiten der Besserung, die Lebenshoffnung gaben, mit plötzlichen Rückfällen, die sie wieder zerstörten. Und doch hatte Rosa das Glück wieder gesunden. Sie wurde schwach, immer müder und schwächer, aber der Friede verklärte ihr Angesicht. Leise, langsam ging es abwärts mit ihr auf dem blumigen Abhang der Jugend, sie ging den Weg, der durch's finstere Thal führt, aber der Himmel war offen über ihr. Sie war betrübt, daß sie von ihrer Mutter scheiden, daß sie ihren Vater verlassen mußte, aber eine geheime Freude war in ihrem Herzen. Es war nicht auf einmal so gekommen, es gab Tage, wo das Leben ihr schön vorkam und der Tod kalt und traurig, wo sie sich fürchtete vor der dunkeln Kluft, die den Himmel scheidet von der Erde. Aber diese Tage gingen vorüber, andere, schönere Tage kamen, wo sie sich dem Himmel so nahe wußte, wo ihr war, als fühle sie die mächtige Hand des Herrn, die sie sicher hinüber führte, und sie konnte leichten sichern Schrittes dahin gehen, wie vor Zeiten, wenn sie im goldenen Abendlicht ihre Bürde heimgetragen hatte.

Sie wollte nie gerne die Eltern bei Nacht wecken und trug ihre Leiden lieber im Stillen; in einer Nacht aber, es war ihre letzte, bat sie Beide, bei ihr wach zu bleiben.

„Siehst Du Vater, siehst Du liebe Mutter," sagte sie, „ich gehe jetzt. Gott hat mich sehr lieb gehabt. Seit selbigem Sonntag ist mir's nicht mehr recht wohl um's Herz gewesen. Wenn ich wieder gesund worden wäre, so wäre ich vielleicht wieder mit ihnen gegangen. Da, wo ich hinkomme, da behütet mich der liebe Gott selbst. Es ist ja so schön dort; weine nicht, Mutter, Ihr kommt ja auch zu mir, weinet nicht, liebe Eltern."

Mehr sprach sie nicht, Rosa hatte nie viel geredet, „sie genirte sich" wie sie im Dorfe sagten.

Langsam, langsam vergingen die Stunden der Nacht. Es schlug zwei Uhr, die Stunde, wo ferne, leise das erste Morgenlicht heraufdämmert, wo die Augen schwer werden, die an einem Krankenbett gewacht, die geheimnißvolle Stunde, wo der Kampf der Sterbenden zu Ende geht, wo die verborgene Hand den Faden abschneidet; — zu dieser Stunde richtete sich Rosa rasch von ihrem Lager auf.

„Führe mich an's Fenster, Vater," bat sie; er fuhr rasch auf aus der halben Betäubung, in die er allmälig versunken war, und unterstützte sie; mit schwachem, langsamem Schritt ließ sie sich zum Fenster führen.

Die ersten Morgenvögelein begannen zu singen. Rosa betrachtete den Himmel, an dem ein lichtes Roth aufstieg, ihr Gesicht nahm einen wunderbaren Ausdruck an, leises Bangen, Erstaunen und über das alles eine innige Glückseligkeit.

„Ist es das, Vater?" fragte sie.

Der Vater umfaßte sie fest, — und trug die Leiche seines Kindes auf das Bett.

Zwei Abende nachher bewegte sich wieder ein Zug junger Mädchen und Bursche in Festkleidern den Fußpfad herauf zwischen den Eichen; im Hause ruhte auf dem Bett das schöuste, friedevollste Todtenbild, das man sehen konnte.

Die Mädchen traten schweigend ein, still standen sie beisammen, nahe an der Thür, und schauten mit ehrfurchtsvoller Scheu hinüber, die Bursche blieben außen vor der Thür.

Rosa war in ihr schönstes Sonntagsgewand gekleidet, der Schleier, den sie nach der Landessitte beim ersten Abendmahl getragen, umgab ihr marmorbleiches Gesicht, der Ausdruck dieser stillen Züge war sehr ernst, es lag nichts mehr darin von irdischer Jugend, die Hand des Herrn hatte den Frieden des Himmels darauf gedrückt.

Rosa's Hände waren auf dem Herzen gefaltet über der Bibel, die sie getröstet hatte, zu ihren Füßen lag die Brautkrone, die ihre Gespielinnen ihr brachten. Die Mutter und der Vater weinten und klagten nicht laut, und doch war ihr Leid so groß. Aber Gott hatte es gethan, Gott ist es, der die Ernte reifen läßt, Gott ist's, der sie wieder zerstört, Gott gibt das Brod, er kann es nehmen. Er weiß warum, er ist unser Vater, was sollten wir klagen?

Man legte Rosa in den Sarg, oben darauf die Brautkrone, die Bursche trugen den Sarg, die jungen Mädchen folgten. Ohne Geigen und Klarinetten gingen sie diesmal den Weg durch's Gehölz zurück.

Drei Sonntage nachher tanzten die jungen Leute auf dem Rasen, nicht ferne von dem Kirchhof.

Digitized by Google

2.

Die erſte Roſe war entblättert, eine andere erblühte: eine weiße Roſe, eine jener Roſen von fremdartigem Duft, eine Treibhausblume, die welken muß in unſeren Wintern.

Als Kind ſchon war ſie eigenthümlich, ungleich, heftig, maßlos in Ausbrüchen des Kummers wie der Freude. Ihr Vater, ein ernſter, geſetzter, verſtändiger Mann, ſchüttelte den Kopf dazu, die Mutter vertheidigte ſie gegen ihn und ſchalt ſie im Stillen.

Sie war ungeſchickt zur Arbeit, ungewandt im täglichen Leben, oft ging ſie träumend allein, oft geſellte ſie ſich in übermüthiger Luſtigkeit zu andern, oft blieb ſie wieder einſam in einem Winkel, finſter, mit feſtgeſchloſſenen Lippen. So wuchs ſie auf unter beſtändigem Tadel, die Ermahnungen ihrer Mutter waren ihr noch lieber als die ſchweigende Unzufriedenheit ihres Vaters, der übrigens ein grundbraver Mann war und ſie von Herzen lieb hatte. Ihre Eltern lebten in einem gewiſſen Wohlſtande, aber arbeiten mußte man doch. Zur Feldarbeit war aber dieſe Roſe nun einmal gar nicht zu brauchen. Hochgewachſen, ſchlank und fein gebaut, mit großen, tiefen, dunkeln Augen, einer ſchön geformten Naſe, einer wahren Prinzeſſinnaſe, mit blenden Haaren, die ſie wie ein Heiligenſchein umgaben, und einer ſchmalen, zarten Hand. Sie war ein geborenes Fräulein; man ſchickte ſie in die Penſion.

In der Penſion fühlte ſie ſich nicht behaglicher, als auf dem Dorf; hier ſollte man lernen, ſie aber träumte. Endlich ſagte der Vater: „So, Mädchen, jetzt iſt's genug mit Stunden und Lehrern, Deine Ausſteuer haſt Du verbraucht, jetzt meinKind, verdiene Du ſelber Dein Brod; auf dem Feld arbeiten kannſt Du nicht und magſt Du nicht, lehre Du nun Andere, was Du ſo lange gelernt haſt."

Roſa ging in eine Stelle. Ein hartes Brod, das einer Fremden in einem fremden Hauſe! Für die Kinder des Hauſes gibt es ein offenes Mutterherz, Mutterküſſe, das gutgemeinte mütterliche Schelten. Die Gouvernante ſteht allein, man hält ſie in einer gewiſſen Entfernung, man ſpricht unter ſich über ihre Fehler, ihr ſelbſt ſagt Niemand ein wohlwollendes Wort darüber.

Roſa war nicht glücklich, aber ſie fühlte ſich weniger unglücklich, als auf dem Dorfe, lebte ſie doch in der großen, feinen, vornehmen Welt, von der ſie ſo viel geträumt hatte. Aber, ich weiß nicht, wie es ging, ſie war eine ſcheue, zurückhaltende Natur, mit Bedürfniſſen, die die Erde nicht befriedigen kann. Sie erwartete zu viel vom Leben; fühlte ſie ſich getäuſcht, ſo zog ſich ihr Herz zuſammen und ſchweigend wandte ſie ihr ſtolzes Haupt ab. Sie war durchaus nicht praktiſch, ſie hatte kein Glück; ſo kam ſie von einer Familie zur andern, erſparte wenig und verbrauchte viel, ſie war für ihre Verhältniſſe zu gut gegen ihre bedürftigen Mitmenſchen, zu ſorglos in ihren eigenen Ausgaben. Hie und da kam ſie wieder nach Hauſe, ſchweigſam, unzufrieden, gekleidet wie eine vornehme Dame. Der Vater war ſtill zu allem und ſah unzufrieden aus, die Mutter gab ihr Ermahnungen und Roſa ging wieder.

Sie hatte ein hochſtrebendes Herz, ein ernſtes Rechtsgefühl, eine Seele von kriſtallener Reinheit, — was als beſtändige Wolke auf ihrer Stirn lag, das war das Gefühl, daß ſie ihre Beſtimmung verfehlt, das Leben am unrechten Ende angefaßt habe.

In einem Frühling kam ſie krank nach Hauſe; da aber ihre Wangen roth und ihre Augen ſo glänzend waren, ſo machte ihr Vater nicht viel daraus. Roſa langweilte ſich immer bald auf dem Dorf; ſie verſtand nicht die ſtille Sprache des Waldes, ſie hatte nie als kleines Mädchen mit den Andern Erdbeeren geſucht in dem duftigen Gehölz, die Wieſen kamen ihr einförmig vor, ſie hatte nie mit ihren Geſpielen die ſchwarze und die rothe Kuh mit den muntern Kälbern hinaus geführt; der dunkle Zug des Jura drüben — o, der mahnte ſie nur an das finſtere Geſicht ihres Vaters. So ging ſie wieder, obſchon ſie ſich noch krank fühlte, ſie kam in ein heißes Klima, das zarte Naturen leicht wegrafft.

Als ſie wieder heim kam, hatte der Dezember ſein weißes Linnen über die Erde gebreitet. Halb todt ſtieg ſie aus dem Wagen; jetzt fühlte ihr Vater, wie krank ſie war, und wie ſehr er ſie liebte. Man bettete ſie in die ſchönſte Stube des Hauſes, die Mutter gab ihr das große Bett mit den grünen Vorhängen. Roſa war ganz blaß, ein hohler Huſten zehrte ihre Kraft auf; bisweilen röthete ſich ihr Geſicht vom Fieber, wie die Alpen ſich röthen, wenn die Sonne ſchon untergegangen iſt, und wie die Alpen wurde ſie nachher nur um ſo bleicher; allein ihre großen Augen und die reiche Fülle ihrer blonden Flechten waren ihr geblieben.

Niemand weiß, was in ihrer Seele vorgegangen iſt; ich glaube, daß ſie einen großen innern Kampf kämpfte, aber äußerlich blieb ſie unbewegt, ſtolz und ſtill. Sie wußte wohl, daß ſie ſterben müſſe, aber ſie war unzufrieden über den nahenden Tod, wie ſie unzufrieden geweſen war über das Leben. Später erſt ſah man, daß der Herr allein, unvermittelt, in dieſer Zeit an ihrer Seele gearbeitet hatte. Der Herr führte ſie beiſeite auf rauhen Wegen, wo er uns allein läßt, ganz allein uns ſelbſt gegenüber, allein mit unſerem eigenen Willen, mit unſerem Wünſchen und Begehren, bis wir gebrochen niederſinken und mit tiefſter Herzensſehnſucht rufen nach dem, der allein die müde Seele erquickt.

Um Beſuche bekümmerte ſich Roſa nicht viel; ihre Altersgenoſſinnen hatten ſie immer gefürchtet und wagten nicht zu kommen, ihr Vater war nach der erſten Bewegung wieder in ſein altes Schweigen verſunken, ſeine ſterbende Tochter ſagte ihm leider nicht beſſer zu, als

Digitized by Google

ihm die geſunde und lebende zugeſagt hatte. Es kam zu keiner Herzensergießung, zu keiner Liebsloſung; Roſa lag ſtill und ſtarr, ein einziger Kuß vielleicht hätte das Eis geſchmolzen, man wagte nicht, ſie zu küſſen. Roſa klagte im Stillen ihr ganzes unglückliches Daſein an, ihren Vater, das ganze Dorf, Gott ſelbſt, der ſie ſo geſchaffen, wie ſie war. Niemand wußte, ob es ihr leid ſei, ſchon ſterben zu müſſen, ob ſie ſich fürchte vor dem Tod. Wenn man bei ihr betete, wenn man ihr aus der Bibel vorlas, hörte ſie ſchweigend zu mit feſtgeſchloſſenen Lippen, nur ihre großen, tief eingeſunkenen Augen leuchteten. Ihre Mutter allein, die ſie beobachtete, ſah hie und da große Thränen über ihre Wangen fließen; dann ſchloß ſie die Mutter in die Arme, Roſa wandte den Kopf, drückte ihr Geſicht in die Kiſſen und antwortete nichts. „Mein Kind, mein Kind!“ ſeufzte der Vater leiſe vor ſich hin. Ein Beben flog durch den ſchwachen Körper, ein flüchtiger Lichtſchimmer über das bleiche Geſicht, dann lag Roſa wieder ſtill und ſtarr, traurig, mit geſchloſſenem Mund und ihrer alten ſtolzen Miene. Niemand hatte gewagt, ſie über ihren Glauben zu fragen: „ſie glaubt!“ verſicherte die Mutter; ein Mutterauge dringt bis auf den Grund der Seele.

Das Leid, die Verzweiflung, die ſich in Klagen und Thränen ausſpricht, ſind nicht die tiefſten. In dieſer ruhigen Stube, wo man geräuſchlos aus- und einging, wo man das tägliche Mahl einnahm, wo der Vater Abends für ſich las, während die Mutter ſpann, in dieſer ſtillen Stube da weilte ein größeres, ein unſagbareres Unglück, als je die heißeſten Thränen beweint haben.

Es war keine unglückliche Liebe, keine getäuſchte Hoffnung, was Roſa ſo unausſprechlich elend machte, kein erlebtes Unglück. Ach nein, nur ſo weit ſie zurück denken konnte, vom erſten Tage bis zum heutigen, fand ſie keine Freude, nicht eine. Und jetzt, wohin ging ſie, was ſollte aus ihr werden, wenn ſie erſcheinen mußte vor dem Angeſicht des Gottes, den ſie um nichts gebeten, der ihr nichts gegeben hatte? Sie rief all ihren Stolz auf, um zu ringen mit dieſem Herrn, aber ſie fühlte ſich nachher nur um ſo elender, es wurde dunkler um ſie her, ſie fürchtete ſich vor ſich ſelbſt.

Es war an einem trüben ſtürmiſchen Abend, die Lampe war noch nicht angezündet, der Vater lehnte nachdenklich am Ofen, die Mutter ſah hinaus in das Schneegeſtöber, Roſa lag unbeweglich in dem großen Bett, ſie ſchlummerte. Da plötzlich hörten ſie rufen: „Mein Vater, meine Mutter!“ Konnte es Roſa ſein, die in ſo weichen Tönen rief?

„Komm, o komm, lieber Vater, und Du Mutter!“

Der Vater erbebte, es war ihm, als ob ein Engelsflügel durch das Zimmer rauſchte; mit wankenden Schritten nahte er dem Bett, wo die Mutter ſchon auf den Knieen lag. Roſa hatte ſich halb aufgerichtet, ſie blickte ſie an, wie ſie ſie nie, in ihren beſten Tagen nie angeblickt hatte, ihre zitternde Hand ſuchte die Hand der Eltern.

„Bete, lieber Vater, bete für mich, verzeih' mir, Vater! Ich habe euch lieb! o, wie wohl thut mir's, daß ich Euch das ſagen kann! Ich habe es nie gekonnt bis jetzt. O Vater, ich bin kein gutes Kind geweſen, ein ſtolzes, anſpruchsvolles Geſchöpf, ich habe euch keine Freude gemacht; o, habt mich doch lieb!“ und Vater und Mutter umſchlangen das Kind.

Die Eltern weinten, der Vater noch mehr, als die Mutter, auch er fühlte etwas wie Reue, eine unausſprechliche Zärtlichkeit für ſein Kind zog ihm das Herz zuſammen.

„Armes Kind,“ ſtammelte die Mutter, „mußt Du von uns gehen?

„O, nenne mich nicht arm, nenne mich eine glückliche Erlöſte! O Mutter, jetzt bin ich glücklich zum erſten Mal! Der Herr hat mich gefunden. O Mutter, jetzt iſt gut ſterben!“

Wer kann ſagen, wie viel Liebe und Zärtlichkeit, wie viel Vergeben und wie viele gute Worte in ſo kurzer Zeit ſich drängten für dieſe drei armen Weſen, die geglaubt hatten, ſie haben ſich nicht lieb. Da war ſie nun, ihre Tochter, ſo ſchön, ſo ſanft, ſo hingebend, ein Kind, wie ſie es ſich nur träumen konnten, da war ſie, ihnen eigen, in ihren Armen — und ſie mußte ſterben.

Roſa ſelbſt war unausſprechlich glücklich. Sie hatte Vergebung gefunden, ſie ſah den Himmel offen, und ihr ganzes Erdenleben, von dem ſie ſcheiden mußte, lag nun im Lichte dieſes Gottesfriedens vor ihr. Wie eine Schnitterin, die eilt, nach Hauſe zu kommen, faßte ſie im Scheiden noch die reichſten und ſchönſten Garben zuſammen. Für den, dem die Sonne der Ewigkeit aufgeht, kann eine Minute ſein, wie tauſend Jahre. Es war ihr, als hätte ſie nichts zu beklagen, nichts verloren. Die Liebe ihrer Eltern konnte ihr fortan nichts mehr rauben, die Liebe Gottes umſtrömte ſie wie ein klares Meer; in dieſer Herrlichkeit ging ſie hinüber.

Der Herr kann lange verſchloſſene Herzen öffnen mit einem Schlage, er kann mit einem Blick zerknickte Halme verwandeln in goldene Ernten, er hat milde, gnädige Regen für ausgetrocknetes Erdreich, er hat ein königliches Erbarmen, das wiederklingen wird im Halleluja der Engel von Ewigkeit zu Ewigkeit.

3.

an hatte hart gearbeitet, um das Heu von der Wieſe heimzubringen, um die Heuſtöcke aufzubinden, um die Ernte einzuführen, es war zu Ende Juli.

„Ich weiß nicht,“ ſagte die Mutter,

Digitized by Google

„was mein Röschen hat, ich glaube, ſie hat ſich zu viel gegrämt um des Vaters Tod, ſie hat vielleicht zu hart gearbeitet, es iſt eben gar nichts mit dem Kind;“ ſie ſchüttelte den Kopf, und das Herz war ihr ſchwer.

Am andern Tag kam der Doktor in das Kämmerlein; man mußte an einer hölzernen Treppe von außen hinaufſteigen, das Fenſterchen ging nach der Sonnenſeite auf ein kleines Gärtchen. Das junge Mädchen, ſchlank, mit einem lieblichen Geſicht, das die lautere Herzensreinheit ausdrückte, ſaß und nähte in großer Haſt. Die Mutter blieb außen.

Als der Doktor hereinkam, betrachtete ihn das junge Mädchen verwundert, ſtand erröthend auf, dann ſetzte ſie ſich wieder in ihrer ganzen ſechzehnjährigen Verlegenheit.

Sie war nie von ihrer Mutter weggekommen, nie war ſie beim Tanz geweſen, oder mit den Reihen der jungen Mädchen ſingend hinausgezogen im Mondſchein. Nicht daß ſie ſcheu und ungeſellig geweſen wäre, aber ſie brauchte das alles nicht, ſie hatte ihre Mutter ſo lieb, und dann trauerte ſie noch um ihren Vater. In der Stille nähen in ihrem Kämmerlein, ihr Gärtchen pflanzen und pflegen, im Herbſt ihren feinen Flachs röſten, am Sonntag mit einem ſchönen Sträußchen geſchmückt zur Kirche gehen, am Abend auf der Bank vor der Schule ſitzen, wo ſie als ganz klein ſchon ihren Gott lieben gelernt hatte, und da fromme Lieder ſingen, — das waren ihre Freuden. Und ſo wahr und geſund waren dieſe Freuden, daß gewiß nie ein junges Geſicht von reinerer Heiterkeit geſtrahlt hat.

Es war ihr gar nicht recht, daß der Doktor kam; ſie ſollte krank ſein! Müde fühlte ſie ſich freilich, auch mochte ſie nicht eſſen, aber ſollte man denn deßwegen ſo einen großen Herrn kommen laſſen?

Sie ſaß ihm ruhig gegenüber, die langen Wimpern geſenkt; wenn er ſie fragte, ſah ſie ihm furchtlos ins Auge und antwortete mit leichtem Erröthen; hie und da, wenn die Mutter ſo gar ängſtlich that, flog ein helles friſches Lächeln über ihre Lippen.

Der Doktor ging, die Mutter folgte ihm in die Küche. „Wie ſteht's?“ fragte ſie ihn.

„Sie kann wieder geſund werden,“ ſagte der Doktor.

„Sie iſt alſo recht krank?“

„Sie kann noch geſund werden.“ Er ging, als er ſein Rezept verſchrieben, und murmelte vor ſich hin: „aber ſie wird ſterben.“

Ich habe ſie noch oft geſehen, dieß liebliche Heckenröschen, das für Niemand geblüht hat, als für Gott und ihre Mutter.

Ihre Seele war durchſichtig wie Kriſtall, ſie war ſo einfach wahrhaftig, daß ihre Weiſe oft faſt rauh erſchienen wäre, wenn ihre natürliche Sanftheit, ihre fromme Demuth ſie nicht gemildert hätte. Die Wahrheit kam ihr ganz unbemäntelt über die Lippen, jede Verſtellung war ihr fremd, ohne alle Umſtände ſagte ſie, was ſie gern oder nicht gern hatte; ihre Rede war in Wahrheit das „Ja, Ja, Nein, Nein“ des Evangeliums, und daneben hatte ſie ſo viel natürliche Anmuth, ſo viel liebevolle Herzlichkeit. Sie gehörte zu den ſeltenen Naturen, die ihre ganze Bildung der Bibel verdanken: die ganze Einfalt des Dorfkindes, die ganze Weltunerfahrenheit ihrer Jugend, ihres verborgenen Lebens, und daneben doch die feinſten Bemerkungen und eine tiefe Kenntniß ihres eigenen Herzens. Sie konnte ſo verwundert ſein, wie ein Vögelein, das aus dem Neſte ſchlüpft, ganz erſtaunt über das, was ſie von der Welt ſah, und doch hörte man oft Worte von ihr, deren Tiefe einem gelehrten Denker Ehre gemacht hätte.

Röschen konnte nicht viele Worte machen; aber wenn man ihr ſchöne Blumen brachte, oder eine Frucht, — denn bald kam die Zeit, wo ſie ſelbſt keine mehr pflücken konnte, — dann ſtrahlte ihr Geſicht und ſie ſagte erröthend: „aber das iſt zu viel“. Um das glückſeelige verwunderte Lächeln, mit dem ſie dann ihre Mutter anblickte, hätte man Gärten und Weinberge plündern mögen.

Wenige unter uns können über reiche Mittel gebieten, können Arme reich, Unglückliche glücklich machen, aber einem Herzen eine kurze Freude bereiten, auf einem blaſſen Geſicht ein freudiges Lächeln hervorrufen, das bringt dem Herzen eine Ahnung von der Seligkeit des Himmels, — es braucht ſo wenig, um ſolches Glück hervorzubringen; welche Schande iſt es, daß wir es ſo ſelten genießen!

Roſa hatte viele und ſchwere Schmerzen zu leiden, der Tod kämpfte gegen die ſechzehnjährige Jugendkraft. Sie verbarg ihre Leiden ſo gut ſie konnte, aber ſie konnte es nicht zu lange, dann ſchlang ſie ihre beiden Arme um den Hals ihrer Mutter und drückte ihr Geſicht feſt an ihren Buſen, dann richtete ſie ſich auf und ſah ihr in die Augen mit ihrem gläubigen Kinderblick; die Mutter wandte ſich ab und weinte.

Nie war mehr Leiden in einem ſiechen Körper, nie ein tieferer Frieden in einer Seele. Das war einer der leicht gelöſten Lebensknoten, die der Herr mit ſeinem Finger berührt, und die abfallen, wie ein Kleid. Dieſe Mutter war eine Wittwe und Roſa das einzige Kind, das noch bei ihr war. Dieß Mädchen war in all' der Blüthe ihrer friſchen Jugend, ſie hatten ſich beide ſo lieb, und doch wandelten ſie ruhig und klaglos dem Scheidewege zu, wo ſie ſich Lebewohl ſagen mußten, die Eine mit zerriſſenem Herzen, aber ergeben, die Andere ein wenig traurig, aber friedevoll. Das alles hatte ſich ganz einfach gefügt, ohne lange Unterredungen, ohne heftige Aufwallungen; das Kind hatte erkannt, daß es dem Tode entgegen ging, die Mutter wußte es ſeit lange. Roſa hatte nicht geirrt, die Mutter hatte ihr nichts verborgen, ſo gingen ſie Hand in Hand zuſammen, einen Tag um den andern; der letzte kam, wenn es Gottes Wille war.

Solch ein verborgenes Leben iſt dem Himmel näher als das unſere, ein Daſein, das geräuſchlos dahingeht, iſt leichter vorbereitet zu ſchnellem Abgang. Man hat nicht viel zu verlaſſen, man iſt gewöhnt, alle Gaben und Leiden unmittelbar aus Gottes Hand zu nehmen, die Beziehungen zu Gott ſind einfacher, der Gehorſam mehr Gewohnheit.

Digitized by Google

Es lag nichts Triumphirendes in Rosa's Tod; es kann ein Sterben geben voll Siegesfreude und Herrlichkeit: ihr nahte der Tod ſtill, keuſch verhüllt, ein wenig ernſt, wie ſie ſelbſt war, nur manchmal erhellt von einem Strahl der Ewigkeit.

Weder Mutter noch Tochter bekümmerten ſich um die irdiſche Zukunft. „Nachher wird es gar traurig ſein," ſagte die Mutter, „aber ich bin doch nicht allein und darf auch nicht lange mehr auf der Welt bleiben."

Roſa blickte ſie an: „Er wird Dich nicht verlaſſen, Mutter."

Sie hatte immer die Kinder ſo lieb gehabt, auch jetzt kamen oft noch die lieblichen Kinder ihres Bruders und ihrer Schweſter, die beide im Dorf verheirathet waren, zu ihr: luſtige kleine Buben, die aber ſtill wurden bei Roſa, eine kleine Korbwiege, unter deren grünem Tuch ein friſches kleines Geſichtchen vorblickte, fröhliches Lachen ohne Grund dazu, fette kleine Händchen, die auf ihre Decke patſchten. Dann ſtrahlte Roſa's Geſicht vor Freude, ihr Herz hüpfte, ihre Augen ſchwammen in Glück, ſie glich einer Madonna von Perugino, dieſelben reinen Züge, dieſelbe ſtille Glückſeligkeit, derſelbe Erguß jungfräulicher Liebe.

Auch an Blumen hatte ſie Freude; ihre Freundinnen brachten ihr ſolche, und die Mutter ſtellte ſie um ihr Bett in großen irdenen Töpfen: im März Schneeglöckchen, im April Veilchen, wilde Roſen, Geisblatt, ſpäter Kornblumen und rothen Mohn, Reſeda, Nelken und Aſtern. Man mußte ſie ihr alle zuerſt auf's Bett geben, ſie betrachtete ſie, eine um die andere. „Sie ſind ſo ſchön und riechen ſo gut," ſagte ſie zu der Mutter, „im vergangenen Jahr habe ich ſelbſt gehelt, meine ganze Schürze voll!" Dann ſchwieg ſie, und indem ſie ſich plötzlich aufrichtete, ſah ſie die Mutter an: „Du mußt nicht weinen, Mutter, es dauert mich nicht."

Roſa hatte auch ſchwache Stunden, Stunden, wo ihr Herz zum Leben zurückkehrte; Bilder der Geſundheit, des Vergnügens tauchten vor ihr auf, ſelbſt der lauten Vergnügungen, nach denen ſie bis jetzt nie verlangt hatte; aber das ging bald vorüber: „ich bin doch recht böſe," ſagte ſie, faltete ihre Hände, und die Ruhe kam wieder.

Eines Tags ſagte ſie ganz verlegen: „Mutter, hätteſt Du das geglaubt? jetzt muß ich an mein weißes Kleid denken, mein Kleid von der erſten Kommunion; ich habe es erſt einmal getragen, nicht wahr, Mutter, das zieht Du mir an?"

Das Herz der Mutter war diesmal zu ſchwer, als daß ſie hätte antworten können.

„Bringen ſie mir wohl auch eine Brautkrone? ſo einen ſchönen Kranz mit Roſen und Orangenblüthen?" Stille Thränen floßen über das Geſicht der Mutter. „Die hebſt Du auf, Mutter." Das war ihr letzter Gedanke an etwas, was der Erde angehörte — dann kamen ſchwere Todeskämpfe; dann nahte ihr der Herr, um ſie heimzunehmen. Das Herz des jungen Mädchens klopfte in heiliger Sehnſucht nach dem Scheiden; einfach, wie ſie immer geweſen, hatte auch jetzt ihr Glaube nichts Geſteigertes, aber ihre Augen glänzten, ſie hatte Eile.

Endlich ſchlug die Stunde, es war in der Nacht, ihre Geſpielinnen waren noch um ihr Bett verſammelt und betrachteten ſie traurig mit geheimer Scheu, — „gebt dem Heiland euer Herz," ſagte ſie und ließ ihr Haupt auf die Bruſt ſinken. Das war Alles.

Als der Morgen kam, wurde es lebendig im Dorfe, wie ſonſt auch, das Vieh zog langſam zum Brunnen, die Mädchen gingen auf die Wieſe, die Kinder in die Schule, die Lerchen ſtiegen jubelnd auf zum ſonnenklaren Himmel.

Es war nichts anders geworden auf Erden, nur eine Mutter weinte in ihrem Kämmerlein. Auch in dem Kämmerchen blieb alles wie es war, als ſie das ſtille Kind hinausgetragen hatten; nur an der braungetäfelten Wand hing, ſorgfältig unter Glas gefaßt, eine ſchöne Brautkrone von weißen Blumen.

Digitized by Google

Murillo.

Eine biographiſche Skizze

von

Adolf Stahr.

Man hört wohl oft genug ſagen: „das Leben eines Künſtlers ſind ſeine Werke!“ Aber im Grunde iſt das doch eben nur ein ſchlechter Troſt, mit dem man ſich zu behelfen ſucht, wenn man von den Lebensumſtänden und Verhältniſſen, von Charakter und Schickſalen und von all den vielen Umſtänden des äußern Lebens, welche den Entwicklungs- und Bildungsgang eines großen Malers, Bildhauers, Baumeiſters, Muſikers oder Dichters bedingen, nichts oder ſo gut wie nichts weiß. Inneres und äußeres Leben bedingen ſich gegenſeitig, und man kann das erſtere ſchwerlich genügend erkennen, ohne von dem letztern ausreichende Kunde zu haben. Es iſt z. B. ſchlechterdings weſentlich für die Beurtheilung eines Genius wie Michel Angelo oder wie Rafael, zu wiſſen, daß das Leben des erſtern eine Kette von Mißgeſchick und herben Erfahrungen aller Art war, während der letztere ebenſo vom Glücke leicht getragen wurde, als er das Glück verdiente, das ihn trug und förderte; daß der gewaltige, düſtere Florentiner unglücklich, der himmliſch heitere Urbinate glücklich liebte; daß dieſer umgeben von zahlreichen Freunden, Schülern und Verehrern lebte und das Leben in vollen Zügen genoß, während der andere, faſt immer einſam, mit ſich ſelbſt allein, des Lebens Freuden kaum je gekoſtet hat; daß der eine in der Jugendblüthe, im Vollgefühle ſeines Ruhmes und ſeines Glückes von hinnen ſchied, der andere, ein achtzigjähriger müder Greis, mit dem Gefühle, ſein größtes Werk nicht vollendet zu haben, das Leben verließ.

Dieſe Betrachtung drängt ſich Einem unwillkürlich auf, wenn man die Dürftigkeit der Nachrichten ſieht, welche uns von dem Leben des größten Malers ſeiner Nation, von dem Leben des Sevillaners

Bartolome Estéban Murillo

poſitiv überliefert ſind. Sie laſſen ſich ſo ziemlich auf den Raum einer Viſitenkarte ſchreiben. Und doch iſt es für denjenigen, der in dieſes herrlichen Meiſters Werke tiefer eindringt, klar, daß derſelbe ein reiches äußeres Leben geführt und in Folge deſſen mehrfache Wandlungen auch als Künſtler erfahren haben muß. Aber Murillo's Gemälde kennen zu lernen, iſt ſchwer. Nach Spanien, wo in Sevilla, Madrid, Cadix und an andern Orten ſeine Hauptwerke wenigſtens theilweiſe befindlich ſind, reist ſich's nicht ſo leicht, als nach Italien; und ſelbſt in Spanien hat man lange nicht alles Herrlichſte zuſammen, was dieſer ſpaniſche Rafael des ſiebzehnten Jahrhunderts geſchaffen hat. Die Habgier der räuberiſchen Napoleoniſchen Proconſuln, vor allen des berüchtigten Soult, hat viele der ſchönſten Werke Murillo's aus ihrem Heimatlande entführt, die ſeit dem Tode des Räubers jetzt in alle Welt verſtreut und theils in Petersburg, London und Paris, theils in den unzugänglichen Gallerien der engliſchen Großen aufzuſuchen ſind.

Die Geſchichte der ſpaniſchen Malerkunſt iſt überhaupt, ſelbſt nach Stirlings fleißigem Werke, noch zu ſchreiben. Ihre Grundzüge ſind etwa folgende. Spanien war in römiſcher Zeit eine Hauptſtätte der aus Rom ſich über die Provinzen verbreitenden griechiſch-römiſchen Kunſt. Dann ſtand es ſeit dem Eindringen der Araber Jahrhunderte lang unter dem Einfluſſe des mauriſchen Geſchmacks und Schönheitsſinnes, bis es ſeit den Zeiten Ferdinands und Iſabella's wieder der gelehrige Schüler Italiens wurde, von wo es früher ſeine erſten Kunſtantriebe empfangen hatte, und unter jenem Könige Karl, den wir den Fünften nennen, und unter deſſen Nachfolger, dem zweiten Philipp, jene alten Malerſchulen zu Toledo, Sevilla, Cordova und Valencia erſtehen ſah, aus denen die Blüthe der ſpaniſchen Malerei des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts hervorging. Die Zeit der größten Blüthe und Herrſchermacht des ſpaniſchen Reiches war auch die Zeit des beginnenden Kunſtaufſchwunges in Spanien. Hier, wo ſelbſt ein Philipp II. die Kunſt mit Vorliebe und Verſtändniß beſchützte, und wo ein anderer König, der vierte Philipp, es nicht verſchmähte, ſelbſt — und zwar nicht ohne Geſchick — die Malerkunſt zu üben, — hier erwuchſen jene großen Meiſter des Pinſels, jene Juan de las Ruelas und Zurbaran, die Herrera's und Ribera's und vor allen der antikgroßartige edle Alonzo Cano und ſein Mitſchüler, der geniale Velasquez, der große Meiſter der Wahrheit, der nicht nur mit ſeinem berühmten Bilde des „Aguadors (des Waſſerträgers) von Sevilla“ das Vorſpiel gab zu der naturaliſtiſchen Auffaſſung und Darſtellung von Murillo's unſterblichen Genrebildern, ſondern auch, wie wir bald ſehen werden, direkt des jungen Murillo Lehrer und Förderer ward. Ihnen folgten Iriarte, der Claude Lorrain, und Henr. de las Marinas, der Vernet Spaniens genannt, bis mit Claudio Coëlla von Madrid († 1693) am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts der letzte große Maler Spaniens in die Gruft ſtieg, aus welcher der von ſeinen Zeitgenoſſen ſo übermäßig verehrte ſächſiſche Hofmaler ſein Rafael Mengs die entſchlafene Kunſt vergeblich wieder zu erwecken ſtrebte *).

*) Ueber die neueſten Erzeugniſſe der ſpaniſchen Malerei findet man Näheres in Adolf Stahrs Pariſer Studien auf der erſten großen Weltkunſtausſtellung des Jahres 1855. Th. I. S. 109 ff.

Digitized by Google

Kehren wir jetzt zu Murillo zurück. Die Geſchichte ſeines äußeren Lebens verläuft in folgenden Zügen. Geboren ward er im Jahre 1617, in dem uralten, prächtigen Sevilla, der zweiten Stadt Spaniens an Umfang, Reichthum und Zahl der Bevölkerung, wo auf den Trümmern der arabiſchen Hauptmoſchee ſich die herrlichſte aller Kathedralen des an kirchlichen Prachtbauten ſo reichen Landes erhebt, die ſeine Kunſt ſpäter mit den ſchönſten ihrer Schmuckbilder zieren ſollte. Murillo oder vielmehr Eſteban (denn dies war der Geſchlechtsname ſeines Vaters, den Namen „Murillo“ ſetzte er nach Landesbrauch als

Murillo.

den ſeiner mütterlichen Großmutter dem ſeinigen hinzu), war ein Kind des Volks und der Armuth. Daß er in derſelben nicht unterging, verdankte er einem glücklichen Umſtande. Ein Verwandter der Familie war Künſtler und bemerkte an dem in ſeiner Werkſtatt ſpielenden Knaben einen ungewöhnlichen Trieb und eine auffallende Begabung zum Zeichnen. Der wackere Mann, ein Maler ſeines Zeichens, Juan del Caſtillo gebeißen, nahm ihn in ſeine Malerſchule als Lehrling auf, — denn die Kunſt ward damals noch überall ordentlich und handwerksmäßig bei einem tüchtigen Meiſter gelernt, während bei uns jetzt die Künſtler gleich fertig aus dem Boden wachſen. Es gab damals in Sevilla ſo wenig, wie ſonſtwo in Spanien, königliche oder nationale Akademien zur Ausbildung angehender Kunſtjünger, und noch weniger war in Murillo's Vater-

ſtadt die Rede von Gallerien und Kunſtſammlungen, in denen dieſelben an den trefflichſten alten und neueren Werken der Skulptur und Malerei hätten ihre Studien machen können. Die Wohnung und Werkſtatt eines Meiſters, und ſo auch die Werkſtatt Caſtille's, war, wie der obengenannte Geſchichtſchreiber der ſpaniſchen Kunſt ſich ausdrückt, die alleinige Schule ſeiner Lehrlinge und Geſellen, welche obenein die Koſten an Kohlen und Licht und andere mäßige Ausgaben aus einer gemeinſamen Kaſſe zu beſtreiten hatten. „Da ſaßen ſie im Winter um den Braſero (Kohlenbecken), im Sommer unter einer ausgeſpannten Leinwand, und kopirten die ihnen vom Meiſter vorgezeichneten Köpfe und Glieder, oder die wenigen Gypsabgüſſe und Skulpturfragmente, die ein ſolcher etwa geerbt oder geſammelt hatte. Zu Gewandſtudien diente eine Mönchskutte oder der nationale Mantel, über eine Gliederpuppe gehängt. Zu einem lebenden Modelle reichten die Mittel ſelten aus, aber man wußte ſich zu helfen. Die Schüler ſelbſt zogen ſich abwechſelnd aus, und boten ihren Kameraden Arm, Schenkel oder Schultern zum Nachzeichnen und zum Studium. Außerdem war es in allen Schulen Sevilla's Brauch, Früchte und Blumen, Wild und Fiſche, Töpfe und Pfannen zu malen, um ſich Uebung im Kolorit anzueignen. Der Ehrgeiz ward angefeuert durch die Nebenbuhlerſchaft, die zwiſchen den vier Schulen Sevilla's waltete, denen die Maler Rueläs, Pacheco, Herrera und Caſtillo als Meiſter vorſtanden; ferner durch die Gunſt des Kapitels und der Karthauſe, oder einzelner großer Herren, wie des Herzogs von Alcala; endlich auch durch öffentliche Ausſtellung der gefertigten Arbeiten an Fenſtern und Balkonen, bei den Frohnleichnamsprozeſſionen und anderen Feſten, auf den Stufen rings um die Kathedrale, wo eine irgendwie ausgezeichnete Arbeit bald der Anziehungspunkt der Volksmaſſen, das Thema der Gelegenheitsdichter und das Geſpräch der Stadt wurde." Selbſt der Wochenmarkt iſt hier nicht zu vergeſſen, und wir werden ſehen, daß dieſer letztere für unſern Murillo ſehr wichtig wurde.

Der junge Murillo war einundzwanzig Jahre alt, als ſein bisheriger Lehrherr Caſtillo Sevilla verließ und nach Cadix ging, wo er bald darauf ſtarb. Der Schüler mußte ſich jetzt ſelbſt weiter helfen. Arm, wie er war, galt es zunächſt, den nothwendigſten Lebensunterhalt zu verdienen. Dazu half ihm der Wochenmarkt von Sevilla, den er, wie andere arme Maler, alle Donnerstage mit ſeinen fertigen Madonnen und Heiligenbildern bezog. Das war damals keine Schande, wo Handwerk und Kunſt noch ſo wenig geſchieden waren, und wo Niemand daran Anſtoß nahm, neben Früchten und Eßwaaren, Kleidern und Schuhwerk, Töpfen und Korbflechterarbeiten auch die Erzeugniſſe des Pinſels in Buden, die zugleich als Atelier dienten, zum Verkaufe ausgeſtellt und dargeboten zu ſehen. Dazu kam dann auch wohl noch gelegentlich ein Auftrag zu dieſem und jenem Kirchenbilde, wie denn im Muſeum zu Sevilla noch heute eine „Madonna mit dem Chriſtkinde auf ihren Knieen" als ein Bild gezeigt wird, das dieſer Periode Murillo's angehört. Doch findet ſich in denſelben kaum eine Spur des Genius, den die ſpätere Zeit in Murillo verehren ſollte. Denn dieſer wunderbare Menſch gehört zu den wenigen Künſtlern, bei denen ſich die volle Blüthe des Genius erſt ſpät entfaltete.

So hatte Murillo das vierundzwanzigſte Jahr erreicht, ohne in ſeiner Vaterſtadt irgend welches Aufſehen zu erregen, als ein Umſtand eintrat, der zunächſt in ihm ſelber eine ganz neue Epoche begründen ſollte.

Bisher hatte er keine Gelegenheit gehabt, in ſeiner Kunſt etwas zu ſehen, was über die ſehr mäßigen Leiſtungen ſeines Meiſters und Lehrers hinausging. Da ereignete es ſich, daß ein junger ſpaniſcher Maler, Pedro de Moya, der abenteuernd, halb Kriegsmann, halb Künſtler, in die Welt gegangen war, und in Flandern Van Dycks Werke kennen gelernt, in London den großen Meiſter ſelbſt aufgeſucht und deſſen Unterricht genoſſen hatte, heimkehrend auf einige Zeit nach Sevilla kam und dort ſeine, im Geſchmack und in der Technik jenes gefeierten „Meiſters der Farbe" gemalten Bilder ausſtellte. Für Murillo ging durch dieſen Anblick eine neue Welt auf. Zum erſten Male ſah er, was ſeine Kunſt leiſten, was er ſelbſt unter einem ähnlichen Vorbilde erreichen könne! Zu einer Reiſe nach Flandern, oder gar nach Italien, dem gelobten Lande der Kunſt, ſah er in ſeiner Armuth keine Möglichkeit. Aber Madrid mit ſeinen Kunſtſchätzen, Madrid, wo der größte Maler Spaniens, Velasquez, der Freund von Rubens, der Schüler der großen italiſchen und flandriſchen Meiſter lebte und wirkte — ſchien ihm eher erreichbar. Dahin wollte, dahin mußte er gelangen.

Ein ganzes Jahr arbeitete er jetzt, um das nöthige Reiſegeld zu gewinnen, mit verdoppeltem Fleiße für den Markt und für die Händler, welche das ſpaniſche Amerika mit Bildern verſahen. Dann verſchwand er plötzlich aus Sevilla, ohne daß ihn, außer ſeinen Marktkunden, Jemand ſonderlich vermißt oder gefragt hätte, wohin er ſich gewendet habe. Ganz allein und zu Fuß wanderte er nach Madrid, das Herz voll Hoffnung neuen Lebens, aber auch voll banger Erwartung, wie der vornehme Hofmaler, der hochberühmte Meiſter ihn, den unbekannten jungen Menſchen, aufnehmen würde. Aber ein Genie erkennt das andere, und ſo erkannte auch der auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtehende Velasquez ſehr bald in ſeinem ihm ſchüchtern nahenden jungen Landsmann den göttlichen Funken des Genius und zögerte nicht, ihn zur Flamme anfachen zu helfen. Er nahm ihn in ſein Haus und ſeine Werkſtatt auf und ſtellte ihm ſeine eigenen Werke und Sammlungen zur Benützung und zum Studium freiwillig zu Gebote. Sein Einfluß öffnete ihm zugleich zu demſelben Zwecke alle die reichen Sammlungen des Eskurial und Albazar und anderer königlichen Gallerien. Hier, im Anblicke der Werke eines Rafael und Tizian, eines Rubens und Van Dyck, eines Ribéra (Spagnoletto) und Velasquez, ging dem jungen Sevillaner eine neue Welt auf, und er trug Sorge, ſich in derſelben bald heimiſch zu machen. Schon nach einem Jahre erklärte Meiſter Velasquez: er ſei jetzt reif genug, um nach Rom zu gehen. Ob Murille aus Mangel an Mitteln, oder aus welchen Gründen ſonſt, dieſer Aufforderung nicht folgte,

Digitized by Google

wissen wir nicht. Genug, er kehrte im Jahre 1645 nach seiner Vaterstadt zurück, die er, so viel uns bekannt ist, mit Ausnahme kleinerer Reisen in benachbarte Städte, bis an sein Ende nie mehr verlassen hat.

Kaum zwei Jahre lange hatte er den Unterricht des Velasquez und die Anregung durch jene großen Meisterwerke genossen, aber diese Zeit hatte hingereicht, sein ganzes folgendes Leben zu befruchten. Sein erstes Auftreten in Sevilla sollte seinen Landsleuten zeigen, was er in diesen zwei Jahren geworden war. Die Mönche des Franziskanerklosters zu Sevilla hatten bekannt gemacht, daß sie ihr Kloster mit einer Reihe von Bildern zu schmücken beabsichtigten; aber der niedrige Preis, den sie boten, hatte selbst unter den weniger namhaften Malern Sevilla's keinen angelockt, die Arbeit zu übernehmen. Murille, dem in seiner Lage eine Bestellung von höchster Wichtigkeit war, übernahm den Auftrag. Sein früheres, nothgedrungenes Viel- und Schnellarbeiten hatte wenigstens den Vortheil gehabt, ihm eine große Handfertigkeit und Sicherheit zu verschaffen, die ihm jetzt zu Statten kam. In überraschend schneller Folge lieferte er eine Reihe von eilf Bildern religiösen Inhalts, Visionen, Scenen ekstatischer Andacht und dergleichen, die alles übertrafen, was man bisher an Schönheit der Komposition, an Glanz und Pracht der Farben in Sevilla gesehen. Diese Bilder, jetzt durch den Raub der Franzosen in alle Welt zerstreut, machten ihn mit einem Schlage zu dem gefeiertsten Maler Sevilla's. Bestellungen folgten auf Bestellungen, Kirchen, Kapitel, Klöster, große Herren und Kunstmäcene trachteten eifrig darnach, Werke seiner Hand zu besitzen, und die dadurch hervorgerufene Thätigkeit des Künstlers half wiederum seine Meisterschaft steigern. Sein Hauptwerk „die Entzückung des heiligen Antonius von Padua" schmückt noch heute die Taufkapelle der Kathedrale seiner Vaterstadt, und eine etwas verschiedene Wiederholung desselben Gegenstandes bildet eine der wenigen Perlen des Museums zu Berlin. Die Beschreibung von 45 andern seiner noch vorhandenen Werke kann man in Kugler's Kunstgeschichte (Th. II, S. 452—460) finden, und ein von dem Berliner Kunstforscher Dr. Titus Ulrich herausgegebenes „Murillo-Album" enthält neben der Erklärung von neun photographirten Bildern des Künstlers auch eine Photographie seines jetzt im Louvre zu Paris befindlichen Selbstporträts, auf das wir später zurückkommen.

Es ist ein liebenswürdiger Zug in dem Charakter des Künstlers, aus dessen Werken uns überhaupt das reinste, liebevollste Gemüth anspricht, daß er, zu Ehre, Ansehen, Ruhm und Reichthum gelangt, es seine angelegentlichste Sorge sein ließ, im Gedanken an seine eigene harte, entbehrungsvolle Jugend, für die Zukunft und den Unterricht begabter Kunstjünger besser zu sorgen, als für ihn in seiner Vaterstadt gesorgt gewesen war. Er gründete mit Aufopferungen aller Art in Sevilla eine Kunstakademie, für die er alle namhaften Künstler der Stadt als Lehrer und Mitwirker zu gewinnen wußte. Selbst seine Neider und Feinde, Valdez-Leal und der jüngere Herrera, schlossen sich zuletzt derselben an, bezwungen von seiner unwiderstehlichen Uneigennützigkeit und Liebenswürdigkeit. Und wie Murillo selbst, gleich den meisten großen Malern Spaniens, seine Kunst als einen religiösen Dienst, und ihre Ausübung als eine Art von Priesterthum betrachtete, so wird berichtet, daß jeder Schüler bei der Aufnahme sich zum Glauben an „die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau" feierlich bekennen mußte.

Von Jahr zu Jahr wuchs sein Ruhm und seine Meisterschaft, und die letzte Epoche seines Lebens (1670 bis 1682), von seinem dreiundfünfzigsten bis zu seinem letzten, vierundsechzigsten Lebensjahre, war die Periode seiner herrlichsten Schöpfungen, welche sämmtlich biblische und religiöse Sujets darstellten, und den Schmuck der Hauptkirchen und Klöster Sevilla's bildeten. Er verließ Sevilla selbst dann nicht, als ihn eine ehrenvolle Einladung an den Hof nach Madrid berief. Nur einmal, als die Kapuziner von Cadix ihn dorthin beriefen, um als Altarblatt für ihre Kirche ihnen die Vermählung der heiligen Katharina zu malen, konnte er nicht umhin, obschon bereits ein Sechziger, ihren dringenden Bitten Folge zu leisten. Aber es war zu seinem Unheil. Der dreiundsechzigjährige Künstler hatte das Unglück, bei der Arbeit an dem oberen Theile des Bildes einen schweren Sturz von dem Gerüste zu thun, an dessen Folgen er nach längerem Siechthum am 3. April 1682 in den Armen seines bedeutendsten Schülers, Don Pedro de Villavicenzio, starb. Seine Gattin, Donna Beatriz, aus der reichen und angesehenen Adelsfamilie der Cabrera y Sotomayor, mit der er die glückliche Ehe geführt hatte, war ihm bereits im Tode vorangegangen. Von seinen überlebenden beiden Söhnen folgte ihm keiner in seiner Kunst; der eine starb als Kaufmann, der andere als Priester, und auch seine Tochter Teresa hatte bereits bei Lebzeiten des Vaters den Schleier genommen. Dagegen fehlte es ihm nicht an begabten Schülern, unter denen Sebastian Gomez einer der genanntesten ist. Er hieß el Mulatto de Murillo, weil er ursprünglich Sklave und Diener Murillo's war. Er und andere, wie Ochoa, Villavicenzio, Osorio, Joseph Lopez u. s. w., werden Vieles von dem gemalt haben, was jetzt in mancher Gallerie als Murillo's Arbeit gilt, zumal von Porträts, deren es sehr wenige beglaubigte gibt.

Murillo hat eine außerordentliche Popularität bei uns erlangt, und doch gibt es verhältnißmäßig nur Wenige, die ihn ganz und im Gebiete seiner eigentlichen Größe kennen. Bei dem Namen „Murillo" denkt zunächst fast Jeder an seine entzückenden Genrebilder: an jene Karten- und Würfelspielenden, Melonen essenden, Trauben verzehrenden, Kupfergeld zählenden Bettelknaben und Proletarierinnen, die aus den Gallerien von München, Wien und Dresden aller Welt bekannt sind, und deren entzückende Naturwahrheit und Heiterkeit, deren reine Naivetät und olympisches Behagen, deren Glückseligkeit in Lumpen, — fern von aller Gemeinheit und Rohheit — diese Bilder zu den höchsten Schöpfungen der Genremalerei aller Zeiten und Schulen erheben. Diese meist lebensgroß gehaltenen Genrebilder sind es in der That gewesen, die Murillo's Ruhm außerhalb der Gränzen seines Vater-

Digitized by Google

landes zuerst begründet haben. Und sie sind in der That dazu angethan; sie sind Genrebilder, im großen, fast möchte ich sagen ethnographischen, Style gemalt, nicht mit dem Witze der Reflexion, sondern mit dem liebevollen Humor theilnehmender Beobachtung. Man kann sich vorstellen, daß wir in ihnen die getreuen Abbilder von Scenen haben, wie sie Murillo in seiner Jugend aus seiner Bilderbude auf dem Trödelmarkte Sevilla's oft genug gesehen und vielleicht zwischen dem Verkauf seiner Bilder zu seinem Vergnügen skizirt haben mag. Aber diese Darstellungen sind doch nur die eine Seite von Murillo's künstlerischem Wesen. Sie bezeichnen den gesunden naturalistischen Ausgangspunkt seiner Kunst, und stehen im Zusammenhange mit den zahlreichen Bettler- und Schelmenromanen der spanischen Literatur, in deren Genre sich selbst Cervantes versuchte. Seine eigentliche Höhe erreichte unser Künstler jedoch auf einem ganz andern Gebiete, dem auch die weit überwiegende Mehrzahl seiner Werke angehört.

Dies ist das Gebiet der religiösen Malerei, und zwar der religiösen Malerei im Sinne und Geiste spanischer Religiosität.

In keinem Lande ist die Kunst in ihrer höchsten Blüthe und Vollendung in solchem Maße der Ausdruck der schwärmerisch religiösen Devotion, der bis zur Ekstase des Fanatismus gesteigerten Hingebung an das dogmatische Christenthum gewesen, wie in Spanien. Hier ist die Kunst durchaus im strengsten Sinne gläubig orthodox, wie das Volk und seine Beherrscher. Auf allen großen religiösen Bildern der spanischen Malerei sehen wir gleichsam die Inquisition ihren Schatten werfen. Die tiefste Inbrunst der Andacht, die höchste Begeisterung und Ekstase religiöser Verzückung, die Vollust selbst des Märtyrerthums für den heiligen Glauben, ja, ein bis zur Wildheit gesteigerter Fanatismus, sprechen sich aus in den Werken der Vorgänger Murillo's, in den Bildern eines Juan de las Ruelas, Francisco de Herrera, Zurbaran und Alonzo Cano. Man fühlt, daß ihre Kunst einem Volke angehört und in einer Nation erwachsen ist, die in Jahrhunderte langen, blutigen Kriegen gegen die „ungläubigen" Araber ihr religiöses Bewußtsein auf's Höchste gesteigert hatte, und wo der Glaubenseifer und die Glaubenstyrannei eines König Philipp und seines Alba und die Autodafe's der Inquisition nichts weniger als verabscheute, vielmehr sehr populäre Dinge waren.

In Murillo ist gleichfalls, wie gesagt, dieß Element vertreten, aber es erscheint bei ihm verklärt durch die Schönheit der Form. In diesem Betracht hat man ihn mit Recht den Rafael Spaniens genannt. Wie Rafael, so ist Murillo immer sympathisch; er gewinnt das Herz des Beschauers auch da, wo er Häßliches darzustellen hat. Bei ihm ist die Wildheit der Schwärmerei, der Fanatismus der frommen Glaubensbigotterie zu andachtsvoller Liebe, und die berauschte Ekstase zu süßer, beseligter Hingebung geworden, während ein Hauch des göttlichen Geistes, den seine Madonnen und Heiligen ausdrücken, bei ihm selbst die Gestalten und Physiognomien der niedrigsten Wirklichkeit umfließt. Die tiefe innerliche Wahrheit aller seiner Gestalten beruht auf zwei Dingen: auf seinem gründlichen Naturalismus und auf der eigenen glaubensvollen Hingebung seines Gemüths an die Gegenstände seiner Kunst. An Murillo könnten die modernen christlichen Maler lernen, wie die höchste Geistigkeit mit der wahrhaftesten Leiblichkeit, wie christlicher Spiritualismus und weltlicher Realismus innig verbunden sein können, ja verbunden sein müssen, um ächte Wirkung religiöser Bilder hervorzubringen. Murillo's Gestalten, sagt Kugler in seiner Kunstgeschichte (II, 454) mit Recht, sind nicht Ideale erhöhter Menschlichkeit, wie diejenigen Rafaels, — denn selbst durch ihre heiligste Verzückung blickt irdische Bedürftigkeit hindurch — aber sie reißen die Seele hin, weil sie das schönste, üppigste Erdendasein in unmittelbarer Verknüpfung mit dem Himmlischen darstellen. Sie sind ganz durchglüht von Sensibilität, wie die Gestalten Correggio's, und dabei von Licht umfluthet, wie diese; aber es hat sie ein edleres Gemüth geschaffen und die Devotion einer neuen Zeit mächtig darin ausgedrückt. Man betrachte nur einmal seine „Entzückung des heiligen Antonius" im Berliner Museum, und man wird verstehen, was diese Worte sagen wollen.

Die Doppelnatur Murillo's zeigt sich am schlagendsten in seinen Madonnen. Hier hat er zwei ganz verschiedene Weisen der Auffassung und Darstellung. In seinen heiligen Familien, in seinen „Madonnen mit dem Kinde" waltet durchaus, bei aller Schönheit und Lieblichkeit, das irdisch realistische, gemeinhalt naturalistische Element vor. Dagegen in denjenigen Bildern, wo er die Madonna als unbefleckt empfangene jungfräuliche Gottesmutter darstellt, in diesen mit dem Namen „Concepcion" (d. h. Empfängniß) oder „Asuncion" (d. i. Erhebung) genannten Bildern, wo er gleichsam seine dogmatische Gläubigkeit bekennt, da schwingt seine Darstellung sich zu einer Höhe empor, welche nur mit der Rafaelischen Darstellung der Madonna Sirtina verglichen werden kann. Eine solche Darstellung ist die für die Kirche los Venerables zu Sevilla 1678 gemalte, himmelauf schwebende Madonna, jetzt zu den kostbarsten Perlen der Louvregallerie gehörend. Man nennt von ihm gegen zwanzig solcher Darstellungen, für die eine Stelle aus der Offenbarung Johannis (Kap. 12, V. 1) als Motiv gedient haben soll. In weißem Gewande und blauem Mantel, die Hände sanft über der Brust gefaltet, den Mond, das Zeichen der Jungfräulichkeit, zu ihren Füßen, das idealisch schöne Haupt von Glorienschein umflossen, die Züge des himmlischen Antlitzes ganz verklärte Sehnsucht und fromme Hingebung — so schwebt sie im Aether des Himmels, der reinste Ausdruck gotterfüllter, gläubiger Inbrunst des Künstlers, der in dieser Gestalt sein Höchstes, den wesentlichen Inhalt seines frommbegeisterten Gemüths, ausgesprochen hat. —

In demselben Louvre sah ich auch das Selbstporträt des Malers, welches hier in Holzschnitt nachgebildet ist. Man sieht es ihm auf den ersten Anblick an, daß er ein Proletarierkind ist, und ich konnte mich nicht enthalten, mir zu sagen: so müßten Murillo's Bettelbuben aussehen,

Digitized by Google

wenn man ſie zu Männern geworden und dem Elend durch ein glückliches Schickſal entzogen dächte. Es iſt ein unbeſchreiblich unſchuldiges, naiv gutmüthiges, heiter ernſtes Menſchenangeſicht. Die Stirne mächtig und edel, die Augenbrauen über den ausdrucksvollen, dunkel blitzenden Augen nach der Naſe zu etwas ſtark niedergedrückt, wie bei einem Menſchen, der viel und mit Anſtrengung zu ſehen und zu beobachten gewohnt iſt. Die Naſe lang und regelmäßig geformt, der Mund vom dünnen Lippen- und Knebelbarte eingefaßt, ziemlich ſtark und etwas zu groß, das Kinn kräftig und ſtark. Es iſt ein Geſicht, in welchem ſich die Doppelnatur von Murillo's Kunſt, das realiſtiſche und ſpiritualiſtiſche Element, wiederfindet, und das man, wenn man es einmal ſah, nie wieder vergißt.

Aeſthetiſche Briefe.

Von **Adolf Wahrmund.**

2. Der Reiz des Schönen.

Reizend muß das Schöne immer ſein, auch die reinſte und höchſte Schönheit der Urania. Die Logiker bringen zwar den Begriff reizend bei den Eigenſchaften der niedrigeren Schönheit unter, die den Menſchen bei den Dingen der gemeineren Welt feſthält und die Flügel der aufſtrebenden Seele mit dem Gewichte des gröberen Irdiſchen belaſtet, etwa wie die Speiſe den Gaumen reizt. Wie ſollte aber ſelbſt das höchſte Schöne den Geiſt hinaufziehen können, wenn es ihn, ſowie er nun einmal in das Sinnliche gekleidet iſt, nicht reizte? Wir bezeichnen alſo mit „Reiz" den geheimnißvollen Zug, der das Schöne unwiderſtehlich macht, ſo zu ſagen die irdiſche Unterſtützung der Kraft, mit welcher das Schöne emporzieht. Und die Philoſophen mögen inſofern Recht haben, als dieſer Reiz vielleicht nicht zu den ewigen Eigenſchaften der vollendeten Schönheit gehört, inſofern er nur nothwendig iſt, um die Bewegung, das ſich Anziehenlaſſen durch das Schöne zu bewirken. Das wollen wir aber den Philoſophen überlaſſen; gewiß iſt, daß für uns, wie wir ſind, Reiz der Schönheit nothwendig iſt, und wir ſind überzeugt, daß er einen weſentlichen Beſtandtheil der lebendigen Schönheit ausmacht, für die wir empfänglich ſind, alſo auch der poetiſchen, wenn ſie anders einen Eindruck auf uns machen ſoll.

Mit dem Reiz der poetiſchen Schönheit iſt es aber wie mit dem Reiz des Diamants. Dieſer iſt ſehr reizend, wenn er kunſtvoll geſchliffen aus ſchöner Faſſung ſtrahlt, gar nicht reizend aber, ſo lange er ungeſchliffen iſt. Und doch iſt er Diamant und des Schliffes fähig. So iſt's auch mit dem Reiz des poetiſchen Gedankens: es kann ein Gedanke unendlich groß und ſchön ſein, ohne daß er reizt; es fehlt Schliff und Faſſung. Was dem Gedanken dieſe Eigenſchaften gibt, das iſt die Kunſt der Sprache. Bis aber eine Sprache den Grad von Kunſtvollendung erhält, welcher dem Gedanken Reiz zu geben vermag, bedarf es der mühſamen Arbeit vieler Jahrhunderte und vieler einzelner Menſchen, von allen andern Vorausſetzungen ganz zu ſchweigen. Was nun die Dichtung in deutſcher Sprache betrifft, die bekanntlich drei ſtreng von einander unterſchiedene Epochen ihrer Geſchichte hat, wonach ſie in die alt-, mittel- und neudeutſche zerfällt, ſo bemerken wir von vorn herein, daß von dieſen Sprachen, um ſie ſo zu nennen, nur die mittelhochdeutſche eine ſolche Vollendung erlangt hat, daß zur Zeit ihrer Blüthe die Einkleidung des poetiſchen Gedankens faſt durchaus reizend iſt und Jeden gewinnen muß, welchem Zeitalter ſein Geſchmack auch angehören mag.

Der altdeutſchen Sprache mußte aus vielen Gründen eine ſolche Art der Vollendung fehlen. Das Wenige, was wir in ihr noch beſitzen, iſt für die Meiſten nicht reizend. Dieſer Mangel wird aber mehr als aufgewogen. Die Ueberreſte altdeutſcher Dichtung zeigen eine Stärke, Weite und Erhabenheit des Gedankens, welche die Denkweiſe der mittleren und neueren Zeit ſo weit übertrifft, wie der Himmel über der Erde iſt. Davon unſere Leſer zu überzeugen, wird uns in der Folge leicht gelingen.

Die neuhochdeutſche Sprache hat ſich durch unſere großen Schriftſteller und Dichter des vorigen Jahrhunderts erſt mühſam aus einem Zuſtand völliger Verſunkenheit herausgearbeitet, in den ſie das Unglück der Nation im ſiebzehnten Jahrhundert geſtürzt hatte. Das Höchſte in ihr hat Goethe erreicht. Der Reiz ſeiner Darſtellung iſt unendlich höher, als der früherer Jahrhunderte. Er ſelbſt meint, er habe es in einer Kunſt leidlich weit gebracht, in der Kunſt deutſch zu ſchreiben, d. h. in der Kunſt, dem Gedanken durch Einkleidung in unſere Sprache Reiz zu geben. Er meint aber auch, daß die Griechen ihn meiſtern. Und ſo iſt es auch. Wer Sprachen verſteht, muß ſagen, daß der Reiz

Digitized by Google

griechiſcher Darſtellung den von der neuhochdeutſchen Sprache erreichten übertrifft. Dafür haben wir aber den Troſt, daß in Weite, Tiefe und Erhabenheit des Gedankens die Griechen von uns übertroffen werden, von uns, d. h. nicht gerade von uns in der Gegenwart, ſondern von uns, inſofern wir eines Blutes ſind mit unſeren Vorfahren, wie ſie noch zu Karls des Großen Zeiten gelebt und gedacht haben, und inſofern wir in dieſer Blutsverwandtſchaft die Fähigkeit beſitzen, die Gedanken unſerer Vorfahren nachzudenken. Erhält dieſe Größe des Denkens einſt noch in unſerer Sprache den vollendeten Reiz der äußeren Darſtellung, ſo wie ihn die griechiſche Dichtung beſitzt — und ſie muß ihn erhalten, — ſo ſind die Griechen übertroffen und weit übertroffen. Die Deutſchen ſollen in einem anderen Sinne Weltvolk werden für die ganze Erde, wie es die Griechen für die alte Welt waren, d. h. für die Länder um das Mittelmeer herum. Sie müſſen es in anderem Sinne werden, d. h. ſich nicht, wie Juden und Griechen, durch die übrige Welt zerſtreuen und ihr nationales Daſein einbüßen. Sie ſollen nicht Geiſt und Sprache ausbilden, um als politiſche Utopiſten und pädagogiſche Sklaven Andern zur geiſtigen Politur zu verhelfen. Sondern ſo, wie aus eigener innerer Bewegung heraus und durch mächtige Arbeit Volk und Fürſten unſer politiſches Geſchick geſtalten, wie es einer ſo großen Nation würdig iſt, wird auch unſere Sprache und Dichtung, die Blüthe des Geſammtlebens, ſich zu vollendeter Schönheit heben, uns zum Ruhm und der Welt zur Freude. Dazu müſſen die nächſten Weltkämpfe uns verhelfen.

Im dritten Briefe nun werden wir an Beiſpielen aus altdeutſchen und angelſächſiſchen Dichtungen zeigen, worin die Größe beſteht, die unſeren Vorfahren in ihrer Denkweiſe eigen war. Von altnordiſchen Dichtern wollen wir jetzt noch nicht reden, da ihre Anſchauungsart und Sprachweiſe von der unſrigen zu ſehr abweicht. Was aber unter dieſer Größe zu denken iſt, ſoll hier noch angedeutet werden

Goethe hat ſich viel mit der Lehre von den Farben abgegeben und über die einſchlägigen Erſcheinungen Unterſuchungen angeſtellt. Da bot ihm einmal ein Trinkglas mit trüben Figuren, wie er ſelbſt ſich ausdrückt, die Erſcheinung eines Urphänomens, indem dieſe Figuren, gegen das Licht gehalten, gelb, gegen das Dunkel gehalten, blau erſchienen. Dieſe Erſcheinung war ihm ganz unerklärlich und ſetzte ihn in Erſtaunen. Hierüber äußert er ſich nun: „Das Höchſte, wozu der Menſch gelangen kann, iſt das Erſtaunen; und wenn ihn das Urphänomen in Erſtaunen ſetzt, ſo ſei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren.“ Was iſt nun ein Urphänomen oder eine Urerſcheinung, über die der Menſch erſtaunen ſoll? Offenbar das Unbegreiflichſte, das er ſich auf kein ihm bereits Bekanntes zurückführen kann. Aber was iſt denn dem Menſchen bekannt? Was er alle Tage oder oft geſehen hat. Iſt aber das Bekannte etwa begreiflich? Iſt es begreiflich für uns, wie die Sonne auf- und untergeht? Ja, ſagſt du; es kann nach den Geſetzen der Schwere und der Bewegung nicht anders ſein. Aber was iſt denn das Geſetz der Schwere? Iſt dieſes etwa begreiflich? Ja, ſagſt du wieder, denn Maſſe muß die Maſſe anziehen. So, warum muß ſie denn anziehen? Warum muß denn nicht Maſſe die Maſſe abſtoßen? Antwort: weil wirklich, thatſächlich Maſſe die Maſſe anzieht. Alſo auf die Thatſache kommſt du wieder zurück; — und iſt die begreiflich? Nein, ſie iſt nicht begreiflich, ſie iſt wunderbar. Alles iſt wunderbar, und nichts iſt im eigentlichen Sinnne begreiflich, was tagtäglich und Jahr aus Jahr ein um uns her geſchieht. Wie Sonne und Mond auf- und untergehen, wie die Kometen am Himmel kommen und gehen, wie der Saft in den Bäumen aufſteigt, wie aus der Blüthe die Frucht wird, das ſind lauter unbegreifliche Dinge. Der Menſch hat dann und wann das Gefühl davon, daß er ſich mitten in einer wunderbaren Welt befindet, in der er ſich ſelbſt das größte Wunder iſt. Auch geben die Dichter dieſem Gefühl oft Worte. Aber dieß Gefühl kommt nur zeitweiſe: alles Wunderbare ſollte den Menſchen alltäglich werden. Und, ſagt Leſſing im Nathan:

Der Wunder Höchſtes iſt,
Daß uns die wahren, echten Wunder ſo
Alltäglich werden können, werden ſollen.

Gut, ſie ſollen uns alltäglich werden; aber vergeſſen ſollen wir nicht, daß es Wunder waren und ſind. Und nie vergeſſen ſoll es der Dichter, der ja dieſe wunderbare Welt den Menſchen abſchildern ſoll, wie ſie wirklich iſt. Er ſoll mit allen dieſen Wundern als mit alltäglichen Erſcheinungen umzugehen wiſſen, und doch immer in ihnen Urphänomene ſehen im Sinne Goethe's. Und Goethe war in dieſem Sinne ein wirklicher Dichter. Carlyle ſagt von ihm: „dieſem Manne ward wunderbarlich verliehen, was wir ein Leben in der göttlichen Idee der Welt nennen dürfen: Einblick in das innere göttliche Geheimniß; und gar ſeltſam ſteigt aus ſeinen Büchern die Welt abermals als göttlich, als Kunſtwerk und Tempel eines Gottes abgeſpiegelt hervor, durchleuchtet von einem milden Himmelsglanz; — eine wirkliche Prophetſchaft in dieſen höchſt unprophetiſchen Zeiten, für mich bei Weitem das großartigſte, wenn auch eines der ruhigſten unter all den großen Dingen, die in ihnen vorgegangen ſind.“ — Und ſo muß der wahre Dichter beſchaffen ſein: von ihm gilt noch in höherem Grade, was Fichte vom wahren Gelehrten ſagt: Gelehrte ſind ein fortwährendes Prieſterthum und haben von Geſchlecht zu Geſchlecht die Menſchen damit bekannt zu machen, daß noch immer ein Gott in ihrem Leben gegenwärtig ſei, daß alle Erſcheinung, alles was wir in der Welt ſehen, nur eine Hülle für die göttliche Idee der Welt ſei. Und denkt er wirklich ſo, ſo denkt er groß.

Digitized by Google

Gesellschaftliche Stellung der Frauen im Alterthum.

Wenn heute ein Mann des Alterthums auferstehen würde, wenn es ihm, um vom Standpunkt jener Zeit aus zu reden, vergönnt wäre, aus dem Todtenreiche heraufzukommen an das Licht des Tages und sich umzuschauen in der modernen Welt, sich mit dem ganzen Thun und Treiben, Wesen und Leben derselben bekannt zu machen, so wäre wohl der erste Eindruck ein dumpfes Staunen über die auffallenden Erfindungen, die zum großen Theil erst unserem Jahrhunderte angehören und sogar einen Sohn des vorigen zu nicht geringer Bewunderung hinreißen würden. Aber dann erst, wenn er seine Aufmerksamkeit auf das Leben im Kleinen, auf die Thätigkeit des engeren Privatlebens richten würde, dürfte ihm ein Licht aufgehen über die Umgestaltung, welche die ganze Weltanschauung seit den Tagen des Alterthums erfahren hat. Denke ich mir z. B., daß Herodot, der erste Begründer der historisch-geographischen Charakterbilder, der gleich dem edlen Dulder Odysseus vieler Menschen Städte gesehen und Sitten erkannt hat, plötzlich hereingestellt würde in die Gegenwart, so höre ich ihn, nachdem er mit seinem klaren Geiste den Unterschied der Zeitalter schnell erfaßt hat, folgendermaßen sprechen: nun, es scheint mir, Prometheus sei abermals zu den Menschen gegangen und habe diesesmal dem Zeus nicht blos das Feuer, sondern auch den Blitz entwendet und sich aus der Werkstätte des Hephästos einiges abgelernt; vermuthlich wird er es zum zweitenmale büßen müssen, denn der Mensch soll nicht zu tief eingreifen in Werk und Willen der Götter. Doch ist es nicht das, was meine Verwunderung erregt hat, sondern als ich hinging durch die Straßen der Stadt, da begegneten mir sonderbare Gestalten, die ihrer Kleidung nach Frauen gewesen sein müßten. Aber da viele derselben einhergingen, allein ohne Diener, nicht getragen in Sänften, auch nicht mit verhüllten Antlitz, ja viele in stolzem Schmucke, als seien sie Fürstinnen, so sind sie wohl Abkömmlinge jener Amazonen, oder sind sie besonders verständig und haben wohl die Geschäfte des Staates euch abgenommen, und ihr Männer sitzt wohl meistens zu Hause, im obern Gemache, mit Spinnen und Weben beschäftigt? — Und sollten wir uns etwa beleidigt fühlen in unserm Bewußtsein, „wie wir es dann zuletzt so herrlich weit gebracht“, und nicht vielmehr dem in seinen Worten enthaltenen Winke folgend anerkennen, daß nicht auf den äußeren Erfindungen, auf der Dienstbarmachung der Naturkräfte vor Allem die Kultur eines Volkes beruht, sondern auf der Gestaltung des Familienlebens und dem Verhältnisse der Geschlechter, und daß hierin der Geist der Religion und Politik am meisten sich abspiegelt? Das mag denn auch der leitende Gedanke der folgenden Darstellung sein.

Der Orient.

Wir wollen in der historischen Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse der Frauen so weit als möglich zurückgreifen, nämlich bis auf die Schöpfungsgeschichte. — Da steht geschrieben 1. Mos. 1: Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn, und er schuf sie ein Männlein und ein Fräulein; und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch unterthan und herrschet über Fische im Meere und über Vögel unter dem Himmel, und über alles Thier, das auf Erden kriechet. — Das ist ein merkwürdiges Aktenstück und in Kürze die eheliche Reichsverfassung für die Menschen aller Zeiten, welche zweierlei enthält. Erstens wird dadurch die Monogamie als ewige Satzung aufgestellt, denn sonst hätte gewiß der Schöpfer gleich von Anfang an dem Manne mehrere Frauen gegeben, oder — denn auch dieses ist schon in der Völkergeschichte vorgekommen — der Frau mehrere Männer. Zweitens ist darin die Gleichberechtigung beider Geschlechter anerkannt; denn Gott hat nicht gesprochen: und nun du Mann, herrsche über die Erde, du Weib aber sei die Sklavin des Mannes.

Hiemit verlassen wir die vorsündfluthliche Geschichte, wir überspringen ein paar Jahrtausende und sehen uns wieder in jenen Gegenden um, wo die ersten Menschen gewandelt haben, wo indessen große Reiche gegründet und Throne aufgerichtet worden sind, mit deren Pracht kaum die jetzigen zu wetteifern vermögen. Es ist hier nicht der Ort, Untersuchungen darüber anzustellen, wie solche Reiche geworden und wie sich der orientalische Despotismus naturgemäß entwickelt hat; einen geistreichen Versuch der Art finden wir in Schillers Werken, in deren zehntem Band eine Abhandlung enthalten ist: Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde. — Man wird mit einem gewissen Rechte sagen können, die Völker haben in der Regel diejenige Regierungsform, welche sie selbst wollen und — verdienen. Despotien gedeihen nur bei sklavisch gesinnten Völkern, welche sich über den sinnlichen Lebensgenuß zu erheben nicht im Stande sind. In einem solchen Staate versteht es sich von selbst, daß das schwächere Geschlecht unterdrückt ist und den Launen und Gelüsten des stärkeren sich unterordnen muß. So entstand die Serailregierung und Haremswirthschaft, deren Einzelheiten zu schildern überflüssig ist. Menschenrechte aber werden nicht ungestraft verletzt, und vom Fluche des Despotismus ist am wenigsten der Träger desselben, der Herrscher selbst, ausgenommen. Nirgends ist z. B. der Königsmord häufiger, als in solchen Staaten, und gerade

Digitized by Google

die Frauen, die am meisten unterdrückt sind, üben auf der andern Seite wieder einen ungebührlichen Einfluß. Weil ihre geistige Thätigkeit nach Kopf und Herz keinen der Natur angemessenen Wirkungskreis findet, so gebrauchen sie die von der Natur gebotenen Mittel, vor Allem ihre Schönheit, um die Schranken zu durchbrechen, mit denen sie der männliche Egoismus umgeben hat, und so mancher Despot hat die Beleidigung einer Favoritin mit dem Leben bezahlen müssen. Zur Charakteristik einer solchen Serailregierung verweise ich auf das Alte Testament, Buch Esther: Die perſiſche Königin Vaſthi, heißt es dort, wagte es einst, als sie von ihrem Gemahle Ahasver zur Mahlzeit gebeten wurde, weil er mit ihrer Schönheit prunken wollte, einen eigenen Willen zu haben und erschien nicht. Darüber entsetzten sich natürlich die Höflinge, und dieser Ungehorsam gegen den königlichen Willen däuchte ihnen nicht sowohl ein ungeheurer Frevel, als vielmehr ein gefährlicher Vorgang, der leicht bei dem ganzen Geschlechte Nachahmung finden könnte. „Denn es wird solche That der Königin auskommen zu allen Weibern, daß sie ihre Männer verachten vor ihren Augen und werden sagen: Der König Ahasver hieß die Königin Vaſthi vor sich kommen, aber sie wollte nicht: so werden nun die Fürstinnen in Persien und Medien auch also sagen zu allen Fürsten des Königs, wenn sie solche That der Königin hören, und es wird sich Verachtens und Zorns genug erheben." — Man sieht, wie die scheinbar stärkste Regierung gerade die schwächste ist und vor jedem freieren Luftzug erbebt. — Daß zur Abwechselung auch einmal eine Königin auf dem Throne sitzt, wie Semiramis, thut natürlich der bisherigen Charakteristik keinen Eintrag.

Doch auch die Kehrseite der Unterdrückung des weiblichen Geschlechts wird uns noch im Orient geboten und zwar im Uebergang zum Abendland auf jener Halbinsel, welche die natürliche Brücke nach Europa bildet. Dort wurde nämlich einige Zeit vor dem trojanischen Kriege der Amazonenstaat gegründet, d. h. ein Staat aus lauter Frauen bestehend, wo im Reiche selbst kein Mann geduldet und nur mit den Nachbarn die lockersten ehelichen Verbindungen erhalten wurden; von den neugebornen Kindern aber wurden nur die Mädchen zurückbehalten, die Knaben aber den Vätern geschickt, oder auch um's Leben gebracht. Und daß diese Voraussetzung der Weiberrechte nicht gänzlich in's Gebiet der Fabel zu verweisen ist, scheint aus andern Berichten der Schriftsteller hervorzugehen. So sagt Herodot: „Die Lycier (ein Volk in Kleinasien) haben eine sonderbare Gewohnheit, die sonst kein anderes Volk hat, sie nennen sich nach der Mutter und nicht nach dem Vater. Denn wenn man einen Lycier fragt, wer er sei, so wird er sein Geschlecht von der Mutter Seite angeben, und wenn eine Bürgerin mit einem Sklaven sich verbindet, so gelten die Kinder für edelgeboren, wenn aber ein Bürger, und wäre es der vornehmste, eine Ausländerin nimmt, so sind die Kinder unehelich." Und ein anderer Schriftsteller sagt: „Die Lycier erweisen den Weibern mehr Ehre als den Männern, sie nennen sich nach der Mutter und vererben ihre Hinterlassenschaft auf die Töchter, nicht auf die Söhne, und hinwiederum: sie haben keine geschriebenen Gesetze, sondern nur ungeschriebene Gebräuche; von Alters her werden sie von den Weibern beherrscht." Aber auch nach Greta scheint vor Alters diese Weiberherrschaft gedrungen zu sein, ja sogar nach Athen, und die Gelehrten meinen, die Eumeniden des Aeschylus haben die Tendenz, die Abschaffung des Weiberrechts durch eine neue Verfassung darzustellen.

Griechenland.

Somit wären wir auf dem Boden von Hellas angekommen, auf dem wir uns längere Zeit verweilen müssen, und wenn sonst bekannt ist, daß die Griechen eine der höchsten Kulturstufen erstiegen, daß sie in Politik, Kunst und Wissenschaft außerordentlich viel geleistet haben, so muß uns nach dem oben aufgestellten leitenden Gedanken von Wichtigkeit sein, welche Stellung von diesem hochgebildeten Volke den Frauen angewiesen wurde.

Sehen wir uns zunächst in der Religion und Mythologie der Griechen um, so könnte sich leicht von Anfang an ein sehr ungünstiges Vorurtheil bilden. Man hat schon oft die Regel aufgestellt: wie die Götter, so die Menschen! und wenn man nun hört, daß die Griechengötter, welche als vollkommenere Menschen gedacht wurden, ihre Menschenähnlichkeit auch dadurch bethätigt haben, daß sie, von Leidenschaft für die Kinder der Sterblichen erfaßt, sich in Liebe mit diesen verbanden, wenn insbesondere von Zeus, dem Vater der Götter und Menschen, unterschiedliche Liebesabenteuer erzählt werden, die seiner Gemahlin Here unsäglichen Aerger verursachten, so würde nach jener Regel sich ergeben, daß eheliche Treue überhaupt als etwas Werthloses von den Griechen angesehen worden sei. Allein man würde sehr irren, wenn man alle Fabeln der Dichter zu Glaubenssätzen der Volksreligion stempeln würde, vielmehr wurden in vielen derselben nur die regelmäßigen Wirkungen der Naturkräfte sinnbildlich dargestellt, namentlich in denen von Zeus und Here; und überhaupt folgt aus dem ganzen Charakter der Griechen, daß Gesetz und Sitte viel wirksamere Kräfte für Gestaltung des öffentlichen und Privatlebens waren, als die Religion. Was nun unsere besondere Frage betrifft, so haben wir zwei Zeitalter zu unterscheiden, nämlich das heroisch-patriarchalische und das republikanische, und im zweiten werden wir bei den beiden tonangebenden Staaten, Sparta und Athen, wie überhaupt, so insbesondere in unserer Sache eine wesentliche Verschiedenheit entdecken.

Wir betrachten zuerst das heroisch-patriarchalische oder das homerische Zeitalter. — Homerisches Zeitalter! — O wie gelüstet es mich, geradezu jene herrlichen Stellen mitzutheilen, in welchen die edelsten Frauengestalten abgebildet sind: Hektors Gattin

Digitized by Google

Digitized by Google

Madonna von Madrid.

Andromache, wie sie von ihrem Gatten Abschied nimmt, wohl ahnend, daß sie ihn nicht mehr lebend wiedersehe und daß nach dem Untergang ihrer Vaterstadt ein trauriges Loos ihrer warte; dann die sinnige Penelopeia, das Ideal der ehelichen Liebe und Treue, besonders aber die lieblichste unter allen, die Phäakenprinzessin Nausikaa. Ueber ihre Gestalt hat Homer eine Fülle von Schönheit und Anmuth ausgegossen, in deren Lichte Alles, was mit ihr in Berührung kommt, sogar das Häßlichste, was es im Frauenleben gibt, eine Wäsche, verklärt erscheint. — Aber nicht darum handelt es sich hier, zu zeigen, wie Homer den Charakter der Frauen aufgefaßt und dargestellt hat, sondern um die Frage: welche Stellung hatten die Frauen in dem Zeitalter, welches die homerischen Dichtungen behandeln? — Aber wie? ist es denn erlaubt, einen Dichter als historische Quelle zu benützen? Wenn es sich freilich um eine historisch wahre Darstellung von Begebenheiten handelte, so müßte der Dichter mit der größten Vorsicht benützt werden, und in die Retorte der historischen Kritik gebracht, werden die homerischen Gedichte kaum ein paar Tropfen liefern; aber wo nach kulturgeschichtlichen Zuständen geforscht wird, gestaltet sich die Sache ganz anders. Ob es je einen Hektor, Odysseus oder Phäakenkönig gegeben hat, das ist sehr zweifelhaft; aber so viel ist gewiß, daß im grauesten Alterthum in Griechenland Könige gewesen sind, und daß die Sitten und das Leben in ihrer Umgebung von der dort geschilderten Beschaffenheit gewesen sind, kann mit großer Wahrscheinlichkeit behauptet werden. — Da sehen wir uns nun auf einmal in eine ganz andere Sphäre versetzt, als wir sie an den orientalischen Höfen gefunden haben. Einmal kann die Monogamie als Regel angenommen werden, und die homerischen Frauen treten so häufig in den Vordergrund der Handlung, daß von einer orientalischen Absperrung des weiblichen Geschlechts keine Rede sein kann. Zwar haben die Frauen ihre eigenen Gemächer im obern Theile der Hauses, wo sie in Gesellschaft der Mägde ihre weiblichen Arbeiten verrichten, und allerdings scheint es, als ob sie selbst in den Angelegenheiten des Hauses keine entscheidende Stimme gehabt hätten. Darf doch Telemach zu seiner Mutter Penelope sprechen: „Auf, zum Gemach hingehend besorge du deine Geschäfte, Spindel und Webestuhl und gebent den dienenden Bleibern, fleißig am Werke zu sein, das Wort gebühret den Männern, allen und mir am meisten, denn mein ist im Hause die Obmacht.“ Im Palaste des Phäakenkönigs Alkinous dagegen treffen wir im Thronsaale in der Versammlung der Phäakenfürsten auch die Königin Arete; und ihr zuerst naht Odysseus als Schutzflehender; „denn —“, hatte ihm zuvor die Tochter Nausikaa gesagt, „denn, wofern nur jene dir Freundschaft hegt in der Seele, hoffe getrost hinfort die Freunde zu schauen und zu kommen in das begüterte Haus und deiner Väter Gefilde.“ — Charakteristisch ist besonders die Art, wie eine Heirath zu Stande kam. Zwar wird auch von den Einwirkungen der Aphrodite (Liebesgöttin) gesprochen; sie ist es, welche den Paris bewog, nach Sparta zu reisen und die Helena zu rauben, und welche die Helena bethörte, jenem zu folgen (der Eros, Amor, ist erst eine nachhomerische Erfindung). Die Regel aber ist, daß der Vater das Geschäft übernimmt, für seinen Sohn eine Gattin zu suchen; er geht zum Vater einer Jungfrau und bietet diesem einen Kaufpreis an, dafür wird aber auch die Braut von ihrem Vater nach Kräften ausgestenert. Die Hochzeit wird festlich begangen, und zwar hat ebenfalls der Brautvater das Hochzeitmahl zu veranstalten. Von diesem Festmahle, wie von jedem andern, bekommen die Götter ihren gebräuchlichen Antheil und so fehlte es also auch dem Feste nicht an der religiösen Weihe. Die Kinder wurden im Hause erzogen, und daß die Mutter einen bedeutenden Einfluß auf die Erziehung hatte, versteht sich nach allem Bisherigen von selbst. — So gemüthlich und behaglich aber auf der einen Seite die Verhältnisse erscheinen, so geht auf der andern ein finsterer Geist durch manches Haus, wie durch das der Pelopiden und Labdakiden, und um so heller erscheinen auf dem dunkeln Hintergrunde die Gestalten einer Antigone, Iphigeneia, Elektra, deren genauere Zergliederung uns manchen Aufschluß für unsere Frage an die Hand geben dürfte. — Auf das patriarchalische Zeitalter folgt das des Despotismus, den aber der freie Geist der Hellenen nicht lange duldete, und nach einer vom wilden Ringen der Parteien durchtobten Periode finden wir fast überall in Griechenland Freistaaten, unter welchen bald zwei eine hervorragende Stelle einnahmen, Sparta und Athen.

Es gibt nicht leicht eine Gesetzgebung, welche das Lob der Consequenz so sehr verdient, wie die Lykurgische. Alle einzelnen Theile derselben waren darauf berechnet, den Staat im Innern zu einem festen Organismus, nach außen zu einer unüberwindlichen Macht zu gestalten. Auch die Frauen haben in diesem Organismus ihre Stelle gefunden. Ihr Antheil an dem Staatsinteresse beginnt da, wo es sich darum handelt, daß alle einzelnen Glieder des Staatskörpers leiblich gesund und stark seien. Welch großer Einfluß auf die angeborene Gesundheit der Kinder die Gesundheit der Mutter hat, versteht sich von selbst. Darum wurden in Sparta nicht bloß die Knaben, sondern auch die Mädchen so bald als möglich zu gymnastischen Uebungen von Staatswegen angehalten und, wie jene, im Pentathlon (Fünfkampf), d. h. im Lauf, Sprung, Ringkampf, Diskus- und Speerwurf geübt, nicht als ob man beabsichtigt hätte, sich ihrer Kräfte unmittelbar im Kriege zu bedienen oder sie zu Amazonen heranzuziehen, sondern weil man hoffte, auf diesem Wege am ehesten eine gesunde und starke Nachkommenschaft zu erzielen. Bisweilen kam es dann vor, daß bei den Wettspielen des einen Geschlechts das andere zuschauen durfte und es läßt sich denken, daß darin ein gewaltiger Sporn für den Ehrgeiz gegeben war.

— Es wird übrigens in der That bezeugt, daß die spartanischen Jungfrauen nicht blos die gesundesten und kräftigsten, sondern auch die schönsten in ganz Hellas gewesen seien — gewiß ein beachtenswerther Wink für unsere moderne weibliche Erziehung. — Noch ehe der Jüngling selbständig wurde, war ihm gestattet sich zu verheirathen; er mußte zu diesem Zwecke bei dem Vater oder Vormünder der Jungfrau werben; wenn er aber die Einwilligung erhalten hatte, so folgte nicht alsbald der Eintritt in die prosaischen Verhältnisse eines geordneten Hausstandes, sondern in der Regel bemächtigte sich der junge Mann seiner Braut, die ihm doch von rechtswegen gehörte, durch gewaltsame Entführung, und auch nachher durfte er, so lange er noch der unter Staatsaufsicht stehenden Altersklasse angehörte, seine Frau nur verstohlen besuchen; vermuthlich, damit das Feuer der Gefühle durch Gewohnheit nicht gar zu schnell abgekühlt würde. Dem Staat war es ferner durchaus nicht gleichgiltig, ob seine Bürger sich verheiratheten oder eheles blieben, vielmehr bestand ein Gesetz, daß derjenige, welcher unterließ eine Ehe zu schließen, während er dazu berechtigt war, nicht blos von gewissen Festen ausgeschlossen wurde, nicht blos auf die Ehrfurchtsbezeugungen der Jugend, auf die man sonst so großen Werth legte, verzichten mußte, sondern auch gezwungen war, zu einem Wintertage in bloßem Unterkleide auf dem Markte herumzugehen und auf sich selbst ein Spottlied abzusingen. Aus dem Bisherigen folgt durchaus nicht, daß die spartanischen Frauen einen thätigen Antheil genommen haben an den öffentlichen Angelegenheiten, vielmehr wurde gerade den verheiratheten Frauen eine gewisse Zurückgezogenheit zur Pflicht gemacht; sie durften sich öffentlich nicht anders als verschleiert zeigen, während die Mädchen unverschleiert giengen. Ein Spartaner, um die Ursache befragt, antwortete: weil die Mädchen einen Mann erst zu suchen, die Frauen aber den ihrigen sich zu erhalten haben. In keinem andern griechischen Staate aber haben sich die Frauen so sehr als wirkliche Glieder des Gemeinwesens gefühlt, nirgends so lebhaften Antheil an der Machtstellung ihres Vaterlandes genommen und zwar so, daß sie die der Weiblichkeit gesteckten Grenzen häufig überschritten. Davon nur ein Beispiel: Wenn die Mütter der Spartaner erfuhren, daß ihre Söhne todt auf dem Wahlplatze liegen, so giengen sie selbst hin und besichtigten die Wunden der Gefallenen, und diejenigen, deren Söhne Wunden auf der Brust hatten, trugen sie jauchzend in die väterlichen Gräber, die andern aber schämten sich, und weinend, nicht über den Tod, sondern über die Schmach ihrer Kinder, ließen sie die Leichname zurück, damit sie in dem allgemeinen Grabe bestattet würden. Auch in dem Benehmen der Frauen also spiegelt sich der das ganze spartanische Wesen beherrschende Grundsatz, daß der Einzelne ganz und gar aufgehen soll in dem Gemeinwesen und daß der einzige Werth, der ihm als Persönlichkeit zukommt, darin besteht, ein würdiges Glied des Ganzen zu sein.

Auch bei den Athenern, zu denen wir nunmehr übergehen, galt die Thätigkeit im öffentlichen Leben als erste Pflicht des Bürgers und seine persönlichen Tugenden hatten nur dann einen Werth, wenn sie in den Dienst des Staates traten; aber die freiere Bewegung, die der athenische Bürger dem Geiste seiner Verfassung gemäß beanspruchte, verbunden mit einem ausgebildeten Sinne für das Passende und Schickliche, bewirkte, daß im Athenischen Staate dem schwächeren Geschlechte das demselben von Natur zugetheilte Gebiet als Wirkungskreis angewiesen wurde, das Haus. Auf dieses beschränkte sich vor Allem die Erziehung des weiblichen Geschlechts, welche lediglich im Anhalten zu weiblichen Arbeiten bestand. In den Häusern bildete das Wohngemach der Frauen einen abgesonderten Theil, entweder im obern Stock oder im Hinterhause, und wurde von Männern, namentlich von Fremden, nicht betreten. Auf der Straße und an öffentlichen Orten erschienen auch die verheiratheten Frauen nicht ohne Begleitung eines Dieners oder einer Dienerin. Nur an großen Götterfesten, z. B. an dem Nationalfeste der Panathenäen, nahmen auch Jungfrauen Theil, und es kam zuweilen vor, daß bei solchen Gelegenheiten Bekanntschaften für's Leben angeknüpft wurden, während in der Regel den Eltern überlassen blieb, für ihre Kinder die zweckmäßigste Wahl zu treffen. — In Athen also galt der an sich unangreifbare Satz, daß es für die Frau sich nicht schicke, an dem öffentlichen Treiben Theil zu nehmen. Aber eben weil die ganze Thätigkeit des Mannes in diesem Treiben aufging, weil alle seine höheren Gefühle und Bestrebungen auf dieses gerichtet waren, so mußte die andere von solcher Thätigkeit zurückgewiesene Hälfte der Bewohner in eine Niedrigkeit der Stellung zurücksinken, die nicht durch das Princip, sondern höchstens durch zufälligen Geschmack und Temperament des Hausherrn gemildert wurde. Nur solchen Frauen, welche durch höhere geistige Begabung den Muth und die Fähigkeit gewannen, die Schranken der Sitte und Sittlichkeit zu durchbrechen, gelang es, sich einen höhern Einfluß im Staate zu verschaffen, wie z. B. der Geliebten, nachmaligen Frau des Perikles, Aspasia, die überdieß eine Ausländerin war und schon dem Zeitalter des politischen und moralischen Verfalls angehörte.

Fassen wir nun das ganze griechische Wesen der historischen Zeit zusammen, so werden wir sagen können: da, wo die Person nur als Glied des Staates einen Werth hat, müssen die Rechte des weiblichen Geschlechtes zu kurz kommen; entweder nämlich sieht man die Frauen an als lebendige Glieder am Staatskörper, so büßen sie dadurch ihre Weiblichkeit ein, wie in Sparta; oder werden sie, wie sich's geziemt, vom Staatsleben ausgeschlossen, so verlieren sie dadurch, dem Geiste der Zeit gemäß, alle persönliche Achtung, wie in Athen.

Das Wahre ist dieses, wo der Staat sich auferbaut auf der Grundlage der Familie, da kann es auch der Frau wegen ihres bedeutenden Einflusses

Digitized by Google

auf die Gestaltung des Familienlebens nicht an der ihr gebührenden Achtung mangeln. Ein Versuch wenigstens zur Begründung dieses allein richtigen Verhältnisses ist im Alterthum gemacht worden durch den römischen Staat.

Rom.

„Kein Volk," sagt der Geschichtschreiber Mommsen, „kommt dem römischen gleich an schlichter, aber unerbittlicher Durchführung der von der Natur selbst vorgezeichneten Rechtsverhältnisse. Eigenes Haus und Kinderegen erscheinen dem römischen Bürger als das Ziel und der Kern des Lebens. Von Anfang an hatten die Familienglieder eine sittlich geordnete Stellung. Familienhaupt kann nur der Mann sein, aber innerhalb des Hauses ist die Frau nicht Dienerin, sondern Herrin. Befreit von den dem Gesinde zukommenden Arbeiten des Getreidemahlens und des Kochens, widmet die römische Hausmutter sich wesentlich nur der Beaufsichtigung der Mägde und daneben der Spindel, welche für die Frau ist, was für den Mann der Pflug." Es gab bei den Römern hauptsächlich zweierlei Arten der Eheschließung, eine kirchliche Ehe und eine Civilehe. Die letztere wurde unter der Form eines Kaufvertrags abgeschlossen, während jene, die bei weitem häufigere und ältere, von dem obersten Priester eingesegnet wurde. Weil dabei die Braut einen Mehlkuchen als Sinnbild der Häuslichkeit trug, hieß die Ceremonie Confarreatio, also: Vermehlung. Im Mittelpunkte des Hauses waren die Penetralien, d. h. ein großer Saal, in welchem gewöhnlich die ganze Familie sich aufhielt und wo auch der Herd stand, und auf diesem brannte beständig eine Flamme zu Ehren der Penaten oder Hausgötter, deren Bilder in einem eignen Schreine in der Nähe des Herdes aufbewahrt und bei einem Auszuge mitgenommen wurden. Zum deutlichsten Beweise aber, daß sich der Staat auf der Grundlage der Familie auferbaute, dient das Heiligthum der Vesta oder der Staatsherd, auf welchem ebenfalls ein nie verlöschendes Feuer unterhalten wurde und zwar von eigens hiezu bestellten priesterlichen Jungfrauen, den Vestalinnen. Eine weibliche Gottheit also, bedient von weiblichen Priestern, ist Vorsteherin des Gemeindeheiligthums. — Allerdings war die Gewalt des Hausvaters eine unumschränkte, in der Art, daß ihm freistand, sein neugeborenes Kind anzunehmen oder zu verstoßen; daß aber der letztere Fall nie vorgekommen ist, beweist am besten, daß der Hausvater sein Recht blos als formelles angesehen hat. Uebrigens war seine Gewalt über die ganze Familie so groß, daß der Sohn nicht durch Heirath zur Selbständigkeit gelangte, sondern erst durch den Tod des Vaters; so lange der Vater aber noch lebte, durfte er sich vom Familienverbande nicht losmachen. Diese Hausväter zusammen nun bildeten die erste römische Gemeinde; sie waren also und hießen Patres und ihre Nachkommen Patricii. Auf dieser Geschlossenheit des Familienlebens beruhte die ursprüngliche römische Verfassung. Wie diese namentlich durch das Ankämpfen der dem Geschlechterverbande nicht angehörigen Bewohner Roms, der Plebs, gegen die Vorrechte der Patricier sich weiter entwickelt hat, kann natürlich hier nicht näher ausgeführt werden; ich erwähne nur so viel, daß das Recht der ehelichen Verbindung mit den Patricierfamilien eine der ersten Forderungen der Plebejer war. — Hieraus geht nun klar hervor, daß den Frauen durch die altrömische Verfassung eine durchaus würdige und angemessene Stellung eingeräumt war, und die Achtung vor den Matronen, so heißt nämlich jede römische Bürgerin, zieht sich durch die ganze römische Geschichte hindurch. — Die geraubten Sabinerinnen vermitteln den Frieden zwischen Eltern und Gatten. — Lange Zeit ertrug man den Uebermuth der Tarquinier mit Geduld; als aber ruchbar wurde, daß ein Mitglied derselben gegen die Ehre einer Frau gefrevelt hatte, brach der Sturm los und aus dem Blute der Lucretia sproßte die Republik hervor. — Abermals um einer beleidigten Jungfrau willen, der Tochter des Virginius, wird die Tyrannei der Decemvirn gestürzt. — C. Marcius, der Coriolaner, einer der eigensinnigsten Köpfe, wird nur durch die Vorstellungen seiner Mutter bewogen, von der Verfolgung seiner feindseligen Plane abzustehen, und endlich ein zum Sprichwort gewordenes Ideal römischer Hausfrauen ist Cornelia, die Mutter der Gracchen, die übrigens an ihren Söhnen nicht viele Freude erlebte. Denn bereits hatte das römische Gemeinwesen eine Ausdehnung erlangt, die nicht mehr zu den alten Grundsätzen paßte. Und eben weil die Gracchen die neuen Verhältnisse durch Reformen mit den alten vermitteln wollten, giengen sie zu Grunde. — Im alten Rom herrschte, wie es ein auf Familien gegründeter Ackerbaustaat mit sich bringt, die größte Sittenreinfalt; durch die Eroberungen kamen Reichthümer und in Folge dieser Schwelgerei nach der Hauptstadt und in kurzer Zeit war das früher so sittenstrenge Rom ein Pfuhl von Lastern. Und wie auf der einen Seite die Tugend der Frauen am längsten dem anwachsenden Strome einen Damm entgegensetzt, so trägt auf der andern Seite dieses Geschlecht, wenn es einmal von der Tugend abgefallen ist, am allermeisten dazu bei, die innere Fäulniß zu befördern, wobei ich nur an Julia, die sittenlose Tochter Augusts, und an die berüchtigten Namen Messalina und Popäa Sabina erinnern darf. — Doch je größer die Noth, desto näher die Hilfe. Damals gieng durch die ganze civilisirte Welt ein Gefühl der Trostlosigkeit, das sich bei Einzelnen bis zu der Ahnung steigerte, daß durch ein unmittelbares Eingreifen der Gottheit eine neue Zeit werde heraufgeführt werden. Daran dachte man freilich in der Hauptstadt der Welt am allerwenigsten, daß das Heil aus der Mitte eines Volkes erblühen werde, von welchem man die abenteuerlichsten Vorstellungen und jedenfalls die verächtlichste Meinung hatte. Aber eben um die Zeit,

Digitized by Google

wo in Rom jene Unholdinnen walteten, war im Osten bereits der Stern Jakobs aufgegangen.

Judenthum und Christenthum.

Ich habe mir erlaubt, die Beiträge, welche das israelitische Volk zur Lösung unserer Frage liefert, auf den Punkt aufzusparen, an dem wir jetzt angekommen sind, weil das Christenthum zwar eine neue Schöpfung, doch naturgemäß auf dem Boden des Judenthums erwachsen ist. Auch in der israelitischen Geschichte müssen wir die zwei Perioden des patriarchalischen und des politischen Zeitalters unterscheiden. Daß im ersten derselben die Monogamie nicht strenge durchgeführt ist, hängt mit den orientalischen Sitten zusammen, wobei ich nur die Hagar zu nennen brauche, welche mit Wunsch und Willen der Sara Abrahams Nebenweib wird, so wie die Doppelehe des Jakob. Im Uebrigen sind es ziemlich gemischte Empfindungen, welche die Geschichte der patriarchalischen Frauen erweckt. Liebliche Idyllen einerseits, wie jene Brunnenscenen in Mesopotamien: das erstemal, wo der treue Knecht und Hausverwalter Abrahams, Elieser, sich an der Quelle vor der Stadt gelagert hat, um zu warten, bis die Jungfrauen herauskommen, Wasser zu schöpfen, und wie er sich dann vornimmt, diejenige als die erwählte für seinen jungen Herrn anzusehen, welche sich erbieten wird seine Kameele zu tränken, als untrüglichen Beweis, daß sie dazu tauge, die Vorsteherin eines Hauswesens zu werden, dessen fast einziger Reichthum in Viehherden besteht. Aber dieselbe Rebecca ist es ja, die sich nicht entblödet, ihrem Lieblingssöhnchen Jakob Anleitung zu geben, wie er seinen alten Vater betrügen solle. Das ist nun freilich blos aus unserer occidentalischen Moral heraus geredet, während der Erzähler weder selbst ein Wort der Mißbilligung beifügt, noch auch den betrogenen Vater ein Wort des Tadels aussprechen läßt. — Nicht lange hernach werden wir an denselben Brunnen geführt, an welchem Elieser um Rebecca geworben. Diesesmal werden die Liebenden selbst dort zusammengeführt und durch einen Liebesdienst die Bekanntschaft vermittelt. Doch scheint jetzt eine Neuesis einzutreten; denn wie einst Jakob sich selbst betrügerisch an die Stelle seines Bruders gesetzt hat, so wird ihm jetzt statt der geliebten und schönen Rahel von dem Schwiegervater die blöde Lea unterschoben, und erst nach einer Woche erhält er auch Rahel, jedoch nur unter der Bedingung, daß er sich zu 7 weiteren Dienstjahren verpflichtet. Außer den beiden Töchtern Labans finden wir ferner mit der vollkommensten Zustimmung derselben Mägde als Nebenweiber Jakobs. Noch einmal wird am Brunnen eine Bekanntschaft angeknüpft von Mose im Lande Midian, welcher die Töchter des Priesters Jethro gegen Hirten vertheidigt und dadurch die Gunst des Vaters und die Hand einer Tochter gewinnt.

Wir kommen an das zweite Zeitalter der israelitischen Geschichte, wo aus der Familie ein Volk geworden ist, das ein eigenes Land bewohnt und zwar mit einer ganz eigenthümlichen, in ihrer Art einzigen Verfassung, die auch dem ganzen Volke und allen seinen Verhältnissen ein sonderbares Gepräge verleiht. Jehovah, der einige Gott, ist Nationalgott und König zugleich, sein Dienst soll erhalten werden in diesem seinem eigenen Volke mitten unter lauter götzendienerischen Völkern, und zwar bei einem Volke, das zu solchem Götzendienst immer eine geheime Neigung verspürt. Daß nun dieser Zweck erreicht werde, darauf ist die ganze Mosaische Gesetzgebung berechnet, und wer in derselben auch nur das Werk eines Staatsmannes erblickt, kann ihr seine Bewunderung nicht versagen. Namentlich war durch ein umfangreiches und verwickeltes Ceremonialgesetz dafür gesorgt, daß der einzelne Staatsbürger fast in jedem Momente seines Lebens an seine staatsbürgerlichen, d. h. religiösen Pflichten erinnert wurde. Ja diese religiöse Geschäftsordnung griff so tief in das Privatleben ein, daß unser modernes Gefühl davon zurückgestoßen wird und sich jedenfalls das Leben als das gerade Gegentheil der Gemüthlichkeit vorstellen muß, die sich in der Gegenwart heimisch fühlt. Das israelitische Volk war eigentlich durchaus ein Volk der Zukunft, der Verheißung, und damit hängt auch die merkwürdige Erscheinung zusammen, daß die der ganzen Nation gegebenen Verheißungen die Stelle der Hoffnung des Einzelnen auf persönliche Fortdauer nach dem Tode einnehmen. Um so wichtiger ist für den Einzelnen, daß er wenigstens in seinen Nachkommen die Erfüllung der Verheißungen erlebt. Daher gilt Kinderlegen für das höchste Glück, Kinderlosigkeit für einen Fluch Gottes. — Das Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen hat viel Aehnlichkeit mit der spartanischen Verfassung, nur daß in dieser Alles auf politische Macht, dort auf ein zukünftiges goldenes Zeitalter berechnet ist. Eine der schönsten Blüthen dieses Staatslebens ist die Tochter Jephtha's, die, nachdem sie ihre Jungfrauschaft mit ihren Gespielinnen beweint hat, bereit ist, für den Buchstaben des Gesetzes, mag er auch ein sinnloses Opfer verlangen, ihr Leben hinzugeben. Doch das war noch das heroische Zeitalter, wo eine Debora als Heldin und Sängerin sich an die Spitze des Nationalheeres stellte; als aber der Staat seine höchste politische Macht und seine Grenzen ihre größte Ausdehnung erlangt hatten, da ging er auch schnell zu dem Charakter der übrigen orientalischen Reiche über. Von dem Könige, welcher als ein Ideal von Weisheit gepriesen wird, und der seinem Volke das größte und einzige Denkmal der Kunst gründete, von Salomo lesen wir, daß er einen Harem von 1000 Frauen unterhalten habe. Von ihm ist aber auch das einzige erotische Gedicht, welches die hebräische Literatur aufzuweisen hat, das Hohelied, das in orientalischer Glut seinesgleichen sucht. Jetzt ist auch der Verfall des Reiches angebahnt und das Schicksal, von andern orientalischen Reichen verschlungen zu werden.

Digitized by Google

Deutsche Hausfrau.

Digitized by Google

Doch die wahre Tragödie entwickelt ſich erſt da, wo dem Volke die Erfüllung aller Verheißungen geboten wird, und wo es ſeinen Heiland gerade deßwegen von ſich ſtoßt, weil er ſich den Verheißenen nennt und doch aller der Erwartungen, die ſie von ihm Jahrhunderte lange im Herzen getragen haben, zu ſpotten ſcheint. Zwei Frauengeſtalten treten bei der Geburt des Heilandes in den Vordergrund, vor allen natürlich die jungfräuliche Mutter, die der Herr gewürdigt hat, ihrem Volke den Heiland zu ſchenken, und die Prophetin Hanna, als Repräſentantin des beſſeren, leider aber ſo wenig verbreiteten Geiſtes der Nation. Im Schooße der Familie entwickelt der Sohn der Verheißung die Kräfte, welche ihn zu ſeiner göttlichen Sendung befähigen, und wenn er mit manchem ſtrengen Worte ſeiner Mutter zu verſtehen gibt, daß ſein Beruf nicht dem engen Kreiſe der Familie, ſondern der ganzen Menſchheit angehöre, ſo hat er doch durch ſeine Worte am Kreuze zu erkennen gegeben, daß die gemüthlichen Bande der Familie für ſein Herz nicht zu klein ſind. Und wenn er, ermüdet von ſeinem dornenvollen Berufe und Kampfe gegen die Vorurtheile einer Welt, ausruhen will, ſo ſucht er ſeine Erholung im Umgang mit den beiden Frauen, welche die zwei ſchönſten Züge des weiblichen Charakters darſtellen, die werkthätige Liebe und die ſinnige Begeiſterung für das Ewige. — Und dann die letzte altteſtamentliche Brunnenſcene, wo an der Jakobsquelle der ächte Sohn Abrahams, Iſaaks und Jakobs in der Perſon der Samaritерin der ganzen ſündigen Menſchheit die Grundlehre des neuen Evangeliums verkündigt, daß die wahre Gottesverehrung eine Anbetung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit iſt. — Aber eben für dieſe neue Lehre war die alte Welt zu verdorben; man faßt nicht neuen Moſt in alte Schläuche, darum mußte die Kataſtrophe der Völkerwanderung hereinbrechen, und die germaniſche Nation vor allen andern war beſtimmt, den Sauerteig in ſich aufzunehmen und zu verarbeiten, von welchem die Welt durchdrungen werden ſollte.

Die Lehre, daß das Reich Gottes nicht von dieſer Welt ſei, bethätigten die Verkünder derſelben, namentlich der Apoſtel Paulus, vor allem dadurch, daß ſie alles Eingreifen in die politiſchen Verhältniſſe auf's ſtrengſte vermieden. Dennoch bietet im Kleinen die urchriſtliche Gemeinde das Bild einer alle Verhältniſſe durchdringenden ſocialen Reform, und das zeigt ſich namentlich auch auf dem Gebiete des Frauenlebens. Jetzt erſt treten die Frauen auf den Grund der Lehre, daß vor Gott kein Anſehen der Perſon gilt, in die volle Gleichberechtigung ein, die ihnen durch jenes erſte Schöpfungswort für alle Zeiten verbürgt war, und es wurde ihnen demgemäß auch in dem Amte der Diaconiſſen ein ihrem Geſchlechte angemeſſener Wirkungskreis angewieſen. — In einem Punkte zwar ſcheint es, als ob wenigſtens der Apoſtel Paulus dem Familienleben nicht ſehr hold geweſen wäre. Er bekennt ſich nämlich ganz entſchieden zur Vertheidigung des eheloſen Lebens und deckt alſo mit ſeiner Autorität die erſt nach vielen Jahrhunderten zum Geſetz erhobene Einrichtung des Prieſtercölibats. Dabei iſt aber zu bedenken, einmal, daß ihm ſelbſt ſein Miſſionsberuf verbot, durch Familienbande und Sorgen ſich zu feſſeln, und daß er mit der größten Beſtimmtheit die Wiederkunft Chriſti und das Ende aller Dinge in der allernächſten Zeit erwartete. Dagegen hat er auf der andern Seite die gediegenſten Ermahnungen für das eheliche Leben, welche zu bekannt ſind, als daß ſie einer genaueren Ausführung bedürften, auch erlaubt er ausdrücklich dem Biſchof der Gemeinde, eines Weibes Mann zu ſein.

An ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen. — Nur darf man nicht aus der Langſamkeit, mit welcher dieſe reifen, einen nachtheiligen Schluß ziehen, wie wir durch das Gleichniß von dem Senfkorn am beſten belehrt werden. Kaum hatte das Chriſtenthum begonnen, eine weltliche Macht zu werden, ſo ſank auch die Kirche wieder zurück auf den Standpunkt des Judenthums und Heidenthums. Die äußere Pracht des Gottesdienſtes erinnert an den Salomoniſchen Tempelkultus, und die Verehrung der Mutter Gottes als Himmelskönigin, nebſt dem ganzen Hofſtaat der Heiligen, unterſtützt durch die Werke mittelalterlicher Kunſt, an den altclaſſiſchen Polytheismus. Die Hinweiſung der Gläubigen auf das andere Leben, als das allein des Strebens würdige, wurde bald eine Beſchönigung für die Tyrannei, welche bevorrechtete Stände, zu denen im Laufe der Zeit auch die Verwalter des Heilighums ſich geſellten, über die zahlloſe Menge in der Art ausübten, daß dieſer allerdings das andere Leben als die erſehnte Ruhe von einem würdeloſen und elenden Daſein erſcheinen mußte. Erſt der neueſten Zeit war es aufbehalten, die Gleichberechtigung der Menſchen auch für die Verhältniſſe dieſes Lebens als Grundſatz auszuſprechen, und beſonders die Kämpfe unſers Jahrhunderts drehen ſich vorzugsweiſe um die praktiſche Durchführung dieſes Grundſatzes. Zum Sturze des Feudalismus war vor allen von der Vorſehung die franzöſiſche Nation berufen; der Wiederaufbau auf ſolider, ächt menſchlicher und chriſtlicher Grundlage ſcheint aber der germaniſchen Nation, dem deutſchen Volke vorbehalten zu ſein. Denn dieſes vor allen — und damit komme ich ſchließlich noch einmal auf meine eigentliche Aufgabe zurück — iſt dazu angethan, das durchzuführen, wozu der römiſche Staat einen Anlauf genommen hat, ein auf die Familie gegründetes Staatsleben. Schon das alte Germanenthum enthielt, aber noch unbewußt, die Elemente dazu, namentlich eine die übrige Rohheit durchbrechende Achtung vor den Frauen, aus welcher die das Mittelalter beherrſchende, durch den Marienkultus unterſtützte Galanterie hervorwuchs. Aber ſo poetiſch auch dieſer mittelalterliche Frauendienſt uns anmuthet, ſo iſt doch weit erhaben über denſelben die geſunde Proſa eines wohl organiſirten Familienlebens, in der Art, daß jeder Herd die unverletzliche Burg iſt, in welcher der Bürger ſeine

Digitized by Google

stets geöffnete Heimat hat, aus welcher er, gekräftigt durch das hier erblühende Glück, hervortritt als ein tüchtiger Staats- und Weltbürger —

Und deinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände
Und mehret den Gewinn
Mit ordnendem Sinn
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer.

Aber eben jetzt können wir uns nicht verbergen, daß dieses reizende Bild des Dichters bedroht ist durch die sich vorbereitenden Umwälzungen der Staatenverhältnisse und daß ohne Zweifel das deutsche Volk berufen ist, die Bedingungen jenes beglückten Daseins erst durch blutige Kämpfe zu erringen und zu sichern. — Doch wenn auch diese Zeit der Trübsal über uns hereinbricht, so können wir Männer dem Kampfe getrost entgegensehen im Hinblicke auf die Frauen, welche schon einmal bewiesen haben, daß sie, nicht schlechter als jene Spartanerinnen, aber mit Wahrung ihrer Weiblichkeit, im Stande sind, auch ihrerseits heiße Opfer auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. — O, wer den Tag erleben dürfte, da sie Sieges- und Dankopfer darbringen auf dem Altar des geeinigten deutschen Vaterlandes!

Ueber den Flußaal und Zitteraal.

Der Aal ist ein merkwürdiger, in Betreff seiner Fortpflanzung fast geheimnißvoller Fisch, über den mehr Fabeln im Umlauf sind, als über irgend einen andern. Er ist der einzige, der sich auch außerhalb des Wassers, das er bisweilen in warmen Nächten verläßt, behaglich fühlt. In Gestalt und Bewegung schlangenartig, worauf auch seine Namen anspielen, ist er durch Gewandtheit, Schlüpfrigkeit und sein zähes Leben zum Sprüchwort geworden. Die Vermehrung seines andern Fisches blieb auch den beharrlichsten Forschern so lange verschleiert, als die seinige.

Von den aalartigen Fischen, die eine einzige, an Gattungen äußerst zahlreiche Familie bilden, ist der gemeine Aal oder Flußaal, Muraena anguilla, der bekannteste. Er hat, wie alle Arten der Familie, einen schlangenartigen, vorn runden, gegen den Schwanz hin zusammengedrückten Körper, einen platten, niedergedrückten, gewöhnlich stumpfen Kopf, mit verlängertem Unterkiefer, ziemlich kleine Augen und kleine, nicht besonders zahlreiche Zähne; er hat Rücken- und Brustflossen, dagegen keine Bauchflossen. Die Kiemendeckel sind von der Körperhaut umgeben und so klein, daß man dieselben dem Thiere früher ganz abgesprochen hat; die Kiemenöffnung ist ein am Halse, hinter den Brustflossen befindliches, röhrenförmiges Loch. Der Leib ist mit einer Schleimdecke überzogen, unter welcher die Schuppen verborgen liegen. Die Farbe des Rückens ist schwarzgrau, die Seiten sind heller, und der Bauch, dessen ganze Länge die Schwimmhäute einnimmt, ist weiß. Man findet den Aal in allen Flüssen und Seen von Europa, wo er eine Länge von 3 bis 4 Fuß und eine Dicke von 2 bis 3 Zoll erreicht, am häufigsten aber in solchen Gewässern, die einen mit Schlamm vermengten Sandboden haben, selten dagegen im Donaugebiete. Im Winter findet er sich in großer Menge am Strande der Nord- und Ostsee, wo 12 Pfund schwere, armsdicke Aale von 6 Fuß Länge nicht selten sind.

Der Aal ist ungemein kräftig und lebhaft, so daß man kaum wagen darf ihn anzufassen, da er nicht nur heftig um sich schlägt, sondern auch nach Art der Schlangen sich um den Arm seines Angreifers zu winden sucht, und dabei außerordentliche Kraft entwickelt. Er hat ein zäheres Leben als alle andern Fische, und man hat Mühe, ihn in der Küche zu tödten, wo man ihn zu diesem Zwecke mit dem Schwanze anzunageln pflegt.

Obwohl die Aale im Norden häufiger als im Süden gefunden werden, äußern sie gegen Kälte mehr Empfindlichkeit als andere nordische Fische, fehlen daher auch in den Flüssen des nördlichen Rußlands und Sibiriens, und ziehen zum Winteraufenthalte brackisches Wasser der Flußmündungen vor, weil dieses immer eine höhere Temperatur, als das Süßwasser oder das Meer besitzt. Unter Tags halten sie sich meist im Schlamm verborgen, wo sie auch zu überwintern, und eine Art von Winterschlaf zu halten pflegen. In Weihern gezogen, müssen sie einen schlammigen Boden haben, wo sich dann oft hundert zusammen in eine Grube legen. Diese hat in der Regel drei Oeffnungen, die wohl durch das Ein- und Auskriechen der Thiere von selbst entstehen. Des Nachts gehen die Aale ihrer Nahrung nach, welche in Insekten, Würmern, kleinen Fischen, Rogen und Aas besteht. Zu manchen Zeiten sind sie sehr gefräßig, fallen sogar große Karpfen an, denen sie indessen weiteren Schaden zuzufügen nicht vermögen. Sie vertilgen erstaunlich viele Larven von Wasserinsekten, kleine Wasserschnecken, Fischlaich und Fischbrut, und sind daher mit Recht den Raubfischen beizuzählen. Gelegentlich fressen sie auch Pflanzen, und kriechen des Nachts oder bei feuchtem Wetter an's Land, in nahe gelegene Getreide- oder Erbsenfelder; sie fressen junge Erbsen besonders gern, beißen aber auch zarteren Zweige schwimmender Wassergewächse ab. Wegen des engen Kiemenspaltes bleiben ihre Kiemen lange feucht, so daß sie ganze Tage im Trockenen aushalten können; dieß ist auch der Grund, warum man sie lebend, zwischen Gras verpackt, weit verlenden kann. Wo die See nicht zu entfernt ist, stellen die Aale eine Art von Herbstwanderung an, gehen nach der See hinab und kehren im Frühjahre wieder in ihre alten Standplätze zurück.

Die Geschichte der Fortpflanzung der Aale blieb bis auf unsere Zeiten zweifelhaft und war daher, da man weder Rogen noch Milch in ihnen gefunden, auch nie ihr Laichen beobachtet hatte, seit Aristoteles und Plinius, ein Gegenstand der wunderlichsten Fabeln. Nach Aristoteles entstanden die Aale ohne Weiteres aus dem Schlamme, in welchem sie lebten, nach Plinius aus Theilen, die sie durch Reiben an Felsen von den eigenen Körpern losrissen, nach Helmont aus Maithau, der auf Aasen niedergefallen, und der gemeine Mann glaubte sonst in vielen Gegenden, daß die in's Wasser gelegten Schweifhaare eines Hengstes sich in junge Aale verwandelten. Gesner und

Digitized by Google

Leeuwenhoek behauptete, daß sie lebendige Junge zur Welt brächten, weil sie dergleichen, nie aber Milch oder Rogen in ihnen gefunden, ließen sich aber eben so, wie später Fahlberg, der 40 zollange Junge im Juni in ihrem Leibe gefunden haben wollte, durch die zahlreichen Eingeweidewürmer täuschen, welche der Aal beherbergt. Neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß sie so wenig Zwitter, wie die Lampreten und Neunaugen sind, wenn sich auch die Sexualorgane schwer erkennen lassen. Die in Fett gehüllten Eierstöcke sind manschettenartig gestaltet und ziehen sich durch die ganze Leibeshöhle hinab. Die Eier selbst sind fast nur unter dem Mikroskop zu erkennen. Während andere Seefische zur Laichzeit in die Flüsse hinaufsteigen und die ausgebrüteten Jungen sich sodann flußabwärts ins Meer begeben, findet bei den Aalen gerade der umgekehrte Fall statt, sie ziehen zur Laichzeit ins Meer hinab und die dort geborenen Jungen steigen in die Flüsse und Seen hinauf. Diejenigen Aale, denen der Zutritt zum Meere nicht offen steht, müssen in den Seen und Flüssen laichen, in denen sie meist auch geboren sind. Man hat erst in neuerer Zeit bei Eintritt der Nacht an Flußmündungen Myriaden durchsichtiger, etwa zwei Linien langer Thierchen bemerkt und hat gefunden, daß es junge, stromaufwärts ziehende, von Feinden verschiedener Art verfolgte Aale waren. Es gelang, sie zu Tausenden aufzufischen, mit der Eisenbahn zu versenden und so den Aal auch künstlich fortzupflanzen.

Der Aal wächst sehr langsam; gegen Ende des ersten Jahres ist er selten über 12 Zoll lang, erreicht aber im Laufe der Zeit eine Länge von 5—6 Fuß und ein Gewicht von 20 bis 25 Pfund. Die gewöhnliche Länge beträgt etwa 3 Fuß, und das Gewicht dann 5–6 Pfund. In manchen Gegenden sind die Aale unglaublich häufig. In Jütland sollen oft in einem einzigen Aalsang an 2000 Stück gefangen werden. Ungemein ergiebig ist der Fang auf Rügen, von wo aus die Aale geräuchert und mariniert, fuderweise nach allen Gegenden des Binnenlandes verführt werden und einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bilden.

Flußaal.

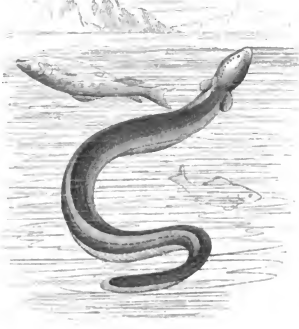
Man fängt den Aal an der Angel mit kleinen Fischen, abgeschälten Krebsschwänzen und Regenwürmern, mit denen er auch, sowie mit Hühnerdärmen ꝛc. in Reusen gelockt wird; bestreut auch in der Nähe seines Aufenthalts die Ufer mit jungen Erbsen, um ihn auf's Land zu locken; errichtet in Flußmündungen besondere Vorrichtungen zu seinem Fange und an Mühlen eigenthümliche Aalfänge, und stickt ihn im Winter in seinen Lagergruben mit dem Speer, wobei man oft gegen hundert Stück aus einem Loche von nur wenigen Fußen in's Gevierte bekommt. Sein Fleisch ist ein sehr geschätztes, wohlschmeckendes, aber sehr fettes, und daher schwer verdauliches Essen, wird frisch, geräuchert, gesalzen und mariniert genossen, und ziert im Binnenlande meist nur die Tafel der Reicheren. Wo er, wie an den Küsten der Nord- und Ostsee, in großer Menge gefangen wird, benützt man sein Fett zum Brennen und zum Schmieren des Schuh- und Lederwerks; daß man vom Blute der Aale blind wird, und sein Fett das Wachsthum der Haare befördere, ist eine alte unbegründete Sage, obwohl es zu letzterem Zweck noch häufig in Apotheken zum Verkauf gehalten wird. Die abgezogene, durchsichteinende, aufgespannte Haut wird von den Grönländern als Fenster in ihren Hütten benützt, oder abgeschreift zu festen Beuteln verarbeitet. In England, weniger in Deutschland, ist es Gebrauch junger Damen, sich ein Stück Aalhaut, zur Abhaltung von Krämpfen und andern Zufällen, um die Fußknöchel zu binden.

In Deutschland ißt man häufig den Aal mit der Haut; in Frankreich zieht man sie in der Regel ab. Ihres schleimigen Ueberzugs wegen müssen die Aale, wenn sie geschlachtet werden, mit Salz oder Asche eingerieben, und wenn man ihnen die Haut abziehen will, mit einem großen durch den Kopf geschlagenen Nagel auf einem Brette befestigt werden, worauf man die Haut durch einen Schnitt um den Hals löst, und sie mit Salz herunter streift. Soll dem Aal die Haut nicht abgezogen werden, so wird er nur mit heißem Wasser gebrüht, und dann gewaschen und gereinigt. Ist ihm der Bauch aufgeschnitten, so wird das Eingeweide herausgenommen und er in reines Wasser gelegt und gut ausgewaschen. Kopf und Schwanz werden abgeschnitten und weggeworfen. Auch muß das weiße Rückenmark des Aals vermittelst eines Drahts herausgestoßen werden. Man bereitet ihn auf verschiedene Art, siedet ihn blau, frikassiert ihn, oder bratet ihn, mit Pfeffer und Salz eingerieben, mit Salbey umbunden und in zerlassener Butter umgekehrt, auf dem Roste, wobei man ihn während des Bratens mit Butter und Citronensaft bestreifelt. Nach Königs Angabe wird der Aal am Traſimener See auf folgende schmackhafte Weise zubereitet: Der gebähtete und geschnittene Aal wird an einen Vogelspieß gereiht und über mäßigem Kohlenfeuer gebraten. Sowie die Stückchen anfangen Fett zu schwitzen, bestreut man sie mit fein geriebenem Salz und Semmelkrumen so lange, als sie noch schwitzen, setzt zuletzt etwas Pfeffer zu und macht den Ueberzug durch rascheres Feuer etwas sperrig. — Die berühmte hamburger Aalsuppe, deren Bereitung in den meisten Kochbüchern unrichtig angegeben ist, wird auf folgende Weise gemacht: Man bringe das nöthige Wasser zum Kochen, thue genügend Butter und Fett hinein, dann ausgebrockelte grüne Erbsen, und wenn diese beinahe gar (weich) sind, kommen fein geschnittene Möhren und Peterſilienwurzeln, etwas Peterſilie und Bohnenkraut, fein gehackt, hinzu; dann bald so viel, als Wurzeln waren, in Viertel geschnittene Frühbirnen, viel Gewürz an Nelken (4—6), Pfeffer und Cayennepfeffer (eine kleine Messerspitze), und genügend Salz, Ingwer, etwas Zimmt, ganze Nelken, wenig Zucker und Essig. Die Aale, so viel als man mag, werden besonders in Salzwasser gekocht und in Stücken geschnitten in die fertige Suppe gethan. Dazu kommen noch kleine Klößchen von Semmelkrumen und Ei, und kurz vor dem Anrichten wird noch etwas Braunmehl und gebackte Peterſilie eingequirlt. —

Das größte wissenschaftliche Interesse gewährt eine andere Art von Aalen, der gemeine Zitteraal, Gymnotus electricus, der gleichsam ein natürlicher Elektrophor oder eine elektrische Batterie genannt werden kann, da er bei einer Berührung eben solche, aber weit stärkere Schläge gibt, wie eine geladene Leydener Flasche; oder vielleicht richtiger gesagt, wie eine galvanische Säule. Er lebt in Seen und Teichen des nördlichen Südamerika. Am häufigsten kommt er in den kleinen Bächen und

Digitized by Google

Sümpfen der ungeheuren Llanos des Orinoco, besonders um das Städtchen Calabosa (unter 9° N. Br.) vor, wo man sogar einen besonders besuchten Weg verlassen mußte, weil jährlich eine Menge von Maulthieren in einer Furth desselben, in Folge der Erschütterungen niedergeworfen und getödtet wurden. Dieser Aal, dessen Fleisch nicht sonderlich schmeckt, und der von den Eingebornen Süd-Amerika's gefürchtet und gehaßt wird, weil er bei weitem mehr Fische tödtet und vernichtet als er verzehrt, erreicht eine Länge von 4—5 Fuß, wird bis 3 Zoll dick, hat eine schöne olivengrüne Farbe, einen gelben rothgefleckten platten Kopf, sehr kleine Augen, ein weites Maul, voll spitziger Zähne in beiden Kiefern, und zwei Reihen gelber Flecken längs dem Rücken, auch gibt es weiche von dunkelschwarzer Farbe. Das Merkwürdigste an ihm ist das Organ, vermittelst dessen er elektrische Schläge nach seinem Willen austheilt. Die Fähigkeit zur Ertheilung elektrischer Schläge besitzt kein bis jetzt bekannter Fisch in so hohem Grade als der Zitteraal, der schon 1671 von Richer in Cayenne beobachtet, durch Humboldt's Versuche berühmt, und in den letzten Jahren mehrfach lebend nach Europa gebracht, von Physikern und Anatomen genau untersucht worden ist. Das elektrische Organ des Thieres erstreckt sich längs der ganzen Unterseite des Schwanzes, bildet eigentlich den größeren Theil desselben und enthält eine Menge kleiner häutiger Zellen, die, mit Gallerte angefüllt, in zwei Schichten unterhalb der Wirbelsäule liegen. Weil die Eingeweidehöhle des Thieres sehr beschränkt ist, bildet das elektrische Organ ziemlich vier Fünftel der ganzen Körperlänge, und enthält auf jeden Zoll gegen 15 vom Rückenmarke abgehende Nervenzweige. Des Vermögens seiner elektrischen Kraft scheint sich der Zitteraal wohl bewußt, denn kühn geht er Anfangs den Feinden entgegen, flieht aber, sobald er sich durch wiederholte Entladungen wehrlos fühlt, und bedarf dann mehrtägiger Ruhe, um die frühere elektrische Kraft wieder zu erlangen. Die ersten Schläge, die sie ertheilen, sind stark genug, um Pferde und Maulthiere, wenn auch nicht zu tödten, doch zu lähmen und niederzuwerfen, wo dann der Tod durch Ertrinken leicht erfolgt. Kaltblütige Thiere, wie Schildkröten, Kaimane rc., werden von den Entladungen der Zitteraale eben so getroffen, wie die Säugethiere, und fielen dieselben, die sich ihrer Kraft durch willkürlich gemilderte Schläge auch gegen kleine Fische bedienen, die ihre Nahrung bilden. Kälte verträgt der Zitteraal durchaus nicht, wird daher auch nur in solchen Gewässern, Flüssen, Lachen und Seen gefunden, deren Temperatur nicht unter 24° C. sinkt. Graveland, Gronovius, Van der Lott, Bancroft u. A. waren die ersten, die in Guiana zahlreiche Versuche mit Zitteraalen anstellten und nachzuweisen suchten, daß ihre Wirkungen elektrischer Art wären und nicht von einem wirklich mechanischen Schlag herrührten, wie Réaumur vom Zitterrochen behauptet hatte, und Walsch, der lebendige Exemplare nach Europa bekam, war der Erste, der dem Fische einen sichtbaren elektrischen Funken entlog, ein Experiment, dessen Wiederholung dem Professor Santi Linari in Siena vor Kurzem nach vielfachen Versuchen ebenfalls gelang. Von allen Beobachtern des merkwürdigen Thieres hat aber keiner ihr Benehmen und ihren Kampf mit großen Landthieren vortrefflicher beschrieben als A. v. Humboldt, der umständlichere Nachrichten über den Fang und die elektrischen Eigenschaften derselben mittheilte, und zuerst mit Bonpland bei seinen Versuchen den Galvanismus anwendete. Obwohl er für jeden lebendigen Aal 10 Franken versprochen hatte, konnte er dennoch, wegen der übergroßen Furcht der Indianer, nur einen einzigen schwachen bekommen, und ging daher selbst an eine schmutzige stehende Lache, wo die Eingebornen an dreißig halbwilde Pferde zusammen und in den Sumpf trieben. Die Aale gingen Anfangs muthig auf sie los; viele der Pferde sanken von den elektrischen Schlägen berührt unter, einige erhoben sich wieder, gelangten ermattet an's Ufer und streckten sich ganz erstarrt und gelähmt der Länge nach darauf aus. Das Schauspiel dieses Kampfes war höchst belebt und malerisch; die geängsteten Pferde sträubten die Mähnen und suchten zu entfliehen, wurden aber von den zahlreichen Indianern, welche das mit schöner Vegetation bewachsene Ufer ringe umstellten, immer wieder zurückgetrieben; die schmutzig gelblichen Aale schwammen, wie große Wasserschlangen, an der Oberfläche und verfolgten ihre Feinde. In weniger als fünf Minuten waren schon zwei Pferde niedergesunken. Der mehr als 5 Fuß lange Aal schlüpft unter den Bauch des Pferdes, und entladet sein elektrisches Organ der ganzen Länge nach, wodurch das Herz, die Eingeweide und besonders das große Nagengeflecht der Nerven zugleich getroffen werden; kein Wunder daher, daß die Wirkung des Schlags auf ein so großes Thier viel stärker ist als auf den Menschen, der nur an einer einzigen Stelle getroffen wird. Nach einem viertelstündigen Kampfe verloren die Aale von ihrer Kraft, schwammen halb aus dem Wasser, flohen die Pferde, und näherten sich nun ihresgleits dem Ufer. Die Pferde thaten nun nicht mehr so furchtsam, und keines stürzte mehr nieder und streckte die Beine in die Höhe, wie vorher. Die an's Ufer geflohenen Aale konnten nun leicht gefangen werden; man warf sie mit kleinen Harpunen, die an trockenen, nicht leitenden Schnüren befestigt waren, und hatte in wenig Minuten fünf große Aale auf dem Trockenen. Kein Indianer getraute sich, sie von den Harpunen los zu machen; Humboldt und Bonpland mußten es daher selbst thun, und empfanden dabei stärkere Schläge, als früher je von einer Leydener Flasche. Als Humboldt beide Füße auf einen herausgezogenen Aal stellte, bekam er einen so fürchterlichen Schlag, daß er den ganzen Tag Schmerzen im Knie und fast in allen Gelenken fühlte und in diesem Fall die Empfindung nicht gehörig unterscheiden konnte. Bei Versuchen mit geschwächten Fischen bemerkte er ein schwaches Zittern der Sehnen bis zum Ellenbogen, und nachdem er 4 Stunden lange mit entladenen Zitteraalen experimentirt hatte, fühlte er noch bis zum andern Tag Schmerzen in den Gelenken, eine Schwäche der Muskeln und eine allgemeine Unbehaglichkeit, ohne Zweifel die Folgen der langen Reizung des Nervensystems. — Im holländischen Guiana wandte man sonst, nach Van der Lott, die Zitteraale zur Heilung von Lähmungen an, und die Indianer bedienten sich derselben zur Heilung von Gicht und Kopfschmerzen, wie die Griechen des Zitterrochens (Torpedo Narke). Van der Lott heilte mehrere Krankheiten durch die Elektrizität dieses



Zitteraal.

Digitized by Google

Fiſches; ein lahmer Indianer wurde durch drei elektriſche Schläge in die Kniee hergeſtellt, eben ſo ein junger Sklave geheilt, den man in einen Zuber mit einem ſchwarzen Aale gethan hatte; und Hühner, deren Zehen durch eine beſondere Krankheit zuſammen gezogen waren, daß ſie nicht mehr gehen konnten, ſchrieen fürchterlich, als man ſie an den Rücken des Fiſches hielt, liefen aber geſund davon.

Die Entdeckungen der letzten Jahre über die elektriſchen Fiſche ſind von großer wiſſenſchaftlicher Bedeutung. Es iſt durch ſie ein bedeutender Fortſchritt in Aufſchließung der geheimnißvollen Nervenkräfte gemacht worden. Erſt im Jahr 1858 iſt der Zuſammenhang der elektriſchen Organe der Zitterfiſche mit den Nerven derſelben vermittelſt des Mikroſkops erkannt worden, nachdem Dubois-Reymond ſchon früher das elektriſche Verhalten der Nerven erſchloſſen und mit Leben und Elektricität in eine gewiſſe Verbindung gebracht hatte. Dieſer Gelehrte zeigte auch, daß der elektriſche Zuſtand der Nerven und Muskeln ihre Funktionen bedingt, d. h. daß ein elektriſcher Vorgang den Nerv befähigt, Empfindung und Willen zu vermitteln, die Muskeln zu einer Zuſammenziehung und zur Bewegung anzuregen.

Eine muſikaliſche Reiſefrucht.

(Schluß von S. 28.)

„Nun ſehen Sie,“ ſagte der Despot zu mir, „wie fein unſere Sänger und Sängerinnen urtheilen!“ Er nahm aus einer kleinen Handbibliothek ein Büchlein heraus, in welchem er eine Stelle aufſuchtig und mir zum Leſen darreichte.

„Und ich glaube es iſt von Mozart,“ ſagte mit ſchlauem Blick auf das Buch, deſſen Einband ſie kannte, die Frau Despotin.

„Aber Ew. Majeſtät,“ ſprach mit etwas ärgerlichem Blick der Despot, „haben kein Recht dazu, vor vollendeter Umfrage das Geheimniß zu enthüllen, das Sie mehr auf dem Wege der Liſt, als des Scharfſinns errathen haben, und ich muß Höchſtdieſelbe auf den Paragraphus 11 der Satzungen hinweiſen —“

„Wogegen ich mich,“ erwiederte etwas ſchnippiſch die Frau Despotin, „auf mein Diadem und auf Paragraphum 4 berufe.“

Der Despot kratzte mit komiſchem Ernſt hinter dem Ohre. „Fahren wir denn weiter fort!“ ſagte er. „Hat keine unſerer Damen etwas weiter zu bemerken?“

„Prachtvoll iſ'ſ!“ ſagte der Alt. „Das haben wir geurtheilt, ehe uns der Name Mozart verrathen wurde. Und ein furchtbarer Ernſt liegt in dem Stück, das ſcheint mir ebenfalls unzweifelhaft. Mehr aber ſage ich nicht. Man kann uns auch nicht weiter zumuthen, da wir das infame Latein nicht verſtehen, das uns beim Singen genug tujonirt hat.“

„Ja, ja!“ ſpottete väterlich freundlich der Despot; „unſ're Damen haben wieder ein ſchönes Latein gefunden. Der gelehrteſte Profeſſor würde es nicht zu überſetzen vermögen. Ich kann's nicht ganz ohne Rüge hingehen laſſen; ‚nil inultum remanebit!‘ Nehmen Sie gefälligſt Ihre Stimmen noch einmal vor ſich und leſen Sie aufmerkſam nach! Herr Publikum wird Ihnen den infamen Text langſam und deutlich vorleſen.“

Herr Publikum las:

>Tuba mirum spargens sonum
Per sepulcra regionum
Cogel omnes ante thronum.

Mors stupebit et natura,
Quum resurget creatura
Judicanti responsura.

Liber scriptus proferetur,
In quo totum continetur,
Unde mundus judicetur.

Judex ergo quum sedebit,
Quidquid latet, apparebit;
Nil inultum remanebit.

Quid sum miser tunc dicturus,
Quem patronum rogaturus,
Quum vix justus sit securus?<

„Ach, das muß ſchön ſein!“ rief Frau Publikum. „Ich ſeh's an den verklärten Zügen des Herrn Doktors; ich ſpür's an dem gewaltigen Pathos meines Herrn Gemahls. Sollten wir denn aber nicht auch wiſſen dürfen, was es eigentlich heißt und bedeutet?“

„Gewiß!“ erwiederte der Despot. „Ich will Ihnen den deutſchen Text mittheilen, wie er in meinem Klavierauszug unterſetzt iſt:

Einſt gehn beim Poſaunenſchalle
Deine Todten, geh'n wir alle
Aus der Gräber düſterer Halle.

Keine Stände bleibt verborgen;
Dort an jenem großen Morgen
Wird ihr Lohn ihr widerfahren.

Jede That wird der Gerechte
Aus der Hölle finſterer Nächte,
Aus dem Dunkel offenbaren.

An dem feierlichen Tage
Wirſt du mit gerechter Wage
Jedem Sterblichen vergelten.

Ach, wer wird vor dir beſtehen?
Wer begnadigt dann mich Armen?
Wer wird meiner ſich erbarmen?“

„O Pfui!“ rief Herr Publikum. „Wie ſchaal! wie matt und ärmlich! Und dazu noch wie ungenau, bis zur Gewiſſenloſigkeit ungetreu überſetzt! Ich erlaube mir die Interpellation an den Herrn Despoten, ob denn nicht die Ueberſetzung, die das württembergiſche Geſangbuch enthält, zehnmal getreuer, kräftiger und poetiſcher iſt. Hören Sie einmal:

Die Poſaun' im Wundertone
Sprengt die Gräber jeder Zone,
Sammelt Alle vor dem Throne.

Erd' und Tod wird ſchau'n mit Beben
Alle Kreatur ſich heben,
Antwort vor Gericht zu geben.

Und ein Buch wird aufgeſchlagen,
Drin iſt Alles eingetragen,
Weß die Welt iſt anzuklagen.

Wenn der Richter alſo ſitzet,
Wird, was dunkel war, durchblitzet,
Vor der Rache nichts beſchützet.

Ach, wie werd' ich Armer ſtehen?
Wen zum Anwalt mir erflehen,
Wenn Gerechte ſchier vergehen?“

Digitized by Google

„Es leidet gar keinen Zweifel," nahm der Despot wieder das Wort, „daß von den mehr als 70 deutschen Bearbeitungen, die unser berühmter Hymnus erfahren hat, jene erste, die ich unter meinen Noten finde, eine der einfachsten und diejenige, die Freund Publikum vorgelesen hat, eine der besten ist. Denn abgesehen von der Poesielosigkeit und Wässerigkeit jener ersten, so kann ich auch gar nicht begreifen, wie man da den dreisachen Reim der herrlichen Sequenz hat — theils ganz zerstören, theils nach der Weise der Sonette verschränken mögen. Ich bin auch fest entschlossen — wofern Sie überhaupt unter dem lateinischen Text noch einen deutschen wollen — nicht den Text des Klavierauszuges, sondern den des württembergischen Gesangbuchs unterlegen zu lassen. — Uebrigens wird uns Freund Publikum ohne Zweifel noch Weiteres mitzutheilen haben, da er statutenmäßig zur grammatischen, historischen, kritischen und ästhetischen Beleuchtung der Texte verpflichtet ist."

Herr Publikum räusperte sich und sagte mit Feierlichkeit und höchst respektvollem Ernst: „Der gehorsamst Unterzeichnete hat in grammatischem Betreff zu bemerken, daß er bemeldeten Text korrekt und von Schnitzern rein befunden hat. In historischer Hinsicht ist mir für den Augenblick nur so viel erinnerlich, daß die Worte ein Theil des berühmten »Dies irae, dies illa« sind, einer auf den Allerseelentag gedichteten Sequenz, über deren Verfasser die Gelehrten streiten, die aber gewöhnlich dem Franziskaner Thomas a Celano und der Mitte des 13. Jahrhunderts zugeschrieben wird. Endlich vom ästhetischen und poetischen Gesichtspunkt aus spreche ich ohne Scheu aus — auf die Gefahr, von allen Präceptoren und Professoren des Erdkreises verhöhnt zu werden, daß mir die gereimten Verse der Herren Mönche zum Theil eben so gut oder besser gefallen, als die ungereimten eines römischen Klassikers, und daß namentlich dieser großartige Hymnus immer meine Bewunderung erregt, ja, ich wollte sagen: mein Entzücken, wenn ich nicht fürchtete, demjenigen in's Amt zu greifen" — er warf einen Seitenblick auf Freund Schwärmer — „der ex officio und privilegio zu schwärmen hat und der uns sein Gutachten noch schuldig ist. Bäschen Gustel, füllt ihm zuvor ein Gläschen Meinecker für den Magen; alsdann soll er uns auch seine Gedanken sagen."

„Ganz richtig!" sagte der Despot; „er wird uns nicht entwischen! Aber ich denke, wir sparen sein Votum lieber auf die Letzte auf, bis das Geheimniß vollständig enthüllt ist. Denn unser vorsichtiger Freund philosophirt und schwärmt am liebsten und schönsten, wenn er festen Boden unter sich hat und nicht Gefahr läuft, fehlzuschießen. So hören denn, Liebe und Getreue, die Räthsels Lösung! Was wir gesungen haben, ist aus dem Requiem von Mozart! Sie, meine Damen, haben trotz der Unbekanntschaft mit dem Sinn des lateinischen Textes so richtig geurtheilt und gemuthmaßt, daß Unser väterliches Despotenherz davon wirklich erfreut ist. Ich fand bestätigt, was Dulibicheff sagt: „Niemand täuscht sich über die Deutung dieser Musik: Gott, Tod, Gericht, Ewigkeit. Man braucht dazu kein Latein zu verstehen." Zur Belohnung theile ich Ihnen noch eine andere Aeußerung dieses kompetenten Musikkenners mit. „Nie haben Religion und Tod einem Musiker eine erhabenere Melodie eingegeben, als das Tenorsolo. Gibt es etwas Herrlicheres, als von schöner kräftiger Stimme das »mors stupebit« zu hören? Welch' göttlicher Zauber! Welch' elegische Erhabenheit!" — „Man muß aber auch gestehen," fährt Dulibicheff fort in erfreulicher Uebereinstimmung mit dem, was eine unserer Damen von dem milderen, fast opernmäßigen Charakter einzelner Partieen gesagt hat, „man muß aber auch gestehen, daß von dem Verse an: Quid sum miser tunc dicturus die Kerzen erlöschen; der Wohlgeruch des Weihrauchs verflüchtigt sich und der Katafalk ist verschwunden. Wir befinden uns nicht mehr im Hause Gottes. Eine totale Verfinsterung des Kirchenstyls." Uebrigens setzt unser Kritiker gleich darauf, wie mich dünkt, mit Recht selber bei: „Man sollte nicht mit dieser Strenge die heilige Musik unserer Zeit analysiren, selbst die berühmtesten Meister nicht. Es hieße dieß, mit nahezu wenigen Ausnahmen, sie vernichten."

Zu guter Letzt aber, ehe wir das Colloquium beschließen, lassen wir den Schwärmer los. Gelaben, scheint es, hat er.

Mein Freund hatte sich längst in Positur gesetzt und strich seit geraumer Zeit höchst nachdenklich den bewußten Knebelbart. Jetzt brach er los.

„Spottet! Höhnet! Nennet mich und verlachet mich, wie Ihr wollt! Ich werde und kann nicht schweigen! Ja, es ist ein kolossales, ein übermenschliches Werk, diese letzte irdische Arbeit Mozarts, dieses Vermächtniß seines Todentbettes. Hab' ich's nicht voraus gesagt,' rief er beim Herannahen des Todes aus, ‚daß ich dieß Requiem für mich schreibe?' Aber, wenn man's auch nicht historisch positiv wüßte, daß Mozart sein Requiem in beständigem Vorgefühl, ja mit klarem Bewußtsein des drohenden Todes schrieb, man müßte aus inneren Gründen darauf kommen! man hörts in jedem Ton! Denn des Todes und des Gerichts Schrecken kann nur Derjenige mit so furchtbarer Beredtsamkeit in Töne fassen, der sie selber an seine Brust hämmern gespürt hat. Es hat vielleicht kein anderer Sterbender eine so intensive Beichte abgelegt, seine Auseinandersetzung mit dem himmlischen Richter und seine Todesvorbereitung so gründlich durchgearbeitet, so flehentliche, reumüthige Gebetesseufzer zum Himmel gesendet, wie Mozart, dem sich jedes Gefühl in Töne verwandelte. Die letzten sechs Wochen, in denen er ausschließlich mit dem Requiem sich beschäftigte, soweit er überhaupt noch Etwas arbeiten konnte, waren Eine fortgehende Todesvorbereitung. Jeder Klageton, jeder Busstlang, jeder Schreckenslaut vom jüngsten Tage, jedes Sündengefühl und jede Begnadigungshoffnung — kurz Alles, was im Requiem weht und tönt, war aus seinem Eigensten und Innersten geflossen. Er selber war der judicandus homo reus, für den er flehend singt: huic ergo parce, deus! Wenn überhaupt die Arbeit der Buße und Bekehrung auf dem Wege der Kunst vollbracht — ich sage nicht: zur Darstellung gebracht, sondern vollbracht, sichtlich und persönlich zuwege gebracht werden kann, so hat's Mozart gethan. Sein Requiem ist eine Busthat. Ein erhabenes, man möchte fast sagen, ein beneidenswerthes Ende! Er hat kein wundervolleres Finale gemacht, als dieses Werk, bei welchem der Tod, das heißt also: Gott selbst sein Mitarbeiter war!"

Der Despot hob das Colloquium auf. Es begann die zweite Abtheilung des Singabends, in welcher nunmehr den einzelnen Mitgliedern der Reihe nach verstattet war, nach Belieben vorzutragen oder vorzuschlagen, was einem Jeden gefiel. Da kam nun in bunter Mischung Altes und Neues, Kirchliches und Profanes, Schweres und Leichtes, Einstimmiges und Mehrstimmiges; jetzt der flötende Ackersmann aus Haydns Jahreszeiten, jetzt ein Duett von Mendelssohn (Ich wollt' meine Lieb ergösse sc.); darauf ein Stück aus dem Stabat mater von Pergolese (cujus animam gementem) und sofort zur Vergleichung eine Nummer von Rossini's Stabat (Fac ut portem Christi mortem). Der Nächste verlangte Marcello's Psalmen Psalm: „Wie der Hirsch schreiet", und wieder ein Anderer begehrte eine der lieblichen Compositionen von Kreutzer: (Das ist der Tag des Herrn). Dazwischen kam auch einmal eine Klaviersonate, die durch angemessene Harmoniumbegleitung recht vortheilhaft gehoben wurde. Die allezeit heitere und scherzhafte Unterhaltung aber, die sich an diese Vorträge knüpfte, war ebensowohl ein Zeichen von viel richtigem musikalischem Verständniß, als sie hinwiederum auch zur Erweiterung der musikalischen Bildung und Kenntniß dienen mußte.

Es war 11 Uhr vorüber, als die Gesellschaft sich auflöste. Beschenkt mit einem Exemplare der öfters angezogenen Statuten und mit dem freundlichsten Eindruck eines herzlichen, genußreichen und mit Takt geleiteten Musikfestes, schied ich von dem Hause und Kreise, in welchen ich so unvermuthet gerathen war; wenige Minuten nachher mit aufrichtigem Dank auch von meinem guten Fritz, der mich

Digitized by Google

eingeführt hatte. Die Statuten aber — ich darf sie wohl veröffentlichen — lauteten also:

§. 1. Der Singkranz versammelt sich jeden Sonntag präzis 7 Uhr in dem Hause der einen oder andern betheiligten Familie, wo ein brauchbares Instrument sich findet.

§. 2. Die Verfassung des Singkranzes ist eine durch Freundschaft und Humanität gemilderte Despotie.

§. 3. Die Despotenwürde ist lebenslänglich, jedoch nicht erblich. Der Despot bestimmt nach freiem Ermessen die Wahl der gemeinschaftlich einzuübenden Musikstücke; läßt repetiren, so oft er's für nöthig hält; gibt die Solopartien, wem er will; rügt und belobt nach Gutdünken; wehrt auch etwaigen Excessen der Bewirthung, die zwei Tassen Thee nebst etlichen Gläsern Bier nicht übersteigen darf.

§. 4. Ueber den Despoten geht nichts, als die Despotin. Sie trägt das Diadem, als ideale Repräsentantin des Despotismus, sowohl in seiner Würde, als in seiner Liebenswürdigkeit.

§. 5. Jeder Singabend besteht aus zwei Abtheilungen. Die erste Hälfte ist der Arbeit des Einstudirens und zwar vorzugsweise mehrstimmiger und geistlicher Musik gewidmet. Die zweite ist die Benefizhälfte oder freie Würfel. Jedes aktive Mitglied hat nämlich das Recht, ein beliebiges Musikstück entweder selbst vorzutragen, oder zum Vortrag durch Andere vorzuschlagen. Das ist sein Benefiz. Doch haben diejenigen, die er zum Wirken oder Mitwirken auffordert, ein motivirtes Weigerungsrecht. In Streitfällen entscheidet der Despot.

§. 6. Wer nach Schlag 7 Uhr kommt oder gar ausbleibt, wird mit Entziehung des Benefizes auf einen Abend gestraft u. s. w. (Siehe oben.)

§. 7. Durch Besuch von Gästen, die ein Mitglied erhalten hat, ist sein Ausbleiben nicht entschuldigt; vielmehr sind solche Gäste mitzubringen, dem Despoten vorzustellen und, wenn sie singen oder spielen können, zum Mitwirken anzuhalten.

§. 8. Von den männlichen Mitgliedern des Singkranzes hat abwechselnd jeden Abend Einer die Schur; das heißt: er holt nach dem Wink des Despoten die nöthigen Musikalien herbei, schlägt die Einzelstimmen auf und vertheilt sie ohne Rumor.

§. 9. Die textualische Seite der Musikstücke fällt vorzugsweise dem Publikum zu, welches sich die grammatische Auslegung, die historische, kritische und ästhetische Beleuchtung der Texte angelegen lassen sein wird.

§. 10. Ueber Musik zu schwärmen und zu philosophiren hat sich eines der aktiven Mitglieder als seine Domaine vorbehalten.

§. 11. Bei jeder neuen Einstudirung bleibt der Name des Komponisten so lange ein Geheimniß, bis das Stück genügend einstudirt und die Umfrage gehalten ist. Bei der Umfrage ist jedes Mitglied verpflichtet, in irgend einer Weise über den Werth und Gehalt des Stücks oder den muthmaßlichen Komponisten sich zu äußern.

§. 12. Einzelnen Sängern Beifall zu spenden, steht Niemanden, als dem Despoten zu.

§. 13. Jede Gattung von Empfindlichkeit ist verboten; desgleichen Genietheit und Zierererei.

Das waren die Statuten, die ich des andern Tags, als ich von X... meinen Stab wieder weiter setzte, unterwegs durchlas. Wirft du mir zürnen, erhabene Freya, wenn ich die Gedanken beifüge, welche der eben beschriebene musikalische Abend in mir rege machte? Wirft du mir etliche Ruhanwendungen zu gut halten, die ich an das Erlebte knüpfe? Die anspruchslose, aber seelenvergnügte Gesellschaft, die ich kennen lernte, ist auf so richtige und zweckmäßige Grundsätze gebaut und ihre Statuten haben neben den mancherlei ergötzlichen lokalen Beziehungen so viele brauchbare und treffliche Elemente, daß die vorstehende Mittheilung nicht ohne Frucht bleiben dürfte in einer Zeit, wo alle Welt musikalisch sein will. Will? Ist sie's denn nicht? Ist nicht die Musik ein sehr beträchtlicher Bestandtheil unseres socialen Lebens geworden? Vergeht denn wohl ein Tag, wo wir keine Musik zu hören bekämen? Wenn ich ganz absehe von den Produktionen, wo die Musik um ihrer selbst willen auftritt: wer zählt die Veranlassungen alle, bei denen sie als Dekoration erscheint? Ist's nicht die Musik, die bei jeder Festlichkeit, bei jeder kirchlichen Feier, bei Freud und Leid, bei Hochzeiten und Begräbnissen, bei jedem weltlichen Vergnügen, bei jedem öffentlichen Aufzug, bei jedem Zweckessen, in jedem Biergarten, auf jeder Wachparade, bei jeder Liebeshuldigung sich vernehmen läßt? Man sollte wohl meinen, es wäre nachgerade eine tüchtige musikalische Bildung, ein guter musikalischer Geschmack in allen Schichten unseres Volkes zu finden. Aber ist dieß der Fall? Und wem das Niemand im Ernste bejahen kann, woran liegt die Schuld? Ich denke, es sind folgende Ursachen:

1) Man hört viel Musik: aber man treibt im Verhältniß zu wenig.

2) Man erfreut sich der Musik fast nur an öffentlichen Orten: aber die Hausmusik liegt darnieder.

3) Der mehrstimmige Gesang, der gemischte Chorgesang, die geistliche Musik werden zu wenig kultivirt.

4) Soweit aber Gesellschaften zu den letztgenannten Zwecken sich vereinigen, so sind dieselben meist ungeschickt organisirt und geleitet.

Möge es mir verstattet sein, die genannten Punkte mit einigen Worten zu erläutern. Mit möglichst wenig eigener Arbeit möglichst viel Genuß zu erlangen, diese allgemein waltende Tendenz unserer Zeit ist auch auf dem Gebiete des musikalischen Lebens sichtbar. Man will immer nur hören, immer nur genießen: aber selber Musik zu treiben mit einigem Ernst, einiger Arbeit, einigem Studium, dazu haben verhältnißmäßig Wenige Lust. Und doch entspringt nur aus eigenem Praktiziren und eigener Arbeit der lohnendste und höchste Genuß, und nicht aus dem Hören, sondern nur aus selbstthätigem Mitwirken, also z. B. aus eigenem Spielen oder Mitsingen kann ein musikalisches Verständniß und einige Einsicht in das Wesen der Musik entstehen. Der regelmäßigste Opernbesucher, der fleißigste Konzertbesucher, wenn er nicht selber Musik treibt, wird es höchstens zu einer gewissen Routine des Kritisirens, höchstens zu einem erträglichen Urtheil über den äußeren Vortrag der Sänger, nimmermehr aber zu einer richtigen Würdigung des innern Gehalts und Werths einer Komposition bringen. Es kann Einer ein gutes Auge und feines ästhetisches Gefühl haben für Schönheiten der Malerei, Skulptur, Baukunst, ohne daß er je einen Pinsel oder Meißel zur Hand genommen hat. Wer aber nicht irgend ein Instrument versteht, wer nicht das Klavierspiel oder wenigstens das Singen selber treibt, der kann von Musik schlechterdings kein Verständniß haben.

Mit dem ersten Punkte hängt sodann der zweite eng zusammen, die Klage über das Darniederliegen der Hausmusik. Diese Thatsache wird Niemand bestreiten, wenigstens in Süddeutschland nicht, wo das Kneipleben auf Kosten des Familienlebens eine bedauerliche Ausdehnung gewonnen hat. Die Anzahl derer, die in Familienzirkeln sich an Musik erlaben, ist unendlich klein gegen das Biergärten- und Reunionen-Publikum. Ich schweige von den sittlichen Nachtheilen, welche aus diesem Vorwiegen der öffentlichen Musikzirkel gegenüber der Hausmusik entspringen; ich rede nur aus dem musikalischen Standpunkt. Ob die Tonkunst selber an den genannten öffentlichen Orten ihre edelste Pflege finde, darüber wird kaum ein Zweifel bestehen. In trauriger Wechselwirkung pflegt dort das Publikum die Musiker und wiederum die Musiker den Geschmad des Publikums zu verderben. Das war, ist und wird immer die Folge sein von dem Vorherrschen oder der Alleinherrschaft der — Kneipmusik.

Ich eile zu dem dritten der obigen Klagepunkte. Mit wahrer Freude hat mich der geschilderte musikalische Zirkel mit seinen Statuten namentlich auch darum erfüllt, weil er den mehrstimmigen, den gemischten, und zwar vorzugsweise den geistlichen Gesang zum Hauptgegenstand erkoren hat und Solovorträge erst in der zweiten Hälfte des Abends zuläßt. Der gemischte Chor ist durch den aller Orten sich

Digitized by Google

breit machenden Männergesang neuerdings so sehr in den Hintergrund gedrängt worden, daß man die weit effektvollere und natürlichere Mischung von zwei Frauen- und zwei Männerstimmen nur noch in den öffentlichen Produktionen der Kirche und des Theaters, aber höchst selten in Privatzirkeln zu hören bekommt. Die Fluth von Liedern für Pianoforte und eine Singstimme, die seit einigen Jahrzehnten den Markt überschwemmt und in Häusern und Konzerten überwiegt, hat nicht blos die Wirkung, daß die jämmerliche Eitelkeit, die sich an Soli's zu hängen pflegt, genährt wird, sondern leistet auch der Flachheit und Unbedeutendheit Vorschub. Der mehrstimmige Gesang hingegen hat nicht blos den — ich möchte sagen — sittlichen Werth, daß die Einzelnen alle eine bemüthige, selbstverläugnende, der Gesammtheit dienende Stellung einzunehmen genöthigt sind, sondern auch den Vortheil, daß er der Bildung des musikalischen Ohrs, Geschmacks und Verstandes ohne Vergleich förderlicher ist, als der Sologesang, und daß auf diesem Gebiete die weitaus tieferen und großartigeren Tonschöpfungen sich finden. Ich sah aus diesen Paragraphen: die Mitglieder wollen nicht jedes für eigene Rechnung glänzen, nicht leichten Kaufs sich amusiren, sie wollen arbeiten und lernen, wollen sich bilden und wollen prositiren.

Das Großartigste aber von mehrstimmiger Vokalmusik bleiben immer die geistlichen Chöre. Wer die gewaltigen Chöre von Bach, von Händel'scher, Haydn'scher und Mozart'scher Kirchen- und Oratorienmusik durchgesungen und geschmeckt hat, der wird alles andere leicht singen können, aber das, was schlecht und flach heißt, nicht mehr singen mögen.

Uebrigens war es gewiß wohlgethan, daß jener kleine Singkranz sich nicht steif und engherzig ganz auf diese tiefere und schwierigere Musik beschränkte, sondern auch dem musikalischen Amusement jeder andern Gattung in der zweiten Hälfte freie Pürsch eröffnete. Es gehört das zu dem Takt und praktischen Verstand, den ich an dem Despoten und seinen Statuten bewunderte.

Worauf beruht, sragte ich mich, der wohlthuende Eindruck, den du aus jener Gesellschaft davon trugst? Worauf die sichtliche Vergnügtheit und Befriedigung aller Theilnehmer? War's die Treffsichtheit der Stimmen? die Notensestigkeit und Singfertigkeit der Mitglieder? War's die splendide Besetzung der Tafel? Nichts von alledem! Die Bewirthung war höchst einfach. Die Stimmen waren nicht ausgezeichnet durch Klang oder Schule. Ich habe viel besser besetzte Quartette und Doppelquartette gehört; habe Singabenden angewohnt, wo fast lauter Virtuositäten mitwirkten und wo eine Fülle von Delikatessen in Speise und Trank die gute Laune erhöhen sollte — und habe mich herzlich schlecht dabei unterhalten, ja gegrämt. Was war es denn nun sonst, das jenen bescheidenen Zirkel zu einem Sitz der wahrsten und herzlichsten Musikfreude machte? Es war die Weisheit der Statuten, die ebensogut das musikalische, als das gesellige Interesse wahrten und die, trotz ihrer scherzhaften Einkleidung, sehr klug berechnet sind; es war neben der unumschränkten, durch die Statuten gesicherten Autorität des Despoten das praktische Geschick desselben, die verschiedenen Mitglieder in Mitthätigkeit zu ziehen und die musikalische Arbeit mit musikalischen Gesprächen wechseln zu lassen; denn „wenn gute Reden sie begleiten, dann geht die Arbeit munter fort“. Es war ferner die mäßige Anzahl der Mitglieder und die geschickte Zusammensetzung der Gesellschaft; sie bestand aus lauter Personen von gleicher Bildungsstufe und ziemlich gleicher Berufsart und umfaßte nicht weiter, als fünf Familien, die zuvor einander schon bekannt und befreundet waren; es war der eben dadurch ermöglichte vertrauliche Ton der Geselligkeit; es war der sichtbare Lernieser und die ebenso sichtbare Selbstverläugnung, die sich gern unterordnet und von Empfindlichkeit, Reizbarkeit oder Eifersucht nichts weiß. Und was dem lieblichen kleinen Musikkranz schon seit Jahren Bestand verleiht, das ist sicherlich auch das statutenmäßige Verbot jedes Excesses in Hinsicht auf den äußeren Aufwand.

Es war ein Fund, ein seltener Fund, den ich durch meinen guten Fritz gethan habe. Aber warum ist Derartiges so selten? Sollt' es denn nicht möglich sein, solch ein gelungenes und fröhliches Musikleben in Häusern auch anderswo herzustellen? Was gehört dazu? Ein verständiger, taktvoller Mann, der zugleich tüchtiger Klavierspieler ist — einige musikliebende Familien, die in gutem Einvernehmen und möglichst gleichen Bildungs- und Lebensverhältnissen stehen — das ist Alles!

Wo ist ein Städtchen — und wäre es noch so klein — in welchem sich das nicht austreiben ließe?

Die Lenoir'sche Gasmaschine. — Seit bald zwei Jahren macht ein Bewegungsmechanismus namentlich in der industriellen Welt großes Aufsehen und hat schon zu den widersprechendsten Urtheilen hinsichtlich seiner Zukunft und Lebensfähigkeit Anlaß gegeben. Es ist Lenoir's Gasmaschine, auch Gaskraftmaschine genannt, über welche die ersten Nachrichten im Sommer 1860 aus Paris, wo der Erfinder lebt, zu uns gelangt sind.

Bei dem allgemeinen Interesse, das jeder Gebildete an diesem neuen Motor nimmt, der, trotz der Zweifel an seiner Leistungsfähigkeit, doch für wichtig genug erkannt wurde, um ihn nicht nur in allen industriellen Sammlungen und Kabinetten aufzustellen, sondern auch schon zu gewerblichen Zwecken zu verwenden, — wollen wir unsern Lesern das Wesentlichste über denselben mittheilen.

Das Aeußere der „Gasmaschine“ gleicht ganz dem einer Dampfmaschine mit liegendem Cylinder. Das Eigenthümliche und Abweichende derselben besteht aber darin, daß zum Betriebe, statt des Wasserdampfes, ein Gasgemenge angewendet wird, welches man entzündet, wobei dann eine

Digitized by Google

Art Explosion und damit eine bedeutende Ausdehnung des Gemenges stattfindet, in Folge dessen ein Kolben in einem Cylinder, wie bei der Dampfmaschine, vorwärts bewegt wird. Sodann ist noch das besonders Bemerkenswerthe, daß die Entzündung durch einen elektrischen Funken erfolgt.

Das genannte Gasgemenge besteht aus gemeiner atmosphärischer Luft und gewöhnlichem Beleuchtungsgas, und zwar sind beide Gase in dem Verhältniß gemischt, daß, dem Raum nach gemessen, das Leuchtgas nur $^1/_{20}$ bis $^1/_{15}$ des Gemisches beträgt, so daß also zu 5% bis 6% Leuchtgas 95%, beziehungsweise 94% gewöhnliche Luft kommen. Bei diesem Mischungsverhältniß entzündet sich nämlich das Gasgemenge nur mit einer Verpuffung, während bei einem ziemlich größern Antheil an Leuchtgas Explosionen stattfinden würden, welche eine Zerstörung des Cylinders oder überhaupt des einschließenden Behälters bewirken könnten.

Der eigentliche Vorgang im Betriebe der Maschine ist nun folgender:

Bei Anfang eines Kolbenhinganges oder eines sogen. Hubes von einem Cylinderende zum andern wird die Bewegung des Kolbens blos durch die sogen. lebendige Kraft des Schwungrades, das mit der Kolbenstange verbunden ist, bewirkt. Da der Cylinder, wie ein Dampfcylinder, an beiden Enden luftdicht geschlossen ist, so müßte also hinter dem Kolben ein luftleerer Raum entstehen. Nun aber tritt bei der jetzigen, durch die Maschine selbst bewirkten Stellung eines Schieberventils Luft und Leuchtgas unter den Kolben, da solche durch die hiebei geöffneten Leitkanäle und die damit in Verbindung stehenden Zuflußröhren in den leeren Raum eingesaugt werden.

Ist die erforderliche Luftmenge eingesaugt, so schließt der Schieber die Zuflußkanäle ab und es erfolgt dann mittelst eines elektrischen Funkens die Entzündung des Gemisches. Wegen der dadurch plötzlich eingetretenen hohen Temperatur findet eine bedeutende Ausdehnung der Gase statt und in Folge davon wird der Kolben bis gegen das andere Cylinderende hingetrieben.

Nun aber tritt ein zweites, bemerkenswerthes Moment ein. Nach der Verbrennung des Gasgemenges auf der einen Seite des Kolbens entsteht nämlich dort ein nahezu luftleerer Raum. Dies kommt daher, daß der durch die Verbrennung, d. i. aus der Vereinigung des Sauerstoffs der Luft und des Wasserstoffs im Leuchtgas entstandene und sich verdichtende Wasserdampf bei erfolgter Abkühlung, sowie die ebenfalls entstandene Kohlensäure und der zurückgebliebene Stickstoff der Luft einen viel mal kleineren Raum einnehmen, als das durch die Entzündung ausgedehnte Gasgemenge. Darum wird nun, wegen des Ueberdruckes auf der Gegenseite des Kolbens, die vermittelst der dort geöffneten Abzugskanäle für die auf dieser Seite befindlichen Gase mit der Atmosphäre in Verbindung steht, derselbe zurückgehen müssen, wobei dann wieder, wie bei Beginn des andern Hubes, die Wirkung des Schwungrades zu Hülfe kommt. Bei dem erfolgten Rücklaufe des Kolbens tritt nun aber ganz das nämliche auf der andern Seite des Kolbens ein, was wir oben sagten. Durch die veränderte Stellung des Einlaßschiebers wird nämlich nun das Luft- und Leuchtgasgemenge auf der entgegengesetzten Seite des Kolbens eingesaugt, während bei der erfolgten entsprechenden Stellung eines zweiten, auf der andern Seite des Cylinders angebrachten Schiebers, des Auslaßschiebers, das nach der Verbrennung übrig gebliebene Gasgemisch und der entstandene Wasserdampf nach außen in die Luft geführt werden. Ist auf der Gegenseite des Kolbens wieder die erforderliche Gasmenge vorhanden, so erfolgt durch Ueberspringen eines elektrischen Funkens eine abermalige Entzündung und in Folge dessen eine Explosion und damit die Bewegung des Kolbens nach der entgegengesetzten Seite. Der beschriebene Vorgang wiederholt sich also bei jedem Hube in völlig gleicher Weise.

Das abwechselnde Hin- und Hergehen des Kolbens bewirkt aber ganz die nämliche, durch Stange und Kurbel übertragene Bewegung einer Schwungradwelle, wie bei einer Dampfmaschine. Auch ist hier, wie dort, ein Regulator angebracht, wodurch bewirkt werden kann, daß von dem zu verbrennenden Gasgemenge mehr oder weniger in den Cylinder eingeführt wird.

Die Entzündung des Gasgemenges findet so statt, daß der eine von dem elektrischen Apparate (gewöhnlich zwei Bunsen'sche Elemente nebst einer Inductionsrolle) ausgehende Poldraht unmittelbar zu dem Cylinder führt, während der andere nach zwei Metallstangen geht, die durch eine besondere Vorrichtung, bestehend in einem mit der Kolbenstange verbundenen Stellstück, beim Gang der Maschine in regelmäßigen Zwischenräumen in leitende Verbindung gesetzt oder daraus gebracht werden. Von der einen Stange gehen nun Leitungsdrähte in den Deckel und Boden des Cylinders, woselbst solche durch Glasröhren isolirt sind und im Innern des Cylinders in Platinaspitzen endigen, denen gegenüber ähnliche, in die Cylinderwand eingeschraubte Spitzen stehen. Beim Oeffnen der galvanischen Kette springen nun an beiden Enden des in die Leitung eingeschobenen Cylinders an den angeführten Platinaspitzen Funken über. Natürlich zündet aber nur der eine Funken, und zwar dort, wo das noch nicht verbrannte, d. h. frisch eingetretene Gasgemenge ist. Es führt nämlich der sogen. inducirte Strom in das Gasgemenge, welcher nur beim Oeffnen und Schließen der galvanischen Kette vorhanden ist und während dem, als der Haupt- oder inducirende Draht geschlossen bleibt, wieder verschwindet.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß sich der Cylinder durch die Entzündung des Gasgemenges stark erhitzt. Da aus diesem Grunde die Spannung der Verbrennungsgase und des Wasserdampfes nach vollbrachter Wirkung noch eine größere bliebe, als sonst der Fall wäre, also der Gegendruck auf den Kolben dadurch vermehrt und die bedeutende Erhitzung auch eine rasche Abnutzung der Maschinentheile, namentlich des Kolbens, zur Folge haben würden, so sucht man diesem dadurch zu begegnen, daß man den Cylinder mit einer Art Mantel umgibt und in den auf diese Weise gebildeten hohlen Zwischenraum beständig kaltes Wasser einführt. Dieses erwärmt sich hiebei natürlich und kann dann zu beliebigem Zweck verwendet werden.

Bezüglich der von der neuen Maschine gewährten Vortheile ist man noch nicht im Reinen. Während einerseits behauptet wird, daß der Aufwand für Gas ꝛc. per Pferdekraft bedeutens geringer zu stehen komme, als das Heizmaterial bei Dampfmaschinen, wird auf der andern Seite diesem widersprochen und namentlich auch, wegen der eintretenden Erhitzung, eine baldige Abnutzung der Maschine vorausgesagt.

Als Vorzüge der Gasmaschine sind aber jedenfalls hervorzuheben, daß solche sehr einfach ist, einen nur kleinen Raum einnimmt, und da keine Gefahr einer Explosion vorhanden, überall aufgestellt werden kann, ohne daß hiebei besondere Vorsichtsmaßregeln und polizeiliche Erlaubniß nöthig sind. Auch kann die Gasmaschine jeden Augenblick in Gang gesetzt und im Betriebe wieder unterbrochen werden, ohne unnöthiger Weise Heizmaterial zu verschwenden, wie bei Dampfmaschinen. Es dürfte darum die Gasmaschine dort mit Vortheil zu verwenden sein, wo man in Zwischenräumen einen regelmäßigen, aber nicht bedeutenden großen Kraftaufwand braucht.

Jedenfalls ist aber die Gasmaschine auch bei verbesserter Construction noch kein vollkommener Bewegungsmechanismus, durch welchen alle verbrauchte Wärme nutzbar, d. h. zur Erzeugung einer bewegenden Kraft verwendet wird, da durch die Abkühlung vermittelst Wassers ein Theil dieser Krafterzeugung wieder verloren geht. Kann man aber das gewonnene warme Wasser beständig verwenden, so wäre dieser Verlust wieder ausgeglichen.

Ein gentleman'scher Bandite. — Elpis Melena, wenn wir nicht irren der Mascnname einer sonst bekannten deutschen Schriftstellerin, erzählt uns manch' duftige Geschichten und Mythen, welche sie auf ihren kühnen Fahrten an den wilden Küsten Calabriens und der nahen vulkanischen Eilande gesammelt hat. Zu Anfang Octobers

Digitized by Google

1860 fuhr sie auf einem Dampfer an der Westküste Calabriens hin. Das Schiff war stark mit heimkehrenden Garibaldini's besetzt, welche in den harten Kämpfen um Capua in den letzten Tagen meist verwundet worden waren. Von diesen hörte sie oft den Namen eines Banditen Talarico nennen; sie erzählten sich seine Abenteuer und kühnen Thaten. Die Dame wandte sich an einen Offizier der Freiwilligen, welcher offenbar besonders gut Bescheid über den Banditen wußte, und dieser erzählte:

„Giosafatto Talarico ist aus der Nachbarschaft von Cotenza gebürtig und einer angesehenen Familie angehörig. Er wäre nie Brigante geworden, wenn ihn nicht eine Angelegenheit, die ihn tief kränkte, in frühester Jugend mit der Welt verfeindet hätte. Er brandschatzte allerdings die Reichen, gab aber das Entbehrliche, das Meiste den Armen. Als Talarico eines Tages durch ein Gebirgsdorf kam, wurde er von einem Bauernmädchen angehalten: „Ach Talarico," sagte sie ihm halb verschämt, „ich liebe Giovanni, er liebt mich auch und würde mich sogar ohne Mitgift heirathen, wenn wir nur das Geld auftreiben könnten, den Kapellan zu bezahlen, der sich weigert, uns ohne seine Gebühren zu trauen; könnt Ihr nicht helfen?"

„Wenn Du Dich heute Abend zwei Stunden nach dem Ave Maria mit Deinem Bräutigam hinter der Kirche einfindest, so soll es geschehen, mein schönes Kind," antwortete Talarico kaltonisch, indem er seiner Wege ging. Zwischen Furcht und Hoffnung schwankend trafen die Verlobten pünktlich am verabredeten Ort ein. Auch Talarico ließ nicht auf sich warten und begann nun mit aller Gewalt an die Hausthür des Kapellans zu klopfen. „Chi è?" fragte eine männliche Stimme aus dem obern Fenster. „Es ist Talarico." „Talarico?" stammelte der Kapellan in wahrhafter Todesangst. — „Ja," versetzte der Bandit peremptorisch, „und er befiehlt Euch, augenblicklich hundert Ducati beizuschaffen." — Der Diener Gottes, übrigens als wohlhabender Geizhals bekannt, war überzeugt, daß jede Weigerung seinerseits ihm nur eine noch höhere Besteuerung zuziehen würde, und gewerbte zitternd dem Befehl Talarico's. „Und nun, da wir die Mittgift haben," fuhr der Räuberhauptling fort, „geht hin und traut dieses junge Paar und zieht hieraus die Lehre, daß man nicht ungestraft unbemittelten Liebenden die Trauung versagt."

Doch die Wiederholung derartiger Thaten versehlte nicht, die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich zu ziehen (was sich in diesem Lande freilich nicht immer von selbst versteht), und der König, überdrüssig der fruchtlosen Vorladungen, setzte einen hohen Preis auf den Kopf des Banditen und unterließ nichts, um ihn todt oder lebendig einfangen zu lassen. Als aber alle Versuche fehlschlugen, schloß er eine Art von Vertrag mit ihm, kraft dessen es dem Banditen freistand, eine Insel als Aufenthalt zu wählen, wo er ungefährdet als königlicher Pensionär leben konnte, wenn er sein Wort verpfändete, sich ruhig zu verhalten.

Talarico ging auf diese Bedingungen ein, wählte die Insel Lipari als Wohnsitz, wo er sich im Jahre 1855 mit einer Einheimischen vermählte und seitdem seine Rente als gesteterter Familienvater verzehrt.

Als Garibaldi im verflossenen Mai seinen Argonautenzug nach Sicilien ausführte, rief der König in seiner Bedrängniß Talarico zu sich. Franzesco II. wendete seine ganze Beredtsamkeit an, um ihn zu bewegen, ein Corps zu bilden und gegen Garibaldi zu marschiren, er versprach ihm 36,000 Ducati für das Haupt des Freiheitshelden, und schon berichteten die Zeitungen, der Räuberhäuptling habe zu diesem Behufe mehrere hundert Mann um sich vereinigt; doch hieran war kein wahres Wort, denn Talarico ist in der That ein Ehrenmann, der sich nie erniedrigen oder verkaufen würde. Während seiner abenteuerlichen Laufbahn trachtete er niemals nach dem Leben Anderer, und vergoß nur Blut, wenn es darauf ankam, sich selbst zu vertheidigen. Er hat schöne Gesichtszüge und einen blonden, vollen Haarwuchs, ist aber von kleiner Gestalt, und man muß die persönliche Macht, die er ausübte, und den Schrecken, den er einzuflößen wußte, eher der magnetischen Kraft seines Adlerauges, als seiner physischen Stärke oder seiner immer nur dürftigen Bewaffnung zuschreiben."

Der blonde Talarico oder Adelrich gemahnt uns, daß an jenen Küsten der oberste deutsche Stamm, der der Ostgothen, der Kriegskunst eines Narses heldenmüthig unterlag; daß in jenen Bergen die Herzogthümer der Longobarden sich länger erhielten, als ihr Königreich am Po; daß Normann'sche Wikingfahrer dort sich Kronen eroberten, welche, an die Hohenstaufen übergegangen, erst mit Conradins Haupt fielen, um von den Vorläufern der Bourbonen, den ihnen blutverwandten Anjou's, angenommen zu werden.

Dampfkochtöpfe. — In Folge der hohen Brennmaterialienpreise macht sich das Streben nach möglichst zweckmäßiger Verwendung des Brennmaterials auch für die häuslichen Heizeinrichtungen immer mehr geltend. Es dürfte demnach am Platze sein, die Aufmerksamkeit der Hausfrauen besonders auf die Vortheile hinzulenken, welche unter den obwaltenden Verhältnissen die Benützung der Dampfkochtöpfe bietet.

Dieselben gewähren eine sehr bedeutende Ersparniß an Brennmaterial und an Zeit und liefern eine viel schmackhaftere Speise, als die gewöhnlichen Kochtöpfe, da bei diesen durch den ungehinderten Abzug des Dampfes und durch die Einwirkung der Luft manche nahrhafte Bestandtheile verloren gehen, während dieses durch den dampfdichten Verschluß der Deckel der Dampfkochtöpfe vermieden wird.

Daß diese Dampfkochtöpfe, obwohl ihre Behandlung und Instandhaltung ganz einfach ist, im Verhältniß zu ihrem Vortheil nur langsame Verbreitung finden, wird einerseits in der Furcht vor dem Zerspringen derselben, andererseits vielleicht auch in einzelnen ungünstigen Resultaten zu suchen sein, welche in Folge unzweckmäßiger Ausführung dieser Töpfe ihren Grund hatten.

Wir machen deßhalb auf die von Chr. Umbach in Bietigheim (Königreich Württemberg) verfertigten Dampfkochtöpfe aufmerksam. Durch vieljährige Erfahrung und eine von Wasserkraft getriebene Dreherei und Schleiferei ist dieser Meister in den Stand gesetzt, seine Dampfkochtöpfe auf das Zweckmäßigste und Pünktlichste und zu billigen Preisen herzustellen; auch ist durch amtliche Prüfung für die gehörige Sicherheit dieser Töpfe gesorgt.

Die Deckel dieser Töpfe sind durch einen schmiedeisernen Bügel befestigt, welcher absichtlich so schwach gehalten ist, daß der Dampf den Deckel zu heben beginnt und entweicht, bevor ein Zerspringen des Topfes eintritt, und es hat sich auch dieser Umstand bei den vorgenommenen amtlichen Untersuchungen, worüber für jeden einzelnen Topf ein Zeugniß ausgestellt wird, durchgängig bewährt. Man hat somit selbst dann, wenn das angebrachte Sicherheitsventil überlastet oder verstopft ist, kein Zerspringen der geprüften Dampfkochtöpfe zu befürchten.

Farrenkräuter als Küchengewächse. — In Belgien hat man versucht, die Farrenkräuter als Küchengewächse zu benützen und hat gefunden, daß dieselben, wenn sie ganz jung, ehe die Blätter sich völlig entwickelt haben, gekocht werden, wie Spargeln schmecken. Ganz junge Brennnesseln ersetzen schon längst den Spinat. — So berichten die Frauendorfer Blätter. Wenn sich diese Mittheilung bestätiget, so würde sie für die Gebirgs- und Waldgegenden sehr wichtig sein, wo in den Wäldern Farrenkräuter, besonders Filix mas, in großer Menge wild wachsen. Die jungen Brennnesseln als Gemüse in Suppen und die jungen Blätter des Knöterichs, welcher auf den Wiesen wild wächst, wie Spinat gekocht, sind schon lange eine beliebte Speise der Armen.

Digitized by Google

Die Tanne.

Wenn längſt verſtummt der Wälder heitre Lieder
Und rings umher der Froſt verheerend ſchreitet,
Wiegſt du, in friſchen Sommerſchmuck gekleidet,
Am Felſen dort die ewig jungen Glieder.

O welche Wonne, wenn ſich dein Gefieder
An Weihnacht über tauſend Gaben breitet;
Welch herber Schmerz, wenn ſich zum Sarge weitet
Dein duft'ger Stamm und fährt zur Grube nieder!

Du Kinderfreund, du treuer Freund der Todten,
Du Immergrün in trüben Winterzeiten,
Die Hoffnung flüſtert ſanft aus deinen Zweigen:

Ach! ſenkt man mich einſt in den kühlen Boden,
Wird dieſe Stimme meinen Geiſt geleiten,
Wohin ſo troſtvoll deine Wipfel zeigen?

Carl Böckel.

Digitized by Google

Die Malerin.

Novelle von **G. Asmus.**

der Philipp!“ „Nein, ſag' ich! Nein, nein, nein!“ „Bruder — ſo ſei doch vernünftig, gib das Bild zurück!“ „Nein, und noch einmal nein!“ „Da — da läuft er hin, der eigenſinnige Menſch und wirft die Thüre zu, daß das Haus zittert! Aber jetzt hab' ich's auch genug und nun iſt's am Ende. Zweiunddreißig Jahre hauſen wir zuſammen und kein Tag konnte vergehen, ohne daß wir uns gezankt hätten! Mag ihm die Haushaltung führen, wer da will, ich hab's ſatt! Morgen am Tag, heute, jetzt gleich auf der Stelle ſag' ich's ihm — ich ziehe auf mein Gut. Er iſt ſchon halb verrückt — und das Mädchen hat er auf dem beſten Wege, daß ſie gleichfalls närriſch wird. Sein Vermögen — er ruinirts! Zum Bettelmann wird er noch mit ſeiner Bilderwuth! Und Angelika — thut ſie denn noch was anderes, als malen? Wo ſoll das hinaus? Das Bild da — ha, er wird's wieder kaufen! Zweitauſend Thaler wird er zum Fenſter hinauswerfen für die alte Scharteke! Und ob er ſich auch ein Wort ſagen läßt?! Da mag ich ſprechen und bitten und mir die Zunge aus dem Halſe reden — es hilft alles nichts! Noch einmal — jetzt iſt's aus mit uns; ich ziehe nach Kirchberg; dann mag er ſehen, wie er allein fertig wird — dann mag er zuſehen! Und Angelika — ſie muß mit!“

Darauf ging die Dame, die dieſe Worte geſprochen, mit aufgeregten Schritten zur Thüre hinaus.

Ihre Aufregung aber war ſehr gerechtfertigt. Fräulein Brigitte hatte nicht zu viel behauptet, wenn ſie ſagte, daß in den zweiunddreißig Jahren, welche ſie mit ihrem Bruder Philipp zuſammengelebt, kein Tag vergangen ſei, an dem ſie ſich nicht gezankt hätten. Was die Halbverrücktheit des Bruders angeht, ſo werden wir Gelegenheit haben, darüber ſelbſt zu urtheilen. Nun — Herr Philipp Rümpler iſt ein alter Junggeſell und wird ſich wohl mit einem Sparren über die Trübſal der Einzelhaft ſeines irdiſchen Daſeins hinüberzuhelfen ſuchen; aber für Fräulein Angelika wäre es uns herzlich leid, wenn Tante Brigitte Recht hätte; iſt ſie doch die Heldin dieſer kleinen Erzählung, von der wir inbrünſtig hoffen, daß ſie nicht im Narrenhaus, ſondern am Altar, nicht in Jammer und Elend, ſondern in hochzeitlichen Jubel auslaufe. Solches aber muß das Ergebniß einer ordentlichen Geſchichte ſein, in der ein Mädchen vorkommt, das auch nur halbwegs verdient, einen Mann zu haben, und Angelika iſt doch, bei Lichte beſehen, ein ſüperbes Perſönchen; nicht nur in Betracht ihrer achtzehn Jahre, ihrer ſchwärmeriſchen Augen, ihrer ſchwarzen, reizend phantaſtiſchen Locken und ihres elaſtiſchen Wuchſes — o nein, auch ſonſt noch in gar vieler Hinſicht.

2. Kapitel.

Fräulein Angelika ſitzt wieder einmal unter ihrem großen, grauleinenen Malſchirm im Garten und überträgt eine Eichengruppe, die hoch über das allgemeine Grün der Nachbarſchaft emporragt, auf ihre Leinwand. Es iſt etwa die neunte Stunde eines ganz gewöhnlichen Sommermorgens mit einem Bischen Wind, ein paar Wolken und hinlänglicher Hitze, um keiner Tücher und Mantillen zu bedürfen; ja, es iſt ſogar warm genug, daß ein etwas waſſer- und windſcheuer alter Junggeſell ein Wageſtück mit konzentrirtem Ranking anſtellen und ſich in den Sonnenſchein auf ein Häuflein Heu ſetzen darf.

„Angelchen,“ ſagte der nankingene Wagehals, der dicht neben der jungen Malerin ſaß, „ſoeben habe ich mit Deiner Tante wieder einmal einen rechten Strauß gehabt. Denke Dir nur, ſie will ſich wieder in unſere, in meine Angelegenheiten miſchen und mir geradezu

verbieten, den Tizian anzukaufen, der mir spottwohlfeil angeboten wird! Aber ich lasse mich auf nichts ein; das Bild wird gekauft; ich muß meine großen Meister beisammen haben; nicht umsonst verwandte ich auf die Sammlung schon so viel Geld, Zeit und Mühe und alles das!"

„Tante hat überhaupt keinen Sinn für Kunst," sagte Angelika und blickte mit halb zugedrückten Augen auf ihre Studie.

„Natürlich, mein Mädchen, keinen Sinn für Kunst, da hast du's getroffen! Sinn für Leinwand und für Gemüseeinmachen hat sie und für Ordnung im Haus und alles das. Sinn für die Kunst: das verlange ich ja auch gar nicht; es können nicht alle Leute für so etwas Begabung und Neigung haben. Aber das sollte sie doch einsehen und wenigstens nicht immer gegen Dinge eifern, die sie nun doch einmal nicht beurtheilen kann. He! — hab' ich nicht Recht?"

„Ach Gott, lieber Onkel, wie geht mir's denn? Seit zwei Jahren, daß ich das Malen begonnen, habe ich denn je noch eine ruhige Stunde gehabt? Tante eifert den ganzen Tag dagegen und — es ist doch mein ganzes Glück — mein Beruf — mein Alles!"

Und damit sprang sie auf, strich sich die Locken zur Seite und sah ihren Onkel mit stolzer Begeisterung an.

„So ist es recht, mein Kind, so ist es recht!" rief dieser, ihr die Hand reichend, „so gefällst Du mir — das ist das Wahre! O Du wirst es weit bringen und Du hast es schon weit gebracht; Du hast Eifer, hast Talent, hast Gefühl für das Schöne und alles das —"

„O Onkel — ich glühe für die Kunst! Was kann mir die Erde Höheres geben, als Triumphe, die ich mir durch mein eigenes Streben erwerben werde? Was ist der gewöhnliche Lebenslauf der Menschen dem des Künstlers gegenüber? Tante meint stets, ich versäume Alles, was mich zu einer tüchtigen Hausfrau machen würde, in einer gefährlichen Lage drehe ich mich und müsse unglücklich werden! Warum das? Wer sagt denn, daß ich eine Hausfrau werden will? Das Werkeltagsleben der Ehe, mit ihren langweiligen, geisttödtenden Pflichten, diese Tretmühle erheuchelter Gefühle, ich verlange nicht danach! Frei will ich bleiben, und der Genius der Kunst sei der Gatte, der mich durch's Leben geleitet!"

Angelika stampfte bei diesen Worten so energisch auf den Rasen, als läge die ganze heirathsfähige Männerwelt unter ihrem Schühchen.

„Gelchen," sagte der Onkel, stand auf und strich ihr die glühenden Wangen, „Gelchen, Du bist ja ganz in Ekstase; brav so, ganz wacker; Du mußt das Höchste erreichen und da darfst Du Dich nicht binden. Aber Tante Brigitte laß nicht merken, wie Du schwärmst!"

„Wäre ich — wäre ich ein Mann! Ja — frei herumschwärmen zu dürfen in Feld und Wald — wandern zu können in die blaue Welt mit Schirm und Mappe und malen, wo sich was Schönes findet — o es muß herrlich sein! Ja, ich verwünsche diese dummen Röcke! Ketten sind es, mich an die Galeere des Gewöhnlichen zu schmieden! Aber — es soll ihnen nicht gelingen; ich trotze meinem Geschlecht! Hm — bin ich doch nicht die Erste, die nach den Lorbeeren des Künstlerthums strebt, und manches schöne Vorbild meiner Schwestern soll mich lehren, daß ich den Muth nicht zu verlieren brauche, daß auch wir emporzusteigen vermögen zur Unsterblichkeit!"

„Es wird Dir gelingen, mein Mädchen — es wird Dir gelingen! Bei Deinem Ehrgeiz, bei Deiner Ausdauer —"

„O ja — es wird mir gelingen!" rief Angelika bitter; „aber sind die Schwierigkeiten, die ich zu überwinden habe, nicht zehnmal größer, als die der Männer? Wo ist die sorgfältige Schule, die diese genießen? wo die Anregung, die das Zusammenleben so vieler Gleichstrebender gibt? wo die Freiheit, Naturstudien zu machen, wie sie jene haben? Bald heißt es: ach es ist zu feucht, oder: heute kann Johann nicht mit Dir gehen, oder: es ist windig; — allein darf ich ja nicht hinaus; du lieber Gott — da male ich die langweilige Eichengruppe nun sicher schon zum zehntenmal —"

„Eichen sind auch Deine Force, mein Kind!"

„Ach was — ich weiß, wie gut Du's mit mir meinst, Onkel — aber so gut Du Deine Werke der alten Historienmaler auch zu schätzen wissen magst — nimm mir's nicht übel — von der Landschaftsmalerei verstehst Du nicht viel. Ich habe keine genügende Gelegenheit, Naturstudien zu machen, und sie sind doch der einzige Weg, der mich zum Ziele führen kann."

„War ich nicht im vorigen Herbst mit Dir im Harz, wo Du die Studien zu Deinem herrlichen Brockenbild maltest — und gehen wir nicht diesen Herbst in die Schweiz?"

„O das genügt nicht; da kann ich im glücklichsten Falle jeden Tag ein paar Stunden malen; und mein Brockenbild — bin ich doch so wenig befriedigt davon, daß ich's noch Niemand zu zeigen wagte!"

„Das macht — Du bist zu bescheiden — viel zu bescheiden, Gelchen! Wär's nach meinem Kopf gegangen, Du hättest's aller Welt gezeigt; o ich wette, die Leute theilen meine Ansicht, daß es ein Meisterstück sei. Was sagt doch Herr Pinceau davon? Lobte der's nicht — he?"

„Will Dir was sagen, Onkel, der alte Geck von Franzosen — ich halte nicht mehr viel auf ihn. Um meine Malerei bekümmert er sich eigentlich blutwenig, und oft kam mir's schon vor, als wollte er Dir nur schmeicheln, wenn er meine Fortschritte pries; in der letzten Zeit aber ist mir's gar, als machte er mir förmlich den Hof. Ja — in der That, seine albernen Zudringlichkeiten sind mir recht herzlich zuwider; ich wünschte, er bliebe in seinem Paris und ich hätte mit Glück einen andern Lehrer."

„Hat mir heute geschrieben, kann jeden Tag kommen; große Anerkennung gefunden, zur Tafel gezogen, Orden der Ehrenlegion und alles das. Was Du da sonst sagst, ist dummes Zeug; wird sich doch nichts einbilden — geh — lächerlich, albern! Uebrigens, Gelchen, Du bist, wie gesagt, viel zu bescheiden, und ich glaube, man muß Dir endlich einmal voranhelfen, damit Du Courage kriegst und Selbstvertrauen und alles das. Mäuschen, Mäuschen — warte nur — heute noch —

Digitized by Google

geht was — vor! Du sollst Dich wundern — heute noch sollst Du einen Tri — —"

Durch herannahende Schritte sah sich der Onkel in seiner Rede unterbrochen; es war Fräulein Brigitte, welche in Begleitung eines Herrn soeben das Haus verlassen hatte und mit diesem jetzt der kleinen Wiese zuschritt, auf der Angelika's leinenes Künstlerzeltchen aufgeschlagen war.

„Um Gott — was sagst Du, Onkel?" fragte hastig Angelika, „über was soll ich mich wundern? was soll ich noch heute für einen Tri —"

„Bst, bst" flüsterte Philipp, „nachher, Liebchen, nachher!"

Und er schwenkte seine bienenkorbförmige Strohmütze heiter durch die Luft und rief: „Ei der tausend — wahrhaftig, Herr Lucius! Willkommen, willkommen! Endlich zurück — Sie Stromer?"

3. Kapitel.

Mit der aus Tante Brigittens Munde geschossenen Bemerkung, daß sich Bruder Philipp noch ruiniren werde mit seiner Bilderwuth, ist es ebensowenig streng zu nehmen, als mit der gedrohten Abreise.

Herr Philipp sammelte seit dreißig Jahren; und waren es im ersten Jahrzehnt Münzen gewesen, im zweiten Vogeleier und geschnittene Steine, ohne daß er von derzeichen viel verstanden hätte oder seinem sehr ansehnlichen Vermögen zu nahe getreten wäre, so konnte er im dritten ruhig eine Bildersammlung beginnen, ohne Furcht, sich zu ruiniren, oder die Welt von wirklichen Kunstschätzen allzusehr zu entblößen. Zudem hatte Tante Brigitte ein bedeutendes selbständiges Vermögen und der Vater Angelika's hatte seinem einzigen Kinde große Reichthümer hinterlassen.

So kam es denn, daß dieses Mädchen in der ganzen Stadt als ein Kleinod galt; man kannte ihre persönlichen Verhältnisse und wußte auch, daß sie die einzige Erbin von Onkel und Tante sein würde.

Bei der Liebenswürdigkeit und dem Reichthum Angelika's konnte es nicht ausbleiben, daß sich alle Welt angelegentlichst um sie bekümmerte, zumal da Herr Rümpler ein gutes Haus machte und mit Jedermann auf dem gemüthlichsten Fuße stand. Von der kleinen Excentricität der Nichte war man bestens unterrichtet; man wußte, daß sie ihr Leben der Kunst weihen wolle, lachte über ihre jugendliche Männerfeindlichkeit und fand, daß sie ein überaus reizendes Mädchen sei.

Wenn Angelika zuweilen in Gesellschaft kam — immer konnte sie es nicht vermeiden — sah sie sich als Mittelpunkt der Anbetung, und je weniger gnädig sie den Schwarm ihrer Huldiger behandeln mochte, um so höher trieb sie den Wunsch derselben, ihr zu gefallen. Keiner von ihren Verehrern konnte sich indessen rühmen, auch nur die kleinste Aufmunterung von ihrer Seite erhalten zu haben; Viele aber, die ihrer Schwärmerei unverhohlenen Ausdruck zu leihen gewagt, wußten von der Schärfe ihres Züngleins zu berichten, dessen übermüthigem Spiel es oft passirt war, allzusüße Redensarten selbst bis an die Grenze des Verletzenden zu verfolgen.

Was Angelika bis zur Stunde in der Malerei eigentlich geleistet, war nicht einmal den Freunden des Hauses aus eigener Anschauung bekannt; außer einigen flüchtigen Studien, die man zuweilen, gegen ihren Wunsch, gesehen, war nichts von ihren Werken sichtbar geworden. Man kannte jedoch ihren Ehrgeiz; sie wollte sich nicht eher der allgemeinen Kritik aussetzen, als bis sie eines glänzenden Triumphes ganz sicher sein konnte. Indeß, Onkel Philipp sowohl, als auch ihr Lehrer, Herr Pinceau, hatten es nicht versäumt, große Dinge von ihrem Talent zu berichten, und so war Angelika, ohne eigene Schuld und — vielleicht auch ohne wirklichen Grund, in den Ruf einer angehenden Künstlerin gekommen, die zu den außerordentlichsten Hoffnungen berechtige.

„Wäre ich ein Mann!" hatte Angelika in der vorhin mitgetheilten Unterredung ausgerufen, und ich kann versichern, daß sie dabei an ein bestimmtes Exemplar des von ihr so sehr beneideten Geschlechtes gedacht hat. In Herrn Lucius vereinigte sich nach ihrer Ansicht alles, was ihr das Loos der Männer als ein beneidenswerthes erscheinen ließ; denn Herr Lucius ist Maler, hat — trotz seiner Jugend — schon Bedeutendes geleistet, hat sich nie erlaubt, sie mit Schmeicheleien zu langweilen, sondern, selbst ein Schwärmer für seine Kunst, immer am liebsten diese zum Thema der Unterhaltung mit ihr gewählt und oft eben so belehrend, als anmuthig bescheiden, ein Stündchen mit ihr verplaudert. Durch die Kunstliebhaberei des Onkels war er oft mit diesem in Berührung gekommen, und wenn derselbe auch ewig mit ihm stritt, so bestand doch ein recht herzliches Verhältniß zwischen beiden; Tante Brigitte aber hatte den liebenswürdigen Maler zu ihrem speziellen Freund erklärt. Einen ganz besonderen Grund des Haders zwischen den beiden Herren bildete die Gemäldesammlung des Onkels. Diese enthielt, außer einigen offenbaren Originalen alter Meister, gar manche höchst zweifelhafte Stücke, und Herr Lucius hatte die Kühnheit, seine Ansicht über die letzteren unverhüllt auszusprechen. Der einst von Herrn Philipp aufgestellten Behauptung, es sei ganz unmöglich, ihn in Betreff seiner neuesten Sammelstoffe zu täuschen, hatte es Herr Lucius zuletzt gewagt, eine Wette entgegenzusetzen, welche mit erhabenem Lächeln angenommen worden war; es galt einen Korb Champagner, wenn Herr Philipp, und eine bestimmte Oelskizze, wenn der Maler verlor; die Wette aber sollte binnen Jahresfrist entschieden sein.

Einige Monate nach dem Tage, an dem dieser Vertrag geschlossen worden, war Herr Lucius fortgezogen in den knospenden Frühling hinein, um frei herumzuschweifen in Feld und Wald, mit der Mappe auf dem Rücken, so wie Angelika es sich wünschte, um zu malen, wo sich was Schönes fände.

O Wandern — o Wandern — Du freie Burschenlust! Wer mag die Süßigkeit des Herumschwärmens tiefer empfinden, als der Maler?

Nicht der Maler, der in jeder hübschen Partie ein Objekt erblickt, das er sich durch wenige Stunden Mühe erwirbt, um es dann für so und so viel Geld zu verwerthen; nein, der Künstler, in dessen Brust die heilige

Digitized by Google

Lohe glüht für seine Kunst, in dessen Gehirn kein handwerksmäßiger Gedanke hockt im Werktagskittel und ruft: Vagabund — willst du arbeiten? Auf was wartest du? Was du machst, ist gut — sie kaufens ja! Willst du warten, bis du die Spiegelbilder deiner Seele auf der Leinwand siehst? Nur drauf los gepinselt — schreib deinen Namen drunter und dann hinaus damit in die Welt! O, wie Wenigen ist es beschieden, solchen Ruf der Drängerin Noth nicht zu hören und mit freiem, glücklichem Herzen das vor sich entstehen zu sehen, was ihnen die Phantasie einer guten Stunde vorgezaubert!

Lucius war eine solche Künstlernatur, und Angelika hatte das schon beim ersten Zusammentreffen mit ihm herausgeahnt. Schwer nur vermochte sie die Augen von ihm abzuwenden, wenn er sprach, und tiefauf mußte sie seufzen, wenn sie an ihn dachte. Oft aber dachte sie an ihn, und an einigen flüchtigen Aquarellen, die sie von seiner Hand besaß, vermochte sie sich nimmer satt zu sehen. O, wie unerträglich hölzern und steif erschienen die eigenen Versuche gegen diese genialen Züge, im Spiel des Augenblickes hingeworfen, deren mühelos gesundene Töne lächelnd Zeugniß ablegten von des Künstlers Meisterschaft!

Doch — welches Gefühl war es, das ihr durch die Brust schlich, wenn sie an ihn dachte? Es war Neid — glühender, verzehrender Neid! Sie sah ihn den Weg zur goldnen Höhe des Künstlerthums munter emporschreiten, während sie sich unten mühselig abkletterte und oft an dem Erreichen des heißersehnten Zieles verzweifeln mußte. In ihm sah sie das höchste Menschenglück verkörpert — nicht den Mann sah sie in ihm, nur den Künstler. Und als er fort war: wie oft, wenn sie sich Tage lang vergebens gequält, den Gedanken an ihn los zu werden, und in rastloser Arbeit Ermuthigung und Ruhe gesucht hatte, wie oft schweifte sie im Geiste mit ihm herum — frei und glücklich dem Zug ihrer Sehnsucht folgend!

Hatte sie dann in wochenlanger Arbeit mit saurem Fleiß ein Bildchen zusammengetragen aus den mühselig auf Spaziergängen und Reisen erhaschten Studien — ach, es konnte ihr nicht genügen! Und wenn sie auch manchmal, angefeuert durch die nie fehlenden Lobreden des Onkels, besser von ihrer Leistung zu denken wagte, so brauchte sie nur an Lucius zu denken, um in die trübseligsten Zweifel zurückzufallen. Er würde innerlich lachen dazu, dachte sie dann, von der stolzen Höhe seines Künstlerthums herab — und mir vielleicht einige gutgemeinte Winke und Lehren ertheilen, aus denen gerade genug hervorgeht, um zu erfahren, daß das Bild in Anlage, Zeichnung und Stimmung nichts taugt; doch immerhin für eine Dilettantin — —

Dilettantin! Gerechter Himmel — dieß verhaßte Wort! Künstlerin, Künstlerin mußte sie werden, und ohne dieses Ziel hatte das Leben keinen Reiz. Weg mit den Männern — weg mit den stolzen Egoisten, die ein Mädchen betrachten wie 'n freundlich Spielzeug neben dem Ernst ihres wichtigen Daseins! Für euch ist kein Raum in dieser Brust, die oft den kochenden Ehrgeiz kaum zu bannen vermag!

4. Kapitel.

Das Schicksal sendet oft sonderbare Lotsen an das Schiff unseres Lebens; die kommen bei Nacht und Nebel angefahren in winzigen Nußschalen, huschen auf's Deck, ehe man's ahnt, nehmen uns das Steuerruder sachte aus der Hand und machen, was sie wollen. Das eigenthümlichste Gesinde aber hat der kleine Amor in seinem Dienst, und vor dem gibt's keinen Schutz.

Wer sollte zum Beispiel glauben, daß eine winzige Eidechse mit einem Schlage ihres Schwänzleins das Geschick zweier Menschen herumwenden, Dinge bewirken könnte, von denen sich keine Seele vorher hätte träumen lassen? Und dennoch ist es so.

Das zweite Kapitel war gerade in dem Moment zugeklappt, als Onkel Philipp Herrn Lucius begrüßte, der mit Fräulein Brigitte in den Garten getreten war. Die beiden Letztern hatten vorher im Hause eine Unterredung gehabt, von welcher einige Worte hier mitgetheilt werden müssen.

„Helfen Sie, rathen Sie, Herr Lucius — es ist nachgerade nicht mehr auszuhalten; da ist ein fremder Bilderhändler hier, der schwatzt wieder meinem Bruder ein Stück auf — 's soll ein ächter Tizian sein; und, denken Sie nur, Philipp ist entschlossen, ihm zweitausend Thaler dafür zu geben! Hier, sehen Sie nur selbst — eine solche Unsumme für dieses Ding!"

„Und will er's wirklich kaufen?" rief Lucius vergnügt, „o, das ist köstlich!"

„Das finden Sie köstlich?"

„Sie kennen ja unsere Wette, mein Fräulein; diesen Tizian — ich habe ihn selbst gemalt! Ich schleppte das Bild in allen staubigen Winkeln umher, übermalte es wieder hier und da, hängte es in den Rauchfang — kurz und gut, es gelang mir, ihm den Schein ehrwürdigen Alterthums zu geben; ein Freund von mir mußte es anbieten."

„O," rief Fräulein Brigitte erfreut, „das ist prächtig! Sie werden Ihre Wette gewinnen und meinem Bruder soll es eine gute Lehre sein! Gehen wir in den Garten und, ich bitte Sie, reden Sie doch Angelika einmal in's Gewissen, wegen ihres Malens — sie reibt sich noch auf mit dieser unglückseligen Leidenschaft."

„Ei," antwortete Lucius langsam, „ich will's versuchen — doch — es wird nichts nützen."

Nachdem sich Onkel Philipp und Lucius begrüßt, trat dieser zu Angelika:

„Nun, mein Fräulein, ich sehe, Sie halten fest an unserer schönen Kunst; und — sind Sie zufrieden mit Ihren Fortschritten?"

„Zufrieden?" entgegnete Angelika und sah ihn von der Seite nicht eben sehr freundlich an, „zufrieden? — wie ist das möglich? Ach — ich fürchte fast, ich werde niemals zufrieden werden und manchmal — wünsche ich gar, daß ich den Pinsel nie zur Hand genommen hätte!"

„Also — Künstlerjammer!?"

„Sie wissen es ja wohl, wie es uns Armen geht

Digitized by Google

Hauptkirche in Charleston. (Zu Seite 120.)

Digitized by Google

und welche Schwierigkeiten unſeren Studien entgegenſtehen —"

„Nun," meinte Lucius, „Sie müſſen eben nur das Erreichbare erſtreben wollen. Dieſe Kunſt ſollte Ihnen nur Freude, keinen Kummer bereiten. Raſchen Sie, wie andere Dilettanten, nur von dem heitern Theil des Künſtlerthums; jede vollbrachte Arbeit bringt Ihnen einen kleinen Triumph; das Auge, mit dem Ihre Leiſtungen betrachtet werden, iſt ein ſo freundliches; von den Sorgen und Zweifeln, welche auch dem beſten Künſtler nicht geſchenkt ſind — was brauchen Sie davon zu wiſſen? Oder iſt es wirklich Ihre Abſicht, Künſtlerin zu werden, der Kunſt gleichſam Ihr Leben zu weihen?"

„Ja, das iſt meine Abſicht, und ich hoffe, daß ich ſie nicht zu ändern brauche!" rief Angelika energiſch.

„Ein Blitzmädel das!" murmelte Onkel Philipp.

„Angelika," fuhr nun Tante Brigitte los, die unmuthig ſchweigend zugehört, „Angelika, haſt Du denn ganz und gar den Verſtand verloren? Lange habe ich geſchwiegen ſeither, zu lange habe ich Dich gewähren laſſen, aber jetzt iſt's auch bald genug! Nein, es ſchadet gar nichts, daß Herr Lucius dabei iſt, ihn frage nur, — er kann Dir's am beſten ſagen, welch' verkehrtem Streben Du nachlebſt! Meine Angelika ſoll zu den Halbweſen gehören —"

„Ach was, Brigitte, ereifere Dich doch nicht ohne Noth," rief Onkel Philipp mit Heftigkeit dazwiſchen, „willſt Du einem aufſtrebenden Genius die Flügel feſtbinden, daß er verkommt? Willſt Du, daß Angelika, in der ein heiliger Feuereifer für ihre Kunſt lebt, die ihr durch glückliche Anlagen vorgezeichnete Bahn verfehle und ſich und Andere unglücklich mache? Nein — Du weißt, ich gebe Dir in allen Stücken gerne nach; und daß Du das Regiment im Hauſe führſt — ich brauche es Dir nicht erſt zu ſagen — aber hier, wo es ſich um das Lebensglück, um den natürlichen Beruf unſeres Kindes handelt und alles das — da ſtehe ich feſt bei ihr, wie ein Granitfelſen, und werde ſie nicht verlaſſen! Und, nebenbei geſagt — es iſt ſogar ſehr wahrſcheinlich, daß wir fortziehen, Alle — nach München — damit ſie eine regelrechte Schule genießen kann, damit ſie in die Hände der rechten Meiſter kommt und Gelegenheit hat, ihren Geſchmack zu bilden und ihr Urtheil — und alles das!"

Kaum hatte Herr Philipp die letzten Worte herausgeſtoßen, als er der Gruppe den Rücken kehrte und mit eiligen Schritten den Kiesgang hinabging.

„Liebe Tante," ſagte jetzt Angelika ſchmeichelnd, „ich bitte Dich, alterire Dich doch nicht! Und mich — laß mich doch glücklich werden auf meine Art! Laß mich doch wenigſtens verſuchen, es in der Kunſt zu was Tüchtigem zu bringen — liebe, liebe Tante — o laß mich doch! Und was Onkel da eben von München ſagte — ach, es wäre freilich ſehr ſchön — aber es iſt doch nicht ſo ernſt gemeint, das weißt Du ja."

„O," entgegnete Brigitte, „in ſeiner Liebe zu Deinen Thorheiten wäre er zu Allem fähig! Uebrigens will ich doch gehen und ihn holen; er vergißt ja in ſeiner Rage ganz, daß ein lieber Gaſt bei uns iſt —"

„Der ſich alsbald empfehlen muß," erwiderte Lucius, „mein Beſuch ſollte nur für wenige Minuten ſein."

„Wie — Sie wollten uns ſchon wieder verlaſſen?"

„Leider, ja; — ich kam eigentlich nur für einige Stunden zur Stadt, um neben einem andern Geſchäft, welches meine Anweſenheit erheiſcht, auch ein Bild von mir zur Ausſtellung zu beſorgen, welche, wie Sie wiſſen, heute eröffnet wird. Ein Freund, er iſt ſchon reiſefertig, begleitet mich die nächſten Wochen hindurch auf meinen Wanderungen, und ſeinetwegen breche ich ſo bald ſchon wieder auf. Von der wenigen Zeit, welche mir hier zu ſein vergönnt iſt, nahm ich den erſten Theil, um Ihrem lieben Hauſe meine Aufwartung zu machen; doch faſt zu lange ſchon —"

„Nur einen Augenblick noch," bat Tante Brigitte; „laſſen Sie mich nur meinen Bruder holen, der dort an den Hecken herumſtreicht; und," fügte ſie raſch flüſternd hinzu, „um Gotteswillen, reden Sie dem Mädchen 'mal in's Gewiſſen — ſie phantaſirt ſich gewiß noch recht in's Unglück hinein!" Damit eilte ſie hinweg.

War dem Maler die kleine Scene, von welcher er Zeuge hatte ſein müſſen, ſchon unangenehm geweſen, ſo mußte es der ſoeben erhaltene Auftrag noch mehr ſein. Angelika's Weſen erſchien ihm heute ſo ſonderbar, ſo fremd. Sonſt hatte ſie ihm wohl die Hand gerethen, wenn er kam, und hatte mit Intereſſe nach ſeinen Arbeiten gefragt — heute von dem Allem nichts. Da ſaß ſie und ſchabte ihre Farben auf der Palette zurecht und malte drauf los, als ob er gar nicht in der Welt wäre.

Und was bewegte ſie? Ach — auch er war ihrer Neigung entgegen, an Niemanden hatte ſie eine rechte Stütze, ſie fühlte ſich ſo klein neben dem Künſtler, daß ſie ſich einbildete, er verſpotte in ſeinem Innern ihr Streben — und ſie ſchwieg.

Ihm ſeinerſeits däuchte der von Angelika gewordene Empfang ſo unfreundlich, ſo kalt, daß er ſich im tiefſten Herzen verletzt fühlen mußte. War er doch eigentlich nur zur Stadt gekommen, nicht wegen des auszuſtellenden Bildes, das hätten Andere eben ſo gut beſorgen können, nein — weil er Angelika wieder einmal ſehen wollte, weil er ſie liebte bis zur Verzweiflung.

Monatelang war er umhergeirrt in der Hoffnung, draußen Ruhe zu finden, jetzt war er für wenige Minuten gekommen: brennend, glühend, zitternd war er zu ihr herangetreten — und ſie hatte kaum ein Wort für ihn. „Thor!" brummte es ihm im Kopf, als er ſo daſtand mit verſchränkten Armen, „wahnſinniger Thor — es geſchieht dir recht! wer heißt dich dein tollen Leidenſchaft die Zügel ſchießen zu laſſen? Warum haſt Du nicht die Kraft, den Anblick dieſes Mädchens zu meiden, dieſer unglückſeligen Liebe zu entfliehen?"

Und er hatte recht, der gute Mann; war doch ſeine Liebe eine abſolut hoffnungsloſe! war er doch ein armer Schlucker und Angelika ſo entſetzlich reich! Hatte er doch kaum begonnen, ſich als Maler einen Namen zu erwerben und Angelika hatte ſchon großen Ruf als Männerfeindin erlangt! Ja — ſie hatte kein Herz, das

Digitized by Google

war klar, kein Gefühl — und die Seele, die auf dem tiefen Grunde ihrer wunderbaren Augen zu liegen ſchien, ſie konnte nur für eines glühen — für die Kunſt! Ein wilder Ehrgeiz war Alles, was dieſes kalte, herzloſe Weſen zu empfinden vermochte. Und doch, und dennoch liebte ſie Lucius mit jener Glut, die jeden Entſchluß zur Entſagung gleich im Keime verbrennt, die ihn ſelber um ſo ſicherer aufzuzehren drohte, als er von der Hoffnungsloſigkeit ſeiner Leidenſchaft überzeugt war und — ach, nicht zu fliehen vermochte!

So ſtand er da; die Minute, wo er von hinnen mußte, rückte näher und näher, Tante und Onkel kamen dort ſchon den Weg herauf, und das Bewußtſein, durch ſein Schweigen eine Unſchicklichkeit zu begehen, fühlte er ſo peinigend in ſich wachſen — — da endlich hatte Angelika ein Einſehen, wandte den Kopf und ſchaute ihn groß und fragend an:

„So ſchweigſam heute? Wie?“ fuhr ſie fort, als ſie wahrnahm, daß er ſich vergebens Mühe gab, ein Lächeln zu Stande zu bringen, „und traurig? Wie iſt das möglich? Auch Künſtlerjammer — etwa?“

„O, Fräulein Angelika,“ antwortete Lucius, und in den tiefen, langſam dem Seelenſchmerz ſich entwindenden Worten hätte ſie wohl ſeine ganze Leidensgeſchichte leſen können, „o, es gibt noch andere Dinge, die uns bewegen können, als Bilder!“

Seine Angſt, zu viel, viel zu viel geſagt zu haben, war unnöthig; zum Verſtändniß ſolcher Herzenslaute war ihr ja kein Organ gegeben, ſie blickte nur verwundert zu ihm auf.

In demſelben Augenblick waren Onkel und Tante heftig redend herangetreten, und Lucius ergriff die Gelegenheit, ſich zu empfehlen, mit großem Eifer; er behauptete, viel zu lange geblieben zu ſein, brachte einige außerordentlich kurze Abſchiedsredensarten vor und ging eilends von dannen, erfüllt von dem Vorſatz, dieſen Ort der Qual fernerhin zu meiden, niemals wiederzukehren.

„Herr Lucius, noch ein Wort!“ rief ihm Fräulein Brigitte nach; „bitte, noch auf ein Wörtchen!“ — Doch er ſchien es nicht zu hören und ſtürmte davon. Schen war er an der Thüre angelangt, als ihn ein laut ausgeſtoßener Schrei zum Umblicken zwang. Er erſchrak, denn die drei Menſchen, welche er eben ganz ruhig verlaſſen, bildeten jetzt eine wild bewegte Gruppe; Staffelei und Malſchirm waren umgeſtürzt, Angelika war aufgeſprungen, Tante Brigitte rang verzweiflungsvoll die Hände. Beſtürzt eilte Lucius zurück; — richtig, es war ein Unglück geſchehen. Erſchreckt durch eine plötzlich auf ſie zuſchwänzelnde Eidechſe, hatte Tante Brigitte an die leichte Staffelei geſtoßen, Onkel Philipp aber hatte, in der Abſicht, die fallende Oelſkizze zu retten, ſo geſchickt nach dieſer geſchlagen, daß ſie jetzt wie ein großes Pflaſter an ſeinen unausſprechlich gelben Unausſprechlichen klebte. Auch an Angelika's heller Robe war eine friſche Eichenpartie hängen geblieben, und ſo ſtürzten die Beiden in's Haus, um ſich umzukleiden.

„Faſt, Herr Lucius, iſt mir dieſer kleine Unfall lieb,“ redete Fräulein Brigitte den Maler an, „denn er hat Sie noch einmal zurückgeführt; ich wollte Ihnen eine Mittheilung machen und mir Ihren Rath erbitten; aber Sie ſtürmten ja ſo plötzlich und unaufhaltſam fort — ich fürchte, Ihre Zeit —“

„O, womit kann ich dienen?“

„Mein Bruder hat ſoeben, als er mit mir da den Weg heraufging, eine Bemerkung fallen laſſen, welche mich auf das Lebhafteſte beunruhigt. Er ſprach von einem Triumphe, den Angelika heute noch erleben ſollte in Betreff ihrer Kunſt, und wollte dann, als ich weiter in ihn drang, nicht mit der Sprache heraus. Nun erinnerten Sie mich vorhin daran, daß heute die Kunſtausſtellung eröffnet wird, und der Gedanke will mir nicht aus dem Kopf, daß Philipp, in der übermäßigen Eitelkeit auf des Mädchens Leiſtungen, am Ende gar ein Bild von ihr dorthin geſandt hat, heimlich, ohne Angelika etwas davon zu ſagen. Ja, ich möchte wetten darauf — es iſt geſchehen! Sie brauchen mir nichts zu ſagen, ich weiß die Leiſtungen meiner Nichte ungefähr zu beurtheilen und begreife recht gut, daß ſie blamirt iſt, wenn Philipp einen ſolchen Streich ausgeführt haben ſollte. Man würde ihr die Ausſtellung des Bildes als eine maßloſe Eitelkeit anrechnen; ich kenne ſie — wenn es geſchehen iſt — ſie wäre unglücklich! Bei dem eigenſinnigen Charakter meines Bruders iſt es nicht möglich, die Sache durch Bitten zu redreſſiren! rathen Sie, helfen Sie! — was iſt zu thun?“

Der Maler ſah auf ſeine Uhr und entgegnete raſch:

„Verehrtes Fräulein, ich begreife Ihre Sorge und theile ſie; in zwanzig Minuten wird der Saal geöffnet — ich beurlaube mich, um hinzueilen, zu thun, was in meinen Kräften ſteht — auch auf die Gefahr hin, den Zorn Ihres Herrn Bruders auf mich herabzuziehen.“ Damit eilte er fort. Etwas beruhigter ſetzte ſich Tante Brigitte in eine Laube, nahm ihr Strickzeug vor und wartete auf Angelika, um ihr zu ſagen, in welcher Gefahr ſie wahrſcheinlich geſchwebt, und welche Schritte geſchehen ſeien, dieſelbe abzuwenden. Doch Angelika kam nicht und kam nicht und das hatte folgenden Grund.

Als ſie mit dem Onkel in's Haus getreten war, hatte ſie dieſen gefragt: „Onkel, was war's doch, was Du vorhin angedeutet, von etwas, was mich in Erſtaunen ſetzen ſollte? von einem Tri —“

„Aha, Mädchen — biſt Du neugierig — he?“

„Onkelchen, offen geſtanden, Du ängſtigſt mich! bitte, was iſt's?“

„Gelchen, ich kleide mich jetzt raſch um und dann — dann gehe ich aus, und wenn ich dann wiederkomme, dann will ich dir's ſagen; ſo lange mußt Du Ruhe haben und Geduld und alles das — mein Engelchen!“

Damit war er in ſein Zimmer getreten. Angelika ging kopfſchüttelnd in das ihre, zog raſch ein anderes Kleid an, entfernte die Farbflecken aus dem beſchmutzten und trat in demſelben Augenblicke aus ihrem Gemach, als ſie Onkel Philipp mit Hut und Stock die Treppe hinabeilen ſah; ſie lief ihm nach und hielt ihn feſt:

„Onkel, gewiß, Du quälſt mich — wo gehſt Du hin? Bitte, bitte!“

„Nun, nun — ich will Dir's — will Dir's ſagen — zur, zur — Ausſtellung!“

„Und — nimmſt Du mich nicht mit?“

Digitized by Google

„Heute nicht, mein Kind, heute nicht!“

„Und — warum nicht?“

„Weil, weil — nun — weil dort — heute —“

„Was — weil, weil dort? Iſt denn heute was Beſonderes da zu ſehen?“

„Was Beſonderes? Ja wohl, Maus! — o Gelchen — was ganz, was ganz Beſonderes!“

„Um Gott — warum nur ſo räthſelhaft? Ich will doch nicht hoffen — ach nein — das wäre zu —“

„Was denn — was willſt Du nicht hoffen?“

„Daß am Ende gar ein — Bild — von —“

„Jawohl, mein Kind“ ſagte Onkel und richtete ſich gewichtig auf, „jawohl — ein Bild von Dir!“

Und eh' ſie ſich's verſah, hatte er ſich losgemacht und war zur Thüre hinausgeeilt.

„Onkel, Onkel — um Gotteswillen!“

Alles vergebens, er hörte nicht und trabte eilig die Straße hinab.

Angelika ſtand einen Augenblick da, wie vom Blitz gerührt. War's möglich? Konnte Onkel die unbegreifliche Thorheit begangen haben — oder ſcherzte er nur? War ſeine Verblendung für ihre künſtleriſchen Leiſtungen wirklich ſo groß, daß er glauben durfte, ein Bild von ihr, ſo keck dem öffentlichen Urtheil preisgeboten, würde günſtig beurtheilt werden, die großen Erwartungen, welche man von ihr hegte, erfüllen? Ja, es war möglich; hatte er es ja oft genug ſchon ausgeſprochen! Zitternd vor Angſt eilte Angelika nach dem Zimmer, in welchem ſie ihre Arbeiten aufbewahrt hatte; richtig, ja — es fehlte ein Bild — die Landſchaft mit dem Brocken — ſie war fort!

„Das iſt ja fürchterlich!“ rief die auf's Aeußerſte entſetzte Künſtlerin — „und gar noch dieſes! Vielleicht iſt es das am wenigſten gelungene von allen! Mein Name ſteht darunter; man wird glauben, ich hätte es hingeſchickt — ich bin verlacht, verhöhnt, blamirt, für alle Zeiten blamirt! Und ſchon ſtrömt die ganze Stadt — o was wird das werden! Ich ſehe ſie ſchon vor dem Bilde ſtehen und lachen! Eitles Ding, werden ſie ſagen, das iſt es alſo, was Du zu erreichen gehofft — das will eine Künſtlerin ſein? Und die Maler, und, o Gott — Herr Lucius — die ſind ſo entſetzlich ſtreng in ihrem Urtheil!“

„Halt!“ ſprach ſie plötzlich — „halt — ich gehe ſelber hin! Hier unter dieſem Schleier kennt mich Niemand; ich will's doch mit meinen eigenen Ohren hören, wie mich die Leute eine Närrin ſchelten — ich will Zeuge meiner Schande ſein! Thorheit — ſoll ich? — ja — ich gehe!“

Raſch war ihrem Lockenkopf eine andere Friſur gegeben, eine Mantille von der Tante umgeworfen, auf den Strohhut ein dichter, brauner Schleier gebunden, und huſch war ſie die Treppe hinunter — —

In dem Moment trat die Tante aus dem Garten in das Haus, um Angelika, die ihr zu lange geblieben war, aufzuſuchen.

„Mädchen, wohin? — höre, höre!“

„Zur Ausſtellung!“ rief Angelika, mit ihr ſonſt fremder Haſt, ſchlüpfte zur Thüre hinaus und eilte die Straße hinab.

„Zur Ausſtellung — wie? Und in dieſem fremdartigen Aufzug?“ rief Tante Brigitte erſtaunt; „zur Ausſtellung? — das darf nicht ſein — um keinen Preis! ſie ahnt nicht, was ihr dort droht! Wenn es Herrn Lucius nicht gelang, das Bild zu entfernen, ſo wird ſie Zeuge ihrer Niederlage! Ich muß ihr nach, ſie zu warnen! Droſchke, halt!“ rief ſie einem langſam vorüberfahrenden Wagen zu und eilte nach ihrem Zimmer, um Hut und Tuch zu holen.

„Wo iſt mein Bruder?“ fragte ſie forteilend den ihr auf der Treppe begegnenden Bedienten.

„Vor zehn Minuten ausgegangen.“

„Du weißt nicht wohin?“

„Es war mir, als ob er zu Fräulein Angelika ſagte, daß er zu einer Ausſtellung gehe.“

„O,“ murmelte Brigitte vor ſich hin, „ſteht die Sache ſo? Ja — es iſt klar — ſie ſind Beide verrückt! Aber Angelika darf mir nicht in den Saal — ich hole ſie ein, ſie muß mit mir zurück!“

Und die Droſchke rumpelte mit ihr die Straße hinab.

5. Kapitel.

„Es iſt langweilig im Hauſe,“ ſagte Johann, der Bediente des Herrn Rümpler, „Alle ſind fortgelaufen — da muß ich 'mal nach der Liesel gucken.“ Er bürſtete ſeine Kappe, ſetzte ſie forſch auf's linke Ohr, zündete ſich eine von Onkel Philipps Sonntagscigarren an und folgte dem Zuge ſeines Herzens.

Wenige Augenblicke nachher hielt eine Droſchke vor dem Hauſe, aus welcher der Maler Lucius ſprang. Auf ſein Klingeln öffnete das Stubenmädchen die Thüre:

„Herrſchaften ſind ausgegangen, Herr Lucius!“

„So — und wohin?“

„Kann es nicht ſagen; glaube übrigens, daß Fräulein Brigitte ſehr bald zurückkommen müſſen, ſie pflegen ſonſt um dieſe Zeit nie das Haus zu verlaſſen.“

„Ich gehe in den Garten; ſagen Sie es mir, wenn das Fräulein kommt.“

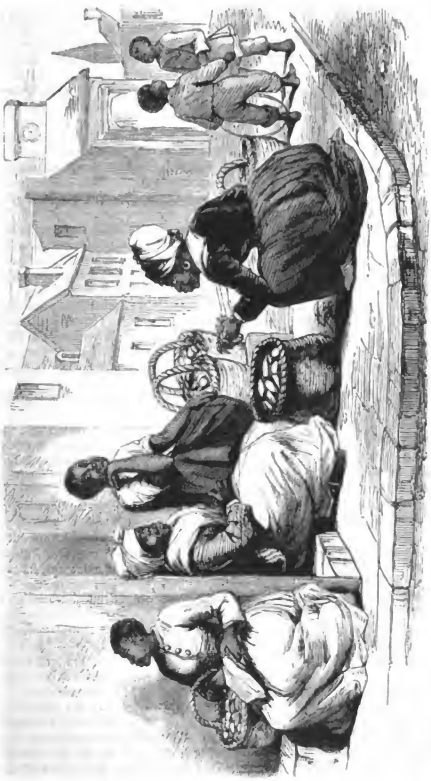
„Zu dienen.“

Lucius ging mit aufgeregten Schritten im Garten auf und nieder.

Schlimm, ſehr ſchlimm — ſagte er vor ſich hin — wo ſie nur bin ſein mögen? Darauf hatte ich nicht gerechnet, das kann eine heilloſe Geſchichte werden! Es ſcheint mir überhaupt, daß ich einen ſehr dummen Streich gemacht habe! Aber — was war da zu thun? Nun — aushalten muß ich jetzt ſchon — mag da kommen, was will!“

Er war auf die Wieſe getreten, wo Angelika's Malgeräthe noch ſtand. Schmerzlich lächelnd rückte er die Staffelei zurecht, nahm die verunglückte Skizze vom Boden auf, putzte mit leichter Mühe die friſchen Farben hinweg, ſetzte ſich hin und begann die Eichengruppe zu ſkiziren, welche ſo oft ſchon für Angelika's Pinſel hatte herhalten müſſen. Wie er ſo mit flüchtigen, aber wunderbar ſicheren Strichen ſeine geſchickte Hand walten ließ, ſchlich freundliche Ruhe über ſeine ſchönen

Digitized by Google



Markt in Charleston. (Je S. 100.)

Züge; — er hatte faſt vergeſſen, was ihn ſo tief bekümmerte, faſt, wo er war. Seine klaren braunen Augen hafteten immer nur für Augenblicke auf den Bäumen, die er in glühender Abendbeleuchtung auf die Leinwand zauberte und deren Zeichnung er nur wiedergab; wie im Fluge entſtand aus dem Heckengrün vor ihm eine liebliche Landſchaft, brennend im Sonnenuntergang. Eben hatte er an den Fuß der Eichen eine kleine Staffage geſetzt — einen Maler an der Staffelei, und nebendran, im Moos ſitzend, eine weibliche Figur, die ihm zuzuſehen ſchien; — er war aufgeſtanden und blickte zufrieden lächelnd ſein flüchtiges Werk an, als ihm Jemand auf die Schulter klopfte; es war Onkel Philipp.

„Ei, ei, Herr Lucius, ſchon wieder da? Ich dachte, Sie wären zur Ausſtellung und hätten es dann ſehr eilig mit der Abreiſe.“

„Ich war dort; meine Abreiſe habe ich verſchoben.“

„So — Sie waren dort? Hm — haben Sie nichts da geſehen — nicht was Beſonderes, was Sie intereſſiren mußte — he?“

„Nicht daß ich wüßte — es ſind freilich viele gute Sachen da — indeß — —“

„Ich meine — haben Sie nicht ein Bild geſehen — von — von — meiner Angelika?“

„Aha — ja ſo,“ entgegnete der Maler mit ſichtlicher Verlegenheit, „ja, ja wohl — es iſt ein ganz nettes Bild—chen — —“

„Was Bildchen!“ antwortete mit erwachender Heftigkeit Herr Philipp, „ich will es Ihnen ſagen, was es iſt: es iſt ein Meiſterſtück, ein Kunſtwerk iſt's und alles das! Sie gehören auch zu denen, die da meinen,

das Betreiben einer edlen Kunst läge nicht in der Sphäre der Frauen! und so sehr ist dieses Vorurtheil eingewurzelt bei Ihnen, daß es Sie blind gemacht hat, förmlich blind! Sie selbst auch, das arme Ding, ahnt zur Stunde noch nicht, auf welcher Staffel des Künstlerthums sie steht — aber heute, heute hat sie den glänzendsten Beweis —"

„O, Fräulein Angelika ist durchaus nicht ohne Talent —"

„Wie, was — nicht ohne Talent?! Ich sage Ihnen, ein Genie ist's, ein Phänomen, wie noch keins da war — und ich bin's, der sie erkannt hat, schon längst — ich allein! Aber jetzt — jetzt habe ich Anhänger! Die ganze Stadt theilt meine Ansicht — alle Welt ist begeistert! Ich trete nur in den Saal, so ruft mir schon Alles entgegen: ach, da ist ja Herr Rümpler! und dann kamen sie und gratulirten, und „Angelika" rief's im ganzen Saale: kurz und gut — es ist das einzige Bild, welches wahrhaftes Interesse erregt; und so umlagert war es; Kopf an Kopf, sag' ich Ihnen, drängten sich die Menschen davor, daß ich's gar nicht zu Gesicht bekam. Da habe ich mich weiter denn nicht viel aufgehalten und bin hierhergeeilt, um dem armen Kinde seinen Triumph zu verkünden. O, wie wird sie glücklich sein, denn sie ist sehr ehrgeizig, sehr stolz und alles das!"

Der Maler hatte im ersten Augenblick etwas bestürzt dreingeschaut, doch schien ihn der Bericht einigermaßen zu beruhigen.

„Aber wo sind denn die Damen? Ich glaubte sie hier zu finden," fuhr Onkel Philipp fort. Aha — ich sehe, Angelchen ist mittlerweile sehr fleißig gewesen; sehen Sie einmal — ist das nicht vortrefflich gemalt in der unglaublich kurzen Zeit? Nein — das ist ja meisterhaft, wunderbar — he? Ist es nicht?"

Lucius wollte eben dem alten Herrn, der die Skizze mit den Augen schier verschlungen hatte, seine Autorschaft bekennen, als Signor Johann in den Garten trat.

„Du," rief Onkel Philipp, „wo sind die Damen?"

„In eine Ausstellung — wie ich glaube, Herr Rümpler."

„Holla — da heißts gerannt," sagte der Maler zu sich selbst — „das ist eine schöne Geschichte, Herr Rümpler," sprach er dann und verneigte sich flüchtig, „Sie verzeihen, daß ich Sie so plötzlich verlasse — aber ich — ich habe große Eile; ich empfehle mich." Und damit lief er rasch davon.

„Herr — ich empfehle mich," ahmte ihm Onkel Philipp kopfschüttelnd nach. „Es kommt mir fast vor, als hätten Sie ein Mädchen zu viel im Kopf, junger Mann — Sie! Was sagte er da vorhin, ein „nettes Bildchen" wäre von Angelika ausgestellt? Ich glaube gar, der ist neidisch auf ihre Kunst! Hm, hm — ja, die Künstler sind ein närrisch Völkchen — gönnt Einer dem Andern seinen Ruhm nicht! Ja — der Neid, der Neid — das ist ein garstiger Patron! Also Angelika ist mit Schwester Brigitte zur Ausstellung gegangen! Ganz gut — da mag sie ihre Lorbeeren gleich selbst empfangen aus erster Hand; indeß — sie könnte doch jetzt bald da sein, es ist ja schon fast Mittagszeit."

Er ging auf und ab und malte sich mit lebhaften Farben die Freude Angelika's aus, und wie er jetzt seiner Schwester fest gegenübertreten könne, nachdem ein öffentliches Beispiel gezeigt, welchen Rang sein Herzblatt schon jetzt als Künstlerin einnehme. Da drehte sich ein Schlüssel in der kleinen Seitenthüre, welche nach den die Stadt umgebenden Anlagen führte, und Angelika trat in den Garten.

„Nun, Gelchen — warst Du in der Ausstellung?" rief ihr der alte Herr zu und ging ihr strahlend entgegen.

„Nein, nein — ich konnte nicht!" sagte Angelika und sank ermattet auf eine nahestehende Bank. „Ach Onkel, was hast Du gemacht! Ich lasse mich nicht mehr sehen in der Stadt — wie wird man mich verspotten!"

„So? — meinst Du — und darum gingst Du nicht hin?"

„Die Angst ließ mich nicht die Treppe hinaufkommen; ich lief fort und suchte mich durch einen Gang in den Anlagen zu beruhigen; aber es kommt mir jetzt schon vor, als ob alle Leute mit den Fingern auf mich zeigten."

„Angelika," sagte jetzt Onkel Philipp mit Pathos — „die Bescheidenheit ist eine schöne Tugend, aber sie kann auch manchmal zu weit gehen; und bei Dir geht sie zu weit! Ich wußte wohl, was ich that, als ich Dein Bild dahin sandte — und ich war in der Ausstellung und komme soeben von dort!"

„So — Du warst? Und — und was sagten denn die Leute?"

„Eine Künstlerin seist Du, ersten Rangs, sagten sie; ein Wunderkind, ein Originalgenie nannten sie Dich! O — wärst Du doch hinausgegangen, Du wärst geheilt worden von Deiner albernen Furcht für alle Zeit!"

„Wie — urtheilte man so freundlich von meiner schwachen Leistung?"

„Schwache Leistung? Ich sage Dir: auf mit dem Köpfchen, Du darfst's! Trag's nur hoch! Alle Welt kam mir entgegen und drückte mir die Hand, im ganzen Saal war's ein förmliches Geschrei. Angelika — Angelika — Gott, welche Künstlerin! so war's nur eine Stimme."

„Ich kann's nicht glauben, Onkel — die Leute haben Dir vielleicht aus Höflichkeit — —"

Die Unterhaltung wurde durch den herantretenden Johann unterbrochen, welcher Angelika zwei Billete hinreichte, die soeben gebracht worden seien.

„Briefe an mich — und aus der Stadt?" rief Angelika überrascht; richtig — sie waren an sie adressirt.

„Was hast Du denn für Correspondenzen — he?"

„Ah," lächelte Angelika, als sie das erste Billet hastig geöffnet und überflogen hatte, „das ist in der That sehr freundlich."

„Was ist's denn? Von wem?"

„O, vom General —, er lobt mein Bild über alle Maßen! Sollte es wirklich? Nein, nein — ich begreife es nicht! Was ist denn am Ende an dem Ding? Doch

Digitized by Google

laß ſehen, was das hier ſein mag. Nun — das iſt noch beſſer, Da lies ſelbſt; ſind denn die Leute wirklich toll?“

Onkel Philipp hatte raſch das Blatt geleſen, ſprang auf und ſchloß ſeine Nichte, die in höchſter Verwirrung daſaß, in die Arme.

„Und,“ rief er jubelnd, „willſt Du nun beſſere Beweiſe — he? Schmeichelt ein Kunſthändler etwa auch? Er fürchtet, daß Du das Bild nicht verkaufſt — natürlich — der Narr! Aber er bietet Dir doch tauſend Friedrichsd'or, für den Fall Du's verwerthen willſt; nun — haſt Du jetzt bald Beweis genug?“

Angelika wußte nicht, was ſie ſagen ſollte; ihr Herz klopfte ſtürmiſcher, ſie ſtand da, wie im Traum.

„Ein Brief für Fräulein, ſoeben abgegeben worden,“ ſprach abermals Johann, reichte Angelika ein elegantes Billet und ging wieder.

Sie erbrach haſtig das Briefchen. „Ha,“ rief ſie lachend, „ein fleif Sonett von unbekannter Hand; paß 'mal auf — Onkel, Onkel — man befingt ſchon meine Kunſt:

An Angelika.

Glückſelig iſt zu nennen, wem's gelungen
Zum Tempel wahrer Kunſt emporzuſteigen
Und einzutreten in den hehren Reigen,
Von dem ſchon längſt ihm holder Ruf erklungen.

Ach — Mancher hat ſich ſterbemüd gerungen,
Ihm wollte ſich das hohe Ziel nicht zeigen,
Manch Einer ſieht die Lebenstage neigen —
Wird endlich ihm der Willkommgruß geſungen.

Da Du warbſt, flogen frei die langen Flügel,
Womit Natur ihr Schaffensglühen meiſtert,
Und Dich umwogte ſoſende Verſchwendung —

Angelika — Dir gaben Götter Flügel!
Und kühnen Fluges fliegſt Du auf, begeiſtert,
Zum Ruhmestempel wahrer Kunſtvollendung.“

Angelika hatte zwar begonnen, die Verſe mit komiſchem Pathos zu leſen, aber gegen das Ende hin wollte es doch den Anſchein nehmen, als ob die Stimme in einen gewiſſen Ernſt der Erregtheit überginge; ſie hielt jetzt das Blatt in der hochemporgeſtreckten Hand und ihre ſeelenvollen Augen ſchweiften ſtrahlend in's Blaue; ihre Lippen blieben halbgeöffnet, umſpielt von einem ſtolzen Lächeln. Entzückt blickte Onkel Philipp zu ihr auf.

„Onkel,“ rief jetzt das Mädchen ſchwärmeriſch und umſchlang ſeinen Hals, „Onkel — ich bin glücklich — zum erſtenmal in meinem Leben! Ja — es iſt wahr — in dieſer ſchwachen Hand ſteckt mehr, als ich geahnt — ich traute mir ſelber nicht! Aber gegen dieſe Beweiſe, kann ich, darf ich da noch ankämpfen? Es wäre Thorheit! O glaube mir, wenn das, was man jetzt ſo begeiſtert lobt, mich ſelbſt noch nicht befriedigte — o glaube nicht, daß es thörichte Eitelkeit ſei — ich werde mehr leiſten, viel mehr — ich fühle die Kraft dazu!“

Onkel Philipp küßte ſie auf die erglühenden Wangen und wiſchte ſich dann eine Thräne fort, die ihm in's Auge geſchlichen war.

Angelika blickte eine Weile ſinnend vor ſich nieder, dann ſprang ſie plötzlich auf und ſagte mit Ernſt: „Onkel — die ganze Sache kommt mir vor, wie ein Traum und, wirklich — es iſt mir doch faſt unbegreiflich. Meine Landſchaft mit dem Brocken — es fehlt ihr ja doch ſo viel — ſo viel! Wenn ich an die Leiſtungen auch nur unſerer untergeordneten Meiſter denke, ſo kann ich's doch nicht recht faſſen — wie —“

„Angelika,“ ſprach Onkel Philipp feierlich, „komm her — Du biſt und bleibſt ein einfältig Mädchen! Siehſt Du denn nicht ein, daß Du eine neue Manier gefunden haſt — eine die frappirt, die wirkt und alles das? O Kind, Du weißt wohl zu malen, aber Deine eigenen Leiſtungen zu beurtheilen, das verſtehſt Du nicht!“

„Ach, Onkel, daß es ſo wäre!“

Und wiederum kam Johannes, der Bediente. Er trug eine Schachtel, welche er Angelika hinreichte:

„Herr Graf Lardorf fuhren ſoeben vor und gaben mir dieſe Schachtel, mit dem Auftrage, ſie Fräulein einzuhändigen; fuhren dann ſogleich wieder weg.“

„Paß auf,“ ſagte Onkel Philipp zu ſeiner Nichte, welche die Schachtel von allen Seiten neugierig betrachtete, „paß auf, das geht wieder auf's Bild! Der Graf iſt ein großer Kenner! So mach's doch auf!“

Mit etwas zitternder Hand löſte Angelika das ſtolze Siegel, welches die Schachtel verſchloß, und öffnete ſie. Ein Blätterkranz lag darin, aus Lorbeerzweigen leicht und geſchmackvoll gerundet; auf dem Grunde der Schachtel aber lag ein weißes Blatt, auf welchem Angelika, die erſtaunt und verwirrt in das bedeutſame Rund ſtarrte, die Worte las:

O dürft' ich, holde Künſtlerin, mit dieſen Zweigen
Zugleich mein Herz und meine Hand Dir reichen!
Konradin, Graf v. Lardorf.

„Das iſt eine ſeine Ovation und eine Liebeserklärung obendrein in beſter Form,“ ſchrie Onkel Philipp, der neugierig auf das Blatt geblickt und ebenfalls die Worte geleſen hatte. „Mädchen, Mädchen, ſieh 'mal, was Du heute für Triumphe feierſt! Graf Lardorf — nun, Du kennſt ihn ja — iſt er nicht der edelſte Kavalier des ganzen Landes? Iſt er nicht der liebenswürdigſte Mann, reich, unabhängig, ein begeiſterter Freund der Kunſt? Und ſein Stolz, das Einzige was zuweilen an ihm getadelt wird — ſieh, wie er zu Deinen Füßen liegt! Heirathen wirſt Du ihn freilich nicht — oder, thue, was Du willſt — aber ſicher kannſt Du ſein: der große Inhalt dieſes kleinen Blattes, ihn brauchſt Du nicht Deinem Gelde zuzuſchreiben, oder Deinen ſchönen Augen allein — nein, Dein Pinſel hat ihn bezaubert, er hat Dir ſechzehn Ahnen geſchaffen — unſterblichen Ruhm und alles das! Komm Gelchen, gönne mir die Freude, Dir den wohlverdienten Lorbeer auf das Haupt — —“

„Nein,“ rief Angelika aufſpringend, „mein Onkel — es iſt Wahnſinn! Es kann, es kann nicht ſein! Habt ihr euch verabredet, mich verrückt zu machen? O, ich fühl' es — von dem Allem habe ich nichts verdient; ich kann — ich kann es nicht begreifen — o mir ſchwindelt!“

Digitized by Google

Und in wilder Aufregung lief sie im Garten umher. Der Zufall führte sie an ihrer Staffelei vorüber — ein Blick darauf und ihren Lippen entglitt ein Ausruf der Ueberraschung; festgebannt hing ihr Auge an der Skizze des Malers.

„Wer hat das gemalt?“ rief sie plötzlich in leidenschaftlicher Begeisterung, „Onkel, Onkel — um Gotteswillen, wer hat das gemalt?“

„Du lieber Himmel, hat Dir denn der Ruhmesrausch den Verstand genommen? Du bist krank, Gelchen, Du bist im Fieber! wer anders sollte es denn gemalt haben, als Du selbst?“

„Ich?“ rief das Mädchen, und bittrer Schmerz zuckte um ihre Lippen, „ich? Daß Gott erbarm! Ha — könnte ich so malen — ja, dann setzte ich mir jenes grüne Reis wohl selber auf! Nein — hier war ein Zauberer, hier war ein Gott oder ein Teufel, der mir zeigen wollte, welcher Wahnsinn mich seither gefangen hielt! Hier kniee nieder und bete an! Die Hand, die dieß geschaffen in wenig Augenblicken — die wurde geleitet — von dem wahren Genius der Kunst!“

Husch flog sie nach der Bank, auf der die Schachtel des Grafen stand, nahm den Lorberkranz und hängte ihn an einer Ecke des Bildes auf.

„Doch — Onkel, wer war denn hier — wer — wer kann das gemalt haben?“

„Ja,“ stammelte Onkel Philipp, der erstaunt dem Thun des exaltirten Kindes zugesehen, „ja — wenn Du es nicht gethan hast, dann muß es wohl Herr Lucius gewesen sein.“

„Lucius?! — Ist denn der nicht abgereist?“

„Nein — er war wieder hier —“

„Ha — war mir's doch,“ rief Angelika mit bebender Stimme und sank auf ihren Feldstuhl; sie beugte das Köpfchen auf den Schoos und ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen.

6. Kapitel.

Flieh, Onkel Philipp, flieh!

Siehst du die Wolke nicht, die verderbendrohend über deinem kunst- und ehrumstrahlten Scheitel schwebt?

Ahnst du die Blitze nicht, die auf die Glorie deines Herzblatts niederzucken wollen?

Witterst du nichts von dem Sturme, der heranfegt, dem Genius deiner schwarzgelockten Künstlerin die Flügel zu zerfetzen, daß er dahcckt im Staube, ein jammernder, bebender Krüppel?

Zittre, wenn dieser Genius kein ächter Götterknabe war, aufgesäugt an der Brust der Musen; wenn du ihn künstlich herangefüttert hast mit dem Weißbrod der Schmeichelei und der blauen Milch vorurtheilsvollen Gehätschels!

Was kannst du deinem reizenden Kinde bieten, wenn die Rosenwolke des Ruhmes, die sie umschwebt, ein Wahn wäre? Mit was willst du diese stürmende Brust beruhigen, wenn sie den leuchtenden Zweck ihres Lebens, auf den du sie so fest und sicher hingewiesen, als ein bleiches Phantom vor ihren Augen zerfließen sehen müßte? Verzweifle, wenn du kein Heilmittel hast, die Wunden zu schließen, die fremder Spott und eigener Jammer ihr dann schlagen müssen!

Wer hieß dich sie mit verbundenen Augen auf das schwindelnde Seil des Künstlerruhmes treiben, damit die Menge sie staunend angaffe — sie, die eine freundliche Natur mit allen Gaben ausgerüstet hat, auf der gefahrlosen Ebene des gewöhnlichen Menschenglückes zu glänzen?

Aber nein — du kannst nicht mehr fliehen, denn schon stürmt blitzend und krachend das Gewitter auf dich ein! —

„Aha — gut, gut, daß ihr's schon wißt, wie die Sachen stehen!“ sprach plötzlich mit zornig erregter Stimme Tante Brigitte, die unbemerkt zwischen dem vorigen Kapitel und diesem herangetreten war, „ja, ja — die Thränen fließen schon — und ich denke, die werden auch so bald nicht aufhören!“

„Was hast Du denn, liebe Schwester, he?“ fragte Onkel Philipp etwas unruhig, „Du siehst ja ganz verstört aus und zornig — was ist Dir denn?“

„Wie,“ entgegnete sie, „willst Du auch noch mit mir Komödie spielen?“ und mit entsetzlicher Ruhe fuhr sie fort, „Bruder — ich hab's jetzt genug; meines Bleibens ist nicht mehr in Deinem — Deinem Narrenhause! Schon habe ich mit meinem Banquier gesprochen und Alles zu meiner Abreise geordnet; ich gehe nach Kirchberg auf mein Gut — heute Abend noch reise ich ab.“

„Und warum? Bist Du denn aus dem Häuschen, Schwester? Wer hat Dir denn was gethan?“

Doch Fräulein Brigitte antwortete mit einer abwehrenden Handbewegung und wandte sich feierlich zu Angelika, die, erschreckt fragend, das thränengebadete Antlitz zu ihr emporhob.

„Dir, verblendet, thöricht Mädchen — Dir überlasse ich es, ob Du der Stimme der Vernunft folgen und mit mir kommen willst, oder ob Du es vorziehst, in dieser Stadt zu bleiben — ein Gegenstand des Gelächters, des allgemeinen Spottes!? Ich komme von der Ausstellung!“

Angelika sprang erschrocken auf.

„Brigitte,“ rief Onkel Philipp, „Du bist krank! Soll ich Dir ein Brausepulver holen? Was sprichst Du da von Spott? Weißt Du nicht, daß Angelika heute einen Triumph feiert, der in der Kunstwelt ohne seinesgleichen dasteht? Du warst in der Ausstellung, sagst Du? Ich — ich war auch dort und weiß, was man urtheilt von ihrem Bilde! Was hörtest Du denn für Stimmen — wer hat Dich denn in's Bockshorn gejagt — he?“

„Nein, das ist denn doch großartig,“ rief jetzt das alte Fräulein erbittert, „Du solltest denn doch wissen, daß weder Du, noch andere Leute es fertig bringen, Narrenspossen mit mir zu treiben! Aber sagen will ich's euch denn doch, wie die Sachen stehen, wenn ihr's nicht schon genugsam wissen solltet! Ich hatte an Deinen Anspielungen gemerkt, Herr Bruder, daß Du ein Bild Angelika's zur Ausstellung gegeben, und bat Herrn Lucius, es wo möglich wieder fortzunehmen; als ich nachher in's Haus komme, sehe ich Angelika zur Aus-

Digitized by Google

Verlag von *Krais & Hoffmann* in Stuttgart.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Heuernte.

Digitized by Google

ſtellung laufen; in der Abſicht, ſie vor der Gefahr zu ſchützen, dort ausgelacht zu werden, nehme ich einen Wagen und fahre ihr nach, ohne ſie indeſſen unterwegs mehr finden zu können. Kaum trete ich in den Saal, ſo ſehe ich auch ſchon ihre ſaubere Landſchaft mit dem Brocken, — o, ich kenne ſie ganz genau; der General ſtand davor und Graf Lardorf — glücklicher Weiſe ſahen ſie mich nicht — und beide lachten. Das iſt ja ein wahres Meiſterwerk der Stümperei, ſagte der Graf; ich huſchte fort und ſuchte Angelika allenthalben, aber ſie war nicht zu finden. O — die Qualen, die ich da ausgeſtanden, ich vergeſſe ſie mein Lebtage nicht! Die Leute kamen mit ſpöttiſch lächelnden Mienen auf mich zu, alle fingen an, von Angelika zu reden und ihrem Bild — der offenbarſte Hohn! Aber ich hielt Keinem Stand, ſchlüpfte hinaus und ſorgte, daß ich noch heute dieſes Haus verlaſſen kann, in dem mit dieſem verwünſchten Malkaſten Unfriede, Leid und Narrheit eingezogen ſind! So ſteht die Sache — und ihr ſchwatzt da von Ruhm und Ehre?! Wenn Du ſammeln mußt, Philipp, ſo ſammle — aber das Kind, daß Du dem ſeine Ruhe und ſein Glück raubſt — auf eine unbegreifliche Art — das, Herr Bruder — das mag Dir Jener verzeihen, der über die Guten und Böſen zu Gerichte ſitzt und über die Weiſen und Thoren — — ich kann es nicht!“

Hatte Angelika mit Angſt und Schrecken dieſem Berichte zugehört, ſo waren über das runde Geſichtchen des Onkels lächelnd ſchalkiſche Blitze geflogen, und jetzt, nach einer wohlberechneten Kunſtpauſe, ſprach er mit der ganzen Ruhe und Wucht der vergeblich angefeindeten, ſiegreichen Wahrheit:

„Es iſt mir herzlich leid, geliebte Schweſter, daß Du aufgehört haſt, der Genoſſenſchaft der klugen Jungfrauen anzugehören, denn was Du da redeſt, iſt dummes Zeug, Unſinn und alles das. Sei ruhig, mein Gelchen — wir, wir wiſſen es beſſer — wir haben Beweiſe!“

Stolz ſchritt er nach der Gartenbank, holte die Briefe und hielt ſie der verblüfften Tante triumphirend unter die Naſe.

„Und es iſt doch wahr, was ich geſagt,“ rief dieſe entſchieden — „und all euer Zeug iſt heller, klarer Wahnſinn! Wie es zuſammenhängt — ich begreife es nicht, aber es wird ſich doch löſen, wie ich es geſagt!“

„Da iſt nichts mehr zu löſen,“ ſagte Philipp ſtolz, „und übrigens — ich brauche Anderer Urtheil gar nicht — ich bin Kunſtkenner!“

„O Du großer Kunſtkenner, Du,“ entgegnete Brigitte mit ſpöttiſchem Mitleid in Stimme und Geberde, „Du willſt auch den Tizian kaufen, der droben ſteht; nicht — willſt Du nicht?“

„Sicher werde ich ihn kaufen; ja — ich habe ihn ſchon gekauft — hier in meiner Briefſtaſche ſteckt ſchon die Zuſage; doch — was ſoll's damit?“

„O Bruder, Du großer, großer Kunſtkenner! Weißt Du, wie der Tizian heißt, der Deinen Tizian gemalt hat? Sieh — ich will Dir's ſagen: Dein Tizian heißt Lucius, denn dieſer hat das Bild gemalt! Wir beide, Angelika und ich, ſind Zeugen, daß er ſeine Wette gewonnen hat — Du größter aller Kunſtkenner Du!“ Damit eilte ſie in das Haus.

„Gelchen — was denkſt Du?“

„Ach, Onkel — ich weiß nur ſo viel, daß ich eine fürchterliche Angſt habe!“

„Ich gebe in's Haus, Gelchen — muß mit ihr reden — willſt Du im Garten bleiben?“

Angelika nickte, glitt auf ihr Stühlchen und ſtützte traurig ſinnend den Kopf auf die Hand; Onkel Philipp tätſchelte ſie liebkoſend auf die Wangen und ging dann brummend in's Haus.

In dem Köpfchen unſrer Künſtlerin trieben tauſend widerſprechende Gedanken ihr Wirbelſpiel. Bald blickte ſie auf das Bild des Malers, bald im Geiſte auf ihre Brockenlandſchaft, die dort hing, den Augen boshafter Kritik preisgegeben; bald ſchaute ſie mit ſcheuem Blick den Lorbeerkranz, bald die im Graſe liegenden Schwärmerbillets an; bald wieder ſah ſie ſich als gefeierte Künſtlerin auf dem Gipfel ihrer Wünſche und dann wieder verſpottet und verhöhnt als eitle Thörin. Zuletzt blieben ihre treibenden Gedanken an Lucius hängen; eine unerklärbare Angſt zog ihr durch die Bruſt. Es war ihr, als blickte er ſie immerfort an mit den ſinnend ruhigen Augen; ſo klein kam ſie ſich vor, ſo unmächtig! — Sie hätte vor ihm niederknieen und rufen mögen: O verzeih' mir, Du wahrer Meiſter — daß ich gewagt, zu deiner Sphäre aufzublicken! Das Bild des Malers hatte ihre ganze Seele erfüllt — ſie ſah nichts mehr, als die jugendlich edle Geſtalt des Meiſters in der Verklärung ihrer Künſtlergröße.

Und plötzlich ſtand er vor ihr — in Wirklichkeit.

Wie ertappt auf den Gedankengängen, die ihr das Herzklopfen gemacht hatten, ſtand ſie auf und blickte in ſtummer Verwirrung zu ihm empor. Doch das war nicht der ſtolze, ſichere Mann, der ihr noch eben vorgeſchwebt; ſtand er doch da, wie ein armer Sünder, die Augen ängſtlich zu Boden geſchlagen.

„Fräulein Angelika,“ begann er leiſe — „ich bin ſehr glücklich, Sie endlich gefunden zu haben; es iſt eine Mittheilung — wegen eines Bildes, — die ich — — welche — —“

„Ah — wegen des Bildes — —“

„Sie wiſſen ſchon?“

„Ach — ich weiß nur — daß Onkel, gegen meinen Willen, ein — Bild von mir — ausgeſtellt hat — — es habe gefallen — — daß Tante das Gegentheil ſagt — — daß man mir Beweiſe von Anerkennung ſandte — die mir — unbegreiflich ſind — —“

„Dann hören Sie: auf den Wunſch Ihrer Tante ſteg ich zur Ausſtellung, noch war ſie nicht dem Publikum geöffnet — unterwegs erfuhr ich, daß die ganze Stadt wiſſe, ein Bild von Ihnen würde ausgeſtellt ſein; Ihr Herr Onkel habe ſchon geſtern davon geplaudert. Noch war es Zeit — es gelang mir, unbemerkt den Namen von Ihrem Bilde fortzunehmen — ich wagte es, denſelben auf das meine, deſſen Farbe noch ziemlich friſch war und welches eben ausgepackt wurde, zu ſetzen — Niemand kennt es —“

„Wie? — Sie hätten — —“

„Gewiß — es war ein toller Streich — jedoch,

ich konnte den Gedanken nicht ertragen — man würde nach Ihrem Bilde gesucht, es herausgefunden haben — und — —"

„Wie — und Sie konnten glauben, daß ich diesen Betrug — —"

„O, Fräulein Angelika — ich weiß es wohl — ich ging zu weit! Kaum auch war es gethan, als ich — aber es war geschehen — schon füllte sich der Saal —"

„Und was, Herr Lucius, konnte Sie bewegen, so unbedacht, und um solchen Preis meinen Namen — vor — Spott schützen zu wollen — der, der jetzt doch doppelt —"

Sie biß sich kräftig auf die Unterlippe, von fern das Börnlein zuzuschließen, aus dem die Thränen kommen.

„Ich weiß es — ich ging zu weit — im Drang des Augenblicks," sagte Lucius düster; „doch," fuhr er mit anschwellender Stimme fort, seine Brust hob sich im Sturm, seine hochaufstrahlenden Augen flammten und über die edle Stirn flog der Feuerhauch rücksichtsloser Begeisterung — „doch — Sie fragen, was mich dazu gebracht, jenen Fehler zu begehen, Ihren Namen um jeden Preis schützen zu wollen — das fragen Sie mich? Ja — ich will es Ihnen sagen — die Liebe war es, Angelika — die Liebe zu Dir — die Liebe, die meine Seele erheben machte im ersten Augenblick, wo ich Dich sah! Die Liebe, der ich vergebens zu entfliehen strebte, die mich immer wieder hinzog in Deinen Zauberkreis, deren Gewalt mir diese Wahnsinnsworte aus der Seele reißt!"

Erschrocken, athemlos hielt er inne; bleich und zitternd stand Angelika vor ihm.

„Mich — mich — Unglückliche — mich liebt er — er, der große Meister?" stammelte Angelika umstorten Blickes.

„O," rief Lucius und sah ihr begeistert in die verwirrt fragenden Augen — „warum sind Sie unglücklich? O werfen Sie diesen Wahn von sich, denn er ist thöricht! — Folgen Sie nicht länger einem Phantom, welchem Sie niemals Ruhe und Glück abgewinnen werden! Treten Sie ein in die holden Pflichten, welche die Natur Ihnen auferlegt! O Mädchen, Mädchen — Du glühst für die Kunst — wohlan! — sei die Gattin eines Künstlers, den das Bewußtsein seines Erdenglückes rauschend empor tragen soll zur Sonne des Ruhmes! — Angelika — so malen wir zusammen!"

Diese Worte vollendeten Angelika's Glück — ihr war es, als klopften sie an alle Tiefen ihres Herzens und riefen Gedanken wach, die schon längst dort ihr Wesen getrieben. Ihre Augen begegneten den seinen — alle Angst, jeder Zweifel war verschwunden, selige Freude goß sich über ihre ganze Gestalt — — ein Augenblick — und ihre Herzen schlugen an einander.

Angelika war es, die zuerst Sprache und Besinnung wieder fand. „Aber — um Gott — was wird die Tante dazu sagen und — gar der Onkel!" flüsterte sie mit einem ängstlichen Blick nach den Fenstern hin. Erschrocken wand sie sich los, denn oben stand richtig Tante Brigitte; aber sie schien nicht zu zürnen, denn deutete sie nicht mit triumphirendem Lächeln hernieder? Onkel Philipp aber, der jetzt auch sichtbar wurde — der schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Aber," sagte Angelika, als sie dem Hause verzagt zuschritten, „was wird denn aus der tollen Geschichte mit dem Bilde werden?"

„Mädchen — was liegt jetzt daran? Jetzt, wo wir so zusammengehen, wird eben ein Scherz daraus."

„Natürlich — wir müssens nur aller Welt gleich erzählen, wie's zusammenhing!"

Aus der Hausthüre aber trat Johannes, der Schmunzelnde, schwenkte die Serviette und sprach: „Das Diner ist servirt."

Schlußkapitel.

Onkel Philipp — unter uns gesagt — du bist alt geworden! Wie kann sich ein Mann von deiner Würde dazu hergeben, mit den kleinen braunen Buben im Grase herumzutollen und sich von ihnen auf der Nase tanzen zu lassen?

Doch — du scheinst dich zu amüsiren dabei und so mag's denn gut sein. Aber daß sie mit deinen Indianerpfeilen, deinen kostbaren, schlotterigen Dingern, nach einem Oelbild schießen, das ist denn doch ein Bischen bunt! Indeß — sie thun's — und wer kann da wehren?

Der Maler Lucius tritt am Arm eines Fremden in den Garten; jauchzend springen ihm die drei schwarzlockigen Gesellen entgegen, Pfeil und Bogen im Stiche lassend.

„O, Graf Larderf," rief Onkel Philipp erfreut und ging den Herren entgegen, „Sie bleiben lange aus, lieber Graf — haben Sie mir etwas mitgebracht — he?"

„Tausend Dinge, verehrtester Herr Rümpler, Hängematten und Muscheln, Wurfspieße und gravirte Cocosnüsse, Vogelbälge und Pfeile —"

„Hurrah," riefen die Buben, „die sind für uns!"

„Schön, sehr schön, bester Herr Graf! Wann kann ich die Sachen haben? Doch Alles gut verpackt, richtig adressirt und alles das?"

„Alles auf's Beste — die Sachen werden in einigen Tagen hier sein."

„Onkel, wo ist denn meine Frau und Tante Brigitte?" fragte Herr Lucius.

„Drüben in der Laube sitzen sie und — denke Dir nur, was Deine Frau macht!"

„Nun?"

„Sie malt!"

„Sie malt? — ei, das wäre! Seit zehn Jahren zum erstenmale wieder!"

Und sie gingen nach der Laube hin.

„Angelika," rief Lucius ihr schon von weitem heiter entgegen, „Frauchen — Du malst endlich wieder einmal?!"

„Ja," lachte sie, „ich versuchte die kleine Gelika zu aquarelliren."

„Angelika, Graf Larderf meldet sich zurück von seiner Reise," sagte Lucius herantretend.

„O verehrte Frau," nahm dieser das Wort, nach-

Digitized by Google

dem sie sich herzlich die Hände gereicht, „ich sehe, Sie sind sehr, sehr glücklich!“

„Hat sie alles mir zu verdanken, alles mir!“ rief Onkel Philipp und rieb sich vergnügt die Hände, „hätte ich nicht einmal Bilder gesammelt — sie würde ihren Mann gewiß nie kennen gelernt haben und hätte jetzt nicht die Schelmenburschen und das liebe kleine Ding da — und alles das!“

„Heisa,“ kam jetzt der älteste Wildfang herangesprungen, „Papa, Papa — ich habe den besten Schuß gethan — sieh, hier — der Pfeil steckt noch — mitten drinn!“

„Wa — was habt ihr denn da für ’ne Scheibe?“

„Hat Konradin auf dem Speicher gefunden und Mama hat uns erlaubt, darnach zu schießen.“

„Haha,“ rief Tante Brigitte lachend, „seh’ ich recht? das ist ja — wahrhaftig, es ist — die Landschaft mit dem Brocken!“

Die edlen Metalle und ihre Verwendung.

Von **Ph. Huber.**

(Fortsetzung von S. 57.)

Legiren des Goldes.

Das zu verarbeitende Gold wird immer legirt, d. h. mit andern Metallen und zwar mit Silber und Kupfer gemischt. Der Grund dessen ist nicht blos die dadurch erreichte größere Wohlfeilheit, sondern hauptsächlich noch der Umstand, daß das unlegirte Gold viel zu weich wäre und darum sich zu rasch abnutzen würde; auch ist Gold für sich allein nicht gut zu verarbeiten.

Die mit Gold hergestellte Legirung heißt eine weiße, wenn blos Silber zugesetzt wird. Besteht der Zusatz aber nur aus Kupfer, so nennt man die Legirung eine rothe, und wenn Silber und Kupfer zugesetzt werden, eine gemischte. Bei Goldwaaren, wie sie gegenwärtig bei uns fabrizirt werden, wendet man vorzugsweise die gemischte Legirung, aber mit vorherrschendem Silber an, da die dadurch erreichte Farbe der Goldwaaren eben die jetzt beliebte ist. Gewöhnlich ist dann der Zusatz so beschaffen, daß auf einen Theil Kupfer etwa zwei Theile Silber kommen.

Bezüglich der Eigenschaften des Goldes sei noch bemerkt, daß es ein sehr schweres Metall ist. Sein Gewicht nimmt in der Reihe der bekannten Metalle den zweiten Rang ein, da Gold noch etwas mehr als 19 Mal schwerer ist, als die gleiche Menge Wasser, während das schwerste Metall, Platina, ein spezifisches Gewicht von etwa 22 hat, d. h. 22 Mal schwerer als Wasser ist. Gold erträgt auch eine sehr hohe Temperatur. Es schmilzt erst bei einer Hitze von 1200° des hundertheiligen Thermometers, verdampft aber in keiner Ofenhitze, was u. A. mit Silber der Fall wäre. Doch verflüchtigt es in höherer Temperatur, z. B. wenn man eine sehr kräftige elektrische Batterie durch einen dünnen Golddraht entladen würde.

Goldmünzen

werden in neuester Zeit meistens nur roth legirt und zwar so, daß gar kein oder nur wenig Silber zugesetzt wird, wogegen in ältern Münzen das Silber im Zusatze vorherrscht, oft sogar ganz allein vorkommt.

Der Zusatz beträgt bei den jetzt geprägten Goldmünzen des deutsch-österreichischen Münzvereins, Frankreichs, Italiens rc. $^1/_{10}$ des Gesammtgewichts, so daß also zu 9 Theilen Feingold 1 Theil Zusatz kommt. Oder in Tausendtheilen ausgedrückt, wie man oft rechnet, enthalten die genannten Münzen $^{900}/_{1000}$ Gold. Die preußischen Friedrichsd’or und die Pistolen haben etwas weniger Gold, sie sind nur $^{896}/_{1000}$ fein, wogegen aber die österreichischen und holländischen Dukaten einen höhern Gehalt, nämlich $^{980}/_{1000}$ Gold haben. Bekanntlich aber drückt man bei uns den Feingehalt der Goldwaaren und Münzen meistens noch in Karaten aus, wovon 24 auf eine Mark gehen.

Die Mark, nach welcher bisher Gold und Silber gewogen wurden, ist die Hälfte des alten kölnischen Pfundes. Feingold enthält demnach 24 Karate, oder ist, wie man zu sagen pflegt, 24karätig, da sämmtliche 24 Karate = der Mark Gold sind. Unter einem 22karätigen Golde aber wäre ein solches zu verstehen, das so legirt ist, daß zu 22 Theilen Feingold 2 Theile Zusatz kommen. 14karätig aber nennt man eine Goldwaare, wenn hiebei 14 Theile Feingold mit 10 Theilen Silber und Kupfer legirt sind.

Demnach sind die neuen Goldmünzen: Goldkronen, 20 Frankstücke rc. $21^1/_2$karätig. Denn sind unter 10 Theilen 9 Theile fein, so kommen auf 24 Theile $\frac{9 \cdot 24}{10} = 21^3/_5$ Theile Feingold. Friedrichsd’or aber sind $21^1/_2$ und die österreichischen, ungarischen rc. Dukaten $23^1/_2$ bis $23^3/_4$ karätig.

Goldene Schmucksachen

werden meistens 18karätig und 14karätig fabrizirt. Die letztere Legirung ist hauptsächlich bei deutschen Fabrikaten, so namentlich bei den Hanauer und Pforzheimer Bijouteriewaaren, eingehalten. Die Produktion dieser Orte ist so bedeutend, daß sie ihren Markt in allen fünf Welttheilen haben, und daß insbesondere in Pforzheim jährlich für viele Millionen Gulden edles Metall verarbeitet und ebensoviele Millionen an Arbeitslöhnen für viele Tausende von rührigen Händen bezahlt werden.

Hier angelangt, wo wir der Goldwaaren- oder Bijouteriefabrikation erwähnten, ist es vielleicht einer oder der andern unserer verehrten Leserinnen angenehm, einen Gang durch eine solche Bijouteriefabrik mit uns zu machen, um ein Bild zu gewinnen, welche Behandlung das edle Metall daselbst erfährt, bis es zu dem gewünschten Schmucke wird, nach welchem so manches Herz sich sehnt.

Zunächst ist zu bemerken, daß man Goldwaaren nicht, wie manche Silberwaaren, durch Guß darstellen kann, da das Gold hiezu nicht geeignet ist. Erstere, und zwar insbesondere Schmucksachen, werden immer aus Goldblech oder Golddraht angefertigt.

Zu dem Ende muß vor Allem die nöthige Legirung oder Karatirung hergestellt werden, behufs dessen man dem einzuschmelzenden Golde, wozu man hauptsächlich Münzen verwendet, den zum Voraus berechneten Zusatz gibt und dann die Probe darüber macht. Eine besondere Reinheit der Bestandtheile ist dabei durchaus vonnöthen, da fremdartige Beimischungen das Gold leicht spröde und brüchig machen.

Die gegossenen Stangen oder Goldbarren werden nun

Digitized by Google

vermittelst besonderer Drahtzüge und Walzwerke zu Draht von beliebiger Dicke gezogen, oder zu Blech gewalzt. Die Drahtzüge bestehen im Wesentlichsten aus dem Zieheisen, d. i. einer Stahlplatte, die eine große Zahl Löcher enthält, die finfenmäßig in ihrer Weite abnehmen und durch welche dann ein Metallstab von Hand vermittelst einer Zange, oder aber meistens mit Hilfe geeigneter Maschinen hindurchgezogen wird. Bei den Walzwerken werden zwei übereinander liegende, gut abgerundete und harte stählerne Cylinder oder Walzen durch Räderwerk und Kurbeln in eine gleiche Umdrehung versetzt. Zwischen die beiden Walzen, deren Entfernung genau regulirt werden kann, wird das zu walzende Metallstück gebracht und, dem gegenseitigen Abstande entsprechend, dünn gedrückt.

Von den verschiedenen innern Veränderungen, welche die Metalle bei dieser Operation erleiden, verdient bemerkt zu werden, daß sie dabei sehr hart und spröde werden. Darum muß das auf die genannte Art behandelte Gold stets ausgeglüht werden, damit es die nöthige Weichheit und Geschmeidigkeit zur Verarbeitung behält.

Aus dem auf die oben beschriebene Weise dargestellten Golddraht verfertigt der Goldarbeiter nun unmittelbar allerlei Ketten, als: Hals- und Uhrenketten ꝛc., Ringe, und mittelst kunstvoller Durchflechtungen auch andere Schmucksachen. Letztere Art der Anfertigung von Schmuckgegenständen aus Golddraht, die sogen. Filigranarbeit, war früher sehr beliebt, als noch meist aus freier Hand gearbeitet wurde. Dagegen wurden auch die aus Golddraht angefertigten Gegenstände in getriebener Arbeit aus der Hand dargestellt, wie jetzt noch bei Fabrizirung größerer Artikel, als Löffel, Schalen, Pokale ꝛc. der Fall ist. Dieß geschieht so, daß man durch Behandlung mit dem Hammer auf einer entsprechenden Unterlage mit gekrümmter Oberfläche die Hauptform des Gegenstandes erzeugt und dann durch verschiedene Punzen, d. i. Stäbchen, deren unteres Ende eine bestimmte Figur zeigt, die anzubringenden Verzierungen einschlägt.

Die Methode, Verzierungen vermittelst der Punzen darzustellen, nennt man Ciseliren, und es versteht der Künstler dabei so, daß er durch die mannigfachsten Combinationen der mit den einzelnen Punzen hergestellten Figuren irgend ein ornamentales Gebilde erzeugt. Da hiebei der Künstler meistens freien Intentionen folgt, so ist die Kunst des eigentlichen Ciselirens, in der z. B. ein Benvenuto Cellini unsterblichen Ruhm erworben hat, sehr hoch zu stellen.

Getriebene Arbeit kann wohl auch, und namentlich bei größeren Gegenständen, durch Drücken und Aufziehen auf der Drehbank gefertigt werden. Dabei wird das zu verarbeitende Blechstück an ein auf der Drehspindel angebrachtes sogen. Futter, das die Grundform des darzustellenden Gegenstandes hat, befestigt und durch sogen. Drückstähle während der Umdrehung der Spindel gegen jenes angedrückt.

Heutzutage werden aber die meisten Gold- und namentlich die eigentlichen Bijouteriewaaren, als: Ohrengehänge (Pendeloquen und Boutons), Busennadeln (Broches), Armbänder (Bracelets), Halsbänder (Colliers), Medaillons, Knöpfe und auch nicht massive Ringe und Ketten aus Goldblech und mit Anwendung von Maschinen angefertigt.

War es nun dort, wo hauptsächlich aus freier Hand gearbeitet wurde, der eigentliche Goldschmied oder Bijoutier, der durch persönliche Geschicklichkeit, Geschmack und Erfindungsgabe sein Kunstgebilde selbstständig, entweder nach freien Eingebungen, oder nach einem vorliegenden Modelle erstehen ließ, so ist es jetzt, wo in gepreßter Arbeit fabrizirt wird, der Graveur, der für sich den Hauptantheil an der Ehre der Erzeugung und des eigentlichen künstlerischen Schaffens in Anspruch nimmt.

Der Graveur fertigt nämlich vermittelst des Grabstichels aus einem Stücke Stahl die Form oder das Modell des anzufühlenden Schmuckgegenstandes in erhabener Arbeit aus. Dieß gibt dann die sogen. Patrize oder den Pfaffen. Vermittelst einer kräftig wirkenden Presse wird der Pfaffe in ein zweites Stück weichen Stahles eingedrückt. Dadurch erhält man das Gesenke oder die Matrize, welche nun natürlich dieselbe Figur, nur vertieft, zeigt. Sowohl Patrize als Matrize müssen nach der Anfertigung gut gehärtet werden.

Nach dem Gesenke wird nun erst der eigentliche Stempel oder Stampfer aus Kupfer angefertigt, indem ein Stück dieses Metalle in die Vertiefungen des Gesenkes eingedrückt wird. Der ursprüngliche Stahlstempel wird nämlich deßwegen nicht selbst zum Pressen der Goldwaaren angewendet, weil bei dessen Gebrauch das dünne Goldblech leicht reißen würde.

Zwischen den genannten Stampfer und das Gesenke, die mit ihren Bildflächen sich sehr genau gegenüber stehen müssen, bringt man nun ein zugeschnittenes Stück Goldblech von erforderlicher Dicke und gibt demselben durch Druck oder Schlag vermittelst einer Presse oder eines sogen. Fallwerkes, wobei der mit einem schweren Metallklotze verbundene Stampfer von einer gewissen Höhe herabfällt, die bestimmte ornamentale Gestalt.

Das Anfertigen der oben genannten Stempel oder Patrizen ist eine sehr wichtige Sache, da von dem dabei entfalteten Geschmack die Beliebtheit und in Folge dessen der Absatz der Waare abhängt. Es ist daher durchaus nothwendig, daß der Graveur, wenn er Tüchtiges leisten soll, im Zeichnen und Modelliren ganz zu Hause sei und noch dazu einen feineren Kunstsinn, Erfindungs- und Combinationsgabe besitze.

Das vermittelst Stampfer und Gesenken (estampes) oft in besondern sogen. Etamperien gepreßte Goldblech geht nun in die Hand des Bijoutiers, welcher blos die zusammengehörigen Theile, sowie den Boden, oft auch eine façonirte Rückseite auf- oder zusammenlöthet, durch Feilen, Sägen ꝛc. noch der Sache vollends die rechte Form gibt und allenfallsige Höhlungen durch einen aus Colophonium, weißem Pech und Ziegelmehl bereiteten sogen. Kitt ausfüllt. — Der Bijoutier, der blos auf sogen. gestampfte Waare eingearbeitet ist, bedarf also vorzugsweise nur technischer oder Handfertigkeit, während derjenige Goldarbeiter, der aus freier Hand nach einer Zeichnung oder einem Modell selbstständig arbeitet, eigentlichen künstlerischen Sinn, überhaupt die Befähigung haben muß, wie wir sie vorhin dem Graveur zugeschrieben. Das Letztere gilt auch von dem Bijoutier, der sogen. montirte Arbeit liefert. Man versteht hierunter solche Waare, die aus verschiedenen kleinen Theilen, Blättchen ꝛc. zu Blumenformen, Bouquets u. s. w. frei zusammengesetzt wird.

Nachdem der eigentliche Bijoutier mit seiner Arbeit fertig ist, kann der Schmuckgegenstand unmittelbar seiner letzten Behandlung, nämlich dem Aufputzen unterzogen werden; er kann aber auch oft noch durch mehrere Hände gehen, je nachdem er noch diese oder jene Verzierung, oder eine bestimmte Farbe erhalten soll.

Um einfachern Schmuckſachen die eigentliche Farbe der Legirung zu geben, werden sie nur noch gefeilt, oft auch gefeilt und poirt. Beim wiederholten Glühen des legirten Goldes bildet sich nämlich, wegen der Oxydation des Kupfers, auf der Oberfläche eine dunkle Haut. Diese wird entfernt, indem man die Waare vorerst schabt und dann auf einem geeigneten Steine aus freier Hand schleift. Das Weglschaffen der Kupferoxydhaut kann aber auch durch Sieden der Bijouterien in einem gewöhnlich durch Schwefelsäure (Vitriolöl) angesäuerten Wasser geschehen; allein das Gold erhält hiedurch kein so gefälliges Aussehen, wie durch das Schleifen. Auch zeigt die Waare nach der letzteren Behandlung nicht die eigentliche Farbe der Legirung, sondern mehr die Farbe des unlegirten, feinen Goldes, da nämlich durch die Beize sowohl das Silber, als das Kupfer, auf der Oberfläche gelöst wird und eine mattaussehende Haut von Feingold übrig bleibt.

(Schluß folgt.)

Schon zu der Zeit, als Schiller seine Jugenddramen dichtete, hatte Wallensteins großartige Persönlichkeit seine Aufmerksamkeit rege gemacht, schon damals dachte er daran, ihn zum Helden einer scenischen Komposition zu benützen. Aber durch philosophische und historische Studien, durch Redaktionsgeschäfte und besonders durch eine große Anzahl lyrischer Gedichte, sowie durch die Xenien, wurde dieses Sujet wieder in den Hintergrund gedrängt; erst im Jahr 1797 wird der Stoff mit erneuter Energie aufgenommen, und lange schwankt noch der Dichter zwischen ihm und den Malthesern, bis er sich endlich für den erstern entscheidet. In den beiden nächstfolgenden Jahren wendet er den größten Theil seiner Thätigkeit dem Wallenstein zu; in seinem Briefwechsel mit Goethe finden sich mehrfache Belege, wie hartnäckig er mit dem Stoffe wegen dessen ungeheurer Mannigfaltigkeit, und weil die Behandlung eines derartigen historischen Gegenstandes und so realistischer Persönlichkeiten seiner Individualität nicht recht zusagte, zu kämpfen hatte. Als die Exposition auf das Papier geworfen und das Stück in seinem Kopfe fertig war, zeigte er seinen Entwurf Goethe, der ihm rieth, das Stück wegen seiner großen Breite und namentlich wegen des Vorspiels in zwei Stücke aus einander treten zu lassen. Schiller befolgte den Rath seines großen Freundes, dessen Persönlichkeit überhaupt auf die Gestaltung dieses Drama einen überwiegenden, später noch näher zu erwähnenden, Einfluß ausübte. Anfänglich war der Wallenstein in Prosa geschrieben, im November 1797 verwandelte der Dichter die prosaische Sprache in die poetisch-rhythmische. Wir dürfen wohl annehmen, daß die Liebesepisoden zwischen Max und Thekla von wesentlichem Gewicht bei diesem Entschluß gewesen sind, wobei noch zu erwägen ist, daß Schiller und Goethe, im Gegensatz zu Lessing, den Vers für die nothwendige Form der poetischen Produktion hielten.

Endlich, nachdem der Neubau des Schlosses zu Weimar vollendet und bei dieser Gelegenheit auch das Theaterlokal in ein beinahe neues umgeschaffen war, als Goethe und andere Freunde fortwährend unserm Dichter anlagen, einige Partieen seiner Arbeit erst auf das Theater zu schicken, entschloß sich Schiller, Wallensteins Lager zu diesem Behuf noch einmal unter die Feile zu nehmen. Schon im Mai 1797 hatte er dieses Vorspiel wenigstens theilweise geschrieben, jetzt gab er ihm die für ein Sittengemälde nothwendige, selbstständige Abrundung und fügte namentlich, neben andern bedeutenden Verbesserungen, durch die Lektüre Santa Clara's angeregt, die Kapuzinerpredigt ein. So gelangte denn dieses Meisterwerk, welches in Ansehung seiner Frische und natürlichen Lebendigkeit und der hohen Kunst der Charakterzeichnung unter allen Schiller'schen Produkten einzig dasteht, sammt dem Prologe, den der Schauspieler Vohs vortrug, am zwölften Oktober 1798 zur Aufführung. Erheitert und ermuthigt durch den alle Erwartungen übertreffenden, außerordentlichen Erfolg, schritt der Dichter sofort zur letzten Ueberarbeitung der andern Theile des Werkes. Am 24. Dezember desselben Jahres gingen die Piccolomini an den Theaterdirektor Iffland nach Berlin ab, und den 30. Januar 1799, am Geburtstage der Herzogin, wurde das Stück zum ersten Male in Weimar gegeben. Es war Schillers Wunsch, daß der große Schröder aus Hamburg seinen Wallenstein spielen möge; in einem früheren Briefe äußert er sich hierüber folgendermaßen: „Wenn ich überhaupt mit einigem Interesse daran denken soll, für das Theater zu schreiben, so kann es nur dadurch sein, daß ich für Schröder zu arbeiten gedenke. Denn mit ihm, fürchte ich, stirbt alle Schauspielkunst in Deutschland und noch weiter aus. Es ist mir also schon darum nicht gleichgiltig, daß mein Stück noch vor dem Thorschluß der ganzen Kunst erscheint." Da Schröder verhindert war, so übernahm den Wallenstein Graff, der diesen Charakter gut auffaßte, und im Allgemeinen war die Aufführung in Folge der großen

Digitized by Google

Bemühungen Goethe's, Meyer's u. A. eine gelungene und der Erfolg ein befriedigender, wenn auch Schauspieler und Publikum nach der verflachenden Gewalt der bisher üblichen Haus- und Familienstücke sich erst an die Hoheit und Würde des Schiller'schen Kothurns gewöhnen mußten. Wallensteins Tod kam am 20. April 1799 zum ersten Mal in Weimar auf die Bühne; einer spätern Aufführung im Sommer desselben Jahres wohnte Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit seiner Gemahlin Louise bei. Die Königin ließ sich den Dichter vorstellen, und Schiller rühmte nachher, wie geist- und gefühlvoll diese hochherzige, wahrhaft deutsche Frau in den Sinn seiner Dichtungen eingegangen sei.

Die meisten Leser der uns gegenwärtig beschäftigenden Dichtung Schillers werden wohl dem Urtheil beistimmen, welches Goethe im Jahr 1808 aussprach: „Es ist mit diesem Stücke, wie mit einem ausgelegenen Weine: je älter sie werden, desto mehr Geschmack gewinnt man an ihnen. Ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter und sogar für einen großen zu halten, wiewohl die neuesten Imperatoren und Diktatoren gesagt haben, er sei keiner." Um so interessanter ist es, den Hauptheldeu des unsterblichen Gedichtes einer näheren Betrachtung zu unterwerfen. Der Wallenstein der Geschichte hat mit dem Schiller'schen nur wenige Züge gemein; der Dichter ist sich zum Theil dieser Abweichung bewußt, da er selbst in dem Prolog sagt:

> Doch Euren Augen soll ihn jetzt die Kunst,
> Auch Eurem Herzen menschlich näher bringen.
> Denn jedes Aeußerste führt sie, die Alles
> Begrenzt und bindet, zur Natur zurück;
> Sie stellt den Menschen in der Lebens Drang
> Und wälzt die größ're Hälfte seiner Schuld
> Den unglückseligen Gestirnen zu.

Allein auch in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges hatte Schiller von Wallenstein ein wesentlich anderes Bild entworfen, als die urkundliche Forschung der Gegenwart zu Tage gefördert hat. Wir geben nun zuerst in einer kurzen Lebensskizze einige von ihren Hauptresultaten, betrachten dann Wallensteins Charakter in unserer Tragödie und schließen mit einigen Bemerkungen über das Stück selbst.

Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein*) wurde als der dritte Sohn Wilhelms von Waldstein und Margaretha's, einer geborenen Freiin Smirritzky von Smirrie, den 15. September 1583 auf dem väterlichen Gute Hermanic in Böhmen geboren. Bei dem frühzeitigen Tode seiner Eltern nahm ihn in seinem zwölften Jahre sein Oheim Albrecht Slawata zu sich. Auf dessen Schlosse Schochmberg besuchte er die Schule der Brüdergemeinde, da Vater und Oheim sich zum evangelischen Glauben bekannten. In seinem sechzehnten Jahre finden wir unsern Albrecht in dem Convictorium der Jesuiten zu Olmütz, wo sich der Pater Pachta des talentvollen Knaben mit besonderer Vorliebe annahm und ihm nach Vollendung seiner Studien Gelegenheit verschaffte, einen jungen, reichen Edelmann auf einer Reise durch Italien, Frankreich, Holland, England und Deutschland zu begleiten*). Nach seiner Rückkehr nahm Albrecht Kriegsdienste in dem Heere Kaiser Rudolphs in Ungarn, wo er bei der Belagerung von Gran zum Hauptmann avancirte. Bei dem Frieden von 1606 kehrte er zu seinen Verwandten nach Böhmen zurück. Doch die Stille des Landlebens war nicht für Wallenstein; der Bruderzwist zwischen Rudolph und Matthias bot ihm die Gelegenheit zu neuer Thätigkeit, die er dießmal in dem Dienste des unternehmenden Erzherzogs Matthias fand. Briefe aus jener Zeit bezeugen die außerordentliche Tapferkeit und den Scharfblick des jungen Offiziers, und erfahrene Männer stellten ihm schon damals das Prognostikon einer glänzenden Laufbahn. Besonders hervorgehoben wird sein anspruchsloses, von aller Eitelkeit freies Benehmen, auch gebe er in die Messe, nur liebe er das Waffenhandwerk gar zu leidenschaftlich. In nicht langer Zeit scheint sich jedoch Albrecht von der Kriegsbühne zurückgezogen zu haben, um in einem festen Hausstande den Grundstein zu seiner künftigen Größe zu legen. Das Vermögen, welches sein Vater hinterließ und welches er mit mehreren Geschwistern theilen mußte, war sehr mäßig; zwar machte er von einigen Oheimen und Vettern nicht unbedeutende Erbschaften, aber die Mittel zur Erwerbung seines immensen Reichthums bekam er durch seine zweimalige Vermählung in die Hand. Weil Wallenstein bei all seiner Feldherrngröße und bei aller Energie seines Charakters schwerlich zu der weltbewegenden Bedeutung gelangt wäre, wenn er nicht seinem Kaiser ungeheure Summen hätte vorstrecken und Heere auf eigene Kosten in das Feld stellen können, so ist es nöthig, hierüber Einiges zu sagen.

Zuerst vermählte er sich — in welchem Jahre, wird uns nicht berichtet — mit der schon betagten Lucretia, Nikessin von Landeck, Frau von Wisetin, Luckow u. s. f. Im Jahr 1614 wurde er Wittwer und gelangte in den Besitz des sehr großen Vermögens seiner Frau, während ihm um dieselbe Zeit vierzehn bedeutende Güter von seinem Oheim zufielen. Er bewahrte seiner ersten Gemahlin stets ein liebevolles Andenken und ließ ihre Leiche später aus Mähren nach Gitschin bringen, wo sie in der fürstlichen Gruft beigesetzt wurde. An den Kriegen der Brüder Rudolph und Matthias um die Krone Böhmen betheiligte sich Wallenstein nicht; mit einer kleinen Schaar von zweihundert Dragonern zog er aber nach dem Friaul, wo der bigotte Herzog Ferdinand von Steiermark (später Erzherzog und Kaiser) gegen die Republik Venedig Krieg führte, und zeichnete sich bei der Entsetzung der Festung Gradiska aus. Bei seiner Rückkehr im Jahr 1618 fand er Böhmen in vollem Aufstande, den die Schließung

*) Bevor Albrecht in den Fürstenstand erhoben wurde, schreibt er seinen Namen ganz aus: Albrecht von Waldstein. Seine Verwandten schreiben sich „von Waldstein"; die Böhmen sagten „Walstein". Die gleichzeitigen Schriftsteller schreiben gewöhnlich Wallenstein.

*) Die artige Geschichte von dem Pudel, die der erste Jäger im siebenten Auftritt von Wallensteins Lager erzählt, ist unhistorisch, da Albrecht die Universität Altdorf nie besucht hat. Auch ist er nicht durch einen Fall vom Söller in Innsbruck bewogen worden, zur katholischen Kirche überzutreten; der Uebertritt geschah im Seminar zu Olmütz.

Digitized by Google

und Niederreißung der evangelischen Kirchen, trotz der beschworenen Artikel des Majestätsbriefes, veranlaßt hatte. Obwohl viele seiner Verwandten für die evangelische Sache Partei ergriffen, so hielt sich Wallenstein doch fern und erklärte sogar seine Mißbilligung des Aufstandes in sehr energischen Worten.

Bald nach seiner Rückkehr aus dem Friaul vergrößerte er seine Konnexionen an dem kaiserlichen Hofe durch seine Vermählung mit Isabella Katharina, Tochter des k. k. Geheimen Rathes Grafen Harrach, „einer Dame von wahrhaft seltener Bescheidenheit und Reinheit des Herzens", wie ein Zeitgenosse sagt. Wenn man sich des gefürchteten Namens Friedlands, „dieses gewaltigen Schlachtengebieters" und der allgemeinen Verwilderung und Barbarei in den trüben Zeiten des dreißigjährigen Krieges erinnert, so ist es wahrhaft erquickend, die Korrespondenz zwischen ihm und seiner Gemahlin kennen zu lernen. Auch in jenen Tagen, wie überall in den bewegten Perioden der Geschichte, erscheinen die Frauen als die Bewahrerinnen der Sitte und menschlicher Gefühle. Der erste von den von Förster mitgetheilten Briefen lautet:

„Mein herzallerliebster Gemahl! Gestern bab ich mit höchsten Freuden ein liebes Briefl'en von Ihm empfangen, welches mich gewiß mehr vergnügt hat, als Alles, was mir hier Angenehmes geschehen könnt, außer Ihn selbst zu sehn, dessen Er mir aber schlechte Hoffnung giebt. Unser Herr weiß doch, wie mir in der Welt nichts härter ankommt, als Ihn so lange nicht zu sehn; weil es aber sein Wille noch nicht ist, muß ich mit Geduld und Unlust erwarten, bis er Mittel schaffen wird, daß es geschieht. Es ist mir wohl von Herzen leid, daß Er an Seinem Fuß wieder übel auf ist; ich hoffe aber zu Gott, es werde bald wieder besser werden. Es ist für Ihn wohl gar keine Zeit, krank zu sein. Wollte Gott, ich wäre nur auf etliche Stunden bei Ihm und könnte bei Seinem Bett auf der Erde sitzen; ich wollte wohl fleißig bei Ihm bleiben .... Die Frau Katerl beviehlt sich Ihm; ich aber bleib Ihm Treu bis in mein Grab.

Isabella."

Diese treue eheliche Liebe erwiderte Wallenstein durch die zartesten Aufmerksamkeiten; mitten im Getümmel des Krieges erläßt er aus seinem Feldlager zu verschiedenen Malen Befehle an seine Gärtner, auf den Söller der Herzogin wohlriechende Blumen zu stellen, Veilchen zu sammeln, die sie in ihre Leibwäsche zu legen wünsche u. dergl. m. Besonders aber bezeugen die Verordnungen in seinem Testament, mit welcher Vorsorge er für seine Gemahlin bedacht war, im Falle sie ihn überleben sollte.

In den Jahren 1617—22 leistete er dem Kaiser bei dem Aufstande in Mähren und Böhmen, in den Kämpfen gegen die Ungarn unter Bethlen Gabor wichtige Dienste, sowie auch zur günstigen Entscheidung mehrerer Treffen gegen den Grafen von Mansfeld und der Schlacht am weißen Berge bei Prag (Nov. 1620) seine Umsicht und Tapferkeit am meisten beitrug. Als Friedrich V. von der Pfalz sein ephemeres Königthum Böhmen verlassen mußte und am 21. Juni 1621 siebenundzwanzig Grafen, Herrn und Doktoren der evangelischen Partei ihre Anhänglichkeit an die neue Lehre auf dem Blutgerüste zu Prag besiegelten, fand Wallenstein bei den unmittelbar darauf folgenden Vermögenskonfiskationen Gelegenheit, einen ungeheuern Güterkomplex für den Preis von über 7,200,000 Gulden käuflich an sich zu bringen. Im Jahr 1622 in den Pfalzgrafenstand und 1623 in den Fürstenstand erhoben, nannte er sich jetzt Fürst zu Friedland und befestigte seinen Einfluß bei Kaiser Ferdinand II. durch den Vorschuß bedeutender Summen an die erschöpfte Staatskasse. Schon im Jahr 1627 läßt sich das Vermögen Wallensteins in liegenden Gründen, nachdem das Fürstenthum Friedland in ein Herzogthum verwandelt war, auf die Höhe von 20 bis 30 Millionen Gulden anschlagen. Als Graf Tilly im Jahr 1625 sich dem niedersächsischen Bunde unter Christian IV. von Dänemark nicht gewachsen fühlte, war der Fürst von Friedland schon im Stande, dem Kaiser das Anerbieten zu machen, ein Heer von 40,000 Mann auf eigene Kosten in das Feld zu stellen, welches der Kaiser jedoch auf 20,000 Mann reduzirte. Am 25. Juli 1625 unterschrieb der Kaiser die Kabinetsordre, welche Wallenstein zum General-Oberst-Feldhauptmann ernannte. Von nun an war Friedland für die folgenden fünf Jahre der mächtigste Mann im deutschen Reiche. Da er die Kriegskosten, so weit sie nicht den schrecklich geplagten Ländern abgepreßt wurden, aus seinen eigenen Mitteln beschaffen mußte, so erhielt er vom Kaiser zu seiner Sicherstellung das Herzogthum Sagan und später Mecklenburg. Um einen Begriff von dem Glanz zu geben, mit dem Wallenstein auftrat, führen wir an, daß ihm, als er 1627 einige Tage in Frankfurt an der Oder verweilte, der Minister Graf Schwarzenberg von dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg die Einladung brachte, nach Berlin zu kommen; Wallenstein folgte derselben und erschien an dem kurfürstlichen Hofe mit mehr als 1000 Pferden und einem Gefolge von 1500 Personen, unter denen sich 30 Fürsten, Grafen und Freiherren befanden. Ein ausführliches Eingehen auf die Geschichte seiner Kriegsthaten unterlassen wir: über seine Feldherrngröße sind, trotz der mißlungenen Blokade von Stralsund und der Schlappen, die er erlitt, all er das Kommando zum zweiten Male übernahm, alle Parteien einig. Wallenstein war zum Herrscher geboren: ungeachtet seines eigenwilligen, despotischen Charakters, wäre es leicht, viele Beispiele seines Edelmuths und seiner Milde anzuführen; aber wenn man auch dem bekannten Ausspruch Blüchers „daß im Kriege nicht Alles sein begehen könne" für jene Zeiten, in denen der blutrünstende Tilly den Namen der Menschheit schändete, die ausgedehnteste Bedeutung einräumen will, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er, wie der Heere Abgott, so der Länder Geißel war. Sein seltenes organisatorisches Talent und der Scharfblick, mit dem er schon im Jahr 1626 in Gustav Adolph seinen Gegner erkannte, verdienen die höchste Bewunderung: weil er sich aber, neben wirklichen Ungesetzlichkeiten, nicht als Reichsfürst gerirte, sondern das Interesse des Kaisers gegen die Fürsten vertrat, so erregte

Digitized by Google

er unter den Gliedern des Reiches einen Haß gegen sich, dem der schwache Kaiser um so lieber nachgab, als Wallenstein ihm ohnedieß schon viel zu mächtig geworden war. Sein ärgster Feind war Maximilian, Kurfürst von Bayern, der schon in den Jahren 1628 und 29 alle seine Hebel zu Wien in Bewegung gesetzt hatte, um das Ansehen des Herzogs bei dem Kaiser zu untergraben. Als nun der Reichstag zu Regensburg zusammentrat, den der Kaiser auf den Juni 1630 ausgeschrieben hatte, auf dem er namentlich die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige und somit zu seinem Nachfolger zu erreichen strebte, legten die Reichsfürsten beider Konfessionen, bevor sie ihre Verhandlungen anfingen, eine Anklageschrift an den Stufen des Thrones nieder, in der auf die Absetzung des verhaßten Friedland gedrungen wurde. In den stärksten Ausdrücken war die Eingabe Maximilians abgefaßt, dessen Generale Pappenheim und Tilly noch bei weitem grausamer gehaust hatten, als die Heere Wallensteins. Ihr Anfang lautete: „Das Reich seufzt und klagt Weh unter des Herzogs von Friedland grausamer Tyranni; alle Verwirrung kommt von ihm. Ihm müssen die deutschen Fürsten fröhnen, unter den von ihm aufgelegten Qualen und unerträglicher Pein fristen die Völker im größten Kummer ein elendes Leben. Zu welcher andern Absicht sollen im Frieden die großen Heere dienen, als nur allein zu Werkzeugen der blutgierigen Grausamkeit des unmenschlichen, stolzen Generals? Bei Hinrichtungen unbarmherzig, unerbittlich im Befehl, nach Geld unaufhörlich dürstend, vergießt er in Strömen deutsches Blut und macht ganze Provinzen arm" u. s. f. Wenn dieß die Sprache des Hauptes der katholischen Ligue war, so läßt sich leicht ermessen, welches die Stimmung der protestantischen Fürsten war, in deren Landen die Truppen Friedlands lange Zeit gelegen hatten. Bei diesen Gesinnungen konnte die Entscheidung nicht zweifelhaft sein. In Memmingen, wohin Friedland sich von Halberstadt begeben hatte, empfing er die ihm durch die beiden Gesandten Wartenberg und Questenberg überbrachte kaiserliche Botschaft, daß er den Oberbefehl niederlegen solle; er vernahm den Befehl mit großer Seelenruhe und entließ die Gesandten mit einer mehr als fürstlichen Freigebigkeit. Der Herzog begab sich nach Gitschin, das er zur Hauptstadt seines Landes und zu seiner Residenz auserseben hatte, und alle seine Anordnungen aus der damaligen Zeit beweisen, daß er seine kriegerische und politische Laufbahn jetzt als beendigt ansah. Früher war er nur den Reichsfürsten mit Glanz und Pracht gegenübergetreten, wenn es sich darum handelte, seine Autorität und Würde geltend zu machen; nun richtete er als Privatmann für sich und seine Gemahlin einen Hofstaat ein, der an Kostbarkeit und Luxus dem kaiserlichen wenig nachstand; sein Oberhofmeister war Graf Paul zu Liechtenstein, sein Obristkämmerer Graf Harrach, sein Obrist-Stallmeister Graf Hardegg u. s. f.

Nur die Gerechtigkeit gebietet uns, eine andere wesentliche Seite von Friedlands Persönlichkeit hervorzuheben, zu deren Entfaltung ihm jetzt die beste Gelegenheit geboten wurde: Wallenstein war nicht nur ein militärisches Genie, sondern auch ein Staatsmann. Keiner der damaligen deutschen Fürsten hat den Werth guter Schulen und der Industrie für das staatliche Leben so richtig gewürdigt, als er; obgleich Katholik geworden (man möchte beinahe glauben, nicht allein aus Beweggründen des Ehrgeizes, wenn man seine Neigung zur Mystik und Astrologie erwägt), bewies er doch gegen Protestanten und Juden eine in damaligen Zeiten unerhörte Toleranz; er sah darauf, daß Gesetz und Recht unparteiisch gehandhabt wurden und gerechten Beschwerden seiner Unterthanen war sein Ohr nie verschlossen. Ueberhaupt treten die schwarzen Seiten seines Charakters erst da recht hervor, als er zum zweiten Mal den Oberbefehl übernahm; die strenge Handhabung der militärischen Disciplin verwandelt sich in entschiedene Grausamkeit, die diplomatische Klugheit in Vorliebe für verschlungene, versteckte Wege, durch die Freund und Feind an ihm irre werden.

Als Wallenstein ganz mit der innern Verwaltung seiner Länder beschäftigt war und der Kaiser nicht daran dachte, seiner noch einmal zu bedürfen, landete Gustav Adolph von Schweden am 24. Juni 1630 an der pommer'schen Küste. Er setzte die vertriebenen Herzöge von Mecklenburg wieder ein und durchzog in schnellem Siegesfluge den größten Theil des nördlichen Deutschlands. Als weder Tilly's berühmter Arm, noch Magdeburgs Flammen ihn aufzuhalten vermochten, als der Kaiser für seine Erblande zitterte und der Kurfürst von Bayern hart bedrängt war, da wandten sich die Augen Aller auf den abgesetzten Friedland, dem seine früheren Offiziere stets Rapporte nach Gitschin über den Gang des Krieges erstattet hatten. In wiederholten, beweglichen Handschreiben, Absendung seiner ersten Minister, des Bischofs von Wien und seines Beichtvaters Quiroga, suchte der Kaiser den gekränkten Herzog zur nochmaligen Annahme des Kommando zu bestimmen. Friedland erklärte in den unterthänigsten Ausdrücken, daß er von Sr. Kaiserl. Majestät nicht beleidigt worden, daß ihm aber sein hinfälliger Gesundheitszustand es unmöglich mache, sich der schwierigen Aufgabe zu unterziehen. Wie die Noth des Kaisers immer größer wurde, so bat dieser den Herzog, er möge nach einem Wien näher gelegenen Orte kommen, wohin er seinen Minister, den Fürsten Eggenberg, mit unbeschränkter Vollmacht abschicken wolle, um mit ihm zu unterhandeln. Wallenstein bestimmte Znaim zur Zusammenkunft, und gab endlich den gemeinschaftlichen Bitten des Kaisers und seines Sohnes, des Königs von Ungarn, nach. Er übernahm den Oberbefehl, aber nur auf drei Monate, innerhalb deren er sich anheischig machte, ein Heer von 40,000 Mann in das Feld zu stellen. Mit Jubel eilten die alten Kriegsgefährten zu Friedlands berühmten Fahnen; nach Verlauf weniger Wochen stand das Heer schlagfertig da. Und nach mehrfacher Weigerung erklärte sich der Herzog bereit, das Kommando noch länger zu führen, knüpfte jedoch die Annahme desselben an viele Bedingungen, unter denen die wesentlichsten waren: Er allein solle die Verfügung über sämmtliche Truppen in allen Ländern des Kaisers haben, ihm allein solle das Recht der Belohnung und

Digitized by Google

Beſtrafung zuſtehen, der König von Ungarn dürfe nicht bei dem Heere erſcheinen, bei dem muthmaßlichen Friedensſchluſſe ſollten ſeine Anſprüche auf Mecklenburg anerkannt werden; der Kaiſer verpflichtete ſich, ihm ein öſterreichiſches Erbland in optima forma zu verpfänden und alle Kriegskoſten zurückzuerſtatten. Unter dieſen harten Bedingungen, die aber entſchuldigt werden, wenn man bedenkt, wie leicht Ferdinand in Regensburg ſeinen Generaliſſimus hatte fallen laſſen, trat Wallenſtein wieder an die Spitze der Kriegführung. Zunächſt wandte er ſich nach Prag, um die Sachſen zu vertreiben und das Land von den Feinden zu ſäubern; ſchon im Mai 1632 konnte er dem Kaiſer die frohe Botſchaft ſenden, daß Böhmen wieder unter-

Wallenſtein.

worfen ſei. Hierauf zog er, inſtändigen Bitten des Kurfürſten Folge gebend, nach Bayern, wo Guſtav Adolph auf die Kunde von ſeinem Herannahen ſich in Nürnberg verſchanzte; auch Wallenſtein bezog ein feſtes Lager in der Nähe. Hier ſtanden ſich die Heere mehrere Monate gegenüber, bis Guſtav Adolph aus Mangel an Proviant den Rückzug antreten mußte. Im November erfolgte darauf die Schlacht bei Lützen, wo der große Schwedenkönig ſeinen Tod fand. Der Herzog mußte die Leitung der Schlacht dem Feldmarſchall Holk überlaſſen, da er heftig an der Gicht litt, er ließ ſich in einer Sänfte umhertragen und wurde gleich beim Beginn der Schlacht in dem Getümmel nach Leipzig zurückgedrängt; den folgenden Tag überzeugte er ſich, daß ihm nichts übrig bleibe, als die Trümmer ſeines Heeres jenſeits der böhmiſchen Grenze in Sicherheit zu bringen. Diejenigen Offiziere, die ſich tapfer gehalten hatten, belohnte der Herzog mit großer Muni-

Digitized by Google

ficenz; gegen Pflichtvergessene wurde mit unerbittlicher Strenge verfahren. Nach dem Ausspruch des in Prag niedergesetzten Kriegsgerichtes wurden eilf Offiziere mit dem Schwerte, drei mit dem Strange hingerichtet, sieben wurden für ehrlos erklärt, unter den Galgen geführt und ihre Degen vom Henker zerbrochen; die Namen von vierzig, die sich nicht gestellt hatten, wurden an den Galgen geschlagen. Da viele dieser Offiziere den angesehensten Familien des Landes angehörten, so zog sich Wallenstein durch dieses Verfahren großen Haß zu; bei dem Heere hieß er von jetzt ab nur „der Tyrann".

Bereits damals, als der Herzog zum ersten Male das Kommando niederlegen mußte, hatten übelwollende Personen über ihn das Gerücht verbreitet, daß er auf hochverrätherische Pläne gegen seinen Kaiser sinne. Wallenstein war hievon in Kenntniß gesetzt worden und hatte einfach geantwortet, daß er zu solchen Thorheiten zu alt sei. Wie wenig der Kaiser selbst an Wallensteins Treue zweifelte, geht daraus hervor, daß er ihm das Kommando abermals übertrug. Wallenstein fing erst an mit den Schweden zu unterhandeln, als er sammt Illo und Terzky für vogelfrei erklärt war. Nicht seine Treulosigkeit führte seine Ermordung herbei, sondern der Haß, den er sich zugezogen, und die Unerfüllbarkeit der Bedingungen, unter denen er das Kommando von neuem übernommen hatte. Die Beweise für diese Behauptung scheinen unwiderlegbar: noch am 19. Januar 1633 schreibt der Herzog an den Grafen Gallas: „Unser Herr, der Kaiser, wird dieß Werk durch Waffen und nicht durch Traktate entscheiden; ich glaub' wohl, daß die Schweden Fried' begehren, sie wollen nach Haus und haben Ursach. Die beiden Kurfürsten (Sachsen und Brandenburg) sehen selbst, in was vor Labyrinth sie stecken, aber vorm Jahr haben sie den Frieden nicht ambraciren wollen, darum ist jetzunder für sie occasio calva (kahle, d. h. schlechte Gelegenheit)". Seine Gegner, der schwedische Kanzler Oxenstierna und der Herzog Bernhard von Weimar, sowie auch der Kardinal Richelieu, waren stets überzeugt, daß Wallensteins Anerbietungen nur eine Kriegslist seien.

Bald nach dem Tode des Königs von Schweden gelang es den Feinden Wallensteins, den Kaiser gegen ihn aufzubringen: den nächsten Anlaß zu ernstlichen Mißverhältnissen gaben die Anordnungen wegen der Winterquartiere, sodann verletzte auch der Kaiser mehrmals die mit Wallenstein abgeschlossene Konvention, indem er mehreren Generalen Befehle ertheilte, ohne den Herzog davon in Kenntniß zu setzen. Schon Ende des Jahres 1633 war die Absetzung des Herzogs in Wien beschlossene Thatsache; mit dem Anfange des folgenden Jahres eröffnete Wallenstein seinen Generalen und Obersten, daß er entschlossen sei, das Kommando niederzulegen. Die Offiziere erklärten einstimmig, daß sie sämmtlich ruinirt wären, wenn der Generalissimus diesen Plan ausführe; daß sie zur Formirung ihrer bezüglichen Regimenter bedeutende Summen vorgeschossen hätten, die ihnen unter diesen Umständen Niemand erstatten würde: sie bäten den Herzog, sie nicht zu verlassen. Wallenstein sagte ihnen für ihre Forderungen gut und ließ sich bestimmen zu bleiben; von Vertrath gegen den Kaiser, sowie von Ueberlistung der Offiziere, sich dem Herzoge durch ihre Unterschrift für alle Fälle mit Leib und Leben zu verpfänden, ist nicht die Rede. Erst als man in Wien über Entschuldigungsgründe wegen der Behandlung des Herzogs in Verlegenheit war, besann man sich hinterher, daß diese Versammlung in Pilsen etwas Verbrecherisches an sich trage. Selbst nachdem der Kaiser Wallensteins Absetzung verfügt und die Generale Piccolomini, Gallas, Altringer u. s. f. angewiesen hatte, dessen Befehlen nicht mehr Gehorsam zu leisten, blieb er mit dem Generalissimus noch mehrere Wochen in vertraulicher Korrespondenz; das letzte Schreiben richtete der Kaiser am 13. Februar an ihn, 20 Tage nach der heimlichen Achtserklärung und 12 Tage vor seiner Ermordung. An der Spitze der Verschwörung wider Wallenstein bei dem Heere standen Piccolomini und Gallas, die den Herzog auf die treuloseste Weise hintergingen; namentlich Piccolomini mißbrauchte das in ihn gesetzte Vertrauen schändlich, er ließ sogar den Kurier auffangen, den der Herzog mit dem Erbieten, sich zur Verantwortung zu stellen, nach Wien abgeschickt hatte. Am 20. Februar erließ der Kaiser ein Patent, in dem die Konfiszirung der Güter Wallensteins wegen Hochverraths verordnet und er für vogelfrei erklärt wurde. Nachdem Wallenstein hierüber Gewißheit erhalten hatte, ließ er dem Herzoge Bernhard von Weimar den Antrag machen, sich mit ihm zu vereinigen: Bernhard, wie Oxenstierna, zweifelten aber noch immer an Wallensteins Aufrichtigkeit, bis sie seine Aechtung erfuhren. Wallenstein begab sich nun mit Illo und Terzky und den wenigen zuverlässigen Truppen nach Eger, wo Gordon, Buttler und Leslie die Ermordung auszuführen beabsichtigten, zu der Hauptmann Deveroux gedungen wurde.

Eben hatte der Astrolog Zenno den Herzog verlassen; der Kammerdiener entkleidete ihn und zog sich zurück. Kurz nachdem der Herzog sich niedergelegt hatte, erweckt ihn ein gräßliches Geschrei, welches die Gräfinnen Terzka und Kinsky auf die Nachricht von der Ermordung ihrer Männer erhoben. Der Herzog tritt aus der Thüre, um nach der Wache zu rufen, und fragt, was der Lärm bedeute? Da dringt Deveroux mit dem Rufe: „Du mußt sterben!" auf den Wehrlosen ein und stößt ihn nieder. Mit ausgebreiteten Armen empfing der Herzog den Mordstahl in die tapfere Brust, die er in so vielen Schlachten für das Haus Oesterreich dem Kugelregen und den Speeren der Feinde dargeboten hatte.

Diese Mordnacht in Eger ist ein unauslöschlicher Fleck in den Annalen des Hauses Habsburg; der schwache Kaiser, dessen ganzes Benehmen gegen Wallenstein und seine angeblichen Mitschuldigen ein entschiedenes Gefühl der Verachtung erregt, ließ 3000 Seelenmessen für die Ermordeten lesen, gleichzeitig aber konfiszirte er ihr Vermögen, belohnte die Mörder sehr freigebig und setzte viele Federn, unter andern auch die Sessna Raschins, zu seiner Rechtfertigung in Bewegung. Durch diese offiziellen Lügen hat sich der Glaube an Wallensteins Verrath Jahrhunderte hindurch erhalten, und am meisten hat zu seiner Verbreitung Schillers Genius beigetragen,

Digitized by Google

bis denn nun in unsern Tagen Förster, Aretin u. A. seine Vertheidigung in Betreff des Hochverraths übernahmen, obwohl sie weit davon entfernt sind, Wallensteins Schuld überhaupt zu leugnen. Seine Schuld war nicht die, sagt Förster, deren man ihn gewöhnlich anzuklagen pflegt: er hat weder mit Schweden, Sachsen und Frankreich Hochverrath wider den Kaiser angesponnen, noch hat er zu Pilsen mit seinen Offizieren zu einer Rebellion sich verschworen. Nicht des Verrathes an seiner Partei hat er sich schuldig gemacht: seine Schuld war vielmehr, daß er dieser Partei angehörte. Seine Schuld war, daß er, ein geborner Böhme und Protestant, den evangelischen Glauben, für welchen Huß den Feuertod erlitten, abschwor und zum Verräther an den Freiheiten und Rechten wurde, welche Böhmen in blutigen Kämpfen sich errungen hatte; seine Schuld war, daß er, obgleich selbst deutscher Reichsfürst, die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der deutschen Fürsten vernichten und den Kaiser zum absoluten Herrn erheben wollte; seine Schuld war, daß er minder im offenen Kampfe, als durch betrügliche Ränke und unredliche Künste einer macchiavellistischen Politik seine Feinde zu besiegen suchte; seine Schuld war, um es mit einem Worte auszusprechen, daß er nicht der geistigen Bewegung, die vorwärts treibt und schreitet, sich anschloß, sondern der rückwärts schreitenden, welche den angebrochenen Tag in die alte Nacht zurückzuführen vermeint. So geschah es ihm, daß ihn die finstern Mächte hinabzogen, denen er sein Blut verschrieben hatte; er fiel durch die fanatische Priesterschaft, deren Anmaßungen er so eifrig verfechten, durch den Undank des Kaisers, den er zu so unbeschränkter Macht erhoben hatte, daß er über ihn, den deutschen Reichsfürsten, Acht und Todesurtheil verhängte; er fiel, weil er den Glauben an den Stern des Schicksals in seiner Brust aufgab und dem Aberglauben an die Einflüsse jenseitiger Sterne anheimgefallen war. Unschuldig vor dem weltlichen Richter war er, aber nicht schuldlos vor dem Weltgericht.

Der Wallenstein Schillers ist, im Widerspruch mit der Geschichte, offen und gerade in Wort und That und hintergeht vor seinem Abfall wissentlich Niemanden, als die Schweden; sein Ehrgeiz ist zwar maßlos, er wird aber durch edle Motive gemildert, und wir hören gern, wie Gordon kurz vor seiner Ermordung seine Tugenden aufzählt:

„An seine Größe denkt, an seine Milde,
An seines Herzens liebenswerthe Züge,
An alle Edelthaten seines Lebens."

Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß Schiller den Charakter seines Wallenstein nach dem Bilde des Realisten entwarf, welches er am Ende der Abhandlung „Ueber naive und sentimentale Dichtung" ausgeführt hat. Hauptsächlich schwebte ihm hiebei Goethe vor, und er übertrug auf seine Persönlichkeit von dem historischen Wallenstein diejenigen Züge, die seinem Grundtypus nicht widersprachen. Daß Wallenstein Realist ist, sagt er selbst:

„Mich schuf aus gröberm Stoffe die Natur,
Und zu der Erde zieht mich die Begierde."

Alle seine Pläne und Handlungen sind auf das Wirkliche und Praktische gerichtet, aber er ist Realist im edleren Sinne: er versteht sich auf die Menschen genau, die er „gleich des Brettspiels Steinen, nach seinen Zwecken zu setzen und zu schieben weiß". Dem Idealisten gegenüber, der in unserem Drama Max ist, zeigt er eine reflexirte Ergebung in die Natur, in das, was sein muß: nicht einzelne große Züge treten bei ihm hervor, sondern die Summe seiner Handlungen macht ihn zu dem, was er ist. Dem Zerrbild des Realisten, dem Illo gegenüber, hat Wallenstein sogar einen Anflug von Idealismus, der besonders in seinem Verhältniß zu Max hervortritt.

Weil Schiller sich eine große Reihe von Jahren mit der Idee dieses Drama getragen hatte, so lassen sich in demselben verschiedene Phasen des Entwicklungsganges des Verfassers nachweisen. Wie Schiller in den Jugenddramen Vorkämpfer des abstrakten Begriffs der Freiheit in ihrem Ringen mit den bestehenden Verhältnissen gezeichnet hatte, so erscheint auch Wallenstein als derjenige, der das allgemeine Beste, nicht den Glanz des Hauses Oesterreich im Auge hat: dieser Gedanke ist aber nicht rein durchgeführt, denn Schillers politische Ansicht hatte seit der Abfassung der Räuber, des Carlos u. s. f. sehr wesentliche Veränderungen erfahren: durch das Studium Kants, durch den Hang seiner Natur und durch Goethe war bei ihm das sittliche und humanistische Princip ganz in den Vordergrund getreten. Deßhalb finden wir das Bestehende und die der Willkür gesetzten Schranken an mehreren Stellen unserer Tragödie in Schutz genommen und gefeiert. Außerdem war er durch Humboldt mit der Schicksalsidee der Griechen bekannt geworden, und Süvern (in seiner Schrift über Schillers Wallenstein) glaubt, daß „des Schicksals eiserne Gewalt, fürchterlich den Mann umstrickend, der sie zuerst gereizt, auf die zurückfallend, welche ihn drücken, und zermalmend alles, was sich ihm näherte," das Thema des Wallenstein sei.

Nach der Geschichte hatte der Herzog eine Tochter, Maria Elisabeth, die sich später mit einem Grafen Kaunitz vermählte; Schiller gibt ihr den Namen Thekla und hat in ihr sein weibliches Ideal dargestellt. Von dem Standpunkt der Kritik muß man sagen, daß die Scenen zwischen Max und Thekla ein fremdartiger Bestandtheil des Stückes sind: beide Charaktere gehören einem andern Ideenkreise, einer andern Welt an, als die ist, der die übrigen Hauptfiguren ihr Dasein verdanken: man kann sich nicht erklären, wie Max in dem stürmischen Lagerleben zu seiner Denkweise gelangt, und Thekla ist mehr eine Abstraktion, als ein Individuum von Blut und Leben. Trotz alledem ist es aber der Glut des Schiller'schen Genius und der Innigkeit, mit der er diese beiden Charaktere behandelt hat, gelungen, in allen gefühlvollen Seelen ein hohes Interesse für dieses Paar zu erregen und von reiner Liebe eine Schilderung zu entwerfen, für die man sich vergebens nach einer Parallele umsieht.

Digitized by Google

Skizzen aus Süd-Carolina.

Süd-Carolina, nach der in größter Ueppigkeit in seinen Niederungen wachsenden Palme sehr bezeichnend der „Palmetto-Staat" genannt, ist das Haupt jener nordamerikanischen Staaten, welche mit der Union in Fehde begriffen sind, und Charleston, die Metropole desselben, auf deren Sklavenmarkte, kaum einen Steinwurf vom Postamt und der Börse entfernt, ein Prachtexemplar der Palmettopalme steht, das durch ein eisernes Gitterwerk vor jeder Unbilde geschützt wird, ist die wichtigste Stadt der neuen Konföderation.

Auf einer kleinen Halbinsel gelegen, welche durch den Zusammenfluß des Cooper und Ashley-River gebildet wird, ist die Stadt, welche die Rechte einer City genießt und bezüglich der Größe der Bevölkerung die neunte Stelle in der Union einnimmt, gegen eine englische Meile von Westen nach Osten breit, und über $1^1/_2$ Meilen lang. Charleston ist regelmäßig gebaut; die wohlgepflegten, geradlinigen Straßen laufen parallel von Fluß zu Fluß, und werden von andern, von Nord nach Süd laufenden, rechtwinkelig durchschnitten. Sie sind bis zu 70 Fuß breit, mit Absatzsichtsteinen versehen und des Nachts mit Gas erleuchtet. Gegen das Meer zu liegt die Stadt frei; die beiden Flüsse, die an ihrer Südseite zusammenströmen, und durch den von Nordost kommenden kleinen, aber breiten Wando-River verstärkt werden, bilden einen geräumigen Hafen, welcher, im Nordosten durch niederes Land, im Süden durch die James-Insel geschützt, sich bis an's atlantische Meer, 8 englische Meilen unterhalb der Stadt zieht, und im Osten von der Sullivans-Insel begrenzt wird. Nach Ost und Südost freiliegend, genießt Charleston während des ganzen Sommers einen frischen, kühlenden Seewind, der sich alle Vormittage gegen 11 Uhr erhebt und ohne Unterlaß bis nach Sonnenuntergang weht; hierauf tritt einige Stunden Windstille ein, und diese weicht dem sich in der Nacht erhebenden Landwinde, der bis zum Morgen anhält; während der Zeit der Aequinoktien hausen zuweilen bedeutende Stürme und die gepeitschten Wogen treiben das Wasser der Ströme aufwärts und verursachen öfters Ueberschwemmungen, die hier nun so leichter eintreten können, als der Grund, auf welchem die Stadt errichtet ist, sich nur 7 Fuß über den Stand des Hochwassers erhebt. Die Fluth im Hafen steigt gewöhnlich $6^1/_2$ Fuß, doch 10—12 Zoll mehr während des Nachtwassers; die Ursache dieses verschiedenen Steigens ist bis jetzt noch nicht ermittelt, der Unterschied selbst aber faktisch. Der Eingang des Hafens von Charleston wird durch Fort Moultrie auf der Sullivans-Insel, und durch die weiter abwärts gelegenen Forts Pinkney und Johnson vertheidigt. Vor ihm zieht sich eine Sandbarre hin, durch welche vom Meere aus vier Eingänge führen, von denen der tiefste, in der Nähe von Sullivans-Insel, bei Fluthzeit nur 17 Fuß Tiefe hat.

Der regelmäßig wiederkehrende Seewind macht Charleston zu einem der gesundesten Orte des Südens, und viele Fremde aus Westindien und reiche Pflanzer aus den niedrig gelegenen Landstrichen kommen während der ungesunden Jahreszeit (sickly months, wie sie es nennen) hierher, ihre Gesundheit zu erhalten und die gesellschaftlichen Annehmlichkeiten zu genießen, die Charleston in reichem Maße bietet, und wirklich sind wohl wenige Städte in der Union, wo ein so angenehm geselliger Ton herrscht, als hier. Die Halbinsel selbst, auf welcher die Stadt erbaut ist, ist flach und niedrig, und das Wasser brakisch und ungesund. — Häuser, von denen die neueren fast alle von Ziegelsteinen erbaut, und nur die älteren Fraunhäuser sind, zählt man gegenwärtig an 4000. Viele sind in edlem Style aufgeführt, mit Piazzas versehen, die bis zum Dache reichen, und die Säulen mit herrlichen Schlingpflanzen bekleidet, deren üppiges Laubwerk einen freundlichen Kontrast mit den weiß getünchten, oder mit Stuck oder Marmor bekleideten Fronten gewährt. Die zwischen und hinter den Häusern gelegenen Gärten sind mit Orangen, Pfirsichen und andern Bäumen und mannigfachem Buschwerk und Blumen geziert, viele der Straßen mit herrlichen Baumalleen eingefaßt. Einige der öffentlichen Gebäude zeichnen sich durch ihre Bauart aus, vorzüglich aber das Courthaus, die City-Halle, die Börse, das Theater, die beiden Arsenale, zwei College-Hallen, das Waisen-Asyl, das Armenhaus, und mehrere der Kirchen, deren die City, außer verschiedenen Bethäusern, an 30 zählt. An mitden Stiftungen ist Charleston ungemein reich; die erwähnenswerthesten sind: das bereits 1790 gegründete Waisen-Asyl, das einen jährlichen Betrag von 15000 Dollars zu verwenden hat, das Hospital, das Versorgungshaus der Episkopalen, das der Kongregationalisten, und viele andere „Friendly Societies." Auch Unterrichtsanstalten und gelehrte Gesellschaften sind hier mehrere: zwei Colleges, mehrere Akademien, Elementarschulen und Erziehungsanstalten, eine literarische und philosophische Gesellschaft mit neun Klassen und einer reichen Naturaliensammlung, eine Kunstakademie mit einigen werthvollen Gemälden, eine öffentliche Bibliothek mit mehr als 25000 Bänden, ein landwirthschaftlicher Verein, eine medizinische Gesellschaft und ein botanischer Verein, der einen bedeutenden botanischen Garten unterhält.

Handel und Schifffahrt sind die Hauptbeschäftigungen der Bewohner von Charleston, und die Tonnenzahl der zu dem Hafen gehörenden Schiffe beläuft sich gegenwärtig auf 59,385. Der Handel der City umfaßt durch die Eisenbahnverbindung und den Santeekanal den ganzen Handel des Binnenlandes von Süd-Carolina, und vermittelt den Absatz der Landesprodukte nach Europa, Westindien und den nördlichen Staaten der Union. Mit New-York allein bestanden, bis zur Eröffnung des Kriegs, vier verschiedene Dampfschiff- und Packetbootverbindungen, die allein 6 Dampfboote und 22 Briggs beschäftigten. — Eine Börse, ein Zweig der Staatenbank und acht Privatbanken befördern den Gang der Geschäfte, und einige Jahrmärkte, die zu bestimmten Zeiten Einkäufer aus allen Theilen des Staats herbeiziehen, vermehren den Absatz des handeltreibenden Publikums, das durch 31 auswärtige Handelshäuser, 39 Kommissionshäuser und gegen 500 Detailgeschäfte vertreten wird. Im hiesigen Handel allein sind nahe an 8 Mill. Dollars angelegt, während das zu industriellen Anlagen verwendete Kapital bis jetzt kaum $1^1/_2$ Mill. Dollars in Anspruch nahm. Die Schiffswerfte, auf denen formwährend die größte Thätigkeit herrscht, liegen am Cooperfluß, an der Nordseite der Stadt; jährlich werden auf ihnen 40—50 kleinere Schiffe, Briggs und Schooners, vom Stapel gelassen, die größtentheils zum Verkauf nach Westindien gebaut werden.

Die Einwohnerzahl der City, welche im Jahre 1850 42,985 Seelen betrug, ist bis zum Census von 1860, der nur 40,182 Seelen nachwies, um 2 Prozent zurückgegangen: eine Erscheinung, die um so auffallender ist, als eine gleiche in keiner Stadt der Union bis jetzt bemerkt wurde, und die sich nur dadurch erklären läßt, daß die politische Lust, die hier zu wehen begann, viele Nordländer bewog, den Süden zu verlassen. Von den Bewohnern der Stadt sind 18,941 Sklaven, und 2,230 freie Farbige, mithin mehr als die Hälfte gemischten Blutes. — Obgleich Charleston von den Bewohnern der nördlichen Staaten als höchst ungesund verschrieen wird, geschieht dieß doch, wie die Sterblichkeitslisten der City nachweisen, mit Unrecht, indem hier im Durchschnitt jährlich einer von $39,_{50}$, in New-York aber durchschnittlich einer von $37,_{75}$

Digitized by Google

ſtirbt. Die Sterblichkeit der Farbigen iſt noch geringer, und dieſer Umſtand wohl der Frugalität der hier keineswegs ſehr ſtreng gehaltenen Sklaven zuzuſchreiben.

Das Straßenleben in Charleston bietet dem Fremden eigenthümliche Reize, beſonders auf dem Sklavenmarkte, wo eine Menge Kaufluſtiger hitzig auf ganze Truppen von Negern bietet, deren ſtarke, kräftige Arme für die nächſte Zeit geeigneter ſcheinen, Erdſchanzen zur Sicherung der Heimat aufzuwerfen, als auf Baumwollpflanzungen und in Reisfeldern die Reichthümer ihrer Herren vermehren zu helfen. Weiber und Kinder ſind bald verkauft. Viele, die von ſtädtiſchen Bewohnern käuflich erworben werden, ſind gewinnbringende Kapitalanlagen für ihre Eigenthümer, die ihnen geſtatten, gegen Entrichtung gewiſſer Prozente, auf eigene Hand Geſchäfte zu treiben, Kram- oder Viktualienläden zu halten, oder Waaren, Lebensmittel ꝛc. auf den Straßen zu verkaufen. Schließen wir auf die Lebhaftigkeit des Handels nach dem freundlichen Grinſen, das Daphne's Geſicht überzieht, wenn Affy oder Dinah um ſüße Kartoffeln oder Bananen mit ihr feilſchen, dann ſind wir verſichert, daß eine ganze Reihe glücklicher Spekulationen die Folge der von ihnen ſo erhaltenen halben Frei-

Sklavenkäufer in Charleston.

heit iſt. — Strenger, als bei dem zarteren Geſchlechte, wird es von Seiten der Kaufluſtigen bei Verſteigerung der Männer genommen. Geben dort Jugend oder Alter, Rüſtigkeit oder (relative) Schönheit den Ausſchlag, ſo wird hier näher auf die Tauglichkeit des käuflichen Individuums eingegangen. Die Stärke und Gelenkigkeit der Arme und Beine werden geprüft, die Geſundheit der Lungen, und zum Beweis derſelben durch Rippenſtöße die Kraft der Bruſt unterſucht, Zähne, Zahnfleiſch und Gaumen einer Beſichtigung unterworfen, vorzugsweiſe aber die Augendeckel aufgezogen, um an dem bläulichen Weiß des Augapfels die kräftige, durch keine Ausſchweifung zerſtörte Konſtitution des Körpers zu erkennen, und um gewiß zu ſein, nicht einen Staarkranken um ſchweres Geld einzuhandeln.

Weit entfernt, der Sklaverei das Wort reden zu wollen, welche mit der Ehre des Menſchen und der Menſchheit und mit den Errungenſchaften unſeres Jahrhunderts im ſchneidendſten Widerſpruche ſteht, möchte der Schreiber dieſer Zeilen die Thatſachen, wie er ſie aus eigener Anſchauung kennen gelernt hat, zur Beſeitigung von Vorurtheilen beleuchten. Denn eine romantiſche Zuſammenziehung einzelner, im Laufe von Jahrzehnden vorgekommener Unbilden, wie ſie in „Onkel Toms Hütte“ gegeben wurde, kann nicht als Geſchichte gelten, und die Predigten jener Mitglieder der Anti-Sklaverei-vereine, welche ihrerſeits nicht einmal einen

freien Neger an ihrem Tische oder im gleichen Kirchenstuhl dulden müßten, haben keinen moralischen Werth.

Die jetzigen weißen Bewohner der südlichen Staaten, die Sklavenbesitzer, haben den Negerhandel nicht verschuldet; dieser wurde vielmehr von allen Völkern Europa's bis zu Anfang dieses Jahrhunderts, ja von einigen noch bis zur Mitte desselben, mehr oder weniger begünstigt. Mehrere der früheren englischen Kolonien (der jetzigen Vereinigten Staaten) widersetzten sich der Einführung von Sklaven, sie wurden aber vom Mutterlande gezwungen, ihre Häfen diesem Handel zu öffnen. Die Revolution auf dem amerikanischen Festlande, obschon gleichzeitig, war doch nur eine theilweise. Jede Kolonie bewahrte während der ganzen Zeit des Kampfes ihre Unabhängigkeit, und als die ursprünglichen dreizehn vereinigten Freistaaten anerkannt wurden, blieb, ungeachtet der Centralregierung, jeder einzelne Staat souverän, und in Bezug auf die innere Gesetzgebung durchaus unabhängig von jedem andern. Während der Revolutionskriege hatte ein Theil der Vereinigten Staaten schon seine Sklaven abgeschafft, andere folgten später diesem Beispiele, und noch andere werden im Laufe der Zeit, wenn es ihr eigener Vortheil erheischt, dasselbe thun; aber einige Staaten befinden sich in einer Lage, in welcher sie durchaus die Sklaven nicht entbehren können, wenn sie nicht durch Preisgebung ihres Lebens und Eigenthums sich selbst vernichten wollen, und in diesen wird die Sklaverei wahrscheinlich noch lange fortbestehen.

Was die Sklaven selbst betrifft, so befinden sie sich in einer besseren Lage, als jene Arbeiter der englischen Fabrikstädte, denen es bei weit größerer Anstrengung oft an den nöthigsten Lebensbedürfnissen fehlt. In einer wohl geordneten Pflanzung geht alles seinen abgemessenen Gang. Jeder Neger hat seine eigene Hütte, und die Wohnungen sind meistentheils in symmetrischer Ordnung gebaut; er hat seinen Garten, hält Hühner und Schweine, baut sein Gemüse und verkauft es auf dem Markte. Bei Sonnenaufgang giebt ein Zinken- oder Muschelhornbläser das Zeichen zur Arbeit, ein Jeder bekommt nach dem Maße seiner Kräfte und Fähigkeiten sein Tagewerk angewiesen, das er meist um vier oder fünf Uhr Nachmittags vollendet hat; Mittags wird gegessen und eine Stunde ausgeruht. Ist er mit seinem Tagewerk fertig, so braucht er keine Dienste mehr zu thun; er bebaut seinen Garten oder verdingt sich bei seinem Herrn zu außerordentlichen Arbeiten, besucht seine Frau oder seine Freunde in der Nachbarschaft. Sonntag Morgens zieht er hübsche Kleider an, denn er ist eitel und putzsüchtig, geht zu Massa (dem Pflanzer) und holt seinen extra verdienten wöchentlichen Lohn; den übrigen Theil des Tages wendet er an, wie er will; meist tanzt er und vergnügt sich mit seinen Genossen. Der Aufseher hat die Obliegenheit, früh Morgens das Tagwerk zu bezeichnen und darauf zu achten, daß Abends Alles geschehen ist. Der Herr reitet in's Feld und ertheilt im Allgemeinen seine Befehle, und Alles geht wie am Schnürchen. Oft vergehen Wochen, ja Monate, ohne daß der Herr nöthig hat, einen Tadel auszusprechen. Mitunter gibt es denn doch zuweilen Zänkereien, oder es ist ein Diebstahl zu bestrafen. Zu Weihnachten hat der Neger drei Tage Ruhe, und zweimal alljährlich bekommt er Zeug zu seiner Kleidung, die er sich nach seinem eigenen Geschmack verfertigen kann. Begeht ein Neger einen Diebstahl, so wird er ausgepeitscht und — bestraft sich; begeht ein weißer Arbeiter ein gleiches Verbrechen und wird entdeckt, so fällt er dem Gericht anheim und kommt in's Zuchthaus, ist entehrt für sein ganzes Leben und verliert das Wenige von Moralität und Rechtschaffenheit, das er bis dahin noch hatte; sein Unglück wird noch größer durch das seiner Familie, zu deren Ernährung seine Arbeit nothwendig war. Hat ein Neger dagegen eine körperliche Züchtigung erlitten, so hat er von derselben keine üblen Folgen zu befürchten, und seine unschuldigen Kinder leiden durchaus nicht unter dem schlechten Betragen ihres Vaters. Grausame Züchtigungen finden nirgends Statt, denn sie sind dem eigenen Interesse des Herrn entgegen. Die Sklaven, welche im Hause des Herrn selbst leben, werden genau so, wie die weißen Dienstboten in Europa, behandelt; sie sind meist in der Familie geboren und erzogen, betrachten sich als Glieder derselben und sind sehr treu und anhänglich. So oft die Herrin mit einem Kinde entbunden wird, erhält dieses einen kleinen Sklaven seines Geschlechts zur Gesellschaft, der mit ihm erzogen und sein treuer Diener wird. Die kleinen Negermädchen und Mulattinnen, die im Hause erzogen werden, sind fast immer vortreffliche Handarbeiterinnen; die Hausmütter sind indessen auf die Sitten derselben sehr aufmerksam, namentlich wenn sie stets in der Umgebung der Töchter sind; wenn sie sich nicht gut betragen, so droht man ihnen mit Verkauf, und diese Drohung ist außerordentlich wirksam.

Außer diesen beiden Klassen von Sklaven gibt es unter denselben noch viele Handwerker: Zimmerleute, Schmiede, Böttiger, Schneider ꝛc., welche von den Eigenthümern gewöhnlich in Lohn und Brod genommen und wie weiße Handwerker behandelt werden. Die Herren derselben begnügen sich oft mit einer jährlichen Abgabe, und lassen den Neger sich verdingen, wo es ihm gut dünkt.

So ist die Lage der Sklaven im Staate Süd-Carolina, wo allerdings kein Gesetz besteht, durch welches der Sklave vor schlechter Behandlung von Seiten seines Herrn gesichert wäre; er hat aber in der öffentlichen Meinung einen weit stärkeren Schutz, als er in den Gesetzen haben könnte: denn ein Mann, der sich in der Bestrafung seiner Sklaven zu Grausamkeiten hinreißen ließe, würde für immer des Charakters eines Gentleman, der höchsten Auszeichnung in der Gesellschaft, verlustig gehen.

Der Pflanzer, der seine Handarbeiten zu thun nöthig hat, kann die meiste Zeit auf die Ausbildung und Veredlung seines Geistes verwenden; die moralische Verantwortlichkeit für das Schicksal einer großen Zahl von Individuen prägt seinem Charakter eine Art von ernster Würde auf, und durch Künste und Wissenschaften erhebt er sich weit über den nur dem Mammon huldigenden Spekulanten des Nordens. Er öffnet sein Haus jedem Ankommenden mit der großmüthigsten Gastfreundschaft, ebenso, wie seine Börse mit einer oft übermäßigen Freigebigkeit. Er ist gewohnt, daß man ihm gehorcht; das gibt ihm im Umgange mit seines Gleichen, das heißt mit den Weißen, einen edlen Stolz und eine Unabhängigkeit der politischen und religiösen Ansichten, welche mit der Scheinheiligkeit und Zurückhaltung, die im Norden der Union dem Einwanderer so oft unangenehm entgegentritt, einen völligen Gegensatz bildet. Seinen Sklaven ist er mehr Vater, als Herr, denn er ist zu mächtig, um grausam zu sein. Auch in politischer Hinsicht erscheint sein Verhältniß nicht minder günstig. Der Süden ist noch jung, die Bevölkerung vergleichsweise gering; jeder hat genug Geschäfte, und es gibt dort keine Schwätzer, keinen Pöbel, was am deutlichsten hervortritt, wenn man die Wahlen in den großen Städten des Nordens mit denen im Süden vergleicht. Welche Unruhe, welcher Tumult dort, welche Ruhe hier! Im Norden bemächtigen sich die untern Klassen der Gesellschaft des Wahlplatzes, und vertreiben durch ihr unanständiges, rohes Betragen den gebildetern, aufgeklärten Mann. Im Süden dagegen besteht die untere Klasse aus Schwarzen, aus Sklaven. Gebildete Männer (seien sie reich oder arm, denn hier wird den Bürgern, welche kein bestimmtes Vermögen haben, das Stimmrecht nicht verweigert, wie es in Virginien geschieht) leiten mit Ruhe und Würde das Wahlgeschäft, und wahrscheinlich war es auch diesem Umstande zuzuschreiben, daß, bis zur letzten Präsidentenwahl, im Kongresse der Vereinigten Staaten eine so überwiegende Mehrheit von Talenten dem Süden angehörte.

2.

Digitized by Google

Die Seide.

Von **Berthold Sigismund.**

1. Zur Naturgeschichte der Seidenraupe.

Die Fabrikindustrie entzieht der weiblichen Hand eine Arbeit nach der andern. Ein Spinnrad für Wolle oder Baumwolle sieht man kaum noch in der ärmsten Hütte im Gange; leider — so möchte man, bei aller Werthschätzung der Maschinen, wohl sagen — leider findet auch die kostspielige Flachsspinnmaschine in Deutschland mehr und mehr Eingang und läßt voraussehen, daß früher oder später auch das Flachsspinnrad, das einzige Werkzeug nächst der Spindel, das den Frauen Gelegenheit zu schönen Bewegungen der Arme gibt, in die Rumpelkammer verbannt, daß die Spinnstube mit ihren Liedern und Märchen und fröhlichem Geplauder abgeschafft werde. So ist denn gewisse Aussicht vorhanden, daß das Spinnen, jene uralte, schöne Beschäftigung, bei deren Erwähnung uns sogleich eine Reihe edler Frauen, von der Penelope und Lucretia an bis auf Königin Bertha, vor die Seele tritt, in den Frauengemächern abkommen wird.

Gibt es denn kein Mittel, durch welches die Frauen in der Spinnerei, in diesem ächtweiblichen Gebiete der Industrie, eine Stellung behaupten können, welche angenehme und nützliche Beschäftigung sichert?

Gewiß; sie brauchen nur eine Spinnerei anzulegen und Fabrikherrinnen zu werden. Das heißt nicht, Fabriken gründen, in deren staubigen Sälen, unter dem betäubenden Lärm von tausend eisernen Rädern und Kurbeln, Männer und Frauen und Kinder der wie von rasendem Arbeitstriebe beseelten Maschinen warten und pflegen. Die Anlage und Leitung solcher Industrie-Anstalten, sammt all' ihren aufreibenden Sorgen um Absatz und Konkurrenz mit den von der Natur bevorzugten Engländern, um Handelskrisen, Strikes und Pauperismus, werden die Frauen gern dem härteren Geschlecht überlassen.

Aber wie, wenn es Spinnfabriken gäbe, deren Gründung und Leitung für Frauen möglich und angenehm wäre, in deren Räumen nicht einmal so viel Geräusch entsteht, wie vom Surren einer einzigen Spindel, in welchen die Arbeiterinnen das Spinnen nur wie ein Spiel treiben: Spinnerein, deren Erzeugniß stets unbeschreiblich schön ausfällt, den prächtigsten Schmuck der Frauenschönheit bildet und deßhalb immer sicher ist, lohnenden Absatz zu finden?

Welche Freude die Anlage und Leitung einer solchen Spinnerei Frauen gewähre, lernte ich vor Kurzem in dem Dachstübchen kennen, das eine arme verwittwete Taglöhnerin bewohnt. Ihre beiden Kinder sind in's ferne Ausland ausgewandert, so steht sie denn recht mutterseelenallein da. „Eine Ziege, selbst eine Katze kann ich nicht ernähren," erzählte sie, „auch ein Zeisig oder ein Hänfling käme mir zu theuer, und etwas Lebendiges möchte man doch um sich haben, für das man sorgen kann. Da sah ich vor Jahren bei einem Herrn Seidenraupen und bat mir einige aus. Ich zog sie groß und die Thierchen mit ihrem prächtigen Gespinnst machten mir so viel Spaß, daß ich jedes Jahr mehr anietzte. Früh vor Tags hol' ich ihnen Blätter — Maulbeerbäume hat in unserer Flur der Stadtrath an Triften und Rändern angepflanzt und gestattet, Laub zu pflücken — dann mach' ich ihnen ein reines Bettchen und leg' ihnen reichlich vor und Abends ist es dann meine Lust, zu sehen, wie es ihnen geschmeckt hat und wie sie gewachsen sind. Die größte Lust ist es aber, wenn sie anfangen zu spinnen. Da sehen Sie nur, wie die Hobelspähne mit schimmernden Fädchen durchwebt sind und was für prächtige gelbe und weiße Hüllen da hängen! Einige Gulden verdien' ich alle Jahre, wenn ich die Cocons verkaufe; aber, so arm ich bin, die Freude an der Zucht macht mir noch mehr Vergnügen, als der Geldgewinn."

Und eine gleiche Freude, wie die schlichte Taglöhnerin, sollte nicht auch die gebildete Frau empfinden? Ist es doch ein ganz anderer Naturgenuß, ein Geschöpf zu erziehen und tagtäglich in seinen Lebenserscheinungen zu beobachten, als in Büchern über die Thiere fremder Länder zu lesen. Müßte nicht einer Pflegerin, deren Auge durch Erziehung und Unterricht für das Auffassen von Naturdingen geschärft worden ist, einer Frau, der beim Anblick der mit rastloser Thätigkeit spinnenden Thierchen der schöne Vers aus dem Tasso einfällt: „Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen, ob er sich gleich sein eigenes Grab auch gräbt!" müßte nicht einer gebildeten Pflegerin die Zucht dieser nützlichen Geschöpfe noch höhere Annehmlichkeiten bieten?

Woher kommt es aber, daß so selten Frauen der höheren Stände, unter denen es doch nicht wenig Hunde- und Katzen-, selbst Affenpflegerinnen, Papagei- und Kanarienvogelhalterinnen und neuerdings auch Hühnerzüchterinnen gibt, daran denken, Seidenraupen zu erziehen? Warum legen sie nicht im Garten oder Park oder um ein Ackerfeld eine Maulbeerhecke an, warum benützen sie nicht ein Zimmerchen zur Magnanerie?

Ich glaube, besonders deßhalb, weil so wenige von den vielen Frauen, die Freude am Rauschen ihrer neuen Seidengewänder fühlen, Gelegenheit gehabt, eine Seidenraupenzucht zu beaugenscheinigen, weil nur wenige ahnen, von wie großer volkswirthschaftlicher Wichtigkeit es für Deutschland sein würde, wenn durch Anregung der Gebildeten die Seidenraupenpflege bei den Landleuten derart erweckt und verbreitet würde, wie es in der Lombardei der Fall ist. Das Klima der meisten mildern Fluren von Deutschland gestattet den Anbau von Maulbeerbäumen, wenn auch ihre Triebe zuweilen durch Frost leiden, und Raum zu einigen Gestellen für die Raupen fände sich im kleinsten Stübchen einer Dorfhütte. So könnte Deutschland jährlich 20 Millionen Thaler, die für Rohseide in die Fremde fließen, recht wohl behalten. —

Diese Erwägungen bestimmten mich, als ich zu einem Beitrage für die Freya eingeladen wurde, den Gegenstand zu wählen, dem diese Zeilen gewidmet sind. Ich möchte die geehrten Leserinnen, welche an der Beobachtung von Naturdingen Freude finden, aufmerksam darauf machen, welch' angenehme Unterhaltung sie sich im Raupenstübchen bereiten können und wie sie als Verbreiterinnen für die inländische Seidenproduktion den deutschen Volkswirthschaft einen großen Dienst zu erweisen vermögen.

Seidenraupen-Eier („Samen, Grains") sind überall leicht und wohlfeil zu erhalten. Man bekommt die kleinen gelblichen Körnchen, die auf ein Blatt Papier geklebt sind, in einem Briefe zugesandt. Sie sind sehr leicht, gegen 20,000 gehen auf ein Loth. Wenn man nicht viel Laub hat und nur wenig Zeit auf die Pflege verwenden kann, also nur des Vergnügens halber einen Versuch im Kleinen macht, begnügt man sich mit 60 bis 100 Stück.

Erst wenn der weiße Maulbeerbaum Blätter getrieben hat, was in Mitteldeutschland Mitte oder Ende Mai einzutreten pflegt, darf man diese Eier zum Leben erwecken; so lange bewahrt man sie an einem kühlen Orte, etwa im Keller, auf. Ein sechstägiger Aufenthalt in einem auf 15—20° R. erwärmten Zimmer genügt, dem gelblichen Ei eine bläuliche Farbe zu ertheilen und das Räupchen ausschlüpfen zu lassen. Gewöhnlich sind übrigens unter 100 Eiern 25 taube, d. h. lebensunfähige, was man bei den Berechnungen wohl zu berücksichtigen hat.

Besitzt man nur eine kleine Zahl Pfleglinge, so genügt

Digitized by Google

ein Tisch für ihre Wohnstätte. Man bedeckt ihn zur Hälfte mit Papier, belegt dieses mit zarten Maulbeerblättern und bringt das Papier mit den winzigen Räupchen darauf; am nächsten Tage deckt man ihnen die andere Hälfte des Tisches und lässt sie auf das neue Tischtuch übertreichen, um das frühere abzuschütteln und zu säubern. Für größere Mengen von Raupen wendet man Rahmen an, die mit Ruthengeflecht ausgefüllt sind und in Gestellen schichtweise über einander aufgestellt werden.

Besonders anmuthige Wesen sind freilich die Seidenraupen, selbst im Vergleich mit andern Thieren ihrer Ordnung, keineswegs. Ihr kleiner Kopf wird von einem Halsbuckel überragt; der geringelte kahle Leib, der nah am hintern Ende ein krummes Horn trägt, ist gelblich weiß und ohne den Farbenschmuck, der manche unnütze Glieder ihrer Sippe auszeichnet. Von ihren 16 Füßen tragen 6 kleine Krallen, die übrigen 10 dagegen endigen in Saugscheibchen.

Ich weiß wohl, daß bei manchen Frauen schon der bloße Name einer Raupe ein leises Schaudern erweckt. Dieses Gruseln ist die Folge des allerdings auch für Männerhände unangenehmen Eindruckes, den einmal eine an die Hand krabbelnde Raupe verursacht haben mag. Aber bei der Seidenraupe ist diese Furcht grundlos, denn man braucht dieselben nie anzurühren; sie wandern von selbst dem Futter nach auf ihr neues Bett. Auch sind sie lamusromm und phlegmatisch, sie verlassen nie ihre Weide, um der Hand des Pflegers lästig zu werden

Ihre Pflege ist wenig mühsam. Ein staubfreies, gutgelüftetes Zimmer, dessen Wärme in der ersten Woche etwa 20° R. sein muß, später nur 15—17° R. zu sein braucht (also eine Temperatur, die gegen Ende Mai selbst ein ungeheiztes Zimmer hat), täglich zweimal frische Blätter (von denen ein Vorrath für mehrere Tage im Keller aufbewahrt werden kann) und täglich ein gewechseltes Lager — das ist Alles, was die genügsamen Fremdlinge vom Pfleger erheischen.

Bald gewöhnt man sich an die Thierchen und beginnt sie näher zu betrachten. Man erkennt an jeder Seite des Kopfes zwölf dunkelbraune Punkte (die Augen), am Munde die hornigen Kinnladen, die mit schnarrenden Lauten die Blätter benagen; ferner die an den Seiten der Körperringe befindlichen Athemöffnungen, durch deren mundähnliche Spalten die Luft in die durch den ganzen Körper verzweigten Luftröhren eingelassen wird, und endlich das Herz, einen bläulichen Schlauch, der längs der Mittellinie des Rückens durch die zarte Haut hindurch mit seinen Pulsen sichtbar ist.

Das Naturell der Seidenraupe lässt sich mit zwei Worten bezeichnen: Harmlosigkeit und Essust. Nur während der vier Häutungen — die auf den 5., 9., 15. und 25. Tag ihres Lebens fallen — fastet eine gesunde Raupe, sonst ist sie fast ununterbrochen mit dem Essen beschäftigt. Doch ist der Nahrungsbedarf eines Thieres keineswegs beträchtlich, denn eine Raupe verzehrt während ihres ganzen Lebens nur etwa zwei Loth Blätter. Da nun ein kräftiger zwanzigjähriger Maulbeerbaum gegen 90 Pfund Blätter treibt, so kann man von einem solchen, ohne ihm zu schaden, Futter für tausend Raupen beziehen. Dem starken Appetite der Raupen entspricht ihr Wachsthum. Aus dem Ei, welches $^1/_{20}$ Loth wiegt, erwächst eine Raupe von $^1/_3$ Loth Gewicht; das Thier hat also in seinem, einen Monat umfassenden, Raupenleben gegen 6000 Mal an Gewicht zugenommen.

Einen guten Theil ihres aus den Maulbeerblättern gewonnenen Blutes verwendet die Raupe zur Bereitung des Spinnstoffes, der sich in zwei strohhalmdicken Schläuchen ansammelt, welche sich zu beiden Seiten des Mundes öffnen. Der farblose, durchsichtige Saft, aus dem die schimmernde Seide entsteht, enthält so wenig Seltenheiten, wie der Diamant und Rubin. Die chemischen Bestandtheile der Seide, die am meisten denen des Menschenhaares ähneln, sind: eine zu horuigen Fasern erstarrende, eiweißähnliche Flüssigkeit, Gummi, etwas wohlriechendes Oel, Wachs, Harz und Fettstoff. Nimmt man einen Tropfen Spinnsaft (der dem Speichel anderer Thiere entspricht), aus dem Spinngefäße einer Raupe und lässt ihn vor der Nadel abgleiten, so erstarrt er im Fallen und dehnt sich zu einem Faden.

Die dreißig Tage alte, vollkommen ausgewachsene Raupe*), die etwa drei Zoll mißt, verlässt ihr Laubbett und sucht mit einer Art Aengstlichkeit nach einem ruhigen Orte zum Spinnen. Gewöhnlich steckt man, wenn die Spinnzeit naht, dürre Birkenreiser oder Hobelspähne in die Nähe der Raupenlager; an solchen Gegenständen kriecht das Thier prüfend empor, bis es sich an einem wohlgelegenen Winkelchen niederlässt. Ein forschender Seidenzüchter hat nun wahre Augenweide beim Beobachten des Spinnens. Zuerst berührt die Raupe mit ihren Spinnwärzchen einen Punkt des Reises und klebt daselbst ein gelbliches Tröpfchen an: dann zieht sie dieses durch taktmäßiges Hin- und Herbewegen ihres Kopfes zu einem Faden aus. Aber dieser Faden ist keineswegs einfach, er besteht vielmehr aus vielen, den zahlreichen Löchern der Spinnwarze entquellenden Fädchen, welche von den Vorderfüßen zu einem Bändel zusammengedreht werden. Zuerst stellt die Spinnerin ein lockeres Gewebe her, das an verschiedenen benachbarten Punkten haftet und zur Befestigung des eigentlichen Puppenbettes, des Cocons, dient. Am nächsten Tage wird innerhalb dieser losen Fäden eine dichtere Kapsel aus einem ununterbrochen fortlaufenden Faden gesponnen, dessen Gänge, die der Ziffer 8 gleichen, sich zu einem dichten Gewebe aneinander legen. Erst nach einer Arbeit von vier bis fünf Tagen ist die Raupe vollkommen eingesponnen. Die Cocons (welche man nicht berühren darf, so lange ein leises Knistern anzeigt, daß der Insasse noch nicht zur Puppe umgewandelt ist), sind gelb oder weiß gefärbte, walzig-eiförmige, glänzende Tonnen von fast zwei Zoll Länge. Ein frischer Cocon wiegt nicht ganz eine Quente.

Ueberlässt man solche eingesponnene Puppen ihrer natürlichen Entwicklung, so kriecht nach einigen Wochen ein schlichter, weißlicher, dickleibiger Falter hervor, der so wenig Schönheit in Form und Farbe besitzt, wie die Raupe. Der weibliche Falter — vom Männchen durch fadenförmige, nicht kammähnliche Fühler unterschieden — legt drei- bis fünfhundert Eier und stirbt bald darauf, ohne Nahrung zu sich zu nehmen.

Leider verderbt der Schmetterling beim Ausschlüpfen sein Seidengespinnst, dessen Fäden er an einer Stelle durch einen scharfen Saft beschmutzt und zerätzt, so sehr, daß ein Cocon, aus dem der Falter ausgebrochen ist, keinen ununterbrochenen Faden gibt und nur geringen Werth behält. Deshalb tödten die Züchter ihre Cocons, indem sie dieselben in angefeuchteten Tüchern in einen eben vom Gebäcke geräumten Backofen schieben und darin etwa zehn Minuten lange einer Hitze von 60–70° aussetzen, bis sich keine rauschenden Laute mehr vernehmen lassen. Dabei verlieren die Cocons $^1/_4$ und mehr von ihrem Gewichte. Es gibt noch andere Verfahren der Tödtung, die aber, weil Frauen doch ein solches, immerhin ein gestähltes Männerherz erforderndes Geschäft nicht selbst vornehmen, hier übergangen werden dürfen. Zu einigem Trost wird es wohl mitleidigen Pflegerinnen gereichen, wenn sie erfahren, daß das Thier durch eine solche Hitze im Nu und schmerzloser stirbt, als ein Schlachtthier unter der Hand des Fleischers, und daß das Leben eines Seidenschmetterlings ein höchst kurzes und in unsern Gegenden fast aller Freuden leeres sein würde.

Die gewonnenen Cocons versendet man, nachdem ihre Insassen unschädlich gemacht sind, an Haspelanstalten, in denen geübte Arbeiterinnen mit Hilfe zweckmäßiger Werkzeuge die köstlichen Fäden derselben abwickeln. Solche sind die Centralhaspelanstalten in Steglitz und in Berlin.

*) Leider erreichen, selbst ohne daß Seuchen oder andere Mißfälle eintreten, von 100 Raupen selten mehr als 80 ihre volle Entwicklung.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Kopfputz Frieſiſcher Frauen.

Wer die Niederlande beſucht, namentlich jene altberühmten, jetzt freilich von ihrer Glanzhöhe herabgeſunkenen Städte Ypern und Brügge, der hat ſich zu verwundern, mit welchem Aufwande die Frieſinnen, hohen und niedern Standes, hauptſächlich an Feſttagen ihre Häupter verzieren. Wie von juwelenbeſetzten Helmen funkelt's und glitzert's in der Sonne. An den Schläfen tragen ſie Gold- oder Silberplatten, die durch einen Streifen deſſelben Metalls verbunden ſind; die zurückgeſtrichenen Haare bedeckt ein Spitzenhäubchen; dazu kommen ein Stirnſchmuck und Ohrgehänge aus koſtbaren Steinen, nicht ſelten Brillanten. Manche ſonſt unbemittelte Frau beſitzt in ſolchem Zierath einen Reichthum von einigen tauſend Gulden; ſie hat ihn geerbt und vererbt ihn weiter, nachdem ſie das Möglichſte zu ſeinem Werthe hinzugefügt hat.

Sprüche und Stammbuchblätter

von

Moritz Hartmann.

Das Heute ſprach zum Geſtern:
Du willſt zu lang verweilen,
Warum mit Abgeſchiednen
Soll ich die Herrſchaft theilen?

Kaum hat es ausgeredet,
War Morgen angebrochen,
Das ſprach zu jenem Redner
Juſt ſo, wie er geſprochen.

*

Muß Geiſterpfade gehen
Wer da will Geiſter ſehen.

*

Wär' nicht dein Haupt von Gram gebeugt geweſen,
Manch Blümlein, das am Wege ſtand gebückt,
Hättſt du geſehen kaum, vielleicht zerdrückt —
So ſahſt du es, und haſt es aufgeleſen.

*

Digitized by Google

Du klagst, daß dir zu rasch Kenntniß der Welt gelang,
Um sie zu lieben;
Und später grämst du dich, daß sie so lang
Ein Räthsel dir geblieben.

*

Was diese Leute gar so schwer verstehen,
Ist jene allerglücklichste der Ehen,
Die doch die schönsten Sprößlinge verheißt:
Ein heiteres Gemüth bei einem ernsten Geist.

*

Ach, leiden sehen und nicht helfen können,
Nicht helfen können, wo ein Wesen leidet,
Dem man sein Glück und Leben möchte gönnen,
Das ist der Schmerz, der wohl am tiefsten schneidet.

*

Gar leicht ist jede Lust verschnauft
Wo Alles man mit Gelde kauft.

*

Gekaufte Freude ist gering,
Erwerben ist ein ander Ding.

*

Gewinnen macht die Freude groß,
Gewinne nur nicht durch das Loos.

*

Den Glücksfall zwing mit klugem Rath,
Daß er erschein' als eigne That

*

Der Zufall bringt den Barr'n herein,
Du aber mußt der Goldschmied sein.

*

Der Ritter ließ mit goldnem Huf beschlagen
Das Roß, das ihn aus Fährlichkeit getragen.
Dem Zufall thue du, wie er dem Pferde:
Zur Fügung adle, was dich riß aus der Beschwerde.

*

Erfolg erzeugt Erfolg im Weltgetriebe,
Geld Geld, und Liebe Liebe.

*

Ein Junger sprach: die Liebe sei verpönt,
Weil sie an Untreu mich gewöhnt.
Ein Alter sprach: die Liebe sei gelobt,
Weil sich mit ihr die Untreu ausgetobt.

*

Die erste Liebe hat uns so verklärt,
Weil sie glaubte, daß sie ewig währt;
Die zweite fühlte sich so bänglich,
Sie wußte schon: ich bin vergänglich;
Die dritte frug: wann wert' ich wandern?
Die vierte sagte: leg's zum Andern!
Die fünfte, ach, die sechste, siebte
Verhöhnte mich und was ich liebte.

*

Ob auch das Weib der Freundschaft etwas spendet?
O ja! Doch nur was sie der Lieb' entwendet.

*

Die Heuernte.

(Mit einer Scene in Tondruck.)

Von allen den mannigfaltigen Pflanzengestalten, aus denen sich die Erde ihr Kleid gewoben, ist es eine der einfachsten und bescheidensten, auf welcher das friedliche Gedeihen der Völker beruht. Es ist die Familie der Gräser. Die wild wachsenden Graminеen des Heidelandes und der Wiese haben den heimatlos durch Wälder und Gefilde ziehenden Jäger zum sesshaften Nomaden und zum Haupt einer Familie, der ersten sittlichen Grundlage eines staatlichen Verbandes, gemacht. Auf diesen beiden Entwicklungsstufen sollte der Mensch jedoch nicht stehen bleiben; er trat durch den Anbau der Gräser, vornämlich der Getreidearten, in die dritte ein, indem er seinen bleibenden Wohnsitz bei seinen Kulturen aufschlug. Wie die Gräser selbst, Halm an Halm, ganze Gemeinden bilden, so traten auch die den Acker Bauenden zu geselligen Vereinen zusammen. Der Grashalm ist der einzige Träger der Civilisation, denn Ackerbau und Viehzucht sind ja einzig an das Gedeihen der Gräser geknüpft. Wir erstaunen bei der Betrachtung eines Grashalms über die einfachen Mittel, deren sich die Vorsehung bedient, die Geschicke der Völker zu lenken.

Dem bescheidneren ästhetischen Sinne gewährt schon der etwas einförmige Anblick unserer Getreidefluren volle Befriedigung; einen weit belebenderen und wohlthuenderen Eindruck macht jedoch die Betrachtung der Wiese durch ihre freien und mannigfaltigen Gestalten und den frischen Farbenschmelz ihrer Blumen auf den Naturfreund, dessen einzige Augenweide, in berg- und waldlosen Gegenden, neben dem Zuge der Wolken und Wellen, die Wiese ist. Ihr zartes Grün, die einfache Aufhebung des Gegensatzes von Gelb und Blau, erweckt das Gefühl ruhiger Befriedigung. „Hier ist," so sagt ein bekannter Aesthetiker, „ein still und stumm fortgährendes Säfteleben ohne Empfindung und Leidenschaft. Hier ist Erholung, Gefühl der Gesundheit, und die Farbe selbst haucht labende Kühle."

Den lieblichsten Anblick bietet die Wiese im Frühling, wenn das blasse Schaumkraut, die freundliche Maßliebe, die gelben Ranunkeln, die blaue Salbei, der Ehrenpreis, die rosenrothe Lichtnelke auf ihrem lichten, grünen Hintergrunde hervortreten, den hier Massen von Ruchgras, Raigras, Schwingel und Schmiele bilden; reicher und prächtiger erscheint sie im Juni, mit ihren zierlichen Rispen und Aehrebüschchen, den zartgekräuselten Federstöcken ihrer Labkräuter, ihren Scabiosen, Centaurien, Wucherblumen, rankenden Wicken und ihren hochaufgeschossenen Dolden, wenn Alles so vollkommen steht, als es nur werden kann, und noch nichts das nahe Ende dieses Sprossens und Blühens verräth. —

Digitized by Google

Eine andere Vegetation, Seggen und Riedgräser, bedecken den elastischen, unter unsern Füßen wankenden Boden der Moor- und Torfwiese, deren Schmuck die Sumpfwurz, die Moosbeere, die Bachnelke, die Parnassie, die Epilobien und die uferbekränzenden Pfennigkräuter sind. Der über das Moor verbreitete, düster gelbbraune Ton verleiht ihm einen melancholischen Charakter. Wie heiter und licht ist hiegegen die Waldwiese mit ihrem bunten, aus Anemonen, Schlüsselblumen, Aquilegien, Spiräen, Pulsatillen gewebten Blüthenteppich! Wer zählt die Völker, kennt die Namen! Unmerklich geht die Waldwiese da und dort in die Bergwiese über, aus deren dichten Massen von Liescheräsern, Zittergräsern, Simsen und Farren der bienennährende Thymian, Kreuzblümchen, der rothe Fingerhut, die berauschende Belladonna grüßen. Besonders fallen dem Betrachter die phantastisch gestalteten Orchideen auf, unter welchen sich allermeist der schöne Frauenschuh, der Schuh der Frouwa, der nordischen Freya, auszeichnet, der uns an den Kultus unserer heidnischen Vorfahren erinnert. Bunte Grasfalter, schwirrende Käfer, Grillen und Bienen beleben die liebliche Scene, und träumerisch lauschen wir dem aus dem nahen Walde schallenden Schlage der Drossel und dem Rufe des Kukuks, wie in der glücklichsten Kinderzeit.

Die Grasblüthe selbst ist so schmucklos und bescheiden, daß sie von Manchem gar nicht beachtet wird. Sie gleicht hierin der Rede. Um so größer sind ihre innern Reize, und die Blüthen der Rispen, Fahnen, Aehren und Köpfchen unserer 150 deutschen Arten sind so mannigfaltig und verschieden, daß dieselben nur ein Botaniker vom Fach sämmtlich zu unterscheiden weiß.

Der Junimorgen, den wir der Betrachtung der Gräser widmen, nähert sich dem Mittage, und wir finden, daß er sich der Beobachtung des bedeutsamsten Moments in der Entwicklungsgeschichte der Gräser, nämlich der Beobachtung ihrer Befruchtung, besonders günstig zeigt. Der reichliche Thau, welcher der Wiese jene graulichte, meergrüne Färbung verlieh, hat sich zu unzähligen Diamanten vom reinsten Wasser vereinigt, die überall die Halmen und schmalen Blätter besetzen. Die trocknenden Blättchen und Hüllen der blüthenreichen Rispen sprengen ihre letzte zarte Fessel, und freuen, vom Lichte gereizt, ihren befruchtenden Inhalt aus, der an der einzelnen, von einem Insekt oder dem Luftzuge berührten Rispe wenig bemerklich ist, aber als leichter, bläulicher Duft über den Millionen Blüthen der üppigen Wiese schwebt, und sich überall auf die feuchten empfangenden Narben senkt. Tiefe Mittagsstille herrscht während dieses geheimnißvollen Vorgangs, „aber lauscht man bei dieser scheinbaren Stille der Natur auf die schwächsten Töne, die uns zukommen, so vernimmt man," wie Humboldt mit dem zartesten Natursinn schildert, „ein dumpfes Geräusch, ein Schwirren und Summen der Insekten, dem Boden nahe und in den untern Schichten des Luftkreises. Alles verkündet eine Welt thätiger, organischer Kräfte. Ueberall regt sich hörbar das Leben. Es ist, wie eine der vielen Stimmen der Natur, vernehmbar dem frommen, empfänglichen Gemüthe des Menschen."

Das Leben der Gräser hat seinen Höhepunkt erreicht. Die Blüthen entfärben sich, aber die Fruchtkeime schwellen. Was die Gräser werden sollten, sind sie geworden: frühreife Halme freuen schon ihre Körner aus. Der Frühling ist vorüber; die fröhliche Zeit der Ernte ist gekommen.

Bedächtig schreitet der Landmann durch die Wiesenflur, indem er die Hand prüfend durch die reifenden Schwaden führt. Die Wiese ist reif für die Sense. Noch einen Blick auf die Sonne und auf die hochstehenden, sie umgebenden Schäfchen, und die Heuernte ist beschlossen. Sie ist in vielen Gegenden die einzige; auf sie ist dann die ganze Poesie des Landmanns gerichtet.

Früh um zwei Uhr wird in der feuchten Dämmerung begonnen, denn im thaubenetzten Grase geht das Mähen am besten, und rasche Bewegung kostet jetzt weniger Schweiß, als in den späteren wärmeren Stunden. Im Taktschritte die blinkende Sense schwingend, legen die rüstigen Mäher, Schwade an Schwade, das hohe Halmgras hin, aus dem Scharen von Cicaden, Grillen und Käfer flüchten. Ein wackerer Bursche, dem es im Mähen Keiner zuvorthut, steht in besonderem Ansehen, und mit Stolz führt er die Sense. Nach fünf Uhr erscheinen die Frauen und Mädchen mit ihren Rechen. Sie sind besser und freundlicher, als bei jedem andern ländlichen Geschäfte, gekleidet. Die weißen Hemdärmel sind über die sonngebräunten Arme zurückgewickelt, und der nickende Strohhut beschattet die freundlichen Gesichter. Beifällig nicken sie den zwar ermüdeten, aber jetzt nur um so emsiger mähenden Burschen, denen sie die Morgensuppe und in zinnerner Flasche den Trunk, recenten Apfelmost, bringen. Das liegende Gras wird nun von den Frauen verzettelt, später gewendet und wieder verworfen; des Abends aber, denn selten trocknet es in einem Tage, wird es wieder gehäufelt, daß ihm der Thau die schöne Farbe nicht nehme. Nach neun Uhr, wenn es heiß zu werden beginnt, ist die meiste Arbeit gethan. Die Mäher suchen sich für die zu kurze Nachtruhe zu entschädigen, und sammeln Kräfte für das Werk des kommenden Tages.

Ist das, Abends in Häufchen gebrachte, Heu verworfen, verzettelt und nun gehörig dürr geworden, so wird es auf Haufen gesammelt und auf den indessen angekommenen Wagen geladen, während das Zugvieh, kräftige Pferde und „schwer hinwandelnde Kühe", dem neuen Heu seinen Beifall spendet. Sobald der Wiesbaum über das hohe Fuder gespannt ist, auf das sich bisweilen auch einige muthige Bäuerinnen setzen, so bewegt sich der Wagen langsam und ohne jedes Hinderniß — denn was müßte einem Heuwagen nicht weichen? — dem Dorfe zu.

Also bei heiterem Himmel; anders, wenn der schiefe Thau, die schwüle Luft, oder schon drohendes Gewölk ein Gewitter fürchten lassen. Das würzige, schon so trockene Heu würde durch den Regen beschädigt, und nur trocken eingebracht erhält es sich gut. Welch ein Wetteifer! Ferner Donner spornt die Rastlosen zu der äußersten Anstrengung an, das Heu noch trocken auf den Wagen und unter Dach zu bringen. So rasch, als es der eilig geladene Wagen erlaubt, den einige Männer noch mit den Gabeln stützen, geht es nun heimwärts. Der Himmel verdunkelt sich, der Sturm des Gewitter vorangehende elektrische Wirbel treibt den Staub der Landstraße empor, und man schätzt sich glücklich, wenn das gerettete Heu nur von den ersten großen Tropfen des nun strömenden Regens getroffen wird.

Bei frischem Trunke beisammen sitzend, freut man sich jetzt des gelungenen Werkes, und das Besperbrod schmeckt in der traulichen Wohnstube um so besser, während der platschende Regen an die Fenster schlägt und auch reichliches Oehmgras verheißt.

Es wird Abend und der Himmel klärt sich auf. Der würzige Geruch des überall eingebrachten Heues erfüllt weithin das Dorf. Früh sucht der Landmann sein Lager, und bald ist das Zirpen der mit dem Heu eingezogenen Grillen der einzige Laut, den das Ohr in der nächtlichen Stille vernimmt.

C. F. A. Kolb.

Digitized by Google

Garrick's Shakſpeare-Stuhl.

An dem hier abgebildeten Möbel haftet ein dreifaches Intereſſe: daß es ein Beſitzthum des berühmten Schauſpielers Garrick war, daß es nach einer Zeichnung des allbekannten Malers Hogarth ausgeführt wurde, und daß es mit Shakſpeare, dem größten Bühnendichter, in Beziehung ſteht.

Garrick's Porträt und Lebensſkizze findet ſich im erſten Jahrgang der Freya. Dort iſt nicht erwähnt, daß er im September 1769 zu Shakſpeare's Ehren in Stratford, dem Geburtsort des Dichters, eine großartige Feier veranſtaltete und perſönlich leitete. Am Morgen des 6. Septembers, als dem erſten Tag der Feier, wurden von Tonkünſtlern aus London vor den Wohnungen der vorzüglichſten Feſtgäſte Serenaden gebracht. Hierauf zog eine feierliche Prozeſſion, geführt von Garrick, in die Hauptkirche von Stratford, wo das Oratorium „Jubith" aufgeführt wurde; aus der Kirche ging der Zug in ein großes, am Ufer des Avon errichtetes Amphitheater, wo ſich ein ſtark beſetztes Orcheſter befand; ein Feſtmahl ward abgehalten und die Geſellſchaft unterbrieb ſich mit Muſik und Geſängen, zu welchen letzteren Garrick den Text gedichtet hatte. Abends waren Stadt und Amphitheater prachtvoll erleuchtet, auch wurde ein glänzender Ball abgehalten. Am folgenden Tage ſollte ein Aufzug verſchiedener in Shakſpeare's Stücken auftretender Charaktere ſtattfinden, womit man Shakſpeare's Büſte in's Amphitheater begleiten wollte, doch verhinderte ein heftiger Regenguß die Ausführung dieſes Planes. Gegen elf Uhr Vormittags erſchien Garrick auf der Bühne, begleitet von einem Chore Sänger und Sängerinnen und ſprach unter großem Beifall ſeine zu dieſer Feier gedichtete Ode, welche mit Geſängen und Chören abwechſelte, worauf er noch einige Verſe Milton's zum Lobe Shakſpeare's und einen Epilog an die Damen vortrug. Dann forderte er Jeden, der etwa noch zu ſprechen wünſche, dazu auf; der berühmte komiſche Schauſpieler King nahm die Aufforderung an und hielt eine Rede, welche ein komiſcher Scheinangriff der Verdienſte Shakſpeare's war, fand aber damit wenig Beifall, obgleich er ausgezeichnet ſprach. Garrick nahm nun abermals das Wort, wandte ſich an die Damen, mit der Bitte, ihren Dichter in Schutz zu nehmen, und ſchloß ſeine Rede mit Verſen ähnlichen Inhalts. — Unter den bei dieſer Gelegenheit gegenüber dem Amphitheater angebrachten allegoriſchen Bildern zeichneten ſich einige ganz beſonders aus; es waren dieſe: Die Zeit, Shakſpeare zur Unſterblichkeit führend, und zu beiden Seiten die tragiſche und komiſche Muſe, dann fünf in den Fenſtern des Rathhauſes angebrachte Gemälde, wovon das mittlere den Dichter ſelbſt und die vier übrigen: Lear, Kaliban, Falſtaff und Piſtol darſtellen. Vor den Fenſtern des Zimmers, in welchem Shakſpeare geboren worden war, ſah man die durch Wolken brechende Sonne. Auch war eine Münze geprägt worden, auf deren Vorderſeite ſich Shakſpeare's Kopf mit der Umſchrift: „Ihr werdet nimmer ſeines Gleichen ſehen", auf der Rückſeite aber eine Inſchrift zum Andenken des Feſtes befand. Dieſe Münze trug jeder Theilnehmer am Feſte an einem blauen Bande auf der Bruſt. Für den Abend war ein prachtvolles Feuerwerk veranſtaltet, welches indeß, wie der beabſichtigte Feſtzug, durch Regenwetter ebenfalls faſt ganz vereitelt wurde. Den Schluß dieſes zweiten Feſttages bildete ein glänzender Maskenball. — Am dritten Tage fand ein Wiederbeginnen ſtatt, wobei eine auf dieſe Jubelfeier gefertigte koſtbare ſilberne Schale als Preis ausgeſetzt war; ein vom Wetter beſſer begünſtigtes Feuerwerk, dem eine Wiederholung des Maskenballs folgte, ſchloß mit dieſem Tage die wahrhaft großartige Feier.—

Es iſt nun wahrſcheinlich, daß die Stratforder, um dem Feſtordner Garrick ihre Anerkennung zu beweiſen, ihm dieſes Möbel zum Geſchenke machten. Der Stuhl iſt aus Mahagonn: Shakſpeare's Porträt, welches als Medaillon in der Rückwand angebracht iſt, ſchnitzte Hogarth eigenhändig aus Holz von jenem Maulbeerbaume, den der Dichter einſt in ſeinem Hausgarten zu Stratford gepflanzt hatte; der übrige Zierath beſteht aus Masken, Rollen, muſikaliſchen Inſtrumenten und andern Emblemen der theatraliſchen Kunſt.

Digitized by Google

1. Rein.

Eine Geſchichte von **Moritz Hartmann.**

Der öſterreichiſche Regierungsrath Joſeph v. Wipplingen war ein dunkler Ehrenmann, der mit den Kämpfen und Schwierigkeiten des Beamtenlebens auf ſo anſtändige Weiſe als möglich fertig zu werden ſuchte. Er war rechtſchaffen genug, um aus ſeinem Amte nicht mehr herausſchlagen zu wollen, als den geſetzlichen Gehalt, und hatte doch eine Familie von ſechs Kindern zu ernähren — abgeſehen davon, daß er der Würde ſeiner Stellung und den Convenienzen manches koſtſpielige Opfer bringen mußte. So legte er ſich denn von jeher auf eine anſtandsvolle Sparſamkeit, nicht um einen Nothpfennig zu erringen, ſondern um im gegebenen Falle bei der Verſorgung ſeiner Kinder irgendwie, und ſei es mit noch ſo Wenigem, beiſpringen zu können, und er leiſtete das Unglaubliche. Nach einer dreißigjährigen Beamtenlaufbahn hatte er an zwanzig Tauſend Gulden zurückgelegt, welche in Verbindung mit den dreißig Tauſend, die ihm ſeine verſtorbene Selige zugebracht, das ſchöne Sümmchen von fünfzig Tauſend Gulden Conventionsmünze ausmachten. In ſeinem Sparſamkeitsſyſtem, in Aufrechthaltung eines anſtandsvollen äußeren Scheines, wie in Erziehung ſeiner Kinder wurde er durch ſeine älteſte Tochter Thereſe, ein kaum neunzehnjähriges Mädchen, auf's Kräftigſte unterſtützt. Sie erſetzte den jüngern Geſchwiſtern die nunmehr ſeit vier Jahren verſtorbene Mutter; ſie erſparte viel Unterrichtshonorar, indem ſie ihr ſchönes, halb mit natürlicher Wißbegierde, halb mit vollem Bewußtſein aus Rückſicht für die jüngern Geſchwiſter erworbenes, reiches Wiſſen zur Belehrung derſelben benützte; ſie endlich leitete den ganzen Haushalt ſo, daß er, bei aller Einſchränkung, dieſe nicht fühlbar machte und ſich mit Ehren vor der Welt ſehen laſſen konnte. Es war ein vortreffliches Mädchen und die entfernte Wohnung in der Reißnergaſſe, einer unvollendeten Straße der Vorſtadt Landſtraße, die eben aus ökonomiſchen Rückſichten gewählt worden, war kein Scheffel ihres Lichtes. Man kannte ſie und ihre Vorzüge in der Reſidenz, beſonders in der höhern Beamtenwelt, zu der ſie gehörte. Freilich trug zu dieſem rühmlichen Bekanntwerden die ſchöne Hülle ihrer Tugenden viel bei, denn bei Thereſe hielten die äußeren Vorzüge den inneren das Gleichgewicht; ſie war eben ſo ſchön, als ſie ein vortrefflicher Charakter war. Eine fortwährende ernſte Beſchäftigung, ein inhaltsvolles Leben, Sorgen und Arbeit ließen jene Eitelkeit nicht aufkommen, die der Schönheit mehr ſchadet, als ſie in's Licht ſtellt, und gaben ihrem Auftreten eine gewiſſe Ruhe und Würde, die demjenigen, dem ſie gefiel, auch zugleich jene Bürgſchaft und Beruhigung für die Zukunft bot, die man einer Schönheit gegenüber immer zu haben wünſcht.

Es iſt natürlich, daß Thereſens Werth in der Familie und im Kreiſe der intimſten Freunde, die ihr Wirken und Entſagen mit anſahen, zuerſt gewürdigt wurde. Nächſt ihrem Vater, der ſie wahrhaft hochſchätzte, ſie wie ein dankbarer Freund behandelte, ſie gewähren ließ und bei jeder wichtigen Familienangelegenheit zu Rathe zog, war es ein junger Ingenieur, Namens Edmund Siebold, der ſich von aufrichtigſter Verehrung zu ihr hingezogen und von ihr entfernt fühlte. Edmund ſtand ehemals unter der Vormundſchaft des Regierungsraths und wurde im Hauſe wie ein naher Anverwandter behandelt. Je weniger Geheimniſſe man vor ihm hatte, deſto mehr war er im Stande, Thereſe zu beurtheilen, und alles Lob, das man ihr ſpendete, zwang ihm nur ein Lächeln ab, das ſo viel ſagen wollte, als: Wenn Ihr ſie erſt kennen würdet wie ich! Edmund war kaum fünfundzwanzig Jahre alt und es war natürlich, daß ſich die anziehende und entfernende Verehrung, ehe er ſich deſſen verſah, in Liebe verwandelte. Dieſe Entdeckung machte ihn beinahe unglücklich. Er war arm; die kleine Erbſchaft, die ihm ſeine Eltern hinterlaſſen, war auf die praktiſche Erziehung, die ihm Herr v. Wipplingen hatte geben laſſen, verwendet worden, und er konnte Thereſen nicht das Loos bieten, das ſie verdiente, und wenn er es gekount hätte — ſeine Beſcheidenheit ſagte ihm, daß e r ein ſolches Weib nicht verdiene, daß ihre Hand von einem gerechten Schickſal einem ganz anderen Manne, einem mit ganz anderen Glücks- und Geiſtesgaben ausgeſtatteten Glücklichen aufbewahrt ſein müſſe. Er ſchwieg, und weder er noch irgend Jemand aus der

nächsten Umgebung Theresens hätte sagen können, ob sie seine Neigung jemals errathen habe oder nicht.

Indessen wurde Therese, wie sich zeigte, auch bald in weiteren Kreisen anerkannt. Mit Genugthuung bemerkten ihre Freunde, mit Neid verheirathungslustige Mütter, welche Töchter zu vergeben hatten, aber Niemand mit Verwunderung, daß Baron Oskar v. Bäumen Theresen überall auszeichnete, und bald erfuhr man, daß er sich, nachdem er sie auf mehreren Soiréen gesehen und gesprochen, dem Regierungsrath vorstellen und in sein Haus einführen ließ. Oskar v. Bäumen war eine der glänzendsten Partieen dieser ganzen höheren Beamtenwelt. Er war ein hübscher Mann, von feiner Bildung, ausgezeichneten weltmännischen Manieren, erfreute sich des Rufes der besten und geordnetsten Lebensweise, war bei seinen Vorgesetzten bis zum Minister hinauf sehr angesehen und staunte aus einer adeligen Familie, in der seit Generationen die glänzendsten Laufbahnen gewissermaßen erblich waren. Letzteres war natürlich, da jeder junge Mann dieser Familie, der seine Laufbahn begonnen, schon einen Vater, etwelche Onkels und, was mehr ist, verschiedene Tanten in jenen Regionen vorfand, in welchen Aemter und Gnaden ausgetheilt werden. Es war übrigens eine Ueberlieferung, daß jeder Bäumen, bevor er sein Dienstjubiläum feiert, es wenigstens zum Staatsrath gebracht haben müsse, und der junge Bäumen, der noch als unbesoldeter, überzähliger Praktikant im Bureau saß, wurde selbst von seinen Vorgesetzten, der Zeit, die bald kommen mußte, vorgreifend, so behandelt und betrachtet, als ob er sie im Avancement bereits überholt hätte. Bei Oskar v. Bäumen kam noch das hinzu, daß er von seiner Mutter ein schönes Vermögen besaß und daß er der bestimmte Erbe einer reichen Tante war, die ihn mit Stolz ihren Neffen nannte.

Kein Wunder, daß Therese glücklich geschätzt wurde, als dieser junge Mann mit den schönsten Aussichten sich um sie zu bewerben begann. Der alte Regierungsrath schwelgte in der Freude, seine Tochter so anerkannt, ihr bisheriges mühe- und entsagungsvolles Leben so gekrönt zu sehen, und nebenbei noch in dem Gedanken, daß durch eine solche Verbindung auch für seine andern Kinder gesorgt sei. Theresе freute sich an der Freude ihres Vaters, die dieser nicht verhehlen konnte; die Liebe eines jungen Mannes, den alle Welt lobte, ja bewunderte, that ihr wohl; sie war ihm in ihrer Bescheidenheit dankbar, und da sich bei ihr jedes Gefühl stark ausdrückte, zweifelte sie auch keinen Augenblick, daß diese Dankbarkeit Liebe sei. Nur Einer wurde in seinem Innern immer trauriger, je lauter er seine Freude über Theresens Glück äußerte. Am Tage, da sich Therese mit dem Baron Oskar v. Bäumen verlobte, kündigte Edmund der Familie an, daß er die Ingenieurstelle, die sich ihm bei einer englisch-merikanischen Gesellschaft angeboten, angenommen und daß er in den nächsten Tagen nach Mexiko abgehen werde. Dieses that er auch, nicht ohne ein, mit einem Theile des vorausbezahlten Reisegeldes gekauftes, schönes Hochzeitsgeschenk für Therese zurückgelassen zu haben. Umsonst hatte ihm der Regierungsrath vorgestellt, daß es jetzt überflüssig geworden, sein Glück in der Ferne, von den Freunden getrennt, jenseits des Oceans zu suchen, da er mit der Protektion der Familie Bäumen nun auch daheim seinen Weg machen könnte — er lächelte, schüttelte verneinend den Kopf und reiste ab.

Am Verlobungstage selbst, nachdem die ersten Stunden freudigsten Rausches vorüber waren, zog der Regierungsrath seinen künftigen Eidam aus dem Kreise der vielen versammelten, beiderseitigen Anverwandten von der Seite seiner Braut und führte ihn sanft am Arme hinter einen Fenstervorhang. Nachdem er ihn noch einmal umarmt und ihn seinen lieben Schwiegersohn genannt, sagte er lächelnd: „Nun müssen Sie mir, lieber Oskar, auch erlauben, Ihnen von etwas Positivem, Prosaischem zu sprechen, auf die Gefahr hin, daß Ihnen dadurch die Feier dieses Tages und die Reinheit Ihres Gefühles in etwas entweiht schiene. Aber wir leben ja einmal in einer irdischen Welt und das Irdische muß berücksichtigt werden. Glauben Sie nicht, lieber Oskar, daß ich Ihnen da ein ganz mittelloses Mädchen ohne alle Mitgift gebe. Freilich kann ich Ihnen leider nicht eine Summe nennen, die im Verhältniß zu den Ansprüchen stände, die Sie zu machen berechtigt sind, aber etwas habe ich denn, Gottlob, doch erspart, und meine Therese bekommt zwanzig Tausend Gulden mit, zwanzig Tausend Gulden Conventionsmünze, in guten, zinstragenden Papieren, die in meinem Sekretär bereit liegen." —

Oskar drückte die Hand, welche die seine hielt, schien aber der Mittheilung des Regierungsrathes keine große Aufmerksamkeit zu schenken; er sah während der Rede am Vorhange vorbei immer auf seine schöne Braut und kehrte auch, ohne weiter ein Wort zu sagen, nachdem er den Schwiegervater noch einmal angelächelt, zu dieser zurück. Dem Regierungsrath war es zwar im Grunde lieb, den Bräutigam so verliebt und für die Geldangelegenheit so theilnahmlos zu finden, indessen hätte er doch gewünscht, ihn etwas länger dabei verweilen und die Mitgift mit einem Worte gewürdigt zu sehen. Ihm waren zwanzig Tausend Gulden eine große Summe und es hatte ihn keinen geringen Entschluß gekostet, einem seiner sechs Kinder einen so großen, unverhältnißmäßigen Theil seines Vermögens mitzugeben. Er mußte sich alle Verdienste Theresens um ihn und um ihre jüngeren Geschwister vergegenwärtigen und er mußte sich sagen, daß die Verbindung mit der Familie v. Bäumen den andern Kindern ein Vermögen ersetze, ehe er sich entschloß, diese zu Gunsten der ältesten Schwester so sehr zu übervortheilen, ja zu berauben. Das Opfer, das er an Geld und Selbstüberwindung brachte, hätte er gerne ein wenig anerkannt gesehen. Aber vielleicht, so tröstete er sich, war dieses doch der Fall. Oskar war etwas verschlossen, kein Mann von vielen Worten, und der Regierungsrath beredete sich, daß der Händedruck, mit dem er von ihm Abschied nahm, um zu Theresen zurückzukehren, Alles ausdrückte, was er gesagt wünschte.

Für Therese begann mit ihrer Verlobung eine außerordentlich bewegte Zeit. Zuerst hatte sie mit ihrem Bräutigam bei seinen zahllosen Verwandten, bei

Digitized by Google

den intimſten Freunden und bei ſeinen Vorgeſetzten Beſuche abzuſtatten. Dieſes gethan, hatte ſie eben ſo viele Beſuche zu empfangen. Dann folgte Einladung auf Einladung, zu Diners, zu Soiréen, zu ländlichen Feſten, die man dem Brautpaare zu Ehren gab. Jeder Anverwandte wollte es bei ſich geſehen haben und viele Bekannte wollten ſich der Freundſchaft des künftigen Ehepaares verſichern; beſonders zuvorkommend war man überall gegen die Braut, denn Niemand zweifelte, daß dieſes praktiſche, verſtändige und dabei ſo ſchöne Mädchen eine ſehr einflußreiche Frau geben werde. Thereſe ließ ſich mit Glück und Behagen in dieſem Freudenſtrome ſchwimmen und fortreißen. Die Zuvorkommenheit, die Liebe, mit der man ihr überall entgegenkam, beleuchtete ihr die Welt mit den ſchönſten Lichtern, und nicht nur der Bräutigam, Jedermann bemerkte, daß ſie in dieſem Leben von Tag zu Tage ſchöner wurde. Das ſtille Zuſammenſein von Braut und Bräutigam, das ſie ſich in ihren Mädchenträumen ſo ſchön ausgemalt hatte, fehlte freilich, aber das lärmende Glück ließ die Erinnerung an dieſe Träume kaum aufkommen, und wenn ſie manchmal doch auftauchte, ergab ſie ſich in die Nothwendigkeit und ſchob die Verwirklichung jener Träume, wie das mit Idealen meiſtens geht, in die erſten Wochen ihrer Ehe. Manchmal mußte ſie ſich auch geſtehen, daß ſie ihren Verlobten nicht ſo genau kannte, wie ſie ihren künftigen Mann zu kennen wünſchte, und das beunruhigte ſie. Aber ſie machte ſich Vorwürfe darüber, ſie kam ſich undankbar und hypochondriſch vor: die ganze Welt legte ja das günſtigſte Zeugniß für ihn ab, war ſeines Lobes voll, und ſie wußte Hunderte von Mädchen, die ihn geheirathet haben würden, ohne je ein Wort mit ihm geſprochen zu haben. Wie ſüß wird es ſein, welche ſchöne Momente ſind ihr noch vorbehalten, wenn ſie in der Ehe eine gute Eigenſchaft nach der andern an ihm entdeckt!

Sie war zu entſchuldigen, daß ihr bei ſolchem Leben und ſolchen inneren Vorgängen manche Einzelnheiten in ihrer nächſten Umgebung entgingen, für die ſie ſonſt das ſchärfſte Auge gehabt haben würde. So bemerkte ſie nicht, daß ihr Vater, der Regierungsrath, indeſſen manchen ſchweren Moment durchzumachen hatte. Den guten Mann hatte es ſchon einen harten Kampf gekoſtet, als er ſich zu einer Mitgift von zwanzig Tauſend Gulden entſchloß; nunmehr lernte er noch die glänzende, innere Einrichtung und den Luxus der Frauen in der Familie Bäumen kennen und er ſah ein, daß die Ausſtattung Thereſens, wenn ſie in dieſe Familie ohne Demüthigung eintreten ſollte, wenigſtens in einem annähernden Verhältniſſe zu deren Lebensweiſe ſtehen müſſe. Seine Schweſter, eine ältere Wittwe, hatte ihn auf dieſen Umſtand aufmerkſam gemacht und er übergab ihr mit einigem Seufzen eine ſchöne Summe, die ſie hinter dem Rücken Thereſens zu dem beſtimmten Zwecke verwenden ſollte, da er wußte, daß ſich dieſe einer ſolchen Ausgabe widerſetzen würde und er ſie doch für nothwendig hielt. Das Geld war für Kleider, Mäntel, Hüte, Spitzen, bald verausgabt, da die Tante der Ehre ihres Hauſes es ſchuldig zu ſein glaubte, vor Allem für den Luxus zu ſorgen, und ſo war der Regierungsrath gezwungen, eine zweite Summe zur Anſchaffung des Nothwendigſten beizubringen; dieſer zweiten Summe mußte noch ein kleiner Zuſchuß folgen, da die Tante buchſtäblich einkaufte, und es ihr unmöglich war, über die feſtgeſtellte Grenze nicht hinauszugehen. Nach dieſem hatte ſie noch mancherlei Gedanken, deren Ausführung ſie für unbedingt nothwendig, für geboten hielt, aber diesmal war der Regierungsrath unerbittlich; ja er hatte Charakterſtärke genug, Waaren, die ihm auf Anſtiften der Tante, mit und ohne quittirte Rechnungen, in's Haus geſchickt wurden, unbarmherzig zurückzuweiſen. Er hatte ſeine Rechnung gemacht; er ſah ſich von der Tante mit der Ausſtattung tief in's vierte Tauſend hinein fortgeriſſen.

Aber auch Oskar hatte Tanten, meiſt reiche Frauen, welche die Bezugsquellen für weiblichen Staat genau kannten und erſtaunlich oft „Gelegenheiten“ fanden, koſtbare Artikel ſo „billig“ einzukaufen, daß es Sünde geweſen wäre, dieſe Gelegenheiten unbenützt zu laſſen. Sie hielten es für Pflicht, ſolche „Gelegenheiten“ für den armen Regierungsrath, der auf dergleichen nicht viel verwenden konnte, zu benützen, und für ihn einzukaufen, oder ihm die „Gelegenheiten“ in's Haus zu ſchicken, zugleich mit der Verſicherung, daß man ihm hier einen Dienſt leiſte und daß eine Dame in einer Stellung, wie ſie Thereſe einzunehmen beſtimmt ſei, ohne dieſe Pelerine, eine ſolche Mantille, ſolche Spitzenkragen, ſolches Collier unmöglich beſtehen könne. Den Damen der Familie Bäumen gegenüber war er voll falſcher Scham; er fürchtete als Knauſer zu erſcheinen, auch die Damen durch Abweiſung ihrer Gefälligkeit gegen ſeine Tochter einzunehmen; er dankte für ſo viel Mühe und Sorgfalt, nahm das Ueberſchickte an, bezahlte und ſah bald, daß die Koſten der Ausſtattung weit mehr betrugen, als ein Viertheil der Mitgift. Endlich blieben noch die Koſten der Hochzeit, die, obwohl nicht glänzend, doch bei der zahlreichen beiderſeitigen Familie, die geladen wurde, ſehr koſtſpielig ausfallen mußte.

Der beſtimmte Tag rückte bei den vielfachen Beſchäftigungen und bei dem Leben voller Feſte ſo raſch heran, daß man kaum zur Beſinnung kommen konnte. Plötzlich war man am Vorabend des Hochzeitstages.

Thereſe, als Braut und Hausfrau zugleich, hatte an dieſem Tage ſo viel zu thun, daß ſie ihrem Verlobten, der auch heute, wie jeden andern Tag, zum Beſuche kam, im Vorzimmer kaum die Hand drücken konnte und ihn ſofort mit ſanfter Gewalt in das „Sitzzimmer“, wie man in Wien ſagt, drückte und ihn bat, daſelbſt ruhig zu ſitzen und abzuwarten, ob ſie vielleicht fünf Minuten für ihn finden werde. Oskar fragte, ob der Vater zu Hauſe ſei, er habe Wichtiges mit ihm zu ſprechen.

„Was iſt es?“ fragte Thereſe, „darf ich es wiſſen?“

„Nein, mein Engel, es gibt Dinge, die nur zwiſchen Männern abzumachen ſind und mit denen man das zarte weibliche Gemüth nicht behelligen ſoll.“

Oskar ſagte dieſe Worte mit einem Lächeln und ſtreichelte ihr dabei die Scheitel mit einer kalten Zärtlichkeit, daß ihr das Blut in den Adern ſtockte und ſie plötzlich ein ungewohntes, unregelmäßiges Herzklopfen

Digitized by Google

verspürte. Sie wußte nicht, warum? Aber sie fühlte sich mit einem Male in einer kühlen Atmosphäre, die sie schon manchmal aus den Worten, dem Lächeln, dem zurückhaltenden Benehmen Oskars angeweht hatte. Sie wollte nicht weiter darüber grübeln — war es nicht auch zu spät? Wie um sich selbst zu beruhigen, küßte sie ihren Bräutigam, führte ihn an die Thüre ihres Vaters und ging wieder an die Arbeit.

Der Regierungsrath trat seinem Schwiegersohn mit dem gewohnten freundlichen Gesicht entgegen. Alle seine Sorgen waren dahin, alle seine Opfer waren vergessen, wenn er den jungen Mann sah, der seine Tochter glücklich zu machen und seine anderen Kinder in seinen mächtigen Schutz zu nehmen bestimmt war. Indessen bemerkte er doch bald, daß sich Oskar mit mehr als gewohnter Förmlichkeit hinsetzte und daß sich in dem Benehmen des frühreifen, sonst so sehr gewandten jungen Weltmannes eine gewisse Befangenheit ausdrückte.

„Was ist Ihnen, Oskar?“ fragte er theilnehmend, „es ist mir, als ob Sie etwas drückte.“

„Drückte?“ wiederholte Oskar, indem er in den Hut sah, den er in der Hand behalten. „Nein! — doch, ja —“

„Sprechen Sie!“ munterte der Regierungsrath auf, „was ist es? Ich hoffe Ihr Vertrauen so weit zu verdienen, daß Sie an einem Tage, der —“

„O!“ fiel ihm Oskar in's Wort, als ob er sagen wollte, daß sich Alles, was der Regierungsrath von Vertrauen und dergleichen sprechen wollte, von selbst verstehe. „O, davon ist nicht die Rede, aber es handelt sich um einen so zarten Gegenstand, daß Mißverständniß, Verkennung, falsche Auslegung beinahe unvermeidlich — Worte können so leicht mißdeutet werden — es ist so schwer für manche Dinge das rechte Wort —“

„Darüber,“ erwiderte der Regierungsrath verbindlich, „darüber bin ich bei Ihnen unbesorgt.“

Oskar blieb ernst und sagte: „Wenn ich sprechen soll, so bitte ich vor Allem um Ihr Wort, daß Sie mich nicht verkennen wollen — Sie würden mir das größte Unrecht thun, wenn Sie mich nach dem äußern Schein und gewissen hergebrachten Moralsätzen beurtheilen wollten, gewiß, das größte Unrecht — ich spräche dann lieber nicht und ließe Alles beim Alten.“

„Sie machen mich immer begieriger und, ich gestehe es, unruhig. Sprechen Sie,“ bat der alte Mann, „und ohne Scheu — ich werde Sie gewiß nicht verkennen.“

„Vergessen Sie nicht, lieber Schwiegerpapa, daß Sie mich ermuthigen und daß ich lieber geschwiegen hätte.“

Der Baron sah wieder in den Hut, dann hob er den Kopf und sagte: „Sie wissen, lieber Schwiegerpapa, daß ich mit meiner Zukunft zum größten Theil von meiner alten Tante, der Staatsräthin Frau von Wiedersbach, abhänge. Sie liebt mich, sie macht mich zu ihrem Universalerben — es ist eine gute, vortreffliche Frau, aber sie hat so ihre Grillen; zu diesen gehört auch, daß sie von mir eine sehr große Idee hat, daß ich ihr immer nicht genug anerkannt werde, daß sie immer fürchtet, mich in Zukunft nicht genug hochgeschätzt zu sehen.“

„Das sind kanntliche Grillen, die man vergeben muß,“ begütigte der Regierungsrath, da Oskar seine Stirne in Falten legte.

„Ja wohl,“ bestätigte dieser, „mir aber bereiten sie manche Unannehmlichkeit, manche Verlegenheit, wie z. B. im jetzigen Augenblicke, am Vorabende meines Glückes.“

„Wie so? womit?“ fragte Herr von Wipplingen.

Anstatt eine direkte Antwort zu geben, fuhr sich Oskar über die Stirne und fragte zurück: „Haben Sie mir, lieber Schwiegerpapa, haben Sie mir an meinem Verlobungstage nicht von einer Mitgift gesprochen?“

„Ganz wohl,“ antwortete der Regierungsrath wo möglich noch aufmerksamer als bisher, „ich sagte Ihnen, daß ich meiner Tochter eine Mitgift von zwanzig Tausend Gulden zugedacht habe.“

„Es war mir so,“ versicherte Oskar; „obwohl ich damals nur mit halbem Ohre hörte, was Sie mir zu sagen die Güte hatten, so war es mir doch, als hätten Sie diese Zahl ausgesprochen, und diese Summe nannte ich auch meiner Tante.“

„Nun? — und —?“ fragte der Regierungsrath gespannt.

„Es war erst gestern,“ fuhr Oskar fort und fügte lächelnd hinzu: „Sie können nicht glauben, wie entrüstet, wie empört, ja, um die ganze Wahrheit zu sagen, wie wüthend die gute Frau wurde.“

„Wüthend? worüber? gegen wen?“

„Gegen mich, gegen Sie, gegen Therese, gegen die ganze Welt. Sie sah in dieser Mitgift eine Beleidigung gegen mich, gegen die ganze Familie, eine Verkennung meines Werthes, meines Namens, meiner Stellung — ich sagte Ihnen ja, es ist eine ihrer Grillen, die leider nicht auszurotten sind und unter denen ich am Meisten zu leiden habe. Sie zählte alle reichen Erbinnen her, die ich hätte heirathen können und die Summen, die sie mir mitgebracht hätten, und sie schloß mit der Drohung, die Tante, daß sie mich künftig für nichts achten wolle, daß sie mich gewiß enterbe und meiner Carrière alle möglichen Hindernisse in den Weg stellen wolle, wenn ich mir diesen „Affront“ gefallen lasse.“

„Affront! Affront!“ wiederholte der Regierungsrath, indem er vom Stuhle aufsprang, „von einem Affront wäre nicht die Rede, wenn der erste Mann im Staate ein Mädchen wie meine Therese aus dem Gassenstaube auflesen würde.“

„Das ungefähr,“ versicherte der junge Baron, „habe ich ihr, wenn auch nicht mit denselben Worten, doch dem Sinne nach auch erwidert.“

„Das hoffe ich!“ sagte der Regierungsrath, indem er vor Oskar stehen blieb, fest und stolz. „Und sie?“ fragte er dann, „was sagte sie darauf, die Tante?“

„Sie blieb bei ihrem Ausspruch und betheuerte, daß sie keine Macht der Welt davon abbringen solle.“

„Und Sie, Oskar,“ sagte der Regierungsrath, „haben ihr darauf ihre Erbschaft vor die Füße gewor-

Digitized by Google

sen, Sie haben ihr gesagt, daß Ihnen Theresens Liebe mehr werth sei, als alle Erbschaften, daß ein Mann von Ehre ein Mädchen, das er bereits aller Welt als seine Braut vorgestellt, das er morgen heirathen soll, nicht aus Rücksicht auf —"

„Seien Sie gewiß, Herr Regierungsrath," fiel ihm hier Oskar in's Wort, „ich weiß, was ich in diesem Falle zu sagen und zu thun habe — aber bedenken Sie, Herr Regierungsrath, ich hätte hier durch mein Thun und Sprechen nicht mein alleiniges Schicksal entschieden. Ich hänge von der Tante ab, von mir aber hängt das Schicksal mehrerer Geschwister und armer Anverwandter ab — o, Sie ahnen nicht, was ich seit gestern litt, was ich noch leide, wie ich von Allen bestürmt, gedrängt, mit Vorwürfen überhäuft wurde —"

„Wo hinaus wollen Sie?" fragte der Regierungsrath kurz.

„Nach einer schlaflosen Nacht beschloß ich, Sie zu bitten — die Tante ging endlich auf meine Vorstellungen ein und versprach, sich dabei zu beruhigen, wenn ich es bei Ihnen durchsetze — die Tante meint, Sie sollten die Mitgift verdoppeln, sonst dürfe und könne aus dieser Verbindung nichts werden."

„Nimmermehr!" rief Herr von Wipplingen entschieden.

„Sie sagten?" fragte Oskar.

„Ich sage, daß dieß nie der Fall sein wird! Ich wäre ein Räuber, ein Dieb an meinen andern Kindern."

Oskar erhob sich. „Sie sehen ein," sagte er, während er den obersten Knopf seines Ueberrockes zuknöpfte, „daß ich meines eigenen Glückes wegen nicht das Schicksal meiner Geschwister auf's Spiel setzen darf — es ist auch die Frage, ob ein Mann das Recht hat, sich eine Laufbahn verderben zu lassen, auf der er Gutes stiften, seinem Fürsten und seinen Mitbürgern nützlich sein könnte. — Ich bedaure — ich muß dieses Opfer bringen — ich wäre mit Theresen gewiß glücklich gewesen."

So sprechend stand Oskar schon an der Thüre und hielt die Klinke in der Hand.

Der Regierungsrath sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. „Warten Sie, bleiben Sie!" rief er ängstlich, „lassen Sie mir Zeit, mich zu fassen, zu überlegen. „Es ist entsetzlich! Ich verstehe noch nicht —"

Oskar wartete, blieb aber an der Thüre stehen. Der Regierungsrath lief indessen in der Stube nach allen Richtungen auf und nieder und wischte sich fortwährend den Angstschweiß von der Stirne. Nur einzelne Worte kamen stoßweise über seine Lippen, wie: „Entsetzlich — armes Kind! — Es ist infam!" — die verriethen, was in ihm vorging, die aber Oskar nicht zu hören schien, oder, da sie mehr gemurmelt als gesprochen waren, wirklich nicht hörte oder nicht hören konnte. Zuletzt sank er in seinen Arbeitsstuhl und ließ, müde und aufgegeben, das arme graue Haupt auf die Brust sinken. Eine Verbindung, die durch Monate sein ganzes Glück gemacht hatte, sollte nun zu nichte werden! Wie sollte er sich von all den schönen Planen, die er daran geknüpft hatte, trennen und sich an den neuen Gedanken gewöhnen? Seine arme Tochter, sein geliebtestes Kind war vor den Augen der Welt bloßgestellt; die Leute, die immer für die Glücklichen und Mächtigen Partei nehmen — besonders in dieser Schichte der Gesellschaft — die Neidischen, die bisher geschwiegen, werden das ganze Ereigniß zu Gunsten des Barons, zum Schaden Theresens deuten. Er sah sie verleumdet, ihren guten Ruf in Gefahr, ihre ganze Zukunft verdorben, zu Grunde gerichtet. Ist er nicht verpflichtet, Alles zu thun, um ein solches Unglück von dem theuren Haupte abzuwenden? Freilich müssen dann seine andern Kinder Opfer bringen, aber hat Therese diese Opfer nicht verdient mit der eigenen Aufopferung ihrer Jugend, die sie in Mühe und Arbeit für die Geschwister verbrachte? Er war gewiß, daß, wenn er die Kinder befragte, sie alle freudig zustimmen und ihre Zustimmung auch später, als mündige Menschen, bestätigen würden. Und dann — Therese als Frau von Bäumen wird ihnen von größerem Nutzen sein, als es einige Tausend Gulden sein könnten — er legte das Geld nur auf reiche Zinsen. Auch war er ja noch rüstig und konnte wenigstens einen großen Theil des Hingegebenen auf's Neue zusammensparen. Es drängten sich ihm freilich noch andere Gedanken herbei, aber diese, wie manchen inneren Einspruch, wollte er nicht aufkommen lassen — es war ja keine Zeit zu verlieren. Oskar stand noch immer an der Thüre.

Er sprang auf, eilte an den Sekretär, zog eine Schublade heraus und sagte hastig: „Hier, Herr von Bäumen, sind die zwanzig Tausend Gulden, die, wie Sie sehen, schon bereit waren — hier ist der Rest, ungefähr eben so viel, eher etwas mehr, als weniger. Nehmen Sie, seien Sie glücklich und beruhigen Sie die Tante."

„Lieber Herr Schwiegerpapa," stotterte Oskar, „so war es nicht gemeint, — es hat ja nicht solche Eile."

„Nehmen Sie, nehmen Sie," sagte der Regierungsrath dringend und schob ihm die Pakete mit zitternden Händen in die Brust, „nehmen Sie, ich könnte es sonst bereuen und ich möchte es nicht gerne bereuen."

„Ich hoffe," sagte Oskar wieder, „daß Sie, was mich persönlich betrifft, keine Mißdeutung meines Benehmens —"

„Nein, nein — gewiß nicht — seien Sie ruhig," sagte der Regierungsrath zitternd, „aber ich bitte, lassen Sie mich allein — ich muß ein wenig ausruhen."

Oskar ging. Er eilte durch die Stuben, als hätte er den Ausgang der Wohnung gewinnen wollen, ohne von Jemand gesehen zu werden. Aber Therese erwartete ihn im Vorzimmer. Sie war blaß; ihre Unterlippe zitterte. Sie stürzte ihm entgegen und fragte: „Um des Himmels willen, Oskar, was geht vor? Seit einer Viertelstunde erwarte ich Dich hier und fühle mich wie gefoltert."

„Wie thöricht, mein Engel," sagte Oskar, „nichts geht vor, gar nichts! Wie kommst Du nur darauf, daß zwischen mir und Deinem Vater etwas vorgehe, was Dich beunruhigen könnte?"

„Dein Benehmen, als Du kamst," stammelte The-

Digitized by Google

reſe, und gab ſich Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten, „Deine räthſelhaften Worte — dann hörte ich den Vater lauter ſprechen, als er ſonſt zu thun pflegt — ich weiß nicht, was ich Alles fürchtete. Es war alſo gewiß nichts?"

„Ich ſage Dir nur, was ich Dir vorhin ſagte: man muß Frauen mit Geldangelegenheiten nicht in unſer irdiſches Daſein herabziehen."

„Geldangelegenheiten?" rief Thereſe, „davon haſt Du vorhin nicht geſprochen."

„Nicht?" fragte Oskar verlegen, „nun, ich meinte Geldangelegenheiten" — und gefaßter fügte er hinzu: „Sieh mein Kind, es iſt jetzt meine Pflicht, Deine Intereſſen wahrzunehmen und das habe ich gethan. Das iſt Alles."

„Meine Intereſſen wahrnehmen bei meinem Vater? Gegen meinen Vater?" fragte Thereſe erſtaunt, fuhr ſich mit der Hand gegen das Herz und zog die Augenbrauen forſchend und drohend zuſammen.

Oskar erſchrak. Es war ihm, als müßte er ſie verſöhnen; er ſchlang ſeinen Arm um ihren Nacken und zog ſie an's Herz. Sie fühlte eine volle Brusttaſche, in der Papiere knitterten, und blieb wie vernichtet mit dem Kopfe darauf liegen. Oskar drückte ſie noch einmal an ſich, küßte ſie auf die Stirne, bat ſie, für morgen doch ja Alles ſchön vorzubereiten und eilte davon.

Er war noch nicht auf der Treppe, als Thereſe ſchon vor der Stube ihres Vaters ſtand. Sie wußte ſelbſt nicht, wie ſie durch die drei Stuben über den Gang dahin gelangt war. Aber vor der Thüre kam ſie wieder zur Beſinnung; ſie ſtrich ſich zweimal über das ganze Geſicht, lächelte und zwang ſich zu einem Ausdrucke vollkommenſter Ruhe. Dann trat ſie ein.

Sie fand ihren Vater, wie er eben ſeinen Ueberrock anziehen wollte; aber ſein Arm zitterte ſo ſehr, daß er das Aermelloch nicht finden konnte. Auch wandte er ſich von ihr ab, als ſie in's Zimmer getreten war. Sie half ihm den Rock anziehen und ſah ihn dabei von der Seite an. Es war ihr, als wäre er um zehn Jahre älter geworden.

„Gehſt Du aus, Papa?" fragte ſie eilig.

„Ja, mein Kind, ich will ein wenig friſche Luft ſchöpfen," antwortete er mit zitternder Stimme und ging von ihr fort, um ſeinen Stock in einem Winkel zu ſuchen, wo er niemals zu ſtehen pflegte. „Wo mag nur der Stock hingekommen ſein?" fragte er verdrießlich.

„Hier, Papa!" Während ſie den Stock holte, warf ſie einen raſchen Blick durchs Zimmer; die Schublade des Sekretärs, in welchem der Regierungsrath immer ſeine Werthpapiere hatte, ſtand noch auf dem Schreibtiſche vor demſelben. Thereſe unterdrückte einen tiefen Seufzer.

„Was iſt Dir, mein Kind? fragte der Vater.

„Nichts, Papa — ich bin nur neugierig — ich möchte wiſſen, was Oskar ſo Geheimes mit Dir zu ſprechen hatte."

„Sei nicht neugierig," ſagte der Regierungsrath mit der deutlichſten Abſicht, es im ſcherzenden Tone zu ſagen, und doch in einer Weiſe, die traurig und wie eine Warnung klang.

„Darf ich es wirklich nicht wiſſen?" fragte Thereſe wieder.

„Dinge, die Du nicht verſtehſt — Nothwendigkeiten des Lebens — allerlei Anordnungen, die vor einer Heirath getroffen werden."

„Geldangelegenheiten?"

„Nein! — Ja wohl, mein Kind — wie geſagt, mein Kind — Dinge, in die Du Dich am beſten nicht miſchen ſollſt und die nur unter Männern abgemacht werden."

Es kam ihm offenbar darauf an, weitere Fragen zu verhindern, denn er ſetzte den Hut auf und ging auf die Thüre los.

„Papa," rief ihm Thereſe nach, „nie biſt Du ausgegangen, ohne mich zu küſſen, und heute, am Vortage meiner Hochzeit, gehſt Du ſo?"

Der alte Herr wollte antworten, aber ſtatt der Worte brachen Thränen hervor. Er breitete die Arme aus und drückte ſein geliebtes Kind an's Herz. Sie weinten beide. „Du biſt und bleibſt mein geliebteſtes Kind," ſagte endlich der Vater, „und Du begreifſt, daß der heutige Tag, der vorletzte —". Er konnte nicht weiter ſprechen und ſchwankte zur Thüre hinaus. Thereſe wiſchte raſch ihre Thränen ab und horchte, bis der Schritt des Vaters am Ende des Ganges verhallt war. Dann warf ſie ſich auf die daſtehende Schublade und griff mit beiden Händen hinein. Die Schublade war leer; Thereſe lachte laut auf. Sie wußte Alles, was vorgegangen, als ob ſie bei dem Zwiegeſpräche zwiſchen Vater und Bräutigam gegenwärtig geweſen wäre.

Nicht zwei Minuten ſtand ſie regungslos da. Nur die Schublade ſah ſie noch einmal an, dann ſetzte ſie ſich hin, legte ſich einen Briefbogen zurecht, ergriff eine Feder und ſchrieb mit feſter Hand:

„An den Herrn Baron Oskar von Bäumen." — Da aber unterbrach ſie ſich wieder und ſtützte den Kopf in die Hand. „So geht es nicht!" ſagte ſie vor ſich hin. „Den Brief ſteckt er ein und kein Menſch wird glauben, daß das arme Fräulein dem Herrn Baron von Bäumen einen Tag vor der Hochzeit einen Korb gegeben. Man wird das Gegentheil glauben und vorausſetzen, daß der Baron noch im letzten Momente und zur rechten Zeit etwas Ehrenrühriges entdeckte. Ich werde kompromittirt ſein. Wir müſſen die Sache bedenken. Das braucht Ueberlegung."

Sie ſteckte den angefangenen Brief in die Taſche, dann die leere Schublade in ihr Fach, nickt ohne bitter zu lächeln, aber lächelnd ſagte ſie, wie zu einem lebenden Weſen: „Ich danke Dir!" — Dann ging ſie wieder in die Küche, um bei den Vorbereitungen zur Hochzeit weiter mitzuhelfen.

In der That wurde man noch an dieſem Tage mit Allem ſo weit fertig, daß Thereſe am andern Morgen Zeit genug hatte, für ihren bräutlichen Anzug zu ſorgen und noch mancherlei Anordnungen im Hauſe zu überwachen. Etwas vor Mittag begannen die Gäſte und wie verabredet war, die Anverwandten von beiden Seiten ſich im Hauſe des Regierungsraths zu ſammeln.

Digitized by Google

Die Wagenreihe, darunter mancher Hofwagen, reichte bis auf die Glacis und die Wohnung war bald überfüllt. Während man stehend ein kleines Frühstück einnahm, erschien die Braut in der Mitte der Gesellschaft und wurde mit allgemeiner Ueberraschung empfangen. Im Brautkleid, Kranz und Schleier war sie, so versicherte Jedermann, schön wie nie zuvor. Allerdings war sie sehr blaß, aber man fand, daß die Blässe an einem solchen Tage natürlich sei und daß sie sie noch besser kleide, als ihre gewöhnliche, sanfte Röthe — und dieß um so mehr, als diese Blässe nichts Erschreckendes hatte, da sich in Theresens Augen, wie in ihrem ganzen Wesen, eine auffallend heitere und doch würdige Ruhe ausdrückte. Auch diese Heiterkeit und Ruhe fand man sehr natürlich und begründet, war das Mädchen doch im Begriffe, ein schönes, von Vielen vergebens angestrebtes Ziel zu erreichen — oder, in das Prosaische der eigentlichen Meinung der Anwesenden übersetzt, eine glänzende Partie zu machen, die so gerne Andere an ihrer Statt gemacht hätten. Oskar weidete sich an der Bewunderung, die seiner Braut zu Theil wurde, und schien darüber nicht zu bemerken, daß er als Mann in seiner schwarzen, eleganten Tracht, mit seinen würdevollen Manieren beinahe eben so sehr gefiel, wie seine Braut. Jedermann bewunderte seinen Anstand, als er Theresens Hand ergriff, sie küßte und von ihr Abschied nahm, um sie, der Sitte gemäß, erst am Altare wieder zu sehen.

Gegen ein Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Um der Wagenreihe Raum zur gänzlichen Entfaltung zu gewähren, machte man nach der nicht fern gelegenen Kirche einen Umweg durch mehrere Straßen. Als das Brautpaar in der Kirche ankam, war diese beinahe schon voll, denn viele Ungeladene waren herbeigeströmt, um die interessante Trauung zu sehen. Die Menge durchschreitend, kannten Braut und Bräutigam, wenn sie in dem Augenblicke für dergleichen Ohren hatten, manches schmeichelhafte Wort hören. Der Musiklehrer Theresens, ein ausgezeichneter Organist, ließ es sich nicht nehmen, während der Feierlichkeit die Orgel zu spielen, und mit ihrem Eintritt erfüllten hochfeierliche und rührende Töne Sebastian Bachs den ganzen Tempel. Das Brautpaar wartete knieend vor dem Altar und hatte Zeit, unter diesen Tönen seine Herzen mit Andacht zu füllen, bis der letzte der Wagen vorgefahren war. Man bemerkte, daß Therese inbrünstig vor sich hinsah, ohne die Lippen zu bewegen. Nur einmal sah sie ein wenig bei Seite und schien mit ihrem Blicke den Vater zu suchen, der hinter ihr stand und ihr auch zulächelte.

Endlich kam der Priester und sprach seine Gebete; der Chor fiel ein; am Schlusse des Gesanges erhob sich das Brautpaar. Der Priester begann die Trauungsceremonie und wandte sich dann zu Oskar mit der vorgeschriebenen Frage. Oskar nickte leise mit dem Kopfe und lispelte: „Ja". — „Und Du," fragte der Priester zu Theresen gewandt: „Jungfrau Maria Theresia Edle von Wipplingen, willst Du Dich mit diesem hier gegenwärtigen Carl Oskar Baron von Bäumen als eheliches Weib vermählen, so bestätige es mit einem lauten, vernehmlichen Ja."

„Nein!" antwortete Therese laut und vernehmlich, daß es die Umstehenden und die Entfernteren hören konnten. Oskar zuckte zusammen und starrte Theresen entsetzt in's Gesicht; in den vorderen Bänken der Kirche sprangen die Leute von ihren Sitzen auf; durch die ganze Kirche ging ein Gesumme und Gemurmel; überall entstand Bewegung, besonders in den nächsten Nähe des Altars, wo sich die Anverwandten aufgestellt hatten. Der Priester meinte, nicht recht gehört zu haben, oder glaubte an eine Selbsttäuschung, bückte sich vor und lispelte: „Sie sagten?"

Die Anwesenden bemerkten das und augenblicklich war wieder die höchste Stille hergestellt, denn Jeder, so wie der Priester, wollte sich überzeugen, ob er auch recht gehört habe.

„Nein!" erscholl es wieder klar und so deutlich wie das erste Mal.

Ein noch lauteres Gemurmel ging durch die Kirche; Jeder bestätigte es seinem Nachbar, daß sie wirklich „Nein" gesagt. Der Priester, dem Solches noch nicht vorgekommen, wußte nicht, was zu beginnen, und sah verlegen in die Gesichter der Anverwandten, die starr vor ihm standen und ihn mit großen Augen ansahen. Endlich faßte er sich, zuckte die Achsel, verneigte sich vor dem Allerheiligsten und verschwand in der Sakristei. Das war wie ein gegebenes Zeichen. Im Momente entstand Lärm, Gedränge, Verwirrung in der ganzen Kirche. Die unbetheiligten Zuschauer drängten dem Altar entgegen, um die merkwürdige Braut, vielleicht auch nur das Gesicht des Bräutigams zu sehen, während die zahlreiche Familie von Bäumen sammt dem Bräutigam, ordnungslos, einzeln, dem Strom entgegen, der Thüre zustrebten. Dort angekommen, warteten sie nicht die Wagen ab, bis diese vor die Thüre kamen, sondern jeder lief, um seinen Wagen aufzusuchen, und nach wenigen Minuten stoben die Pferde, wie entsetzt, nach allen Richtungen auseinander.

Therese stand indessen mit niedergeschlagenen Augen, aber ruhig, an der Seite ihres Vaters, dessen Arm sie ergriffen hatte. Er zitterte und sie stützte ihn. Nachdem sich der Aufruhr etwas gelegt hatte, führte sie ihn, ohne nach rechts oder links zu sehen, eben so ruhig durch die Menge, die sich achtungsvoll, wie von einem Zauber beherrscht, vor ihr aufthat und einen breiten Weg bis an die Thüre eröffnete. Sonderbar! wie sie so mitten durchschritt, lagerte sich auf's Neue ein feierliches Schweigen auf die ganze Versammlung.

Therese half dem Vater in den Wagen und fuhr mit ihm nach Hause. Mit ihr allein, war er erst im Stande ein Wort hervorzubringen.

„Mein Kind, mein Kind, was hast Du gethan!" rief er, die Hände zusammenschlagend.

„Dich und Deine Kinder vor Beraubung und mich vor einer Verbindung bewahrt, die mich nur unglücklich gemacht hätte." —

Im Hause des Regierungsraths war bald Alles in's frühere Geleise zurückgeführt; man lebte in Folge der von Therese ergriffenen Maßregeln so fort, als ob

Digitized by Google

die Periode der letzten Monate, die Zeit ihrer Verlobung, in der Geſchichte der Familie nie exiſtirt hätte. Als ſie am Abend jenes denkwürdigen Tages Brautkleid und Kranz in ein großes Tuch ſchlug und ſie in den Kaſten legte, mit den Worten: „Bis ein Beſſerer kommt“, war es, als hätte ſie dieſes Stück Leben begraben, und als ſie einige Tage darauf ihr Vater beſorgt fragte, ob ihre Ruhe und Heiterkeit nicht erzwungen ſei, ob nicht noch einige Liebe für Oskar in ihrem Herzen übrig geblieben? verſicherte ſie, daß ſie Alles abgewiſcht, wie Kreide von einer wohlgereinigten Tafel.

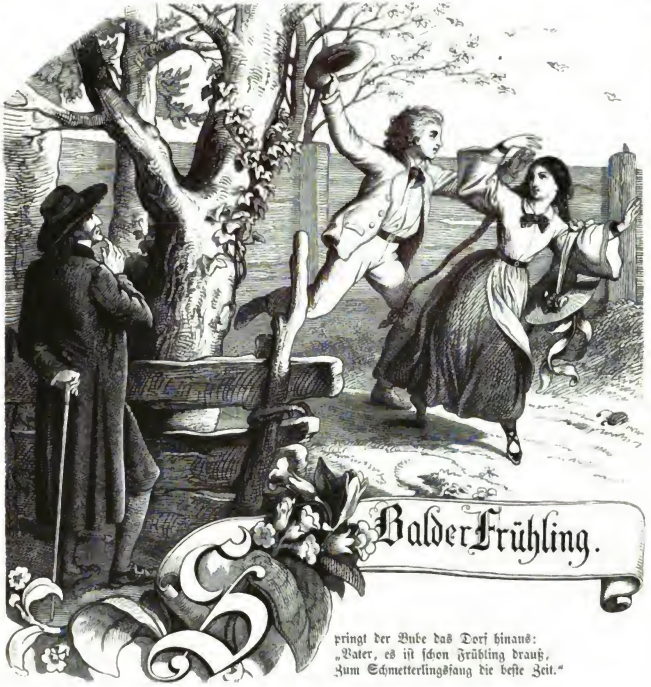
Aber in der Stadt machte das Ereigniß großes Aufſehen. Man beſprach es durch mehrere Tage überall, man bewunderte den Muth des jungen Mädchens und dieß um ſo mehr, als man bald die Motive kannte, die ſie zu ihrem öffentlichen „Nein“ bewogen, da die Anverwandten das Ihrige thaten, ſie bekannt zu machen und Oskar von Bäumen den Fehler beging, die Erzählungen zu beſtätigen, indem er dem Regierungsrath das Geld durch einen Notar, der nicht ſchweigen konnte, zurückſtellen ließ. Die Männer waren es vorzugsweiſe, die Thereſens Partei ergriffen und neben ihrem Muthe die Klugheit rühmten, mit der ſie es die Welt wiſſen ließ, daß ſie den Korb ertheilte, was ohne die Oeffentlichkeit nie geglaubt worden wäre. Aber die Männer hatten bald andere Themata zu beſprechen und die Beſprechung des Gegenſtandes blieb den Weibern überlaſſen. Unter ihrer Behandlung nahm er bald eine andere Geſtalt an. Viele von dieſen machten jetzt der Galle Luft, die ſie unterdrücken mußten, als Thereſe noch drohte, Frau von Bäumen zu werden; die Mütter ſchöpften neue Hoffnung für ihre Töchter, und anſtatt Thereſen dankbar zu ſein, daß ſie eine ſolche viel begehrte Hand frei gegeben, ſuchte man ſich der Gunſt der Bäumen zu verſichern, indem man ſich auf ihre Seite ſtellte und gegen Thereſe von Anklagen überfloß. Die Hand eines ſolchen jungen Mannes auszuſchlagen, galt für einen Beweis der höchſten Ueberhebung, des empörendſten Uebermuths; ein ſo großes Publikum zu einer Trauung herbeizuziehen, die keine werden ſollte, war Frechheit, und das was man früher als Muth gerühmt hatte, wurde zuletzt ebenfalls für Frechheit erklärt. Ueberhaupt könne bei einem Mädchen eine gewiſſe Charakterſtärke, wenn je von einer ſolchen hier die Rede ſei, nur mit Frechheit an's Tageslicht treten. Die Erbitterung gegen Thereſe wurde noch tiefer und allgemeiner, als man erfuhr, Herr Oskar von Bäumen ſei auf Reiſen gegangen und daß er bei ſeiner Rückkehr ſich in eine Provinz verſetzen laſſe. So waren auch die Hoffnungen der Mütter und Töchter vereitelt, und wer ſonſt war an dieſer Vereitelung Schuld als Thereſe? Sie, die des Aergerniſſes Grund und Quell geweſen, ſie ſollte die Reſidenz verlaſſen und ſich irgendwo in der Provinz verbergen, aber ſie blieb, ſie wich nicht — war das nicht ein neuer Beweis ihrer Frechheit? „Frechheit“ war in dieſem Feldzuge das Loſungswort, und es iſt nicht zu leugnen, daß ſich in vielen Köpfen dieſes Wort mit dem Namen Thereſens unwillkürlich verknüpfte; mit einem Wort: ihr Ruf hatte beträchtlich gelitten.

Die Anverwandten, die es Thereſen nicht verzeihen konnten, die Verbindung ihrer Familie mit der der Bäumen vereitelt und ſomit viele Hoffnungen zerſtört zu haben, ſorgten dafür, daß ſie vom Gerede und Urtheil der Stadt genau unterrichtet wurde, und verſehlten nie, ſie und den Vater darauf aufmerkſam zu machen, wenn in irgend einem Hauſe, wo Thereſe ſonſt ein gern geſehener Gaſt war, ein Ball oder eine Soirée ſtattfand und ſie nicht eingeladen wurde. — „Natürlich!“ ſagte man, „Du haſt einen ſchlechten Ruf.“ — Erzürnte ſich dann der Vater über den Ausdruck und meinte er, Thereſe habe nichts gethan, was einen ſchlechten Ruf verdiene, ſo erwiderte man, alles Außerordentliche, und ſei es auch im Grunde lobenswerth, mache einem Mädchen einen ſchlechten Ruf. Thereſe zuckte zu all dem die Achſeln, aber der Vater wurde in der That traurig und es ſetzte ſich bei ihm die Ueberzeugung feſt, daß ſeine vortreffliche, mit ſo vielen ausgezeichneten Eigenſchaften ausgeſtattete Tochter nie einen Mann finden werde, und dieſe Ueberzeugung wurde zur Gewißheit, da ein Jahr und zwei Jahre in's Land gingen, ohne daß Thereſe wieder in Geſellſchaft gezogen wurde, ohne daß ſich ihr ein Mann zu nähern ſuchte.

Wir wollen kurz ſein und dem Leſer verrathen, was eigentlich zu dieſer Geſchichte nicht mehr gehört, daß nämlich Thereſe ihren Mann doch gefunden.

Jener alte Jugendfreund, der Ingenieur Edmund Siebold, kam nach beinahe dreijähriger Abweſenheit aus Mexike zurück. Er hatte Thereſe längſt verheirathet geglaubt und wollte durch Wien nur durchreiſen, um ſich auf einen neuen Poſten zu begeben, auf dem er von derſelben engliſchen Geſellſchaft bei einem Eiſenbahnbau im Süden angeſtellt war. Mit Staunen erfuhr er, daß Thereſe noch unverheirathet war, und er, der abreiſete, als ſie ſich verlobte, um nie wiederzukehren, blieb jetzt, da ſie noch frei war. Er hörte die Geſchichte und ſie war nicht der Art, um Thereſe um ſeine Achtung zu bringen und ſeine Liebe zu ihr zu vermindern; im Gegentheile erkannte er ſie ganz in dieſer Handlungsweiſe und ſand darin nur die Meinung beſtätigt, die er von ihrem Charakter immer gehegt hatte. Er näherte ſich ihr mit derſelben Liebe und größerer Verehrung, wohl auch, nachdem er ſich in der Welt erprobt hatte, mit mehr Vertrauen in ſich ſelbſt. Er war ehemals der Freund ihrer Kindheit geweſen, er war jetzt der Freund ihrer Einſamkeit, und als ſie ihm ſagte, daß ſie ihn liebe, wußte er, daß er auf dieß Wort bauen könne. Er ordnete das Kleine, aber hinreichende Vermögen, das er in Mexike geſammelt hatte, verwandelte ſeine höchſt einträgliche Stellung bei der Kompagnie in eine feſte, und nachdem ſo ſeine bürgerliche Baſis geſichert war, führte er Thereſe vor den Altar, und dießmal beantwortete ſie die Frage des Prieſters mit einem freudigen, ſtillen Ja!

Digitized by Google



Balder Frühling.

Ist zwar kein Frühling noch weit und breit,
Fieng kaum der Staub des Märzen an;
Doch die Jugend will ihren Willen han. —

Wie, wenn ich nach dem Jungen gieng',
Zu schauen was er im Garne fieng?
Freute mich ja so ein Falter selber,
So ein rother oder citronengelber!
Richtig! da flattert's schon; — doch wie! —
Sah ich doch all mein Leben nie
Einen so artlichen Schmetterling:
Ein milchjung, geschlacht und huschig Ting,
So scheu halb und so flüchtig noch,
So dreist halb und fürwitzig doch,
Minder im Fluge, mehr im Lauf,

pringt der Bube das Dorf hinaus:
„Vater, es ist schon Frühling drauß,
Zum Schmetterlingsfang die beste Zeit."

Ein herziger Kindskopf obenauf,
Schwarzangen, so funkend und feuernd schon,
Zöpfe, so lang als die ganze Persen,
Eine rothe Masche das Halsgeschmeid,
Statt der Flügel ein fliegend Kleid,
Und ein lustiges Kreuzband zum Beschluß
Kurzweilig zeichnet den muntern Fuß.

Ein Extra-Märzenvogel der!
Mein lustiger Aergster hinterher,
Das Schmetterlingsgarn verächtlich weggeschmissen.
Ja nun, nun freilich muß Frühling sein,
Er blüht mir ja selber zum Haus herein; —
Was doch die Jungen Alles besser wissen!

J. G. Fischer.

Digitized by Google

Zenobia,

Königin von Palmyra.

Von **Dr. Cleß.**

Das christliche Europa der mittleren und der neueren Zeit hat mehrere Frauen zu nennen, welche die schwere Bürde der Herrschaft mit Ruhm getragen haben, wie Margaretha, die Königin der unter ihr vereinigten Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen zu Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts; Elisabeth, die geistvolle Beherrscherin Englands von der zweiten Hälfte des 16. bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts; Katharina II. und Maria Theresia, welche beide im vorigen 18. Jahrhundert die kaiserlichen Throne von Rußland und Oesterreich mit dem Glanze ihres Namens schmückten. Wenn wir dagegen die ohnedieß höchst zweifelhaften Thaten der assyrischen Königin Semiramis ausnehmen, so ist Zenobia vielleicht die einzige Frau, deren überlegener Geist die knechtische Trägheit durchbrechen hat, welche ihrem Geschlechte durch das Klima und die Sitten Asiens auferlegt wird.

Zum besseren Verständnisse desjenigen, was wir unsern Lesern von dieser merkwürdigen Fürstin zu berichten haben, müssen wir Einiges über die Zeitverhältnisse voranschicken, mit welchen ihr glorreiches Auftreten zusammenfällt. In der zweiten Hälfte des dritten christlichen Jahrhunderts, dem Zenobia angehört, war die Lage des früher so mächtigen römischen Kaiserreichs eine höchst trostlose geworden. Sein Beherrscher war damals Valerianus. Abkömmling eines der vornehmsten Häuser Roms und wegen seiner unter früheren Kaisern in den höchsten Staatsämtern bewiesenen Redlichkeit und Klugheit hochgeachtet, war er doch, schon wegen seines Alters von etlichen und 60 Jahren, den immer schwierigeren Verhältnissen nicht gewachsen. Denn sein Reich wurde im Norden von den deutschen Stämme-Bünden der Alemannen und Franken, im Osten von den zu derselben Nationalität gehörigen Gothen und in gleicher Richtung noch von den Persern befehdet. Zwar wurden namentlich die Franken von dem Feldherrn Aurelianus, nachmaligem Kaiser und Ueberwinder Zenobia's, besiegt, aber um so furchtbarer war der von den Persern wider Rom geführte Schlag. Diese hatten nämlich unter ihrem gewaltigen Großkönig Sapor Syrien überzogen, dessen glänzende Hauptstadt Antiochia eingenommen, und bedrohten die wichtige Grenzfestung Edessa*). Diese zu retten, zog der greise Valerianus selbst noch zu Felde, verlor aber gegen Sapor unter den Mauern von Edessa Schlacht und Freiheit und blieb noch mehrere Jahre lang bis zu seinem Tode dessen schimpflich behandelter Gefangener. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Gallienus. Allein so fertig und anmuthig dieser sich als Redner und Dichter, so geschickt und vortrefflich als Gärtner und Koch bewies: so verächtlich war er als Sohn durch seine Gefühllosigkeit gegen seines Vaters Elend, als Regent durch seine Ueppigkeit und träumerische Unthätigkeit, aus welcher er sich kaum ein paar Mal aufraffte, um sich als unerschrockenen Krieger oder grausamen Tyrannen zu zeigen. Kein Wunder, daß unter einem solchen Fürsten, bei solch' einem Zustande des römischen Reichs nach und nach neunzehn Gegenkaiser auftraten, von denen sich wenigstens zwei eine Zeit lang behaupteten: im Westen Tetricus in Gallien und Spanien, im Osten Odenathus, der Gemahl Zenobia's. Syrer oder Araber von Geburt, hatte sich dieser durch seine Tüchtigkeit zum Oberhaupte des durch Handel reichen und mächtigen Palmyra emporgeschwungen, welches mit seinem Gebiete schon seit vielen Jahren unter römischer Oberhoheit stand. Auf einer fruchtbaren Oase der großen Wüste zwischen Syrien und dem Euphrat gelegen, war diese „Palmenstadt" von einem Hauptzweig der vielästigen Karawanenstraße berührt, welche die kostbaren Erzeugnisse Ostasiens, wie Gold, Edelsteine, die im römischen Reiche bereits zum allgemeinsten Bedürfnisse gewordenen Seidewaaren und Anderes dem Westen zuführte. Seine erste Gründung oder Erweiterung verdankte diese so günstig gelegene Stadt dem jüdischen König Salomo und dessen phönicischen Handelsfreunden, und bekam damals den mit Palmyra gleichbedeutenden, vom Palmenreichthum der Oase entlehnten Namen Thadmor. Diesen tragen jetzt wieder ihre weitausgedehnten und prachtvollen Ruinen, worunter sich insbesondere die des großen Sonnentempels auszeichnen; das Ganze eine imposante Trümmerstätte, aus der sich ein Schluß machen läßt auf die ehemalige Herrlichkeit, mit welcher Palmyra nun vollends von Odenathus und Zenobia ausgestattet wurde.

Odenathus hatte sich schon von Jugend auf in den die palmyrenische Oase nordwestlich begrenzenden Bergwäldern durch Erlegung von Bären, Panthern und Löwen auf siegreiche Bekämpfung der Perser eingeübt, an denen er Valerianus' Niederlage bald rächen sollte. Anfangs, wie es scheint, in feindlicher Stellung zu dem oberherrlichen Rom, versuchte er eine Annäherung bei dem siegreichen Sapor, und übersandte diesem ein ehrerbietiges Schreiben, begleitet von einem langen Zuge von Kameelen, welche er mit den seltensten und kostbarsten Waaren beladen hatte. Allein Sapor, mit der gewohnten Vergessenheit der Großen, daß sie der Kleinen bedürfen, hatte eine persönliche Huldigung erwartet, erblickte daher in der vom palmyrenischen Häupt-

*) In Mesopotamien, nördlich von dem bereits durch sie besetzten Carrä, dem biblischen Haran des Abraham.

Digitized by Google

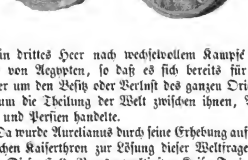
ling beliebten Art und Weise, ihn zu ehren, eine strafwürdige Frechheit, zerriß das Schreiben, trat es mit Füßen, ließ die Geschenke in den Euphrat werfen und dem Odenathus melden: wenn er die ihm selbst, seiner Familie, seiner Vaterstadt zugedachte Vertilgung gegen eine mildere Strafe austauschen wolle, so möge er selbst kommen und mit rückwärts gebundenen Händen sich vor ihm niederwerfen. Da weckten Entrüstung und Verzweiflung alle in Odenathus' thatkräftiger Seele schlummernden Kräfte. Er ging dem stolzen Perserkönige allerdings entgegen, aber mit Schaaren Bewaffneter. Diese hatte er aus den Dörfern Syriens und aus den Zeltlagern jener arabischen Wüstensöhne aufgerufen, welche seit Jahrhunderten die weiten Steppen zwischen den Doppelströmen Tigris und Euphrat freiheitsstolz durchwanderten und sich jetzt seinem gebietenden Einfluß zum Angriff auf die Perser willig fügten. Von dem ohnedieß ihm wiederwärtigen Rom, das, im Inneren geschwächt und zerrissen, von außen durch Deutsche und Perser allerwärts bedrängt war, konnte er auf keine Hülfe rechnen. Nur einer der ehemaligen Generale des Valerianus, Balista, hatte sich von der früheren Niederlage seines Kaisers wieder aufgerafft, den bis Kleinasien vorgedrungenen Persern daselbst empfindliche Verluste an Mannschaft und Schätzen beigebracht, und hiedurch Sapors Rückzug gegen den Euphrat beschleunigt. Hier nun, im Gebiete dieses Flusses, von den flüchtigen Schaaren des Odenathus, die seinen Rückzug neckten, überfallen, erlitt Sapor im Jahr 260 neue Verluste und mußte in sein Reich zurückweichen. Jetzt scheint Odenathus den Königstitel angenommen zu haben, und Gallienus ehrte den Retter des Ostens durch seine Ernennung zum Feldherrn des Orients. Dieser aber setzte über den Euphrat und Tigris, trug so den Krieg ins Herz des persischen Reiches selbst, fügte in zahlreichen Gefechten, sowie durch weit und breit angerichtete Verwüstungen dem persischen Großkönig empfindlichen Nachtheil zu und suchte ihn, wiewohl umsonst, zur Herausgabe des gefangenen Valerianus zu vermögen, sah sich aber zuletzt durch neue Meutereien, welche gegen Gallienus in seinem Rücken ausgebrochen waren, zur Umkehr genöthigt. Als er diese glücklich niedergekämpft hatte, beherrschte er jetzt thatsächlich fast den ganzen römischen Orient, ohne daß auch hiegegen Gallienus Einsprache erheben konnte oder wollte. Vielmehr war ihr jetziges Einvernehmen wenigstens äußerlich das allerbeste: Odenathus übersandte unter Anderem dem Kaiser die gefangenen Satrapen und dieser übertrug, zum Dank für Alles, an ihn und an Heredes, seinen Erstgeborenen aus einer früheren Ehe, das kaiserliche Diadem und befahl, in den syrischen Münzstätten das Bildniß des Ersteren mit den Symbolen seiner Perserkriege zu prägen. Auch Zenobia, welche zum kriegerischen Ruhme ihres Gemahls namhaft beigetragen haben soll, scheint von dieser Zeit an jenen hohen Titel desselben getheilt zu haben, der auch ihren zwei Namen auf Münzen wirklich beigefügt ist: Septimia Zenobia, Kaiserin.

Noch einmal zog Odenathus sein siegreiches Schwert gegen die Perser und eroberte, aufs linke Tigrisufer vorgedrungen, sogar Ktesiphon, die glänzende Winterresidenz der alten parthischen Könige, als die Nachricht vom Einbruche der Gothen in Kleinasien ihn zur Umkehr wider diese Barbaren trieb. Doch er sollte sie nicht mehr erreichen, denn die Verwüster waren bereits mit reicher Beute in ihre Heimat am Nordufer des schwarzen Meeres zurückgekehrt. Da wurde etwa ein Jahr später, 268, Odenathus mit seinem Sohne Heredes durch die Rachsucht eines Anverwandten im syrischen Emesa an seinem Geburtsfeste getödtet; doch der kaiserliche Held fand alsobald Rächer an seiner Leibwache, unter deren Streichen der Mörder fiel. Und jetzt trat an seine Stelle Zenobia, schon während seiner Regierung mit den Sorgen und dem Glanze der Herrschaft vertraut geworden, und ergriff im Namen ihrer zwei noch minderjährigen Söhne, welche sie alsobald mit den Zeichen kaiserlicher Würde umgab, mit sicherer Hand und von den Vertrauten ihres Gemahls unterstützt, das Staatsruder.

Es hat einen eigenthümlichen Reiz, das Leben außerordentlicher Menschen bis zu ihrer Wiegenstätte zu verfolgen, und jede, wenn auch spärliche Notiz über die Anfänge ihres Daseins ist dem Geschichtsfreunde erwünscht. Deßhalb drängt es uns auch, bei dieser Frau unsterblichen Nachruhms die gleiche Frage zu thun. Freilich lautet die Antwort hierauf ziemlich einsilbig und schwankend. Aus ihrem Namen zu schließen, war die große Herrscherin orientalischen, sei es nun syrischen oder vielleicht wahrscheinlicher arabischen Ursprungs — wenigstens ließe sich der arabische Eigenname „Zenab" in seiner griechischen Umformung „Zenobia" leicht erkennen. Vermuthlich war sie eine Tochter Amru's, Königs von Hira, einer Stadt im Süden von Babylon, auf der Westseite des untern Euphratlaufes gelegen, und dadurch merkwürdig, daß von ihr aus persische Bildung und Herrschaft und christlicher Glaube auf arabisches Leben umgestaltenden Einfluß übten. Dagegen machen sie anderweitige Sagen zu einer Hebräerin, was sie wahrscheinlich nur nach ihrem religiösen Bekenntnisse war, wie wir unten sehen werden. Sie selbst soll sich der Abkunft von den griechisch-macedonischen Beherrschern Aegyptens, den Ptolemäern, und namentlich von der bekannten Kleopatra, oder gar von Dido und Semiramis, jenen in der phönicisch-karthagischen und der assyrischen Sage gefeierten Fürstinnen gerühmt haben, weisen nicht anders Schmeichelei oder Bewunderung ihr die eine oder die andere Abstammung angedichtet haben. Aber so wenig, als ihr eigenes oder fremdes Vorgeben für ihre wirkliche Abkunft von jenen alten orientalischen Königsgeschlechtern etwas beweist, ist ihr zweiter Name, Septimia, ihrem weltgeschichtlich berühmten, Zenobia, auf Münzinschriften regelmäßig beigefügt, ein Zeugniß für ihre römische Nationalität, da auch sonst Bürger und Bürgerinnen des von Rom abhängigen Palmyra ihrem einheimischen Namen einen römischen beigefügt haben. Jedenfalls bewies Zenobia auf dem ihr jetzt eröffneten Schauplatze eine Thatkraft, Umsicht und Ausdauer, welche sie würdig machten, jenen Königsgeschlechtern der alten Zeit als ein ebenbürtiger

Sprößling, oder dem weltbeherrschenden Römervolke als vollberechtigte Mitbürgerin beigezählt zu werden.

Gallienus, von der Regierungsveränderung zu Palmyra unterrichtet, ernannte einen Nachfolger des Odenathus im Oberbefehl des Orients, dem Scheine nach, um an den Persern verspätete Rache für seinen gefangenen Vater zu nehmen, im Grunde aber gegen Odenathus' Hinterlassene und ihre Herrschaft. Doch im Zusammenstoß mit den bedrohten Palmyrenern erlitt das römische Heer eine vernichtende Niederlage. Dieser Sieg weckte natürlich in Zenobia's hochstrebender Seele Eroberungsgedanken, denen sie für den Augenblick um so ungestörter nachgehen konnte, weil Gallienus' trefflicher Nachfolger, der Kaiser Claudius II., mit den Deutschen vollauf beschäftigt, trotz des siebenmaligen Zurufs der Römer bei seiner Thronglanzung: Claudius Augustus befreie uns von der Zenobia und Victoria*), seinen Heldenarm jetzt nicht gegen den Orient zu kehren vermochte. Während sie daher auf der einen Seite ihre Herrschaft über das römische Arabien und die weiten Länderstrecken zwischen Tigris und Euphrat ausbreitete, drang auf der anderen ein Heer von ihr tief in Kleinasien vor, in der Absicht, die Grenzen ihres Kaiserreiches bis in die Nähe von Konstantinopel zu erweitern, und gewann



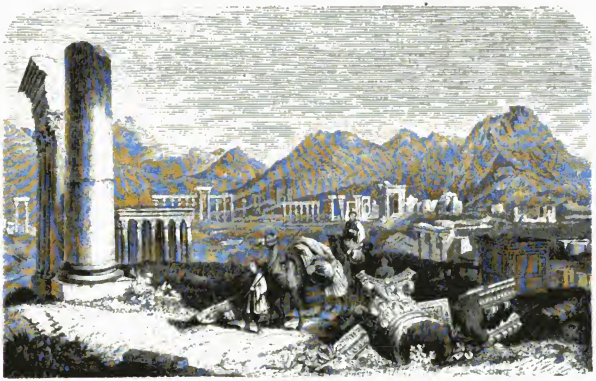
ihr ein drittes Heer nach wechselvollem Kampfe den Besitz von Aegypten, so daß es sich bereits für die Römer um den Besitz oder Verlust des ganzen Orients und um die Theilung der Welt zwischen ihnen, Palmyra und Persien handelte.

Da wurde Aurelianus durch seine Erhebung auf den römischen Kaiserthron zur Lösung dieser Weltfrage berufen. Dieser Held, Roms gewaltigstem Kaiser Trajanus vergleichbar, und in den Annalen der römischen Geschichte als „Wiederhersteller des Reiches" geehrt, hatte sich durch siegreiche Kämpfe gegen die Deutschen am Rhein, in Oberitalien und an der Donau zum Entscheidungsstreite mit Zenobia eingeübt. Bald wieder Meister von Kleinasien, kehrte er sofort in Syrien seine Waffen gegen die Kaiserin des Ostens. In der Nähe der durch Bildung und Kunstschätze glänzenden Hauptstadt Syriens, Antiochia, wo einst Jesu Bekenner zuerst sich den Namen „Christen" beilegten (Apost. Gesch. 11, 26), erlitt Zenobia die erste Niederlage; ihr folgte bald eine zweite, zwei Stunden südlicher, bei Daphne, dem von einem großen und quellenreichen Cypressen- und Lorbeerhaine umgebenen Hauptlustorte der Antiochaner; der dritte Schlag fiel noch tiefer, im Süden des Orontesthales bei Emesa, derselben Stadt, wo fünf Jahre früher Zenobia's Gemahl so blutig geendet hatte. Hier stießen Krieger aus allen Weltgegenden, aus Europa, Afrika, Asien zusammen und das kaiserliche Heer entriß den Palmyrenern aufs vollständigste den bereits halb errungenen Sieg. Außer Standes, ein neues Heer zu sammeln, da die ihrem Reiche unterthänigen Völker überall die Partei des Siegers ergriffen, mußte Odenathus' Wittwe ihre letzte Zuflucht in Palmyra suchen. Auf dem Wege durch den dazwischen liegenden Sandocean litt das sie verfolgende römische Heer eben so stark durch die Neckereien umschwärmender Syro-Araber, als, endlich vor der feindlichen Stadt angelangt, durch die gewaltigen, mit Kraft und zugleich mit Hohn gegen die Belagerer gebaudhabten Vertheidigungsmittel Zenobia's, und der Kaiser selbst wurde durch einen Pfeilschuß verwundet. Seine Vergleichsvorschläge „Straflosigkeit für sie selbst und eine Residenz nach der Wahl des römischen Senats, Erhaltung seiner städtischen Rechte für Palmyra" wurden von der bedrängten Kaiserin des Ostens mit eben so viel Stolz als Zuversicht auf die Hilfe der Perser, Araber und Armenier zurückgewiesen; aber sie hatte sich dabei verrechnet. Denn der Entsatz, von den Persern verflucht, welche durch den Tod Sapors für den Augenblick in ihrer Thatkraft gelähmt waren, wurde vereitelt; die arabischen und armenischen Reitergeschwader wußte Aurelianus zu bestechen, und der von den Belagerten bei ihren Gegnern vermuthete Mangel kehrte sich wider sie selbst. Daher wurde jetzt Flucht für Zenobia die Losung, Flucht auf dem schnellsten ihrer Tremedare, in der Richtung des Euphrat, den sie einst mit ihrem Gemahle siegreich überschritten hatte, um jenseits Hülfe von den Persern und erneuten Kampf wider die Römer zu erwirken. Allein sie wurde noch auf dem Strome eingeholt und vor Aurelianus geführt, dem die Gefangene auf die Frage: wie sie den Kampf gegen den römischen Kaiser habe wagen können? eben so fest als klug antwortete. Bald nachher im Jahr 273 ergab sich auch ihre Hauptstadt, und der Kaiser, hiedurch befänftigt und durch die Auslieferung von Waffen, Pferden und Kameelen und einem unermeßlichen Schatz an Gold, Silber, Seide, Edelsteinen zufriedengestellt, ließ mit unerwarteter Milde den Bürgern Leben und Eigenthum, und legte bei seinem Abzuge eine mäßige Besatzung ein. Nach Emesa zurückgekehrt, hielt Aurelianus über seine hohe Gefangene und ihre am Widerstande mitschuldigen Rathgeber öffentlich Gericht. Gewaltig war das Ungefüüm der römischen Soldaten, welche mit zornigem Geschrei Zenobia's Bestrafung verlangten, und stark genug, um, verbunden mit den niederschlagenden Bewußtsein, Sieg, Herrschaft, Freiheit an einen strengen, gereizten Ueberwinder verloren zu haben, selbst in der Seele einer Zenobia der Schwäche des Weibes — oder vielleicht richtiger der Schwäche des menschlichen Herzens überhaupt — die Oberhand zu verschaffen über den Heldensinn der Fürstin, oder

*) Die Mutter des Victorinus, eines der in Gallien aufgetretenen Gegenkaiser, welche nach dem Tode ihres Sohnes und ihres Enkels von einem Theile der Krieger als „Mutter des Lagers" und als Kaiserin begrüßt, bald aber durch natürlichen oder gewaltsamen Tod wieder aus ihrer glänzenden, unsicheren Stellung abgerufen wurde.

Digitized by Google

über den selbst bei Männern, geschweige denn bei Frauen, nicht eben häufig gebietenden todesmuthigen Adel menschlicher Natur, so daß Zenobia alle Schuld von sich ab auf ihre Rathgeber wälzte und selbst blos als Verführte angesehen und behandelt sein wollte. Aurelianus aber, durch die von ihr gegebene Bezeichnung hinlänglicher männlicher Opfer für seine Rache zufriedengestellt, erachtete es für unwürdig, eine Frau zu deren Stillung bluten zu lassen. Und so mußten denn mehrere jener Rathgeber mit dem Leben büßen, von denen jedoch nur einer bei der Nachwelt namentlich aufgeführt wird — Longinus, durch seine geschmackvolle Schrift „über das Erhabene" in der literarischen Geschichte eben so berühmt, als durch seine heroisch ertragenen Leiden in der politischen. Er insbesondere soll als Verfasser jenes stolz abweisenden Antwortschreibens der belagerten Zenobia an den Kaiser den tödtlichen Haß desselben auf sich gezogen haben. Der Ruhm dieses Mannes, eines der zahlreichen Opfer der Furcht seiner ehemaligen Gebieterin, wird jenen der Königin, die ihn preisgab, und ihres rachgierigen Ueberwinders, der ihn verdammte, überleben. Genie und Gelehrsamkeit waren nicht im Stande, einen hochfahrenden, unwissenden Krieger zu rühren; aber sie flößten der Seele des Longinus Erhabenheit und Stärke ein. Ohne eine Klage hören zu lassen, folgte er willig dem Henker, seine unglückliche Fürstin bemitleidend und seinen schmerzlich trauernden Freunden Trost einsprechend. — Nach diesem blutigen Schlusse seines palmyrenischen Sieges trat der Kaiser den Rückweg nach



Ruinen von Palmyra.

der Heimat an. Ehe er aber den Fuß auf europäischen Boden setzte, ereilte ihn die Botschaft vom Aufstand der Palmyrener. Diese Syrer, denen, wie ein alter Schriftsteller bei diesem Anlaß klagt, das Wortbalten schwer und selten ankam, hatten nach vergeblichen Versuchen, den römischen Statthalter Mesopotamiens zur Annahme des Kaiserdiadems zu bewegen, ihre römische Besatzung niedergemacht, und Achilleus, einen Anverwandten Zenobia's, mit dem Purpur bekleidet. Da kehrte Aurelianus mit seiner stets schlagfertigen Raschheit nach dem Osten zurück, eroberte ohne Mühe die meuterische Stadt, ließ, während dem Achilleus seine Nichtigkeit das Leben rettete, auch unter Frauen, Kindern und Greisen ein gräuliches Blutbad anrichten und die Stadt selbst zerstören, wobei zugleich der herrliche Sonnentempel von seinen Kriegern ausgeplündert wurde, den Rest der Palmyrener aber ließ er auf der verödeten Stätte wohnen bleiben. Und jetzt eilte der Kaiser nach Rom, um dort seinen Triumphheimzug zu halten. Dieser zeigte, außer den anderen gewöhnlichen Beigaben eines solchen Zuges, drei reich geschmückte königliche Wagen, den des Odenathus, einen vom Perserkönig dem Kaiser geschenkt, endlich einen mit vier Hirschen bespannten, worauf Aurelianus selbst nach dem Kapitol fuhr. Vor diesem gieng Tetricus, der gestürzte Gegenkaiser, in gallischer Tracht mit seinem Sohne einher und Zenobia, vielleicht im Geleite von Söhnen und Töchtern, in einer niederdrückenden Last von Edelsteinen prangend, am Hals, Händen und Füßen mit goldenen Ketten geschmückt oder vielmehr geplagt, welche Andere ihr tragen halfen. Zahlreiche andere Gefangene aus der Thier- und Menschenwelt aller Zonen bildeten das übrige Gefolge: hier, um nur einige zu nennen, neben Giraffen des Südens Elennthiere des

Nordens, dort neben Arabern und Aethiopen, Rhorolanen vom Nordufer des schwarzen Meeres, Franken und zehn gothische Amazonen. Die erlauchtesten Mitglieder des Senats, des Volkes und Heeres schlossen den feierlichen Zug. Ungeheuchelte Freude, Staunen und Dankbarkeit gaben sich im Jubel der Menge kund, aber die Freuden des Senates wurden durch die Anwesenheit des Tetricus getrübt, und man murrte darüber, daß der stolze Kaiser die Person eines Römers und eine obrigkeitliche Person dergestalt öffentlicher Schmach preisgeben könne. Beiden gestürzten Herrschern wandelte ihr kaiserlicher Ueberwinder das Loos der Gefangenschaft in ein ehrenvolles Dasein um, indem Tetricus eine Statthalterschaft in Italien, Zenobia eine Villa bei Tibur, dem heutigen, in Roms Nähe reizend gelegenen Tivoli, erhielt, welche noch im vierten Jahrhundert den Namen ihrer berühmten Bewohnerin trug. Hier nun, aber zum Theil auch in Rom selbst, führte die ehemalige Beherrscherin des Ostens das Leben einer römischen Matrone bis in ihr hohes Alter, umgeben von Kindern und von Enkeln, die von ihren mit römischen Edeln vermählten Töchtern stammten; noch ein Jahrhundert später fanden sich Nachkömmlinge von ihr unter dem römischen Adel und führte eine Familie ihren unsterblichen Namen, mit dem wir zuletzt noch den florentinischen Bischof Zenobius bezeichnet treffen.

Wir haben die Kaiserin des Ostens auf ihrer immer glanzvolleren Herrscherlaufbahn bis zu Fall, Gefangenschaft und Einkehr in die Stille des Privatlebens begleitet. Zeichnen wir jetzt noch zum Schlusse das Bild ihrer ansprechenden Persönlichkeit nach leiblicher und geistiger Begabung, nach ihrer vielseitigen Bildung, sowie nach ihren häuslichen und ehelichen Verhältnissen. Zenobia vereinigte in sich eben so große Vorzüge des Körpers, wie des Geistes. Von etwas dunkler Haut- und Gesichtsfärbung, deren Anflug uns jener Gluthimmel erklärt, dessen Einwirkungen sich die heldenmüthige Fürstin während ihres thatenreichen Lebens oft aussetzte, hatte sie perlenweiße Zähne, ein ungewöhnliches Feuer aus ihren schwarzen, von einem höheren Geist und unglaublicher Anmuth durchleuchteten Augen strahlend, die lieblichsten Gesichtszüge und Körperformen, und eine helle, männliche Stimme*). So in Schönheit ihrer angeblichen ägyptischen Ahnfrau Kleopatra vergleichbar, übertraf sie dieselbe weit an wahrer Glorie und an Keuschheit, welche auch im ehelichen Leben an den strengsten Grundsätzen festhielt, sowie an Muth, welchen sie auch an ihrem furchtbaren Gegner Aurelianus ebenso ehrend anerkannte, als sie das Gegentheil in Kaiser Gallienus und Anderen verachtete. Selten bediente sie sich des bequemeren Hängewagens, gewöhnlicher des zweirädrigen, noch öfter eines Pferdes, schritt aber auch Stunden lang mit ihren Kriegern zu Fuß einher. Wie ihr Gemahl durch die Jagd auf den Krieg eingeübt und nach Vieler Ansicht noch tapferer als dieser, war sie jedenfalls für ihn ein nachhaltiger Beistand in mehreren seiner siegreichen Kämpfe gegen den gewaltigen Perserkönig Sapor, besonders vor der altberühmten Hofstadt Ktesiphon. Klug in ihren Entwürfen, standhaft in deren Verfolgung, zeigte sie sich ehrfurchtgebietend gegenüber von ihren Kriegern, wie von ihren Unterthanen der verschiedensten Nationalitäten; despotisch streng oder huldvoll mild, wenn und wie es die Umstände zu erfordern schienen, und in dieser Art auch freigebig, während sie sonst über das Maß weiblicher Sparsamkeit mit ihren Schätzen haushielt. Obgleich nüchtern aus Neigung und Grundsatz, zechte sie doch oft mit ihren Heerführern und that wohl auch Persern und Armeniern Bescheid, um sie niederzutrinken. Mit königlichem Pompe lebend, bediente sie sich wie Kleopatra bei Gastmahlen goldener, mit Edelsteinen verzierter Trinkgefäße, und hatte zur Aufwartung nach orientalischem Brauche Eunuchen von vorgerücktem Alter, sehr selten Mädchen. Ihre Art zu leben und sich zu zeigen war zwischen persischer und römischer Sitte getheilt. So verlangte sie für sich die persische Art der Huldigung des sich Niederwerfens in den Staub; an ihrer Tafel speiste sie nach der Weise römischer Kaiser; bei Volks- und Heeresversammlungen erschien sie behelmt, in einem mit Purpur verbrämten, von Edelsteinen funkelnden Gewande. — Ihr Gemahl brachte ihr aus seiner ersten Ehe einen Sohn, den obengenannten Herodes; sie selbst gebar ihm zwei Söhne und mehrere Töchter. Jener Herodes verband mit orientalischer Ueppigkeit griechischen Luxus und wurde von dem hierin schwachen Vater mit allen Reizmitteln derselben versehen, dagegen von seiner Stiefmutter vielleicht nur deßwegen in der solchen Müttern gelänfigen Weise behandelt, was ihn dann bei seinem leiblichen Vater nur um so mehr empfahl. Die Eintracht, welche dem häuslichen Leben des glorreichen Ehepaares wegen des eben angedeuteten Mißstandes gefehlt zu haben scheint*), mag es wenigstens dagegen, wie wir gerne annehmen wollen, im zusammentreffenden gemeinsamen Streben nach Palmyra's Größe und Erhebung über Rom und Persien und nach der Verherrlichung des eigenen Namens wieder gefunden haben. — Ihre leiblichen Söhne, Herennianus und Timolaus, mußten auf ihren Befehl Latein sprechen, so daß sie selten und nur mit Schwierigkeit griechisch redeten. Auch war der jüngere, Timolaus, von so lebhafter Zuneigung zur lateinischen Literatur beseelt, daß er für einen ausgezeichneten Redekünstler in dieser Sprache gelten konnte. Zenobia selbst war mit der lateinischen Sprache nicht unbekannt, vermied jedoch deren Anwendung aus Schüchternheit; dagegen war sie der griechischen wenigstens zum Verständniß der darin geschriebenen Meisterwerke, der syrischen aber zu eigenem Gebrauche und ebenso der ägyptischen vollkommen mächtig. In der

*) Sollte freilich der Stempelschneider auf einer uns erhaltenen Zenobiamünze naturgetreu porträtirt haben, so müßten wir die obigen, einem römischen Schriftsteller entnommenen Schilderungen ihrer Schönheit und Anmuth der Uebertreibung anklagen. — Eine Abbildung dieses Münzbildes nebst den des Aurelianus ist hier beigegeben.

*) Hieraus und, im Zusammenhang damit, aus dem angeblichen Aerger Zenobia's über die väterliche Bevorzugung jenes Sohnes erster Ehe vor ihren zwei leiblichen Söhnen, hat man den Verdacht zusammengetragen, die Fürstin habe am Vorabend gegen ihren Gemahl Meuchelmord genommen; ein Verdacht, der jedoch aus überwiegenden Gründen zurückzuweisen ist.

Digitized by Google

Geschichte des Morgenlandes vor und nach Alexander dem Großen besaß die geistvolle Herrscherin so gründliche Kenntnisse, daß sie dieselbe in einen Auszug brachte. Die römische Geschichte hatte sie in griechischer Sprache gelesen. In der Literatur der letzteren Sprache, deren Studium ihren männlichen Geist kräftigte und schmückte, war der oben genannte Longinus, zugleich ihr politischer Rathgeber, Zenobia's Lehrer, und unter der Anleitung dieses kenntnißreichen und feinen Beurtheilers classischer Werke lernte sie die Schönheiten Homer's und Plato's bewundern. Wahrscheinlich zu Athen geboren, hatte er schon in jungen Jahren auf ausgedehnten Reisen mit seinen Eltern die ausgezeichnetsten Denker christlichen und heidnischen Glaubens kennen gelernt; einige derselben übten auf seine Bildung den größten Einfluß aus, und unter diesen interessirt uns am meisten Origenes, einer der geistvollsten, kenntnißreichsten und edelsten christlichen Kirchenlehrer im ägyptischen Alexandria. Ebendaselbst in die Wissenschaften, namentlich die Weltweisheit eingeleitet, gewann Longinus später als Lehrer der letzteren zu Athen bei seinen Schülern und Zeitgenossen überhaupt eben so großes Ansehen, als er uns Späteren durch seine mit dem Tod besiegelte Treue gegen Zenobia, mit welcher den gelehrten Mann eine orientalische Reise in Verbindung gebracht zu haben scheint, sowie durch eine ästhetische Schrift „über das Erhabene" höchst schätzbar ist. Diese ihm wenigstens von mehreren Seiten beigelegte Abhandlung, welche die Natur des Erhabenen philosophisch beleuchtet und durch treffende Beispiele aus dem Alterthum erläutert, ist deßhalb und wegen des gesunden Urtheils und lebendigen Styls jedenfalls seines ehrwürdigen Namens nicht unwerth. Mitten unter zahlreichen, aus Homer entlehnten Belegen finden wir im neunten Kapitel dieser Schrift zu unserer angenehmen Ueberraschung auch folgende Angabe: „Ebenso hat der Gesetzgeber der Juden, gewiß kein verächtlicher Schriftsteller, da er sich den erhabensten Begriff von der Gottheit gemacht hat, gleich im Anfange seines Buches (1. Mos. 1, 1—3) gesagt: Gott sprach: es werde Licht! und es ward Licht; es werde die Erde! und sie ward." Von seinen übrigen zahlreichen Schriften besitzen wir meist nur die Titel mit einzelnen Bruchstücken. Die im geistigen Verkehr mit diesem Manne gepflegte Liebe zur Wissenschaft verdient an der Beherrscherin Palmyra's um so mehr Anerkennung, als jene Liebe nach Longinus' eigenem Zeugniß sonst in ihrer, den materiellen Interessen zugewendeten Hauptstadt eben nicht sonderlich herrschend war. — Eine Frau nun von Zenobia's Geist und Bildung konnte dem Wahnglauben an griechische oder asiatische Götter oder an ein Gemenge aus beiden unmöglich in die Länge zugethan bleiben, sondern wird sich wahrscheinlich einem reineren Lichte religiöser Erkenntniß zugewendet haben. Die Freude, ohne irgend einen Beweis dafür, zu glauben, daß sie Christin geworden sei, Anderen überlassend, pflichten wir vielmehr der Ansicht bei, welche sich auf unzweideutige Zeugnisse und noch andere Gründe stützt: Zenobia sei von der heidnischen zur jüdischen Religion übergetreten. Damit ist aber ihre Liebe zur griechischen Wissenschaft, die ja auch bei den ägyptischen Juden in Alexandria zum Beispiel auf dem trefflichen, den alttestamentlichen Apokryphen einverleibten Buche „der Weisheit Salomo's" ersichtlich ist, sowie ihre von Kirchenvätern uns bezeugte Toleranz gegen das Christenthum, und dazu ihre Begünstigung des antiochanischen Erzbischofs Paul von Samesäta recht wohl vereinbar. Dieser Mann, wenn gleich durch sein eigennütziges und üppiges Treiben, und zwar mit noch weit größerem Rechte, als durch seine von den Rechtgläubigen abweichende Lehrmeinung über die Personen Christi übel berufen, hatte sich doch eine nicht unbedeutende Partei gebildet. Daher fand es die Politik der palmyrenischen Herrscherin angemessen, den glatten Höfling um so mehr, als sie selbst dem jüdischen Glauben angehörte, wider seine Gegner aufrecht zu halten, und sich selbst an ihm in Syrien einen Stützpunkt gegen Rom zu sichern, so daß erst mit ihrem eigenen Fall durch Aurelians Waffen auch der seinige vor dessen kaiserlichem, der asiatisch-römischen Rechtgläubigkeit geneigten Richterstuhle entschieden wurde.

Wie endlich diese merkwürdigste Frau des Morgenlandes durch die Größe ihrer persönlichen und politischen Bedeutung und das Tragische ihres Schicksalswechsels schon im Alterthum den Griffel vieler Schriftsteller in Bewegung setzte, so haben sich auch im modernen Europa namhafte Historiker und Dichter verschiedener Nationen mit ihrer Verherrlichung beschäftigt. Wir nennen neben dem italienischen Dichter Petrarca und dem französischen Boileau, nur den berühmten englischen Historiker Gibbon, dessen geistvolle Auffassung wir in diesem Aufsatze mehrfach benützt haben, sowie den genialen, neben Shakspeare als ebenbürtig gestellten spanischen Dramatiker Calderon de la Barca, welcher, schon durch das Außerordentliche ihrer Erscheinung begünstigt, in seiner „Großen Zenobia" die geschichtliche Wirklichkeit mit der freien Dichtung wundersam gemischt hat. Im ersten Bande der Gries'schen Uebersetzung seiner Dramen, Seite 21, lautet eine Stelle:

„Dort herrscht Zenobia, jene Göttergleiche,
Zu welcher sich geneigt der Sterne Schaaren,
Daß Alles ihr an Stärk' und Schönheit weiche;
Denn selbst das Fernste sollt' in ihr sich paaren:
Merkur gab ihr Beredsamk, Zeus Glück und Ehre,
Mars Tapferkeit, und Schönheit gab Cythere.

Digitized by Google

Die Maifeier.

Es war an einem wolkenſchweren Märzabende, der Südweſt rüttelte heftig an den nach dem Thale ſchauenden Fenſtern; wir waren, fünf oder ſechs Freunde, wieder verſammelt, um einander Mittheilungen zu machen aus unſern Bohrverſuchen in den weiten, mannigfaltigen Gebieten der Sage, der Dichtung, der Geſchichte. Unſer Mittelpunkt, gewöhnlich unſer geiſtiger Rädrvater, war ein Mann, welchen Deutſchland als einen in allen Proben bewährten Charakter und als Dichter verehrt. Was er in Jahrzehnten unermüdeter Arbeit aus den Schachten des deutſchen Alterthums zu Tag gefördert hat, lag ihm zur Auswahl für ſeine Mittheilungen vor. — Als nun der Thauwind ſo gar burſchikos durch das Thal raſte, an Thüren und Fenſtern polterte, bemerkte ich, immer die etwas vorlaute vox humana im Regiſter, dieſer Geſelle müſſe auf den kräftigen Naturſinn unſrer Ahnen einen ſtarken Eindruck gemacht haben, ihnen als Symbol deſſen, was im Menſchen ringt und klingt, willkommen geweſen ſein; es müßten ſich wohl in Sitten und Dichtung unſerer Alten Spuren davon finden. — Die Antwort darauf war auch dieſesmal eine äußerſt reiche; ſie war mir zugleich eine Ermunterung, den Gegenſtand in den Schriften Grimms, Bechſteins und Anderer weiter zu verfolgen.

Der Frühlingsſturm mit ſeiner Wonne und mit ſeinen Schrecken — nicht das ſanfte Säuſeln durch das junge Grün — war unſern Altvätern das Sinnbild der jugendlich kräftigen Liebe. Dieſe Saite ſchlagen die alten Dichter gewaltig an. Aber unſere ſtreitbaren Vorellern begnügten ſich nicht mit Wortgeklingel; was die Natur Gewaltiges, Eingreifendes vor die Sinne ſtellte, wurde ihnen auch Motiv zur That. Der Frühlingsſturm läutete die Zeit der Rüſtung ein, die des Auszugs in den Krieg oder doch zur Heerſchau über das Volk in Waffen, zum „Maifelde“, zur gewappneten Volksverſammlung und zu reißigen Feſten.

Vor Einführung des Chriſtenthums waren dieſe mit Opfern und prieſterlicher Symbolik verbunden. Durch die Schickſale unſeres Volkes wurde ſeine Auffaſſung reicher ausgebildet. Der Winter war nun die alte, ſtarre, blinde Zeit; nur kämpfend weicht er dem nicht ſo ſeit gegürteten und geſchloſſenen, dem lebensfriſchen, raſtloſen Frühling, welcher trotz aller Rückſtöße den Winter in ſein nordiſches Reich zurückdrängt und ihn auch in dieſem mit ſeinen hellen Haufen heimſucht.

Natur und Menſchenleben gehen in dieſem Bilde Hand in Hand. So hat denn auch in unſeren Tagen vielleicht ohne von jenen Vorgängen beſtimmt zu werden, Annette von Droſte als ächte Naturdichterin in ihrem „Säntis“ das Jahr aufgefaßt. Der ſteile Alpſtein, welchen ſie auf der Dagobertsburg ihres wahrhaft freiherrlichen Schwagers zu Mörsburg vor Augen hatte, der Säntis war ihr die letzte Zuflucht des Winters, welche er im Frühling, während der heißen Monate gegen den Fremdling aus der Lombardei, den Föhn, ſtandhaft vertheidigt. Dort „wo ſich die weißen Decken ſtrecken“, harrt er der langen Nächte, um ſiegreich über Land und Leute herabzubrechen.

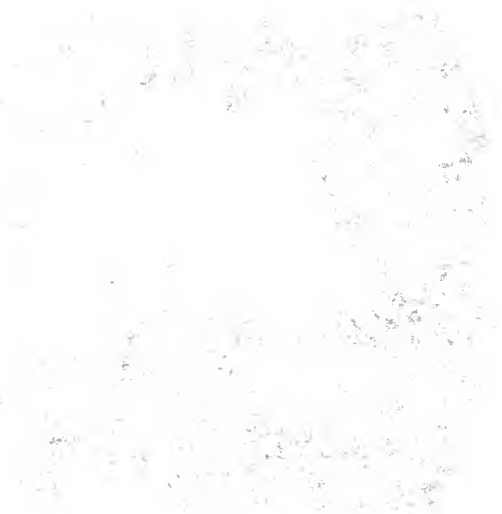
Dieſe kräftige, reiche Naturanſchauung haben, wie geſagt, unſere Väter zur That geſtaltet. Die Bürger unſerer durch Waffen, wie durch Kunſtfleiß freien Städte, hier die ſchwergeharniſchten Männer, dort die leichter ausgerüſteten Jungen, ſtellten, um es modern auszudrücken, im Frühling ein ſinnvolles Manöver, das Maifeſt dar, wobei oft nicht blos Banner und Schärpen die Straßen rötheten. Der Winter hatte ſeinen Sitz etwa in der alten Burg; von hier aus hält er Stadt und Land unterjocht. Aber unter dem Stürmen der Glocken erhebt ſich das freiheitsdurſtige junge Volk und greift den Tyrannen kühn an. Er wird trotz ſeiner Gegenwehr zurückgedrängt, überwältigt. — Die Rüſtungen zu dieſem Feſte glichen nicht ſelten denen zu einem Feldzuge. In Weſtphalen rüſtete gegen Ende des Mittelalters eine Stadt angeblich zum Maifeſte; ihre ſchmucke Mannſchaft fiel aber in ein benachbartes verfeindetes Gebiet ein und brannte einige Dutzende Dörfer und Höfe der Ueberraſchten nieder.

Nicht blos der Winter hielt als ſtolzer Selbſtherrſcher ſeine Streitkräfte geſchloſſen in Reih und Glied; auch die leichte, tollkühne Schaar kämpfte unter der Führung des Maikönigs oder Maigrafen. Zu dieſer Würde beriefen die junge Mannſchaft der Stadt durch Wahl den Braveſten aus ihrer Mitte, den princeps juventutis. Der deutſche König Albrecht I., Rudolfs Sohn, als er im Frühling 1308 nahe ſeiner Stammburg Habsburg das Maifeſt feierte, wollte ſeinem Neffen eine Auszeichnung und Vertröſtung gewähren, indem er ihn durch einen Kranz zum Maikönig erkor. Aber der Neffe, welchem die Vorenthaltung ſeines Herzogthums Schwaben das Herz mit Groll erfüllte, ſah darin eine Verhöhnung, als ſollte er gleich einem Jungen mit Tand abgeſpeiſt werden, und ſo ermordete er am Ufer der Aare den königlichen Ohm.

Die Feier des Maifeſtkampfs war nicht blos an Höfen und in Städten Sitte; Munſterus meldet in ſeiner Kosmographie vor dreihundert Jahren, daß auch in den Dörfern bei Chur die „Klopfer“ zu Hauſe ſeien. Wir verfolgen die mannhafte Sitte nicht bis herab zu ihrem Zerfall, wo der Winter als Strohmann das Geſpött der Knaben wurde, wie der einſt auf den Burgen als König der Thiere mit fürſtlichen Ehren begrüßte Bär, die Krone der Jagdbeute, der Kinder Spott wurde, ſeit man ihn tanzen gelehrt hatte.

Der kindliche Scherz und knabenhaftes Spiel haben ihr Recht; aber wären ſie nicht zu veredeln, wenn wir zurückgriffen zu den heiterernſten Frühlingsfeiern unſerer Vorellern und dazu die Mittel erſchlöſſen, welche uns die moderne Geſchmacksbildung bietet? — Die Natur, uns wie-

Digitized by Google



Digitized by Google

hatte, der Säntis war ihr die letzte Zuflucht des Win- | derne Geschmacksbildung [illegible]

Digitized by Google

Sonntags-Vergnügen.

Verlag von Krais u. Hoffmann in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

der vertrauter geworden, als sie es dem vorigen Jahrhunderte war, die uns wieder erschlossene Art und altehrwürdige Sitte unserer Nation sind die Festladen, die Festordner. Gewiß ist nur das originell, nur das ist und bleibt neu und jung, was uralt, was volksthümlich ist. Unsere Kinder, sie, die selbst im Mai des Lebens stehen, sind die rechten Gesandten, den Frühling des Jahres zu begrüßen. Den Kindern, welche wirklich Kinder sind, würde ein solches Fest, bis auch auf sie der Herbstreifen des Lebens fällt, gewiß tief im Gedächtniß bleiben, tiefer und frischer, als so manche, mehr Vorbereitung heischende, modische gesellige Vergnügungen. Ihr deutschen Frauen aber, ihr Hüterinnen der Sitte und der Bildung, indem ihr eure Kinder zu diesem Feste schmückt, ihr deutschen Jungfrauen, indem ihr eure jüngeren Geschwister dazu ausrüstet und einführet, thut damit ein Werk deutscher Art, ihr wirkt zu einer deutschen That mit.

Schon das Bisherige wird gebildeten Frauen reiche Motive bieten, um je nach örtlichen Verhältnissen und nach den reicheren oder bescheideneren Mitteln ein schönes Frühlingsfest mit Umzug zu feiern. Nachdem wir besonders Grimm (Mythologie, erste Ausgabe, von Seite 435 an, namentlich 440, 441) zu Rath gezogen, möchten wir folgenden Vorschlag machen.

Das Fest hat nothwendig den Charakter des Kampfes; damit dieser nicht in Streit ausarte, muß Disciplin geübt werden. Knaben, welche bei ihren Kameraden für händelsüchtig gelten, sind zu Posten zu verwenden, wo sie weniger in Versuchung stehen. Besonders guter Disciplin bedarf die Schaar des Winters, weil sie im Rückzug ist und Rückstöße auszuführen hat. Für sie sind ohnehin größere Knaben auszuwählen, welche durch Turnen, durch Exerciren Uebung im Gehorsam und damit Fähigkeit zum Befehlen haben. Sie werden ungeheißen zuvor Proben halten. Die Waffen dieser unter der dunkelgrauen Nebelfahne gesammelten Schaar sind Tannenreiser; statt der Schneeballen wären Kugeln von weißem Papierabfall ein unschuldiges Geschütz. — Das Haupt dieser Schaar, der Wintergraf, ein weißbärtiger Greis in eisfarbigem Harnisch und Helm, wird auf einem Schlitten von gefesselten Flußgöttern geführt. Sein Gefolge hat dunkle Farben, von Pflanzen nur Moos und Tannenzweige. Die Kriegsmusik des Winters: der nächtliche Sturm, blasende Nachtwächter, Knaben mit Pfeifen, brummende Lineale an Schnüren in der Luft drehend. Der Bär, der Wolf, der Rabe sind Motive, welche als Wappen oder sonst zu verwenden sind. Damit auch auf dieser Seite Mädchen wären, könnte die Nacht mit entsprechender Begleitung folgen. Nur hüte man sich vor Pathetischem, Anspruchsvollem, damit dieß nicht noch komischer werde, als das Komische. Bei Kindern läßt allerdings Manches sich heiter an, was bei Erwachsenen lächerlich wäre.

Mannigfaltiger, ohne Vergleich farbiger ist die zahlreichere, jüngere Schaar des Frühlings. Mit fliegenden Haaren, mit Birkenzweigen und Blumen zieht die „Maigrafengilde", dem Maibaum als Fahne folgend, Frühlingslieder und den Kukuksruf anstimmend einher. Hier sind der Motive so viele, daß man sie zu sichten und zu ordnen hat.

Bekanntlich folgen sich die Frühlingsspiele unserer Jugend in einer festen Reihenordnung und lösen einander ab; überall finden sich unter den Knaben Zionswächter dieses Herkommens, Großceremonienmeister der Frühlingsspiele und ihrer Rangordnung. Diese Spiele können nun eben in ihrer Reihenfolge dargestellt werden. Die Stelzenläufer und die klappernde Schaar mit ihrem Obertambour umgeben den als Storch maskirten, bewährtesten Stelzenkünstler, welcher im Schnabel ein Wickelkind trägt. Gebackene Wickelkinder unter die Zuschauer geworfen, sind willkommener Scherz.

Mädchen mit Lämmern am Bande wären vielleicht zu sentimental, eine Hirtenscene indeß wohl am Ort. Vielleicht ließe sich ein Vogelnest scherzhaft darstellen. Der Osterhase mit farbigen Eiern darf nicht fehlen, am wenigsten aber — das Columbusei des Versuchs der Ausführung. Katholische Mittelstädte sind wohl der geeignetste Boden für eine solche Feier.

In Gedanken wären wir jetzt am Ende; aber eben Ende gut, Alles gut! — Das Fest hat in seinem Verlaufe etwas Dramatisches, welches zum Abschluß kommen möchte. — Der Winter ist der Besiegte, der an Pracht und Lust zu kurz kommt. Ihm gehört noch eine Versöhnung. Wo die Gelegenheit des Orts, an welchem schließlich Alt und Jung, Freund und Feind zu ruhigem Festgenusse sich sammeln, es erlaubt, können sofort oder mit einbrechender Dämmerung Transparente oder lebende Bilder den Winter mit seinen Freuden, seinen häuslichen Scenen darstellen, z. B. die Spinnstube, oder Maria mit dem Christuskind, oder den Winter auf seinem Gebirgsthrone, wie Fräulein von Droste ihn uns vorführte.

Die Kinder werden sich gewiß größtentheils geschickt zu dem Feistspiele anlassen und es selbst in Ordnung halten, wenn sie nur nicht durch die Eitelkeit der Erwachsenen verhindert werden, die nur ihnen bekannten, dazu geeigneten Kameraden zu den Ehrenämtern zu wählen.

Gemeinsame sinnvolle öffentliche Feier eines weiteren Freundeskreises und seiner Kinder, mit ihrem Maß und ihrer Ordnung, bei aller Freiheit der Freude, hat etwas ethisch Läuterndes auch für weitere Kreise. Wir sollten die Hebel der Oeffentlichkeit und Volksthümlichkeit nicht blos auf das vorherrschend politische oder kirchliche Gebiet beschränken; wir sollten den die Sitte, das Gefühl für Anstand anregenden öffentlichen Festzug nicht blos den Südländern lassen. Die Schule thut's nicht allein.

Möchte der Blumengraf in diesem Frühjahr aus mancher guten deutschen Stadt seine Schaar in's Feld führen. Gerne würde der Einladung zum Feste folgen

H. Renchlin.

Digitized by Google

Reisebilder.

Von **Dr. Moritz.**

1. Der Mascaret.

Von Fontainebleau kommend hielten wir uns nicht einmal in Paris auf, um ja das große Schauspiel nicht zu versäumen. Es war der 4. Oktober 1861, und am fünften Vormittags sollte, nach der Versicherung des Herrn Babinet, des bekannten Mitglieds des Instituts und Wetterpropheten, in der Mündung der Seine ein Mascaret stattfinden, wie er seit so und so viel Jahrzehnten nicht stattgefunden und wie er in so und so viel Jahrhunderten nicht wieder vorkommen soll. Mascaret aber nennt man die alljährlich im Herbste wiederkehrende große Springfluth; sie hat ihren Namen von dem an der Dordogne liegenden Flecken St. Macaire. An der Seine heißt sie eigentlich La Barre, aber die südfranzösische Bezeichnung ist die allgemeine geworden. Dieses Jahr sollte, wie gesagt, die Naturerscheinung in außergewöhnlicher Größe auftreten, und daß sie einer Reise werth war, meinten nicht nur wir, sondern unzählige Franzosen, die gleichzeitig mit uns der Normandie entgegenströmten. Wir übernachteten in Rouen, setzten unsern Weg mit dem Frühesten auf der Eisenbahn fort und nahmen in der berühmten Stadt Yvetot, der Heimat des fabelhaften Königs von Yvetot, der ein so schönes Schlaraffenleben führt, Postpferde, um uns sofort nach Caudebec zu begeben, wo der Mascaret aufs Schönste auftreten sollte. Es war ein so lachender, sonniger, warmer Morgen, wie ihn selten der Frühling hervorbringt, und wir hatten eine schöne Fahrt durch die grünste, civilisirteste und fleißigste Provinz Frankreichs. Caudebec ist ein nettes Städtchen mit einer alten Kirche und hübschen Landhäusern, die sich die Seine entlang hinziehen, doch nahmen wir uns keine Zeit, die Schönheiten und Merkwürdigkeiten des Ortes zu besichtigen; der Mascaret konnte ja möglicherweise doch um eine halbe Stunde früher ankommen, als es Herr Babinet verkündigt, und wir waren dann um die Frucht unserer Reise gebracht. So pflanzten wir uns denn sofort auf einer der zu diesem Zwecke am Rande der Seine errichteten Tribünen auf und die Zeit wurde uns nicht lange, denn es eröffnete sich eine weite und schöne Aussicht vor uns. Die Ufer der Seine sind noch immer nicht genug gewürdigt; ihr Ruhm leidet, wie alle Schönheiten der französischen Provinz, unter dem Uebergewicht der Hauptstadt, die sich allein geltend macht. Aber auch wir wollen hier keine Beschreibung der Seine liefern, wir wollen nur sagen, daß sie sich bei Caudebec, einige deutsche Meilen vor ihrer Einmündung in's Meer, breit und groß aufsieht, wie ein Weltstrom, und mit jener schmutzigen Seine, die zwischen dem Louvre und dem Institut hinläuft, nichts gemein zu haben scheint. Ruhig und blau floß sie dahin, eine idyllische Welt wiederspiegelnd. Am rechten Ufer läuft eine üppig grüne Hügelreihe dem Norden entgegen, aus deren Büschen glückliche Landsitze hervorblicken, zu deren Füßen reinliche und wohlhabende Fischer- und Matrosendörfer lagern; das linke Ufer verläuft sich als Ebene mit einzelnen Baumgruppen in der Ferne, so sattig grün, wie man diese Wiesenfarbe nur in England und in der Normandie findet. Auf diesen Seine-Ebenen ist hart neben weltumspannendem Großhandel die blühende Rinderzucht zu Hause, heute aber sahen wir nicht ein einziges Stück der schönen normannischen Rinderheerden auf diesen Wiesen — und wir sollten bald erfahren, woher und warum diese Entvölkerung.

Wir standen kaum eine halbe Stunde auf der Tribüne — es war gegen Mittag — als die Volksmasse, die uns umgab, in Bewegung gerieth, ein allgemeines, erwartungsvolles Gemurmel entstand und aller Augen sich gegen Norden wandten. Dort am äußersten Horizont, mehrere Seemeilen von uns entfernt, sahen wir eine weiße, kristallhelle Mauer, die plötzlich die ganze Breite des Stromes einnahm und in gerader Richtung auf uns zueilte. Kaum eine Sekunde nachher sprangen einige große Seeschiffe, die ungefähr auf der Hälfte Weges zwischen uns und der Mauer ruhig vor Anker lagen, plötzlich in die Höhe, und schon lagen sie, oder vielmehr bewegten sie sich wild hin und her, als ob sie die Ankerketten sprengen wollten, weit jenseits der Mauer; schon war diese hart an uns und sprangen thurmhohe Wellen, wie sie vorüberraste, an dem festen Damme auf und über die Straße — und schon war sie vorüber, weit, weit gegen Süden; und vor uns und überall, wo die Fluth vorübergekommen war, wogte es wie ein wildes, von hundert Stürmen aufgeregtes Meer, obwohl sich nicht ein Lüftchen regte. Die Seine sah aus wie ein flüssiges Gebirge mit hohen Felsenkämmen und tiefen Schluchten und Abgründen. Wie auf einen Zauberschlag hatte sich die ganze Welt, die wir überblicken konnten, verändert: die eben spiegelglatte Seine war, wie gesagt, ein kochendes Meer; die Dämme und Wege längs des rechten Ufers waren von der Fluth bedeckt, die hie und da weiß schäumend aufspritzte; die unendlichen Wiesen jenseits waren ein einziger großer See. Im Augenblicke hatte sie die Fluth bedeckt; nur Baumspitzen blickten grün hervor, und nur eine Kirche und einige auf Anhöhen stehende Häuser erhoben sich als einzelne Inseln. Soeben waren nur einzelne Kähne den Strom abwärts, von Süden nach Norden, langsam dahingefahren; jetzt wimmelte es von Kähnen, von großen und kleinen Fluß- und Seeschiffen, die stromaufwärts fuhren, von Norden nach Süden. Die Fluth benützend, ließen sie sich, ohne

Digitized by Google

Hilfe von Segeln oder Dampf, dahintreiben und flogen mit rasender Schnelligkeit an uns vorüber. So ging es durch Stunden fort, freilich mit abnehmender Schnelligkeit, so lange die Fluth dauerte. Schiff auf Schiff kam um die nördliche Biegung und strebte, wie gegen die Natur, gegen den Strom. — Wir fuhren dann von Caudebec nach Norden; überall derselbe Anblick, überall war die Seine von dem einen, kaum sekundenlangen Anprall der See über die Dämme geworfen.

Vielleicht nur wenige Phänomene geben einen so deutlichen Begriff von der Kraft und Schnelligkeit einer Naturgewalt, wie der Mascaret.

Charlotte von Stein.

Von **Wilhelm Girschner.**

Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in unserm Vaterlande Kunst und Wissenschaft die beengenden Schranken der Convenienz durchbrachen und aus Nachahmung und schulmäßiger Schwerfälligkeit zu natürlichem Leben erwachten, übten in dieser großen Bewegung auf Dichter und Künstler einen vorzüglichen Einfluß die Frauen, wie durch begeisterte Theilnahme, so durch die beseelende Macht schöner Weiblichkeit. Der Mann geht nicht selten in den harten Kämpfen des Lebens, in der Einseitigkeit seines Berufes der idealen Richtungen verlustig, und eingeklemmt in die Schranken der Wirklichkeit und seiner praktischen Zwecke, entbehrt er der Empfänglichkeit und unbefangenen Offenheit für das freigebildete Schöne. Wirft er aber aus Talent und Begeisterung seine Energie auf ideales Bilden und Streben, so führen ihn große Ansprüche und verfolgte Consequenzen leicht über das Maß des harmonisch Bildbaren und aus der Mitte menschlichen Gemeingefühls hinaus. Das Weib hingegen, da sein Beruf in der Mitte der Familie liegt, da es als Mädchen, als Hausfrau, als Mutter hingewiesen ist auf ein Beuehmen und ein Wirken, das von persönlicher Empfindung ausgeht und hingeht auf persönliche Empfindung, das Neigung gewinnt und erweist, Pflicht aus Liebe übt und das Natürliche dem Sittlichen einigt, entwickelt darum, bei mehr Sympathie für das Individuelle, eine zartere Empfänglichkeit für die Einheit von Seele und Form, für das Recht und das Maß des persönlich Mächtigen und des natürlich Verbindlichen. Und so nähreu, nach Schillers Ausdruck, die Frauen mit heiliger Hand das ewige Feuer schöner Gefühle. Darum begegnen wir gerade in jener Zeit aufstrebender Poesie einem Freundschaftsverkehr zwischen Männern und Frauen, der durch seine Innigkeit und Offenheit für unser Zeitalter etwas Befremdendes hat, aber aus dem ganzen Charakter jener merkwürdigen Epoche verstanden und gewürdigt werden muß. Die Richtungen der Dichter selbst oder die Stadien ihrer Entwicklung erklären sich gegenseitig aus und mit solchen Verhältnissen der Neigung, Empfindsamkeit, Sympathie, wie bei Klopstock und Fanny, Klopstock und Meta, Wieland und Sophie Gutermann, dem jungen Schiller und Charlotte von Kalb. Am reichsten tritt diese Beziehung in Goethe's Dichterleben hervor. Hätte er diese geist- und seelenvollen Lieder geschaffen, diese herrlichen, antik-edlen Frauengestalten, ohne den belebenden Einfluß jener zahlreichen Frauen, die wie ein Blumenkranz sein Leben umwinden? Nächst dem Freundschaftsbunde mit Schiller gebührt wohl der größte Antheil an seinem produktiven Leben jener früheren Freundin, die im ersten Jahrzehent, das Goethe in Weimar verlebte, gleichsam der Genius seiner Tage war, der ernsten, anmuthigen, gemüthvollen Charlotte v. Stein. Seine schönsten lyrischen Ergüsse aus diesem Zeitraum beziehen sich auf sie; bei mehreren Frauencharakteren seiner Dichtungen liegen den tiefen und feinen Zügen der Zeichnung die Empfindungen zu Grunde, die er aus ihrem Wesen und Umgang schöpfte. Gleich mit Goethe's Eintritt in Weimar begann seine Annäherung zu ihr, die, Anfangs leidenschaftlich, sich mit stets wachsender sittlicher Besonnenheit zu solcher Wahrheit und Innigkeit des Einverstandes hob, daß die Geschichte dieser Liebe in den Jahren 1776—1785, wie sie uns aus zahlreichen schriftlichen Zeugnissen vorliegt*), einem poetischen Idylle gleicht, auf das wir nur mit Theilnahme und Bewunderung zurückblicken können.

Charlotte Sarenin von Stein war die älteste Tochter des Hofmarschalls von Schardt in Weimar, und am 25. Dezember 1742 geboren. Schon als junge Hofdame der Herzogin Amalie zeichneten Zierlichkeit der Kleidung, Gleichgewicht des Benehmens, Sinn für geistige Bildung sie aus. Als Goethe sie kennen lernte, war sie 33 Jahre alt, seit 11 Jahren dem Oberstallmeister von Stein vermählt und Mutter von sieben Kindern, von welchen aber nur drei Söhne (Karl, damals 10, Ernst 8, Friedrich 3 Jahre alt) am Leben waren. Nachdem mit ihrem selbstständigen Hausstande der Hofdienst aufgehört, blieb Frau von Stein nicht minder den fürstlichen Personen durch unmittelbaren Umgang und auszeichnendes Vertrauen nahe, und den Einfluß auf dieselben erhielten ihr lebenslänglich ihre Güte und ihr ruhiger, seiner Verstand, wie sie z. B. nicht ohne Antheil an Schillers Beförderung war. Musterhaft für die Gesellschaft gebildet, übte sie auch Zeichnung und Musik und nährte

*) Goethe's Briefe an Frau von Stein, herausgegeben von Schöll.

Digitized by Google

durch Lesen in mehreren Sprachen Gefühl und Urtheil. Dabei leitete sie aber mit großer Ordnung und emsiger Sorgfalt im Haus und auf dem Gute Kochberg alle Geschäfte einer wirthschaftlichen Hausfrau. Das Gewählte ihres Aeußern, im ungesuchten Einklang mit würdiger und doch einnehmender Haltung (wie Frau von Kalb den Eindruck ihres Erscheinens am Hofe zu Meiningen beschreibt), die Nettigkeit ihrer Umgebung, und bei nachdenklichem Geiste eine zwanglose Offenheit und Milde des Verständnisses für Andere (wie Schiller nach der ersten Begegnung mit ihr dem Freunde Körner diese Züge schildert), übten auf ansehnliche Bekanntschaften und freundlich aufgenommene Gäste ihres Hauses, auf Aeltere und Jüngere einen nachhaltigen Reiz.

Goethe lernte diese interessante Erscheinung zuerst im Bilde kennen. Als nämlich der bekannte Arzt Zimmermann, der Verfasser der „Einsamkeit“, im Sommer 1775 in Straßburg mit Goethe zusammentraf, zeigte er diesem auch das Bildniß der Frau von Stein, mit welcher er in Pyrmont Bekanntschaft gemacht und sich über den so ungeheures Aufsehen machenden „Götz von Berlichingen“ unterhalten hatte. Goethe schrieb unter dieses Bildniß: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Ausdruck.“ Als Zimmermann dieß der Frau von Stein geschrieben und noch hinzugesetzt hatte, daß Goethe wegen alles dessen, was er ihm später in Frankfurt, während er bei ihm gewohnt, von ihr erzählt, drei Nächte lang nicht habe schlafen können, verlangte sie noch mehr von dem Dichter zu hören, so sie sprach schließlich den lebhaften Wunsch aus, den schönen und berühmten jungen Mann zu sehen. Aber Zimmermann entgegnete ihr warnend: „Arme Freundin, Sie wissen nicht, wie sehr gefährlich Ihnen dieser liebenswürdige Mann werden könnte!“

Als nun Goethe wirklich nach Weimar kam, wurde er gleich nach den ersten Begegnissen mit der lieblichen Frau von leidenschaftlicher Wärme zu ihr ergriffen. Waren bisher nur junge Mädchen die Gegenstände seiner Neigung gewesen, so fesselte ihn jetzt in ganz anderer Weise eine Frau von hoher Stellung, ebenbürtigem Geiste, feiner Weltbildung. In siegessicherer Lebhaftigkeit warb er um Gegenliebe, aber hier traf er auf Ausweichung und Zurückhaltung. Charlotte wußte wie sehr sich auch bei ihr eine nie gefühlte Neigung für den schönen jungen Mann mit der Apollogestalt und den großen brennenden Augen regte, dieselbe doch in den Schranken einer edeln Freundschaft zu halten und ihren Herzensbedränger zu zügeln. Goethe bat sie wiederholt, zu leiden, daß er sie liebe, und versicherte ihr, sie werde ihm seine Ungezogenheiten doch nicht abgewöhnen, bis er im Grabe liege. Was ihr die größte Anziehung für ihn gab, war einestheils der nüchterne Blick, mit dem sie ihm über alle die neuen Verhältnisse, in die er plötzlich eingetreten war, ungeblendet und wohlwollend zugleich, zur Klarheit und Sicherheit half; dabei aber in ihrem Innern, als Folge dieser Weltkenntniß, eine stille Schwermuth, ein Verzicht auf Lebensgenuß und Herzensglück. Indem er diesen Leidensgrund ihrer Klarheit und Milde wahrnahm, gesellte sich dem Bedürfniß seines Vertrauens die Rührung des Mitleids und die entgegenstrebende Aufwallung seines Dichterglaubens an Schönheit des wahren Lebens, an ein unerschöpfliches Glück der muthigen Seele. Sein Dienen und Werben, um ihre Zuneigung zu gewinnen, ward Eins mit dem Vorsatz und Bemühen, sie der Hoffnung, der Lebensheiterkeit, dem Genusse der Gegenwart wieder zuzuwenden. Er fühlte den Ruf, unter ihren Augen seinem Leben die lauterste Besinnung, aus seiner Lebenskraft ihrem Gefühle den wärmsten Schwung zu geben. Eine solche Macht, die bisher noch kein weibliches Wesen über ihn besessen, konnte sich Goethe, wie er an Wieland schrieb, nicht anders als durch die Seelenwanderung erklären; sie müßten vordem Mann und Weib gewesen sein.

In seinen ersten Briefen an sie, in denen ihm oft ein zärtliches Du entschlüpft, spricht die Liebe selbst durch die Resignation. So schreibt er im Januar 1776: „Adieu, Engel, ich werde eben nie klüger, und muß Gott danken dafür! Adieu, und mich verdrießt's doch auch, daß ich Dich so lieb habe, und just Dich!“ Und am 24. Mai desselben Jahres, wahrscheinlich als Frau von Stein seine Wärme als erschütternde Störung des Friedens ihrer Entsagung verbeten hatte: „Also auch das Verhältniß, das reinste, schönste, wahrste, das ich, außer meiner Schwester, je zu einem Weibe gehabt, auch das zerstört! — Ich war darauf vorbereitet, ich litt nur unendlich für das Vergangene und für das arme Kind, das hinausging, das ich zu solchen Leiden in dem Augenblick geweiht hatte. Ich will Sie nicht sehen, Ihre Gegenwart würde mich traurig machen. Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe eben so wenig, als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblicke des Bedürfnisses entscheidet Alles, lindert Alles, kräftigt Alles; der Abwesende kommt mit seiner Spritze, wenn das Feuer nieder ist — — und das Alles um der Welt willen! Die Welt, die mir Nichts sein kann, will auch nicht, daß Du mir was sein sollst. Sie wissen nicht, was sie thun. Die Hand des Einsamverschlossenen, der die Stimme der Liebe nicht hört, drückt hart, wo sie auffliegt. Adieu, Beste!“ — Und am Tage darauf: „Sie sind Sich immer gleich, immer die unendliche Liebe und Güte. Verzeihen Sie, daß ich Sie leiden mache. Ich will's künftig suchen allein tragen zu lernen.“

In einem Gedichte, das er am 14. April 1776 an sie richtete, beklagt er die Klarheit, die ihrem vollen gegenseitigen Erkennen das Mißverhalten der Wirklichkeit und Mißtrauen in die Zukunft gesellt:

„Warum gabst Du uns die tiefen Blicke,
Unsre Zukunft ahnungsvoll zu schau'n,
Unser Liebe, unserm Erdenglücke
Wähnend selig nimmer hinzutrau'n?
Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,
Uns einander in das Herz zu seh'n,
Und durch all' die seltenen Gewühle
Unser wahr Verhältniß auszuspäh'n?“

Digitized by Google

Aber indem die Aeußerungen und Beweiſe ſeiner Zuneigung mehr und mehr der Zartheit und Umſicht der Freundin ſich anbilden, nähert dieſe ſich in gleichem Grade der Zutraulichkeit und Wärme ſeines Lebensmuthes, und eine Freundſchaft, die unausgeſetzt alles theilt, wird zur innigſtempfundenen wechſelſeitigen Beglückung. Frau von Stein erbte nach und nach, wie Goethe an Lavater ſchreibt, ſeine Mutter, Schweſter und Geliebten, und es flocht ſich ein Band, wie die Bande der Natur ſind.

In den Briefen aus dieſer Zeit haben wir das ſchönſte Denkmal dieſes glücklichen Verhältniſſes; es

Charlotte von Stein

tritt uns hier die ganze menſchliche Liebenswürdigkeit Goethe's, die ganze Fülle ſeines Glückes entgegen*). Er erzog ſich die Blüthe desſelben mit Sorgſamkeit, mit Ausdauer. Durch tägliche und ununterbrochene Mittheilung wob er ſein Leben in das der Freundin. Von dem Garten am Park, in dem er wohnte, ſandte er am Morgen Blumen, Früchte, Nachrichten, ſandte im Winter Jagdbeute, und bat ſich hin und wieder von der Freundin aus, was er eben in's Haus brauchte, oder lud ſich zu Tiſche. Keinen Ausflug trat er an ohne Abſchied von ihr, und ihr ſchickte er, entfernt, „aus Höhen und Tiefen“ ſeine Gedanken zu. Der Abweſenden richtete er ihre Wohnung ein, verſah ſie, wenn ſie auf ihrem Gute war, mit Büchern und Aufmerkſamkeiten, und nahm ſich oft ihrer Kinder an, zumal wenn ſie verreiſen mußte. Wiederum war ſie es, vor

*) Die Briefe der Frau von Stein an Goethe ſind leider für uns verloren; ſie hat ſie von ihm zurückgefordert und vernichtet.

deren Aufmerksamkeit und eingehender Ueberlegung er in freien Mittag- oder Abendstunden seine Erfahrungen, seine Bedenken, seine Vorsätze, was seine Seele bewegte, auseinanderfaltete, läuterte, erhellte. Sie mußte in's Innere seines Lebens blicken, und ihr eigenes wuchs in stets tiefer angezogener Theilnehmung an Wärme und Reichthum. Sie schloß seinen Studien sich an, er erklärte ihr Karten der Erde und des Himmels, las mit ihr, diktirte ihr an seinen Aufsätzen. Sie nahm ihm einen Theil seiner Correspondenzen ab; besonders aber war es die Entstehung und die Fortbildung seiner Dichtungen, welcher sie mit achtsamer Erregung und eingestimmtem Verlangen entgegenkam. Von den meisten der größeren Dichtungen, die ihn damals beschäftigten, gingen ihr die Scenen zu, wie sie zu Papier kamen; von dem einen oder andern veranlaßte öfter ihr Zureden die Wiederaufnahme zur Fortsetzung; von vollendeten verwahrte sie die Handschrift. Und indem so in ihren Händen, ihrem Mitwissen, ihrem Vertrauen sein Edelstes ruhte, war auch ihre persönlichste Innigkeit ihm hingegeben.

In den Schwingungen dieses seelenvollen Austausches nennt der junge Mann die geliebte Frau bald den „Indegriff aller seiner Freuden und Schmerzen", bald die „liebe Begleiterin aller seiner Gedanken", bald „den Anker, an dem sein Schifflein festhält." Der Zug zu ihr mischte ihm den Puls der Hoffnung, den Hauch der Schönheit in seine Aufgaben und Unternehmungen. Ein leichtes Pfand von ihr mußte ihn als Talisman begleiten auf die Winterjagden, die Bergfahrten, die Ausflüge, war's auch nur ein Handschuh von ihr, den er bei sich trug, eine Schleife, die er an der Brust barg, ein Band, das er um den Arm wand. Und zu Hause, in seinem Eigenthum, in der mittleren Höhe seines Gartens, auf einem Halbrundel, das hohe Bäume überschatteten, grub er einem Denksteine jenes Zeugniß seiner Liebe ein, das mit der Ueberschrift: „Erwählter Fels" in seinen Gedichten sich findet („Hier im Stillen gedachte der Liebende seiner Geliebten" u. s. w.) Die Menge, Schwierigkeit, Ungleichheit der Geschäfte und Beziehungen Goethe's in Weimar machten ihm gegen die Wechselfluth der Stimmungen ein solches Asyl der Liebe, diesen festen Lebenspunkt reinster persönlicher Einstimmung, unendlich werth. Er sagt davon: „Wie eine süße Melodie uns in die Höhe hebt, unsern Sorgen und Schmerzen eine weiche Wolke unterbaut, so ist mir Dein Wesen und Deine Liebe." Mit diesem Verhältniß zugleich entwickelte sich das fein und edel Gebildete, die Zartheit und Reinheit der Form, das Hochharmonische in Goethe's Poesie aus jener Zeit; wie es denn auch vorzüglich fühlbar ist in den lyrischen Gedichten, die unmittelbar dieser Liebe gelten: „Der Becher", „Nachtgedanken", „An Lida" u. a. Ein Einfluß des Entsagungsbewußtseins, der sittlichen Maßhaltung, des bedachten Wohlwollens, des ordnenden, vermittelnden Geistes, der zarten Aufmerksamkeit und gehüteten Wärme dieser Freundin ist mitbemerklich in den meisten, damals angelegten oder ausgeführten Dichtungen, besonders im Charakter der Iphigenie und in der Zeichnung der Prinzessin im Tasso.

Als der Dichter in Italien war, schrieb er der Freundin fast jede Woche, und der wörtliche Inhalt dieser Briefe macht einen großen Theil von Goethe's nachmaliger Darstellung der italienischen Reise aus.

In Italien richtete sich Goethe vollends auf zur freien Männlichkeit und abschließenden Meisterschaft. Als er nach Jahren wieder kam, war auch seine Stellung im Staate dieser seiner Sammlung gemäß verändert und vereinfacht. Das Bedürfniß, sich von ungleichen Personenberührungen und Kreuzungen der Aufgaben im treuen Verstand der Freundin und Aether der Liebe zu läutern und zu befreien, war in Wahrheit nicht mehr in ihm vorhanden, seine Gesinnung war jener schwärmerischen Hingabe des ganzen Gemüthsinhalts und Geisteslebens unter den weihenden Antheil der Frau natürlicherweise nicht mehr fähig. Diese unvermeidliche Hauptveränderung in Ton und Umfang der Freundschaft war aber für Frau von Stein und die bis dahin von Goethe selbst genährte hohe Spannung ihrer Gefühle eine schmerzliche, durch besondere Veränderungen im Leben des Freundes noch empfindlicher gemachte Kränkung, die sie, bei aller Fortdauer gegenseitiger Freundschaftsversicherungen, ihr Leben lang nie ganz zu verwinden vermochte. Ein Band aber blieb das unlöslichste und edelste ihrer Freundschaft. Denn schon in jener Zeit, als dieß Verhältniß erblühte, hatte Goethe dem jüngsten Sohn der Frau von Stein, Friedrich, seine freundlichste Sorgfalt zugewendet, in den letzten vier Jahren vor der italienischen Reise ihn ganz zu sich in's Haus genommen und seine Knabenentwicklung, seine intellektuelle und gemüthliche Bildung als treuer Erzieher geleitet. So wohlwollend und so wohlverstanden war diese Führung, daß Alle, welchen nachmals der junge Stein näher trat, das ansprechende Gleichgewicht in seinem Wesen, das, ohne hervorragende Gaben, ein heiteres und williges Verständniß seiner Verhältnisse mit natürlicher Güte und Gefälligkeit für Andere verband, als die glückliche Frucht von Goethe's Erziehung rühmten. Nach dem Antenthalt in Italien, von wo Goethe mit dem Zögling Briefe gewechselt, dauerte die innige Anhänglichkeit des Jünglings und Goethe's väterlicher Antheil, während Herr von Stein, der Vater, längeren körperlichen Leiden erlag, mit Wärme fort, und Goethe's Verkehr, Vermittlung, Rath und Freundschaft begleitete den jungen Stein in seine akademischen Studien, in die Einleitung seiner Berufsbildung, auf seine Reisen und den Uebergang in den preußischen Staatsdienst. Die Begegnung in dieser Sorge und Freude mit Goethe war für Frau von Stein ein lichter Faden, der sich aus der goldenen Zeit ihrer Liebe bis in ihre hohen Jahre wohlthuend fortspann. Noch im letzten Sommer, den sie erlebte, schrieb Goethe ihr am Morgen nach seinem Geburtstage: „Neigung und Liebe unmittelbar nachbarlich angeschlossen Lebender durch so viele Zeiten sich erhalten zu sehen, ist das allerhöchste, was dem Menschen gewährt sein kann." Im fünften Monate darauf, am 6. Januar 1827, starb Frau von Stein, nach Vollendung ihres fünfundachtzigsten Lebensjahres.

Digitized by Google

Neue Entdeckung in der Phyſik.

Das größte Aufſehen, namentlich in wiſſenſchaftlichen Kreiſen, hat in jüngſter Zeit eine Entdeckung der beiden Heidelberger Profeſſoren Bunſen und Kirchhoff erregt. In Folge derſelben laſſen ſich aus der Eigenthümlichkeit des Farbenſpectrums die in einer Lichtflamme enthaltenen, oder vielmehr die der Luft, in welcher die Flamme brennt, beigemiſchten kleinſten Stofftheilchen irgend eines Körpers erkennen.

Bekanntlich wird ein Sonnenſtrahl, den man durch eine kleine Oeffnung eines Fenſterladens in einem dunkeln Zimmer auf ein dreiſeitiges Glasprisma fallen läßt, in die ſieben Regenbogenfarben zerlegt. Dieſe zerlegten und auf einer Wandfläche aufgefangenen Lichtſtrahlen bilden einen Farbencompler, den man das Spectrum nennt.

In dieſem Spectrum nun nimmt man zwiſchen den einzelnen Farben und Farbenübergängen gewiſſe dunkle Linien wahr, die bei dem Sonnenſpectrum immer die gleichen ſind und, nach ihrem Entdecker, die Fraunhoferſchen Linien genannt werden.

Jeder andere Lichtſtrahl, wenn er von einem Körper ausgeht, der ſein eigenes Licht hat, wie z. B. der Lichtſtrahl eines Fixſterns, bildet auch ein farbiges Spectrum, die Anordnung der genannten dunkeln Linien iſt aber eine andere, als beim Sonnenſpectrum. Ebenſo zeigt künſtliches Licht irgend einer Flamme ein Spectrum. Dieſes zeichnet ſich aber durch gewiſſe helleuchtende, farbige Streifen aus, die an der Stelle der im Sonnenſpectrum vorkommenden dunkeln Linien erſcheinen.

Auf dieſer Eigenthümlichkeit und beſtimmten Veränderung der dunkeln Linien des Sonnenſpectrums oder der farbigen Linien im Spectrum eines künſtlichen Lichtes beruht nun die wichtige Entdeckung der beiden deutſchen Gelehrten, die, nach einem von Dumas an die, franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften erſtatteten Bericht, von ſolcher Tragweite iſt, daß ſeit Lavoiſier keine ähnliche Entdeckung mehr im Gebiete der chemiſchen Erkenntniß der Materie gemacht wurde.

Es bietet nämlich die Veränderung jener dunkeln, beziehungsweiſe farbigen Linien ein Erkennungszeichen, um die Exiſtenz eines, auch nur in den allerwinzigſten Verhältniſſen vorhandenen, ſonſt auf gar keine Weiſe meß- oder nur erkennbaren Stoffes zu beſtätigen. Denn jeder Stoff, z. B. irgend ein in einem Salze enthaltenes Metall, gibt dem genannten Spectrum, wenn ſich die Dämpfe oder kleinſten Stofftheilchen des Körpers durch die Flamme verbreiten, d. h. wenn die Flamme in damit erfüllter Luft brennt, immer eine und dieſelbe beſtimmte Eigenthümlichkeit, und es iſt — wir wiederholen es — dieſe Eigenthümlichkeit noch erkennbar, wenn das betreffende Element auch nur in ſo geringem Verhältniß vorhanden iſt, daß es durch die feinſte chemiſche Analyſe nicht mehr nachweisbar wäre. So genügt z. B. $^1/_{1000000}$ eines Milliontel von einem Kilogramm (2 Pfd.) Kochſalz, alſo $^1/_{1000000000000}$ Kilogramm, um das in dieſem Salze enthaltene Metall Natrium, das ſelbſt wieder nur ein Theil des Kochſalzes iſt, zu erkennen. Ebenſo verhält es ſich mit andern Stoffen.

Damit iſt nun, wie man leicht einſieht, ein Mittel geboten, die feinſten chemiſchen Analyſen zu machen und Stoffe aufzufinden, deren Vorhandenſein bei den bisherigen Verfahrungsarten, ſelbſt auch bei dem jetzigen hohen Stande der chemiſchen Wiſſenſchaften, durchaus nicht zu ermitteln war.

Bereits iſt auch durch dieſe Spectralanalyſe nachgewieſen, daß manche Stoffe, die man ſonſt nur äußerſt ſelten vorhanden glaubte, häufig, natürlich aber nur in ſehr geringen Quantitäten, vorkommen. Auch wurde die Exiſtenz zweier neuen Grundſtoffe, die Metalle Rubidium und Cäſium, unwiderlegbar dargethan; und — was für die Wiſſenſchaft von nicht geringer Wichtigkeit iſt — man hat durch das neue Verfahren die Möglichkeit gefunden, die Beſtandtheile der die Himmelskörper umgebenden Atmoſphäre nachzuweiſen. So wurde u. A. bereits entdeckt, daß der Sonnenatmoſphäre die Metalle Silber, Kupfer und Blei, ſowie auch andere auf unſerm Planeten häufig vorkommende Elemente fehlen.

Nach dem Geſagten wird es erklärlich ſein, daß die neue Entdeckung überall als ein Ereigniß bewundert und begrüßt wurde. Die beiden Heidelberger Gelehrten ernteten auch bereits die Anerkennung nicht blos in der wiſſenſchaftlichen Welt, ſondern es wurden denſelben, nach Gebühr, verſchiedene Ehrenauszeichnungen von Seite deutſcher und auswärtiger Fürſten zu Theil.

Sicherlich aber iſt es nicht die geringſte der Auszeichnungen, wenn der von dem franzöſiſchen Akademiker erſtattete Bericht ſich alſo vernehmen läßt: „Die franzöſiſchen Phyſiker, welche ſich mit dieſen ſchönen Unterſuchungen ſchon beſchäftiget, können bedauern, daß nicht ſie den Naturwiſſenſchaften den neuen Aufſchwung gegeben haben, welchen dieſe durch das gelehrte Deutſchland empfingen.“

Freuen wir uns daher, daß es die deutſche Wiſſenſchaft wieder einmal iſt, die einen ihrer größten Triumphe feiert! Freuen wir uns um ſo mehr darüber, als es uns ſonſt nicht vergönnt iſt, auf dem allgemeinen Welttheater in Beziehung auf Macht und materielle Geltung die Rolle zu ſpielen, die einem großen Volke Ruhm und Anſehen verſchafft!

Ph. Huber.

Digitized by Google

Ländliche Hausgenossen.

Weich ein Geräusch, weich ein Gegacker,
Wenn sie sich in die Thüre stellt
Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Weich ein Gequick, weich ein Gegacker!
Lilli's Park.

Uralte Sagen reden von einer Zeit, in welcher die Thiere in friedlicher Harmonie neben einander und um den Menschen verweilten, von einem Paradiese, wie es eben nur im Reiche der Mythe existiren kann, denn die Natur ist nur auf die Erhaltung des Ganzen bedacht und die fleischfressenden Geschöpfe sind auf die von Vegetabilien lebenden angewiesen. Ihren gefährlichsten Feind lernten jedoch die Thiere im Menschen erkennen, und nur in einsamen, menschenleeren Gegenden, wie auf einigen spät entdeckten Inseln zeigen Vögel und Wiederkäuer noch jene ursprüngliche Unbefangenheit und Zahmheit, die an den süßen Frieden eines goldenen Zeitalters erinnert. Aber auch noch heute und in unsern Gegenden schließen sich Thiere arglos an den Menschen an, wenn in ihnen das Mißtrauen nicht zum erblichen Instinkte geworden ist und wenn ihnen durch kluge und freundliche Behandlung üble Erfahrungen erspart worden sind.

Die Thiere bleiben beständig in dem Zustande, den wir als Kinder durchlaufen haben, nur mit dem Unterschiede, daß sie von Instinkten und scharf ausgeprägten Sinnen unterstützt werden; sie haben daher als Unmündige auf unsere Theilnahme und unser Mitleid ganz besonderen Anspruch, und in der That haben sich auch alle sinnigen und gemüthvollen Menschen den Thieren stets freundlich gezeigt. Durch Sympathie für die Thierwelt, unerschöpfliche Sanftmuth und ausdauernde Beobachtung sind besonders von Frauen schon die werthvollsten Entdeckungen gemacht und von den berühmtesten Zoologen als solche anerkannt worden. Hiezu ist es ja keineswegs erforderlich, wie Frau Merian oder Mary Anning, weite Länder und Meere zu bereisen, da schon in der Heimat, zumal auf dem Lande, Haus und Hof Gelegenheit genug zu interessanten Beobachtungen geben.

Es ist ein lieblicher, herzgewinnender Anblick, einen sinnigen Menschen im Kreise anhänglicher, sich behaglich fühlender Thiere zu sehen, der auch häufig genug von Malern und Dichtern zu ihren Darstellungen benützt worden ist. Die vielgerühmte Zuneigung und Treue der Thiere geht freilich ursprünglich nur aus der Erinnerung an wohlthuende Behandlung hervor, die ihnen, besonders dann, wenn sie in Darreichung angenehmer und reichlicher Nahrung bestand, unvergeßlich bleibt. Unser Empfang im Stalle und Geflügelhof ist daher auch ein sehr verschiedener, je nachdem wir mit vollen oder leeren Händen erscheinen. Das Pferd steht und spitzt beim Eintritt des Wärters die regsamen Ohren, durch die es vorzugsweise seine Affekte äußert. Es wiehert und sein Auge funkelt erwartungsvoll, wenn er die Haferkiste öffnet. Ist es frei, so geht es ihm entgegen, umschnuppert und leckt ihm die Hand, und welche Befriedigung drückt sein lebhaftes Auge aus, wenn er ihm liebkosend den Nacken streichelt! Es weiß nur nicht, wie es seine Freude äußern soll.

Mit frohem Blöcken und aufgerichtetem Ohre empfängt uns die muntere, für Schmeicheleі so empfängliche Ziege, die, so geschieht sie sonst ist, sich doch zu gar nichts abrichten läßt. Zutraulich kommen die Kaninchen aus ihrem Versteck hervor, in welchem sie durch Verstopfen des Eingangs ihre Jungen verbergen, deren jedes, wenn man sich einige Mühe gibt, seinen Namen behält und auf den Ruf desselben hervorkommt. Mit lautem Geschrei eilen die Hühner herbei; die Ungeduldigsten und Keckſten suchen das Futter schon aus der Schürze zu holen, während der Hahn nicht ein Körnchen berührt, bis alle die Seinen beisammen sind. Schnatternd kommen die Gänse, und eine hinter der andern, wackelnden Ganges, auch die allesfressenden Enten. Die schüchternen, durch den Umgang mit Menschen zutraulich genug gewordenen Tauben kommen aus dem Schlage geflogen; kaum weichen sie den streichelnden Händen aus, die ihnen das Futter reichen.

Weich ein Picken und Hacken, Drängen und Beißen des Geflügels, wenn das Futter hingestreut wird! Welch ein Kontrast im Benehmen des bissigen Pfauen und des aufgeblasenen, tollernden Truthahns gegen die Enthaltsamkeit des Hahns und die neidlos, was vor ihr liegt, aufpickende Taube! Manche Eigenthümlichkeiten unserer Hausthiere treten gerade bei der Fütterung hervor, und nach dem Hunger ist es nur noch die Liebe, welche gleich lebhafte Scenen veranlaßt.

Man kennt das Schlagen, Stoßen und Beißen der weidenden Stiere, Hengste und Böcke; ähnliche Scenen ereignen sich auch auf dem Hühnerhofe, und wüthend zerbeißen sich selbst die Männchen der Kaninchen. Das Geschlecht des jungen, am Gefieder noch nicht erkennbaren Geflügels wird zuerst an den erbitterten Kämpfen der Hähne erkannt. Auch die sanften Tauben, mit den frommen, schuldlosen Augen, kämpfen oft so heftig, daß nur schwer Thiere „ohne Falsch“ in ihnen zu erkennen sind. Die Ganserle suchen sich mit Schnabelhieben, Flügelschlägen und durch Umschlingung der Hälse zu besiegen. So zuthätige Thierchen junge Entchen sind, die man selbst aufgezogen, ein so schlimmer Bursche wird zuweilen ein Enterich, und man hat sich vor seinem zornigen Bisse zu hüten.

Freundlichere Scenen zeigt uns die Mutterliebe. Einundzwanzig Tage sitzt die brütende Henne, ein Bild geduldigen Hoffens. Rührend ist ihre Liebe zu ihren Küchlein, mit welcher Christus seine Liebe zu seinem Volke vergleicht. Die Henne ist die besorgteste Mutter, die es geben kann. Wie eifrig sucht sie den Kleinen durch Scharren Nahrung zu verschaffen, die sie ihnen vor das kleine Schnäbelchen legt. Wie sorgfältig beaufsichtigt sie dieselben, wie zart ruft sie ihnen zu! Genau kennen sie auch die Stimme der Mutter und gehorchen ihr. Haben sich die Jungen zweier Glucknennen beim Weiden vermischt und die eine ruft, so eilen nur die ihrigen herbei, während die andern den Ruf gar nicht zu hören scheinen. Wie muthig und aufopfernd vertheidigt sich die Henne gegen den Raubvogel, wobei sie ihre Kinder mit ihren Flügeln, wie mit einem Schilde, bedeckt. Zwei Glucknennen vertheidigten ihre kleinen Schaaren heldenmüthig gegen einen Marder, bis sie beide an ihren Wunden starben, doch auch ihr zerpickter, bluttriefender Feind, dem sie beide Augen ausgehackt hatten, vermochte sich nur noch in die nächste Ecke zu schleppen, aber die Küchlein blieben unverletzt. Ja, der Besitz der Jungen ist für die Henne ein so beglückender, daß sie, wenn man ihr die Eier wegnimmt, sich das gehoffte Glück erträumt, zu glucken anfängt, mit abgemessenen Schritten umhergeht und sich ganz so geberdet, als ob sie im Besitze einer Schaar munterer Küchlein wäre.

Vielfach ist die Bekümmerniß und Angst der Henne geschildert worden, der man Enteneier unterlegte, wenn nun die Jungen dem Wasser zueilen. Sie kann das nicht fassen und es bleibt ihr nichts anderes übrig, als sich der entarteten Kinder zu entschlagen. — Zärtliche Mütter sind auch die Kaninchen. Sie rupfen sich die Haare der Brust aus, um das Lager für die Jungen weich und warm zu

Digitized by Google

Digitized by Google

machen. Man fand im kalten Winter das Weibchen erfroren auf dem Neste, noch jetzt seine Kinderlein wärmend.

Auch die Mannigfaltigkeit und die Modulation der Stimmen unserer Hausthiere gibt zu interessanten Beobachtungen Anlaß. Welche Verschiedenheit von Tönen von der einzigen Note der Schafmutter, an deren Modulation sie aber von ihrem Lämmchen aus Tausenden erkannt wird, bis zu dem lustigen Bellen des Hundes und dem charakteristischen Wiehern des edeln Pferdes! Der hörbare Ausdruck der Elemente scheint nur in Vokalen, dem Ausdruck unbewußter Thätigkeit, zu liegen; Konsonanten aber setzen schon eine höhere Thätigkeit voraus. Das schene Kaninchen quickt, wenn wir es greifen. Die Stimme der Ziege ist fein und kindisch, bisweilen einem schalkhaften Lachen ähnlich; das junge Zicklein aber, wenn es das Messer an der Kehle fühlt, wimmert täuschend wie ein Kind.

Die Töne des Pferdes entwickeln und verfeinern sich in dem Verhältnisse seiner Veredlung. Schrill und heftig ist das Wiehern des wilden Steppenrosses, tief und mild aber die liebevolle Stimme des Vollbluts, wenn es die Liebkosungen seines Herrn erwidert. Mannigfaltig, meist mißtönig und nicht nur nach Alter und Geschlecht, sondern auch nach der Individualität verschieden sind die Stimmen der Katzen, bekannt sind ihre zamösen Concerte. Ernst und majestätisch sitzt der tapfere Galau im Kreise der bewundernden Schönen, tief und feierlich den Ton angebend, der in allen Tonarten brummender tief wird. Lauter und wilder erhebt sich endlich der Chor, heftiger entbrennen die Leidenschaften, schonungslose Streiche werden ausgetheilt und es folgt ein komisches, aber ohrzerreißendes Getümmel.

Dem Hahn gebührt unter den Vögeln, die weder singen noch pfeifen, sicher der erste Rang. Beim Morgengruße, im Kampfe, beim Herbeirufen seiner Frauen und beim Scharren nach Körnern läßt er ganz verschiedene Töne hören. Lange ehe sich das Dunkel der Nacht zerstreut, verkündet der Hahn den kommenden Tag; die Hühne der ganzen Umgegend antworten ihm, worauf eine tiefe Stille erfolgt, bis er nach einer halben Stunde den zweiten und bisweilen später noch den dritten Ruf erschallen läßt. Freude und Hoffnung kehrt in das Herz des einsamen Wanderers, des ermüdeten Seefahrers, wenn er den traulichen Ruf vernimmt. Herodes Agrippa sandte dem Hahn, der ihn auf einer nächtlichen Reise begrüßt und erheitert hatte, reiche Geschenke.

Die am reichsten und prächtigsten befiederten Vögel sind übrigens die ärmsten an Gesang, und die schönsten Stimmen kommen aus der einfachsten Hülle. Die Stimme des Pfauen, des prachtvollen Paradiesvogels, ist unerträglich, während die Königin der Sänger, die unvergleichliche Nachtigall, ein gar schlichtes Gewand trägt. Der zierlichen Taube, dem Orientalen ein Sinnbild alles Sanften und Süßen, fehlt gleichfalls Stimme und Wohllaut.

Auch einige Idiotenkasten beobachten wir auf dem Hühnerhofe: so den Haß des Truthahns gegen das Roth. Er bläht sich, kollert, schlägt ein Rad und fährt auf den los, der ihn damit neckt, was an den Zorn des Stiers über den rothen Mantel des Picators erinnert und vielleicht nur eine Empfindlichkeit der Nerven ist, denn auch auf unser Auge macht das Brennendrothe einen fast schmerzhaften Eindruck. So wird auch der bekannte Jammer des Hundes über Musik wohl nur durch die heftige Erregung seiner Gehörnerven hervorgerufen, wie ja uns selbst bei manchen Concerten geschieht; doch wir sind höflicher und äußern das Gegentheil von dem, was wir empfinden.

Eigenthümlich ist der Eindruck — so sagt der geistvolle, aber nicht immer von Mysticismus freizusprechende Naturhistoriker Schubert — den auf uns das Auge mancher Thiere macht, hinter dem wir oft einen höheren Geist vermuthen möchten, dem nur die Mittel fehlen, sich zu äußern. So scheint öfters aus dem Auge und dem Benehmen des umsonst gemarterten, oder unter den Händen des Menschen sterbenden Thieres der Strahl eines vorübergehenden, tieferen Selbstbewußtseins hervorzublicken, welches dein gedenkender Zeuge sein wird aus dem Diesseits in's Jenseits, und öfters scheinet eine dem Auge verborgene, geheime Welt aus dem Auge des Thieres hervor, wie durch geöffnete, beide Welten verbindende Pforten, den Menschen, wenigstens auf Augenblicke, fragend und antwortend zu betrachten. Es müßte schwer sein, über dem Werth dieser, fast einer Vision ähnlichen, Betrachtungen über das thierische Auge zu entscheiden. Wenigstens bei dem klaren, wunderklugen Auge der Amphibien, zumal der Schlangen, die übrigens in ihrem Benehmen und in ihrer Lebensart nichts von Klugheit verrathen, ist sie eine Täuschung.

So scheinen auch die rührenden Geschichten von der Treue und Dankbarkeit der Thiere mehr Dichtung als Wahrheit zu enthalten, obwohl es unzweifelhaft ist, daß das Gedächtniß vieler ein treues und vollständiges ist und nicht nur einzelne Thatsachen, sondern eine ganze Reihe in richtiger Folge behält, die ihnen die Einbildungskraft auch später ohne äußeren Anlaß mit Lebhaftigkeit wieder vergegenwärtigt. Wir nennen das Vermögen der Thiere, sich gegenseitig Mittheilungen zu machen, die sich jedoch nur auf Erhaltung des Individuums oder der Gattung bezieht, kurzweg Sprache, ihre Sorge für die Jungen Mutterliebe, ihre Furcht Gehorsam und ihre Gewöhnung Treue, ohne zu bedenken, daß das Bewußtsein des Thieres nur instinktiv ist, und unsere Begriffe von Gut und Böse bei ihrer tief unter der menschlichen stehenden Psyche, auf sie eben so wenig anwendbar sind, als auf das über jedes Menschenwort vollkommene höchste Wesen.

C. F. A. Kolb.

Ueber Zimmerheizung.

Von **August Vogel.**

Ob es besser und wohlfeiler sei, unsere Oefen mit Holz oder Steinkohlen, mit Torf oder irgend einem anderen Brennmateriale zu heizen, — welche Art von Heizvorrichtung die zweckmäßigste sei, darüber wollen wir vorläufig die Herren Sachverständigen entscheiden lassen; wir bekümmern uns zunächst hier nur darum: wie warm soll es in unseren geheizten Zimmern im Winter sein, d. h. welcher Grad von Wärme ist der menschlichen Gesundheit am zuträglichsten? Der Hauptzweck einer jeden Zimmerheizung ist begreiflich immer der, die natürliche Leibeswärme nicht in stärkerem Maße fortströmen zu lassen, als sie sich naturgemäß erzeugt, mit einfachen Worten, uns gegen das Frieren zu schützen; denn wenn die umgebende Luft so kalt ist, daß sich ihr von der Leibeswärme zu viel mittheilt, so entsteht eben das Gefühl, welches wir mit dem Ausdrucke Frieren bezeichnen. Obgleich nun alle Menschen innerlich eine stets gleiche Leibeswärme entwickeln und daher eigentlich gegen Kälte in ganz gleichem Maße empfindlich sind, so erscheinen doch die Mittel, welche sie gegen das Frieren in Anwendung zu bringen haben, nach Alter, Geschlecht und Beschäftigung sehr verschieden.

Da die menschliche Blutwärme im gesunden Zustande

Digitized by Google

30° R. beträgt, so sollte man meinen, daß ein gesunder Mensch sich in einem geheizten Raume von 30° R. ganz behaglich fühlen müßte; bekanntlich würde es aber Jedermann in einem so heißen Zimmer unerträglich finden. Dieß rührt daher, daß wir, um uns nach unserer körperlichen Einrichtung wohl zu fühlen, stets eine gehörige Menge von Wärme abgeben müssen. Wir können dieß aber nicht an einem auf 30° R. geheizten Orte, wofelbst wir daher nicht so fast durch die vom geheizten Ofen erzeugte Wärme, sondern vielmehr durch unsere eigene Wärme, die hier nicht ausströmen kann, gewissermaßen erstickt würden. Wir haben das Gefühl der Annehmlichkeit nur da, wo die Luft bedeutend kälter ist, als unsere Leibeswärme, und daher stets eine bestimmte Menge Wärme abgegeben werden kann. Ja, die durch Athemholen, Blutbewegung und Stoffswechsel sich stets erzeugende innere Wärme müßte uns überhaupt in kürzester Zeit aufreiben, wenn der menschliche Organismus nicht die merkwürdige und wohlthätige Einrichtung hätte, daß er alle überflüssige Wärme zur Abdunderung des Schweißes verwendet und sich auf diese Art wieder abkühlt. Durch Verdunsten des mit der Hitze zunehmenden Schweißes ist der Mensch im Stande, bei den verschiedensten Abwechslungen von Hitze und Kälte seine Körperwärme immer nahezu an 30° R. zu erhalten. So ist er zum Bewohner aller Himmelsstriche geworden. Dadurch allein wird es möglich, kurze Zeit wenigstens bei Wärmegraden auszudauern, die sich dem Kochpunkte des Wassers nähern, ja, wenn es nicht unglaublich erschiene, sogar noch darüber hinauszugehen. Hierher gehört die bekannte Erzählung, deren Glaubwürdigkeit von vielen Seiten verbürgt wird, daß einige englische Gelehrte 8 Minuten lange in einem Zimmer ausgehalten haben sollen, in welchem das Thermometer auf 101° R. stand, in welchem daher ein Ei in 20 Minuten schon fest wurde, und rohes Fleisch, auf welches diese Zimmerluft mit einem Blasebalge geblasen wurde, in 30 Minuten gar gebraten war!

Die Erfahrung hat gelehrt, daß ein gesunder Mensch sich am wohlsten fühlt bei einer Luftwärme von 15° R. und hieraus hat man das Recht zu schließen, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen im gesunden Körper gerade in jeder Minute so viel Wärme erzeugt wird, als er der Luft von 15° R. in jeder Minute abgibt. Wer in einem Zimmer von 15° R. fröstelt, der ist entweder krank, oder er versetzt sich für den Augenblick durch Unthätigkeit und Trägheit in einen krankhaften Zustand; im letzteren Falle bedarf es nur einiger Leibesbewegung, einer leichten Thätigkeit, um das richtige Gleichgewicht wieder herzustellen.

Der geeignete Wärmegrad ist namentlich auf die Gesundheit der Neugeborenen oder überhaupt der Kinder in den früheren Lebensjahren von bedeutendem Einflusse; es sollte daher in keiner Kinderstube ein Thermometer fehlen, um die Wärme stets mit geringen Schwankungen auf 15° R., wenigstens nicht wesentlich darüber, erhalten zu können. Jedenfalls ist es ein großer Irrthum, wenn man durch recht warme Stuben auf die Entwicklung des kindlichen Lebens günstig zu wirken glaubt; im Gegentheil wird hiedurch die natürliche innere Thätigkeit des Kindes herabgestimmt und somit Trägheit und Schlafrigkeit befördert, während die Einhaltung der richtigen Zimmerwärme geistige und körperliche Gesundheit erhält.

Ein anderes Verhältniß tritt allerdings bei bejahrten oder kranken Menschen ein. Da im Alter und namentlich bei leichten Lungenleiden nicht so viel Körperwärme erzeugt wird, als man bei 15° R. Zimmerwärme verliert, so frösteln alte Leute bei solcher Wärme und können sich dann nur durch wärmere Kleidung, welche die Leibeswärme nicht fortströmen läßt, vor dem Gefühle der Kälte schützen. Doch sollte auch in diesen Fällen die Zimmerwärme niemals 18° R. übersteigen, um nicht die Trockenheit der Luft übermäßig zu erhöhen, wodurch beim Athmen dem Blute zu viel Feuchtigkeit entzogen wird. Durch das gebräuchliche Aufstellen flacher Gefäße mit Wasser vermag dem Uebelstande zu trockener Luft in geheizten Zimmern doch immerhin nur in sehr unvollkommener Weise vorgebeugt zu werden. Ein wärmeres Kleidungsstück ist demnach, wie schon bemerkt, auch älteren und kränklichen Leuten zuträglicher, als zu warme Zimmer.

Im Allgemeinen frieren Frauen, ungeachtet ihrer sitzenden Beschäftigung mit Handarbeiten, weniger als Männer, und es ist nicht immer Besorgniß für die Erhaltung schöner Gesichtsfarbe oder gar Launenhaftigkeit, wenn junge Mädchen mitunter behaupten, in einem Zimmer es vor Hitze nicht aushalten zu können, wo junge Männer noch frösteln. Anregung zu mäßiger Leibesbewegung ist für Frauen der Gesundheit zuträglicher, als Erhöhung der Zimmerwärme.

Endlich richtet sich das Wohlbehagen der Zimmerwärme wesentlich nach der Art der Beschäftigung. Gewöhnlich sagt man: „der friert, wie ein Schneider.“ Man thut indeß dem ehrsamen Schneiderhandwerk und den desselben Beflissenen großes Unrecht; denn man probire es nur einmal und lasse den kräftigsten Schmied in gekrümmter Stellung, welche den Athem beengt, und mit untergeschlagenen Beinen, was den Blutumlauf hindert, arbeiten, und der Schmied würde gewiß bald noch weit stärker frieren, als der Schneider. Wer den ganzen Tag am Schreibtische sitzt, dem brennt bei 15° R. Zimmerwärme oft der Kopf, während ihm die Füße frieren. Wer dagegen seinen Körper rüstig bei der Arbeit regt und bewegt, kann ein bei weitem kälteres Zimmer ertragen. Daher muß ein Beamtenzimmer stärker geheizt sein, als eine Werkstatt, und unter den Werkstätten diejenige am meisten, welche am wenigsten Leibesbewegung gestattet. Durchschnittlich soll man die Heizung nicht viel über 15° R. Zimmerwärme treiben; in Rücksicht jedoch auf die verschiedenen Beschäftigungen wollen wir die Grenzen der Heizungswärme zwischen 12° und 18° R. als die angemessensten bezeichnen.

Mittheilungen aus Ungarn.

O seht euch um in allen Reichen,
Die Gott erschuf, und nirgends seht
Ihr wo ein Land, so weit ihr späht,
Das sich mit Ungarn läßt vergleichen;
Es blüht und glänzt, wohin ihr blickt,
Daß Aug' und Seele sich erquickt!
Alexander Petöfi.

Wenn heutzutage ein Deutscher nach Ungarn kommt, so begegnet er einem gewissen Mißtrauen; die Ungarn schauen ihn von der Seite an und sagen: „er ist ein Schwab!“ mag er nun ein Bayer oder ein Sachse, ein Preuße oder ein wirklicher Schwabe sein. Ich fragte mich gleich Anfangs, warum sagen sie denn gerade: „du bist ein Schwab!“ und vermuthete vielleicht das Richtige. In Ungarn haben nämlich in früheren Zeiten häufige Koloni-

Digitized by Google

sationen stattgefunden und dabei waren hauptsächlich auch Schwaben betheiligt. Sie waren brave und fleißige Leute und haben großentheils das Verdienst, eine neue Kultur der Donau und der Save entlang begründet zu haben. Anderseits herrschen in Deutschland noch gar mancherlei Vorurtheile über die Ungarn. Sie sind durchaus nicht jene Barbaren und Halbwilde, für die man sie vielfach ausgibt. Gar manchem Biedermann habe ich seit meinem Hierstin die Hand gedrückt, und wenn ich so da saß unter den Magyaren beim feurigen Ungarwein oder beim deutschen Bier, so dachte ich oft: es sind doch ganz gute Menschen, diese Ungarn, ein gemüthvolles und zum Edelsten fähiges Volk, und sie verdienen, daß es ihnen gut geht! Ihre äußere Erscheinung imponirt; sie sind von schlanker Gestalt und haben eine schöne Körperhaltung; die Augen sind schwarz und feurig, aus den scharf geschnittenen Gesichtszügen spricht Charakter; das dunkle Haar wird meist lang getragen, von größter Wichtigkeit aber ist ihnen der Bart und sie sagen ganz richtig: barba virile decus! (der Bart ist des Mannes Zier!). — Ferner dachte ich nach, woher denn der Deutschenhaß stamme? und fragte einen Landsmann, der schon lange hier ist, ob es vor achtundvierzig auch so gewesen sei? Bewahre, sagte er; als ich im Jahre 1839 auf der Bergakademie in Schemnitz studirte, da haben mich die Ungarn auf den Händen getragen. Ich sagte ihnen, ich sei ein Deutscher, aber ein Freund der Ungarn, und sie hießen mich herzlich willkommen. Das finde ich ganz natürlich. Wenn ein Ausländer zu uns nach Deutschland kommt und sagt, er sei kein Freund der Deutschen, so wird man ihm ganz einfach sagen: dann geh' wieder hin, wo du hergekommen bist!

Ungarn hat in den beiden letztverflossenen Jahren die Augen der ganzen Welt auf sich gerichtet, und es ist deshalb wohl der Mühe werth, die ungarische Geschichte in ihren allgemeinsten Umrissen kennen zu lernen. — Die Stammväter der jetzigen eigentlichen Ungarn oder

Pest-Ofen.

Magyaren sind jene mit den Finnen verwandten ritterlichen Magyaren, die schon im Jahre 895 unter dem kühnen Arpad durch die nordöstlichen Karpathenpässe in das Tiefland an der Theiß einbrachen. Vorher waren schon die Hunnen und Avaren untergegangen; aber die Magyaren machten's klüger, sie traten in den Kreis der christlichen abendländischen Völkerfamilie ein. Eigentlich haben alle Völker Europa's und zum großen Theil auch Asiens Ungarn kennen gelernt, bei der Völkerwanderung nämlich, und es gefiel ihnen da nicht schlecht. Und noch früher haben schon die alten Römer den herrlichen Wein Pannoniens (des heutigen Ungarns) gelobt. Im Jahre 1000 erlangte Stefan der Heilige die Königskrone für Ungarn und den Titel des apostolischen Königs. Aber Christenthum und Gesittung kamen durch Deutsche in's Land und Stefan bildete sich aus Deutschen eine Leibwache. Im Jahre 1301 erlosch der arpadische Stamm und der Adel wählte den Herzog Karl Robert von Anjou zum König, und unter dessen Nachfolgern erlebte Ungarn die Glanzperiode seiner Geschichte. Der genialste Herrscher Ungarns war Matthias Corvinus, der Sohn des Reichsverwesers Hunyady, welcher in Ofen eine kostbare Bibliothek und in Preßburg eine Universität gründete. Da kam der Unglückstag von Mohacz (29. August 1526). Hundertundsechzig Jahre lang blieb der größte Theil des Landes türkische Provinz; das Uebrige erhielt Ferdinand I. von Oesterreich. In wiederholten Kriegszügen ward endlich Ungarn den Türken wieder entrissen und auf dem Reichstage zu Preßburg 1688 wurde dem habsburgischen Hause die Erblichkeit der ungarischen Krone zuerkannt. Und jetzt? Wie steht's jetzt? Was wollen sie denn eigentlich, die Ungarn? Sie wollen ihr gutes Recht, und das ist keine Sünde. Sie können sich rühmen, daß, während der Osten Europa's von den verheerenden Fluthen des barbarischen Despotismus weithin bedeckt war, ihr Land allein sich eines verfassungsmäßigen Staatslebens erfreute. „Wir haben eine

Digitized by Google

achthundertjährige Verfassung," sagen sie, „und wenn man uns unser gutes Recht gibt, dann wollen wir wieder die Alten sein und in den Tagen des Glücks und des Unglücks treu zu den Habsburgern halten, wie beim Ausbruch des Erbfolgekrieges." Jene Scene mit Maria Theresia ist weltbistorisch, und getreu dem Vorbild ihrer Väter, wiesen die Ungarn in dem Unglücksjahre 1809 mit stolzer Verachtung Napoleons Verlockung zum Abfall von sich.

Es ist freilich in der jüngsten Zeit an manchen Orten etwas bunt hergegangen, namentlich bei der gewaltsamen Eintreibung der Steuern, und die Ungarn meinen, jetzt finde ihr Sprichwort: »in Hungaria est vita!« (Nur in Ungarn gibts ein Leben!) eigentlich gar keine Anwendung mehr. Freilich mag hier früher Vieles anders gewesen sein — aber Ungarn ist und bleibt dennoch ein herrliches Land, dessen Vorzüge im Ausland weit weniger bekannt sind, als sie es verdienen. Welche Großartigkeit und Abwechselung der Naturscenen! Welche Fruchtbarkeit des Bodens! Bald hat man die gewaltigen Ströme der Donau und der Theiß zu bewundern, bald unabsehbare Weizenfelder und weite Strecken voll hochgeschossener Welschkornstengel; hier weinbedeckte Hügel, dort majestätische Eichen- und Buchenwaldungen und das Nomadenleben der Pußten! Was das Füllhorn der Natur überhaupt zu bieten vermag, ist in Ungarn ausgeschüttet, und der leider zu früh verstorbene ungarische Dichter Alexander Petöfi konnte in dieser Beziehung wohl die oben angeführte Strophe singen. Auf uns Deutsche aber übt der Name Ungarn noch eine besondere Zaubergewalt, er erweckt eine gewisse poetische Stimmung. Zur Etzelsburg bei Ofen führt uns die Heldensage der Nibelungen, nach dem Hunnenlande zogen Chriemhilde und die burgundischen Recken.

So reich nun Ungarn an Naturerzeugnissen ist, so wenig sind noch Industrie, Fabrikwesen und Verkehrswege entwickelt. Auch im Unterrichtswesen wird die Zukunft noch Vieles verbessern und erweitern müssen. In der Li-

Preßburg.

teratur ist ein lebhafter Aufschwung bemerkbar; noch vor zwanzig Jahren war unter den gebildeten Ständen das Lateinsprechen vorherrschend, was die Entwicklung derselben aufhielt. Der hohe Adel hat Cavaliere in der edelsten Bedeutung des Wortes, er besitzt zahlreiche Schlösser mit Prachtsälen, Bibliotheken, Kunstsammlungen, malerisch angelegten Parken und herrlichen Gärtnereien. Viele Magnaten sind wegen ihres großen Reichthums bekannt. Fürst Esterhazy wettete in London mit Lord Melbourne, daß er mehr Schafhirten habe, als der Lord Schafe. Der Thatbestand wurde durch eine eigene unparteiische Commission ermittelt und der Fürst gewann die Wette. Die Cavaliere sind gebildet und haben meist im Ausland Reisen gemacht, sind tüchtige Jäger und haben vorzügliche Pferde. Obenan im Lande stehen Ackerbau und Viehzucht, und zu den größten Eigenthümlichkeiten gehört das Hirtenleben. In der Pußta wachsen die Hirten auf und hier verbringen sie ihr ganzes Leben; ein Schafpelz ist ihr Bett, ein weites Leinwandhemd, weite leinene Beinkleider, ein breitkrämpiger Hut und grobe Schuhe ihre Bekleidung, Brod und Speck ihre tägliche Nahrung, Tabak und Wein ihre Stärkung. — Durch die beiden letzteren Producte, namentlich den Wein, ist Ungarn weltberühmt. Gegenden, die besonders guten Tabak liefern, mag es etliche zwanzig geben. Doch bekommt man ihn selten ächt und rein zu rauchen. Der Producent muß um ein Spottgeld sein Erzeugniß an die Fabriken der Regierung abliefern, und durch das Monopol sind Tabak und Cigarren sehr theuer geworden. Der ächte ungarische Tabak ist wohlriechend, hat eine schöne Farbe und bedarf seiner weiteren Zubereitung. Aber obenan steht doch der Wein, vor allen der feurige Tokayer. In den Weingegenden hat jeder Bürger seinen Weinberg oder Weingarten und schenkt auch meist sein Getränke selbst aus. Ein grüner Wachholderbeerbusch über der Hausthüre ist das Zeichen eines solchen periodischen „Buschenschankes". Der ungarische Wein ist sehr stark;

Digitized by Google

auch auf ihn erstreckt sich der Patriotismus im höchsten Grade; der Ungar liebt sein einheimisches Getränke über Alles und rühmt es dem Ausländer gegenüber bei jeder Gelegenheit. Erst seit etwa einem Jahrzehnt hat auch das Bier Eingang gefunden, aber gemüthliche „Kneipen", wie die Süddeutschen, sind die Ungarn nicht, dagegen vortreffliche Billard- und Kartenspieler, und Kaffeehäuser trifft man allenthalben an.

Musik und Tanz sind zwei Hauptfaktoren der Geselligkeit und beide tragen ein streng nationales Gepräge. Ueber die ungarische Zigeunermusik ist neuerdings viel geschrieben worden. Von den Zigeunermusikbanden sind einige weit über Ungarn hinaus bekannt geworden, und erst vorigen Sommer hatte ich Gelegenheit, eine der berühmtesten zu hören, als sie eben von einer Kunstreise nach Paris, London und Amerika zurückgekehrt war. Von kleineren Banden, die entweder stabil in größeren Orten angesiedelt sind, oder Land auf Land ab die Kirchtage, Hochzeiten u. dgl. besuchen, gibts eine Legion. Merkwürdig ist und bleibt die Geläufigkeit und Präcision, mit der diese Leute, meist ohne eine Note zu kennen, die schwierigsten Stücke spielen. Man muß den Zigeuner gehört haben, um zu begreifen, wie er durch sein Instrument den Magyaren bald zu Thränen erweicht, bald zum wildesten Freudenjubel hinreißt. Bis zu welchem Grade er den Zuhörer begeistern kann, hat Lenau den Deutschen in seinen Zigeunerliedern, namentlich in der herrlichen „Werbung" geschildert. Der Musik entspricht der Nationaltanz, Csardas. Zuerst umkreist der Tänzer die Tänzerin, wobei sich beide stets im Auge haben, sich nähern, entfernen, jetzt sich anbieten, jetzt spröde seitwärts schauen; dann aber, von Sehnsucht überwältigt, ergreift der Tänzer seine Schöne, umschlingt sie und fort geht's im stürmischen Galopp.

Obgleich sich eine Zeit lange Uebertreibungen in der Aeußerung des Nationalgefühls unter den Ungarn, namentlich unter der gereifteren Jugend, kundgaben — der Gefahren, denen die Cylinderhüte und Fracks ausgesetzt waren, gar nicht zu gedenken — so darf man ja nicht glauben, daß ihr Patriotismus blos im Aeußeren liege. Nein! in dieser Beziehung muß man vor den Ungarn allen Respekt haben. Sie tragen ihren Patriotismus auch im Herzen und es geht eine lobenswerthe Einmüthigkeit durch das ganze Land. Diese Vaterlandsliebe darf uns Deutschen wohl zum Muster dienen, und ich wünschte Manchem, der nicht recht einsieht, was sein Vaterland werth ist, einen Aufenthalt in Ungarn. Es wäre vielleicht ein gutes Mittel, seine eigenen patriotischen Gefühle zu wecken. Der Deutsche wird immer eine gute Stätte in Ungarn finden, wenn er sich durch Kenntnisse und Persönlichkeit Achtung zu verschaffen weiß. Die Nationen behüten einander, jede hat ihre Vorzüge. Ungarns Zukunft liegt aber hauptsächlich in der Entfaltung seiner industriellen und commerziellen Macht, und damit diese in vollem Maße gedeihen könne, ist vor Allem Eintracht nöthig und Friede.

Wilhelm Hartmann.

Ueber Telegraphie. — Die unterseeischen Telegraphenleitungen wollen sich überall sehr schlecht bewähren, da die Taue durch Schiffsanker, Felsen, Fluthen, Stürme, sowie auch durch Oxydation der Drähte in kurzer Zeit zerstört werden. Daß aber, wie sich ein Berichterstatter über diesen Gegenstand ausspricht, der Ehrgeiz, den Ocean durch eine geistige Brücke überspannen zu wollen, aufgegeben werden müsse, und daß die Idee, Indien mit den Polen sprechen zu lassen, den Dichtern zu überlassen sei, ist nicht unsere Meinung.

Großartig werden die neuen Telegraphenlinien Rußlands ausgeführt, vermittelst deren Sibirien mit Amerika durch eine unterseeische Leitung längs den Aleuten-Inseln verbunden wird, so daß England vielleicht bald seine amerikanischen und chinesischen Nachrichten durch russische Vermittelung erhält. — Unsere berühmten Landsleute Siemens und Halske werden also vermuthlich den Triumph, Amerika mit Europa verbunden zu haben, davontragen, denn sie sind es, die Rußland mit einem Telegraphennetz überspinnen.

Neues Mittel gegen Wanzen. — Dieses besteht darin, daß in einem abgeschlossenen Blechgefäß Wasser erhitzt wird, und zwar auf einen höheren Temperaturgrad, als die gewöhnliche Siedehitze ist. Ein Rohr, das nahe bis auf den Boden reicht, endigt oberhalb des Deckels in eine feine, seitwärts gerichtete Spitze. Wird nach erfolgter Erhitzung, was gewöhnlich durch eine Spiritusflamme geschieht, ein an der Röhre angebrachter Hahn geöffnet, so treibt der Dampf, der sich oben im Gefäße angesammelt und eine hohe Spannung erlangt hat, das Wasser mit großer Kraft aus der Röhre, das dann in einem feinen Strahl ausspritzt und in die kleinsten Ritzen eindringt. Die Wirkung soll eine überraschend erfolgreiche sein und sich namentlich auch auf die Brut erstrecken.

Natürlich darf das Gefäß nur zur Hälfte mit Wasser angefüllt sein, das in bereits schon kochendem Zustande in den Apparat gebracht und dann weiter erhitzt wird. Eine Sicherheitsvorrichtung gegen zu hohe Dampfspannungen ist auch nothwendig. In den ursprünglichen Apparaten bestand solche blos in einem, eine Oeffnung abschließenden Korkstopfen, der bei zu hohem Dampfdrucke herausgetrieben wurde.

Eisolocomotive. — In Rußland hat man angefangen, sogen. Eislocomotiven zum Transport von Waaren und Personen auf gefrornen Flüssen und Landseen zu verwenden. Dieselben sind ähnlich gebaut, wie die gewöhnlichen Locomotiven und haben in der Mitte oder vielmehr im Schwerpunkte zwei Triebräder, deren Umfänge mit kurzen Stahlspitzen versehen sind, die während der Umdrehung etwas in das Eis eingreifen, um dadurch das nöthige Anhaften und in Folge dessen die Fortbewegung der Locomotive zu bewirken. Am Vorder- und Hintertheile der Locomotive aber sind, statt der Räder, Schlitten angebracht, die zur Unterstützung des Wagens dienen. An

beiden Enden befanden sich ferner kleine Häuschen mit Glasfenstern, in welchen der Heizer und der Locomotivführer, vor der Kälte geschützt, sich aufhalten.

Bei dem Mangel an geeigneten Verbindungsmitteln und den langandauernden Wintern in Rußland ist diese Erfindung um so wichtiger, als zur Sommerszeit die Eislocomotive, wie ein Locomobile, zum Betriebe beliebiger Maschinen verwendet werden kann.

David Teniers.

Zwei niederländische Maler, Vater und Sohn, deren Werke ihrer großen Aehnlichkeit wegen vielfach verwechselt werden, führten den Namen David Teniers. Doch ist der jüngere, von dem wir hier reden, viel hervorragender als der ältere.

Der jüngere David Teniers wurde im Jahr 1610 in Antwerpen geboren und lernte die Anfänge der Kunst bei seinem Vater, dessen Werkstätte er später mit der von Adrian Brouwer vertauschte. Er ging in des Letzteren Kunstweise vollkommen ein, konnte aber auch die Manieren anderer Meister, wie Rubens, Tizian, Tintoretto, auf's Täuschendste nachahmen. Darum wurde er der Maler-Proteus oder Kunstaffe genannt, aber mit Unrecht, denn er war nicht zum Nachahmer geschaffen.

Teniers mußte längere Zeit seine Erzeugnisse noch Brüssel und Antwerpen zu Markte bringen, da er im Dorfe Beck zwischen Antwerpen und Mecheln lebte, dessen landschaftliche Umgebung ihm gewöhnlich die Hintergründe zu seinen Gemälden bot, woher sich die Einförmigkeit derselben erklärt. Seine ländliche Wohnung war voll von eigenhändigen Bildern, die Niemand kaufte, so daß er zuletzt nach Antwerpen zog, um sie leichter an Mann zu bringen. Allein selbst seine besten Werke wurden schlecht bezahlt, und zuletzt kam der Künstler auf den Einfall, sich für todt ausgeben zu lassen. Seine Frau und seine Kinder mußten Trauerkleider anziehen. Jetzt strömten die Kenner von allen Seiten zu seiner Wohnung, rissen sich um seine nachgelassenen Gemälde und bezahlten sie mit großen Summen. Noch einiger Zeit erschien Teniers wieder unter den Lebenden, und man freute sich seiner Kunst, die noch reiche Früchte versprach. Sein Ruf war jetzt ein europäischer und die Bestellungen waren kaum zu befriedigen, obgleich Teniers mit außerordentlicher Fertigkeit arbeitete. Seine Bilder gingen in königliche und fürstliche Sammlungen über, und jeder Kunstfreund beeiferte sich, ein Werk von ihm zu besitzen. Der König von Spanien richtete eine eigene Gallerie für seine Gemälde ein, die Königin Christine von Schweden fand ebenfalls Freude an den Bildern dieses Meisters, und sie überlandte ihm ihr Bildniß au einer goldenen Kette. Nur am französischen Hof scheinen seine Bilder erst später Anerkennung gefunden zu haben als im Vaterlande, denn Ludwig XIV. rief beim Anblick eines der Bilder dieses Meisters mit Abscheu: Qu'on m'ôte ces magots! und jetzt gehören diese Affen im Musée français zu den Sehenswürdigkeiten. Die französischen Großen geizten aber bald nach Bildern von ihm, und mancher Kunstfreund glaubte schon einen Schatz zu besitzen, wenn er ein sogenanntes Apreschâner von ihm aufweisen konnte. Teniers malte nämlich in einem Nachmittage ein Bildchen zusammen, und mit solchen geistreichen, aus wenigen Figuren bestehenden Skizzen befriedigte er die vielen Liebhaber, die kein ausgeführtes Werk von ihm erhalten konnten.

Teniers malte keine streng historischen Darstellungen, sondern beherrschte mit seinem Pinsel die Bauernwelt mit einem Geiste und mit einer Virtuosität, wie kein anderer Meister seiner Zeit. Er durchstreifte das Land, um die Sitten und Gebräuche des Volkes kennen zu lernen, wohnte den Festen, Tänzen, Spielen, Gelagen desselben bei, und beobachtete es in allen Situationen. Als Mann von Geist und Geschmack vermied er aber alles Unschöne und Abstoßende. Er sah mehr auf das Einfache, Naive und Unschuldige, als auf Ausprägung heftiger Leidenschaften. Selbst bei stürmischen Scenen, wenn der Zorn das Gemüth beherrscht, beabsichtigte er nur die Wirkung des Moments festzuhalten. Das Laster drückt sich in seinen Köpfen nie aus, er schreckt nie ab, gibt nur Scenen stürmischer Freude und den Zustand ländlicher Sitte, und wenn es je zu leidenschaftlichen Auftritten kommt, so stellen sich seine Helden so dar, daß sie in der nächsten Stunde wieder befähigt werden können. Auch der Heiland feiert mit den Bauern die Hochzeit in Cana, aber er sitzt in der Wachtstube verpottet. Seine Trinker sind nur von der Liebe zum Trunke beseelt und von der Lust des Wirthshauslebens, wobei die Tabakspfeife eine Hauptrolle spielt. Dann malte er auch Soldatenscenen, mit Vorliebe Wachtstuben, seltener nahm er die traurigen Folgen des Krieges und der Plünderung zum Stoffe seiner Darstellung. Mit Vorliebe malte er Höllen- und Gespenstererscheinungen: in anderen Gemälden führt er den Beschauer in alchymistische Laboratorien, in Küchen u. s. w., wo allerlei buntes Geräthe zusammengehäuft ist.

Außer den eigentlichen Genrebildern finden sich dann auch Landschaften von seiner Hand, die er mit verschiedener Staffage ausstattete, welche eigentlich die Hauptsache bildet, da seine Landschaften gewöhnlich einförmig sind, der Umgebung von Beck entnommen, aber mit gewohnter Meisterschaft durchgeführt.

Die frühesten Werke dieses Meisters sind in der Weise seines Vaters behandelt, von kräftiger, wormer und frischer Färbung, so wie sie der Rubens'schen Schule eigen ist. In seiner mittleren Periode liebte er einen hellen, klaren, aber warmen Ton. Einige sind im vollen Tagslicht gehalten, und so schön durchgeführt, daß dieses selbst neuen Glanz zu erhalten schien. Seine Touche ist immer fein und geistreich, sowie sie nur ein kecker und leichter Pinsel zu geben vermag. Die Bilder im feuchtenden Tone und von zarter Behandlung gehören zu den Kostbarkeiten. Die dritte Gattung von Bildern ist jene, in welchen er den Brauwer nachahmte, und die von schwerem Tone sind, so daß sie neben den Gemälden von wunderbar klarer Harmonie nicht bestehen können. Jene silberne Klarheit des Helldunkels, welche ihm in seiner besten Zeit eigen ist, vermißt man in diesen Werken, und auf diesen Irrweg soll ihn die Kritik seiner Feinde gebracht haben, welche behaupteten, Teniers Bilder hätten keine Dauer, und wären mit Oelfarbe blos ausgetuscht. Von dieser Zeit an soll er die Bilder mehrmals übermalt haben, wodurch sie an Wärme und Klarheit verloren, und einen graulichen oder röthlichen Ton erhielten. Rubens aber leitete ihn wieder auf bessereu Weg, indem er ihm rieth, die Lichter nach Belieben stark aufzutragen, aber in den Schatten stets die Grundirung durchscheinen zu lassen. Daher sind in seinen besten Werken die Gegenstände selbst im völligen Dunkel noch sichtbar. Zum Schwarz bediente er sich des gebrannten Elfenbeins, was wir aus seinen eigenen Worten wissen. Als er nämlich eines seiner letzten Bilder, das Porträt eines Anwaltes, malte, sagte er zu diesem, er hätte in Ermangelung der Elfenbeinasche seinen letzten Zahn zu Kohle brennen müssen.

Teniers war zweimal verheirathet. Der Tod seiner ersten Gattin, der Anna Katharina Breughel, brachte ihn aber in große Verlegenheit, da er den größten Theil seines Vermögens, welches auf dem Schlosse Beck ruhte, den

Digitized by Google

Kindern herausgeben mußte. Die zweite Ehe ſchloß er mit Iſabella de Freſne, der Tochter eines brabantiſchen Rathes. Das Schloß zu den drei Thürmen war ſein Lieblingsaufenthalt, und nur nothgedrungen kam er nach Antwerpen und Brüſſel. In Berk war immer eine Anzahl von Schülern, auch beſuchten ihn dort Hohe und Niedere, Einheimiſche und Fremde, denn Teniers war nicht allein als Künſtler hochgeehrt, ſondern auch als Mann von Charakter und angenehmen Sitten. Seine unbehülfliche bäueriſche Welt hatte ihn nicht ſelbſt zum Bauern gemacht. Don Juan von Oeſterreich, Gouverneur der Niederlande, wohnte oft bei ihm, nahm Unterricht in der Malerei, und malte eines Tages ſogar das Bildniß des Sohnes unſeres Meiſters. Teniers malte dagegen das Bildniß dieſes Fürſten, welches in der Brüſſeler Gallerie war. Nach Brüſſel kam Teniers nur wegen ſeiner Dienſtverhältniſſe zu Erzherzog Leopold, und nach Antwerpen kam er noch ſeltener, obgleich er den 6. Juli 1663 die dortige Akademie gründete.

Teniers ſtarb zu Brüſſel, wahrſcheinlich im Jahr 1690. Von dort wurde ſeine Leiche nach Berk gebracht und in der Frauenkirche beigelegt.

In ſeinem dreithürmigen Schloſſe zu Berk hatte Teniers wie ein großer Herr gelebt und in elegantem Zu-

Der Scheerenſchleifer, von David Teniers.

ſchnitt. Auf einem Gemälde, das ihn im Kreiſe ſeiner Familie darſtellt, trägt er eine Atlasweſte, goldgeſtickten Kragen, eine majeſtätiſche Perücke und Reiterſtiefel. Der Knebelbart iſt aufgeſtutzt, zwiſchen den Beinen hält er eine Baßgeige und accompagnirt ſeinem Sohn zum Geſang. Madame Teniers, ſein Geliebter, hält ein Notenheft. Ein Page iſt im Begriffe einzuſchenken, auf einem Schrank hockt ein Affe, und der Hausofmeiſter ſteht unbeweglich am Eingang des Salons.

Die zahlreichen Schöpfungen dieſes Meiſters ſind in allen Ländern zerſtreut. Er ſelbſt hatte geſagt, wenn man ſeine Gemälde in Einem Raum aufſtellen wollte, ſo wäre eine Ausdehnung von zwei Meilen Länge erforderlich. Sehr viele und ſchätzbare Bilder von ihm beſitzt auch Deutſchland, namentlich in den Gallerien von Wien, Berlin, Dresden, München.

Der Scheerenſchleifer, welcher hier in Holzſchnitt wiedergegeben iſt, befindet ſich neben vielen anderen ausgezeichneten Bildern von Teniers in der Gallerie des Louvre. Das Gemälde iſt in leichtem Goldton ausgeführt, die Hauptfigur hebt ſich ſanft von der Umgebung ab, und eine anziehende Harmonie der Färbung durchweht die einfache Compoſition.

Digitized by Google

Andere drei Schweizer.

Die Schillerfeste der Deutschen in der Schweiz wurden von den Schweizern nicht nur mit großer Theilnahme als ein schönes Schauspiel betrachtet; sie wurden von den Schweizern selbst gefeiert und seit ungefähr einem Jahre ist der Mythenstein in ein Schillermonument verwandelt. Natürlich! Schiller hat ihnen ihr Nationalgedicht gegeben; Schiller hat die Liebe zu der Schweiz auch außerhalb ihrer Grenzen in Millionen Herzen gepflanzt, hat der Jugend unzähliger Menschenalter Ideale gegeben, die mit den Schweizer Bergen und dem Schweizer Volke unauflöslich verbunden sind. Die Einweihung des Mythenstein-Monumentes im Jahre 1860 ist das natürliche Gegenstück eines Vorganges aus dem Jahre 1760. Damals schrieb ein Schweizer, Gottlieb von Haller, Sohn des großen Albrecht von Haller, in Verbindung mit seinem Freunde, dem Pastor Fredenberger, das kleine Büchlein: „Wilhelm Tell, eine dänische Fabel“, welches, wie seitdem mehrere andere Arbeiten, beweisen sollte, daß Wilhelm Tell niemals existirt und daß selbst die Sage keine einheimische, sondern eine aus weiter Ferne eingewanderte sei. Die Entrüstung gegen den verdienstvollen Historiker war allgemein, Balthasar von Luzern griff ihn in einer wüthenden Schrift an und in Altdorf wurde das skeptische Büchlein durch Henkershand verbrannt, wie ein gegen Gott und die Religion selbst gerichtetes Pamphlet. Ein Volk, das den Glauben an die Existenz seiner Nationalhelden so zu vertheidigen weiß, ist folgerichtig einem Dichter dankbar, der diesen Nationalhelden endlich die Unsterblichkeit sichert. Ich sage „endlich“, denn der Versuche sind vor Schiller schon viele gemacht worden. Wir wissen, daß schon im 16. Jahrhundert in Deutschland dramatische Spiele aufgeführt wurden, welche Wilhelm Tells Geschichte zum Stoffe hatten; im vorigen Jahrhundert wurde derselbe Held von französisch-schweizerischen Dichtern lyrisch und dramatisch gefeiert; aber alle diese Verherrlichungen haben sich als vergänglich erwiesen und sind heute nur den Forschern und Literarhistorikern bekannt. Schiller hat neben Wilhelm Tell auch die Männer vom Grütli und den ganzen Freiheitskampf poetisch verklärt und ganzen Nationen vertraut und bekannt gemacht, als wären sie die Helden all' dieser Nationen. Keines seiner Stücke ist so oft in fremde Sprachen übersetzt worden, wie Wilhelm Tell; in Frankreich ist dieses Drama sogar Schulbuch geworden und macht sich dort in den Herzen der Jugend beinahe so heimisch, wie in Deutschland. Unter den Dramen Schillers, die zu Opern verballhornt worden, hat ebenfalls keines in der neuen Gestalt so großen Erfolg gehabt, wie Wilhelm Tell, von Rossini'scher Musik begleitet.

Aber wir wollen eigentlich nicht von Tell und den drei Männern vom Grütli, eben so wenig von Winkelried sprechen, dessen Existenz heute eben so angezweifelt wird, wie die Tells; wir wollten nur an diese historisch und sagenhaft berühmten, poetisch verklärten Gestalten erinnern, um daran anknüpfend zu sagen, daß die Geschichte beinahe aller Kantone und in den verschiedensten Zeiten von Männern zu berichten hat, die sich, was Heldenmuth, Aufopferungsfähigkeit und Vaterlandsliebe betrifft, mit diesen Ruhmvollen messen können, ja, daß uns diese, wenn wir praktisch und positiv sein wollen, tiefer interessiren müßten, in dem Grade, als sie uns näher stehen und uns auch greifbarer, fester gestaltet und weniger mythisch entgegen treten, mit einem Worte: als sie historischer sind. Nehmen wir z. B. nur die Geschichte Genfs. Die Annalen dieser Stadt können sich mit Beziehung auf die Kämpfe um Freiheit und menschenwürdiges Dasein und auf die Zahl der großen Bürger, von denen sie zu erzählen haben, mit den Annalen der edelsten Städte des Alterthums messen, deren Ruhm durch Jahrtausende frisch fortlebt und die

Digitized by Google

ewig als Muster großartiger Gemeinwesen vorschweben werden. Aber wie Wenige von denjenigen, denen die Namen Tell, Stauffacher, Walther Fürst, Melchthal, Winkelried so geläufig sind wie Aristides, Leonidas, Timoleon ꝛc., wissen etwas von den Märtyrern Philibert Berthelier, Levrier, die auf dem Schaffot verblutet, von Peccolat und seinen Folterqualen, von Bonivard und seinen Gefängnißleiden, von Besançon Hugues und seinen lebenslangen Kämpfen, Arbeiten, Reden, Fluchten und Verfolgungen! Und doch gehören diese Gestalten, und mit ihnen noch viele ihrer Mitbürger, zu den schönsten und erhabensten, die jemals der Kampf der Schwachen gegen Uebermächtige für Menschenrecht und Freiheit hervorgebracht und verklärt hat. Wer kennt Davel aus dem Waadtlande, Henzi aus Bern, Ehenaur aus Freiburg? Henzi ist vielleicht der Einzige von diesen Dreien, der etwelchen Deutschen aus Lessings Werken bekannt ist, aber auch nur solchen, welche sich in die minder gelesenen Werke dieses Dichters vertiefen und so die in seinen „Briefen" vorkommenden Bruchstücke des Trauerspiels „Henzi" gelesen haben.

Dr. Carl Brunnemann, ein gelehrter deutscher Flüchtling, ehemaliger Lehrer am Rödiger'schen Knabeninstitut in Genf, jetzt Professer an der thurgauischen Kantonsschule, hat in Frauenfeld bei Huber ein kleines, sehr schätzenswerthes Büchlein unter dem Titel „Drei Schweizer Freiheits-Märtyrer des vorigen Jahrhunderts" erscheinen lassen, welches über die Thaten und Schicksale dieser drei zuletzt genannten Männer sehr belehrende Auskunft gibt. Dr. Brunnemann fühlte sich zu dieser Arbeit veranlaßt, „weil es eine der schönsten Pflichten ist, verkanntes oder nicht hinlänglich gewürdigtes Verdienst in seine Rechte einzusetzen"; dann wollte er „so viel in seinen Kräften steht, dadurch mitwirken, eine Ungerechtigkeit wieder gut zu machen. Es ist nämlich neben vielem Andern auch dieß ein trauriger Beweis für die menschliche Schwachheit, daß wir uns fast immer durch den Erfolg in unserem Urtheil bestimmen lassen. Derselbe Mann, der in Folge seines geglückten Staatsstreiches fast allgemein in Europa Retter der Gesellschaft geschimpft wurde, fand für die Straßburger und Boulogner Affaire überall nur mitleidiges oder spöttisches Achselzucken und die nichts weniger als schmeichelhaften Titel Abenteurer und ehrgeizige Narr." Der Verfasser meint, seine Helden verdienten so viele Anerkennung, als alle die gefeierten Schweizer Namen, die jedem sechsjährigen Schulbuben gelänfig sind, „sie strebten alle nach demselben Ziele; nur gingen die Einen im Kampfe gegen die Bedrücker unter, die Andern dagegen als Sieger daraus hervor; wobei man nur noch allzuleicht übersieht, daß dieß im vierzehnten Jahrhundert mit ungleich weniger Schwierigkeiten verbunden war, als vierhundert Jahre später." — Allerdings! Die Schweizer des vierzehnten Jahrhunderts waren in der Freiheit aufgewachsen, hatten noch das lebhafteste Gefühl ihres Rechtes, und da sie sich bedroht fühlten, standen sie auf wie ein Mann; sie hatten es außerdem mit einem Feinde zu thun, der seine Heerschaaren aus der Ferne und auf ihren leicht zu vertheidigenden Boden herbeiführen mußte, und hatten gegen einen Despotismus zu kämpfen, der noch nicht so gut organisirt, so eingewurzelt und mit allen Despotismen so verfestigt war, wie der des 18. Jahrhunderts; endlich stellten die Bauern, die zu Fuß auf den Kampfplatz herbeiliefen, jene neue Kriegskunst dar, welche bestimmt war, die alte, verrottete, ritterliche Kampfart gänzlich zu verdrängen; sie waren die leichte und leichtbewegliche Infanterie der Zukunft und standen gegen die schwer bewegliche, unbeholfene, von Eisenrüstungen erdrückte alte Reiterei und Ritterschaft, die noch keine Ahnung davon hatte, was später ein großer Feldherr aussprach, „daß die Kriegskunst in den Füßen stecke." Die Männer des 18. Jahrhunderts hingegen hatten es mit einem einheimischen Feinde, mit eingesessenem Despotismus zu thun, gegen den ein Kampf auch wie ein Bürgerkrieg aussehen und ängstliche Gemüther abschrecken mußte, gegen einen Feind, der im Innern vollkommen organisirt war, das ganze Land besetzt hielt, sich im Besitze aller Vertheidigungsmittel befand und von Alliirten umgeben war, die mit ihm ein gemeinschaftliches Interesse hatten. Und gegen diesen Feind und Unterdrücker hatten jene Männer ein Volk in den Kampf zu führen, das seine Rechte und Freiheiten, selbst seine Menschenwürde, wie seine Geschichte, längst vergessen, sich an die Sklaverei gewöhnt hatte, durch diese zum großen Theile verderbt und ehrlos geworden war und das, von einer durchtriebenen Aristokratie erzogen und in seinen Begriffen verwirrt, Recht für Unrecht, Unrecht für Recht hielt, Ehrwürdiges verabscheute, Hassenswerthes liebte. In der That, sie bedurften zu ihrer Unternehmung größeren Muthes, als Tell zu seinem Pfeilschuß und als die Drei zu ihrem Grütli-Schwure. Sehen wir uns ihre Geschichte, mit Hilfe zahlreicher Blicke in das Buch Brunnemanns, näher an.

Der erste der drei Männer des vorigen Jahrhunderts, der Zeit nach, ist

Johann Daniel Abraham Davel,

denn sein Befreiungsversuch des Waadtlandes vom Joche der Berner Patrizier fällt schon in das Jahr 1723. Er wurde im Jahre 1667 zu Cully, im Waadtlande, wo sein Vater Pfarrer war, geboren und theils unter väterlicher Obhut, theils, wegen Erlernung der deutschen Sprache, in Interlacken erzogen. Wie viele Waadtländer, denen die Berner im eigenen Lande jede ehrenvolle Laufbahn abschnitten, suchte er sein Glück in fremdem Kriegsdienste zu machen, wozu die durch Ludwig XIV. in ganz Europa erregten Kriege überall Gelegenheit boten. Er diente in Piemont, in Frankreich und unter den ausgezeichnetsten Feldherrn seiner Zeit, unter Prinz Eugen und Marlborough, und zeichnete sich in den berühmten Schlachten von Ramillies und Höchstädt aus. In seine Heimat zurückgekehrt, machte er die Campagne des Toggenburger Krieges mit, zu welcher sich die Berner zum größten Theile ihrer Waadtländer Unterthanen bedienten, und auch hier zeichnete er sich in der Schlacht bei Villmergen so sehr

Digitized by Google

aus, daß er zum Unterquartiermeister und Sous-Chef des Generalstabes avancirte und daß die Berner Excellenzen, die nicht gerne Unterthanen beförderten, ihn mit der Stelle eines Landmajors für den Bezirk Lavaux, mit 300 Pfund Gehalt und vollkommener Steuerfreiheit für seine Person und seine liegenden Güter belohnten. Auf diesen Gütern, einigen kleinen Weingärten, lebte er in stiller Zurückgezogenheit, und hier scheint er den Plan zur Befreiung seiner Heimat gefaßt und sich in diesen so vertieft zu haben, daß er sich als einen von Gott Gesandten betrachtete, der dem Elende seiner Brüder ein Ende machen sollte. Das Elend der Waadt hatte um diese Zeit, das ist in der Zeit, da das Patrizierunwesen in der Schweiz sich zur Vollkommenheit ausgebildet, den höchsten Grad erreicht.

Die Waadt war unter die Herrschaft der Berner gekommen, als sie im Jahre 1536 jenen Kriegszug unter Hans Franz Nägeli unternahmen, um, wie sie sagten, den Genfern, ihren Bundesgenossen und Glaubensbrüdern, gegen Savoyen beizustehen, in der That aber, um zu verhindern, daß König Franz von Frankreich nicht diesseits des Jura Fuß fasse, indem er sich selbst des bedrängten Genfs annahm und es sich annektirte. Obwohl damals Bern selbst noch eine bis zu einem gewissen Grade demokratische Verfassung hatte, behandelte es das Waadtland doch bald wie ein erobertes Land und machte keinen Unterschied zwischen den Städten und Gebieten, die ihm als Fremde entgegengekommen, und zwischen den sogenannten Löffelrittern, die dem Herzog von Savoyen und dem alten Glauben anhingen. Selbst jene lokalen Freiheiten einzelner Städte, sowie die allgemeine Vertretung des Landes in Menden, welche sogar die Herzoge von Savoyen, gemäß ihrer Politik, dem Adel einen starken Bürgerstand entgegen setzen zu können, dem Waadtlande belassen hatten, schwanden bald unter der Herrschaft der Berner zu Schatten zusammen und verschwanden endlich ganz. Ehrenhafte Männer wollten sich zu der Komödie nicht mehr hergeben, die noch eine Zeit lang in Menden mit der Städtevertretung gespielt wurde. Die ganze schöne Landschaft war bald nur noch eine nährende Kuh des Berner Patriziats, das es in Schweigerei, Wohlleben, Herrsch- und Habsucht dem Adel anderer Länder gleich, ja manchmal noch zuvor that. Man schaltete und waltete mit dem Besitze, wie mit einem todten Eigenthume; von moralischen Verpflichtungen, die selbst der Herr seinen Unterthanen gegenüber zu haben eingesteht, schien man in Bern keinen Begriff zu haben. In der That verloosten sie das Land unter einander; die glücklichen Gewinner führten den Titel Bailli oder Vogt und beuteten unter dem Vorwande der Verwaltung und der Gerichtsbarkeit, die sie in sich vereinigten, ihr Amt zur Füllung ihres Seckels aus, bis die Zeit neuer Verloosung und ein anderer patrizischer Gewinner an die Reihe kam, der nun seinerseits seine und seiner Familie Finanzen zu heben hatte. Einzelne Verschwörungen, einzelne Versuche, diesem Unwesen ein Ende zu machen, wurden mit patrizischer Grausamkeit bestraft und zugleich benützt, um die Last nur noch zu erschweren, kleine Reste von Freiheiten gänzlich auszurotten. Daß man auf die savoyische Herrschaft wie auf eine goldene Zeit zurückblickte, dafür sprechen einzelne Verschwörungen zu Gunsten dieser Macht, die sich doch wahrlich nicht durch freisinnige Regierungsweise auszeichnete. Das Volk wurde in der stummsten Unterthänigkeit und in der stupidesten Dummheit und Unwissenheit erhalten; und dabei half eine Geistlichkeit mit, die eigens zu diesem Zwecke gebildet wurde und ganz von der Regierung abhing. Das einzige Leben, das man duldete, ja aufmunterte, war das Prozeßleben, da die Prozesse eine große Einnahmsquelle der Baillis bildeten. Mit einem Worte, es war ein so fein ausgesponnenes und seine Wirkungen so weit erstreckendes Regiment, wie es in der Weltgeschichte bisher nur Oligarchien ausgebildet haben. Herr Brunnemann beschreibt es gut und ausführlich. Das Volk wurde unter einem solchen Regimente, wie sich von selbst versteht, arm, verzweifelt, demoralisirt; das ganze Waadtland wurde ein großes Räubernest, wie Italien unter seinen gesegneten Regierungen. An allen Straßen sah man Galgen und Rad, die einzigen Mittel, die die Aristokraten zur Unterdrückung des Uebels anwenden *wollten*, wenn sie auch bessere *kannten*; aber die bessern Mittel, eine gerechte Verwaltung und Gerichtsbarkeit, Hebung des Handels, Unterrichts ꝛc. lagen nicht in ihrem Systeme, weil nicht im Interesse der Baillis. Die sogenannte gute Gesellschaft in den Städten war für Bern, weil die gute Gesellschaft immer für die Herrschenden ist und sich mit ihrem Gewissen abzufinden weiß, und weil man ihr hie und da eine militärische oder geistliche Pfründe hinwarf, um ihr den Mund zu stopfen. Sie öffnete ihn nur, um das gute Recht der Unterdrücker zu vertheidigen, oder um die eigenen Landsleute, die sich gegen die Unterdrücker erhoben, zu verrathen und bei der Gelegenheit ihre tiefste Unterthänigkeit auszudrücken. Das 18. Jahrhundert verbrachte die gute Gesellschaft der Städte Lausanne, Rolle, Morges ꝛc. mit Versemachen, mit Romanschreiben, mit geistreichen Korrespondenzen und großer Empfindsamkeit; glücklich, wenn sie sich um einen ebenfalls Verse machenden Bailli von Bern versammeln durfte. Es war eine Gesellschaft, von deren Bildung man damals in der Ferne viel zu erzählen wußte, die aber den berühmten Geschichtsschreiber Gibbon, als er sich in ihrer Mitte aufhielt, zum größten Theile mit Ekel erfüllte.

Einen Patrioten, eine reine, uneigennützige und dabei schwärmerische Seele wie Davel mußte der Anblick seiner Heimat mit Schmerz und endlich mit großen Entschlüssen erfüllen. Wir besitzen keine Einzelnheiten über die Vorgänge in seinem Innern; auch Herr Brunnemann, der seine Geschichte so gut studirt hat, weiß darüber nicht viel zu sagen, aber er spricht im Vorübergehen ein Wort aus, das den Schlüssel zu Davels Wesen enthält. Er nennt Davel einen Pietisten, ohne damit einen Tadel gegen ihn aussprechen zu wollen, und Herr Brunnemann zeigt damit, daß er die Natur des Pietismus im vorigen Jahrhundert, besonders zu Anfang jenes Jahrhunderts, besser würdigt und versteht, als es bei vielen, selbst bei guten Historikern

der Fall iſt, die, weil ſie liberal ſind, den Pietismus immer glauben verdammen zu müſſen. Der Pietismus war nur die erſte Phaſe in der Empörung des freien Gedankens gegen die Ueberlieferung, gegen die leere Form, gegen das erſtarrte Dogma, jener großen Empörung, die das 18. Jahrhundert charakteriſirt und ihm ſeinen Werth gibt. Er wollte ſich den Glauben nicht mehr für und fertig von Andern liefern laſſen als eine bloße Formel, als etwas Vorgeſchriebenes, er wollte ihn ſelber fühlen, ihn perſönlich machen und dadurch in ein direktes Verhältniß zu ſeinem Gott treten. Es war die Zeit der deutſchen Moſer, und in Bern war es ein Pietiſt, Nicolaus Samuel von Treytorrens, der ſchon im Jahre 1717 gegen das religiöſe Unweſen, wie es die Regierung brauchte und förderte, auftrat. Herr Brunnemann theilt uns die Conſenſusformel mit, welche Bern damals allen Profeſſoren, Geiſtlichen und Lehrern zur Unterzeichnung vorlegte und aus der wir nur einen Artikel hervorheben, um zu zeigen, was der Berner Ariſtokratie diente und was die wahrhaft frommen Gemüther empören mußte. Er lautet: „Gott machte vor Erſchaffung der Welt das Geſetz der Jahrhunderte in Chriſte Jeſu unſerm Herrn. Er machte dieſes Geſetz aus dem reinen Vergnügen ſeines Willens, ohne irgend eine Vorausſicht des Verdienſtes der Werke oder des Glaubens. Er wählte zur Verherrlichung ſeiner Gnade eine feſte und beſtimmte Anzahl Menſchen aus, die zwar das Unglück haben ſollten, mit dem Reſte der Menſchen aus verdorbenem Blute geboren und aus unreiner Subſtanz gebildet zu werden und dadurch Sklaven der Sünde ſein würden, aber er beſchloß, ſie zum Heile zu führen durch den einzigen Mittler Jeſum Chriſtum. Er beſchloß, ſie zu ſich zu rufen, ſie wiedergeboren werden zu laſſen und ihnen den Glauben und die Reue zu verleihen in Anbetracht der Verdienſte Chriſti Jeſu und durch die allmächtigen Tugenden des heiligen Geiſtes, des Urhebers der Wiedergeburt. Er beſchloß, den Menſchen zuerſt unſchuldig zu erſchaffen, dann ſeinen Fall zu geſtatten und endlich mit einigen Wenigen der ſündhaften Menſchen Mitleid zu haben und ſie ebendeßhalb auszuerwählen, die Andern aber in der Verderbtheit zu laſſen und ſie endlich ewiger Verdammniß preis zu geben."

Dieſe Lehre, eine letzte unbarmherzige und unmenſchliche Conſequenz des Calvinismus, mit ihren „einigen Wenigen" Auserwählten und der ungeheuern Mehrzahl von Verworfenen, paßte zu gut in das Syſtem einer Ariſtokratie und war zu ſehr im Widerſpruch mit dem menſchlichen Gefühle der damaligen Frommen, als daß ſie nicht eine große Aufregung der Gemüther hätte veranlaſſen ſollen. Da Davel zu den frommen Gemüthern gehörte, vermuthet Herr Brunnemann mit Recht, daß der Streit, der ſich wegen der Conſenſusformel erhob, auf ihn und ſeine Entſchlüſſe Einfluß hatte und ſie zu Reife brachte. Uns ſcheint es gewiß, daß religiöſe Elemente bei ſeiner ganzen Handlungsweiſe von großer Einwirkung waren und daß er ſelbſt aus Religion zu thun glaubte, was er aus reiner Menſchenliebe, aus Mitleid mit ſeinem Nächſten begann, da er ſich in einer Art viſionären Zuſtandes befand und mit einem kindlichen Vertrauen zu Werke ging, das ſich nur durch den Glauben an eine direkte, von Gott kommende Sendung erklären läßt. Daß er aber dieſe göttliche Sendung nicht blos als Politiker, wie manche Geſetzgeber, Religionsſtifter und Revolutionäre alter und neuer Zeit, vorſchützte, um ſich Anhänger zu verſchaffen, beweiſt der Umſtand, daß er dieſe göttliche Sendung als ein Geheimniß behandelte, ſelbſt vor denen, mit welchen er die Bewegung begann, und daß man erſt nach ſeinem Falle aus Schriftſtücken, die man bei ihm fand, und endlich aus den Verhören und aus ſeinen Reden im Gefängniß von ſeinem Gemüthszuſtand Kenntniß erhielt.

Das eigentliche Drama iſt bald erzählt. Am 31. März 1723 rückte Major Davel beritten, an der Spitze von vier Kompagnien, über die er als Bezirkskommandant den Befehl hatte, in Lauſanne ein und ſtellte ſich vor der Kathedrale auf. Viel Volkes lief zuſammen, wußte nicht, was von dem Aufzuge zu halten, und auf die Fragen, die man an den Major richtete, gab er lächelnde Antworten, die auch nicht viel verriethen. Mit dem Hauptmann de Greuſaz, der ſich ebenfalls in der Menge befand, ging er in das Rathhaus, wohin der Seckelmeiſter Milot in aller Eile den Stadtrath zuſammenberufen hatte. Zwei der Herrn führte er in ein Nebenzimmer und übergab ihnen ein Papier, das die Aufforderung an den Rath von Lauſanne enthielt, das Berniſche Joch abzuſchütteln. Eine ſolche Aufforderung war ihnen unverſtändlich; da übergab er ihnen zur nähern Erklärung ein Manifeſt „an Ihre Excellenzen Unſere gnädigen Herren von Bern", das die gerechten Beſchwerden des Waadtlandes auseinanderſetzte. Es ſchließt mit den ritterlichen Worten: „An der Brücke von Gümminen wollen wir Wacht halten, damit Ihr Zeit habt, Eure Soldaten zuſammenzubringen, denen wir die Ehre des Kampfes nicht verſagen wollen, wenn Ihr es durchaus wünſchet." — Dann begab er ſich mit den beiden Herrn in den Rathsſaal zurück. Die Rathsherrn behandelten den Mann, der an der Spitze von fünfhundert Bewaffneten ſtand, mit ausnehmender Freundlichkeit, boten ihm einen Sitz an und verpflichteten ſich eidlich zu unverbrüchlichem Stillſchweigen über Alles, was er ihnen mittheilen werde. Darauf ſetzte er ihnen ſeinen Plan der Befreiung des Waadtlandes vom Berner Joche auseinander, theilte ihnen ſein Manifeſt mit und forderte ſie auf, ihm beizutreten, „da es allein von ihrer Zuſtimmung abhänge, das Werk der Befreiung ohne alles Blutvergießen zu Ende zu führen." Man ſagte zu Allem Ja und bat ihn, abzutreten, da man über ſeine Vorſchläge und die Art, ſie in's Werk zu ſetzen, berathen wolle. Kaum war Davel abgetreten, als ſich die loyalen Rathsherren in einen Strom von Worten der Entrüſtung ergoßen, die ſie aber nicht verhinderte, mit größter Kaltblütigkeit einen treuloſen Plan zu ſchmieden. Man beſchloß, ſo zu thun, als ob man auf Davels Abſichten einginge, um nur Zeit zu gewinnen, Maßregeln zur Verhinderung des Aufſtandes und zum Verderben Davels zu treffen. Das erſte, was man that, war, daß man einen Eilboten nach Bern ſchickte, um die gnädigen

Digitized by Google

Herren von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen und die Baillis, die ſich eben behufs der Verloosung der Stellen im Waadtlande dort befanden, zurückzurufen. Dann quartierte man die Leute Davels in die verſchiedenſten Stadttheile ein, um ſie von einander zu trennen. Davel ſelbſt und ſeinen Hauptleuten wurde auf Koſten der Stadt ein Souper gegeben, bei welchem Rathsherrn die Honneurs machten, um ihn zu beobachten und zu verhindern, daß er mit irgend Wem in Verkehr trete. „Bei der Mahlzeit, bei welcher Davel nach ſeiner Gewohnheit faſt gar nichts aß und nur Waſſer trank, ſetzte er ſeine Plane den Verſammelten noch

Major Davel auf dem Schaffot.

einmal auseinander. Er handelte in Allem mit dem Vertrauen eines Kindes, ohne die geringſte Ahnung, daß, während man ihn ſpeiſte, man ihm Schlingen und Fallen vorbereite. Als er dann nach der Mahlzeit unter dem Dache de Creuſars, ſeines Freundes, ſchlief, verbrachte dieſer ſein Freund und Wirth die Nacht mit Abfaſſung eines zweiten Berichtes, der noch vor Tagesanbruch an die Excellenzen von Bern abging und dieſe beruhigte: in wenigen Stunden werde Davel verhaftet und werden ſeine Truppen entwaffnet ſein. Zugleich ſorgte de Creuſar dafür, daß, während ſein Gaſt ruhig ſchlief, aus Stadt und Umgegend 1500 Mann ſicherer Truppen zuſammengezogen wurden.

Als er am Morgen aus der Stube trat, um ſich

Digitized by Google

in die Rathsversammlung zu begeben, wurde er vom Stadthauptmann verhaftet. Ruhig übergab er seinen Degen und ruhig sagte er: Ich sehe wohl, daß ich in der Sache das Opfer sein werde, doch wird es für mein Vaterland nicht ohne Nutzen sein. Auf Umwegen und durch entlegene Straßen wurde er in's Schloß gebracht, seiner Uniform entkleidet, an Händen und Füßen gefesselt und in eine Mörderzelle eingeschlossen.

Als die erste Nachricht in Bern ankam, war eben der Rath der Zweihundert versammelt, um sich mit der Verloosung der Unterthanen zu beschäftigen. Die gnädigen Herren erschraken gewaltig, unterbrachen die Verloosung und verordneten Mancherlei, als ob es sich um die Abwehr eines gewaltigen Feindes handele. Der Bote Cronfars berichtete sie wieder und sie gaben sich den Anschein, als ob sie die Sache leicht nähmen. Herr von Wattenwyl, einer aus ihrer Mitte, wurde nach Lausanne geschickt, um den Prozeß zu leiten. Er wurde von Rathsherrn und Adeligen mit Demonstrationen der ersterbendsten Unterthänigkeit empfangen und von Ergebenheitsadressen fast erdrückt. Die der Stadt Vevey konnte nicht Worte genug finden, um ihren Abscheu gegen Davel auszudrücken. Herr von Wattenwyl empfing den Rath der Stadt Lausanne sitzend und mit dem Hute auf dem Kopfe, während die Väter der Stadt stehen und den Hut in der Hand halten mußten.

Der Prozeß gegen Davel hatte gleich am Tage seiner Verhaftung begonnen und wurde nun mit oft wiederholten Verhören und mit Tortur fortgesetzt. Aus diesem Prozesse geht hervor, daß er nicht einen einzigen Mitwisser hatte, daß selbst die Kompagnien, mit denen er nach Lausanne marschirte, nicht wußten, zu welchem Zwecke er sie dahin geführt. Er wußte ja nicht, ob Gott das Unternehmen gleich gelingen lassen, oder indessen nur Ein Opfer, ihn, für die Freiheit verlangen wolle. So weihte er Niemand ein, um Niemand bloßzustellen. Die Herrn von Bern aber mit ihrem bösen Gewissen sahen überall Feinde und wollten ihrer um jeden Preis habhaft werden, daher die grausame Prozedur, die Wiederholung der Folterung. Trotzdem bewahrte Davel während der ganzen Zeit des Prozesses und in den Momenten der furchtbarsten Qual seine Ruhe, ja selbst jene Heiterkeit, mit der er an die Unternehmung gegangen. „Trotz der furchtbarsten Schmerzen," sagt sein Historiker, „dieselbe Ruhe des Gemüthes, dasselbe Lächeln auf seinem Antlitz, kein Schrei des Schmerzes; als man ihm Erfrischungen einflößen wollte, wies er sie von der Hand. Dabei beharrte er auf seiner Erklärung, daß er keine Mitschuldigen besitze und allein auf göttlichen Antrieb gehandelt habe. Am 17. April wurde er zum Tode verurtheilt. Es sollte ihm der Kopf vor die Füße gelegt werden."

Auf dem Wege zur Richtstätte, auf dem er sich von seinem treuen Hündchen nicht trennen wollte, fragte ihn einer der Geistlichen: ob es ihn nicht schmerze, so durch die Gassen von Lausanne geführt zu werden? Er antwortete: Hat nicht auch unser Heiland in diesem Aufzuge durch die Straßen Jerusalems ziehen müssen, um auf Golgatha in der Mitte zweier Schächer geopfert zu werden? — Vom Schaffote aus erschütterte er alles Volk mit einer einfachen, von edlem Sinn, von freudiger Aufopferung durchdrungenen Rede, der wir nur einige der Schlußsätze entnehmen: „Was meine Gefangenschaft anbetrifft und die Pein, die ich ausgestanden, was endlich den Tod, den ich jetzt erleiden soll, so beklage ich mich über Niemand, auch nicht über die Herrn von Lausanne; sie sind ihrer Eingebung gefolgt, wie ich dem Rufe Folge geleistet habe, den Gott an mich ergehen ließ ... Mein Herz ist von Freude durchdrungen, daß mir Gott die Gnade erwiesen, mich zum Werkzeug seiner Vorsehung auszuerwählen. Ich zweifle nicht, mein Tod wird für das Heil des Volkes, wie für die Wohlfahrt Ihrer Excellenzen von den trefflichsten Folgen sein ... Dieß ist also der schönste und ruhmreichste Tag meines Lebens ... Möge Gott meinen Tod auch Euch zum Heile gereichen lassen." Der Pfarrer Saussure aber, obwohl ein Angestellter und Abhängiger Berns, sprach vom Schaffot herab: „Seine (Davels) Absicht schien ihm schön, vernünftig, und von der Weisheit eingegeben; es war die Freiheit seiner Mitbürger, es war das süße Vergnügen, sie des Joches der Abhängigkeit zu entledigen und in den Besitz gewisser Rechte und Freiheiten zu setzen, an die die Ruhe der Gesellschaft und das Glück ihrer Glieder gebunden ist. Dieser Mann hat nicht nur das Böse, sondern auch den Weg zum Bösen gemieden. Er bewies durch sein Betragen, wie sehr er von der großen Wahrheit überzeugt ist, daß der wahre Gottesdienst darin besteht, die Wittwen und Waisen in ihrer Noth aufzusuchen .... Er war das Auge des Blinden und der Fuß des Lahmen. Er war ein Vater der Armen und forschte ihnen nach in ihrem Elend, wenn sie sich aus Scham seinen Blicken entzogen ... Wie rein waren seine Sitten, wie strenge hütete er sich vor jedem Uebermaß, wie genau erfüllte er die Pflichten der Mäßigkeit, Keuschheit und Bescheidenheit! Geziert mit so vielen Tugenden des Christen, besaß er auch alle Tugenden des Kriegers! Wie unerschrocken verachtete er nicht die Gefahr! Bei Untergebenen wie bei Kameraden, bei seinen Freunden wie bei seinen Mitbürgern war er gleich geliebt und geachtet."

So war der Nekrolog, der Davel gehalten wurde, so war die Nachrede und die Meinung über Davel im ganzen Lande. Nur Herr von Wattenwyl, der Berner Patrizier, erklärte ihn für „hirnverrückt", was ihn aber nicht hinderte, den Hirnverrückten hinrichten zu lassen.

Davel, nachdem er von seiner Umgebung Abschied genommen, zog seinen Rock ruhig aus, setzte sich dann in den Stuhl, stemmte den Rücken gegen die Lehne und der Henker von Moudon schlug ihm mit einem Streiche den Kopf vom Rumpfe. Er war so ruhig, daß man von seinen letzten Momenten sagen kann, was der Geschichtsschreiber Gruner bei Gelegenheit der Hinrichtung eines anderen Märtyrers, des Capt. Bourgeois sagt, desselben, den Bern hinrichten ließ, um Savoyen einen Gefallen zu erweisen: „Aller Augen waren naß, nur die seinen nicht." — Der Körper Davels wurde unter dem Galgen verscharrt, sein Kopf an einen Pfahl genagelt, von dem er aber schon in der nächsten Nacht verschwand.

Digitized by Google

Dieß ist die Unternehmung und das Ende Davels, des viel zu unbekannten Märtyrers. „Ganz umsonst," sagt Brunnemann, „ist Davels Blut nicht geflossen." Bern ließ jetzt die Consensusformel fallen und Davels Geist lebte fort in den Nachkommen. Am 24. Januar 1789 wurde nach einer unblutigen Revolution, gerade wie er sie beabsichtigt hatte, die leman'sche Republik proklamirt, deren Vertreter auf den Antrag Fr. Cesar de la Harpe's, in dem Davel wieder geboren wurde, es sich angelegen sein ließen, durch einen der ersten Akte ihrer gesetzgeberischen Thätigkeit das Andenken des Märtyrers wieder herzustellen. Im Jahre 1842 hat man ihm auch ein Denkmal auf dem Waffenplatze zu Cully errichtet.

Auch Davels Judas, de Crousaz, erhielt seinen Lohn in Silberlingen, indem ihm Bern eine bedeutende Schuld erließ.

Samuel Henzi.

Die Abschreckungstheorie hat sich zu allen Zeiten, im Guten wie im Bösen, als falsch und unhaltbar erwiesen. Die Menschen, die ernstlich das Gute wollten, ließen sich durch das traurige Schicksal ihrer Vorgänger eben so selten von ihren Wegen abschrecken, als sich der Verbrecher durch Galgen und Rad von seiner Missethat abhalten läßt. Davel litt im Jahre 1723 wegen Auflehnung gegen die Bernische Tyrannei; im Jahre 1749 litt Samuel Henzi denselben Märtyrertod um derselben Ursache willen, und zwar in des Löwen oder vielmehr in des Bären Höhle selbst, in Bern. Zur Charakteristik dieses Mannes setzen wir nur die Worte hierher, die Lessing kaum drei Jahre nach der Berner Katastrophe über den Helden niederschrieb, den er der höchsten Verherrlichung durch die Poesie für würdig hielt. Er erklärt, im ganzen Umfange der neuesten Geschichte keine Begebenheit anzutreffen, welche ihn mehr gerührt habe, als die Enthauptung des Herrn Henzi in Bern und fügt hinzu: „Ich konnte mich nicht enthalten, den vortheilhaften Begriff zu verrathen, den ich mir von ihm, theils aus den öffentlichen Nachrichten, theils aus mündlichen Erzählungen gemacht hatte. Ich behauptete sogar, daß er einen würdigen Helden zu einem recht erhabenen Trauerspiele abgeben könne. Und etwas weiter führt es Lessing aus, wie er seinen Helden der Wahrheit gemäß darzustellen gedenke: Henzi, als ein Mann, bei dem das Herz eben so vortrefflich wie der Geist war, wird von nichts als dem Wohle des Staates getrieben; kein Eigennutz, keine List zu Veränderungen, keine Rache beseelte ihn; er sucht nichts, als die Freiheit bis zu ihren alten Grenzen wieder zu erweitern, und sucht es durch die allergelindesten Mittel, und wenn diese nicht anschagen sollten, durch die allervorsichtigste Gewalt." — So spricht Lessing, der Kenner menschlicher Charaktere, der, wie Keiner, Herz und Nieren zu prüfen verstand. Andere von Henzi's Zeitgenossen behaupteten, er sei nur darum gegen die Regierung aufgetreten, weil ihm diese die Stelle eines Bibliothekars verweigert und einen achtzehnjährigen Patrizierssohn vorgezogen habe und dann — natürlich — weil Henzi arm gewesen und, wie alle Leute, die nichts zu verlieren haben, die Veränderung liebte, im Trüben zu fischen hoffte, mit einem Worte, weil er, ein zweiter Catilina, Blut und Brand über die Welt bringen wollte, nur um sich von Schulden zu befreien. Es ist das derselbe unsterbliche Menschenschlag, der z. B. noch heute in Frankreich behauptet, Robespierre habe die ganze französische Revolution angezettelt, weil er nicht Hofmeister beim Dauphin geworden; jener Menschenschlag, dem jede Begeisterung, jede Einsetzung seines eigenen Wohles für eine edle Idee unbegreiflich ist und der sich das Unbegreifliche mit ihm verständlichen, niedrigen Motiven zu erklären sucht — abgesehen davon, daß Entstellung und absichtliche Verleumdung gerne mit unterlaufen. Schon sechs Jahre vor seiner großen Verschwörung nahm Henzi, noch als Staatsdiener, Theil an der Bewegung der „Memorialisten", welche es wagten, dem Rathe der Republik Bern Vorstellungen über die traurige Lage des Staates zu machen und um einige, mäßige Abhilfe zu bitten, wohl wissend, daß er eine ruhige und einträgliche Stellung, ja mehr wagte; diese Theilnahme zog ihm das Exil zu und in diesem Exile erst, also nachdem er als Mann der Opposition aufgetreten, verlor und verzehrte er den größten Theil seines Vermögens. Trotzdem war er noch kein armer Mann, denn er besaß noch das Vermögen seiner Frau, das sich auf 30000 Pfund belief, und die großen Hilfsquellen seines Geistes und seines ausgebreiteten Wissens. Nur so viel zur Berichtigung reaktionärer und hie und da selbst irregeleiteter liberaler Geschichtsschreibung.

Der Darstellung Herrn Brunnemanns haben wir nur eine Bemerkung beizufügen. Herr Brunnemann vergißt es zwar nicht, daß Henzi ein literarisch gebildeter Mann gewesen und zwei Bände Gedichte herausgegeben*), aber er hebt, unserer Meinung nach, diesen Umstand nicht genugsam hervor. Dieser Umstand ist sehr charakteristisch, nicht weil die Gedichte den Idealisten kennzeichnen sollen, denn diese Gedichte sind mehr satirisch, epigrammatisch und witzig, als idealisch, sondern weil das literarische Wesen für Männer der Bewegung von der Mitte des 18. Jahrhunderts an eben so bezeichnend ist, als es der Pietismus bei Davel zu Anfang desselben Jahrhunderts gewesen. Die Bewegung der Geister, die mit Auflehnung gegen das starre Dogma auf religiösem Gebiete angefangen, war jetzt in der Literatur heimisch, und wer von ihr ergriffen war, äußerte sich vorerst literarisch. Sieht man die Geschichte der Männer, welche in den aufeinanderfolgenden gesetzgebenden Versammlungen der französischen Revolution saßen, näher an, so findet man, daß bei weitem die Mehrheit derselben der Wissenschaft angehörte und sich auf den verschiedensten Gebieten des Schriftthums geäußert hat. Mit der Schweiz, besonders der französischen, standen sie in vielfacher Verbindung, denn diese war eines der wenigen Länder, in denen sie sich vor der

*) Henzi's Gedichte erschienen unter dem Titel: La Messagerie du Pinde et Homère travesti, par M. H. O. L. E. B. (M. Henzi, Officier de Leurs Excellences Bernoises) 1747 in 8. ohne Angabe des Druckorter, wahrscheinlich Neuchatel.

Digitized by Google

Revolution äußern konnten. Wer kennt nicht Briſſot, Louvet und ſo viele andere romantiſche, lyriſche, philoſophiſche, hiſtoriſche Schriftſteller, die während der Revolution eine Rolle ſpielten? Fabre d'Eglantine und Collot d'Herbois, die berühmten Revolutionäre, gaben Genf das erſte Theater und ſchrieben für daſſelbe unzählige Stücke heitern und „larmoyanten" Inhalts.

So viel nur nebenbei als ergänzende Bemerkung, ohne uns den Anſchein geben zu wollen, als hätten wir die Geſchichte Henzi's beſſer ſtudirt als Herr Brunnemann. Nein, wir müſſen zugeben, daß er die erſte wahre Darſtellung dieſer merkwürdigen Begebenheit geliefert, was um ſo ſchwerer war, als ſie ſelbſt von liberalen Schriftſtellern vor ihm entſtellt worden. Darum halten wir uns im Verlaufe wieder ſtreng an ſeine Monographie, nur wollen wir uns auf ſeine Erzählung der Vorgeſchichte Berns nicht weiter einlaſſen, indem wir uns damit begnügen, den Zuſtand des Staates als einen ganz erbärmlichen zu bezeichnen; hatte man ihn doch aus einem demokratiſchen Gemeinweſen im Laufe der Zeit und in Folge treuloſer und allmäliger Uſurpationen zum Eigenthum einiger Familien gemacht, und die Stadtbürger zu ſtummen Unterthanen, die Landbewohner beinahe zu Leibeigenen herabgewürdigt. Im Großen Rath, der aus Zweihundert beſtand, in welchem die Vollgewalt des Staates ruhte, waren nur noch 77 Geſchlechter vertreten und unter dieſen beſaſſen 14 Geſchlechter 127 Stimmen. Im Jahre 1703 wurde das Rothe Buch, der Codex der Bern'ſchen Freiheiten, ohne weitere Umſtände von den regierenden Herren verbrannt und die ehemals freien Berner von nun an als „Unſere Angehörigen zu Stadt und Land" bezeichnet. Wie ſehr ſie angehörig waren, bewies die bereits erwähnte Verloosung der Unterthanen, die ſich nicht nur auf die Waadt, das eroberte Land, ſondern auch auf die Bernifche Heimat bezog — und bewies die Entſittlichung des ganzen Volkes, das erfahren mußte, daß auch ſeine Weiber und Töchter zu den „Angehörigen" der Patrizier zählten.

Samuel Henzi, wie Daxel, Sohn eines Pfarrers, wurde im Jahre 1701 geboren und theils von ſeinem Vater, theils durch ſich ſelbſt ſo ſorgfältig erzogen, daß er ſchon als Jüngling lateiniſch, franzöſiſch, italieniſch, engliſch, ſelbſt griechiſch geläufig ſprach und ſchrieb. Philoſophie und Geſchichte, beſonders der Alten, ſtärkten ſeinen Geiſt wie ſeinen Charakter und gaben ſeinem Gemüthe jene zuverſichtliche Heiterkeit, die keine Widerwärtigkeit, ſelbſt der Tod nicht zu unterdrücken vermochte. Mit vierzehn Jahren wurde er als Kopiſt auf der Salzkammer angeſtellt; ſpäter wollte er in Italien Kriegsdienſte nehmen, mußte aber den Plan wieder aufgeben, da Friede geſchloſſen wurde. Im Jahre 1743 wurde er verbannt, weil er ſich den Memorialiſten angeſchloſſen hatte, und lebte, von ſeiner Familie, Weib und Kindern, getrennt, in Neufchatel, wo er ſeine Gedichte in franzöſiſcher Sprache herausgab. Nach Bern zurückgekehrt, wurde ihm jener Patrizierſohn von achtzehn Jahren vorgezogen, als man die Bibliothekarsſtelle beſetzte. Er ſah die Leiden ſeiner Vaterſtadt wieder in der Nähe, und ſchon im Sommer 1749 iſt er mit einer Anzahl von Männern verbündet, die Alles daran wenden wollen, um Bern ſeine alten, verbrieften Freiheiten wieder zu geben. Wir beſitzen die Verfaſſung, die Henzi dem Staate geben wollte; ſie enthält nicht viel Neues, ſie ſteht, ſo zu ſagen, auf dem Rechtsboden, denn er will nichts, als von Uſurpatoren zurückerobern, was Bern ſchon vor Jahrhunderten beſeſſen, was verbrieft, beſiegelt und beſchworen — aber von einigen Geſchlechtern, die das Vertrauen des Volkes getäuſcht, geſtohlen worden und zwar auf ſchlimmere Weiſe, als es von dem venetianiſchen Patrizier geſchah, dem gegenüber das Volk wenigſtens dem Scheine nach freiwillig abdankte. Die Abſchaffung der Leibeigenſchaft iſt vielleicht das einzig Neue, das Henzi's Verfaſſungsentwurf enthält.

(Schluß folgt.)

Der Erlöſer.

(Mit einem Tondruckbilde nach Albani.)

Sohn der Jungfrau, Himmelskind! am Boden
Auf dem Holz der Schmerzen eingeſchlafen,
Das der fromme Meiſter ſinnvoll ſpielend
Deinen leichten Träumen unterlegte.
Blume du, noch in der Knoſpe dämmernd
Eingehüllt die Herrlichkeit des Vaters!
O wer nennen könnte, welche Bilder
Hinter dieſer Stirne, dieſen ſchwarzen
Wimpern, ſich in ſanftem Wechſel malen!

Eduard Mörike.

Digitized by Google

Gem. von Albani.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Der Erlöser.

Verlag von *Krais und Hoffmann* in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Schloß und Mühle.

Eine Erzählung.

Des Sommers Mitte war vorüber, aber das Wetter zeigte sich beständig und begünstigte die zahlreichen Badegäste in dem waldumwachsenen Bergthale. Am Jakobitage wurde ein Volksfest gefeiert, wie sie an vielen Orten Süddeutschlands alljährlich sich wiederholen. Von nah und fern strömte Alles zusammen, Jung und Alt, Vornehm und Gering, um an der allgemeinen Lust theilzunehmen.

Auch das Fräulein vom Schlosse war mit dem gichtleidenden Vater herabgekommen, theils um Bekannte und Verwandte aus der nicht fernen Residenz zu begrüßen, theils um sich beim Tanze zu vergnügen, der nach dem Schäferlauf und Sackspringen in dem geräumigen Saale des Badehauses die Jugend anlockte.

Ihr Stallmeister und Geleitsmann war der Frieder aus der Thalmühle, ein munterer, hochgewachsener Bursche mit dunkellockigem Haar und pechschwarzen Augen, der von der übrigen Dorfjugend hochgehalten und seines fröhlichen, geschmeidigen Wesens halber überall gern gesehen wurde. Der alte Baron zählte ihn zu seinen besonderen Günstlingen, und wenn es galt, einen Ritt nach dem nahen Waldeck oder in die umliegenden Bäder zu unternehmen, wurde Frieder mit seinen starken Thieren herbeschieden, dessen Vater, der Thalmüller, darauf hielt, statt der langgedehrten Steinesel kräftige Maulthiere zu erziehen, welche den Verkehr mit seinen Kunden besser förderten, als die störrigen kleinen Thiere, deren sich seine Zunftgenossen bedienten.

Das Reitthier für das Fräulein war bei solchen Gelegenheiten besonders stattlich aufgeputzt mit buntem Federschmuck, Schellen und Saumzeug; der Quersattel mit dem weichen Kissen wurde von Frieder mit großer Sorgfalt festgeschnallt, daß auf den steilen Pfaden nichts weichen und rutschen konnte und das Fräulein recht bequemlich saß. Auch heute war der kleine Ausflug auf diese Weise vorgenommen worden; denn auf weiten Umwegen sich in der schweren Kutsche schleppen zu lassen, war mit so großer Mühsal für Menschen und Thiere verbunden, daß das Prachtstück nur selten, etwa bei einer Kirchfahrt auf der Hochebene, benützt wurde und die übrige Zeit wohlverwahrt in den unteren Räumen der burgähnlichen Behausung stand.

Das Fräulein ritt mit der Ungeduld der Jugend meist dem bedächtigen Papa voraus, und Frieder hatte auf dem abschüssigen, vom Regen ausgewaschenen Pfade vollauf zu thun, die kleine Karawane, der sich ein gallonirter Jäger auf einem der Wagenpferde anschloß, zu überwachen und, zwischen Vater und Tochter hin- und hereilend, deren Fragen und Wünschen zu entsprechen. Bald erkundigte sich der Freiherr nach dem Stand der Felder und Wiesen im Thale, bald galt es, für das Fräulein eine Blume an der Bergwand zu pflücken, so daß dem armen Jungen wenig Zeit blieb, die anmuthige Reiterin anzustaunen, welche in der hellen Kleidung mit dem leichten Strohhute den auffallendsten Gegensatz zu den dunkelgewandeten, schwerfälligen Dorfschönen bildete, deren Anblick ihm vertraut war. Nur einmal, als der Pfad um eine Felsenecke bog und hohe Tannen den Freiherrn, der etwas zurückblieb, verbargen, wagte er es, zu ihr aufzuschauen, deren Auge, sinnend in die Ferne gerichtet, über die finsteren Berge hinaus etwas zu suchen schien. Sie dächte ihm so schön, so wundervoll, wie er noch nichts gesehen; er pflückte rasch eine Handvoll duftender Bergnelken und reichte sie ihr stumm, als sie, wie aus tiefem Traume erwachend, ihm zurief: „Dafür tanz' ich mit Dir, Frieder, der schöne Strauß ist's wohl werth!"

Auf dem freien Platze vor dem Badehause war großes Gedränge, lautes Begrüßen und Zurufen; unsere Neuangelangten verloren sich in der Menge und erst als Frieder seinen Siegespreis im Wettlauf empfangen hatte, konnte er sich dem Fräulein nähern, das an der Seite des Vaters dem Tanzsaale zuschritt. „Ich habe mein Versprechen nicht vergessen," rief sie ihm zu, „halte Dich nur in der Nähe!"

Der bleiche Vetter aus der Residenz, ein Badegast, berchte hoch auf, was die freiherrliche Cousine damit meinen konnte; auch der Papa fragte etwas verwundert, was sie dem Frieder denn versprochen habe? „O weiter nichts, als daß ich mit ihm tanzen will für all' die Mühe und Sorgfalt, die er sich bei unseren Spazierritten nimmt." Der Papa meinte, es sei dieß die leichteste Art, einer Verbindlichkeit los zu werden, und beruhigte sich dabei, denn er war mit seinen Geldmitteln etwas kläglich bestellt: sein verschuldetes kleines Gut warf kaum so viel ab, um mit großer Einschränkung standesgemäß leben zu können. Dem Cousin schien es aber unerhört, daß ein Freifräulein sich auf diese Weise wegwerfe, und er ließ nicht ab, ihr das Ungeziemende eines solchen Schrittes in wohlgesetzten Reden vorzustellen.

Im Saale hatte indeß der Tanz begonnen, an dem das Landvolk Theil nahm, und eine sehr gemischte Gesellschaft drehte sich in dem durch die zahlreichen Zuschauer bewegten Raum. Nicht lange, so stand der Frieder mit seiner Partnerin, einer rothwangigen Müllerstochter, in der Nähe des Fräuleins, das ihm freundlich zunickte, und als eine Pause eintrat und er, die Pelzmütze drehend, verlegen zu ihr aufsah, reichte sie ihm die Hand und ließ sich in die Reihen der Tanzenden führen. Dem Frieder war wunderlich zu Muthe; kaum wagte er es, mit den Fingerspitzen die lustige Gestalt zu berühren, welcher es Mühe kostete, in dem kurzen Schritte nach Bauernart sich im Kreise zu drehen. Sie fühlte einen Anfall von

Digitized by Google

Schwindel und auch dem Frieder wollte es nicht gelingen, den Takt der Tanzweise zu treffen, so daß er das Fräulein bald an ihres Vaters Seite führen mußte, wo sie sich niederließ und den Dank des guten Jungen nur mit halbem Ohre vernahm. Erst als sie sich wieder etwas gefaßt hatte und das allgemeine Staunen in Blicken und Zischeln auf sich gerichtet sah, wurde sie sich bewußt, etwas Ungehöriges unternommen zu haben.

Der bleiche Vetter war verstimmt, den Vater peinigte die Gicht in dem heißen Raume; auch dem Frieder war nicht wohl zu Muthe, als er sich so rasch verabschiedet sah, und der Gedanke, daß er mit seinem schweren Schuhwerk ein paar Mal die zierlichen Füßchen seiner Tänzerin gestreift hatte, verleidete ihm alles weitere Tanzen.

Bald flüchteten sich die vornehmeren Badegäste und die Honoratioren der Nachbarschaft aus dem staubigen Gedränge in die Gartenanlagen, welche sich bis an den dunkeln Tannenwald erstreckten, wo bequeme Sandwege zu kühlen Schattenplätzen führten.

In den verschiedenen Gruppen, welche sich gebildet hatten, drehte sich das Gespräch sogleich um die Noth der Zeiten, den zu befürchtenden Ueberfall des französischen Revolutionsheeres, das sich gegen den Rhein bewegte und allenthalben Schrecken und Unheil verbreitete. Die Handelsleute und Fabrikherren in dem nahen Städtchen, die bisher ihres Besitzes so sicher gewesen, wurden durch diese Hiobspost schwer betroffen, welche mit einem Male alles Bestehende in Frage stellte und ihre ganze Existenz bedrohte.

In der Residenz hatte man schon Verkehrungen getroffen, Schmuck und Silberzeug, nebst den wichtigsten Aktenstücken, zu verpacken und mit den weiblichen Angehörigen des Fürstenhauses in die Ferne, an sicheren Ort zu flüchten. Auch auf dem Lande wurden alte Kellergewölbe, Burgverließe und Waldhöhlen gesäubert und zur Aufnahme von Hab und Gut und der weiblichen Einwohnerschaft bereit gehalten. Mehr noch, als die habgierigen Horden, fürchteten der Adel und die Beamten das Eindringen des neuen Zeitgeistes, der Alles umzustürzen drohte, was seit Jahrhunderten bestanden. Dem alten Freiherrn insbesondere wollte diese neue Ordnung der Dinge, wie sie über den Rhein herüberklang, gar nicht gefallen; auch drückte ihn die Sorge um sein einziges Kind, dem er, der gebrechliche hilflose Mann, nur schwachen Schutz gewähren konnte. Im Nothfalle durfte er zwar auf seine Bauern und Pächter zählen, denen er immer ein gnädiger Gebieter gewesen; aber das Dorf lag entfernt von dem Herrenhause, und die Gehöfte waren auf der Hochebene zerstreut, so daß es schwer wurde, von einer Behausung zur andern sich zu verständigen und Beistand zu leisten.

Als der Abend in dem Thale hereinbrach, dessen Gründe schon tief im Schatten lagen, während die Fenster des Bergschlosses noch im Sonnenschein erglänzten, bereitete sich der Freiherr zur Heimkehr. Die Tochter mit dem Vetter folgte ihm zu Fuße. Es wurde noch Manches besprochen und verabredet, um dem drohenden Unheil zu begegnen; aber da das Fräulein den Vater und dieser sein Besitzthum nicht verlassen wollte, gelangte man zu keinem endgiltigen Entschluß; und jedenfalls war es gerathener, in diesem von der großen Heerstraße entlegenen Landestheile zu verweilen, als in der Residenz, wo ohnehin die wenigen Verwandten schon auf ihre Flucht bedacht waren. Den Vetter rief sein Dienst nach Hofe zurück, und zudem war er bei seinem hochfahrenden selbstsüchtigen Wesen besser dort, als unter dem Landvolke, das ihm, als dem präsumtiven künftigen Herrn, ohnehin abgeneigt war und ihm das gute freundliche Kind, das unter ihnen aufgewachsen, gar nicht gönnen mochte. Als auf halbem Wege die Beschließerin und Aja des Fräuleins ihnen entgegen kam, verabschiedete sich der Vetter ziemlich kühl; er hatte seinen Groll über den Tanz mit dem Bauernburschen noch nicht verwunden und wollte vor der Dunkelheit nach dem Bade zurückkehren, wo er seiner höflichen Manieren wegen von den weiblichen Gästen, welche meist dem höheren Bürgerstande angehörten, angestaunt und bewundert wurde.

Das Fräulein fand gerade noch Zeit, der würdigen Matrone, welche Mutterstelle bei der früh Verwaisten vertreten hatte, die kleinen Erlebnisse des Tages mitzutheilen und sie zu fragen, ob der Tanz mit dem Frieder denn so was Schlimmes gewesen und verdient habe, Aufsehen zu erregen, wie sie aus den verwunderten Blicken, die auf sie gerichtet worden und aus dem Gefliister und Gezischel, welches ihre Schritte begleitete, schließen müsse? Das konnte die Alte, welche selbst ein Kind des Volkes, dem Thalmüller verwandt war, gar nicht finden, da der Frieder in seiner bescheidenen Weise wohl erkannt haben werde, wie hoch er die Herablassung des Fräuleins schätzen müsse, die er übrigens durch seine Sorge um sie wohl verdiene; auch sei es gut, in den unruhigen Kriegeläuften ergebene Leute in den Nähe zu haben, die durch Freundlichkeit und Zutrauen ihrer gewonnen würden, als durch zu große Zurückhaltung und stolzes Begegnen. Unter diesem Zwiegespräche war man zu dem Schlosse gekommen, wo der Frieder mit dem Reitthiere des Barons sich verabschiedete, und von dem Fräulein noch freundlich gegrüßt wurde.

Des andern Tages kam schlimme Botschaft vom obern Walde her; die feindlichen Schaaren hatten den Rhein überschritten und drangen ohne nachdrücklichen Widerstand gegen die Gebirgspässe vor, welche schwach befestigt waren und umgangen werden konnten. Was an werthvollen Gegenständen im Schlosse vorhanden war, wurde in den festen Gewölben untergebracht; aus dem Dorfe flüchteten Weiber und Mädchen mit den Viehheerden in entlegene Schluchten, welche, unter Tannendickicht verborgen, sicheren Versteck boten, wenn nicht das Gebrüll der Rinder, das Kindergeschrei und die gellenden Weiberstimmen den Zufluchtsort verriethen. So gingen noch einige Tage vorüber, während die Feinde immer näher rückten und im Thal jenseits der Berge schon Durchzüge stattfanden. Eines Abends verkündete Trommelschlag die unwillkommenen Gäste, welche in losen Reihen in das Dorf hereinschlenderten und sich ungeberdig anstellten, als Niemand ihre heftige Rede verstehen wollte.

Digitized by Google

Dem Pfarrer gelang es endlich, durch einige mühsam vorgebrachte Vertröstungen in ihrer Sprache die wilde Soldateska zu beschwichtigen, welche sich nun nach allen Seiten mit ihren Quartierzetteln zerstreute. Dem Baron waren deren Anführer zugefallen, die sich bald in dem geräumigen Herrenhause eingerichtet hatten und plaudernd aus den Fenstern sahen. Bei dem Nachtessen wurden sie von dem Baron und seiner anmuthigen Tochter angesprochen, was ihr Behagen noch erhöhte, ohne daß ihrem Scharfblicke entging, wie gedrückt und geängstigt beide ihnen gegenüber saßen.

Aus der Bedientenstube drang bald das wilde Geschrei ihres Gefolges herauf, das, von dem alten Jäger und der Beschließerin bewirthet, durchaus seine Anforderungen diesen nicht deutlich zu machen verstand. Es entstand Streit und Verwirrung und kaum gelang es dem Zureden der Offiziere, welche das Gelärme herbeizog, die Ruhe wieder herzustellen und ihre Subalternen zurechtzuweisen.

Verdrießlich und aufgeregt zogen sich sämmtliche Insassen des Schlosses in ihre Gemächer zurück; der Baron körperlich angegriffen, das Fräulein mit innerer Bangigkeit, als sie beim Gutenachtsagen seine zerstörten Gesichtszüge und sein mattes Auge gewahrte. Der Beschließerin, welche ihr Schlafgemach mit ihr theilte, vertraute sie ihre Besorgnisse, ihre Angst vor der Zukunft, wenn das Schlimmste eintreten und der liebevolle Papa von ihr genommen werden sollte. Die Alte suchte sie nach Kräften zu trösten und zu beruhigen, obgleich sie, selber des Trostes bedürftig, voll Sorgen auf ihrem Lager seufzte, während ein unheimliches Umhertappen der fremden Gäste auf Treppen und Gängen sich laut machte, welche, an verschlossenen Thürmen rüttelnd, unverschlossene aufstoßend, das weite Gebäude durchstöberten. Erst als die verhallenden Schritte sich nicht mehr hören ließen und Alles in tiefer Stille begraben schien, faßte die Alte so viel Muth, noch einmal durch das Haus zu wandeln und nachzusehen, ob alle Lichter gelöscht und die unwillkommenen Beherbergten endlich zur Ruhe gebracht seien.

In den oberen Räumen war alles in gewünschter Ordnung; kein Lichtschimmer drang mehr durch die Spalten der Thüren; nur von Unten, den Ställen zu, glaubte die Wachsame noch ein Geräusch zu vernehmen. Wirklich hatten sich auch in der Haberkammer einige Soldaten zum Spiele gesammelt und lagen in Ermangelung eines Tisches auf dem Boden um ihre Karten her; mehrere Lichter standen dazwischen und beleuchteten die erregten Gesichter, die durch das Spiel und den Wein, den sie aus weiten Krügen schlürften, noch belebter wurden.

Zitternd und bebend stand die gute Alte vor der angelehnten Thüre, durch deren Spalte sie das wüste Gelage beobachtete, als sich unter den Spielenden ein Streit entspann und bald die ganze Gruppe zu einem wirren Knäuel von Kämpfenden und Fluchenden vermengte. Lichter und Krüge wurden umgestoßen, und bevor sie noch durch die engen hölzernen Verschläge der Thüre zweilen konnte, drang schon Qualm und Rauch und das Geschrei der nach allen Seiten Fliehenden ihr nach. Die Flamme der umgestürzten Lichter hatte die Haberſäcke ergriffen, welche, an den Wänden aufgeschichtet, ihre Lohe bald durch die offene Stallthüre verbreiteten, die das Holz- und Sparrenwerk des Einbaues verzehrte.

Es blieb ihr nur so viel Besinnung, das Schloßglöckchen, dessen Stränge, wie durch ein Wunder, in ihren Bereich kamen, in Hast anzuziehen, um Hilfe herbeizurufen. Dann brach sie zusammen, während das Fräulein, aus ihrem Halbschlummer aufgeschreckt, ihren Namen vergeblich rief, der Baron sich in grimmen Schmerzen von seinem Lager erheben wollte, an dem schon der alte Jakob mit verzweifeltem Kopfschütteln stand, und das ganze Haus von Angstgeschrei und heftigen Schritten erdröhnte.

Bei dem großentheils aus Stein aufgeführten Bau des Schlosses hatte der Ausbruch des Feuers nicht so viel zu bedeuten, so lange nicht das Dach der mit demselben zusammenhängenden Stallungen und Heuböden ergriffen wurde. Zur Ehre der Anstifter dieses Unheils muß gesagt werden, daß diese, sobald das Feuer überhand nahm, keine Mühe zu dessen Bewältigung scheuten. Mit Eimern und Kufen schafften sie aus der Cisterne Wasser herbei, bedienten sich der Handspritze mit großem Geschick, halfen das Vieh aus dem brennenden Stalle führen, während die Offiziere um den Baron und das Fräulein bemüht waren, welche die nöthigsten Kleidungsstücke zusammengerafft hatten und sich zur Flucht anschickten. Durch das plötzlich über sie gekommene Unheil wie vernichtet, schwankten sie die noch unversehrte Treppe herab, an deren Fuß die Beschließerin halb bewußtlos lag. Erst unter dem liebreichen Zureden ihrer Pflegetochter gewann sie so viel Kraft, ihren Gebietern zu folgen, die, von dem alten Diener geführt, sich dem Dorfe zuwandten, aus dem indeß alle hilfsfähige Mannschaft herbeigeeilt war.

Es hatte sich in dieser Unglücksnacht ein Gewittersturm erhoben, der über die Hochebene hinfegte und die ausbrechende Flamme anfachte, daß sie züngelnd bis zum Sparrenwerk des Daches hinanleckte, das bald lichterloh brannte, während aus dem Innern des Hauses gerettet und geborgen wurde, was in der Eile wegzuschleppen war. Durch die Sturmglocke und die weithinleuchtende Feuersäule gerufen, strömten von allen Seiten Leute herbei, Viele um zu helfen, Manche um das grausige Schauspiel in stummer Unthätigkeit anzustaunen, und Mehrere noch um aus der Verwirrung Nutzen zu ziehen und sich fremdes Gut anzueignen. Ein heftiger Regenguß, der dem Sturme folgte, löschte wirksamer, als die schwache Menschenkraft, und so beschränkte sich das Unheil auf die Zerstörung der Ställe und Schuppen und eines Theils des Dachwerks, das glimmend und verkohlt in die Nacht emporstarrte.

In dem engen Pfarrhause hatte der Baron eine Unterkunft gefunden. Der kranke Mann mußte alsbald zu Bette gebracht werden. Weinend saß die Tochter an seinem Lager, das er nicht mehr lebend verlassen sollte, während die treuen Diener in stummer Trauer um ihn geschäftig waren. Der eilig aus dem Städt-

Digitized by Google

chen herbeigerufene Arzt fand seinen Zustand so bedenklich, daß er die äußerste Wachsamkeit anempfahl. Zurückgetretene Gicht beengte die Brust des armen Kranken, der, durch die Katastrophe betäubt, mit jedem Athemzuge schwächer wurde. Da lag er nun hingestreckt auf fremdem Bette, der einzige Schutz des hilflosen Mädchens, das, an seiner Seite hingesunken, vergeblich in seinen verstörten Zügen nach einem Hoffnungsschimmer spähte und sich krampfhaft an die schwache Hand klammerte, welche wie segnend auf ihrem Haupte ruhte.

Während dieser Trauerscenen hatte längst ein neuer Tag begonnen, der über die Zerstörung weniger Stunden hereinleuchtete. Die Gemächer des Schlosses waren meist unversehrt geblieben, nur einige Decken waren eingestürzt, Fensterscheiben zertrümmert und die schweren alten Möbel beschädigt und ihres Inhalts beraubt. Manches davon hatten sich die fremden Gäste als leichte Beute bei ihrem Abmarsch in früher Morgenzeit zugeeignet, denen zum Glück das Silberzeug in seinem sicheren Versteck entgangen war.

Durch des treuen Frieders Hilfe, der alsbald herbeigeeilt war, und Vater und Tochter nach der Mühle abholen wollte, wurde in dem beschädigten Hause sofort mit Aufräumen begonnen, Schutt und Grund entfernt und die noch vorhandene Habe in den unversehrten Gemächern geborgen. Zuverlässige Wächter hüteten das verlassene Schloß, dessen Wiederherstellung auch unter günstigern Verhältnissen die Mittel der Gutsherrschaft gänzlich erschöpft haben würde. Der Vetter aus der Residenz, dem der Pfarrer, als dem nächsten Verwandten, einen Eilboten zugesendet hatte, um ihn an das Sterbelager des Freiherrn zu rufen, entschuldigte sich mit dringlichen Geschäften und seiner nothwendigen Anwesenheit bei Hofe, indem er mit dürren Worten sein Bedauern ausdrückte und zugleich seine Verlobung mit einer reichen Wittwe anzeigte, welche er in dem Badeorte durch seine Liebenswürdigkeit gefesselt hatte.

Noch einmal flackerte das erlöschende Leben des Gutsherrn auf, als er, gegen Abend aus dem Schlummer erwachend, sein Kind neben sich erblickte und den Ausdruck tiefen Kummers gewahrte, der ihr Auge trübte. Er befahl, den Pfarrer herbeizurufen, mit dem er, allein gelassen, seinen letzten Willen aufsetzte. Dieser lautete dahin, daß nach seinem Verscheiden seine Tochter entfernte Verwandte aufsuchen solle, die gleich ihm auf der Burg ihrer Väter hausten, um dort abzuwarten, bis die Zeiten sich wieder friedlicher gestalteten. Das Schloß, indeß in die Obhut des alten Jakob gegeben, müsse so gut als möglich verwahrt werden, und die Herstellung auf den Gutsverkauf, der nicht vermieden werden konnte, wenn die Verwandten in der Residenz nicht hilfreich eingriffen, ausgesetzt bleiben.

Nachdem der würdige Mann so weit sein Haus bestellt und mit der Gegenwart abgeschlossen hatte, sprach er noch gegen den Pfarrer, der ihm schonend verschwieg, wie herzlos sein nächster Angehöriger sich bezeigt hatte, den Wunsch aus, seine Tochter möchte sich mit diesem vermählen, damit der alte Name sich vererbe und sie ihr Leben beschließen könne, wo es derein̄st begonnen hatte. Als diese wieder an sein Lager trat, war er erschöpft in den Zustand von Schwäche zurückgesunken, der in wenigen Tagen sein Dasein beendete.

Einsam und verwaist stand das junge Mädchen jetzt im Leben, allein auf die treuen Diener angewiesen, welche, so unbekannt mit Welt und Menschen, wie sie selber, ihre ersten Schritte leiten und lenken sollten. Nachdem der alte Jakob seinen guten Herrn zur Gruft seiner Ahnen geleitet hatte, brachte er mit Frieders Hilfe die geborgenen Schätze nach dem Residenzstädtchen, wo sie zur Bestreitung der nächsten Bedürfnisse des Fräuleins und des kleinen Haushalts versetzt wurden.

Die schwere Kutsche wurde zurecht gemacht, die Pferde vorgespannt, und im Geleite der treuen Dienerin schied nun das arme Kind von dem stillen friedlichen Orte, wo sie die erste Jugend sorgenlos verlebt hatte, um einer ungewissen Zukunft entgegenzugehen und sich fremden Menschen anzuvertrauen, von denen sie nur so viel wußte, daß sie demselben Familienverbande angehörten. Laute Segenswünsche wurden der Scheidenden nachgerufen, manche Hand wurde zum letzten Gruß in den Wagen gestreckt, und endlich kam noch Frieder mit einem Strauß herbstlicher Blumen, schluchzend und weinend wie ein Kind. Nach einer mühseligen Fahrt mitten durch Truppenzüge, welche die Trauernden unbelästigt ihres Weges ziehen ließen, durch tiefe Thäler und öde Hochflächen, erreichten die beiden Frauen endlich ihr Ziel. Der Wagen hielt vor einem mittelalterlichen Felsenschlosse, dessen hohe Thurmwarte weit hinaus schaute über die Lande, bis hinüber zu dem dämmernden Alpengebirge, dessen Gipfel in Schnee und Eisesschimmer leuchteten.

In einem ausgedehnten wüsten Hofraume, den die Verrathhäuser und Stallungen einfaßten, stiegen sie aus, unbegrüßt und umschwärmt von einer bettelhaften Kinderschaar, welche der seltene Anblick einer Reisekutsche herbeigezogen hatte. Die alte Beschließerin musterte kopfschüttelnd die wenig versprechende Umgebung, ließ das Gepäck abnehmen und wandte sich nach dem gewölbten Schloßthore, aus dem kalte Moderluft den Ankommenden entgegen wehte.

Endlich gelang es ihr, einen Diener, dessen Aeußeres zu dem Zerfall paßte, der sie umgab, anzurufen und ihm zu bedeuten, daß das angekündigte Familienglied eingetroffen sei und zu seiner Herrschaft geführt zu werden wünsche. Sie durchschritten nun eine gewölbte Vorhalle, durch Hunde aller Art und Größe verunreinigt, an deren äußerstem Ende ein geräumiges Gemach sich aufthat, dessen hohe Bogenfenster mit trüber Verglasung auf das Thal hinausgingen. Die Männer saßen um einen Tisch, der unverdenklich mit Bierkrügen und Gläsern besetzt und mit Spielkarten, Brodkrumen, Käseresten und Tabakasche überstreut war. Eine ältliche, korpulente Dame mit regelmäßigen, aber harten und gemeinen Zügen, lag in einem weiten Lehnstuhle in der Fensternische, ein Paar junge Jagdhunde im Schooße. Die jungen Fräulein kauerten

Digitized by Google

auf dem unſauberen Fußboden und balgten ſich mit ein Paar Jungen umher, welche ſämmtlich den Zug der Verwilderung, die ſich in der ganzen Umgebung kundthat, auf ihren hübſchen Geſichtern trugen.

Zagend näherte ſich die Fremde, deren Eintritt kaum bemerkt zu werden ſchien, der dicken Dame, welche ihr die Hand reichte und ſie mit ceremoniöſer Höflichkeit, (einem Reſte aus früheren, glänzendern Tagen, wo ſie ihrer Schönheit und Anmuth wegen in den höchſten Kreiſen gefeiert war) willkommen hieß und ihrer wenig verſprechenden Familie vorſtellte.

Eines der Fräulein wurde angewieſen, ſie auf ihr Zimmer zu führen, nachdem ſie die Erfriſchung von Bier und Brod ausgeſchlagen hatte, während ihre Begleiterin ganz überſehen wurde. Bedeutſame Blicke mit dieſer wechſelnd, folgte ſie die gewundenen Stein-

Triumphbogen des Auguſtus zu Suſa. (Zu S. 187.)

treppen hinan, bis eine Thür geöffnet wurde, und ſie in ein enges Gemach trat, mit zerſprungenen Fenſterſcheiben und verſchoſſenem, zerſchliſſenem Geräthe dürftig ausgeſtattet. Ein Schauder erfaßte ſie bei dem Gedanken, in dieſer Zerfallenheit, unter dieſen Menſchen vielleicht Jahre hinbringen zu müſſen.

Erſt als ſie nicht ohne Mühe den eingeroſteten Fenſterflügel aufſtieß und hinabſchaute in das tiefe Gelände, durch deſſen ſattes Grün ſich ein bedeutender Fluß wand, als ſie auf die entgegengeſetzte Thalwand hinblickte und die wunderlichen Felsbildungen, von dichtem Laubwald umſäumt, gewahrte, und der fernen Heimat gedachte, löſte ſich die ſchmerzliche Spannung in ihrem Innern; ihre Thränen ſtrömten reichlich, und mit dem Ausruf: „Mein Vater!“ ſank ſie der guten Alten in die Arme. Das Schloßfräulein hatte ſich

Digitized by Google

gleich wieder entfernt, und so konnten sie beide ungestört ihr Schicksal beklagen.

Bei der Abendmahlzeit, welche dem Uebrigen entsprach, war die Barenin sichtlich bemüht, ihre Familie zu einem etwas feineren Tone gegen ihren Gast zu stimmen, den sie natürlich nur gegen Vergütung längere Zeit bei sich aufnehmen konnte. Was ihre Begleiterin betraf, so wurde ihr rundweg erklärt, daß dieselbe den folgenden Morgen mit dem Wagen zurück müsse, da für diese weder Raum noch Bedienung zur Verfügung stehe. Wirklich drängten sich weibliche und männliche Individuen in Menge um den unsaubern Tisch, ohne daß deßhalb irgend Jemand bedient worden wäre. Sie begnügten sich, Schüsseln und Krüge aufzustellen und wegzunehmen; im Uebrigen mußte Jeder für sich selber sorgen. Als das Fräulein zauderud den Wunsch aussprach, sie möchte am liebsten selber wieder zurückkehren, wurde ihr bedeutet, das gehe gegen die Beschlüsse der Familie, welchen sie sich fortan zu fügen habe.

Der Beschließerin war ein Nachtlager in den äußeren Wirthschaftsgebäuden angewiesen worden; diese zog es aber vor, in dem Gemache ihres Fräuleins auf einem Stuhle zu schlafen oder vielmehr zu wachen. Weder die Eine, noch die Andere legte sich nieder; beide saßen sie, bis der Morgen graute, in lebhaftem Wechselgespräch, während die Alte tausend Pläne schmiedete, wie sie ihr liebes Kind aus dieser Räuberhöhle erlösen könnte. Sie vermochte die Bestimmung des höchstfeligen Freiherrn gar nicht zu begreifen, der seine Verwandte freilich nur in der ersten Zeit ihrer Ehe gekannt hatte, als deren Liebenswürdigkeit und Schönheit in Aller Munde war; erst als ihr beifiel, daß außer dem Vetter, dem sie nie viel Gutes zugetraut, die Verwandten in der Residenz alle abwesend und nicht zu erreichen waren, begann sie einzusehen, wie eigentlich keine andere Zuflucht für die Verwaiste möglich gewesen wäre. Die Trennung von ihrer Pflegemutter fiel der Verlassenen beinahe noch schwerer, als der Abschied von der Heimat, der Grabstätte des Vaters, und nur deren feierliches Versprechen, beim ersten Ruf nach ihrem Beistand ihr zueilen zu wollen, vermochte das trostlose Mädchen etwas aufzurichten.

Als bei Tagesanbruch die Alte wieder im Wagen saß, der bald aus dem Gesichte schwand, machte die Natur ihr Recht geltend und nahm die Sinne der Verlassenen in tiefem Schlafe gefangen, aus dem sie erst spät mit erneuter Kraft erwachte. Als sie hinausblickte über die stille Gegend, welche der helle Sonnenschein mit wunderbarem Reiz verklärte, drang ein Strahl von Freude in ihre Brust und sie betrachtete mit inniger Andacht das schöne Bild, das sich vor ihrem Auge entrollte. An den Thalgehängen hatte der Herbst einzelne Bäume und Büsche schon in seine bunten Farben getaucht, welche aus dem Buchwald aufleuchteten, der Fels und Schlucht umkleidete. Da und dort stieg der Kirchthurm eines Dorfes an dem Flusse auf. An der Felswand unter dem Schlosse stand eine Mühle. Der Blick konnte den Lauf des Wassers weithin verfolgen, wie es in seichtem Bette zwischen Weidengebüsch hinfloß, bis eine Felsenenge den grünen Thalgrund schloß, über dem sich die Höhen in bläulicher Ferne ausdehnten, die da und dort mit Burgruinen besetzt waren, kaum von dem grauen Kalkgestein zu unterscheiden, das in vielgestaltigen Spitzen und Zacken aus dem Waldesdunkel emporstarrte. Wie in ihrer Heimat, war hier Berg, Wald, Wiesengrund und ein schlängelnder Fluß, und doch wie ungleich jenem Landschaftsbilde, wo die noch höheren Berge zu Kuppen sich rundeten, düsterer Nadelwald sie umzog und die Wasser in raschem Sturze über Granitblöcke hüpften.

Ein Durcheinander von Stimmen, Hundegebell und Pferdegewieher weckte sie aus diesen Betrachtungen. Die Männer zogen auf die Jagd aus, und als sie in das Wohngemach, das als Speisezimmer, Empfangssaal und Trinkstube diente, herabkam, war das Frühstück längst beendigt, dessen Reste ihr zur Auswahl blieben. Nirgends fand sich eine angefangene Arbeit, ein Buch, noch ein anderer Gegenstand, dessen zierlichere Formen das Walten weiblicher Hände verrathen hätten, in diesen Räumen, welche, alles Schmuckes baar, von der Verkommenheit ihrer Bewohner zeugten. Die gnädige Frau, welche erst gegen Mittag sich aus dem Bette erhob, verschmähte solche Geringfügigkeiten und brachte ihre meiste Zeit mit den jungen Hunden, oder dem kleinsten ihrer Kinder zu, welche sie abwechselnd hätschelte und neckte, während die freiherrlichen Töchter ihrem Beispiele folgten und den Tag in Müssiggang verdämmerten oder im Gefolge von Jägerburschen und Landstreichern in Flur und Wald umherstreiften. Der Unterricht der jüngern Familienglieder wurde, wenn es diesen gerade beqnem war, durch den Lehrer aus dem Dorfe ertheilt und nicht selten durch aufrührerisches Beginnen der Zöglinge unterbrochen, die je zuweilen ihren Mentor durchprügelten, was die gnädige Mama gelchehen ließ und lachend dem edeln Treiben ihrer Sprößlinge zuschaute. Ungewaschen und ungekämmt, gliehen diese auf ein Haar den Nachkommen der Bettlerkolonie, welche sich in den Außenwerken der Bergveste eingenistet hatte und ein würdiges Anhängsel der Gutsherrschaft bildete.

In dieser Umgebung lernte die Verwaiste den hohen Werth einer geregelten Erziehung schätzen, welche die äußern Vorzüge durch die innern zu veredeln weiß und in Wort und Beispiel ehrenwerthe Gesinnung befestigt, daß auch Einsamkeit und Mangel an Verkehr mit Gleichgesinnten nicht aus der Seele zu tilgen vermag, was für alle Zeiten in ihr wurzelt. Im väterlichen Hause an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt, war das junge Mädchen nie unbeschäftigt gewesen, während hier Jeder nur so viel that, als zum eigenen Behagen nöthig war. Unter irgend einem Vorwande machte sie sich bald in den verwilderten Garten, bald in der Küche und bei der Wäsche zu schaffen, ohne daß diese Bemühungen weiter geführt hätten, als, sie bei der lässigen Dienerschaft verhaßt zu machen und ihr einen immer tieferen Ekel gegen ihre ganze Umgebung einzuflößen.

Als nach kurzem Herbste der Winter herb und kalt hereinbrach, war es in der übelverwahrten Behausung

Digitized by Google

kaum mehr auszuhalten. Der Wind, der durch alle Spalten und Ritzen drang, pfiff durch die hohen Schlote und blies Licht und Feuer aus. Tiefer Schnee machte bald Weg und Steg unzugänglich, so daß alle Verbindung mit der übrigen Welt, deren Kunde nur in langen Zwischenräumen in diese Wildniß drang, auf Wochen abgeschnitten war. In dem Gemache des Fräuleins, welches ein Ofen mit zersprungenen Platten eher mit Rauch, als mit Wärme erfüllte, war es beinahe nicht auszuhalten, und doch fühlte sie einen Anflug von Heimatempfindung, wenn sie dichteingehüllt an ihrem Tischchen saß und für die treue Schützerin ihrer Kindheit, welche bei ihren Verwandten in der Thalmühle Aufnahme gefunden hatte, Alles niederschrieb, was ihr in dieser trüben Winterzeit widerfahren war. Da gab es freilich wenig Erfreuliches zu berichten; eine Fremde war sie in diesen seltsamen Verwandtenkreis eingetreten, eine Fremde blieb sie ihrem ganzen Wesen nach in diesem rohen Treiben, dessen Grund eine sittliche Verkommenheit bildete, wie sie das unschuldsvolle Wesen gar nicht zu fassen vermochte. Die Söhne des Hauses, hohe ritterliche Gestalten, den Wegelagerern unter ihren Ahnen nach Sinn und Geist verwandt, wichen ihr anfänglich aus, bis sie sich an ihre Gegenwart gewöhnten, aber so wenig, wie der Vater, sich in ihren losen Reden und zweideutigen Späßen stören ließen, welche für Mutter und Schwestern nichts Anstößiges zu haben schienen und belacht wurden. Ja, das Erröthen und der Unwille des jungen Mädchens wurde als Blödigkeit und Ziererei verspottet. Während sie ihren stillen Weg ging und, wo es ihr gestattet war, helfend und ordnend einschritt, reihte sich Stunde an Stunde, Tag an Tag, ohne daß sie hoffen durfte, eine Aenderung in ihrem Schicksal eintreten zu sehen. Die kurzgefaßten Briefe der Beschließerin hatten ihr unter Anderm berichtet, daß die Schuldenmasse den Werth des väterlichen Gutes beinahe übersteige und nach dessen Verkauf von dem Erbtheil der Mutter kaum so viel für sie übrig bleiben werde, um mit großer Einschränkung leben zu können. Doch besaß sie einen kleinen Schatz, den weder das Kostgeld an den Freiherrn, noch die Vorschüsse, welche die häufige Bedrängniß der Familie ihr abnöthigte, in solchem Grade verminderten, daß er nicht auf lange hin noch als Nothpfennig vorgehalten hätte.

Gegen das Frühjahr, bei eintretendem Thauwetter, wurden die Jagdzüge der Männer seltener; sie kehrten von ihren Gelagen in den nächsten Ortschaften zeitiger heim, um in dem Familienzimmer ihre Orgien fortzusetzen, zur Qual des armen Mädchens, das sich selbst im eigenen Gemache nicht gänzlich vor diesen Menschen abzuschließen vermochte, deren wüstes Treiben durch das ganze Haus schallte. Am Meisten hatte sie von den Zudringlichkeiten des Wirthschaftsbeamten zu leiden, für den ihr kleines Erbe eine hübsche Mitgabe gewesen wäre, und welcher von der Baronin begünstigt wurde. Als diese ihr zuletzt erklärte, sie sei ihrer überdrüssig, und eine Verbindung mit diesem Menschen, dessen gemeine Gesinnung sich in seinen Gesichtszügen ausdrückte, der einzige Weg zu ihrer Versorgung, sprach das Mädchen die Absicht aus, zu der Pflegerin ihrer Kindheit zurückzukehren und bei deren bäurischen Verwandten eine Zuflucht suchen zu wollen. Eine Fluth von Vorwürfen und Schmähungen, in welche auch die Töchter mit einstimmten, folgten dieser Aeußerung; das wohlerzogene Mädchen war diesen durch die Vorzüge ihrer Körpergestalt, durch die schweigende Mißbilligung ihres Treibens, schon lange ein Gegenstand des Neides und der Abneigung gewesen. Bitterlich weinend, von höhnendem Gezänke verfolgt, flüchtete sich die Aermste in ihr Zimmer, schrieb in ihrer Verzweiflung an die Amme, der Frieder solle mit seinen Maulthieren ungesäumt in das nächste Dorf kommen und dort ihrer warten; sie müsse zu Grunde gehen, wenn sie länger unter diesen Menschen verweile. Der langmüthige Mentor ihrer kleinen Bettern, dem sie manch freundliches Wort gegönnt und sein vergebliches Abmühen bedauert hatte, sorgte dafür, daß Brief und Antwort, die nicht lange auf sich warten ließ, richtig zur Stelle kamen.

Die Alte war in ihrer Gewissenhaftigkeit zum Pfarrer geeilt, hatte diesem Alles geoffenbart, und der würdige Mann billigte vollkommen, was geschehen sollte; nur mit der Flucht auf Frieders Maulthieren war er nicht ganz einverstanden und doch mußte er nach einigem Bedenken auch diese gutheißen. Bei dem Zustand der Wege zur Zeit des Thauens, da der Schnee auf den Höhen noch in tiefen Windeswehen lag, war mit Fuhrwerk nicht durchzukommen, und der abenteuerliche Ritt blieb das einzige Auskunftsmittel. Das Fräulein mußte sich also bereit halten, der ersten Botschaft, die ihr von dem treuen Führer zukam, zu folgen. Die Faschingszeit, welche die Baronin mit ihrer Familie in dem nächsten Städtchen zubrachte, gab erwünschte Gelegenheit, den Plan in's Werk zu setzen.

Mit inniger Freude sah das Fräulein, die man gerne zu Hause ließ, die wunderlich mit alten Fetzen ausgeputzte Gesellschaft, in mehrere Schlitten verpackt, welche auf dem Glatteise am ehesten zu benützen waren, über der Hochebene verschwinden. Der Schulmeister hatte ihr Kunde gebracht, daß Frieder heute noch nach dem Dorfe kommen werde.

Ihre Habe war bald verpackt, ein Brief an die Baronin geschrieben, worin sie in bescheidenen Ausdrücken ihren Dank, aber auch ihren festen Entschluß aussprach, nie wieder zurückzukehren; ein Schreiben des Pfarrers, das sie beilegte, bekräftigte das Gesagte. Da ihre Vorschüsse den Betrag des Kostgeldes weit überschritten, hatte sie auch in dieser Beziehung keine weitern Verbindlichkeiten. Wie klopfte ihr das Herz, als in der Abenddämmerung Frieder zu ihr hereintrat, um ihre Habseligkeiten abzuholen! Ihre Kindheit und Jugend, das Bild des geliebten Vaters, ihre heimatliche Umgebung tauchten mit einem Male in erhöhter Lebendigkeit vor ihrer Seele auf, als der treuherzige Bursche vor ihr stand und die Freude des Wiedersehens in lautem Jubel aussprach. Sie mußte sich Gewalt anthun, nicht in die Arme ihres Befreiers zu sinken, der ihrem Herzen mehr galt, als er hoffen, oder sie selbst sich gestehen mochte.

Digitized by Google

Unbeachtet von der gleichgiltigen Dienerſchaft, welche ſich die Abweſenheit der Herrſchaft noch mehr zu Nutzen machte und ihrerſeits ein Gelag in dem Saale hielt, gelang es den beiden, über Treppen und Verplätze dem Thore zuzuſchreiten, deſſen Halbthüre Tag und Nacht offen ſtand. Auch in den Außenwerken blieben ſie unbemerkt und fanden in den Mauerlücken bequemen Durchgang. Draußen hielt ein Burſche aus dem Dorfe mit den beiden Maulthieren, und Fräulein und Gepäck waren bald ſicher untergebracht. Frieder ergriff die Zügel und wanderte mit ſeinem holden Schützling in die Nacht hinaus, fröhlich ſeinen knotigen Stab ſchwingend. Den Weg hatte er ſich wohl gemerkt; vor Mitternacht gelangte die kleine Karawane an ein großes Dorf, wo ſie in der Mühle anhielten und das Fräulein ein Nachtlager fand, das ſie mit der jungen Müllerstochter theilte. Hier legte ſie auch die bäuriſche Tracht an, welche Frieder von ſeiner Schweſter mitgebracht hatte. In dieſer Verkleidung konnte ſie, ohne Aufſehen zu erregen, weiter ziehen, da in der gebirgigen Gegend Bauernfrauen und Mädchen ſich häufig zu Pferd oder Eſel von einem Dorfe zum andern begaben.

Ohne weitere Gefährde, als Schneegeſtöber und Regengüſſe, welche die Pfade noch unwegſamer machten und Frieders Schritte hemmten, erreichten ſie am dritten Tage die heimatliche Mühle, wo das Fräulein unter Freudenthränen von der guten Alten begrüßt und von dem Vater mit einem kräftigen Handſchlag willkommen geheißen wurde.

Ein freundliches Stübchen im Dachgiebel des ſtattlichen Bauerhauſes, die Leibgedingwohnung des alten Müllers, wenn Frieder einmal die Wirthſchaft übernahm, war dem Fräulein eingeräumt worden. In der Kammer daneben, die von der untern Stube aus erwärmt wurde, hatte die Alte ſich eingerichtet, und ſo konnten die beiden Frauen unangefochten hier oben ihr ſtilles Leben führen. Noch war der muntere Mühlbach an ſeinen Rändern von Eis eingefaßt, die Wieſen trugen noch große Schneeflecken; aber dennoch fühlte man das Regen des Frühlings in dem engen Thale, deſſen Nadelwälder die Laſt des Winters längſt abgeſchüttelt hatten und von dem Geſange einiger Vögel belebt wurden, welche in das Klappern des Mühlwerks und das Rauſchen der Wehre ihre Lieder hineinjubelten. Eine Empfindung kam über das gute Mädchen, als habe ſie das Alles nur geträumt, was ſeit des Vaters Tode mit ihr vorgegangen war. Sie fand ſich nun mit einem Male wie im ſicheren Hort geborgen, unter einfachen, guten Menſchen, deren rauhes Weſen nicht aus innerer Verwilderung entſprang, ſondern ihnen naturwüchſig, durch Lebensweiſe und Arbeit bedingt war. Wenn ſie an milden Tagen auf bemoosten Steinen im Walde ruhte, der Wind in den Wipfeln rauſchte und die Sonnenſtrahlen durch die Zweige zitterten, tauchten Bilder aus den verklungenen Märchen ihrer Kindheit vor ihr auf; die Sagen von verwunſchenen Prinzen und Gänſehüterinnen, Königstöchtern und Wandergeſellen verwoben ſich mit ihrem eigenen Geſchicke. Sie dachte nicht an Gegenwart und Zukunft, meiſt nur an die Vergangenheit in den vertrauten Räumen des Vaterhauſes, das jetzt in fremde Hände übergegangen war, das ſie nur einmal, bei einem Gange durch's Thal, wieder geſehen hatte. Da ſtand ſie plötzlich vor ihr, die alte Burg, wie in einen Zauberſpiegel gerückt! Sie mußte ſich an ihrer Begleiterin feſthalten, um nicht von der Erinnerung überwältigt zu Boden zu ſinken. Allmälig ſtumpfte dieſes Heimweh ſich ab, unter den wechſelnden Beſchäftigungen, welche die verrückende Jahreszeit brachte und an denen ſie, unter ſtetem Widerſtreben der guten Alten, treulich Theil nahm. Auch die ländliche Tracht hatte ſie beibehalten, ſo daß der Müller oft ſagte: „'s iſt doch wunderlich, wie das Fräulein ſich ſo gut zu uns ſchickt, gerade wie wenn Sie nur für das Bauernweſen aufgezogen wären. So eine Frau möcht' ich dem Frieder wohl einmal wünſchen!“ Dieſe Reden verſehlten niemals, ihre Wangen höher zu färben. Aber mit der ſtillen Neigung des armen Jungen bekannt, hatte ſie doch noch zu viele Verurtheile und Bedenken in ſich zu überwinden, um ihre Hand ohne Zögern in die ſeine zu legen. Erſt als der Vater darauf drang, er müſſe ihm eine Söhnerin heimführen, welche die verſtorbene Mutter erſetze, und Frieder alle Anträge ſtumm von ſich wies, als der Müller ſich erzürnte und am Ende ſagte, da bleibe ihm keine andere Wahl, als ſelber wieder zu freien, überwog das Mitleid in des Mädchens Bruſt. Sie vertraute der Führerin ihrer Kindheit ihr ſtilles Geheimniß an. Dieſe, tief erſchrecken, wendete ihre ganze Beredtſamkeit auf, um ihr Fräuleiu, das ihr ſtets als ein Weſen höherer Art erſchienen war, an das nichts Niedriges herankommen durfte, als deren Gemahl ein Graf oder Prinz ihr allein ebenbürtig däuchte, von dieſem unſeligen Entſchluſſe abzubringen. Aber mit derſelben Unbefangenheit, wie das Fräulein dereinſt dem treuen Frieder den Tanz zugeſagt hatte, rief ſie ihm jetzt entgegen: „Frieder, ich heirathe Dich, Du haſt es wohl um mich verdient.“ —

Als übers Jahr im Sommer Müller und Müllerin nach dem Bade fuhren, und Frieder nach dem alten Schloſſe, das jetzt unbewohnt als Kornſpeicher diente, hinausdeutete, indem er ſcherzhaft ſagte: „Dort oben war's doch ſchön!“ erwiderte die ſchöne Müllerin leiſe: „Hier unten iſt's aber noch ſchöner!“

P. v. S.

Digitized by Google

Fichte.

(Zum 19. Mai 1862.)

Von **Adolf Stahr.**

Am 19. Mai des Jahres, in dem wir leben, ſind es hundert Jahre, daß der Mann geboren ward, deſſen Gedächtniß zu feiern man ſich überall in Deutſchland anſchickt.

Es gibt gewiſſe Größen der Menſchheit, welche, um als ſolche erkannt zu werden, längere Zeit brauchen, ja die eigentlich in ihrer vollen Bedeutung erſt lange nach ihrem Tode anerkannt werden.

Eine ſolche Größe iſt Fichte.

Nicht Fichte der Philoſoph, der tiefe Denker — ihn haben größere und tiefere Denker ſeitdem überflügelt — nicht der treffliche Univerſitätslehrer, der gediegene Gelehrte, der in Wiſſenſchaft und Unterricht Bedeutendes geleiſtet hat — ihn haben Andere, Mächtigere übertroffen. Aber unübertroffen iſt Fichte's Größe als deutſcher Patriot und unerreicht die Größe und Erhabenheit ſeines Charakters.

Aus dieſem Gefühle iſt der Gedanke einer allgemeinen Feier ſeines hundertjährigen Geburtstags hervorgegangen. In dieſem Gefühle hat die kleine Anzahl derjenigen in unſerm Volke, in denen die wahre Größe des Mannes noch lebendig war, ſich erhoben,

Digitized by Google

um mit Benützung des äußern Anlasses ihrer Nation die wahre Größe eines Mannes neu in's Bewußtsein zu rufen, der dasjenige in höchstem Grade besaß, was unserer Zeit vor allem Noth thut: glühende Vaterlandsliebe, begeisterten Glauben an die Zukunft, an die Selbständigkeit, Einheit und Freiheit Deutschlands und den erhabenen Muth eines großen, unerschütterlich beharrenden Charakters, der keine Gefahr und das Leben selbst nicht achtet, wo es sich um Herbeiführung jener Zukunft des gemeinsamen Vaterlandes handelt. —

Sein Leben fiel in die Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung. Aber die Größe des Unglücks steigerte nur seinen Muth; das Unglück war der Stein, der nur dazu diente, die Funken zu schlagen aus dem Stahle seines Charakters, jene zündenden Funken des heiligen Feuers, die sein begeisterter Muth in die Herzen seiner Volksgenossen sprühte, und die, als die Stunde gekommen war, zur himmelhohen Flamme des glorreichen Befreiungskampfes gen Himmel emporloderten.

Das ist die Bedeutung des Mannes, von dessen Leben diese Blätter Kunde geben wollen.

Johann Gottlieb Fichte, geboren den 19. Mai 1762, ist, wie fast alle unsere großen Geisteshelden, ein Kind des Volks. Sein Geburtsort Rammenau, ein kleines sächsisches Dorf, ist nur wenige Stunden entfernt von dem Orte, wo Lessings Wiege stand. Sein Vater war der kindergegenete Dorfweber Christian Fichte. Die Familie leitete ihre Abkunft her von einem im dreißigjährigen Kriege in Deutschland zurückgebliebenen schwedischen Wachtmeister. Ein uralter Großvater, heißt es, der Mutter, der bei der Familie und im Dorfe das Ansehen eines Propheten genoß, weissagte in knieendem Gebete an der Wiege des Täuflings, dieß Kind werde dereinst der Stolz und die Freude des Stammes werden. Wenige Stunden darauf starb der Greis, und dieser Umstand erhöhte den Glauben an seine Prophezeihung, obschon sich vor der Hand nur sehr wenig Aussicht auf Erfüllung derselben zeigte. Ein Gutes aber hatte sie dennoch: der Vater ließ den stillen, sanften, träumerischen Knaben, der früh sich absuſsondern und, in die Ferne starrend, in der Natureinsamkeit zu weilen liebte, mehr als seine andern Kinder gewähren, und statt ihn in die Dorfschule zu schicken, lehrte er selbst ihn in den Stunden, in welchen das Handwerk ruhte, was er selber wußte. Das höchste Ziel im Sinne des Vaters war, seinen Sohn dereinst auf der Kanzel zu sehen, und sobald derselbe lesen konnte, mußte er das Amt übernehmen, im Vaterhause den Morgen- und Abendsegen vorzulesen. Scharfe Fassungskraft und bewundernswürdiges Gedächtniß zeigten sich früh. Mit sieben bis acht Jahren war er im Stande, die gehörten Predigten des Dorfpfarrers in allen ihren Hauptwendungen treu wiederzugeben. Der Geistliche nahm sich des fähigen Knaben an; durch seine Vermittlung geschah es, daß ein frommer Edelmann, der Baron von Miltitz, den neunjährigen Knaben zu sich zu nehmen und erziehen zu lassen beschloß. Die Eltern willigten ein, und so ward der junge Fichte, nachdem er zuvor die Stadtschule zu Meissen besucht hatte, in die Fürstenschule zu Schulpforta aufgenommen.

Aus seiner im Vaterhause verlebten Jugend ist ein Zug aufbehalten, der als bedeutungsvoll für die spätere Charakterentwicklung des Mannes gelten darf. Der Vater hatte ihm einst, zur Belohnung seines Fleißes, die Volkshistorie vom „gehörnten Siegfried“ aus der Stadt mitgebracht. Dieß Buch, das erste, welches er außer Bibel und Katechismus in die Hände bekam, fesselte all' seine Aufmerksamkeit dergestalt, daß er in allen andern Lektionen des Vaters saumselig und nachlässig wurde. Da faßte er den für einen kaum achtjährigen Knaben in der That wunderbaren Entschluß: das Buch von sich zu thun. Er warf es in den Dorfbach. Als er aber das geliebte Buch langsam untersinken sah, verließ ihn die Kraft der Selbstüberwindung, und er brach in bittere Thränen aus. So fand ihn der Vater, dem er in seinem Schmerze nur die That, nicht das Motiv derselben anzugeben vermochte, und der ihn deßhalb natürlich derb abstrafte. Als der Vater ihm aber später den Verlust durch ein anderes ähnliches Buch ersetzen wollte, bat ihn der Knabe, das neue Buch, weil er von demselben ähnliche Versuchung befürchtete, lieber seinen Geschwistern zu schenken! — Die Selbstüberwindung und das strenge Pflichtgefühl des Mannes erscheinen in diesem Verhalten des Kindes vorgebildet.

Dreiejehnjährig trat er in die Schulpforta als Alumnus ein. Schon hier begann sein Kampf mit dem Leben. Das Alleinstehen, die Entfernung von der Familie, das klösterlich Düstere des Hauses drückte ihm fast das Herz ab. Die Dyrannei des Pennalismus, die der Knabe in unzähligen Mißhandlungen zu erdulden hatte, brachte ihn zu dem verzweifelten Entschluße, sich derselben durch die Flucht zu entziehen. Er ging wirklich davon, aber noch ehe er eine Meile weit gekommen war, bewog ihn der Gedanke an seine Eltern zu freiwilliger Rückkehr und zum Bekenntniß seines Vorsatzes gegen den Rektor, der sich in Folge desselben seiner persönlich annahm, und ihn zunächst von seinem Peiniger befreite. Im Ganzen aber erinnerte sich Fichte später nicht gern an die Schulpforta. Die Anstalt hielt streng auf das, was man „klassische Bildung“ nannte, und die Lehrer, zumal die älteren, suchten ihre Zöglinge ängstlich vor jedem Windzuge des modernen Geistes zu bewahren, der gerade damals, in der letzten Halbscheid der siebenziger Jahre, durch Deutschland zu wehen begann. Wieland, Lessing, Goethe waren streng verbotene Früchte. Selbst Klopstock und Gellert waren nicht ganz von diesem Verbote ausgenommen. Aber der Geist läßt sich eben nicht absperren; er bahnte sich seinen Weg selbst durch die klösterlich verschlossenen Mauern in die feste Burg des lateinischen Zopfthums. Es war einer der jüngeren Lehrer, der seinem Lieblingsschüler Fichte die ersten Blätter von Lessing mittheilte, und zwar die Streitschriften wider Göze, die man bogenweise, wie sie erschienen, einschmuggelte. Fichte las sie, bis er sie auswendig wußte. Es waren Blitze, die sein Innerstes entzündeten. Der Trieb nach unbedingter Freiheit des Forschens ward in

Digitized by Google

ihm geweckt, um nie wieder zu erlöschen. Leſſing ward und blieb lange ſein Vorbild. Ihn von Angeſicht zu ſehen, ward der heißeſte Wunſch ſeines Herzens, und er zählte die Tage, an deren Ende es ihm vergönnt ſein würde, zu dem hochverehrten Meiſter zu pilgern. Dieß Glück ward ihm nicht vergönnt. Als der Augenblick gekommen war, in welchem Fichte ſeinen Entſchluß ausführen wollte, ſtarb Leſſing, genau in demſelben Alter, das auch Fichte nicht überſchreiten ſollte.

Von Fichte's Univerſitätsleben wiſſen wir wenig mehr, als daß es ein fortgeſetzter Kampf mit Noth und Elend geweſen iſt. Sein Wohlthäter ſtarb, als er die Univerſitätsſtudien kaum begonnen hatte. Die kärgliche Unterſtützung, die er von demſelben erhalten hatte, blieb aus. Der eigene Vater konnte nicht helfen, auch wenn Fichte ſich an ihn gewendet hätte. Hungernd und darbend friſtete er ſich in Jena mit Abſchreiben und Correcturarbeiten hin. Collegia konnte er kaum beſuchen, es mangelte ihm ſogar an den nothwendigſten Büchern. Dabei verbinderte ihn ſein edler Stolz, ſeine Armuth Andern zu entdecken. In Leipzig, wohin er von Jena ſich wandte, ging es ihm nicht beſſer. Nicht einmal die erwählte Berufswiſſenſchaft, die Theologie, konnte er zu Ende ſtudiren. So vergingen lange, bittere Jahre, während deren ihn, wie er ſelbſt in einem Bittgeſuch an das ſächſiſche Conſiſtorium ſchrieb, „der herbſte Mangel zu Boden drückte". Nur für ein halbes Jahr flehte er in jenem Geſuche um ein Stipendium, damit es ihm möglich werde, ſein Studium der Theologie „ordnungsmäßig zu abſolviren". Es ward ihm verſagt! Sein Bittgeſuch blieb ohne Antwort und unberückſichtigt. Sieben lange Jahre des Kampfes waren verfloſſen. Sie hatten Fichte's Charakter geſtählt und den Jüngling zum Manne geſchmiedet; denn die Nothwendigkeit, der Welt um ſich her Alles abzuringen, bringt ſtarke Naturen zum Vollbewußtſein ihrer Kraft. Aber auch die ſtärkſte Tragkraft hat ihr Maß, und Fichte war der Grenze deſſelben nahe. Alle Ausſichten, auf die er gehofft, hatten ſich als trügeriſch erwieſen, und der Ausweg, den ſo viele unter ähnlichen Verhältniſſen einſchlugen: Schriftſtellerei und Journaliſtik zu treiben, widerſtand dem eigenartigen Geiſte, der es für ſchmählich hielt, lehrend aufzutreten, ehe man ſelbſt gelernt habe. Freunden und Gönnern ſeine gänzliche Hilfloſigkeit zu entdecken, verhinderte ihn jenes ſtolze Ehrgefühl, das ſich an unverdientem Unglück bei ſtarken Naturen ſteigert. Lieber das Leben von ſich werfen, das ihn zurückſtieß, das war der düſtere Gedanke, der ſich am Vorabende ſeines ſechsundzwanzigſten Geburtstags der Seele des Verlaſſenen bemächtigte! Da, im letzten, entſcheidenden Augenblicke, kam unerwartete Hilfe. Sie ſtärkte ſein gläubiges Vertrauen auf die Vorſehung. In demſelben Momente, wo er, feſt entſchloſſen, ſeine Ehre vor Selbſterniedrigung zu wahren, „ſeinen letzten Geburtstag zu erleben glaubte", brachte ihm ſein Freund Chriſtian Felix Weiße einen Antrag zu einer Stelle als Erzieher in einer Schweizer Familie.

Jetzt erſt, im Innerſten erſchüttert, offenbarte er dem wohlwollenden Gönner das ganze Elend ſeiner Lage und den Abgrund, an deſſen Rande er geſtanden. Der wackere Weiße half mit Rath und That, und von ihm unterſtützt, trat er drei Monate ſpäter die Reiſe nach Zürich, ſeine erſte Reiſe außerhalb der ſächſiſchen Heimat, an. Zu Fuße natürlich; denn nur zu einer Fußreiſe reichten die ſpärlichen Mittel.

Mit dieſer Reiſe beginnt ſein Wanderleben, das er eigentlich bis zu ſeinem Tode geführt hat. Dieſer zweijährige Züricher Aufenthalt war wichtig für ſeine Zukunft. Er lernte bedeutende Menſchen, Lavater, Hottinger, Peſtalozzi u. a. kennen und fand an der Tochter eines wohlhabenden und gebildeten Kaufherrn Rahn, die Geliebte ſeines Herzens. Rahn war ein Freund Klopſtocks, den er als jungen Mann in der großartigſten Weiſe unterſtützt und deſſen Schweſter er geheirathet hatte. Eine Exiſtenz, wie die Klopſtocks, welche Muße zu wiſſenſchaftlichen Studien mit der Möglichkeit thätigen Wirkens nach Außen verbände, gewährt durch irgend einen fürſtlichen Mäcen, dem er als Lektor oder Reiſebegleiter dienen wollte, ſchien für Fichte eben ſo wünſchenswerth, als, mit Hilfe eines Lavater und vor Allen Klopſtocks ſelbſt, nicht allzuſchwer erreichbar. Jedenfalls wollte er die Geliebte nicht eher heimführen, als bis er ſich eine Stellung errungen oder einen Namen gemacht hätte. Voll von Hoffnungen und Ausſichten, trat er im Frühlinge 1790 die Rückreiſe nach Deutſchland an. Aber ſeine Ausſichten ſcheiterten alle. In Weimar, wohin ihn Lavater warm empfohlen, fand er Herder krank und nicht zu ſprechen, Goethe nach Venedig verreiſt. Die Empfehlungen nach Darmſtadt und Kopenhagen blieben ohne Erfolg und bald ſah er ſich in Leipzig wieder in der alten Noth und Verlaſſenheit, angewieſen auf Unterrichtgeben und literariſche Handarbeit. Zu wiſſenſchaftlichen Verſuchen fand er keinen Verleger; eben ſo wenig für eine Monatſchrift, eine Art literariſcher Revue, deren Plan ſich noch erhalten hat, und mit der er eine breitere weitgreifende Wirkſamkeit auf das große leſende Publikum zu üben gedachte. Man wollte nur Belletriſtiſches bezahlen, und die Noth trieb ihn, ein Trauerſpiel zu beginnen und Novellen zu verſuchen! Seine Bedrängniß ſtieg inzwiſchen immer höher; alle Ausſichten, die ſich ihm boten, erſchienen nur, um wieder zu verſchwinden. Er war bereit, nach Wien, nach Rußland, ja nach Spanien zu gehen, ſelbſt ein Predigtamt zu übernehmen. Nichts von dem Allen ſchlug ein, und er konnte bald der Geliebten ſchreiben: „ich habe faſt Alles verloren, außer dem Muth!"

Die Quelle, aus welcher er die Stärkung dieſes ſeines tapferen Muthes trank, ward ihm das Studium der Kant'ſchen Philoſophie, in das er ſich während dieſes Leidensjahres ganz zu verſenken begann. Hier fand er den Schwerpunkt ſeines Weſens und damit den feſten Halt ſeines Lebens, den er bisher entbehrt hatte. Es ward ihm klar, daß die Philoſophie der eigentliche Beruf ſeines Lebens ſei. Er arbeitete ſeine Schrift über Kants Kritik der Urtheilskraft aus, mit der er den Zuſammenhang des ganzen Syſtems darſtellen wollte. Aber auch dieſe Schrift blieb ungedruckt, ſei es, daß er keinen Verleger fand, oder daß er ſich nicht entſchließen konnte, ein Werk, das ihm ſelbſt noch nicht

Digitized by Google

völlig befriedigte, zu veröffentlichen. Einen Aufsatz über Klopstocks Messias wiesen die beiden damals bedeutendsten Journale zurück, weil er dem Sänger der Messiade zu nahe zu treten schien. Fichte ließ sich nichts ansechten. Er hungerte, aber er war glücklich in dem Studium einer Philosophie, in der er, wie er einem Freunde schrieb, „das Gegenmittel wider alles Unglück und Freude genug obendrein“ fand. „Da ich das Außer mir nicht ändern konnte,“ fügte er hinzu, „so beschloß ich, das In mir zu ändern.“ Daneben las er fleißig die Alten, studirte Rousseau und Montaigne und vertiefte sich in Lessing und Goethe. Von den Werken des Letztern schrieb er damals (1790): „ich lese sie wieder und immer wieder, und kann sie nicht genug lesen“. Bei derselben Gelegenheit fällt er ein sehr bedeutungsvolles Urtheil über unsere Literatur. Ihr „goldenes Zeitalter“, das man damals bereits erreicht glaubte, sei, meinte er, „erst im Werden,“ aber es werde dauerhaft sein und vielleicht die glänzendsten Epochen aller andern Völker überbieten. Ueber Schiller spricht er das prophetische Wort: „Der, welcher im zwanzigsten Jahre die Räuber schrieb, werde über kurz oder lang denselben Weg betreten und im vierzigsten unser Sophokles sein.“ Auch die Uebersetzungen des Homer und Virgil von Voß und die Uebertragung des Sophokles von Stolberg begrüßte er mit Freuden als Befreier „von der Nachahmung der Franzosen, denen wir noch länger huldigen, als wir Wort haben wollen.“

In Leipzig konnte er sich indessen nicht länger halten, und eben war er im Begriff, den Vorschlag des Vaters seiner Braut anzunehmen und nach Zürich zurückzukehren, um sich zu verheirathen und in der bescheidenen Muße, welche der wohlhabende Schwiegervater ihm bieten konnte, seine schriftstellerischen Pläne auszuführen, als auf's Neue das Unglück dazwischentrat. Der Bankerott eines großen Handelshauses entriß dem Vater seiner Braut fast sein ganzes Vermögen und häufte auf Fichte, neben der Noth um die eigene Existenz, auch noch den Kummer und die Sorge um das Schicksal der ihm liebsten Menschen. Neunundzwanzig Jahre alt, war er noch immer nur ein alter Candidatus Theologiä, gezwungen, sich um's Brod durchs Leben zu hofmeistern, und mußte es als ein Glück ansehen, daß ihm gerade jetzt eine Hofmeisterstelle in einem gräflichen Hause zu Warschau angeboten wurde. Theils zu Fuß, theils rückkehrende Frachtwagen benützend, pilgerte er dorthin.

In Warschau angekommen, löste sich das neue Verhältniß, von dem er einige sorgenfreie Jahre erwartet hatte, fast ehe es begonnen hatte. Mit Mühe und Noth erzwang er von der stolzen Gräfin, der sein französischer Accent und seine selbstbewußte Haltung gleich wenig zusagten, einen Theil der ihm zugesagten schmalen Entschädigungssumme, der eben hinreichte, ihm auf zwei Monate knappen Unterhalt zu gewähren. Er beschloß, dieselbe dazu anzuwenden, den von ihm hochverehrten Königsberger Weisen Immanuel Kant von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, und zugleich zu versuchen, ob es ihm vielleicht durch dessen Förderung gelingen möchte, sich in Königsberg eine Stätte zu bereiten.

Auch diese Aussicht war eine Täuschung. Der große Königsberger Philosoph, der ihn anfangs sehr kühl aufgenommen hatte, sah zwar bald, daß er hier keinen gewöhnlichen vagirenden Kandidaten vor sich habe, aber er war nicht in der Lage, etwas für ihn thun zu können. Nicht einmal einen Verleger für seine Schrift: „Kritik aller Offenbarung“ vermochte er ihm zu schaffen. Ein Darlehen zur Rückreise, um das ihn der bedrängte Fichte zu bitten wagte, schlug er ihm ab, und wieder einmal sah der Arme sich in einer völlig verzweifelten Lage. Sein letztes Geld ging auf die Reise, er hatte kaum noch für acht Tage zu leben!

Und wieder einmal war in dem Momente der größten Noth die Hilfe am nächsten. Sie kam, als er eben jene Zeilen niedergeschrieben hatte. Eine Hauslehrerstelle in der Familie des Grafen Krokow, auf einem Edelsitze bei Danzig, durch Kants Empfehlung vermittelt, bot ihm ein Asyl, in welchem er zum ersten Male unter den angenehmsten Verhältnissen fast zwei Jahre lang, vom Sommer 1791 bis zum Frühlinge 1793 verweilte.

Der Graf und besonders die Gräfin waren sein gebildete Menschen, die den von Kant Empfohlenen als einen Freund behandelten. Hier in der besten Gesellschaft geistvoller Personen lebend, mit Kant in fortdauerndem brieflichen Verkehre, gefördert durch erweiterten Einblick in Welt- und Menschenverhältnisse, gehoben durch unerwarteten literarischen Erfolg, entfaltete sein Geist zum ersten Male frei die Kraft seiner Schwingen. Seine Schrift über die „Kritik aller Offenbarung“, welche im Jahre 1792 erschien, machte ihn mit einem Schlage zu einem berühmten Manne. Ein Zufall kam ihm dabei zu Hilfe: sein Name war durch irgend ein Versehen nicht auf dem Titel genannt worden. Das gab Grund, daß die gewichtigsten Journale Deutschlands keinen geringeren als den großen Königsberger Philosophen für den Verfasser des gediegenen Werks erklärten, dessen Lob jetzt die Kritiker mit Ueberschwenglichkeit der Welt verkündeten. Wie erstaunten sie, als Kant bald darauf die öffentliche Erklärung abgab: „daß er an dieser Schrift nicht den mindesten Antheil habe und es daher für Pflicht halte, die Ehre derselben dem, welchem sie gebühre, ungeschmälert zu lassen,“ und daß der von ihnen so hoch erhobene ein simpler Hauslehrer und Kandidat der Theologie, ein Herr Fichte sei, von dessen Erstlingsschrift die Herrn Professoren der Philosophie, welche seine Erstlingsschrift für ein Werk des weltberühmten Meisters gehalten, bisher nichts gewußt hatten.

Kaum eines der späteren Werke Fichte's übte eine gleich weitgreifende Wirkung. Man disputirte öffentlich zu Jena über die Schrift; man schrieb Streitschriften für und wider; schon im nächsten Jahre erschien eine zweite, verbesserte Ausgabe, und der Name des Verfassers ward in allen literarischen Zeitschriften genannt und durch ganz Deutschland, ja über dessen Grenzen hinaus bekannt. Ein solcher Erfolg stärkte Fichte's Selbstgefühl und hob seinen Muth. Eine Lautbahn

Digitized by Google

voll Ehre und Unabhängigkeit, voll Wirksamkeit auf sein Zeitalter schien sich ihm zu eröffnen.

Im Jahre 1793 kehrte er nach der Schweiz zurück, wo er sich mit seiner Geliebten verheirathete, da seines Schwiegervaters Umstände sich inzwischen gebessert hatten. Die zwei folgenden Jahre, welche er in Zürich im Verkehr mit ausgezeichneten Männern, Pestalozzi, Baggesen, Lavater, Fernow u. a. verlebte, gehören zu den ruhigsten und beglücktesten seines Lebens. Er hielt Vorlesungen über die Kant'sche Philosophie und schrieb sein erstes politisches Werk, über die französische Revolution, in welchem er für die Sache der Freiheit lebhaft Partei nahm. Sein Ruhm als Lehrer der Philosophie verbreitete sich mehr und mehr, und bald erhielt er von Weimar aus den ehrenvollen Ruf als Professer der Philosophie an die Universität Jena, an Reinholds Stelle.

Sein Auftreten als Lehrer an der damals in ihrer Blüthe stehenden Hochschule war ein glänzendes, und die Begeisterung über seine Lehrvorträge allgemein. Der Einfluß, welchen seine offene und edle Persönlichkeit auf die Studierenden übte, ging bald so weit, daß es ihm gelang, die Studenten zur freiwilligen Aufgebung ihrer für Sittlichkeit und Fleiß gleich schädlichen geheimen und verbotenen Ordensverbindungen zu bewegen. Aber die Behörden, statt ihn zu unterstützen, zerstörten durch ihr unzweckmäßiges Verhalten nicht nur die Frucht seiner Bemühungen, sondern verwickelten ihn selbst in widrige Händel mit einem Theile der Studenten. Dazu müheten sich die politischen Reaktionäre gegen den von ihnen als „Demokraten" verschrieenen Philosophen, und die Pfaffen gegen den „Freigeist". Sie setzten es durch, daß es Fichte verboten wurde, am Sonntage öffentliche, moralische Vorlesungen zu halten, weil dieß eine Entweihung des Sabbaths sei! — Seine segensreiche Wirksamkeit ward gestört von denen, die sie hätten fördern sollen. In Kursachsen hatte man längst einen Zahn auf ihn. Das dortige Ministerium der geistlichen Angelegenheiten verbot seine Zeitschrift „Philosophisches Journal" wegen eines in demselben enthaltenen Aufsatzes von einem Mitarbeiter Fichte's, und klagte den letzteren in Weimar des Verbrechens der Religionslästerung an. Vergebens bewies Fichte die Sinnlosigkeit dieser pfäffischen Anklage in einer eigenen Vertheidigungsschrift. Man forderte von Dresden aus seine strenge Bestrafung, und drohte, wenn dieselbe nicht erfolgte, mit einem Verbote der Universität für alle sächsischen „Landeskinder". Goethe und Karl August geriethen in Verlegenheit. Beide gaben in der Sache dem so schmählich Angegriffenen Recht, aber sie wollten doch auch gern „Kursachsen" zufrieden stellen, und gedachten die Sache so abzumachen, daß sie dem Philosophen einen öffentlichen Verweis ertheilten. Aber Fichte war nicht der Mann, sich zu solcher Halbheit herzugeben. Er erklärte, einen unverdienten Verweis, als unvereinbar mit seiner Ehre und Lehrerwürde, nicht hinnehmen zu können. Die Antwort auf diese Erklärung war — seine Verabschiedung!

Amt- und brodlos, ja heimatlos, wie er sich durch diese Verabschiedung sah — denn in Jena konnte und wollte er nicht bleiben — entschloß er sich, mit Zurücklassung seiner Familie, nach Berlin zu gehen, um zu versuchen, ob man ihm dort die Erlaubniß gewähren werde, unangefochten zu leben und zu arbeiten. An eine Anstellung dachte er nicht, nur an ein Asyl, und dieß hoffte er in dem Staate der Aufklärung zu finden. Und er fand es. König Friedrich Wilhelm III., dem sein Wunsch vorgetragen und über die Persönlichkeit des Mannes Bericht erstattet wurde, gab die denkwürdige Antwort: „Wenn Fichte ein so guter Bürger ist, wie man mir sagt, so kann ihm der Aufenthalt in meinem Staate ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag das der liebe Gott mit ihm ausmachen; mich geht das nichts an!"

So wurde Fichte ein Preuße. Und bald kam die Zeit, wo er seinem neuen Vaterlande die empfangene Gutthat überschwenglich vergelten sollte. —

Das verhängnißvolle Jahr 1806 kam heran. Das zaudernde, in seigen Gedanken bänglich schwankende Preußen ward von seinem Geschicke ersaßt. Fichte hatte es kommen sehen; denn er war einer der Wenigen, deren Augen unverblendet waren. Er erkannte das übergewaltige Genie Napoleons, das alle Fürsten Europa's weit überragte; aber er haßte Napoleon tödtlich, als den Mörder der Freiheit, als den eingefleischten Egoismus des Tyrannenthums. Er sah in Preußen die letzte Stütze freier Menschheitsbildung, und als sie niedergeworfen ward, beschloß er, das Schicksal des preußischen Staats und des flüchtigen Königshauses zu theilen. Auf's Neue verließ er Weib und Kind und Amt — er war inzwischen als Professor angestellt worden — und folgte dem fliehenden Könige nach der äußersten Grenze Preußens. Vergebens stellten ihm Freunde vor, Napoleon werde ihn gut behandeln, ihn wohl gar mit Ehrenauszeichnung schmücken, wenn er in Berlin bliebe. Gerade dieß wollte der edle Patriot um jeden Preis vermeiden. Von dem Feinde seines Vaterlandes Ehren anzunehmen — wie es ein Johann von Müller und Andere, selbst Fürsten thaten — galt ihm für schimpflich und entehrend.

Dabei verlor er kaum auf einen Augenblick den Muth und die Hoffnung, daß Preußen und Deutschland sich wieder erheben werden aus ihrem tiefen Falle. Diesen Muth und diese Hoffnung seiner Nation in's Herz zu gießen, ihr zu zeigen, an welche Bedingungen sittlicher Buße und innerlicher Ermannung die Hoffnung auf eine Erhebung geknüpft sei — das ward jetzt seine Lebensaufgabe. Kaum zurückgekehrt in das noch von feindlichen Truppen besetzte Berlin, machte er sich daran, sie zu erfüllen, hielt er im Akademiegebäude im Winter von 1807 auf 1808 seine berühmten „Reden an die deutsche Nation."

Diese „Reden an die deutsche Nation" sind eine der größten patriotischen Thaten der deutschen Geschichte unseres Jahrhunderts. Fichte wußte, daß er damit Freiheit und Leben wagte, aber kein Bedenken wandelte seine starke Seele an. Umringt von Kleinmuth und Verzagtheit, von Feigheit und Schwäche, von Verrath und Argwohn, trat er auf, er der einzelne Mann, gegen

Digitized by Google

den gewaltigsten Beherrscher Europa's, beweisend, daß die Sache Deutschlands unverloren sei, so lange es noch Deutsche gebe, die Deutsche bleiben wollen. Aber nur von einer gänzlichen inneren Umwandlung könne die bessere Zukunft des Vaterlandes ausgehen. Diese Umwandlung erfordere eine Reform der ganzen Erziehung der Nation. Der Egoismus und Materialismus haben Preußen und Deutschland gestürzt und in Schmach gebracht; darum müsse Erziehung zur Aufopferung für das Vaterland, zur Begeisterung für die großen Ideen der Menschheit, für Recht und Gesetz, für Freiheit und Unabhängigkeit, den Sinn der Nation erneuen. Jeder Deutsche müsse zu dem festen Glauben erzogen werden, daß die Erlangung und Behauptung selber großen Güter mit in seiner Hand liege, daß das Leben nur lebenswerth sei mit ihnen, ohne sie ein Elend und eine Schmach, und daß ein Volk nicht besiegt werden könne, das diese Ueberzeugung in sich trage. Ein erhabener Bußprediger, straft er seine Nation durch das Bild dessen, was sie versäumt und gesündigt, aber zugleich richtet er ihren Muth auf, indem er ihr aus ihrer Geschichte, aus ihrer Sprache, ihrer Philosophie, ihrer Literatur, und aus der Darlegung ihres innersten Gehaltes und Wesens beweiset, daß sie von der Vorsehung zu großen Dingen bestimmt sei und daß es Gotteslästerung wäre, wollte sie an ihrer Zukunft, an der Zukunft eines einigen und freien Reiches deutscher Nation feig verzweifeln.

Diese „Reden", die jeder Deutsche zur Feier von Fichte's hundertjährigem Jubelfeste nachlesen möge, waren ein Labsal für Tausende von dürstenden Herzen. An ihnen richteten sich Tausende empor zu neuem Muthe und neuer Hoffnung; aus ihnen zogen Tausende die sittliche Stärkung, deren es bedurfte zu einer großen Läuterung des deutschen Geistes. Was sie gewirkt, das sollte bald sich zeigen und glorreich bewähren.

Die Katastrophe von Moskau entfesselte den von Fichte genährten Geist. Napoleons Heer geht verloren, der Unbezwingliche flieht nach Paris. Der Moment zur Erhebung Preußens rückt heran. Noch zaudert der preußische König, aber seines Volkes Zorn und Begeisterung lassen sich nicht halten. Fichte's Entschluß steht fest. Umgeben von französischen Bayonneten, entläßt er am 19. Februar seine Zuhörer, erklärend, jetzt sei nicht Zeit zum Lehren und Lernen, sondern zum Handeln. Der Krieg wird erklärt. Fichte erbietet sich, als Heerredner die Kriegerscharen zu begleiten; da es abgelehnt wird, ergreift er selbst die Waffen und tritt in den aufgebotenen Landsturm ein, mit ihm die höchsten Zierden deutscher Wissenschaft in Berlin. Aber er thut noch mehr. Er hält seine „Reden über den Begriff des wahren Krieges."

Diese Reden sind das Höchste, was je über die Ziele eines wahren Krieges gesagt worden ist. In ihnen zeigt Fichte seiner Nation die erhabenen Ziele eines Kampfes, der nicht von gewordenen Soldkriegern, sondern von der eigenen Volkskraft, von der Blüthe deutscher Jugend geführt, nicht für Fürstenhäuser und ihren Land- und Leutebesitz unternommen wird, sondern für die Selbstständigkeit, für die staatliche Freiheit und Einheit eines großen Volkes. Die Fürsten selbst, ruft er seiner Nation zu, erklären diesen Krieg für einen solchen; hallet sie beim Worte und gebet nicht zu, daß die großen Opfer, die ihr bringen müßt, für andere, als für diese Zwecke gebracht werden. Freie Bürger eines menschenwürdigen Rechtsstaats, eines einigen deutschen Reichs, sollen aus diesem Kampfe hervorgehen, unterthan keiner Willkür irgend eines Menschen, sondern „unterthan" nur dem Alle bindenden Gesetze. Für diesen hohen Zweck allein soll kein Opfer zu schwer sein, aber auch nur für diesen Zweck! Jeder Einzelne soll denken, daß an seiner Mitwirkung nicht etwas, sondern viel, ja Alles liege! „Wir sollen nicht erwarten, wie Gott nach seinen geheimen Wegen alles zum Besten wenden werde, sondern wir selber sollen die Dinge nach unseren eigenen klaren Begriffen zum Besten wenden." Kein Friede dürfe geschlossen werden mit dem großen Freiheitsmörder; und selbst wenn die deutschen Fürsten es wollten, so dürfe man ihnen nicht gehorchen! Am Schlusse aber erhebt der Redner sich zu der begeistertsten Prophezeihung: „Und so wird von den Deutschen dargestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist; alle die Begeisterung für die Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven — ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten — ein Reich des Rechts, gegründet auf Gleichheit alles dessen was Menschenangesicht trägt."

Diese Reden waren der Schwanengesang des großen Patrioten. Er erlebte noch die ersten großen Siege des Befreiungskampfes von 1813, noch den Uebergang der deutschen Krieger über den Rhein. Mitten in der Siegesfreude riß der jähe Tod den kräftigen Mann hinweg (27. Januar 1814). Seine Gattin hatte sich, verwundete Krieger in Lazarethen pflegend, das Nervenfieber zugezogen. Fichte ward von ihr angesteckt. Sie, die Schwache, verloren Geglaubte, genas; er ward das Opfer der Krankheit.

Sein Tod war ein Glück für ihn. Dem patriotischen Helden unter Deutschlands Denkern ward es erspart, den Jammer der folgenden Zeiten zu erleben, seinen Argwohn, daß das deutsche Volk von seinen Beherrschern um die Früchte seines Heldenkampfes gebracht werden möchte, voll erfüllt zu sehen. Sein früher Tod war, wie der Theodor Körners, ein Lohn für den Heldenmuth beider, eine Befreiung von einer für beide unertragbaren Zukunft.

Und Deutschlands Zukunft? Wird Fichte's begeisterte Prophezeihung sich erfüllen?

Sie wird es, aber nur unter einer Bedingung. Sie wird sich erfüllen, wenn alle Deutsche sich am hundertjährigen Jubelfeste Fichte's geloben: ihr Volk und Vaterland eben so treu ausharrend und muthig zu lieben, wie Er es gethan. Wenn wir uns überall und bei jeder Gelegenheit mit Wort und That bekennen und erweisen als Erben seines Geistes, seiner Hingabe, seiner Begeisterung für das große Ziel der — Einheit Deutschlands.

Digitized by Google

Zwei Heirathen vor hundert Jahren.

Von **Carl Ludwig.**

Die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts zeigt uns in allen Lebensverhältnissen merkwürdige Gegensätze, und zwar steht Vieles nicht allein mit unsern jetzigen Begriffen und Sitten im Widerspruch, sondern noch mehr war das damalige Leben mit sich selbst im Gegensatz, so daß es da und dort ganz nothwendig zu einer völligen Umwälzung kommen mußte. Dieß gilt auch von demjenigen Gebiet, das jederzeit ein Leben im Kleinen ist, von den Liebesverhältnissen. Auch hier treffen wir zu derselben Zeit, oft sogar an denselben Orten, einerseits noch den alten Zopf in bester Form, andererseits eine, alle Grenzen überschreitende Schwärmerei und schrankenloses Ueberwuchern des persönlichen Beliebens. Und letzteres machte sich nicht allein in Büchern, sondern ebenso im wirklichen Leben geltend. Goethe's Werther machte deßhalb so ungeheure Sensation, weil er der gelungene Ausdruck dessen war, was in hundert und aber hundert aufgeregten Köpfen und Gemüthern spukte. Ich erinnere mich noch aus früher Kindheit, wie mir meine Großmutter mit Heiterkeit, doch nicht ohne ein gewisses Grauen, erzählte, es habe sich ihr einmal in einer Straße von Ludwigsburg ein junger Mensch, den sie vorher und nachher nie gesehen, in den Weg gestellt mit den Worten: „Mädchen, liebst du mich? ich liebe dich grenzenlos, und wenn du mich nicht erhörst, so bin ich des Todes und du mit mir!“ Es ist aber darum dennoch Keinem von Beiden ein Leid geschehen.

In dieselbe Zeit nun fallen folgende zwei Geschichten, welche, als Gegenstücke von solcher Liebesschwärmerei, den Beweis liefern, daß dazumal doch nicht Alles von jenem Zauber ergriffen war, daß vielmehr unter demselben Himmelsstrich ein Mädchen zu einem Mann, und ein Mann zu einer Frau kommen konnte in eben so prosaischer Form, als man es heutzutage mit Heirathsgesuchen in den Tagesblättern zu bewerkstelligen sucht.

1.

In einem ansehnlichen Bauernstädtchen Süddeutschlands war unerhörter Weise ein vermöglicher Landwirth, aus einem andern Orte gebürtig und auch schon mit einer Auswärtigen vermählt, ansäßig geworden und hatte sich, was noch weniger erhört, trotzdem daß Mann und Frau Fremde waren, bald in Ansehen und Geltung gesetzt. Er war ein hübscher, gescheidter und zugleich bescheidener Mann, der ruhig seiner Wege ging und auf Befragen jederzeit freundlichen Bescheid gab. Nach Jahresfrist starb ihm seine Frau. Und wieder nach einem Jahr kommt er eines Tags zu seinem Nachbar, dem Rößleswirth, und bittet ihn unter vier Augen um Auskunft wegen eines Mädchens, das er für passend hielt, die in seinem Haus entstandene Lücke wieder auszufüllen. Wenn der Herr Nachbar auch dieser Ansicht sei und glaube, daß Etwas zu machen wäre, möchte er das Weitere einleiten und ihm des andern Tags Antwort sagen. Dieser, sehr geehrt durch das Vertrauen, heißt die Sache ganz gut und sagt mit Vergnügen zu, darin allen Vorschub zu leisten. Es werde wohl nicht die geringste Schwierigkeit haben, das Vermögen sei ja von beiden Seiten fast ganz gleich, und die meisten Aecker und Wiesen der Familien liegen zum Voraus so schön neben einander. Aber was geschieht? Kaum war der getröstete Wittwer die Treppe hinab, so stürzt die sechzehnjährige Tochter des Rößleswirths mit rothglühendem Gesicht zu ihrem Vater ins Zimmer. Sie hatte durch das offene Schiebfensterchen, das den Verkehr zwischen der Stube und Küche vermittelte, das Gespräch der beiden Männer mitangehört. „Vater, was habt Ihr da wieder gemacht? Wo denket Ihr denn hin? einen solchen Mann hinauslassen, und diesen Hasen fremden Leuten in die Küche jagen! Aber freilich, das eigene Kind kommt bei Euch immer zuletzt.“ Dem Vater dämmert es auf, was sie will. Er sieht sie mit großen Augen an und sagt ruhig: „Du bist ja noch ein Kindskopf und kaum aus der Schule!“ „Was, Kindskopf!“ rief die Tochter. „Sechzehn Jahre bin ich alt und weiß auch schon, was der Brauch ist, verstehe mich auf's Geschäft, und Sach' haben wir auch, so gut als die dort drüben. Euern Gang könnet Ihr unterwegen lassen, da wird Nichts d'raus.“

Und der Vater fand gleichfalls für gut, den Gang in's fremde Haus zu unterlassen. Der folgende Tag sah Alles im Reinen. Der Werber war so schneller und leichter ans Ziel gelangt, und hatte sich einer recht glücklichen Ehe zu erfreuen.

2.

Unsere zweite Geschichte spielt in der Hauptstadt. Dort lebte ein wohlhäbiger Kanzleiherr, guter Geschäftsmann und ruhiger Denker, mit schönem Vermögen. Seine Zeit war zwischen Schreibtisch, Essen in einem bescheidenen Kosthaus, einem Stündchen Spazierengehens und Schlafen auf's Regelmäßigste getheilt. Abends trank man zweimal in der Woche sein Schöppchen in einer Weinwirthschaft, am Sonntag anderthalb.

Nun bekam unser Freund eines Tags den Auftrag, den Nachlaß eines reichen kinderlosen Ehepaars zu vertheilen und die amtliche Auseinandersetzung zu machen. Er vollzog den Auftrag mit gewohnter Pünktlichkeit. Einige Zeit darauf erhielt er eine etwas höhere Stelle mit veränderter Geschäftsthätigkeit, so daß er zu Haus arbeiten konnte. Im Laufe der kommenden Monate stellte es sich ihm als geeigneter heraus, und erschien auch nicht kostspieliger, wenn er eine eigene Haushaltung, natürlich ohne Frau, einrichten würde, im Fall er eine zuverläßige Magd bekommen könnte. Eine Base, die er um Rath fragte und die auch bei dem

Digitized by Google

genannten Theilungsgeſchäft mitgewirkt hatte, war gleich der Meinung: das Mädchen, das auch unter jener Verlaſſenſchaft ſich befand und das verſtorbene Ehepaar jederzeit gut bedient und beſorgt hatte, würde ſich ganz für ihn eignen. Sie ſei an keine großen Anſprüche gewöhnt und, obwohl nur ein Bauernmädchen, in den Geſchäften eines einfachen Haushalts wohl bewandert. Der Vorſchlag ward nach achttägigem Bedenken gutgeheißen, und auch Juliane hatte Nichts einzuwenden. Nachdem die nöthigen Einrichtungen getroffen waren, zog die Dienſtmagd in das Haus des Herrn und wartete ihres Amtes in aller Stille und Ordnung.

Es mochten etwa zwei Jahre ſo hingegangen ſein, da ſagte der Kanzleiherr eines Morgens, als Juliane ihm das Frühſtück brachte: „Will Sie nicht meine Frau werden?“

Sie aber, ganz verblüfft und, ſo weit ſich's nur ſchickte, entrüſtet, erwiderte: „Solchen Spaß müſſen der Herr Kanzleirath mit einem armen Mädchen nicht machen.“

So war denn von der Sache nicht weiter die Rede, ein Vierteljahr lang oder noch darüber.

Nun bat eines Abends Juliane um die Erlaubniß, am folgenden Tag, weil Kirchweihe in ihrem Orte ſei, ihre Eltern beſuchen zu dürfen.

„Das iſt mir eben recht,“ ſagte der Herr Kanzleirath, „Ihr Herr Pfarrer iſt ein alter Freund von mir; ich wollte ihm ſchon lange wegen einer Familienangelegenheit ſchreiben, jetzt kann Sie den Brief mitnehmen. Weil ich Antwort haben möchte, trage Sie das Schreiben ins Pfarrhaus noch vorher, ehe Sie zu Ihren Leuten geht.“

Juliane that pünktlich, wie ihr befohlen war. Der Pfarrer lieſt den Brief und ſagt mit Lachen: „Nun da gratulier' ich, Jungfer Braut. Das hat ſich ja ganz ſchön gemacht.“

Das Mädchen war wie aus den Wolken gefallen, hatte aber ebenſowenig, als ihre Eltern, Etwas einzuwenden, und kehrte als Braut zu ihrem Herrn heim. Dieſer war auch ein ſo vergnügter Bräutigam, als ers vermochte, that ſein Möglichſtes, ſie in einem Verwandtenhaus auf dem Lande das Erforderliche an Bildung nachholen zu laſſen, ſtattete unterdeſſen das Haus, vor Allem den Kleiderſchrank der Erwählten, mit dem Schönſten aus, was ſich auftreiben ließ, und feierte nach einem halben Jahre eine vergnügte Hochzeit.

Auch dieſer Eheſtand iſt ſo gut ausgefallen, daß wenigſtens die beiden Hauptbetheiligten mit einander jederzeit zufrieden und vergnügt waren. Mancher, bei dem die Sache hundertmal mehr Umſtände brauchte, ſoll's nicht ſo gut getroffen haben.

Probe des Herzens.

(Mit einem Stahlſtich.)

Die Mutter:

Und läſſeſt du den Andern ſteh'n
Und wirſt du Heinrichs Braut,
So kannſt in ſeid'nen Kleidern geh'n,
So iſt dein Glück gebaut.

Die Tochter:

Was hilft mir ſeiden Kleid und Hut,
Wenn ſich mein Herz zerquält!
Was hilft mir alles Geld und Gut,
Wenn mir die Liebe fehlt!

Reiſebilder.

Von **Dr. Moritz**.

Eine Seefahrt.

Obwohl wir erſt zu Anfang Februars waren, lag das Paradies, das man den Golf von Smyrna nennt, doch in vollem Frühlingsſonnenſchein. Gleichmäßig ſchön vergoldete er den nordiſchen Wald der Höhen auf dem einen Ufer und den Palmenhain auf dem andern; das weiße Schloß, das, wie ein Wächter vor dem Eden, am ſchmalen Eingange des Golfes liegt, wie die weite Stadt, die ihn halbmondförmig und amphitheatraliſch, mit den Ruinen des genueſiſchen Schloßes, groß und prächtig krönt und abſchließt. Dieſe Welt iſt würdig, ſich die Heimat Homers zu nennen und er muß ſie noch geſehen haben, als er jene Schönheit in ſich ſchlürfte, die er dann über ſein Gedicht ausgoß. Als wäre es Hochſommer, freute man ſich, da gegen vier Uhr ein ſanfter Wind die Wellen kräuſelte und Luft und Stirnen ſanft abkühlte. Aber das Wehen dieſes

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Druck v. A. Schiller

V. Feuer gest.

Probe des Herzens

[illegible] Kraus u. Hoffmann in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

Windes war das Zeichen unſeres Aufbruches und wir ſteuerten dem weißen Schloſſe, der Pforte dieſer ſchönen Welt, entgegen. — Immer rückwärts blickend nach dem verlorenen Paradieſe, immer Abſchied nehmend, bemerkten wir nicht, daß wir aus vollem Frühling ſtürmiſchem, thraziſchem Winter entgegen zogen, daß es hinter uns eben ſo ſchwarz und traurig, als vor uns ſonnig und lachend ausſah. Wir umſchifften das Cap und plötzlich befanden wir uns inmitten heulenden Sturmes und winterlicher Kälte. Der Wind kam aus der Thracia nivosa, der wir entgegenſteuerten; es war der alte, froſtbringende Boreas, gegen den wir zu kämpfen hatten. Wie raſch ändert ſich Alles auf dem Verdecke, wie traurig wurden die eben noch ſo heiteren europäiſchen Geſichter, die ſich am morgenländiſchen Sonnenſchein berauſcht hatten, und wie erſtaunt, erſtarrt, entſetzt blickten die orientaliſchen Geſtalten vor ſich hin, die wir in Smyrna au Bord genommen und die ſolche nordiſche Mächte noch nicht kennen gelernt! Da ſtand ein Araber in weißem Turban, ſchlank wie eine Palme und braun wie Bronze, der richtete ſich immer höher auf, als ob er ſich zu einem Kampfe bereit machte, und als er ſah, daß er es hier mit einem unſichtbaren Feinde zu thun habe, blickte er fragend von einem europäiſchen Geſichte zum andern, da wir ihm mit dieſer Erſcheinung vertrauter zu ſein ſchienen. Aber wie von einer überirdiſchen Erſcheinung gebannt, ſtand er da, als ſich plötzlich in der Luft kleine weiße Flecken zeigten und vor ſeinen Augen herumtanzten. Da flog ihm eine ſolche, nie geſehene Flocke in's Geſicht; er fuhr zurück, als wäre es ein brennender Funke; es folgte eine zweite, dritte Flocke, er fuhr immer weiter zurück, bis ihn das Schiffsgeländer aufhielt. Da ſtand er in Sinnen verſenkt, unbekümmert um das Gelächter der unzarten Europäer, die ſein Staunen und Entſetzen beluſtigte. Muthvoll, als ein wißbegieriger Mann, fuhr er ſich mit dem Zeigefinger der rechten Hand an die Wange und wiſchte ſich eine ſolche Flocke ab und betrachtete ſie — aber ſie zerfloß vor ſeinen Augen und ſchnell fuhr er ſich nach einer andern, dann wieder nach einer dritten in's Geſicht, immer das weiße Ding auf der Spitze ſeines Fingers mit der intenſivſten Aufmerkſamkeit betrachtend. Endlich rief er, indem er immer den Finger der einen Hand betrachtete und mit der andern hoch über ſeinem Kopf in die Höhe fuhr: Ein Stern! Bei Allah, ein Stern!

Es lag eine ſolche Andacht, eine ſo kindliche Bewunderung in dieſem Ausruf, daß ſelbſt die Europäer, die den Sinn ſeiner Worte nicht verſtanden, zu lachen aufhörten und den Sohn der Wüſte mit beinahe eben ſo großer Theilnahme betrachteten, als er den nie geſehenen Schnee mit Staunen aufſah. Jetzt erſt bemerkte er, daß auf unſeren Hüten, auf unſeren Schultern, auf dem ganzen Schiffe bereits eine weiße Decke lag und daß nunmehr die ganze Luft von weißen Dingen angefüllt war. Er ſchüttelte den Kopf, wie über Unbegreifliches, und eine tiefe Melancholie breitete ſich über ſein ſonnenverbranntes Geſicht. Er ſenkte die Stirne und ſah vor ſich hin, ohne einen beſtimmten Gegenſtand in's Auge zu faſſen. Fühlte er jetzt, unter dem Eindruck der fremden Erſcheinung, zum erſten Male, daß er in der Fremde war? — Ermaß er darnach die große Entfernung, die ihn von der Heimat trennte? — Beſchlich ihn Angſt vor dem Unbekannten, das die Fremde birgt und das, fern von allen Lieben, verderblich werden kann? — War es ihm, als zöge er in eines der Märchenländer ein, von denen er unter ſeinem Zelte erzählen hörte? — Er war unendlich traurig und tief nachſinnend. Aber es war ein Seelenhirt auf dem Schiffe, ein Mewlana, ein Derwiſch mit langem, weißem Barte und klugen Augen: er war auch, wie es der grüne Turban um die Filzmütze verrieth, ein Hadji, das iſt, ein Gläubiger, der ſeine Pilgerfahrt nach Mekka ſchon hinter ſich hatte. Dieſer, ein erfahrener Mann, hatte mitgelächelt, als die Europäer über das Erſtaunen des Arabers lachten; jetzt aber näherte er ſich dem Tiefbetrübten und ſprach offenbar Worte des Troſtes und der Aufklärung zu ihm. Letzteres merkten wir daran, daß er eine Hand voll Schnee aufhob und darauf deutend immer weiter ſprach und dann auf die fernen Berge zeigte, deren Häupter dünne Schneehauben trugen. Aber der Araber ſchien dem Troſte wie der Aufklärung gleich unzugänglich; er ſchüttelte leiſe den Kopf, als ob er beide zugleich abweiſen wollte. Er wollte eben ſo wenig getröſtet ſein, als er ein Wunder zu einer gewöhnlichen Naturerſcheinung verſtacht wünſchte. Er grüßte den Derwiſch, indem er die Hand nach Herz, Mund und Stirne führte, und zog ſich nach dem Vorderdecke zurück, wo mehr Orientalen als Occidentalen verſammelt waren.

Die Reihe kam bald an den Derwiſch ſelbſt, zwar nicht, ſich zu verwundern, wie der Araber, aber die Strenge eines ſolchen nordiſchen Wetters zu empfinden. Die Nacht rückte heran; Deckpaſſagier, wie alle Orientalen, mußte er ſie auf dem Verdecke zubringen, und er hatte nichts als ſeine gewöhnliche Derwiſchtracht, in der er eben Syrien und Paläſtina durchſtreift hatte. Wir alle waren in Mäntel und Pelze gehüllt, während der alte Mann, der uns durch ſein ganzes Weſen gewonnen hatte, vor Kälte zitterte. Einer aus unſerer Geſellſchaft erbarmte ſich ſeiner und brachte ihm aus der Kaſüte einen großen Pelzmantel, in den er ſich ganz einhüllen konnte. Er dankte gerührt und ſegnete den Barmherzigen.

Mein Schiffstagebuch erzählt weiter: Die halbe Nacht hatte der arme Tankred, unſer Schiff, zu kämpfen, bis er ſich den Eintritt in die Straße von Mitylene erzwang, ohne damit den Kampf zu beendigen. Eingezwängt zwiſchen die Länge der Inſel und die Küſte Aſiens, raſte der Sturm noch am Morgen mit doppelter Gewalt. Die Rippen des Schiffes krachten; wie überwunden und aufgegeben warf es ſich oft auf die Seite, und wie die aufgehobene, ringende Hand eines Ertrinkenden bewegte ſich das eine Schaufelrad in der Luft. Bis an die Spitzen der Maſten warf der Wind den Schaum des Meeres und Welle auf Welle ſtürzte über das Boot. Wir mußten eine Landung auf dem melodiſchen Lesbos — der Heimatinſel des Arion und der Sappho — aufgeben und nur daran denken, wie wir an dem böſen Cap Baba vorüberkämen.

Digitized by Google

Wir ſahen es in ſeiner Troſtloſigkeit und Oede, obwohl halb von Wolken und Nebeln verhüllt, die wie Geiſterſchiffe die aſiatiſche Küſte entlang ſegelten. Lichter war es auf Mitylene und wir konnten ganz deutlich eine Stadt erkennen, die ſich mit Schloß und Thürmen in behaglicher Bucht und von Bergen geſchützt ſicher fühlte. Auf offener See wurde es erträglicher und ein günſtiger Gott hatte es gefügt, daß die Sonne aus den Wolken drang und das Meer ſich beruhigte, als die Inſel Tenedos auftauchte und wir uns dem Ufer und der Ebene Troja's näherten. Es mochte drei Uhr Nachmittags geweſen ſein, als wir zwiſchen der Inſel und der ruhmvollſten aller Ebenen dahinfuhren. Darüber ſchweigt man lieber. Links Tenedos, etwas ferne Imbros und Samothrake, rechts die Ebene Troja's mit den Gräbern des Achilles und Patroklus; fern im Hintergrunde, aber herrſchend, der Ida, der quellenreiche. Genug dieſer Namen! Wäre das Alles eine Wüſte, der Klang dieſer Namen beröckerte ſie zauberhaft und ſchöner, als irgend eine ſchöne, noch lebende Welt. Eben ſtark angeſchwollen, begrüßte uns der alte Simois, der ſich rechts von uns ergeß, als wir in den Hellespont einfuhren. Höchſt phantaſtiſch und proſaiſch liegt an dieſem Fluſſe, der mit Achilleus kämpfte, das erſte Dardanellenſchloß, das gar nicht ſo ausſieht, als ob es ſeinen Namen von Dardanus und den Dardanienen ableitete, ſondern ganz einfach wie irgend eine gemeine im Großen ausgeführte Hafenbatterie. Schöner iſt das andere Schloß auf europäiſcher Seite, das von ſteiler Höhe mit Mauern und Zinnen bis an den Rand des Waſſers hinabläuft und auf der Höhe eine ganze Geſellſchaft von Bruſtwehren und Ruinen maleriſch um ſich verſammelt. Freilich mahnt ein Minaret, das aus dem Schloßhofe auftaucht, daß man hier von der antiken Welt Abſchied nehme, um in ihren Gegenſatz, den Islamismus, einzugehen. Ein trauriger Tauſch!

Die Fahrt durch den Hellespont iſt keine ſo erfreuliche, wie es der ſagenberühmte Name verſpricht. Das europäiſche Ufer iſt hoch und ſteil wie eine abſchüſſige Mauer und dabei ſo kahl, daß die Erdſchichten zu Tage liegen; das aſiatiſche geſtattet wohl einen Blick in's Land hinein, bis wo die nördlichſten Ausläufer des Ida und des myſiſchen Olymps dem Auge verſchwinden, aber was dieſe an Pflanzen reiche Welt des Schönen hat, liegt zu ferne, als daß man ſich deſſen freuen könnte.

Raſch flogen wir mit Hilfe der Strömung der ſogenannten Dardanellenſtadt und den nördlichen Schlöſſern entgegen. Dieſe ſind gewaltiger als die ſüdlichen und ſperren den nördlichen Eingang, der enger iſt, als der ſüdliche, viel ſtärker ab. Hart an der Waſſerfläche, wie in den oberen Stockwerken, gähnen aus Lucken und Scharten gewaltige Kanonenmäuler; eben ſo aus den Zacken der oberſten Zinnen. Wir ſollten es erfahren, wie man dieſe Riegel vor das Marmorameer zu ſchieben pflegt. Mit Sonnenuntergang, den mehrere Kanonenſchüſſe verkündigen, darf kein Schiff mehr die Dardanellen ohne beſondere Erlaubniß paſſiren. Wir hatten dieſe Erlaubniß und unſere Papiere waren in Ordnung, und ſo wagten wir uns getreſt zwiſchen das furchtbare Gebiß und ſaßen eben, nichts Böſes ahnend, bei Tiſche, als heftiger Kanonenknall erſcholl und der Lieutenant beſtürzt in die Kajüte kam: „Kommandant, man ſchießt auf uns!“ — Wir eilten auf das Verdeck; da fiel ein zweiter Schuß vom aſiatiſchen Ufer, ein dritter vom europäiſchen. Gelb fuhr das Feuer in der Abenddämmerung aus den Lucken; die Kugeln ſprangen über die Häupter der Wellen; der Rauch blieb in breiten Streifen auf dem Waſſer kleben. Aber es war ein türkiſches Mißverſtändniß und eine bloße Mahnung, die nicht uns, ſondern einem griechiſchen Schiffe galt, das nicht alle Formalitäten erfüllt hatte. Nach dem erſten Schrecken war uns das Abenteuer lieb, denn es zeigte uns, wie die Türken die Nachtriegel vor die Thore Stambuls ſchieben. Die Kugeln, mit denen ſie ſchießen, größer als große Menſchenköpfe, ſind von Stein, meiſt von polirtem Marmor.

Mit dem Eintritt in das Marmorameer empfing uns derſelbe Boreas, der uns ſchon in vergangener Nacht ſo arg geplagt hatte. Glanzlos lag das Meer, das vom Glanze ſeinen Namen hat, und bald kam ein ſo dichtes Schneegeſtöber dazu, daß man nicht zwei Schritte weit ſehen konnte. Bald hatten wir auch in dieſem Schneegeſtöber, in Sturm und Nacht Weg und Richtung verloren; Kapitän und Lootſe wußten nicht, wo wir uns befanden, fürchteten an Ufer, Inſeln oder Klippen zu ſtoßen und ſteuerten in's Ungewiſſe. Nach Mitternacht bekamen wir einen argen Stoß, ohne zu wiſſen, von wem und woher er nur gekommen; der Dampf wurde ausgelaſſen und wir wiegten uns auf den ſturmbewegten Wellen. Gegen Tag ſahen wir, daß wir uns in der Nähe von Silivria befanden, aber auch, daß dem armen, alten Tankred eine oder zwei Rippen eingeſtoßen waren und daß Schmiede und Zimmerleute in ſeinem Bauche und auf dem Verdecke arbeiteten, um ihn zu flicken. Der Schnee fiel immer. Der Sturm heulte; mitten drein erſcholl das Pfeifen der Säge, das Hacken der Axt, die Metallſtimme von Hammer und Ambos. — Nothdürftig geflickt fuhren wir weiter, und als Nachmittags der Sturm ſich gelegt hatte, die Sonne hervortrat, tauchten am nördlichen Horizonte die Minarets der Aja Sophia auf. Da kam auch der Araber wieder zum Vorſchein, und als er Stambul, „die Mutter der Erde,“ erblickte, kreuzte er die Arme über die Bruſt und verneigte ſich tief. Auch der Derwiſch erſchien wieder und gab den Pelz demjenigen zurück, der ihn ihm geliehen hatte; zugleich aber überreichte er ihm mit bittender und anmuthiger Geberde ein Paar perſiſcher, blau und roth gefärbter Strümpfe und ſprach: „Nimm, Fremdling, und bewahre dieß Geſchenk als Denkmal deines Erbarmens!“

Digitized by Google

Der Triumphbogen des Augustus zu Susa.

(Mit Abbildung auf S. 173.)

Oberitalien kann sich nicht vieler Ueberreste altrömischer Bauten rühmen. Das Amphitheater zu Verona, die Colonnade zu Mailand, die Katakomben, das Theater, das Stadtthor und der Augustusbogen zu Aosta und endlich der Triumphbogen zu Susa — dieß werden so ziemlich die einzigen noch erhobenen Zeugen von der Herrschaft der Römer in Oberitalien sein. Um so größer ist das Interesse, das sich an diese Denkmäler der alten Baukunst knüpft, zumal da die letzteren — die Alterthümer zu Aosta und zu Susa — nicht in jenen großen Städten sich befinden, welche jeder Tourist in Italien zu besuchen pflegt, sondern an abgelegenen Orten, die, obschon an besuchten Alpenpässen liegend, doch meistens im Fluge berührt werden. Dieses Schicksal theilt wenigstens der Triumphbogen des Augustus zu Susa, eines der best erhaltenen, zierlichsten und historisch merkwürdigsten Denkmäler des Augusteischen Zeitalters.

Schon zu der Römer Zeiten war Susa, damals Segusio, auch Segusium genannt, ein höchst wichtiger Ort. Am Fuße zweier Alpenpässe gelegen — dem Mont Cenis und dem Mont Genèvre — bildete diese Stadt den Schlüssel zum Uebergang nach Italien von Westen her. Ueberdieß ist die Lage eine ungemein feste. Hohe steile Felsenmauern, die jetzt noch mit Trümmern von Castellen gekrönt sind, stellen sich den von den Alpen herabsteigenden Heeresjügen entgegen, die Dora Riparia, ein wilder Gebirgsstrom, bricht sich mit Gewalt hindurch und läßt kaum noch Raum für die Heerstraße, die bei der Anlage der neuen Mont Cenis-Straße durch die Felsen gesprengt werden mußte. Das Thal selbst ist von 3000 Fuß hohen Bergwänden eingeschlossen, über denen der Roche Melon unmittelbar vor Susa sich mehr als 11000 Fuß hoch erhebt. Dieses Thal und die angrenzenden Gebirgsländer wurden von dem gallischen Fürsten Julius Cottius beherrscht, nach welchem jetzt noch diese zwischen den See- und den Grajischen Alpen liegende Kette den Namen der Cottischen Alpen trägt. Als das Schicksal ihn nöthigte, sich der Herrschaft des Augustus zu unterwerfen, ließ er einen Triumphbogen errichten, welcher das Andenken an den mit den Römern abgeschlossenen Vertrag verewigen sollte. Und dieser Bogen steht jetzt noch, fast ganz unversehrt, ein schönes Denkmal der Zeit und der Kunst, inmitten einer großartigen Alpennatur. Achtzehn Jahrhunderte, mit all ihren Stürmen der Elemente und der Kriege, haben ihn verschont, und die Kruste der Verwitterung, welche eine so lange Zeit allmälig ansetzt, ist in den letzten Jahren durch geschickte Hände abgelöst worden, so daß er jetzt so frisch und scharfgemeißelt unter dem blauen Himmel Oberitaliens prangt, als ob er ein Werk von gestern wäre. Doch würde dem kunstverständigen Betrachter die Täuschung bald verschwinden, denn unsere Zeit ist nicht sehr glücklich im Bau von Thoren und Triumphbogen. Obschon der Bogen von Susa kein großartiges monumentales Werk ist — seine ganze Höhe mit dem Ueberbau der Gedenktafel beträgt nicht mehr denn 14 Meter, bei einer Breite von 10 Meter — so ist er doch so vollkommen in seinen Verhältnissen, so harmonisch in der Gliederung der Eckſäulen, der Spannweite des Halbkreisbogens und der Höhe des Frieses, daß der Eindruck überraschend schön ist. Die Eckſäulen, der korinthischen Ordnung angehörend, sind scharf kanelirt, die Stulpturen des Frieses stellen Embleme des Triumphzuges der unterwürfigen Völkerschaften in gedrungener Gestaltung dar: Stiere und Schweine werden als Opferthiere zum Altar geführt, Reiter und Fußvolk drängen sich von beiden Seiten herbei. Wenn, wie vermuthet wird, diese Arbeiten von eingeborenen Künstlern, nicht von Römern, ausgeführt worden sind, so würde dieser Bogen noch ein ganz besonderes kunstgeschichtliches Interesse gewinnen.

Nachdem er lange Zeit ganz in Vergessenheit gerathen war, wurde er seit der Eröffnung der Eisenbahn von Turin nach Susa plötzlich ein Gegenstand der Bewunderung, welche ihm beinahe theuer zu stehen gekommen wäre; denn die Turiner, welche an Sonntagen schaarenweise Ausflüge hieher machten, fingen an, das Städtchen Susa um ein so prachtvolles Monument zu beneiden, und schon ging man mit dem Gedanken um, den Bogen abzutragen und nach Turin zu versetzen, wo er als Stadtthor zu klein, und als Monument mitten in der rechtwinkeligen, durchaus modernen Stadt stets ein Fremdling geworden wäre. Glücklicherweise wehrten sich die Susaner, welche ihr Kleinod stets mit Sorgfalt vor Schaden bewahrt hatten, mit aller Macht dagegen, und da steht er denn annoch an seinem Platze — außerhalb der Stadt in dem verwilderten Garten des Gouverneurs, hart an den massiven mittelalterlichen Festungsmauern, umwuchert und umrankt von all der lieblichen Ueppigkeit eines Rebengartens — doch zugänglich gemacht für den Besucher durch eine schöne Baumallee, die vom Stadtthor aus sich die Anhöhe hinaufzieht.

Im vorigen Jahrhundert hatte man zwei kolossale Torso's in der Nähe des Triumphbogens ausgegraben. Die Franzosen hielten sie des Raubes werth, und sie wanderten nach Paris mit all' den andern Kunstschätzen Italiens; zurückgeblieben sind ihnen Hände, Arme und Beine anrestaurirt. Der eine wurde Tiberius, der andere Napoleon genannt. Jetzt stehen sie im Hofe des Universitätsgebäudes zu Turin, und zwar wieder als Torso's.

Susa spielt eine wichtige Rolle in der Geschichte des Hauses Savoyen, denn dieser Stadt verdankt es seine Herrschaft in Piemont. Der dritte Graf von Savoyen heirathete die Tochter des Markgrafen von Susa, wodurch ihm nicht nur diese Markgrafschaft, sondern auch das Herzogthum Turin zufiel. Das Haus Savoyen, welches jetzt a cheval auf den Alpen saß, mit einem Fuß in Frankreich, dem andern in Italien, enstaltete bald eine große Thätigkeit, und breitete sich von Graf bis Nizza aus. In unseren Zeiten ist diesem Fürstenhause eine noch größere Rolle beschieden worden: der Graf von Savoyen ist zum König von Italien emporgestiegen. Aber er sitzt nicht mehr rittlings auf den Alpen. Savoyen ist aufgeopfert worden, und Susa ist jetzt die Grenzstadt seines Reiches geworden, während seine Ahnen sich in ihrem Schlosse Avigliana bei Susa, als dem Centrum ihres Reiches, so gerne aufhielten. Wird diese Zeit wieder zurückkehren? Der Triumphbogen, der noch manchen Jahrhunderten trotzen kann, wird dereinst davon zu erzählen wissen.

Ludwig Gantter.

Digitized by Google

Kleiderpracht und Modesucht der Deutschen im 16. Jahrhundert. — Die Ausschweifungen in der Pracht der Kleidung und in dem steten Wechsel der Moden sind keineswegs eine Erfindung der neuesten Zeiten; sie herrschten schon im 16. Jahrhundert, bis auf die Zeiten des dreißigjährigen Krieges, und richteten schon damals in adeligen und bürgerlichen Familien große Zerrüttungen an. „Der Kleidung und des Geschmucks," klagt ein Schriftsteller schon zu Kaiser Karls V. Zeiten, „ist kein Maß, zu aller Leichtfertigkeit zugerichtet und angestoßen, daß man vor Fürwitz schier nicht mehr weiß, was man anthun soll, oder wie man soll reden, gehen und einhertreten. Alle Tage steht ein neuer Fund auf, Alles lauft seinen Weg, wie ein ungezäumter schelliger Gaul: Niemand gedenkt über sich; unser Brauch und Wesen liebt nur auf und an der Erden."

Große Summen wurden auf goldene Ketten, Gürtel, Ringe, Perlen, Mützen, Armbänder und kostbares Pelzwerk verwendet. Die Modesucht herrschte nicht blos bei den Frauenzimmern, die Mannigfaltigkeit und Neuheit der männlichen Kleidung gab der Eitelkeit des weiblichen Geschlechts wenig nach. Doctoren und Professoren trugen kleine Kappiere, sammetne Schuhe, große Rabatten, und jeder von ihnen wollte sich den Rittern gleich geachtet wissen. Der gemeine Bürger trug sich wie ein Handwerker, dieser wie ein fürstlicher Diener, und kein Handwerker war mehr mit inländischem Tuch zufrieden. Kaum waren es dreißig Jahre her, daß die Königin Elisabeth die ersten seidenen Strümpfe in England getragen hatte, und schon trugen sie im Braunschweigischen die Frauen der Amtleute.

Verschiedene deutsche Fürsten suchten durch Gesetze diesem Unwesen Grenzen zu setzen. Die Reichspolizeiordnung von 1577 verbot den Edelleuten, Röcke von Sammet, Carmoisin und Atlas zu tragen, und erlaubte ihnen höchstens Damast oder dergleichen Seidenzeug, daß sie mit sechs Ellen Sammet verbrämen möchten. Die Ketten der Ritter sollten nicht über 400 Gulden werth sein. Adelige Frauen sollten nicht mehr als vier Kleider haben und tragen dürfen, nämlich eins von Sammet, die übrigen drei von Damast oder dergleichen Seidenzeug, jedoch ohne Perlen, Silber oder Gold, und wenn sie sie verbrämen wollten, möchten sie es thun mit Perlen, Silber oder Silbertuch, aber nur oben herum und nicht über eine Viertelelle breit. Auch sollten sie „Bireten und goldene Hauben tragen dürfen, doch so, daß die Gebäude und Geschmuck darauf nicht über 40 Gulden werth wären."

In der chursächsischen Polizei- und Kleiderordnung vom Jahr 1612 wurde den Frauen der Doctoren und Professoren zu tragen erlaubt: goldene Ketten, jedoch nicht über 200 Gulden werth; goldene Armbänder und Ringe, silberne und vergoldete Leib- und lange Gürtel, auch Messerscheiden nach ihrem Vermögen, Röcke von Atlas, Damast, Seiden-Grobgrün u. dgl. Aber ganze sammetne Kleider sollten ihnen nicht erlaubt sein." Auch sollten sie sich aller spanischen, französischen, englischen, wälschen und anderer ausländischen Trachten, insonderheit der großen Eisen und Wülste unter den Röcken, der Rabatten und lang entblößten Hälse gänzlich enthalten. Goldene oder seidene Hauben mit Perlen besetzet möchten sie tragen, jedoch ohne Goldrosen. Dagegen wurden ihnen gänzlich verboten: perlene Ketten, Kleinodien, Gehenke von geschlagenen Goldrosen, Unterlagen unter die Schleier mit Gold, Perlen, Goldrosen oder dergleichen Geschmeide besetzet, Hauptmützen mit Perlen, Goldrosen oder anderen köstlichen Steinen, sammetne Schuhe, Pantoffeln oder Stiefeln mit Perlen, Gold oder Silber geflickt; seidene Strümpfe, sitzerne oder goldene Kappiere und Dolche, Futter oder Aufschläge von Zobel oder Hermelin u. s. w.

Eine besondere Verschwendung war in der Mitte des 16. Jahrhunderts mit den sogenannten Pluderhosen eingerissen. Die Mode kam von den Niederländern, die wohl nichts Vortheilhafteres hätten erfinden können, um ihren Tuch- und Zeugfabriken starken Abgang zu verschaffen. Die Pluderhosen gingen vom Gürtel bis an die Schuhe, waren sehr weit und hatten in der Länge und Quere viele Aufschnitte. Diese waren mit einem Futter von dünnem Zeuge durchzogen, welches in so viele Falten gelegt war, daß zu einer Hose gegen 130 Ellen Zeug verbraucht wurden. Anfangs trug man sie von Tuch und brauchte zu 5 Ellen Tuch ungefähr 20 Ellen Seidenzeug, um sie in den Aufschnitten zu füttern. Als sie aber in der Größe zunahmen und als tuchene Hosen zu schwer wurden, machte man sie von Raschе oder auch von Seidenzeug.

Die Landesherren suchten durch geschärfte Polizeigesetze dieser Narrheit zu steuern, denn viele Bürger verschwendeten durch Pluderhosen ihr ganzes Erbtheil, und mancher Edelmann verwendete auf dieses Kleidungsstück die Einkünfte eines ganzen Dorfes. Vornehmlich suchte der Churfürst Joachim II. von Brandenburg die Pluderhosen gänzlich aus den Grenzen seiner Staaten zu verbannen und veranlaßte manchen komischen Auftritt.

Ein Edelmann ging eines Sonntags mit seinen Pluderhosen in die Domkirche zu Berlin. Der Churfürst sah ihn und befahl, daß man ihm den Gurt an einigen Stellen aufschnitte; es geschah, die Hosen fielen sogleich herunter, und der gepuhte Edelmann mußte im Hemde, unter lautem Gespötte der Zuschauer, nach Hause gehen. Ein andermal stolperten ein paar junge Bürger mit ihren Pluderhosen auf den Straßen herum und ließen eine Bande Musikanten vor sich hertrompeten. Der Churfürst setzte sie zur Strafe in ein vergittertes Narrenhäuschen, ließ die Musikanten den ganzen Tag dabei spielen und gab sie so dem Gelächter des Volkes preis. Aber dennoch erhielt sich diese Mode. Nun versuchten es die Theologen, ihr den letzten Stoß zu geben. Ein Diakonus zu Frankfurt an der Oder ermahnte seine Zuhörer ernstlich und väterlich, die gräuliche Hosentracht abzuschaffen. Aber die Herzen einiger von der Heerde waren verstockt. Den folgenden Sonntag hingen ein Paar Pluderhosen in der Kirche, an einem Pfeiler gerade der Kanzel gegenüber, von muthwilligen Leuten dort ausgebreitet. Jetzt wurde die ganze Grifflichkeit in Harnisch gebracht, und von allen Kanzeln donnerten Strafpredigten. Am eifrigsten zeigte sich bei dieser Gelegenheit der Generalsuperintendent und Professor Andreas Musculus zu Frankfurt. Dieser ließ es nicht bei bloßen Reden bewenden; er gab seine Predigt unter dem Titel: „Hosenteufel" im Jahr 1556 in Druck.

Digitized by Google

Chinesischer Laternenmaler.

Er weissagte den Deutschen überhaupt und den Brandenburgern insbesondere „Gottes Zorn und alles Unglück, in welchem sie ohnedem schon bis über die Ohren lägen. Es wär kein Wunder," sagt der heilige Redner in seinem Feuereifer weiter, „wenn die Sonne nicht mehr schiene, wenn die Erde nicht mehr Früchte trüge, wenn Gott gar mit dem jüngsten Tage darein schlüge, wegen dieser gräulichen, unmenschlichen Kleidung. In diesen Tagen und Jahren habe sich der Teufel aus der Hölle begeben und sei den jungen Gesellen in die Hosen gefahren. Er glaube gewiß, daß dieß der letzte Teufel sei, der noch vor dem jüngsten Tage das Seinige auf Erden thun und ausrichten sollte. Er wundere sich, daß Menschen, die solche Hosen trügen, nicht schon längst von der Erde verschlungen worden wären. Gott würde es ihnen aber schon bis zum jüngsten Tage auf's Kerbholz schreiben." — Auf dem Titel dieser Predigt ist ein Mann mit Pluderhosen, nebst zwei gräßlichen Teufeln, die ihn jämmerlich martern, in einem feinen Holzstiche zum Schrecken der Jugend gar säuberlich abgebildet. Das Büchlein wurde begierig gelesen, aber schlecht befolgt. Noch in dem nämlichen Jahre erschien die zweite Auflage unter folgendem erbaulichem Titel: „Vom zucht und ehrerwegenen pludrichten Hosenteufel Vermahnung und Warnung. Ao. MDLVI."

Der brave Herzog Christoph von Württemberg ergriff ein wirksameres Mittel, die Pluderhosen aus seinem Lande zu verbannen, als sie unter seinen Hofleuten Mode werden wollten. Er gab sogleich Befehl, der Henker sollte solche Hosen tragen. Das geschah, und die Hofleute gaben nun der neuen Mode ungesäumt den Abschied. Aber in vielen Provinzen erhielten sich die Pluderhosen bis zu Ende des 16. Jahrhunderts, bis sie endlich einer anderen Bekleidung weichen mußten.

Chinesischer Laternenmaler. — Diese Scene ist dem Gemälde eines Franzosen, Theodore Delamarre, nachgebildet, der einen mehrjährigen Aufenthalt unter den Chinesen dem Studium der Lebens- und Erscheinungsweise dieses Volkes gewidmet hat. Dem Künstler kamen Sprachkenntnisse und Weltgewandtheit bei seinen artistischen Bestrebungen sehr glücklich zu statten, und es ist ihm vor Andern gelungen, in das eigenthümliche Wesen der mongolischen Rasse einzudringen und dasselbe in einer Reihe schätzbarer Darstellungen wiederzugeben.

Die Ruinen von Palmyra. (Abbildung auf Seite

141.) — Die einst so glänzende Residenz Palmyra lag auf einer Oase der großen, zwischen Syrien und dem Euphrat ausgebreiteten Wüste, zwei Tagereisen von jenem Lande, eine Tagereise von diesem Strome und sechs Tagereisen von Babylon entfernt. Die früheste Nachricht über diese Stadt verdanken wir zwei Stellen der Bibel (1. Buch der Könige Kap. 9, V. 18 und 2. Chron. Kap. 8, V. 4), welche uns melden, daß der südliche König Salomo Thadmor oder Thamar in der Wüste erbaut habe. Da letzteres Wort „Palme" bedeutet, so stimmt dieß mit dem und bekannteren griechisch-römischen Namen der Stadt „Palmyra" gut zusammen. Nachdem nämlich Salomo's glorreicher Vater, David, die Grenzen seines Reiches bis an den Euphrat erweitert hatte, mochte jener, sein weiser Sohn, es für geeignet erachten, in einer Ansiedlung auf der Palmenoase zugleich eine Vormauer gegen die Ueberfälle der Syrer und Araber und einen Stützpunkt für die Beherrschung der Wüste, wie für einen großartigen Landhandel zu gewinnen. Durch diesen sollten die Erzeugnisse des Ostens und Westens gegen einander ausgetauscht werden, während Salomo zugleich in Verbindung mit seinen phönicischen Nachbarn einen bis Ostindien ausgedehnten Seeverkehr eingeleitet hatte. Bei dieser günstigen Lage Palmyra's, in Verbindung mit einem fruchtbaren Boden und reichlicher Bewässerung, nahm die Stiftung Salomo's im Lauf der folgenden Jahrhunderte bedeutend zu, kam später in den Besitz der Römer, erhielt wegen ihrer Wichtigkeit eine eigene römische Besatzung, und wurde namentlich von Kaiser Hadrian, der vom Jahr 117 n. Chr. bis 138 regierte, bei dessen merkwürdiger Bereisung seines Weltreiches im Jahr 130 besucht und sehr begünstigt. Mit wachsender Blüthe blieb es fortan unter der Herrschaft Roms, bis wir es endlich in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts als die mit den herrlichsten Gebäuden prangende Hauptstadt des römisch-orientalischen Reiches der großen Zenobia erblicken. Aber wie nahe stand auch hier der höchsten Stufe menschlichen Glückes der jähe Sturz von derselben! Denn wie wir früher vernahmen, wurde Palmyra nach seiner ersten empfindlichen Heimsuchung durch Zenobia's Ueberwinder, den römischen Kaiser Aurelian im Jahr 273, wegen Rebellion noch viel schwerer ein zweites Mal heimgesucht und dabei gegen die Einwohner, gleichwie gegen die Stadt selbst und ihre Prachtbauten, entsetzlich gewüthet. Dasselbe Verhängniß ereilte die Stadt auch im Jahr 745, wo sie bereits ein Jahrhundert unter die Herrschaft der arabischen Muselmänner gebeugt war; sie wurde in Folge von Streitigkeiten um den Kalifenthron überfallen, ihre Bevölkerung abgeschlachtet und ihr Mauerwerk geschleift. Den Hauptschlag erlitt endlich Palmyra im Jahr 1042 durch ein gewaltiges Erdbeben, das den größten Theil ihrer Bewohner unter den Trümmern der umgestürzten Bauten begrub.

Betreten wir nun die berühmte Wüsteninsel selbst, um die Ruinen zu überschauen, in welche das Wüthen feindlicher Kräfte von Natur und Menschenwelt die frühere Herrlichkeit verwandelt hat. Sie lassen sich etwa in ein Dutzend verschiedener Hauptgruppen eintheilen, und diese haben in dem Emporragen unzähliger, einzeln oder auch dicht gedrängt bei einander stehender, weißer Säulen und Pfeiler aus der gelben Sandfläche der grenzenlosen Wüste in die ewigblauen Lüfte etwas ungemein Ueberraschendes, was allen anderen Ruinenstädten abgeht. Das Sehenswertheste ist der prächtige Ueberrest eines viereckigen Tempels, von 700 bis 750 Fuß Länge auf jeder Seite, der Sonnentempel genannt. Von Aurelian einst zerstört, sodann auf dessen Befehl mit vielen Kosten wiederhergestellt, wurde er unter den Arabern in eine Tempelburg verwandelt. Sein innerer Hof ist groß genug für das ganze jetzige Araberdorf Thadmor mit seinen etwa zwanzig Lehmhütten. Einst mit kostbaren Steinplatten getäfelt, ist er jetzt ganz mit jenen Hütten, mit Schuttmassen und Unrath an den Stellen überdeckt, wo vormals die feierlichen Opferumzüge von Priestern und Fürsten gehalten wurden. Umgeht man die Außenseite dieser Tempelburg, so zeigt sie noch immer ein imposantes Aussehen; denn sie ist von allen Seiten mit doppelten Reihen von Säulen umgeben, die 40 Fuß Höhe und 30 Fuß Umdurchmesser haben. Man kann der letzteren nach ihren ehemaligen Stellen noch 376 zählen, und hinter ihnen haben sich die innern Tempelmauern, mit 700 Pfeilern geziert, erhalten. Zwischen diesen gestatten eben so viele reich geschmückte Fensterbelleidungen den Blick nach dem innersten Hofraum, in dessen Mitte das eigentliche Tempelheiligthum stand, und zum Theil, in eine Moschee umgewandelt, noch steht. Die davon erhaltenen Sculpturstücke sind von vorzüglicher Schönheit, namentlich die reich verzierten Belleidungen der Fenster und des hohen Prachtthores; die Gebäude sind mit schön gearbeiteten Reben- und Traubengehängen und mit Guirlanden aus mannigfaltigem, meist mit Goldbronze überzogenem Laubwerk, von geflügelten Genien getragen, ausgeschmückt, und über dem Hauptportal schwebt der große Adler des Sonnengottes mit ausgebreiteten Flügeln auf Sternengrund; im Innern bildet den Hochaltar der Moschee eine dreifache, reich verzierte Nische. — Vom Sonnentempel aus kann das Auge die colossale Säulenstraße verfolgen, welche sich durch die ganze Trümmerfläche fast in gerader Linie über 4000 Fuß lang hinzieht. Diese Linie war bezeichnet mit einer Reihe von einst 1200, jetzt nur noch 400 aufrecht stehenden Säulenschäften. Jene Säulengänge, ehedem zum Theil gedeckt und schattig, zum Theil unbedeckt und sonnig, mögen einst die Lustwandelnden und die Geschäftsleute durch die Mitte der Hauptstadt hindurch gar anmuthig begleitet haben. Die Säulenschäfte prangten mit einer unzähligen Menge von Büsten und Standbildern nebst Inschriften, die, auf eigenthümlich vorspringenden Consolen angebracht, den Dank des Staates und Volkes gegen verdiente Männer aussprechen sollten. Zwar sind die Standbilder fast alle zertrümmert, dagegen haben sich in lateinischer, griechischer und palmyranischer Sprache die meisten ihrer Inschriften erhalten, und diese sind für den Sprachforscher, wie für den Freund der Völker- und Kulturgeschichte, höchst lehrreich. Sie verkündigt eine derselben das Lob des Kaisers Hadrian, der den Palmyrenern viele Gnade erzeigte; eine andere bezeugt die Dankbarkeit des Handelsvorstandes gegen einen kaiserlich römischen Beamten, welcher den Karawanenzügen durch die Wüste seinen Schutz angedeihen ließ. Diese Züge brachten nämlich die kostbaren arabischen Produkte, wie Weihrauch und Myrrhen, ebenso die indischen Gewürze, Perlen, Edelsteine, Baumwollen- und Seidenstoffe nach Palmyra und von da weiter gen Syrien, und bedurften kräftiger Unterstützung, um von den räuberischen, die Wüste bewohnenden Araberstämmen ungefährdet durchgelassen zu werden. — An Westende der großen Säulenstraße häuft sich die Masse der Prachtruinen wieder in's Außerordentliche. Den einzelnen Bauresten daselbst hat man verschiedene Namen gegeben, wie dem sogenannten Palast der Zenobia, einem Palast Diocletians, wegen einer Inschrift zu Ehren dieses Kaisers, dem Tempel des Neptun, wegen der an ihm befindlichen Sculpturen von Sirenen, Flußgöttern, Delphinen u. s. w. Palmyra lag, wie wir schon oben sagten, auf einer Oase. Solche Inseln, mit Pflanzenwuchs bekleidet und von Bäumen, namentlich der reizenden, von der Krone bis zur Wurzel nutzbaren Palme beschattet, können natürlich in den starren Sandwüsten Asiens und Afrika's nur dann grünen und gedeihen, wenn aus ihrem Grunde Quellen lebendigen Wassers aufsprudeln, oder ihr Boden von nie versiegenden Bächen durchfurcht wird. Dieser Segen an Wasser veranlaßte schon den ersten Stifter Palmyra's, Salomo, dort ein Niederlassung zu gründen. Und so treffen wir denn auch unter den Trümmern antiker Bauwerke daselbst Reste von Wasserleitungen, welche die alten betriebsamen Einwohner geführt, und Anlagen großer Bassins und Bäder, wozu sie die vorhandenen Süßwasser- und Mineralquellen sorgfältig benützt haben, um dadurch das Leben um sich her gewinnreicher und angenehmer zu gestalten. Noch bewässern die jetzigen Bewohner, freilich sehr sparsam, die wenigen Palmen, Olivengärten und Aecker, welche aber nur in so weit bebaut zu werden

Digitized by Google

pflegen, daß ein paar Hundert umherwohnender Menschen mit ihren Heerden nicht etwa Hungers sterben müssen. So groß ist die Trägheit dieser heutigen Einwohner Thadmore, daß ihre Lebensmittel auch bei geringem und kurzem Besuch von Gästen gewöhnlich sehr schnell aufgezehrt werden, weßhalb letztere schon darum auf ihre baldige Umkehr bedacht sein müssen. Dagegen wäre eine weise Verwaltung und Anwendung der fließenden Wasser und Quellen noch heutzutage im Stande, die Wüste um die Trümmerstadt her wieder in einen fruchtreichen Garten zu verwandeln. — Die zahlreichen Gräberthürme außerhalb der Stadt am Fuß und an den Seiten der die palmyrenische Ebene begrenzenden Hügelketten, eine Eigenthümlichkeit Thadmore's, sind nicht alle von gleicher Höhe, obschon in gleicher Form aufgeführt. Sie gehören nicht nur zu den der Bau- und Bildhauerkunst nach schönsten, sondern auch zu den wenigst verletzten Denkmalen des alten Palmyra, wozu die Heilighaltung der Verstorbenen bei dem dämonischen Glauben auch der rohesten Krieger jener heidnischen Zeiten das Seinige beigetragen haben mag. Die höchsten haben fünf Stockwerke. So der älteste derselben, den ein gewisser Jamblichus unter Nennung seines Vaters, Großvaters und Urgroßvaters laut der griechischen Inschrift ums Jahr zwei nach Christi Geburt für sich und seine Söhne aufgeführt hat. Er enthält fünf über einander sich erhebende, reich ausgeschmückte Grabkammern. Die Zimmerdecke ist mit weißen Reliefs auf himmelblauem Grunde, Adler, Büsten, geflügelte Genien u. s. w. dargestellend, geschmackvoll verziert. Der jüngste, viereckige Gräberthurm, gleichfalls für zahlreiche Leichen eingerichtet, wurde von einem gewissen Elabâlus Manâus ums Jahr 102 n. Chr. erbaut. Solche Mausoleen, sowie die schon angegebene zahllose Menge von Büsten und Standbildern, in deren Unterschriften stets die Personennamen mit der langen Reihe ihrer Ahnen aufgeführt sind, beweisen uns, welch großes Gewicht die Palmyrener, gleich ihren südlichen und arabischen Stammverwandten, auf ihre Abstammung legten. Dieser Gebrauch führt auf die fortdauernde Verehrung ihrer Ahnordern, sowie auf den patriarchalischen Stolz ihrer Geschlechter zurück, denen zu Ehren auch der Todtencultus und der Pomp ihrer Mausoleen entsprechen mußte. — So sind denn die Ruinen Palmyra's nicht nur höchst interessant für den Freund der Alterthumskunde, sondern sie sind auch unlösern lehrreich für die Nachwelt überhaupt, als sie uns durch ihre Anlage, ihre Inschriften und Standbilder den eigenthümlichen edleren Volksgeist eines Staates verkündigen, in welchem das Interesse des Erwerbs und Gewinns an die Pflichten der Dankbarkeit gegen Götter und Menschen geknüpft war. Sie zeigen uns zugleich, wie jener patriotische Sinn sich durch die Kunst zu verkörpern im Stande war, und so jene großartigen Bauten schuf, die nicht blos auf unmittelbaren ästhetischen Genuß, sondern auch auf Begeisterung vaterländischer und echt menschlicher Gesinnungen und Gefühle abzwecken. Unstreitig ein edles Muster der Vergangenheit, gegenüber von der niedrigen Selbstsucht des modernen Krämergeistes, über den sich nur wenige edlere Seelen emporzuheben vermögen, da sie von keinen volksthümlichen und humanen Einrichtungen unterstützt werden, wie das in dem alten, glorreichen Palmyra in so schöner Weise der Fall war. C.

Motive unseres Familienlebens. — Guizot sagt in seinen Memoiren Worte über Erziehung und Unterricht, welche zwar unmittelbar dem französischen Leben gelten, größtentheils aber auch auf das übrige civilisirte Europa ihre Anwendung finden, oder doch immer mehr finden dürften.

Unter uns, schreibt er, in unsern Tagen ist der öffentliche Unterricht vom Wohlwollen und von den Hoffnungen des Publikums getragen. Ein gutes Zeichen für eine Zeit, wo die Menschen, wie man sagt, sich nur mit ihren materiellen Tagesinteressen beschäftigen. Der Unterricht hat mit diesen Interessen nichts zu thun, er wünscht sich nur den künftigen Geschlechtern, ihrer Geistesbildung und ihrem Geschicke.

Die Gefühle und die Pflichten der Familie haben heut zu Tage eine große Macht. Ich sage, die Gefühle und die Pflichten, nicht der Familiengeist, wie er in unserer alten Gesellschaft bestand. Die gesetzlichen Bande der Familie sind geschwächt worden, die natürlichen, die moralischen Bande sind sehr hart geworden. Nie haben die Eltern mit ihren Kindern so lieberoll, so vertraut gelebt; nie haben sie sich mit ihrer Erziehung und Zukunft so lebhaft beschäftigt. So viel Irrthum und Schaden sich auch in den heftigen Stoß mischte, welchen Rousseau und seine Schule in diesem Sinne den Seelen und Sitten mittheilten, so war derselbe doch nicht erfolglos, es blieben vielmehr heilsame Spuren davon zurück. — Obgleich die Grundlagen der Familie durch Egoismus, durch weltliche Frivolität bedroht sind — betrachtet man unsere Gesellschaft im Großen, die Millionen Existenzen, welche, ohne Lärm zu machen, die Nation sind, so sehen wir häusliche Zuneigung und Tugenden darin herrschend; daher ist die Erziehung der Kinder mehr als je der Gegenstand lebhafter, beharrlicher Sorge der Eltern.

Eine Idee verbindet sich mit diesen Gefühlen und leiht ihnen eine neue Gewalt: die Idee, daß das persönliche Verdienst heut zu Tage die erste Macht, wie die erste Bedingung des Erfolgs im Leben ist, wovon nichts entbindet. Seit mehr als einem halben Jahrhundert sind wir Zeugen der Zerbrechlichkeit aller Vorzüge, welche der Zufall der Geburt, des Reichthums, der Ueberlieferung, des Ranges gibt. Wir sehen in allen Laufbahnen und Stufen der Gesellschaft eine Menge Leute, welche blos durch die Macht des Geistes, des Charakters, des Wissens, der Arbeit sich erhoben und eine hohe Stellung einnehmen. Neben traurigen, schimmen Eindrücken, welche durch diesen gewaltsamen unaufhörlichen Wirbel der Situationen und Existenzen in den Seelen hervorgebracht werden, geht daraus die sittliche Lehre, die Ueberzeugung hervor, daß der Mensch hauptsächlich durch sich selbst seine Geltung hat und daß sein Schicksal hauptsächlich von seinem persönlichen Werthe abhängt. Dieses allgemein verbreitete, tiefe Gefühl wirkt mächtig im Schooße der Familien und gibt den Eltern für die Erziehung ihrer Kinder mehr Verstand und Voraussicht, als sie ohne diese rauhen Mahnungen haben würden. — Diese Voraussicht des gesunden Menschenverstands ist in den vom Geschick ohnehin schon gut gestellten Klassen noch nöthiger, als in den andern. — Wie die inneren Gährungen der Erdkugel auf vulkanischem Wege Berge, Unebenheiten hervorgebracht haben — mögen die Klassen auf den socialen Höhen sich ja keine Illusionen machen! — so geht eine ähnliche Arbeit unter ihren Füßen vor sich. Die menschliche Gesellschaft ist in Gährung bis in ihre letzten Tiefen und liegt in Wehen, um aus ihrem Schooße neue Höhen hervorgehen zu lassen. Was müßte dabei aus den Glücklichen jeder Gattung werden, wenn sie mit den Wohlthaten ihres Looses nicht auch die Verdienste verbinden würden; wenn sie sich nicht durch Standmuth, durch Arbeit, durch klaren Blick, durch starke Gewohnheiten des Geistes und des Lebens in den Stand setzen würden, in allen Laufbahnen der ungeheuern Concurrenz gewachsen zu sein, welche ihnen gemacht wird? Denn Niemand kann diese Concurrenz ordnen, außer unter der Bedingung, daß man sie gut bestehe. R.

Digitized by Google

Ein Wandersmann.

So kann ich wieder halten
Am wohlbekannten Teich,
Blieb Alles ja beim Alten
Im heil'gen deutschen Reich.

Die Bäume treiben Blätter,
Die Blüthen sind nicht weit,
Man hofft auf gutes Wetter,
Man harrt auf beff're Zeit.

Die Schlange schleicht im Grase,
Der Molch kriecht in den Stumpf,
Der Frosch hebt seine Nase
Und blähet sich im Sumpf.

Ich schlepp' sie auf die Thürme
Und tilge diese Brut,
Für anderes Gewürme
Sind and're Schnäbel gut.

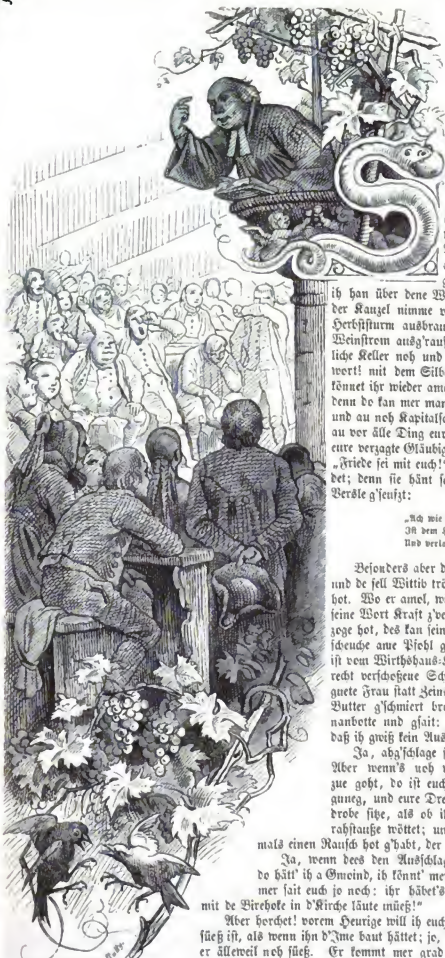
Digitized by Google

Herbſt-Rede

im ſchwäbiſchen Dialekt.

Von **C. B. Dreizler.**

Illuſtriert von **E. Neureuther.**



O Gottlob! heut kan ih doch wieder amol a vertraulichs Wörtle mit euch ſchwätza, denn a Zeit rein iſt's im Ort zuegange als wie in ere Mühle: ih han über dene Weinhändel mein eiges Wort uf der Kanzel nimme verſtande. Aber jetzt hot der Herbſtſturm ausbrauſt und ausg'ſauſt, und der Weinſtrem ausg'rauſcht, und hot ſich in älle mögliche Keller neh und fern verloffe und, o Troſteswort! mit dem Silberſand, den er dahinte g'laſſe, könnet ihr wieder amel euern verroſtete Kredit feſte; denn do kan mer manch's Zeinsquittingle mit ſandle und au neh Kapitalſchulde mit decke. Drum bloſet au vor älle Ding eure Zeinsgrättle aus, und laufet eure vergagte Gläubiger zue, die euch mit eme froha „Friede ſei mit euch!" d' Hand entgege ſtrecke werdet; denn ſie hänt ſeit etlich Johr her älleweil des Versle g'ſeufzt:

„Ach wie lang, ach lange
Iſt dem Herzen bange
Und verlangt nach Dir!" —

Beſonders aber der ſell ſoll ſe uf de Weg mache und de ſell Wittib tröſte, dui er ſcho ſo oft ang'loge hot. Wo er amel, wie er zu ihr gange iſt und, um ſeine Wort Kraft z'verleihet, 's liederlichſt Häs anzoge hot, des kan ſein ſchon uffeme Acker als Vogelſcheuche ame Pfohl g'hangt iſt, namentlich d'Hoſe iſt vom Wirthshaus-Hocke zue g'richt gwe als wia recht verſchoßene Schießſcheibe, und hot neh dere gute Frau ſtatt Zeins a Luge mit eme halb Pfündle Butter g'ſchmiert brocht, und dui Scheibe derzue nambette und gſait: „do kan ſie jezt ſelber ſeahe, daß ih gwiß kein Aushauser bin."

Ja, abg'ſchlage ſind ihr als wie d'Bettelſtecke! Aber wenn's neh von der Stadt der Heimeth zue goht, do iſt euch neh d'Scheſſee nemme broit gunea, und eure Dreiſpitz hänt ihr ſo händelſüchtig drobe ſitze, als ob ihr d'Stern vom Himmel mit rahſtauße wöttet; und do heißt's noh: „Wer niemals einen Rauſch hot g'habt, der iſt kein braver Mann."

Ja, wenn deos den Ausſchlag bei der Rechtſchaffeheit gäb, do hätt' ih a Gweind, ih könnt' mer kein brävere wünſche. Denn mer ſait euch jo noch: ihr häbet's Glockeöil verſoffe, daß mer mit de Birehoke in d'Kirche läute müeß!"

Aber herchet! vorem Heurige will ih euch g'warnt hau! Ob er glei ſo ſüeß iſt, als wenn ihn d'Ime baut hättet; jo, jezt noh in ſein'm Zeit ſchmeckt er älleweil noh ſüeß. Er kommt mer grad für, als wie Diner, der ſich arg über Ebbes vereifere kan, und der's aber doch herzlich guet derbey meint.

Aber wie g'ſait: trauet ihm net z'viel, denn er iſt wie's Feuer; ſo wohlthätig des ſonſt au iſt, wenn mer net druf Acht geit, geit's oft en Brand, ehb mer ſich's verſieht.

Der Vieredreiß'ger iſt grad au ſo a Mordbrenner gwe; der hot au eme Manche, der ſich z'oft hot von ihm zünde laſſe, unverhofft uf de Kirchhof hoimzündet.

Ja, do lob' ih mer's Bier in unſerem Klima, dees iſt en unſchuldig's Getränk, denn — 's iſt älbott noh uaſſer als Waſſer; wenn Oiner des lang trinkt und ſich derbei vor Verkältung in Acht nimmt, ſo kan er währle alt derbei werde.

Aber wegenem Brand hot's koi Noth, denn es leit zur Fürſorg noh unter ere handhoche Schneedecke im Glas, daß des Bißle Gerſtefrohfeuer, des drinn glimmt, jo koi Unglück ſtifte kan.

Aber jetzt Spaß aparte, es hot mi oft verdarmt, wenn ſo e' armer von Sorge und Müehſeligkeit agmagerter, und von der Sonnahitz austruckneter Taglöhner matt und lechzend am Biertiſch ſitzt, der mit ſeiner arbeitſchwere, müede Hand noch ſeine ſauer verdiente Kreuzerle im Täſchle bohrt; und dem ſtellt mer noh ſo en b'ſchnittene Bierſtiefel nan, der oft um en Roßzeha z'kurz iſt, ſo daß ſich der arm Tropf mit der Naſa gleichſam als wie mit der Schneeſchaufel de Weg zu ſein'm Labſal bahne mueß; und do ſtoßt er manchmol au no uf Bitterwaſſer, des wie Rhabarbere ſchmeckt und wirkt. S'iſt währle traurig, daß 's ſo Leut geit, die ihrem Nebemenſcha ner guats vergunnet und net gnueg kriege könnet, und wenn ihn' der Holzſchlägel uf der Bühne kälberet!

Meint vielleicht ſo a Wirth, dui Schoomborbur g'hör zum Jägerrecht, als wie d'Selbinde bei de Schneider, dui mit dem Uebrige in d'Höll fällt?

Ja 's gehört währele viel Ueberwinding derzue, ſo en bittere Leidenskelch ausz'leeret! Denn:

„Hopfereich und Malzarm
Iſt a Bier, daß Gott erbarm!"

Was iſt aber au des Biertrinkers Troſt? Antwort: „Viel Wein und viel Moſt." 's Bier iſt zwor für de geborene Weintrinker a Lurnstrunk als wie's Waſſer, und mir lebet jo mittle im Weinland; wo mer uanguckt, ſtandet Traubſtöck, und oft uf Plätz, wo's Noth thät, mer thät d'Sonne mit de Teichel druf nan leite, und im Schattagwon de Obſtböm kan mer ſogar durch's ganz Land ſpaziere geh'n.

Wein und Moſt iſt de beſt Bierſchau. Denn wenn die zwoy Gottesgebe grothet, ſo grothet wunderbarlicher Weis au 's Bier und iſt wohlſel, und des verlebet mir jo faſt äll zeha Johr amol.

Des iſt ebe der Fehler bei uns, daß d'Sonne ihr'n Pflegling, de Bacchusle, mehnſtens im Früehling z'früeh utweckt, und do goht's noh wie bei älle lebhafte Kinder, daß er koin Guet im Bett meh thuet, und ſich verkältet. Und wenn noh d'Raupa au noh Seide aus Aepfel- und Birablüheſt für d'Bierfabrike ſpinnet, noh hot de leutſeelig Regierung vom Bacchus en End und der hab- und waſſerſüchtig Gambrinus kommt mit ſeiner große Schoomkrone und ſeim langmächtige Hopfenſtangezepter an d'Regierung und verbitteret de Leut 's Lebe.

Ih moin 's ſei härt gnueg, wenn ſich Oiner in Fehljehr de Weinſtockzahn rausreiße laſſe muß, der ſo ſtarke Wurzla hot, der Milchzahn thuet lang net ſo weh und den ziehgt ſich Oiner leicht ſelber mit der Stubethür raus. Des iſt aber a große Wohlthat von der Natur, daß der Weinzahn de ält'ſte Leut wieder nochwachſt. Ih wüßt freile en Noth dere Biergwalt en End z'machet: guckt, es hot jo ſo viele Verbeſſerings-Geſellſchafte und Verein, ja, es geit jo Verein für und gege Thierquälerei (z'Kannſtadt uf der Wieſ' iſt äll Johr d' Preisvertheilung vom Oina), worum ſoll mer net au ein gegen d'Bierquälerei ſtifte könne? —

Drum ſo wär mein Noth der: daß mer ſott en Fiſchverein ſtifte oder a Milchbruderſchaft, wo jeder, der ſich uſnehme läßt, Handtreu alege müeßt, „ſo und ſo lang koin Bier z'trinket". Uf dui Weis könnt mer ohne Biertrawall in äller Stille dem gwaltthätige Gambrinus ſein Zepter verbreche. Aber d'Waſſerſcheu iſt leider z'groß bei de Leut, jo, ih glaub, mancher fürchtet de Spiegel, weil er ausſieht, wie's Waſſer.

Ih wött mir euern Daula vorem Waſſer noh gfalle laſſe, wenn ihr d'Waſſerkur durchg'macht hättet, als wie der Noah, der erſt Weingärtner noch der Sündfluth, dem hot's natürlich am Waſſer grauſe müeße:

„Dieweil darinn erſäufet ſind
All ſündhaft Thier und Menſchenkind!"

Es heißt zwor imme'n andere Lied:

Bivat! Bivat! Bacchus lebe!
Bacchus war ein braver Mann!
Der zuerſt der goldnen Rebe
Süßen Neckar abgewann!"

Digitized by Google

es iſt aber blos net wohr, ſondern der Noah iſt's gwä. Nemlich ſelbigsmol hot oiner Namens Lamech g'lebt, und dem hot mer in ſein'm hundertundzwoyed'achzigſte Johr noh en Sohn täuft! (ſo ſteht ſchon lang koiner meh im Tauſbuech). Und hot noh dem Spälling de Name Noah g'ſchöpft und derbei gſait: „Der wird uns tröſten in unſerer Mühe und Arbeit auf Erden.“ — Aber wie? Und do heißt's alſo ferner: „Und Noah fieng an und ward ein Ackermann, und pflanzete Weinberge.“ Verſtandä? Dui Proſezeihung aber von dem alten Lamech hot ſo viel g'heiße, als wie en alt's Sprichwort ſaiht: „Der Gott Venter und das Kloſter Maulbronn treibt und lehrt uns faſt alles, was wir thun, reden und können.“

Seine Haupttroſtgründ alſo, die er der Welt zum Beſte gä hot, ſind Aecker und Wingert g'we. Und daß des Kapital-Troſtgründ ſind, des woißt neamer beſſer als ihr, denn do kan mer Juda und Chriſta, Türka und Heyda mündlich und ſchriftlich mit tröſte. Der Art Troſt iſt ſo guet wie baar Geld.

„Geld iſt währete gnueg im Land,
S' macht de Reiche Sorge —
Aber ohne Unterpfand
Thoant ſe neamer borge.“ —

Dorum iſt aber an des Buech, wo dia Troſtgründ drin ſtandet, 's werthvolſt Buech im ganze Land: nemlich 's Unterpfandsbuech.

'S iſt zwor lauter irdiſcher Troſt, aber a Stückle Brod aus ere mildthätige Hand iſt für en Bedürftige doch beſſer als a: „Helf dir Gott!“ aus eme Geizkrage; denn des heißt ſo viel als: „Wart bis Manna regnet“ — und de ſell Zeit iſt ſchon lang verbei.

Der Noah iſt alſo ſo g'faget der Leib- und Seelſorger für d'Menſchheit worde, denn Eſſe und Trinke hebt Leib und Seel z'ſäme. Drum frent ſich aber an Alles, wenn die zwoi Lebensverſicherungsanſtalte, d' Mühle und d' Kelter, recht in Gang kommet.

Gucket wie d' Morgaſonne zum Kirchefenſter do rein lacht und des Traubelaub, des ſich druſſe noch ſo friſch drum rumränkt, vergoldet, und au en Theil von eure G'ſichter herzue — ſo hot d'Freudeſonne den trübere Sorgenebel aus eure Gmüether verſcheucht und lacht aus em G'ſicht von der ganze Gmoind, über den viele und ſüeße Troſt, der ums heuer zug'floße iſt; daß ih mein Text ſo deutlich druf leſen kan, als wie uf mein'm Trinkgläsle deheim; wo imme goldige Traubelaubkränzle mit goldige Buchſtabe ſtoht: „Der Wein erfreut des Menſchen Herz.“ —

Aber uſſeme andere Blättle ſtoht au: „Siehe den Wein nicht an, daß er ſo roth iſt, und im Glaſe ſo ſchön ſtehet, er gehet glatt ein, aber danach beißet er wie eine Schlange und ſticht wie eine Otter!“ — und des iſt leider au wohr!

Geltet des iſt jetzt aber grad als wie's a Theil Lent geit, die, wenn ſie Ebber lobet, en Aber hinte drein bringet, des heißt en Trumpf, der des Lob wieder runter ſticht. So iſt's aber do net g'meint, noi, denn der Tadel gilt jo net dem Wein, des wär grad als wenn mer's Waſſer ſchelte wött', weil mer drinn verſaufa kann, und 's Waſſer ſtoht jo noh über'm Wein, ſo hoch wie d'Wolke über eure Wingert.

Des glaubet er aber wieder net, net wohr? ja, und 's iſt doch a ſo, aber de Beweis dervon will ih euch en andersmol liefere, denn wie ih Waſſer und Wein net gern unterenander ſchütt', ſo mag ih's au jetzt net unterenander bringe, und will mi blos an Wein halte und nu noh des ſage: daß wenn d'Brunna und d'Mühla e Johr lang ſtill ſtändet, wär's ärger g'fehlt, als wenn d'Keltera hundert Johr lang ausg'ruha thätet. Und des wurd mer gern jeder Bierbrauer bezeuge: denn die wiſſet 's Waſſer z'ſchätzet. Verſtande? — Ja der Wein ſelber iſt jo a Waſſerkind, und d'Sonne hebt ihn aus der Tauf und ſchöpft ihm de Name; wenn ſich aber d'Sonne net z'G'vatter für ihn g'winna läßt, ſo wurd er ſchon als neugeboreß Kind mundtedt g'macht und kommt mit der Zeit in's Korrektionshaus unter d'Weinverſchlimmbeſſerer. Aber wenn ſich d'Sonne recht warm ſeiner annimmt, noh feiert mer ſein Geburts- und Namensfeſt, als wie d'Geburts- und Namenstäg von König und Kaiſer, mit Sang und Klang, mit Glanz und Tanz, und Knall und Schall.

Ja, und NB. er iſt jo ſelber a mächtiger Potentat, der Land und Leut beherrſcht, der Krieg und Frieda ſtiftet, und vor ſein Haus ſtoht ſogar ällbott a Könich oder a Kaiſer Schildwach; aber ſtatt „wer do?“ heißt's uf dem Poſte: „rein do!“ —

Und wie viel feſte Schlöſſer hot er er im B'ſitz? und wie viel Millione Luſthäuſer glänzet und funklet in ſeim Reich? von Kriſtall, von Silber und von Gold!

Er iſt das A und O bei alle Frendefeſt, jo ſogar bei manchem Leichemohl hilft er de lachende Erbe tröſte! Er iſt's Petſchürwachs zum Bruederſchaftsſiegel, die Liederquelle, der Sorgebrecher; aber leider au der Zahn-, Hals- und Bein- und Ehebrecher. Denn z. B. beim a Weib, dni ſauft, iſt Fünfe grad, der Man

hot koi Weib, 's Kind koi Mutter und 's Gsind koin Moistere; kurz ihr ganz Hauswesa iſt wie a Uhr ohne Ghäuß, 's leit Alles blos, ſtockt und verdirbt. Mehntens opferet ſie dem Bacchus in der Stille, und ſchleichet wie d'Schatte mit dem Krügele unterm Schurz in Keller und trögtet heimlich; aber b'ſoffa ſind ſie noh öffentlich und ſchwanket als wie d'Irrwiſch um andere Leut rum. — Und beim a Man, dem d'Naſe ällemeil im volle Glas hangt, als wie a Weinwog, bei dem hoißt's auf d'Lept: „Ich hab mein Sach auf nichts geſtellt.“ — Denn wenn ihm's Weinfeuer Hab und Gut verzehrt hot, noh trägt er weiter ner dervon, als e Brandmol im G'ſicht, des er beim Löſcha kriegt hot und des noh wie a brennige Lunte zeben dient, um ſein Witzfeuerwerk mit losz'laſſet. So hani z. B. lezt oin zum andere ſage höra: „Narr, du kannſt da Obedſega 's ganz Johr ohne Liecht leſa, dein Naſe gilt für e' Ampel“ — neh ſait der ander druf: „Und du deine Kapitalbrief, du Lump!“ Jezt guckt, des ſind von dene Schlangebiß und Otterſtich, die mer kriegt, wenn oim des Feuer z'ſelt in's Dach kommt.

Aber bei a Thoil brennts au älldot im Fundament, und des kommt doher, weil ſie 's Sohlaleder neh ſparet, als 's Sitzleder, und do kan ſich der Wein net gnueg verlauſe und verkohlt ſich noh mit der Zeit zue Weinſteinkohle, und dui brennt wie 's hölliſche Feuer! —

„Wer aber zum Tiſchtrunk Fiſchtrunk nimmt, ſelten dem die Fußgicht kömmt.“ Denn 's iſt zum Glück blos a Herra-Kranket, ihr wiſſet Gottlob ner dervon, denn vom Buttatraga und Hacka und Ackera kriegt mer ſe net, und au net von der g'ſtandne Milch und vom Erdbira-eſſe. Aber wenn mer de Wein mit Verſtand trinkt, ſo verſchönert er de Menſche und macht ihn durchſichtig als wie des Glas, wo er drinn ſteht; und wie ſich a welke Blume im friſche Waſſer wieder ufrichtet, ſo richtet ſich a Schwacher oder a Trauriger durch a guets Gläsle Wein wieder uf.

So hot ebe Alles in der Welt ſein guete und ſein ſchlimme Seite.

Der Herbſt macht mer aber au noh andre Gedanke; ih ſieh und hör net blos de Bacchus mit ſeinem luſtiga G'ſolg vorbei jubeln, noi, ih ſieh au d'Zeit mit ihrer Senſe, und hör ſie im Herbſt deutlicher rauſcha als ſonſt.

Der Herbſt kommt mer für als wie a Todtagräber, der Wein ſchenkt. Mer kan d'Johrszeite mit de Tagszeite vergleiche: und ebe ſo 's Menſchelebe. Do iſt z. B. d' Jugend der Morge oder der Früehling, wo der Menſch friſch und roth iſt, als wie a blühend's Pferſichbömle; fröhlich und gueter Dinge, als wie a Vogel, der druf pfeift, und d'Hoffning lacht ihn ſo freundlich an, als wie des Grün, des uf Böm und Wieſa glänzt, und a Vergißmeinnichtsſträußle von ſeim Schatz iſt ihm do lieber als die ganz Wieſa, wo 's druf g'wachſe iſt.

Aber noh kommt der Sommer, der Mittag; do wurd's heiß und ſchwüel, und d'Sorga hanget über ihm wie Wetterwolka, und jetzt kommt der Obed, der Herbſt, do heimzt er ein und goht noh müed der Heimet zue und ſehnt ſie noch der Ruh und dui kommt noh mit der Nacht, dem Winter, do g'rueht er aus von äll' ſeine Mühe und Sorge bis zum ewiga Frühlingsmorga. Aber, wie g'ſait, der Herbſt g'mahnt mih doch meh an de Tod, als der Winter, denn im Winter trömts oim ſchon wieder vom Früehling, aber im Herbſt, wenn 's Obſt fallt, und 's Laub fahl und d'Böm kahl werdet und ſtrecket noh ihre Näſt ſo naus, als wie oiner, der ſchläfrig iſt und ſtreckt ſi — wenn d'Sonne ſpot uf ſteht und bald in's Bett goht, und oft d'Schloſshaube de ganze Tag net rah bringt und an oim Trom fort blinzelt und döst, als wie a Poſtknecht, der d'Nacht durch g'fahre iſt, und oim dieweil a kalter Wind au ſchon Schneeflecke in d'Hoor bloät — do wurd oim z'Mueth, wie oim, den's Alter g'mahnt, oder wie wenn mer d'Grabgleck Läute hört.

'S goht mer anhebe ſelber ſo, der Winter will ſi au bei mir einſtelle, 's leit ſchon Schnee uf mei'm Dach: aber der Wein iſt für mih trinkbarer Sonneſchein.

Wenn ih dieweil am e ſchöne Obed in mei'm Lauberhüttle hinterm Haus ſitz, und ſo a guets Gläsle alter Wein vor mer ſteht, do komm ih mer für als wie a Bauſelder ame Blumekelch. Und wenn noh älles ſo ſtill um mih rum wurd, als wie ame Sonntig-Morge, und ſo a ſeeliger Gottesfriede uf der ganze Gegend rueht und der Sternechor im Himmelsdom ſein feierliche: „Herr Gott, dich loben wir!“ anſtimmt, und wenn noh während dem G'ſang der Mond in ſein'm ſilberweiße Prieſterg'wand uf d'Kanzel ſteigt und predigt von der Allmacht Gottes: do wurd mir noh 's Herz ſo weit und tief wie's Meer, in dem ſich die Himmelspracht ab ſpiegelt, als wie in meine naſſe Auge, die in den wundervolle Tempel nein ſtaunet, und ih ſing noh in Gedanke au mit.

Aber dui unbegreifliſch Allmacht zeigt ſe net blos an Sonne, Mond und Sterne, noi, ihr könnet ſe am Grashalm, wie an der Diche, an der Muck, wie am Elephante, am Scheinwurm, wie am Blitz, am Thautropfe, in dem ſich d'Sonne ſpiegelt, wie am Regeboga, und ebe ſo am Weinſteck ſeah.

Wer ſott jetzt glaube, wenn mer im Früehling ſo en Rebſtock angukt, wenn er noh ſo blutt und blos do ſteht und über ſein eigene Blöße greint, daß, ſag ih, in dem unſcheinbare ſchwache Holz ſo a Saft und ſo a Kraft ſteckt, und aus dene blinde Auge ſo a Feuer und ſo a Lebe ſtröme könnt und ſo viel Freud und Luſt! — Häuſer kan mer zwor koine von ſei'm Holz ufrichte: aber doch Lauberhüttle, wo's oim dieweil unter hier Auge von Luſtſchlöſſer drinn trömt, daß des Hüttle zum Luſtſchleß wurd.

Und wie lieblich und freundlich ſieht ſo a Rebſteck aus? Streckt er net ſein Laub als wie a Hand jedem zum Grueß entgege? und oft umarmt er a Haus und verziert Thür und Fenſter und hebt oim im Früehling ſein köſtlichs Bluehſt unter d'Naſe, und im Herbſt ſeine Trauba für's Maul.

Ja, ſo a Hausverzierung laß ih mer g'falla: des

Digitized by Google

iſt a wahrer Auge-, Naſe-, Maul-, Herzens- und Magetroſt.

Do guckt dergega en Pappelbom an — do ſtoht er lang und langweilig in der Faullenzerallee und ſtreckt ſein leere Windfahne Kopf über uf manchs nützlichs G'wächs naus, und ſein magerer Schatte ſchwankt hinter ihm drein als wie a ausg'hungerter Bedienter; und im Herbſt läßt er ner als dürre Blätter falle und 's Holz von ſo ame Langweiler taugt blos zua Kinderſpielzeug.

Der Rebſtock aber iſt a Gleichnußbild vom b'ſcheidene, lieb- und gobreiche Menſche, der in der Stille zum Wohl der Menſche ſchafft und der noh lang noch ſein'm Tod zum Nutz und Fromme der Welt fortwirkt.

Ihr könnet des Johr au a Wörtle von dem Nutze und Seege ſage.

Geltet, des hent ihr dean Früehling net glaubt? Do han ih taube Ohre predigt, wo ihr g'moint hent, d'Kälte häb dem Weinſtock d'Auge auskratzt, do hent er g'murrt und knurrt, und d'Köpf g'hengt, wie d'Birkeböm, wenn Schnee druf leit; aber jetzt lachet ihr wieder mit dem ganze G'ſicht, als wie d'Sonneblume.

Ja, euch G'rechtmacher iſt's Wetter ſelte recht! Wenn ihr aber bedenke thätet, was do raus käm, wenn d'Leut 's Wetter mache könntet und dürftet? — danket Gott äll Tag derfür, daß 's ſo iſt wie's iſt und daß weder ihr, noh ſonſt Ebber do derbey drein ſchwätze dürf, denn do hätt mer oft weiß net wie lang gar kein Wetter, und uf d'Letſcht lauter Donner und Hagelwetter, weil d'Leut net einig würdet und am End ander an de Köpf nemma thätet.

Des unnöthig Wettergſchwätz 's Johr durch iſt mer ſo g'wider, als wie a Stub voll Mucka am en heiße Tag, wenn's a Wetter gä will, wo ſie oin ploget, daß mer aunfelich werde möcht!

'S kommt mer noh amol: daß ihr de Schöpfer älleweil moiſtere wöllet! 's iſt grad, als wenn a Johanneswürmle zur Sonne ſage thät: „Gang weg, laß mih

nan: ih ſchein wärmer und heller als du!" — oder wenn ſe a Schneckahäusle mit dem Tempel Salomo vergleiche wött. —

Sorget ihr nu 's ganz Johr für guet Wetter unter eurem Hausdach, daß's do kein Wetterſchade geit, und decket, wenn's im Herbſt regnet, eure Büttene fleißig zue, ſell iſt g'ſcheidter. Aber do hot a Theil a gute Ausred derfür. Do heißt's: „Was unſer Herrgett drein thuet, iſt lauter Seega!" Aber net wohr, wenn ihr en Rettich eſſet oder a Rüeba, die theant ihr doch vorher a bisle putze und ſchabe? Und es heißt doch au: „Die Erde iſt überall des Herrn!" Geltet, dui möget ihr aber drum doch net mit eſſe? — und ſo möget au d'Weinkäufer kein Regewaſſer unterm Wein kaufe: verſtande? —

Ja, wegenem Regewaſſer fahrt währle keiner vom Oberland dierſpännig rah, des lauft ihm deheim ſelber in d'Schueh.

So hot au amol oiner g'ſait, wie mer de Blitzableiter uff's Pfarrhaus g'macht hot: „Des ſei der Allmacht Gottes in d'Arm' griffa." — Noh han ih zu de ſellem g'ſait: worum er denn 's Wammes anzehg, wenns ihn friert, oder worum er unterſtand, wenn's regnet? — Denn d'Leut kommet jo au net mit Hoſe und Wammes uf d'Welt, und bringet au koi Haus mit als wie d'Schnecke. Wiſſet ihr was? Sparet ihr euer Superflueghеit und Naſeweisheit und theant was eures Amts, ſorget für Kinder und Rinder, und gucket im Früehling fleißiger noch de Raupeneſter, net daß mer's muß äll Johr ausſchelle laſſe, als wie d'Stadtrothswähle: denn do thuet au mancher kein Zug derbei, auſſer mer läutet em mit de Schoppegläſer derzu z'ſäme und ſchmiert em d'Gurgel zum Stimmgä mit Käs und Brod, als wie der Spielmann ſei' Geiga mit Kaliſonium.

Ihr machets akkrad als wie's Kronewirths Faßan, der au dem der ihm en Brocka fürhält und fregt ihn: „Wie ſpricht der Hund?" Laut geit. Bei euch heißt's eben au: ſchmiera und ſalba hilft älleuthalba.

„Gibſt du mir a Wurſt,
So ſtill ih dir de Durſt."

Digitized by Google

Und des gilt, wenn mers verblüemt sage will, vom Gänsblümle bis zur Kaiserkrone; und d'Ausnahme dervon sind fast so rar, wie d'Gedeleroier.

Mer saiht älä, der Tod älloin sei umsonst, aber au des ist net wohr, denn wie Mancher muetz die ewig Rueh em Apotheker oft um's theuer Geld abkaufe, und so z'saget 's Schlegeld zum voraus zahle, als wie a reisender Handwerksbursch?

Heut könnt ih aber au a Theil von euch e Schlosgeld anrechne, und ih thue's au und der Opferstock vor der Kirchthüre soll's einnehme: Vergesset's sein net! hänt ihr's g'hört? — Ja, der arme Stock ist so verlasse von euch, daß schon woiß net wie lang a Spinnle drinn hauzt, und des sein Neh grad über des Loch, wo mer's Opfergeld nein thun sott, g'sponne hot: so daß der Stock gleichsam sein Kunkel ist, wo sich's sein Brod mit Muckegarnspinna selber dran verdient.

Dui Mahning goht aber uet blos die andächtige Schlofhaube an, sondern älle die gä könnet, denn des ist der wahre Dank, den mer für de Seege von Oben bringe kan: daß mer de Vedürftige, dene der Hunger im Bauch drin sitzt, als wie dui Spinne im Opferstock, dervon zuekomme läßt.

Ih muetz auch aber doch zerschta froge, als wie am Neujohr beim Grueß: ihr werdet mi am beste verstehe, wenn ih euch sag, was Undank ist: Und des ist a schwarzer, alter, kalter, rauchiger, rueßiger, schlechter, eiserner Ose, der trotz älem Schüre net warm geit.

Leider b'schämt oft a Thier manche Mensche im Danke, denn bei wie viel wurd d'Wohlthat in Sand g'schriebe? — Aber wenn oim ebbes bös vom andere widerfahrt, des grabt sich in d'Gedächtnußtafel ein, als wie so a Name, den mer do und dort im Wald in d'Bomrinde unnöthiger Weis neing'schnitte findet, und wo dernoch der Einschnitt mit dem Boom fortwachst.

Ih bitt euch, machet mer koine so Kerbhölzer aus eure Herze, und säet Liebe in den alte Sorgenacker: d'Welt dui alloin macht gleich und reich. — Der Reich soll freigebig und der Arm diensfertig sein, denn reich könnet amol net äll z'mol sein.

Ja, g'sezt de Fall, es wäret in dem Augeblick, wo ih des sag, die irdische Güeter unter die viele Millione Mensche in der Welt gleich vertheilt, daß älle gleich vermöglich wäret, reich will ih net sage, denn reich ist doch noh der, der z'friede ist, ob er noh sein Durst mit der hohle Hand aus em Bach stillt, oder Burgunder aus eme goldene Becher schlurft: „denn Mancher ist arm bei großem Gut, und Mancher ist reich bei seiner Armuth."

Alse sag ih nu noh des: daß wenn jetzt Aelles gleich vertheilt wär, so wär's doch bis uf den Obed schen wieder ungleich, denn der Wirth hätt z. B. bis um Siebene oder Achte schon wieder meh Vermöge, als mancher von euch: verstande? — Und im e Johr gieng durch G'wohnet, Leidenschaft, Fleiß, Faulheit, Verstand und Unverstand, Bosheit und Herzensgüte, Leichtsinn und Sorge, G'schick, Glück und Unglück älles wieder im alte Leis.

Und NB. zum Wohlthuen braucht mer net älle mol Reichthum, denn mer kan oft mit eme Trunk Wasser, jo mit eme Wörtle — und oft sogar mit Stillschweige Werk der Barmherzigkeit übe. Und do will ih jetzt glei mit guetem Beispiel fürgehe: „Denn rede ist Silber, aber zu rechter Zeit schweige, ist lauteres Gold." Amen.

Und jetzt zum B'schluß könnet ihr des Versle finge:

„Wenn alle Leute wären gleich,
Und wären alle sämmtlich reich,
Und wären all' zu Tisch gesessen,
Wer wollt' anfragen Trinken und Essen?"

Andere drei Schweizer.

(Schluß von Seite 168.)

Die Hervorragendsten unter den Mitverschworenen Henzi's waren: der Kaufmann Wernier, der Stubenschreiber Wyß, der Stadtlieutenant Fueter, der Goldschmied gleichen Namens, der Genfer Du-Creſt. Es fanden mehrere geheime Zusammenkünfte statt; Henzi und Wyß sollten den Oberbefehl führen; über den Tag der Unternehmung war nichts bestimmt. Man wollte warten bis die Zahl der Verschworenen auf Zweihundert angewachsen wäre.

Bevor dieses geschah, fand sich der Verräther in der Gestalt eines Kandidaten der Theologie, Namens Friedrich Ulrich.

Am 2. Juli, Abends 8 Uhr, wurde dem Rathsherrn Tillier die Mittheilung gemacht. So wenig ver-

Digitized by Google

ließ man sich auf die Liebe des Volkes, selbst auf die Treue der Stadtwache, daß sich die „Excellenzen", „Seigneurs" und „Grandeurs" selbst in ihre eigenen Häscher verwandelten, um die Verhaftungen der namhaft gemachten Verschwörer vorzunehmen. Zuerst wurde der Stadtlieutenant Fueter in seiner Wohnung festgenommen; der gewaltige, starke Mann vertheidigte sich, und die Rathsherren wurden seiner nur Meister, nachdem Herr Tillier ihm eine blindgeladene Pistole in's Gesicht abgeschossen. Wernier, der sich auf dem Lande befand, gingen drei Herren entgegen und nahmen ihn auf offener Landstraße gefangen, nachdem sie ihn freundlich angeredet. Henzi war nach Burgdorf geritten, um den Schultheißen Bondeli zu besuchen, man konnte sich für den Moment nur seiner Papiere bemächtigen. Der Schultheiß Bondeli aber befand sich eben in der Stadt und er wurde sogleich dazu benützt, sich des Mannes zu bemächtigen, der ihm einen freundschaftlichen Besuch machen wollte. Er erhielt die Weisung, sogleich in Gesellschaft des Herrn von Werdt nach Burgdorf zurückzukehren; auf dem Wege begegnete ihnen Henzi. „Sie stiegen aus dem Wagen und der Schultheiß Bondeli ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Henzi war so höflich, gleichfalls vom Pferde zu steigen. Dieß benützte Herr von Werdt, um sich seiner Pistolen zu versichern, und nach kurzem Widerstande wurde Henzi von ihnen gezwungen, sich mit ihnen in den Wagen zu setzen." Ein Fluchtversuch wurde durch einen Friseurgesellen aus Cöln, Namens Digradi, vereitelt. Henzi wurde, wie die andern Gefangenen, in den Käfigthurm gebracht. Dieß Alles war abgemacht, noch ehe man im Publikum irgend welche sichere Kenntniß von den Vorgängen hatte. Nur wirre Gerüchte von einer furchtbaren Verschwörung hatten sich verbreitet, da man Verhaftungen vornehmen und vom Lande eingelne Schultheißen mit sicheren Leuten herbeikommen sah. Wenn sich auch im Volke Jemand für die Vorkämpfer um dessen Freiheit hätte regen wollen, so war es doch zu spät, denn diejenigen, die es hätten leiten, die ihm hätten Auskunft geben können, waren schon unter Schloß und Riegel, einige auf der Flucht. So viel ist gewiß, daß selbst auf die Gerüchte hin das Volk vom Lande in starke Gährung gerieth: aber der Rath war schon gewaffnet und hatte auch schon die Stadt und seine sämmtlichen Milizen in Waffen gerufen, Bürger und Milizen theils eingeschüchtert, theils durch Schmeicheleien gewonnen, denn plötzlich waren die Herren und die Damen des Patriziats höchst leutselig geworden und ließen die Dinge gehen, wie sie gingen.

Dennoch lebten die Excellenzen in beständiger Angst und glaubten sich von dieser nur befreien zu können, wenn sie die gefährlichen Persönlichkeiten in ihrer Haft so rasch als möglich beseitigten. Ein Gerichtshof, wie man ihn brauchte und wollte, war bald zusammengesetzt. Bei Henzi fand man Schriftstücke genug, die unparteiischen Richtern zwar nicht hinlängliche Gründe zu Todesurtheilen geliefert hätten, Richtern aber, die zugleich die Kläger waren, hinreichend schienen. Wernier, der verwachsen und kränklich war, mochte von der Folter mehr gelitten haben, als die andern Verschwornen, und sagte aus, was man von ihm wollte. Die hohen Herren fürchteten auch, daß Manches ausgesagt und bekannt werden könnte, was selbst Patriziersöhne bloßgestellt hätte — wie in der That unmittelbar nach diesem Prozesse einige junge Patrizier in die Verbannung geschickt wurden, ohne daß man je die Ursache erfahren — und so beeilte man sich doppelt, mit der Prozedur fertig zu werden. Daß die Gefangenen gefoltert wurden, leidet keinen Zweifel; wohl unterrichtete Zeitgenossen, die den Excellenzen nahe standen, sprechen mit Befriedigung von den Qualen, denen man sie unterwarfen. Man hörte Fueter einmal gewaltig schreien, trotz der Trommler, die man um den Thurm aufgestellt hatte und die draußen die Trommeln rührten, während drin gefoltert wurde. Doch lassen sich Einzelnheiten nicht mit Gewißheit angeben, da der Geheime Rath in seiner Weisheit für diesen Prozeß ein eigenes „Geheimes Manual" anlegen ließ und dieses Geheime Manual unmittelbar nach Beendigung des Prozesses von der Erde verschwand. So viel ist gewiß, daß auch Henzi gefoltert wurde, aber auch, daß er sich während des ganzen Prozesses und bei allen Qualen mit dem größten Heldenmuthe benahm. Ein Namensverzeichniß der Verschworenen, das er aus dem Rockfutter zog, zerriß und verschluckte er, obwohl man ihm Gnade anbot, wenn er es mittheilen wollte.

Die Strafen, die das Gericht aussprach, waren barbarischer Art, doch wurden sie aus Gnade in einfachen Tod durch das Schwert verwandelt, nur bei Fueter, weil er im Dienste des Staates gewesen, wurde das Handabhauen beibehalten.

Am Donnerstag den 17. Juli fanden die Hinrichtungen statt.

„Dem Zug voraus — erzählt Brunnemann — ritt eine Kompagnie Dragoner, dann kamen, ein Jeder zwischen Geistlichen und von fünfzig Füsiliren eskortirt, zuerst Wernier in einer Perücke, schwarzem Rock mit großen Manschetten und ausgeschnittenen Schuhen (sein Gesicht verrieth Furcht und Besorgniß); dann Henzi in einem blauen Rock, das Haar in einen Knoten zusammengebunden, einen goldverbrämten Hut unter dem Arme und in grauen Pantoffeln; zuletzt Fueter in einem Schlafrock mit entblößtem Halse ꝛc.... Blaß und zitternd vor Angst, bestieg Wernier das Schaffot; er erhielt drei Streiche, ehe sein Haupt fiel. Als nach dem ersten Streiche, der die Schulter traf, Werniers Blut hoch aufspritzte, stellte sich Pfarrer Siegfried vor Henzi, um ihm den schrecklichen Anblick zu verbergen; es gelang ihm aber nicht, Henzi sah Alles und der Pfarrer Siegfried will ihn die Worte: «Tout est donc corrompu dans cette république, même l'exécuteur!» haben sprechen hören, Andere: „Das war doch ein garstiger Streich!"

Dann setzte sich Henzi selbst auf den Stuhl. Der Henker benahm sich so ungeschickt wie bei Wernier. Nach dem ersten Streich wandte sich Henzi zu ihm und sagte: „Du richtest wie deine Herren!" — nicht, wie Herr Brunnemann erzählt: «tu exécutes comme tes maitres jugent!» Der Henker umfaßte seine Zuflucht

Digitized by Google

zum Messer nehmen, um den Kopf vom Rumpfe zu trennen, wie John Katch bei der Hinrichtung Monmouths.

Fueter behauptete beim Abhauen seiner rechten Hand die größte Gelassenheit, als ihn aber darauf der Henker in die Schulter hieb, schrie er laut auf. Auch seinem Leiden machte erst ein zweiter Streich ein Ende.

Gegen die andern Verschworenen wurde Gefängniß, Konfiskation, Verbannung ausgesprochen. Die damaligen Berner waren über diese Milde, die sie an ihren Herrn nicht kannten, befremdet und brachten sie mit geheimen Beweggründen in Verbindung, die, wie man vermuthet, im „Geheimen Manual" aufzufinden wären.

Dem Judas Henzi's, dem Theologen Friedrich Ulrich, bot man eine Stelle im Großen Rathe an, als einem würdigen Mitgliede dieser Gesellschaft, er zog aber auch die Silberlinge vor und erhielt 50,000 Pfund.

Henzi's Wittwe und Kinder wurden verbannt. Als sie mit ihren zwei Söhnen den Rhein überschritt, wandte sich die Frau noch einmal um, und mit Thränen in den Augen und Verzweiflung in allen Zügen rief sie der Schweiz zu: „Wenn ich wüßte, daß meine Söhne eines Tages nicht den Tod ihres Vaters rächen werden, wie theuer sie mir auch sind, diese Wellen würden sie jetzt verschlingen!"

Zschokke erzählt, daß die Söhne Henzi's sich dadurch an Bern rächten, daß sie später in Holland, wo sie zu Einfluß gelangt waren, ihren Landsleuten große Dienste leisteten.

Pierre Nicolas Chenaux.

Ueber den dritten Helden des Herrn Dr. Brunnemann wollen wir uns kurz fassen, denn seine Geschichte ist bis zu einem gewissen Grade die Geschichte Henzi's, so wie der Zustand der Dinge in Freiburg große Aehnlichkeit mit den Dingen in Bern hatte. Die Unternehmung Chenaux's, sowie sein Charakter, unterscheiden sich von den erzählten früheren Unternehmungen und den Charakteren ihrer Helden, wie sie sich der Zeit nach gewissermaßen mit logischer Nothwendigkeit unterscheiden mußten. Chenaux ist kein Pietist, oder, wenn man sich des Ausdrucks Gruners bedienen will, kein Visionär wie Davel, kein literarischer Mann, wie Henzi, sondern — seine Unternehmung fällt in das Jahr 1781 — ein unmittelbarer Vorläufer der französischen Revolution, die acht Jahre nach ihm ausbrechen sollte, ein praktisch gebildeter Mann der That; seine Unternehmung droht schon das Volk in großer Masse hinzureißen.

Freiburg war, wie Bern, durch eine kleine Anzahl von Familien aus einem demokratischen Staate in eine Oligarchie verwandelt worden und zwar in eine Oligarchie, die die Oligarchien aller Schweizer Staaten und sich selbst übertraf. Etwas über siebenzig Familien hatten die ganze Herrschaft, ja das ganze Eigenthum des Staates an sich gebracht und diese wenigen Familien wieder fanden ihren leitenden Mittelpunkt in der sogenannten Chambre secrète, welche eine sehr große Aehnlichkeit hatte mit der furchtbaren venetianischen Institution des Rathes der Zehn. Nach dieser Chambre secrète, welche den siebenzig Geschlechtern angehörte und nur aus diesen die Beamten und Räthe wählte, nannten sich diese siebenzig Geschlechter „die Heimlichen" oder les familles secrètes, bildeten eine Aristokratie in der Aristokratie und machten es aus eigener Machtvollkommenheit zum Gesetze, daß keine Familie mehr in ihren Kreis aufgenommen werden dürfe. Diese Eigenthümer des Staates schalteten und walteten mit den Gesetzen nach Willkür und nach dem Bedürfniß des Momentes, wie sie sie eben brauchten, so daß sie gewissermaßen um den Tag verändert wurden und daß es sprichwörtlich hieß: Loi de Fribourg, loi de trois jours. Neben der Bureaukratie, die allein in den Händen der Heimlichen war, hielt eine bezahlte, stehende, von Heimlichen kommandirte kleine Armee diese Willkürherrschaft aufrecht. Die alten Gesetze und freiheitlichen Urkunden wurden konfiszirt und den Bürgern keine Einsicht in dieselben gestattet. Grundsätze wie dieser: daß Niemand, als Adel und Priester, solle schreiben und lesen können, waren da natürlich; eben so, daß sich die Heimlichen Rechte anmaßten, die den Regalien in andern Ländern gleichkommen. Die Folgen eines solchen Systemes kann sich jeder leicht ausmalen, der sich in der Wirklichkeit einen aristokratisch-despotischen Staat näher ansah, und wir übergehen deßhalb die ausführliche und treffende Schilderung, die uns Herr Brunnemann von dem Freiburg des 17. und 18. Jahrhunderts, der Blüthenzeit der Heimlichen, liefert. Nur einen Satz wollen wir abschreiben: „Leichtgläubigkeit, Aberglauben, Fanatismus gewannen Festigkeit, die Zahl der Beisessenen, Zauberer und Hexen nahm in wahrhaft erschreckender Weise zu, der Henker ermüdete vor Arbeit, die Folter funktionirte ohne Unterbrechung und das ganze siebenzehnte Jahrhundert ist geröthet von dem Scheine der Scheiterhaufen, die Hunderte jedes Alters und Geschlechtes verschlangen."

„Im Bernischen Waadtland ist es der protestantische Galgen, in Freiburg der katholische Scheiterhaufen, der das Land ziert und von den zwei Regierungsweisen auf allen Kreuzwegen Zeugniß gibt: Waadtland wird eine Räuberhöhle, Freiburg eine Hexenküche."

Das Jahrhundert, das in der Schweiz einen Rousseau hervorbrachte, mußte unter solchen Umständen Männer hervorbringen, denen diese Zustände zu Herzen gingen und welche durch die That verwirklichen wollten, was die Theorien so einleuchtend predigten.

Pierre Nicolas Chenaux, aus dem schönen Dorfe Tour de Trême, war ein wissenschaftlich gebildeter Mann, besonders in der Geschichte seines Vaterlandes bewandert, durch Handelsverbindungen fortwährend mit dem Auslande und den auswärtigen Vorgängen in Berührung und nicht ohne militärische Kenntnisse. Sein gerader und fester Charakter, sagt Zschokke, der im Ganzen die Verderbtheit der schweizerischen Regierungen zu glimpflich und die Männer des Widerstandes nicht immer gerecht beurtheilt, machte ihn zum Liebling des Volkes. Die Gegenpartei suchte natürlich auch ihn zu verleumden und die Beweggründe seiner Handlungs-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Schmollenden.

Digitized by Google

Digitized by Google

weise als rein persönliche und, wie bei Henzi, als aus Eitelkeit und niedrigen Leidenschaften hervorgegangen darzustellen. Er soll seinen Kopf gewagt haben, weil man ihn bei Besetzung der Stelle eines Aidemajors übergangen. Auch hier sucht man zu vergessen, daß er, ohne die geringste Rücksicht auf seine persönliche Stellung, schon lange vor seinem Aufstande, als er noch das Amt eines Platzmajors in seiner Heimat bekleidete, zu wiederholten Malen gegen die Ungerechtigkeiten der Regierung aufgetreten war und seine Stelle, die er in Folge seines Widerstandes in der That verlor, immer aufs Spiel und sich dem Hasse der allmächtigen Heimlichen ausgesetzt hatte. So z. B. im Jahre 1780, da er gegen die Regierung auftrat, die La Tour de Trême beraubte, indem sie einen dieser Gemeinde gehörigen Wald für eine Staatsdomäne, das ist, für ein Eigenthum der Heimlichen erklärte.

Im Jahre 1781, im Monat April, steht er, der schöne, junge Nicolas Chenaux an der Spitze einer Anzahl von Verschworenen, die zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß auf gütlichem Wege von den Heimlichen nicht die geringste Reform zu erlangen sei. Unter den Verschworenen machen wir nur den Advokaten Castella und Henri Rossier namhaft; sämmtliche Verschworene gehörten dem begüterten Mittelstande an, waren vom tiers état, hatten es aber vorzugsweise darauf abgesehen, das unsägliche Leiden der untersten Volksklassen, der Arbeiter und der Bauern, die wie Leibeigene gehalten wurden, zu lindern. Die letzte Versammlung fand am 29. April statt. Nach dem festgesetzten Plane sollte die Revolution am Mai-Maitstage in Freiburg selbst zum Ausbruche kommen. Man wollte sich Schlag 12 Uhr des Zeughauses und seiner Waffen, dann der öffentlichen Gebäude, des Wachthauses bemächtigen, die Räthe und Venner verhaften, die Frauen und Kinder der Regimentsfähigen als Geißeln behalten, die Regierung abschaffen und eine volksmäßige einsetzen. Doch mußte der Plan schon nach zwei Tagen geändert werden, da er durch Peter Coudré und Peter Maguin verrathen war. Der Rath sandte sogleich Truppen ab, um Chenaux verhaften zu lassen, und in der Stadt beschäftigte man sich mit den kriegerischesten Vorbereitungen. Die Stadtthore wurden geschlossen und mit Truppen und Kanonen besetzt; zu den stehenden Truppen wurden noch Milizen herbeigezogen und Eilboten nach Bern und Murten geschickt, um sofortige militärische Unterstützung zu erhalten, und andere nach Zürich, Luzern und Solothurn, damit sich diese verbündeten Regierungen, die nach demselben Systeme herrschten wie Freiburg und Bern, bereit hielten, um im Falle der Noth rasch herbeieilen zu können. Solche Angst hatten die Heimlichen vor Nicolas Chenaux. Er aber ließ sich durch den Verrath seines Planes nicht abschrecken; er mußte sich nur zur Sicherung seiner Person nach Bulle begeben. Dort wurde in der Nacht des 1. Mai ein aufgefangener Brief des Rathes vor ihn geführt, bei dem man Verhaltungsbriefe für den Oberamtmann von Greyerz fand und eine Proklamation, welche einen Preis von 100 Louisd'or demjenigen zusicherte, der Chenaux todt oder lebendig dem Rathe ausliefere. —

„Was? Nur 100 Louisd'or?" rief Chenaux, „ich hatte von 6000 Thalern gehört, ich bin sie wohl werth. Ich werde jetzt selber nach Freiburg gehen."

Er begab sich hierauf mit starkem Gefolge nach Posieux, ungefähr zwei Stunden weit von Freiburg, während seine Genossen im Greyerzer Lande das Volk unter die Waffen riefen. Der Aufruf fand überall Anklang. Im offiziellen Berichte selbst heißt es: „Alles drängte sich herbei, um die Rebellen mit Lebensmitteln zu versehen, und die Weiber ermahnten ihre Männer und Verwandten, sich an Chenaux anzuschließen."

Von Posieux brach Chenaux am 3. Mai, Morgens, auf und näherte sich mit einer kleinen Schaar der Stadt Freiburg bis auf eine halbe Stunde. Er hatte an den Rath einen Brief gerichtet, und um freies Geleite und friedliche Unterhandlung gebeten — im Falle der Gewährung wollte er sogleich alle Feindseligkeiten einstellen. Nunmehr wollte er sehen, wie die Antwort auf diesen Brief ausfallen werde; als man ihn aber vom Thurme aus erblickte, gab die große Glocke das Lärmsignal und er zog sich in ein Gehölze zurück.

Die Herren wußten, was sie thaten. Schon waren die Berner auf dem Marsche. Die Excellenzen verstanden die Gemeinschaftlichkeit ihrer Interessen und ließen auf die Nachricht hin augenblicklich abmarschiren, was sie an Truppen zusammenbringen konnten, und das war nicht wenig, da gerade, neben den Standestruppen, acht Kompagnien Grenadiere und ihre Dragoner des Ererzitiums wegen zusammen waren. Sämmtliche Truppen bekamen Befehl, in Gilmärschen vorzurücken, und schon am Morgen des 4. Mai war die Stadt Freiburg von Berner Truppen erfüllt. Ihnen folgten die Murener, und Solothurn schickte seinen Seckelmeister, um, wenn es nothwendig, auch seine Truppen marschiren zu lassen. Alles das hielt die kleinen Bürger in der Stadt ab, die Waffen gegen die Regierung zu ergreifen, wie es doch bei einem großen Theile beabsichtigt war; sie waren jetzt sogar gezwungen mit zur Vertheidigung gegen die Insurgenten, ihre Freunde, beizutragen.

Aber auch in Avry, drei Stunden von Freiburg, wohin sich Chenaux zurückgezogen hatte, sammelte sich eine gewaltige Volksmenge. Mit dieser rückte er wieder vor. Er selbst führte 2500 Mann bis an die St. Jakobskapelle bei Freiburg; andere Abtheilungen von 1200 und 500 Mann besetzten andere Punkte in der Nähe. — Raccard, einer der Verschworenen, sollte noch eine starke Abtheilung herbeiführen, verlor aber viel Zeit, da er durch die falsche Nachricht, es seien Vermittler der andern Kantone angekommen, von seinem Wege abgelockt wurde, und kam, nachdem er noch einzelne Haufen der Heimlichen im offenen Lande entwaffnet hatte, zu spät. Die ganze Unternehmung war bereits der infamsten Treulosigkeit erlegen.

Um drei Uhr machten Berner und Freiburger Standestruppen einen Ausfall, griffen aber die Insurgenten nicht an. Oberst Freiderville von Bern mit seinen Dragonern näherte sich als Parlamentär den Insurgenten und gab sein Ehrenwort, daß, wenn sie

die Waffen niederlegen wollten, alle ihre Forderungen bewilligt, alle ihre Klagen berücksichtigt werden sollten. Er sprach im Namen der Freiburger Regierung. Sollten noch streitige Punkte und Schwierigkeiten übrig bleiben, so werde nicht Freiburg, sondern die vermittelnden Kantone darüber entscheiden.

Nach diesem feierlichen Versprechen legte ein großer Theil der Aufständischen die Waffen nieder, froh, ohne Blutvergießen an ein gewünschtes Ziel gelangt zu sein. Aber kaum war dieses geschehen, als sie sich von den Truppen der Heimlichen umzingelt sahen, und als mit einem Male die ganze, zum Theile hinter den Bernern versteckt gewesene, mit Kartätschen geladene Artillerie sammt den die Lunten haltenden Artilleristen demaskirt wurde. Diese unsägliche Treulosigkeit verbreitete einen panischen Schrecken und trieb die bereits entwaffneten Aufständischen in die Flucht.

Ehenaur wurde noch in der Nacht nach diesem Tage des Verrathes von einem seiner Leute auf der Flucht ermordet. Henri Rossier, der angeklagt wird, schon früher seinem eigenen Vater nach dem Leben getrachtet zu haben, wollte sich die Gunst der Heimlichen und die 100 Louisd'or gewinnen. Aber mit dem einfachen Tode Ehenaur's konnten sich die Oligarchen von Freiburg nicht begnügen. Sie ließen den Leichnam durch Soldaten abholen, ihm vor dem Rathhause den Kopf von dem Rumpfe trennen und den Rumpf viertheilen. Der geviertheilte Rumpf wurde unter dem Galgen verscharrt, der Kopf auf dem Romontthore, mit dem Gesichte seinem Geburtsorte zugekehrt, aufgesteckt. Am folgenden Tage führten die Heimlichen mit ihren Weibern und Töchtern vor diesem blutigen Haupte, auf dem Platze vor dem Romontthore, eine Quadrille auf. Aber sie verloren ihre Zeit nicht mit Quadrilletänzen: ihr lieberer Zeitvertreib bestand nun im Verurtheilen zu Galgen, Kerker, Galeeren, Konfiskation und Verbannung. Castella und Raccaud retteten sich durch die Flucht und kamen endlich nach jahrelangen Leiden und Irrfahrten nach Paris, wo sie zur Zeit der Revolution den Clubb der „Patriotischen Schweizer" gründeten, der einen so großen Einfluß auf die Schweiz ausübte und endlich zum Sturze der niederträchtigen Oligarchien führte. Viele der Verschworenen schmachteten auf den französischen Galeeren, denn das monarchische Frankreich machte gern den Kerkermeister der oligarchischen Schweizer; auch sie befreite die französische Revolution.

Ehenaur war nur um wenige Jahre zu früh gekommen.

Dieß die Geschichte dreier Männer, deren sich die Schweizer mit Recht als dreier würdiger Vorläufer der großen französischen Revolution und der neuen Zeit überhaupt rühmen könnten, wenn durch ihre Geschichte nicht zugleich der tiefe Sittenverfall ruchbar würde, und wenn man durch sie nicht erführe, was Europa von den biederen Bergvölkern selten vorausgesetzt, daß hier der Verrath, die Treulosigkeit in Volk und Regierung heimisch waren. Alle diese drei Märtyrer gingen durch Verrath zu Grunde und zwar durch vielfachen Verrath. Und das ist eine der Schwierigkeiten mehr, die diese Patrioten, im Vergleiche zu denen des 14. Jahrhunderts, zu besiegen hatten, eine Schwierigkeit, die eigentlich gar nicht zu bekämpfen war, da sie tief im Volke stak, eingepflanzt in die entwürdigten Gemüther durch eine aristokratische Regierung. Herr Brunnemann, der Historiker dieser drei Patrioten, tröstet sich über ihr Schicksal mit einem Hinblick auf den Ausgang des Jahrhunderts, der das aristokratische Unwesen zusammenstürzen sah; aber auch ohne das Martyrium Davels, Henzi's und Ehenaur's hätte der Sturm der französischen Revolution diese nur auf dem Unrecht beruhenden Regierungen über den Haufen geblasen, wie er es in Zürich, Basel, Schaffhausen, Luzern, Genf ꝛc., die nicht viel besser regiert waren, als die Waadt, Bern und Freiburg, ohne den Vorgang eines Henzi oder Ehenaur gethan. Daß die Schweizer Aristokraten eben so wenig, wie die französischen Emigranten und Bourbonen, dadurch etwas gelernt oder vergessen haben, beweist die Frechheit, mit der sie gleich nach dem Sturze Napoleons auftraten, um ihre alten „Rechte" zu reklamiren, und mit der sie es versuchten, das alte Unwesen wieder herzustellen. Es ist ihnen auch zum Theil gelungen, und die Schweiz hatte nach dem Wiener Kongresse noch an drei Jahrzehnte zu kämpfen, bis sie den Titel eines freien Volkes verdiente, den man ihr im Auslande so gerne gab, weil man ihre inneren Verhältnisse nicht kannte.

M. H.

Ueber Geſundheitslehre.

Von Dr. **Hellmuth Steudel.**

Geſpenſterglauben.

„Und fragſt du noch, warum dein Herz
Sich bang in deinem Buſen klemmt?
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott den Menſchen ſchuf hinein,
Umgibt in Rauch und Moder nur
Dich — Krankenluft und Bücherſchein.

Alſo frei ſollen und wollen wir werden von den Feſſeln und Banden, die wir uns wohl meiſt ſelbſt angelegt haben. Nach den Geſetzen der Natur ſollte die Welt ein Paradies der Freude und der Schönheit ſein, wir aber haben es richtig ſo weit gebracht, daß ſie einem Krankenhaus immer ähnlicher ſieht. Wir haben uns ſelbſt ſo viele Schlingen gelegt, und ſogar die Luft mit unzähligen Krankheitsgeſpenſtern bevölkert, daß wir faſt keinen freien Tritt thun können, ohne zu ſtraucheln. Ehe ſich's einer verſieht, liegt er in der Falle. Ja wohl! da grübeln ſie, und calculiren und ſpintiſiren, wie es doch habe kommen können, daß unſer Herr Gott die vielen Krankheiten erſchaffen, vor denen man ſich kaum zu retten weiß. Der Theologe meint ſo, der Mediciner ſo; aber alle ſind heute noch ſo uneinig wie vor 100 Jahren. Gibt es ja unter den Aerzten ſelbſt ſolche, welche die Krankheiten von der Erbſünde, dem Schlangenſamen herleiten, von den neuen und abenteuerlichen Theorieen der Homöopathie gar nicht zu ſprechen. Bei nüchterner Beobachtung und Unterſuchung ſtellt ſich jedoch die Sache ziemlich einfach heraus. Wir ſelbſt und niemand anders haben uns in den Schlamm der Krankheiten hineingeführt, und es gibt keinen andern Weg, wieder herauszukommen, als den der Selbſterkenntniß und Selbſtüberwindung. Wir müſſen den Abſagebrief ſchreiben dem Geiſter- und Geſpenſterglauben, der Nachbeterei und der Gedankenloſigkeit. Haben die Alten die Krankheiten als die Strafe eines zürnenden Gottes, als das Werk dämoniſcher Mächte, böſer Zauberer und Kobolde betrachtet, ſo iſt die neue Zeit um nicht viel klüger geworden, indem ſie unſere Luft, ſtatt mit Hexen und böſen Geiſtern, mit allen möglichen Krankheitskeimen, Luftgiften und Anſteckungsſtoffen aller Art bevölkert hat, die man oft (trotz einem Paſſagier) von einer Stadt in die andere, von Land zu Land und über Ströme und Seen reiſen läßt. Daneben finden wir noch das alte Mährchen, daß ſich die Krankheiten vererben, daß ſie in den normalen Entwicklungsperioden ihren Grund haben; von Wind und Wetter, Hitze und Kälte gar nicht zu ſprechen; kurz man ſchiebt die Schuld lieber auf alles, als auf die Menſchen ſelbſt, am liebſten noch auf den Himmel, von dem ja Alles herkommt: bekanntlich von jeher das probateſte Mittel, ſich über ſeine eigenen Fehler zu beruhigen, und auf unſrer lieben Erde Alles hübſch beim Alten zu laſſen.

Man kann das alle Tage hören, wenn man lieſt, daß nach Quetelet's Berechnungen in Frankreich von jährlich gebornen 960,000 Kindern 432,000 alſo ungefähr $^9/_{20}$ wieder hinweggerafft werden, ehe ſie erwachſen waren, ehe ſie haben Nutzen leiſten können, und daß in Württemberg nach Memminger's Berechnungen $^1/_3$ aller gebornen Kinder nach wenig Jahren ſterben, ſo weiß man ſich gleichwohl zu tröſten: da heißt es eben, das gehöre einmal zur göttlichen Weltordnung, es ſeien ohnedieß zu viel Menſchen da, u. dgl.

Glaubt das nicht. Nicht das iſt die Beſtimmung der jungen Geſchöpfe, daß ſie nach kurzem Lärm wieder heimgehen, ſondern daß ſie friſch und fröhlich heranwachſen, wie die Thiere auch, leben und geſund ſind, und ihre Eltern begraben, anſtatt daß, wie jetzt, die Hälfte der Kinder von den Eltern begraben wird. Oder ſehen wir einmal im Jünglingsalter nach: wie oft findet man, daß gerade die Talentvollſten, Vielverſprechendſten in jungen Jahren zu Grunde gehen, während ſo viele Mittelmäßige am Leben bleiben? „Jene ſeien für die Welt zu gut geweſen" und dergleichen, heißt es dann; auch hier wird das „Verhängniß" oder eine im Geheimen waltende Macht beſchuldigt, nur um die Schuld von den Menſchen und ihren fehlerhaften Einrichtungen abwälzen zu können. Wie oft lieſt man nicht in den Todesanzeigen: dem unerforſchlichen Rathſchluß des Himmels hat es gefallen, unſere liebliche talentvolle ꝛc. ꝛc. abzurufen! Erlauben Sie, meine Gnädige, es iſt ganz und gar nichts Unerforſchliches daran, als höchſtens das, daß bei der zur Regel gewordenen Mißhandlung des körperlichen Organismus in jungen Jahren nicht noch viel mehr ſterben. Wir wiſſen ja, daß jene talentvollen Kinder, jene frühreifen Genie's beſtändig zuſammengekrümmt zu Hauſe geſeſſen, um zu arbeiten Tag und Nacht, ſich abzuhärmen mit wirklichen und eingebildeten Sorgen, daß ſie ihrem ſchwächlichen zarten Körper, ſtatt ihn ausruhen und ſich erholen zu laſſen, mit allen möglichen Reizmitteln zuſetzten, kurz alles thaten, um den unvermeidlichen Ruin ihrer körperlichen Conſtitution herbeizuführen; die Verſchlingen gegen die Natur und ihre Geſetze werden aber ebenſogut geſtraft, ob ſie im Taumel des Sinnengenuſſes oder in dem Ringen nach Ruhm und Kenntniſſen begangen werden; auch das edelſte Streben vermag jene Geſetze nicht zu ändern.

(Fortſetzung auf S. 207.)

Obiger Aufſatz ſchließt ſich an einen früheren an, welcher im erſten Jahrgang der Freya, Seite 154, abgedruckt iſt.

Digitized by Google

1. Jery und Bätely.

Von **Adolf Schöll.**

Das Singſpiel Jery und Bätely gehört in der Entwicklung Goethe's zu jenen dramatiſchen Kleinigkeiten, die, mit ſchlichter Beſtimmtheit gezeichnet, mit mäßigen Farben gehöht, gegen den Humorſchwung ſeiner dramatiſchen Jugendſchwänke zurückſtehen, aber in der Wahrheit der Motivirung und in der Reinheit der Umriſſe ſeinen Uebergang zu dem klaſſiſch objektiven Styl andeutet, der die größern Werke ſeiner zweiten Periode auszeichnet.

Es war auf jener Reiſe mit ſeinem jungen Herzog in der deutſchen und franzöſiſchen Schweiz vom Oktober bis Dezember 1779, daß neben Goethe's Briefen aus der Schweiz (zweite Abtheilung), die, zum großen Theil unmittelbar aufgeſetzt, die durchwanderten Naturſcenen ſo klar umfaſſend ſchildern, und neben der ſchönen Ode „Geſang der Geiſter über dem Waſſer," in der Luft des Berglandes dieß kleine Drama entſtand; wie es denn auch auf einer Alpenwieſe ſpielt und nach Haupt- und Nebenzügen in die Lebensbedingungen dieſer Bergbewohner gekleidet iſt.

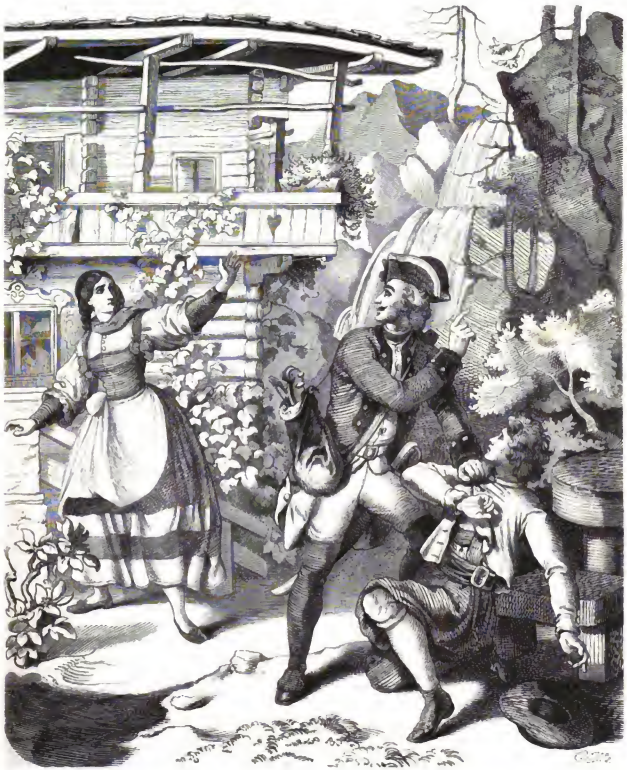
Seiner Form nach iſt Jery und Bätely, was man damals eine Operette nannte: leichtbewegte Handlung, in deren Dialoge ſich einzelne Lieder, Duette, Terzette verflechten — eine ungleich gemiſchte Weiſe des Vortrags, die jetzt mißbilligt wird, die jedoch dieſes Goethe'ſche Singſpiel dadurch beſſert, daß der Schluß, in völlig muſikaliſcher Form, die Singſtimmen ſammelt und durch Hinzutritt eines Chors die harmoniſche Steigerung vollendet.

Goethe ſandte bereits am 29. Dezember 1779, von einer Station der Rückreiſe aus, den Text an ſeinen Freund Kaiſer nach Zürich zum Komponiren, dann am 30. Januar (in der dritten Woche nach der Rückkunft) von Weimar die zweite Abſchrift mit begleitenden Bemerkungen für die Auffaſſung. Es iſt nachmals dieſe Operette, oft in Weimar aufgeführt, eine dankbare Vorſtellung geweſen, auch auf andern deutſchen Bühnen gegeben worden.

Die Fabel iſt anmuthig. Ein blühendes, rüſtiges Mädchen, das die Wohnung mit dem alten Vater auf der Bleiche und Weide ihrer grünen Alp dem Leben in der unterhalb gelegenen Ortſchaft, und die jungfräuliche Freiheit den Würden einer Hausfrau vorzieht, hat ſich bei der Nachbarſchaft durch Abweiſung ſo manches warmen Freiers den Vorwurf ſpröden Stolzes zugezogen und wird auch von dem treuen Werben des jungen Mannes nicht gerührt, der ihr ſeine ganze Neigung, ihrem alternden Vater eine beſſere Gemächlichkeit, und ihrem Mitgenuſſe einen hübſchen Wohlſtand anbietet. Dem verſchmähten Jery kommt plötzlich ſein Jugendkamerad Thomas zu Hilfe, der vor Kurzem ſeine Kapitulation ausgedient, noch ſoldatiſch angethan, eben aus Unternehmungs- und Wanderluſt einen Trupp Ochſen zum Verkauf nach Mailand führt. Jetzt vom Kummer des Freundes bald unterrichtet, verſpricht er ihm ſogleich in ſeinem luſtigen Selbſtvertrauen, dem Mädchen den Kopf zurecht zu ſetzen, und bedingt ſich einen baaren Kupplerlohn. Er begibt ſich an's Werk, indem er, als Reiſender Erfriſchung fordernd, das Mädchen aus dem Hauſe ruft. Da er aber zu raſch in Zuthulichkeit vorſchreitet, zieht Bätely ſich gleich wieder in's Haus zurück und ſchlägt vor dem wiederholt Anpochenden Thür und Fenſter mit runder Wegweiſung zu. Er iſt in ärgerlicher Verlegenheit, als eben ſeine Ochſenheerde ankommt. Gleich weiſt er die Knechte an, ſie in Bätely's Wieſe zu treiben, ihre Kühe hinauszujagen, der Kürze halb die Planken einzuwerfen. Dem beſtürzt heraneilenden Alten, dem empörten Mädchen antwortet er mit Geigenſpiel und ſchalkhaften Lehren. Der Vater geht, die Nachbarn zu Hilfe zu rufen. Thomas, der, um zu kapituliren, ſich Bätely zärtlich nähert und von der in's Haus Fliehenden zurückgeſtoßen wird, fährt an's Fenſter, um es zurückzuſchieben, und ſchlägt, erſt unwillkürlich, dann in toller Laune auch noch alle Scheiben ein. Dann greift er wieder zur Geige und geht auf die in Beſchlag genommene Wieſe. Als der Vater zurückkommt, dem die mißwollenden Nachbarn wenig Gehör geſchenkt, iſt ſein Verdruß und Bätely's Verzweiflung auf der Höhe. Sie ſollte erfahren, daß ein

Digitized by Google

alleinſtehendes Mädchen ſo wohl nicht ſtehe, als ihr junger Muth glaubte. Sie ſollte inne werden, was eines treuen Mannes Beiſtand werth ſei. Da tritt Jery auf. Dieß iſt die Scene, die zu der draſtiſchen Kataſtrophe fortſchreitet, welche unſere Zeichnung vor Augen ſtellt.



Vater. Jery, ſei willkommen, ſei geſegnet!

Jery. Was geſchieht hier? Warum ſeid ihr ſo verſtört?

Vater. Ein Fremder verwüſtet uns die Matten, zerſchlägt die Scheiben, kehrt alles drunter und drüber. Iſt er toll? iſt er betrunken? was weiß, was weiß ich? Niemand kann ihm wehren, niemand. — Beſtraf' ihn, vertreib' ihn!

Jery. Bleibet gelaſſen, meine Beſten, ich will ihn packen, ich ſchaff' euch Ruhe, ihr ſollt gerächt werden!

Bätely. O Jery, treuer, lieber! Wie erfreuſt du mich! Sei unſer Retter! Tapferer, einziger Mann!

Jery. Geht beiſeite, verſchließt euch in's Haus. Laßt euch nicht bange ſein! Laßt mich gewähren. Ich ſchaff' euch Rache und vertreib' ihn gewiß.

(Vater und Bätely gehen ab.)

Jery
(allein, indem er einen Stock ergreift.)
Dem Verweg'nen
Zu begegnen,
Schwillt die Bruſt.
Welch Verbrechen,
Sie beleid'gen!
Sie vertheid'gen,
Welche Luſt!
(Er tritt gegen die Wiefe.)
Weg von dem Orte!
Ich ſchone keinen.
(Indem er abgehen will, tritt ihm Thomas entgegen.)

Thomas.
Spare die Worte,
Es ſind die Meinen.

Jery.
Thomas!

Thomas.
O Jery!
Soll ich von hinnen?

Jery.
Biſt du von Sinnen!
Haſt du's gethan?

Thomas.
Jery, ja Jery!
Nur höre mich an.

Jery.
Wehr' dich, Verräther!
Ich ſchlage dich nieder.

Thomas.
Glaub' mir, ich habe
Noch Knochen und Glieder.

Jery.
Wehr' dich!

Thomas.
Das kann ich!

Jery.
Fort mit dir, fort!

Thomas.
Jery, ſei klug,
Und hör' nur ein Wort!

Jery.
Rühr' dich, ich ſchlag' dir
Den Schädel entzwei!

Liebe, o Liebe,
Du ſtebeſt mir bei.

(Jery treibt Thomas vor ſich her, ſie gehen, ſich ſchlagend, ab. Bätely kommt ängſtlich aus der Hütte, die beiden Kämpfenden kommen wieder auf's Theater, ſie haben ſich angefaßt und ringen, Thomas hat Vortheil über Jery.)

Bätely.
Jery! Jery!
Höre! Höre!
Wollt ihr gar nicht hören?
Hilfe, Hilfe!
Vater, Hilfe!
Laßt euch, laßt euch wehren!

(Sie ringen und ſchwingen ſich herum, endlich wirft Thomas den Jery zu Boden.)

Thomas (ſpricht abgebrochen, wie er nach und nach zu Athem kommt.) Da liegſt du! Du haſt mir's ſauer gemacht! Doppelt ſauer! Du biſt ein ſtarker Kerl und mein guter Freund! Da liegſt du nun! Du wollteſt nicht hören. Uebereile dich nicht mehr! Das iſt eine gute Lection. Armer Jery! wenn dich auch der Fall von deiner Liebe heilen könnte! (Zu Bätely, die ſich indeſſen mit Jery beſchäftigt. Jery iſt aufgeſtanden.) Um deinetwillen leidet er, und mich ſchmerzt, daß ich ihm weh gethan habe. Sorge für ihn, verbinde ihn, heile ihn! Er hat ſeinen Mann gefunden; viel Glück, wenn er bei dieſer Gelegenheit auch eine Frau findet! Ich mache mich auf die Wege, und habe nicht länger zu paſſen.
(Ab.)

Jery (der indeſſen von Bätely begleitet an den Tiſch im Vordergrunde gekommen, und ſich geſetzt hat.) Laß mich, laß mich!

Bätely. Ich ſollte dich laſſen? Du haſt dich meiner ſo treulich angenommen!

Die Entwicklung nach dieſer Kriſis liegt nahe. Das Geſtändniß der Daukbaren, Reuevollen, beſchämt Liebenden, die frohe Ueberraſchung des Vaters, die Ausſöhnung mit dem kauftiſchen Freiwerber Thomas heben die Stimmen warmer Vereinigung dem Chor der Sennen entgegen, die zur Hilfe herankommen und, aus Thomas' Munde mit luſtiger Sprachweisheit erheitert, den glücklichen Schluß in ihrem Jubel ausbreiten. —

Als dieſes dramatiſche Idyll in friſcher Niederſchrift ſich bei dem Komponiſten Kaiſer in Zürich befand, und Lavater, in deſſen nächſter Nähe es Goethe geſchrieben, Einſicht davon bekam, äußerte er darüber in einem Brief an den Dichter eine gewiſſe Unbefriedigung. Goethe erwiderte:

„Daß Du mit meinem Jery nichts Gemeines haſt, verſteht ſich; ich dachte nicht, daß Du's leſen würdeſt. Es ſind ſo viele Stufen, Treppen und Thüren von Deiner Giebelſpitze bis zu ſo einem Hauswinkelchen, die Du, Gott ſei Dank, nie auch nur aus Neugierde heruntergehen kannſt."

Digitized by Google

Ueber Geſundheitslehre.

(Fortſetzung von S. 203.)

Der Glaube, daß die Krankheiten von außer uns liegenden Urſachen herkommen, iſt hauptſächlich deßwegen ſo eingewurzelt, und wird es noch lange bleiben, weil bei dieſem Glauben alle Parteien ihren Vortheil finden: Der Kranke, weil er natürlich nicht ſelbſt an ſeiner Krankheit ſchuldig ſein will; wenn er ſagen kann, ich bin von einem Typhuskranken, Ruhrkranken ꝛc. angeſteckt worden, oder: ich habe meinen ſchwachen Unterleib von meinem Vater geerbt u. dgl., ſo lautet das ganz anders, als wenn er ſagen müßte, ich habe mir ſelbſt durch Leichtſinn, Nachläſſigkeit und Unmäßigkeit eine Krankheit zugezogen; auch für die Bewohner einer Straße, eines Hauſes, Stadtviertels, einer ganzen Stadt iſt es viel beruhigender, die bei ihnen herrſchenden Krankheiten als fremde Gäſte, die ſich durch einen fatalen Zufall eingeſchlichen haben, darzuſtellen, als von ſich ſagen zu laſſen, daß ihre Heimat, ihre Wohnung ein Krankheitsherd ſei. Auch die Behörden ſind mit der Erklärung, daß dieſe und jene Krankheiten von außen hereingekommen, eingeſchleppt ſeien, oder in einer beſonderen Luftconſtitution ihren Grund haben, höchlich zufrieden, weil ſie dieſer Glaube von aller Verantwortlichkeit und von der Mühe erlöst, die Urſachen jener Krankheiten aufzuſuchen und zu beſeitigen. Und endlich die praktiſchen Aerzte, nun die haben zudringliche Fragen genug zu ſtellen und zu beantworten, und ſind gewiß oft froh, wenn ſie einem außer uns liegenden Verhängniß das zuſchreiben dürfen, was ſie nicht erklären können, abgeſehen davon, daß es oft nicht ganz ungefährlich iſt, das Detail der Lebensart der Patienten allzuſcharf zu kritiſiren. Wohl den wenigſten Müttern dürfte man ſagen: Ihr habt durch Eure Thorheiten, Eure Verweichlichung, Ueberfütterung, Eure unzweckmäßige Behandlung u. ſ. f. Eure Kinder krank gemacht; aber daß dem Kleinen der Schnupfen, die Ruhr, der Keuchhuſten und u. dgl. von irgend einem andern Kind mitgetheilt wurde, das findet man ganz in Ordnung.

So iſt die Theorie von der Anſteckung zu einem Popanz geworden, den man zehnmal mehr fürchtet, als er es verdient; und wie es immer geht, während die gläubigen Seelen eingebildeten Gefahren zu entrinnen ſuchen, verſäumen ſie es, die wirklichen kennen zu lernen und zu vermeiden. Daß gewiſſe Krankheitsprodukte durch direkte Uebertragung bei geſunden Menſchen Krankheiten weiter verbreiten und fortpflanzen können, wer wollte das läugnen, da man ja nöthigenfalls jeden Tag die beſtimmte Probe und den exakten Beweis davon liefern kann. Doch von dieſer Art von Anſteckung iſt hier nicht die Rede, ſondern es handelt ſich von ſolchen Fällen, wo in die Entfernung, oder bei nur ganz flüchtiger Annäherung, oder Berührung, ſogar nur einer dem Kranken angehörigen Sache, die Anſteckung erfolgen ſoll. So ſind faſt die meiſten fieberhaften Krankheiten in den Geruch der Anſteckungsfähigkeit gekommen. Bei den ſogenannten Epidemien hält man nun vollends jeden für einen verwegenen Ketzer, der nicht unbedingt an die heilige Lehre von der Anſteckung glauben will, ob es gleich gar nicht ſchwer hält bei jeder Epidemie ebenſoviele Thatſachen zu finden, die gegen Anſteckung, als ſolche, die für dieſelbe ſprechen. Denn nicht einmal die Luft in Spitälern, wo oft Dutzende oder Hunderte von ſogenannten anſteckenden Kranken liegen, iſt im Stande, nur die nächſte Umgebung zu beheftigen; und wie könnte, wenn die Anſteckung auf die Entfernung eine ausgemachte Sache wäre, eine Epidemie je aufhören, ſo lange es noch Geſunde gibt? Darauf gibt es nun eine Reihe von trefflichen Antworten. Für eine Menge Fragen, die wir nicht zu beantworten wiſſen, haben wir, da wir doch einmal antworten ſollen und niemals ſagen dürfen, daß wir etwas nicht wiſſen, einige ſchöne gelehrte Ausdrücke erfunden, die dem Laien außerordentlich imponiren und uns nichts koſten. Im vorliegenden Fall alſo würde man ungefähr folgendermaßen antworten: Es iſt eine Eigenthümlichkeit der Epidemieen, daß ſie nur immer einen kleinern oder größern Theil der Einwohnerſchaft befallen, oder: es hängt von der Receptivität der einzelnen Menſchen ab, ob ſie leichter oder ſchwerer ergriffen werden, oder: die Dispoſition von epidemiſchen Krankheiten ergriffen zu werden, iſt bei den einzelnen Menſchen verſchieden, jeder hat eine beſondere Krankheitsanlage u. ſ. f. Aber etwas Beſſeres als Worte, bei denen ſich ſehr wenig Faßliches denken läßt, ſind alle dieſe Ausdrücke, wie: Anlage, Dispoſition, Inclination, Receptivität ꝛc., denen wir bei Antworten auf naſeweiſe Fragen begegnen, lediglich nicht. Wenn man auf die Frage, warum ſich dieſer oder jener gegen gewiſſe Eindrücke ſo und ſo verhalte, antwortet, dieß ſei eine Eigenthümlichkeit dieſer oder jener Perſönlichkeit, ſo heißt das gar nichts anderes, als daß wir den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung im vorliegenden Fall nicht wiſſen, es iſt das alte delphiſche Orakel in moderner Geſtalt, denn „eben wo Begriffe fehlen, da ſtellt ein Wort zu rechter Zeit ſich ein.“

Wenn an einem Orte mehrere oder viele zu gleicher Zeit oder kurz nach einander von derſelben Krankheit ergriffen werden, ſo heißt man dieſelbe anſteckend, einer ſoll ſie dem andern mitgetheilt haben, der eine war in einem Haus, wo ein anderer krank lag, der andere war in der Schule in der Nähe eines der Krankheit Verdächtigen u. ſ. f. kurz an ſogenannten Beiſpielen der Anſteckung fehlt es nie; aber Einer muß doch die Krankheit zuerſt bekommen haben; ſo gut ſie bei Einem entſtanden iſt, ſo gut kann ſie auch bei einem Dutzend entſtanden ſein, und ſo gut ſie in dem Dorfe ausgebrochen iſt, kann ſie auch in den Dörfern G. und Z. ausbrechen, es braucht ſie Niemand hin und her zu tragen; die Ur-

Digitized by Google

sache einer Krankheit ist immer da zu suchen, wo diese entstanden ist. Wenn sich mehrere oder viele zugleich den Magen verderben, viel schlechtes Getränk und schlechte Speisen zu sich nehmen, sehr lange bei schlechter Wohnung und unzureichendem Ersatz angestrengt arbeiten, was ist dann natürlicher, als daß alle diese Leute in gleicher Weise erkranken, denn in der ganzen Welt bringen gleiche Ursachen gleiche Wirkungen hervor! Wenn in einem Hause, in einer Straße, in einem einzelnen Stadttheile der Typhus herrscht, so beweist gerade der Umstand, daß in diesem Hause, dieser Straße, diesem Stadttheile doch nicht alle krank werden, und ferner der Umstand, daß die Krankheit über jenen begrenzten Raum hinaus sich nicht verbreitet, auf's deutlichste, daß hier gerade von Ansteckung nicht die Rede sein kann, sondern daß die Krankheit in ganz bestimmten örtlichen Verhältnissen ihren Grund haben muß, wie man auch in solchen Fällen schon sehr häufig den Grund der Krankheit in schlechten Nahrungsmitteln, schlechtem Trinkwasser, schlecht angelegten Abzugskanälen und Kloaken u. dgl. gefunden hat. — Mag aber auch an der Ansteckungstheorie etwas Wahres sein, so beweist die Art, wie man die nicht in diese Theorie passenden Thatsachen durch das Aufstellen einer besondern, zu jenen Krankheiten inclinirenden Anlage, einer Disposition oder Idiosynkrasie u. dgl. zu erklären sucht, daß eben die sogenannte Ansteckung nicht der einzige, und wohl auch nicht der hauptsächlichste Moment ist, welcher die Weiterverbreitung jener Krankheit vermittelt, sondern daß die Hauptursache des Ausbruchs der Krankheit in der Individualität, d. h. in den persönlichen Verhältnissen des Erkrankten zu suchen und zu finden ist. Die Sorgfalt für die persönlichen Gesundheitsverhältnisse ist aber eben die Hauptsache; sind diese in Ordnung, so können wir mitten unter Typhus- und Cholerakranken wandeln, die „Ansteckungsluft" wird uns nichts anhaben. Gibt es aber irgend ein Mittel, die Ansteckung möglichst sicher, den Umgang mit den Kranken möglichst gefährlich zu machen, so kennen wir kein besseres, als die möglichst strenge Durchführung der sogenannten Absperrungsmaßregeln, Quarantaine-Anstalten u. dgl. trauriger Ueberbleibsel mittelalterlicher Unwissenheit und Barbarei; denn je sorgfältiger abgesperrt ein Krankenlokal ist, deste schwieriger ist es, in demselben diejenigen Maßregeln herbeizuführen, welche die Krankheit verlangt, namentlich Reinlichkeit, möglichst schnelle Entfernung aller beschmutzten Utensilien und Ersatz durch frische, ferner Luftemeuerung, passende Nahrung u. s. f., und deste mehr werden diejenigen gefährdet, welche in einem solchen von der übrigen Welt möglichst abgesperrten Lokale entweder als Kranke festgehalten werden, oder als Gesunde den Kranken pflegen müssen. Wer sich über alle diese Verhältnisse näher unterrichten will, dem empfehlen wir die Lektüre der hygieinischen Briefe von Dr. Fried. Oesterlen, hauptsächlich den 25. und 26. Brief.

Wir kommen auf ein zweites Gespenst zu sprechen, an welches die Meisten eben so fest glauben, wie an das bereits Abgehandelte, nämlich die sogenannte Erblichkeit der Krankheiten. Wenn in einer Familie eine und dieselbe Krankheit sich bei vielen Mitgliedern wiederholt zeigt, und man nicht weiß, wo das herkommt, oder es sich nicht gestehen will, daß die eigenen Fehler daran Schuld sind, dann heißt es: es ist erblich, es ist Familienanlage u. dergl. Damit ist Jedermann zufrieden: dem einen Theil ist die Mühe erspart, näher über die wirklichen Ursachen nachzuforschen, dem andern, über sein eigenes Leben nachzudenken, ob er nicht etwa selbst daran Schuld sei. Bei der Erblichkeit trifft Niemand ein Vorwurf, dieß ist Sache des Verhängnisses, wofür Niemand verantwortlich gemacht werden kann.

Da sitzt ein reicher Gutsbesitzer, stark und mit rothem glänzendem Gesicht; man sieht, es geht ihm wohl, er hat Alles im Ueberfluß; er läßt sich nichts abgehen, hat Pferde und Wagen und einen guten Keller. Seit undenklichen Zeiten führten seine Ahnen die besten Weine und die beste Küche. Alles ginge vortrefflich, wenn nicht das Zipperlein ein Erbstück der Familie wäre und Ihre Gnaden gleichfalls häufig zur Last fiele. Begeben wir uns auf das Zimmer eines Gelehrten, welcher der Natur ihre tiefsten Geheimnisse ablauscht, — die Hämorrhoiden, die sein Vater, ebenfalls ein gewaltiger Gelehrter, ihm hinterlassen, verbindern ihn am Gehen. Ihm gegenüber wohnt ein hoher Beamter, der weiter nichts zu klagen hat, nur muß er, wie schon sein Vater, der Minister war, alle Jahre in's Bad, damit die Hypochondrie nicht zu sehr die Oberhand bekomme, gegen welche übrigens schon dasselbe Bad seinem Vater die wesentlichsten Dienste geleistet hat. — In demselben Hause liegt eine an der Schwindsucht sterbende Frau; ihre Großmutter hat auch ihr Leben weggehustet, die Mama wußte davon nichts; da hat die Erblichkeit gar einen Sprung gemacht von der Großmutter auf die Enkelin, das ist ganz klar. Die Erblichkeit ist erwiesen, und Jedermann findet Alles ganz in Ordnung, obgleich die Beispiele, wo sich derartige Krankheiten nicht auf die Nachkommen forterben, und diejenigen, wo sie bei den Enkeln auftreten, ohne daß sie die Väter und Großväter gehabt haben, viel zahlreicher sind und täglich beobachtet werden können, und sich die Sache dadurch erklärt, daß die Nachkommen die Krankheiten der Eltern und Voreltern eben nur dann bekommen, wenn sie sich denselben Krankheitsursachen aussetzen. — Daß schwächliche Eltern im Allgemeinen mehr schwächliche Kinder haben werden, als kräftige Eltern, kann man wohl gelten lassen, obgleich auch hier das Meiste auf die spätere Behandlung ankommt. Die Flatheads-Indianer pressen ihren Kindern die Köpfe platt, die Karaiben geben ihnen eine zuckerhutartige Form, und doch vererbt sich nichts: die Natur bringt immer wieder die normalen Schädel hervor, und die närrische Mutter muß die Köpfe ihrer Kinder immer wieder von Neuem kneten und pressen. Civilisirte und halbcivilisirte Völker wetteifern miteinander, die natürliche Gestalt des Menschen zu verhunzen und zwar seit Jahrhunderten, und doch bringen in China die Kinder immer wieder normale Füße, und bei uns normal gebildete Brustkasten mit auf die Welt, trotzdem daß sich die Mutter, Großmutter und Urgroßmutter in ihrer Jugend eine Wespentaille und später einen Buckel an-

Digitized by Google

Sallenche und der Montblanc

Stuttgart Verlag v. Krais & Hoffmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

geschnürt hatte. Dasselbe geschieht bei den Thieren; die Civilisation schneidet den Pferden und Hunden Schwänze und Ohren ab, und doch kümmert sich die Natur nichts um diese Vermächtnisse, und bringt immer wieder die ursprüngliche Form hervor. Was die Erblichkeitsmeinung so sehr begünstigt, ist, daß sich die Racen der Thiere fortpflanzen, daß sich der Racenunterschied und andere Eigenthümlichkeiten, Familienähnlichkeit u. s. f. auch beim Menschen forterben. Alles dieß sind unläugbare Wahrheiten; mit dieser Vererbung hat es aber bald ein Ende: nehmt dem spanischen Schafe seine heimatlichen Kräuter und Weiden, so wird es bald keine so feine Wolle mehr tragen; treibt die Schweizerkuh von ihrer Alpe weg, so wird die Nachkommenschaft bald eine andere; der Enkel des schwäbischen Auswanderers ist auch kein Schwabe mehr, sondern ein Amerikaner. So ist es überall: das was einem Stamme, einem Geschlechte eigenthümlich geworden, mit seiner Natur gleichsam verwoben ist, das pflanzt sich fort, so lange nicht mächtigere Ursachen, z. B. ganz veränderte Lebensart, verändertes Klima, es verhindern. Der mechanische Lebensgang hingegen und die Gesetze der Organisation sind bei allen Menschen dieselben; sie suchen stets die ursprünglichen Anlagen wieder herzustellen, aber Alles, was hindernd, störend auf die normale Organisation einwirkt, wird entfernt *). Das Wahre an der Erblichkeitsmeinung ist: Was dem natürlichen Lebensgange gemäß ist, kann auch vererbt werden, alles was sich durch krankhafte Einflüsse gebildet hat, verschwindet bei der nächsten Generation. Wenn in einer Familie die Väter, Söhne und Enkel an Gicht und Stein, oder an der Schwindsucht, oder an Hypochondrie leiden, so kommt dieß nicht davon her, daß sie es von einander erbten, sondern davon, daß sie alle die gleiche Lebensart führten, sich den gleichen Krankheitseinflüssen aussetzten, und gleiche Ursachen gleiche Wirkungen hervorbrachten, während bei vernünftiger Erziehung die Kinder kränklicher Eltern gesund und blühend werden, und auf der andern Seite die Kinder der gesundesten Eltern an jenen Krankheiten leiden, sobald sie sich den dieselben erzeugenden Ursachen aussetzen.

Ein drittes Gespenst, namentlich für besorgte Eltern, sind die Krankheiten der sogenannten Entwicklungsjahre. Wenn das Kind sich den Magen verdorben hat, Durchfall und Grimmen bekommt, da heißt's gleich: „Der arme Wurm zahnt.“ Ist aber die Ernährung noch tiefer gestört, so daß die Knochenbildung nothleidet, da heißt es gar: „es zahnt durch die Glieder.“ Es ist zwar kein Mensch im Stande, sich unter dieser Phrase etwas irgend Verständliches vorzustellen, aber alle unsere Mütter und Großmütter haben ja von jeher diesen Spruch im Munde geführt. Diese heillosen Zähne! warum machen denn nur sie so viel Rumor? die andern Knochen wachsen doch auch, und von denen will kein Mensch was. Das liebe Vieh macht Zähne nach Herzenslust und hat kein Grimmen und keine Diarrhöe; die Kinder aber auch nicht: sie haben Bauchgrimmen von schlechter oder zu vieler Nahrung, sonst von nichts. Dieselbe Bewandtniß hat es mit den übrigen Entwicklungsperioden: nicht die Entwicklung macht die Jugend krank, sondern die vorher geführte falsche Lebensweise, und gerade die Entwicklungsperioden sind es, wo die Natur, wenn etwas verdorben ist, die Sache wieder ins Geleis bringen will; die Natur gibt Euch ein Zeichen, daß Ihr etwas falsch gemacht habt und daß Ihr es anders machen müßt, und gerade in den Jahren des Wachsthums geht das am besten; dieß ist die wohlthätige Bedeutung der sogenannten Entwicklungskrankheiten. Kein freier Menschen und kein freies Thier weiß etwas von diesen Bedenklichkeiten. Dagegen, wie oft hört man bei uns da und dort eine betrübte Mutter klagen, was ihre in den schönsten Jahren heimgegangene Tochter alles durchgemacht hat. „Ach! was hat die gelitten,“ heißt es da; „was war das für eine schwere Zeit, bis die bösen Zähne heraus waren! Dann überstand sie jedoch ziemlich glücklich alle Kinderkrankheiten.“ Da wissen wir schon, wie wir daran sind, und was von Kraft etwa noch übrig geblieben sein mag; aber es gibt wirklich nicht wenige Mütter, welche glauben, wenigstens die Hauptkrankheiten müsse jedes Kind durchmachen, es gehöre das zum regelmäßigen Lebensgang. — Nein, verehrteste Frau Großmutter, ein vernünftig erzogenes Kind braucht gar keine Kinderkrankheiten durchzumachen und bekommt auch keine. — Dann klagt man weiter: „Da kam ums 15. Jahr wieder viel Jammer und Noth, auch stellte sich die Hofdame Bleichsucht ein, und das arme Kind hatte gar viel zu leiden, doch überstand sie es endlich glücklich und wuchs zwar etwas zart, aber doch lieblich heran, bis eine verwünschte unglückliche Liebe sie wieder darniederwarf und ins frühe Grab brachte.“ — Mit Gunst, verehrte Frau, Sie schießen gewaltig fehl. So eine sogenannte unglückliche Liebe ist nicht halb so gefährlich; ein gesundes kräftiges Mädchen erträgt dergleichen standhaft, aber der Organismus der Verstorbenen war schon von Kindheit auf untergraben, und hat sich durch alle Eure verderblichen Künsteleien nur mühsam durchwinden können — kein Wunder, daß der erste Sturm die schwache Lilie knickte; einem gesunden kräftigen Mädchen, das ihrer Bestimmung getreu und gewachsen ist, wird schon gar kein Liebhaber ungetreu; das ist kein Hirschmelken und kein Gewimmer. — Aehnlich ist es bei den Jünglingen: den schwächlichen, ewig reizbaren, schmachtenden, nervösen Muttersöhnchen bricht die Untreue des Liebchens das Herz; ein gesunder kräftiger Bursche überwindet das bald, nimmt eine andere, und wird ein glücklicher Gatte und Familienvater. —

Endlich müssen wir noch den gefährlichsten Feind der Gesundheit auf's Korn nehmen: den unangreifbaren, unsichtbaren und unbegreiflichen Dämon, der Jahr aus Jahr ein in allen Ländern, in allen Zonen im finstern schleicht, um jeden Philister, der sich hinter dem Ofen hervor oder gar zur Stubenthüre hinaus

*) Es ist natürlich hier nicht von jenen seltenen Fällen die Rede, wo eine zur Zeit der Niederkunft an einer Blutkrankheit, z. B. den Pocken, leidende Mutter ein ebenfalls krankes Kind gebären kann, sondern von jenen Fällen, wo das Kind gesund zur Welt kommt, Jahre lang ganz gesund bleibt und wo sich erst nach Ablauf vieler Jahre ein angeblich von den Eltern ererbtes Leiden, z. B. Gicht, Schwindsucht, Hämorrhoiden u. dgl. entwickeln sollen.

Digitized by Google

wagt, jählings zu überfallen: wir meinen die Erkältung, dieses Lieblingssteckenpferd aller graduirten und nicht graduirten Heilkünstler, und aller kurirten oder zu kurirenden Angstmänner. Hunderte von Aerzten und Tausende von Laien sprechen täglich von den Erkältungen, welche so viele und schwere Krankheiten verschuldet hätten, und wie wenige sind es wohl, welche auch nur Einmal es der Mühe werth hielten, sich darüber Rechenschaft zu geben, was man eigentlich unter dieser Phrase Vernünftiges verstehen könne. Daß man diejenigen Fälle, wo in Folge längerer Einwirkung bedeutender Kältegrade bestimmte Krankheiten entstehen, nicht dahin rechnet, ist stillschweigend allgemein angenommen, vielmehr sind es leichtere, in der Regel schnell eintretende Temperaturveränderungen, verbunden mit beengter Luft oder Durchnässung, welche, anscheinend unbedeutend, doch eine besonders fatale, tückische Wirkung auf den menschlichen Organismus haben sollen. Haben wir den Schnupfen, Katarrh, Halsweh, Brustleiden, Rheumatismus, Diarrhöe, Ruhr, Rothlauf, Gicht, kurz fast Alles, was uns zwickt und zwackt, es kann gar nicht fehlen, wir haben uns erkältet, ja es wird schwer halten, in den Büchern über Heilkunst eine einzige Krankheit zu finden, wo nicht die Erkältung als Ursache daneben stände. Noch teller ist es im täglichen Leben; leide an was du immer magst, der Nächste Beste wird dir sagen: Sie haben sich wohl erkältet? Ja sogar, wenn man sich lediglich keiner Kälteeinwirkung erinnern kann, so thut das der Sicherheit gar keinen Eintrag, mit der man erklärt: ich muß mich erkältet haben! Ja, sehr häufig identificirt man die Erkältung mit ihren angeblichen schlimmen Wirkungen, und oft hört man die Leute ganz im Ernst sagen: Ich konnte gestern nicht kommen, ich habe eine große Erkältung gehabt. So ist bei Vielen Erkältung gleichbedeutend mit Katarrh und Rheumatismus. Schon daraus, daß man der Erkältung fast alle Krankheiten zuschreibt, können nüchterne Menschen abnehmen, daß mehr oder weniger Täuschung mit unterläuft, gerade wie bei den Universalmitteln, die alle Krankheiten heilen sollen, obgleich die Meisten jeden fast wie einen Atheisten betrachten, der das beliebte Lied von der Erkältung nicht mitsingt.

Was kann nun aber der Grund sein, daß dieser Schwindel so in Fleisch und Blut fast aller Menschen übergegangen ist? Sollte die Menge der Gläubigen nicht für die Wahrheit der Sache sprechen? Nein! denn die ungeheure Mehrzahl denkt nicht selbst, sondern folgt dem, was irgend eine Autorität ihnen vorsingt; wie Fontenelle sagte: Gebt mir vier Menschen, die fest überzeugt sind, daß es am hellen Mittag Nacht ist, und ich will es Millionen glauben machen. Ein Hauptgrund ist aber der, daß die meisten Menschen glauben, die Ursache einer Krankheit sei immer nur eine einzige und zwar eine unmittelbar vorangegangene; es ist aber gerade umgekehrt: die bei weitem meisten Krankheiten sind das im Lauf von verschiedenen Tagen, Wochen, Monaten, Jahren her in der Stille herangewachsene Resultat aller möglichen ungünstigen Lebensverhältnisse, die schließlich immer auf Verlehlungen gegen die Naturgesetze hinauslaufen. Der Grund, warum man das nicht einsehen will, ist der, daß sich die Gefahr, die Strafe nie unmittelbar einstellt. Warum legt man, um mit Montaigne zu sprechen, die Hand nicht ins Feuer? Weil man auf der Stelle fühlt, daß es brennt; allein dieß ist nicht der Fall bei den Verirrungen und Fehlern des menschlichen Lebens. Dennoch ist die Strafe eben so gewiß, wenn man sich nicht Einhalt thut, und, wie Plutarch treffend sagt: was wir in unserer Unwissenheit Aufschub nennen, ist die Zeit, welche die göttliche Gerechtigkeit braucht, wenn sie den Menschen in die Höhe hebt, um ihn zu stürzen. Dieser Gedanke eines geistreichen Philosophen des Alterthums läßt sich ganz gut auf die Gerechtigkeit der Natur anwenden; auch sie ist eine Vergelterin, welche gleich der Nemesis des Alterthums Aufschub gewähren kann, aber den Schuldigen nie losgibt. Die Gesetze, welche die Strafe sprechen, sind dieselben, welche dem Getriebe der Lebenswerkzeuge zu Grund liegen, sie waren die Bedingungen eines gut geregelten Daseins; sie verhängen über das regelwidrige die Strafe. Diese Gesetze sind die Verfassung für die Natur der Dinge, gegen welche keine Berufung stattfinden kann. Ein weiterer Grund, warum man so gerne Alles auf die Erkältung schiebt, ist der schon öfter angegebene, daß man dadurch der unangenehmen Nothwendigkeit entgeht, die wohlverdiente Strafe sich selbst und seinen eigenen Fehlern zuschreiben zu müssen. Si fecisti, nega! zu deutsch: wenn du gesündigt hast, so gestehe es nicht! Hinter dieser juridischen Regel, die das Glück der Aerzte und das Unglück der Menschen macht, findet der medicinische Glaube eine Freistätte, ein unzerstörbares Bollwerk, das ihn gegen jeden Angriff schlägt. Der Zecher, der Nachtschwärmer, der Wüstling, der Ofenhocker, der Stubenfitzer, das in den dumpfen Schulstuben verkümmernde Kind, die zusammengeschnürte, vor lauter Gelehrsamkeit zu keinem gesunden Athemzug kommende Pensionärin hat sich erkältet, das ist unbestreitbar, und wehe dem Hausarzt, der nicht damit einstimmt; nicht die überzärtlichen Mütter und die unwissenden Wartefrauen machen die Kinder krank, sondern die Luft; nicht durch das Trinken und Rauchen werden die Athmungs- und Verdauungsorgane der Herren rebellisch, sondern dieselben haben sich erkältet; lange im Körper verbreitete, oft aus früher Kindheit stammende und nun plötzlich ausbrechende Krankheiten rasen das scheinbar blühende Mädchen, den scheinbar gesunden Jüngling nach einem Balle weg, und das fachverständige Publikum findet eine vollgiltige Entschuldigung in der Erkältung, die natürlich immer von außen zu einer halboffnen Thüre hereinkommt, oder in einem Schluck Zuckerwasser oder Limonade den Tod bringt, denn die Luft im Ballsaale selbst, worin vielleicht hundert menschliche Lungen athmen, hundert Kerzen und Gasflammen brennen, und ein Staub aufwirbelt, daß man auf den schwarzen Fräcken der Herren Briefe schreiben könnte, die hält Jedermann für gesund; wie auch Niemand die Luft in überfüllten Concertsälen oder Theatern fürchtet, und noch weniger die in niederen, dumpfen, mit Tabak- und Cigarrendampf erfüllten

Digitized by Google

Bier- und Weinhäusern. Da ist es ja behaglich warm, und wenn nur keine Thüren und Fenster geöffnet würden, wo die ungesunde äußere Luft zu der gesunden warmen Kneipenluft hereinkäme, so könnte man noch viel behaglicher sitzen bleiben. — Die Erkältungstheorie ist ein gar gemüthliches Ruhekissen, auf dem sich alle denkfaulen Leute gemächlich niederlassen können; sie halten den Körper für so ein erbärmliches Machwerk, daß sie annehmen, eine schwächere oder unterdrückte Ausdünstung bringe das bewunderungswürdige Meisterstück der Schöpfung ins Grab, während sie doch täglich sehen, daß ihr Körper sich durch allen den Unsinn und die Widernatürlichkeiten, die sie ihm so verschwenderisch aufdrängen, wo nicht immer siegreich, doch stets kämpfend hindurch arbeitet, und wenigstens ein kümmerliches Leben erzwingt, wenn das kraftvolle muthwillig mit Füßen getreten wird.

Ja, auch die Industrie nimmt hie und da Notiz von den medicinischen Systemen und Theorien. So haben früher die Engländer, um ihren Wollenmanufakturen Eingang zu verschaffen, den Gesundheitsflanell in Ruf gebracht; wie die Holländer zur Zeit der Einführung des Thee's und Kaffee's den Arzt Bontekoe bestachen, diese Getränke anzupreisen, so daß derselbe in seiner Abhandlung vom menschlichen Leben folgende Lehren zur Verlängerung des Lebens gab: Rauche unaufhörlich Tabak, und trinke beständig Thee oder Kaffee, und bediene dich des Opiums, so oft dir etwas fehlt. Gegen das Fieber gibt es nach ihm kein besseres Mittel, als 40—50 Tassen Thee hintereinander zu trinken. Nun ist die halbe Christenheit in Flanell eingenäht, und klagt über Katarrh und Rheumatismen. Der Flanell, sagen sie, ist gut gegen Erkältung, aber, wie es scheint, nicht gegen die Schmerzen; und die nicht eingepelzten Sonderlinge wissen doch nichts von Rheumatismen. Natürlich! die Einwirkungen der äußern Umgebung, Luft und Feuchtigkeit werden dem am verderblichsten, der sie am meisten fürchtet; wer allenthalben Feinde sieht, wo keine sind, ist ein geplagter Mann.

(Schluß folgt.)

Die Seide.

(Fortsetzung von S. 124.)

Eine Probe im Kleinen kann die Raupenzüchterin, welche nicht Gelegenheit hat, eine Haspelanstalt (Filatorie) zu beaugenscheinigen, so anstellen. Man legt mehrere Cocons eine Zeit lang in ein mit Wasser von 60 — 65° R. gefülltes Gefäß, wobei sich der die Fäden verklebende leimähnliche Stoff auflöst, und bearbeitet dieselben im Wasser unter steten Umrühren mit einem kleinen Reisigbesen so lange, bis sie an demselben hangen bleiben. Hierauf nimmt man dieselben vom Besen ab, bringt sie in laues Wasser, pflückt unter öfterem Eintauchen und Abspülen die äußersten losen Fäden (die Flockseide) ab und peitscht auf's Neue, bis die Seidenkapseln von dem losen Gespinnste gänzlich gereinigt sind. Zuletzt hangen die gesäuberten Cocons an den Reisern mittelst eines angeschlungenen Fadens, der den Anfang des wahren Gespinnstes darstellt. Befestigt man dieses Trumm an einer Garnwinde und dreht dieselbe, während der Cocon in lauem Wasser liegt, so ist man im Stande, den ganzen Faden wie einen Knäuel Garn abzuwickeln.

Wird ein solcher Coconfaden, der $^1/_{80}$ — $^1/_{150}$ Linie dick ist, vollständig aufgehaspelt, so findet man ihn von der überraschenden Länge von 800 bis 1000 Fuß. Er ist sehr elastisch und höchst fest (dreimal fester als ein gleich dicker Leinfaden, nur dreimal weniger fest als ein gleich dicker Eisendraht), aber nicht durchweg gleichförmig in der Dicke, indem der nach innen zu liegende größere Theil weit zarter und feiner ist, als der Faden, soweit er die Außenfläche des Cocons darstellt. Der letztgesponnene Theil des Fadens ist sogar so zart, daß er nicht abgehaspelt werden kann. Ein Cocon gibt etwa $^1/_5$ des Gewichtes der Seidenhülle, also etwa $^1/_{30}$ Quentchen, gehaspelte Rohseide. Zu einem Pfund gehaspelter Seide sind fünf bis zehn Pfund trockene Cocons, d. h. etwa 2 bis 3000 Stück Cocons erforderlich.

Ein solcher einfacher Coconfaden würde aber trotz seiner Festigkeit zum Verweben unbrauchbar sein; man zwirnt deshalb fünf bis acht solcher Fäden, die von eben so viel Cocons stammen, zu einem Vereinsfaden zusammen. Zu dieser Arbeit, die übrigens durch die Klebrigkeit der Fäden erleichtert, aber auch erschwert wird, sind besondere Haspel-Vorrichtungen und geübte Arbeiter nöthig. Erleichtert wird jene Aufgabe durch die Klebrigkeit der Fäden, weil die zusammengewickelten Fädchen sich durch den harzähnlichen Stoff dicht verbinden; erschwert, weil die auf die Haspel gelangenden fertigen Fäden zusammenbacken würden, weßhalb sie, ehe sie zur Aufwindung kommen, erst eine Behandlung erfahren, durch die sie ausgerenngen und getrocknet werden.

Die losen Fäden, welche dem Cocon zur Anheftung und äußersten Hülle dienen, sowie die letzten (innersten) Enden der Coconfäden und die abgerissenen Fäden der durch den ausschlüpfenden Schmetterling verdorbenen Cocons werden als „Floretseide" getrempelt und besonders zu Seidenwolle verarbeitet.

Die eigentliche Seide wird, falls sie nicht zu steifen und mattglänzenden Geweben (Gaze, Krepp, Blonden) dienen soll, von dem firnißartigen Ueberzuge, der jeden Coconfaden umkleidet, durch Behandlung mit Seifenwasser ganz oder theilweise befreit (entschält oder degummirt). Dadurch werden die Coconfäden, die freilich um ein Viertel an Gewicht verlieren, weicher und geschmeidiger und erlangen ihren vollen prächtigen Glanz; die gelben Coconfäden werden dabei weiß.

Seide, die weiße oder hellfarbige Stoffe darstellen soll, wird durch die aus brennendem Schwefel aufsteigenden Dämpfe gebleicht. Den „Griff", jenen eigenthümlichen Rauschen und Krachen, das ein Seidengewand selbst im dunkeln Raum erkennbar macht, erlangt ein solches Gewebe durch einen noch nicht aufgeklärten Vorgang erst beim Färben durch das sogenannte saure Bad.

Die Seidenweberei hat ihre höchste Entwicklung in Frankreich, welches durch geschmackvolle Arbeit und wahre Unerschöpflichkeit in neuen Mustern den Weltmarkt beherrscht. Gegen 350,000 Franzosen, also fast ein Hun-

Digitized by Google

derttheil des ganzen Volkes, sind bei diesem Gewerbe beschäftigt, welches seinen Mittelpunkt in Lyon hat, wo 100,000 Webstühle allwöchentlich dreihundert Ballen Seide (der Ballen beträgt 120 Pfund) verarbeiten. Die Gesammtproduktion der französischen Seidenweberei wird auf jährlich 300 Millionen Franken berechnet.

In England zählte schon vor zwanzig Jahren das Seidengewerbe 120,000 Arbeiter; in Preußen werden 23,403 Arbeiter in 377 Fabriken mit Herstellung ganz- und halbseidener Stoffe beschäftigt. Crefeld allein hat 142 Fabrikherrn, welche in der Umgegend 6211 Stühle betreiben lassen; 305 jener Fabriken fallen auf die Rheinprovinz und zwar 299 derselben auf den Regierungsbezirk Düsseldorf; in Berlin bestehen 44 Fabriken mit 384 Arbeitern.

Wie viele Seidenraupen müssten wohl alljährlich spinnen, um den Jahresbedarf Europa's zu liefern, der im letzten Menschenalter so außerordentlich gestiegen ist, daß selbst der Bauernsohn ein halbseidenes Halstuch trägt, daß der Knopf am Rocke des Bettlers mit Seide festgenäht ist?

Für das Königreich Preußen wird der jährliche Verbrauch an Seide für jeden Einwohner im Durchschnitt auf eine Seidenstelle angegeben; in England, dem reichsten Land Europa's, ist er jedenfalls beträchtlicher, noch größer sicherlich in Nordamerika, wo auch das Dienstmädchen Sonntags nur im seidenen Kleide ausgeht, und am allergrößten in China und Japan, wo alle wohlhabenden Männer lange Röcke aus Seidenstoffen tragen.

Man schätzt die jährliche Seidenerzeugung Europa's — wobei aber wohl mancher aus China eingeführte Ballen mitgerechnet sein mag — auf zwölf Millionen Pfund, wozu den größten Beitrag Oberitalien liefert. Da zur Herstellung von einem Pfund Seide gegen 3000 Cocons erforderlich sind, so gehören zu jener Gesammtmasse 36 Tausend Millionen Raupen. Wie viele Millionen dieser Thiere müssen aber erst in den Hauptstapelländern, der Levante und China, erzogen werden, um alle Wünsche zu befriedigen!

Um unsern Lesern eine Vorstellung zu geben, wie viele solcher Spinnerinnen zusammenarbeiten müssen, um eine Dame zu bekleiden, führen wir folgende Berechnungen an.. Ein mittelgroßes, schleppenloses Kleid aus leichtem Seidenstoffe wiegt etwas über 16 Loth, ein aus schwerem Stoffe bestehendes aber etwa 1 Pfund und vier Loth, wovon für die Farbe etwa fünf bis acht Loth auf das Pfund abgehen. Zu einem Loth Seide gehören 100, zu einem Pfund Seide gehören gegen 3000 Raupen.

Der Geldwerth der gesammten jährlichen Seidenproduktion Europa's wird auf 414, der China's allein auf 425 Millionen Franken geschätzt.

Wie manche deutsche Hausfrau besitzt einen Acherrain zur Anpflanzung einiger Maulbeerbäume, ein Spinnstübchen für die Raupen, und Kinder, die sich eine Freude daraus machen würden, Laub einzutragen und die interessanten Arbeiter einen Monat lang pflegen zu helfen! Sollte es nicht dahin zu bringen sein, daß manche Haushaltungen jährlich die 1500 bis 3000 Raupen erzögen, die zu einem neuen Kleide nöthig sind?

2. Geschichte des Seidenbaues.

Wir haben oft genug Gelegenheit, uns zu wundern, daß die Chinesen so viele große Erfindungen, wie die des Kompaß, des Buchdrucks, des Pulvers und des Porzellans selbständig und weit früher gemacht, als die Europäer. Weniger wunderbar ist, daß sie zuerst den Gebrauch der Theeblätter und eines Raupengespinnstes verstachten, da hierin die gütige Natur jenem sinnreichen Volke über halbwegs entgegengekommen ist.

Der Sage nach erfand, mehr als zweitausend Jahre vor Christi Geburt, eine bestimmt ihr in die Klasse der Genien versetzte chinesische Kaiserin die Verwerthung der Seide. Anwendung fand der neue Stoff — das steht geschichtlich fest — im Vaterlande des Maulbeerbaumes und der Seidenraupe in früher Vorzeit, und zwar zuerst zu Saiten für Tonwerkzeuge. Auch in Indien wurden frühzeitig „wurmerzeugte Gewänder" gewebt, aber das Rohprodukt kam aus China, wo die Ausfuhr der Eier auf das Strengste verboten war. Daß die andern Kulturvölker des Alterthums die Anwendung der Seide von den Chinesen gelernt, beweisen schon die griechischen und lateinischen Namen derselben, die deutlich von der chinesischen Bezeichnung Ser abgeleitet ist. Unser deutsches Wort rührt her von der in manchen chinesischen Mundarten, die des R entbehren, ähnlichen Aussprache Set.

Die verwebte Seide kam früh zur Ausfuhr. Hauptmarkt für den Handel war Indien, der Stapelplatz für alle Kostbarkeiten des Orients. Die Juden bezogen zur Zeit des Propheten Ezechiel, also 600 Jahre vor Christus, die Wollstoffe zur Zeit des Herodot (5. Jahrhundert v. Chr.) seidene Gewänder.

Nach Europa brachte Seidenstoffe aus Indien zuerst der große Alexander; doch hatten die erobernden Griechen die Abkömmlinge des Gewebes nicht erfahren, denn Nearchos, Alexandres Admiral, meinte, die Seide werde von den Rinden gewisser Bäume abgelöst. Nach Rom soll sie erst zu Cäsars Zeit gekommen sein; dieß ist aber kaum wahrscheinlich, da erzählt wird, derselbe habe einmal eine ganze Bühne mit Seidenstoffen behängt. Einen klaren Begriff von der Entstehung der Seide hatte weder Aristoteles, der größte Naturforscher des Alterthums, noch Plinius, der im ersten Jahrhundert nach Christus lebte.

Das neue Gewebe wurde außerordentlich bewundert und buchstäblich mit Gold aufgewogen. Deßhalb verweigerte noch der Kaiser Aurelian (im 3. Jahrh. n. Chr.) seiner Gemahlin ein seidenes Kleid, weil die Seide zu unsinnig theuer sei. Den Männern hatte der Kaiser Tiberius das Tragen von Seidengewändern verboten. Im vierten Jahrhundert hatten auch die niedern Stände angelangen, Seide oder Halbseide anzuziegen.

Den ersten Schritt zur Verpflanzung der Seidenraupenzucht that der Sage nach eine chinesische Prinzessin, welche nach Chotan in Turkestan verheirathet wurde und heimlich Eier in ihrem Kopfputz ausführte. Wahrscheinlich fürchtete die gute Dame, in ihrer neuen Heimat eines der schönsten Erzeugnisse ihres Vaterlandes entbehren zu müssen, wenn einmal die Handelskarawane ausbliebe. Nach dem Abendlande, und zwar zunächst nach Griechenland, führten zwei Mönche aus dem Orden des heiligen Basilius zuerst im Jahre 530 Maulbeerstamm aus, und die griechische Halbinsel bekam von dem neuen Wunderbaume (Morus) den Namen Morea. Zweiundfünfzig Jahre später machten dieselben Mönche, die irrthümlich den Samen des Baumes für die Raupeneier ausgeschmuggelt hatten, auf den Wunsch des Kaisers eine zweite Reise nach China, die sie neuer Todesgefahr aussetzte. Von dieser brachten sie wirkliche „Thiersamen" mit, die sie in Höhlungen ihrer Wanderstäbe verborgen hatten. Nun verbreitete sich das neue Gewerbe rasch über Griechenland; bedeutende Webereien wurden besonders in Athen, Theben und Korinth angelegt.

(Schluß auf S. 223.)

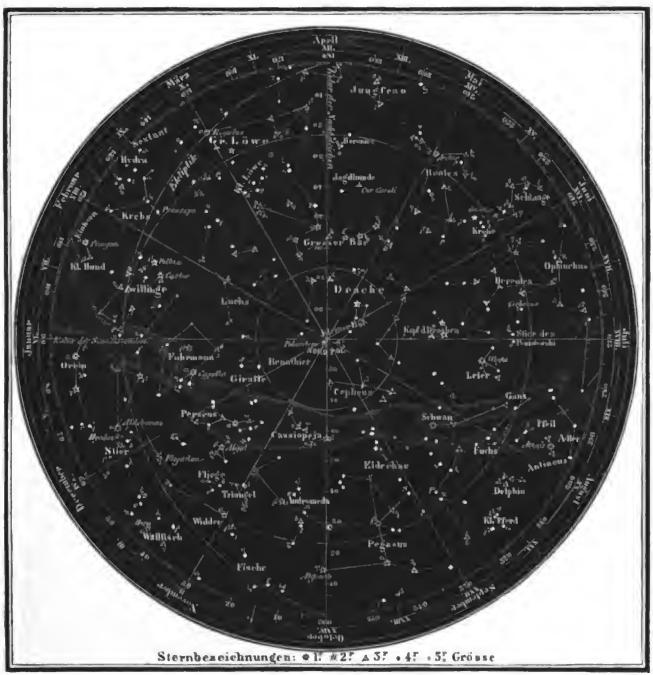
Digitized by Google

Der nächtliche Himmel.

Von Dr. J. H. v. Mädler.

Die Sprache der Griechen bezeichnet den Menschen mit Anthropos, den nach Oben Schauenden, und es findet sich in der That kein Wort, das so treffend und bestimmt den Gegensatz ausspräche, der zwischen Mensch und Thier besteht. Es wäre müßig, darüber zu streiten, ob geistiges oder körperliches Schauen gemeint sei; das sinnige Volk der Hellenen verstand darunter Beides, und Beides nicht allein in gleichem Maße, sondern in innigster Verknüpfung.

Nach oben also zu schauen ist des Menschen würdig,



und die Geschichte, sobald sie aufdämmert, gibt uns Zeugniß, daß dieß auch überall geschehen sei, und daß alle Völker, nur freilich mit sehr ungleicher Geschicklichkeit wie ungleichem Erfolge, das, was uns Kalender, Uhr und Kompaß gewähren, in Ermangelung aller dieser Dinge sich durch unmittelbare Himmelsschau zu verschaffen wußten. Was der Polarstern, der Himmelswagen, der große und kleine Hund den Völkern diesseits des Aequator gewährten, das gewährten und gewähren noch heute die Sterne der Argo und das südliche Kreuz den jenseits Wohnenden.

Digitized by Google

Wir haben uns nun bequemer eingerichtet; wir würden auch, ohne die erwähnten Hilfsmittel, übel berathen sein in unsern Herbst- und Winternächten: allein ist dieß ein Grund, jene unmittelbare Himmelsschau zu vernachlässigen und sie als abgeantzt bei Seite zu setzen? Eben so wenig, als man das Reisen deßhalb unterlassen wird, weil man sich ja jetzt über alle nahen und fernen Länder aus Büchern zur Genüge belehren kann.

Die äußere Kenntniß, das Zurechtfinden in den Sternen und Sternbildern, ist freilich noch lange nicht Astronomie, doch aber eine nothwendige Vorbedingung derselben. Aber auch für sich selbst betrachtet gewährt die Astrognosie nicht allein einen hohen Genuß; sie gewährt auch der Vortheile gar manche; abgesehen davon, daß Jeder von uns in Lagen kommen kann und wird, wo er zu den primitiven Mitteln der Vorzeit zurückzugreifen sich veranlaßt sieht, weil er augenblicklich unsere künstlichen Vorrichtungen nicht zur Hand hat.

Für die auf dem Lande Wohnenden, die ihre meisten und hauptsächlichsten Beschäftigungen im freien Felde verrichten, macht sich die Sache mehrfach von selbst. Der Hirt und der Jäger kennen den Himmel vielleicht nicht so, wie ihn unsere Globen und Sternkarten darstellen; er hat sich vielleicht andere Formen zusammengesetzt und benennt sie mit andern Namen, als der Gelehrte; aber er besitzt eine Kunde, die ihrer Unvollkommenheiten ungeachtet ihn leitet, wenn er den Pfad verlor, und ihm die Zeit angibt, wenn er augenblicklich deren bedarf, ohne sich anderweit Raths erholen zu können. Noch weit unentbehrlicher aber erscheint diese Sternenkenntniß auf offener See.

In die erwähnten Lagen wird nun der Städtebewohner, zumal einer größeren Stadt, seltener und nur ausnahmsweise versetzt, auch machen die engeren Straßen, die beschränkteren Wohnungen und manches Andere ihm die Sache nicht ganz so leicht und bequem, als dem Landmann, aber dafür stehen ihm auch andere Vortheile leichter als Jenem zu Gebot, und er wird weniger auf sich selbst angewiesen sein, wenn er sich über die am Firmament erglänzenden Lichter zu belehren wünscht.

Nur freilich wird eine Belehrung dieser Art nicht in allen Gegenden der Erde den gleichen Stoff darbieten, nicht überall von denselben Anfangspunkte ausgehen können. Für jede Zone unserer Erdkugel begrenzt ein anderer Horizont die dort sichtbaren Sterne und sie nehmen andere Lagen gegen den Scheitelpunkt und die Himmelsgegenden an. Sternbilder, die wie Orion in allen bewohnten Gegenden der Erde sichtbar sind, finden sich nicht viele; die Gegenden um die Himmelspole sind auf der ihnen entgegengesetzten Halbkugel gar nicht sichtbar; und um alle Gegenden des Firmamentes überschauen zu können, bliebe kein anderes Mittel, als gerade unter dem Aequator zu wohnen.

Hier soll deßhalb eine Anleitung gegeben werden, wie sie für alle mitteleuropäischen und mit diesen unter gleicher Breite (zwischen 40° und 55° etwa) liegenden Länder vorzugsweise geeignet ist. Streng genommen bedürfte freilich jeder Parallel eine etwas verschiedene Bestimmung, denn man sieht z. B. in Tübingen am Südhorizont schon Sterne, die man in Stuttgart nicht sieht; doch wird durch diese partiellen Ausnahmen der Gang unserer Darstellung nicht wesentlich beeinflußt.

So ziemlich Jedermann kennt den Polarstern, und wer ihn nicht kennt, wird ihn leicht auf die bekannte Art finden können. Man verlängert in Gedanken den Abstand der beiden Hinterräder des sogenannten Wagens (großen Bären) um das Sechsfache nach der Nordseite zu, und man trifft auf den Polarstern, der als heller Stern so isolirt steht, daß eine Verwechslung nicht zu fürchten ist. Der Pol steht ihm jetzt so nahe, daß man seine kleine tägliche Bewegung um den Pol nur bei genauer Aufmerksamkeit wahrnimmt, und für unsere Zwecke er also geradezu als Pol angenommen werden kann — ein großer Vortheil für unser und die nächstfolgenden Jahrhunderte, den das Alterthum entbehrte. Denn zur Zeit Alexanders des Macedoniers war der Abstand zwischen diesem Stern und dem Pole zweifmal größer als jetzt.

Wählen wir die erste Nacht des Jahres, und wenden wir um 6 Uhr Abends das Auge nach Norden, in die durch den Polarstern bezeichnete Richtung, so gewahren wir zwischen ihm und dem Horizont das Sternbild des großen Bären. Von seinen sieben hellen Sternen stehen die vorangehenden fast genau in der Nordrichtung; es sind ihm sie, durch welche der Polarstern am leichtesten gefunden werden kann; die andern stehen mehr zur Linken nach Westen zu. Gerade gegenüber, hoch gegen das Zenith hin, stehen die fünf hellen Sterne der Cassiopeja, ein flaches W bildend. Zur Linken, im Nordwesten, in etwas größerer Entfernung vom Pole, steht der nicht zu verkennende weißglänzende Hauptstern der Leyer, Wega, und ihm symmetrisch gegenüber, am Nordosthimmel, die fast eben so helle, aber gelblich schimmernde Capella. Der Bogen Wega bis Capella bildet den längeren, der Bogen vom großen Bären bis zur Cassiopeja den kürzeren Balken eines großen Kreuzes, und wo beide Balken sich schneiden, steht der Polarstern in der Nähe.

Für Nordeuropäischland geht keiner dieser Sterne unter, man findet also dieses große Kreuz in jeder Nacht des Jahres, wie in jeder Nachtstunde vollständig am Himmel. Für Süddeutschland geht Wega auf einige Stunden, für die Gegenden jenseits 45° auch Capella auf kurze Zeit unter; keiner der übrigen.

Betrachtet man den Himmel in der Mitternacht des Neujahrs, so wird man rechts vom Polarstern den großen Bären, unten am Nordhorizont Wega, nahe dem Zenith Capella, und nordwestlich Cassiopeja finden; und um sechs Uhr Morgens hat unser Sternbilderkreuz abermals eine Viertelsschwenkung gemacht: der große Bär steht hoch oben, Cassiopeja nach unten, Wega zur Rechten und Capella zur Linken.

Die Form dieses Gebildes bleibt, wie bei Fixsternen überhaupt, unverändert; die Lage dagegen ändert sich in der beschriebenen Aufeinanderfolge in jeder Nacht; so jedoch, daß, was am 1. Januar um Mitternacht gesehen wird, am 1. Februar zwei Stunden früher, also um 10 Uhr, am 1. März um 8 Uhr u. s. w. erscheint, so daß man am 1. Juli um Mitternacht auch die vierte Hauptlage: Capella unten, Wega oben, den großen Bären links im Nordwesten, und Cassiopeja rechts im Nordosten sehen kann.

Diese so bequem sich darstellende Configuration kann folglich benützt werden, um von ihr aus in jeder Jahreszeit, wie in jeder Nachtstunde zunächst diejenigen Sternbilder, welche zwischen den Balken des Kreuzes liegen und die als Circumpolarsterne nicht untergehen, und von ihnen aus auch alle übrigen des Himmels zu finden.

In dem Raum zwischen Polarstern, Bär und Wega, wird man zunächst einen großen, fast parabolischen Bogen ziemlich heller Sterne, und zwischen Bär und Wega, zu zwei beträchtlich helle erblicken: es ist der Drache. Zwischen diesem und dem Pole, zur Hälfte von ihm umschlossen, ist der kleine Bär, dessen letzten Stern der Polarstern selbst bildet. Er ist nicht allein kleiner, sondern auch weniger augenfällig, als der große Bär: nur die drei Sterne an den beiden entgegengesetzten Enden des Bildes sind zweiter Größe; die vier Mittelsterne dagegen erheblich schwächer. Uebrigens sind die Figuren beider Bären (oder Himmelswagen) nahezu dieselben, man kann sich beim kleinen eben so gut vier Räder und eine aus drei Sternen gebildete Deichsel vorstellen, als beim großen.

Zwischen dem großen Bären und Capella erblickt man den Luchs, oder erblickt ihn auch nicht, denn Hevel, der das Sternbild so benannte, wählte den Namen, „weil man Luchsaugen haben müsse, um diese Sterne zu sehen.“ Jedenfalls wird man eine recht heitere und mondfreie Nacht wählen müssen, um dieses große, aber unscheinbare Sternbild deutlich aufzufinden. — Der Fuhrmann selbst hat außer seinem glänzenden Hauptstern noch einen zweiten recht kenntlichen östlich neben ihm und dicht dabei ein kleines gut sichtbares Dreieck.

Digitized by Google

Weiter westlich, nach Cassiopeja zu, steht Perseus, eine recht kenntliche und gut markirte Gruppe. Auf den Himmelskarten erblickt man ihn, ein Schwert in der einen, einen Kopf mit Schlangenhaaren (den Medusenkopf) in der andern Hand haltend. Der Griff des Schwertes ist ausgezeichnet durch zwei schön glänzende Sternhaufen, schon in mäßigen Fernröhren deutlich sichtbar; der Medusenkopf durch einen Stern, der gewöhnlich dem Hauptstern an Glanze gleich, auch je 69 Stunden aber auf einige Stunden eine beträchtliche Lichtabnahme (von der zweiten bis zur vierten Größe) wahrnehmen läßt. Diese schon seit 150 Jahren bekannte Veränderlichkeit steht zwar nicht einzig da, denn wir kennen jetzt schon gegen 80 veränderliche Sterne, aber die große Regelmäßigkeit und leichte Wahrnehmbarkeit dieses Lichtwechsels, auch mit bloßem Auge, zeichnet ihn aus. Alle andern veränderlichen Sterne haben längere, und gleichzeitig weniger regelmäßige Perioden. Mit Ausnahme dieses veränderlichen Sterns Algol steht das ganze übrige Perseusbild in der hier ziemlich hellen Milchstraße.

Dieß letztere gilt nun auch von Cassiopeja, die außer ihren schon oben erwähnten 5 W-Sternen noch mehrere kenntliche, und unter ihnen einen schönfarbigen Doppelstern hat. Nur wenige seiner Sterne stehen außerhalb der Milchstraße.

Etwas entfernter vom Pole finden wir neben Perseus und Cassiopeja das Sternbild Andromeda, sehr kenntlich durch drei helle, fast eine gerade Linie bildende Sterne am Kopfe, Gürtel und Füße. Gute Augen werden hier auch ohne Bewaffnung nördlich über dem mittleren hellen Sterne einen Nebelfleck erblicken, der in sehr länglicher Form sich darstellt und in seiner Mitte eine hellere Partie hat. Nächst dem Orion-Nebel ist er fast der einzige mit bloßen Augen am Himmel sichtbare Nebelfleck.

Endlich, noch weiter nach West und zugleich näher dem Pole, steht Cepheus, weniger glänzend als die eben genannten drei Sternbilder. Seine am besten kenntlichen Sterne bilden ein verschobenes Oblongum. Er steht ganz außerhalb der Milchstraße, zwischen dieser und dem Pole.

Noch manche andere, in neuerer Zeit eingeführte Sternbilder wären hier namhaft zu machen, wenn es sich um eine vollständige Aufzählung aller, auch der unscheinbarsten und fast nur teleskopischen, Sternbilder handelte. Wir haben uns hier auf die von den Alten übernommenen beschränkt und nur noch den vor zweihundert Jahren eingeführten Luchs hinzugefügt. Wer das Rennthier, den Cameleopard (Giraffe), den Mauerquadranten, die Friedrichsehre und Ähnliche, nicht einmal allgemein anerkannte Sternbilder kennen lernen will, wird dieß nur mit Hilfe genauer Sternkarten und eines guten Fernrohrs vermögen.

Nur die Leyer und der Schwan sind hier noch zu erwähnen. Erstere bildet ein kleines, ziemlich dicht gedrängtes und durch seinen schönen Hauptstern ausgezeichnetes Bild; letzterer nimmt einen großen Raum im hellsten Theile der Milchstraße ein. Die sechs kenntlichsten Sterne bilden ein unregelmäßiges Kreuz, wier von ihnen in den beiden Armen der hier getheilten Milchstraße, zwei außerhalb nach West und Ost.

Dieß also wäre die Circumpolargegend des Himmels, und wir empfehlen Jedem, seine astrognostischen Studien mit ihr zu beginnen. Nicht allein findet man hier die am besten markirten bequemen Richtsterne, sondern die ganze Gegend kann man (mit den oben bemerkten wenigen und nur lokalen Ausnahmen) als eine für unsern Erdtheil nicht untergehende, also in jeder Jahreszeit wie in jeder Nachtstunde sichtbare ansehen.

Für alle andern Theile des Firmaments ist das Studium mehr oder weniger von der Jahreszeit abhängig und man muß sie nach den Jahrezeiten, in denen sie, wenn nicht ausschließlich, doch am besten sichtbar sind, als Winter-, Frühlings-, Sommer- und Herbststerne unterscheiden.

Wir wollen zunächst einen Punkt aufsuchen, der nächst dem Polpunkte der wichtigste des Himmels ist — der Frühlingsnachtgleichenpunkt. Vom Polarstern aus über den letzten W-Stern der Cassiopeja hin trifft man neben Andromeda westlich ein ziemlich regelmäßiges Viereck von sehr hellen Sternen, zum Bilde des Pegasus gehörend. Den Abstand der beiden, die der Andromeda zunächst stehen, setze man in Gedanken noch eben so weit nach Süden fort, so hat man den Punkt, in welchem die Sonne am Tage der Frühlingsnachtgleiche steht. Am 1. Januar geht dieser, übrigens durch keinen kenntlichen Stern bezeichnete, Punkt um 5 Uhr 20 Minuten Nachts durch den Meridian, am 21. Januar um 10 Uhr und so weiter fort nach der oben bezeichneten Reihenfolge.

In den ersten Abendstunden des Winters wird man also die ersten Sternbilder des sogenannten Thierkreises (Zodiakus) durch den Meridian gehen sehen. Zuerst um den Frühlingspunkt herum das große, aber nur schwach mit Sternen besetzte und nicht besonders glänzende Bild der Fische. Nur einer von ihnen, am weitesten nach Osten, ist dritter Größe.

Höher hinauf folgt nun der Widder, mit dem man noch immer die Aufeinanderfolge des Thierkreises beginnt. Vor 2000 Jahren war er auch in der That das erste vom Frühlingspunkt an gerechnete Bild; jetzt das zweite. Nicht weil die Sterne vorwärts, sondern weil der Frühlingspunkt rückwärts gewichen ist und immer weiter zurückweicht (Präcession der Nachtgleichen).

Zwei helle Sterne nahe bei einander, die in der Neujahrsnacht kurz nach 7 Uhr durch den Meridian gehen, sind die kenntlichsten im Bilde des Widders; fünf andere, der 4. und 5. Größe angehörend, stehen nahe um sie herum; einer von ihnen ist ein schöner Doppelstern. Eine andere, auch noch zum Bilde des Widders gehörende, gut kenntliche Gruppe steht im Osten.

Man wird leicht die Wahrnehmung machen, daß hier und weiter östlich eine meist sehr bestimmte Gruppirung der Sterne vorherrscht und namentlich die helleren Sterne sich dichter an einander zu drängen scheinen, als in andern Gegenden des Firmaments, was denn das Auffinden und Behalten dieser Sternbilder sehr erleichtert.

Es folgt der Stier, wo sich fast Alles in zwei Gruppen vereinigt hat: die Plejaden (Schiffersterne), weil gewisse Fahrten um die Zeit begannen, wo diese Sterne (im alten Egypten) zuerst am Morgenhimmel wieder sichtbar wurden; und die Hyaden (Regensterne), mit denen die tropischen Regen und damit die Ueberschwemmungen des Nils begannen. Den Plejaden ist am ganzen übrigen Himmel nichts vergleichbar, denn nirgend sind so kleinen Raum so viele dem bloßen Auge erkennbare Sterne zusammengedrängt (sehr scharfe Augen haben bis 14 erkannt). Die Gruppe der Hyaden ist glänzender; ein röthlicher Stern erster Größe, Aldebaran, gehört zu ihr; sie geht in der Neujahrsnacht kurz vor 10 Uhr durch den Meridian. — Nordöstlich, gegen den Fuhrmann hin, steht ein Stern zweiter Größe isolirt an der Grenze beider Sternbilder.

Erst eine Stunde nach Mitternacht (am 1. Januar) folgen nun Castor und Pollux, die beiden Hauptsterne der Zwillinge. Unter allen Thierkreissternen kommt das schöne Dioskurengestirn dem Zenith am nächsten; in Mailand bleibt Castor nur 14, in Cadix nur 4 Grad vom Zenith; in Jerusalem erreicht er es völlig. Castor ist ein Doppelstern mit einer Umlaufszeit von nahe einem Jahrtausend. — Zum Zwillingssgestirn gehören noch eine beträchtliche Anzahl heller Sterne, darunter sechs von der dritten Größe, die sämmtlich den beiden Hauptsternen vorangehen.

Eine Stunde später, gegen 2 Uhr Morgens, folgen im Meridian die kenntlicheren Sterne des Krebses, das an Glanz gegen die ihm vorangegangenen sehr zurücksteht. Ausgezeichnet ist es durch eine Sterngruppe, die Praesepe, einigermaßen ein Analogon der Plejaden, nur weit weniger glänzend. Erst das Fernrohr zeigt uns hier eine beträchtliche Menge von Sternen auf verhältnißmäßig kleinem Raume mit Deutlichkeit.

Der oben erwähnte eigenthümliche Charakter dieser Gegend, die mit dem Widder beginnende, so augenfällige

Digitized by Google

Gruppenbildung endet mit dieſer Praeſepe. Von hier ab werden größere wie kleinere Sterne mehr vereinzelt wahrgenommen.

Für die weitere Himmelsſchau wählen wir den 1. April, und beginnen um 10 Uhr Abends. Der Krebs hat ſchon zwei Stunden früher den Meridian paſſirt und ſteht im Südweſten. Links im Süden der Löwe, deſſen eine Hälfte mit dem Hauptſterne Regulus den Meridian ſchon paſſirt hat, die andere ihn demnächſt paſſiren wird. Es fehlt ihm nicht an hellen Sternen, aber alle ſind weit herum zerſtreut. Die hellſten bilden mit Regulus ein ſtark verſchobenes Viereck. Links über Regulus ſteht ein Stern zweiter Größe, der ſchönſte Doppelſtern des nördlichen Himmels. Die beiden Sterne ſind goldgelb und azurblau, und die Umlaufszeit beträgt mindeſtens 1200 Jahre.

Merklich tiefer am Südhimmel folgt nun um Mitternacht die Jungfrau, ein ſehr großes Sternbild, reichlich ein Achtel des ganzen Thierkreiſes umfaſſend. Der Hauptſtern Spica (Kornähre), der am bezeichneten Tage 38 Minuten nach 12 culminirt.

Rechts oben von Spica wird man eine becherförmige, von fünf etwa gleich hellen Sternen gebildete Conſtellation finden. Verbindet man die beiden ſüdlichſten Sterne dieſes Bechers durch eine gerade Linie und verlängert dieſe nach rechts um beinahe eben ſo viel, ſo trifft man auf den Punkt der Herbſtnachtgleiche, der eben ſo wenig, als der gegenüberſtehende Frühlingspunkt, durch einen kenntlichen Stern bezeichnet iſt.

Tief im Südoſten ſteigt die Wage herauf, deren erſter Hauptſtern um 2, der andere um 2½ Uhr durch den Meridian geht. Dieſe beiden ſchräg übereinanderſtehenden Sterne heißen die Schalen der Wage. Mit ihr müſſen wir, wenn wir nicht die Nachmitternacht abwarten wollen, die heute ſichtbare Folge der Thierkreisbilder beſchließen.

(Schluß folgt.)

Gibt es zwei Bäume mit gleich vielen Blättern?

Ein Geſpräch.

Karl. Die Natur verleugnet doch den Grundſatz der Mannigfaltigkeit niemals, ſelbſt dann nicht, wenn ſie den Schein der Einförmigkeit annimmt. Unſer Wäldchen hier enthält lauter Buchen, und doch ſieht nicht eine der andern gleich.

Eugen. Nun, das iſt gerade noch nicht ſo ſehr zu verwundern, denn wie viele Millionen Bedingungen der unwahrſcheinlichſten Art müßten zutreffen, bis zwei Bäume ſich in allen Stücken gleich würden. Aber ich glaube, es wird ſchwer werden, auch nur eine Eigenſchaft herauszufinden, in welcher zwei Bäume ſich gleich wären; z. B. die Höhe, den Gehalt des Stammes u. dgl.

Karl. Ja, oder z. B. die Zahl der Blätter. Ich möchte wohl wiſſen, ob es zwei Bäume mit gleicher Blätterzahl in der Welt gibt.

Eugen. Ganz oder nahezu entblätterte Bäume abgerechnet; denn hier werden wir keinen Zweifel haben.

Karl. Natürlich; aber was die blätterreicheren betrifft, wird ſich entfernt kein haltbarer Gedanke zu Aufklärung der Frage beibringen laſſen.

Eugen. Und doch erinnere ich mich, daß Kant dieſelbe auf ſinnreiche Weiſe faſt mit Gewißheit beantwortet hat.

Karl. Und wie lautet die Antwort?

Eugen. Du wirſt ſie ſelbſt finden, wenn ich dir ſage, wie er es angreift, um zu ihr zu gelangen.

Karl. Nun, darauf bin ich begierig.

Eugen. Stelle dir einmal vor, wie viele Bäume es auf der Welt geben mag; wie viele enthält ſchon dieſes Buchenwäldchen! Und doch iſt es nur ein kleiner Theil unſeres Reviers. Was iſt aber unſer Revier gegen das ganze Land? und zeichneſt du unſer Land in eine Karte von Afrika oder Amerika hinein, ſo ſiehſt du es kaum; dort aber ſind Strecken, weit größer als unſer Land, dem Hundert nach ganz mit Urwald bedeckt. — Man ſchätzt die Zahl der Menſchen auf Erden auf 1500 Millionen. Sicher iſt die Zahl der Bäume weit größer, als die der Menſchen. Wie viele Blätter hat nun aber der blätterreichſte Baum? Gib ihm zwanzig Millionen, wenn du willſt, gewiß eine weit übertriebene Zahl, ſo iſt dieſe doch immer noch kleiner, als die Zahl aller Bäume in der Welt. Denke dir nun alle Bäume in Ordnung aufgeſtellt: zuerſt einen mit einem Blatt, alsdann einen mit zwei Blättern und ſo fort, bis zuletzt dein blätterreichſter Baum mit zwanzig Millionen Blättern aufrückt.

Karl. Ah, ich merke ſchon, wo es hinaus will: Bäume habe ich noch in Menge übrig; der nächſte alſo, den ich nehme, muß eine Blätterzahl haben, welche ſchon da war: mithin gibt es mindeſtens zwei Bäume mit gleicher Blätterzahl.

Eugen. Ganz richtig, und wir werden wohl dieſelbe Betrachtung anſtellen können, wenn wir auch alle Bäume weglaſſen, welche z. B. weniger als 200 Blätter haben.

Karl. Hätte ich doch niemals geglaubt, daß man über eine ſolche Frage irgend etwas Vernünftiges ſagen könnte.

Eugen. Es werden auch wohl wenige Menſchen von ſelbſt auf einen ſo ſinnreichen Gedankengang verfallen. Vergeſſen wir aber nicht, daß namentlich die ganze Naturlehre voll iſt von klaren Antworten auf ſolche Fragen, vor denen der Menſchengeiſt Jahrhunderte und Jahrtauſende lang ſtand, ohne eine erträgliche Löſung zu finden, während dieſelbe jedem vernünftigen Menſchen wie ein Columbusei erſcheint, wenn man ihn durch die nöthigen Andeutungen auf den rechten Geſichtspunkt geſtellt hat. Doch, wir ſind am Ziele unſeres Spaziergangs angelangt.

Karl. Ja, aber das nächſtemal mußt du mir noch mehr ſolche Beiſpiele mittheilen, denn das erſte hat mich ſehr neugierig gemacht.

O. F.

Vasco da Gama und die Portugiesen in Indien.

Nachdem Columbus für Spanien eine neue Welt erſchloſſen hatte, umſpannte der vorwärts dringende Menſchengeiſt allmälig den ganzen Erdball und folgte unaufhaltſam, bald triebartig, bald mit Bewußtſein der Zwecke und Mittel, dem Kreislauf des Erdganzen von Weſten nach Oſten. Die Entdeckung Amerika's hatte mehr als alles Andere dazu beigetragen, die Geſtalt von Europa und die Wichtigkeit einzelner Staaten zu verändern, und im Weſten unſeres Welttheils den Sitz der neuen Kultur zu begründen. Die Portugieſen, denen noch früher als den Spaniern die Vertreibung der Mauren aus ihrem Lande gelungen war, verfolgten, von Religionseifer, Tha-

tenluſt und Habſucht getrieben, die Feinde des chriſtlichen Glaubens bis hinüber nach Afrika. Jeder neue Sieg veranlaßte einen neuen Heereszug; nach Portugal ſtrömten Alle, die von Liebe zu Abenteuern und großen Unternehmungen beſeelt waren, Alle, welche der Durſt nach Ruhm, Ehre und Lohn reizte. Dem glänzenden, vor Ceuta erfochtenen Siege und der lobenswürdigen Wißbegier des Infanten Heinrich (des Seefahrers), in Folge deren die Weſtküſte Afrika's bekannter, Porto Santo und Madeira entdeckt, das Vorgebirge Bojador umſchifft und die Azoren aufgefunden wurden, verdankte Portugal ſeinen Ruf, aber erſt dem Könige Emanuel, dem Nachfolger Johanns II., war es vorbehalten (1495—1521), das kleine Portugal auf den höchſten Gipfel der Macht zu heben. Dieſer, ein klarer, nüchterner Kopf, Kenner und Pfleger ernſter Wiſſenſchaften, beſonders geographiſch-ethnographiſcher Studien,

tapfer und arbeitsam, wurde während seiner sechsundzwanzigjährigen Regierung von dem einen Gedanken geleitet, die Herrschaft über den möglichst vollständig erforschten Erdball durch christliche, wenn nöthig, vom Schwert begleitete Propaganda, durch Handelschaft und Kolonien, oder, wie wir es heutzutage nennen würden: „durch Verbreitung der materiellen Interessen" zu erringen. Unter seinen Vorfahren war bereits die ganze Westküste Afrika's bekannt geworden, Bartolomäo Diaz hatte die Südspitze des Erdtheils erblickt, aber wegen der heftigen, in jener Region herrschenden Stürme nicht zu umschiffen gewagt, und Martin Behaim, der Nürnberger Kosmograph, hatte Congo und Benin nach eigener Beobachtung beschrieben und den Entwurf zu seiner bekannten Sphäre und Weltkarte gemacht. Und nun fand König Emanuel, der den Namen des von Diaz bezeichneten fürmischen Vorgebirges, in der sicheren Erwartung, jenseits desselben den Weg nach Indien zu finden, in den der „guten Hoffnung" verwandelte, zur Ausführung seines schon lange gehegten und gewfegten ostindischen Entdeckungs-, Eroberungs- und Handelsplans an dem thatenlustigsten Adel, an erfahrenen Ausländern, deren Nationalisirung erleichtert wurde, ja am gesammten Volke opferbereite Werkzeuge und in Vasco da Gama, dem schon vielfach erprobten See- und Kriegsmann, den leitenden Kopf.

Vasco da Gama, aus einem vornehmen Geschlechte stammend, ward um das Jahr 1469 in dem Küstenstädtchen Sines, in der Landschaft Alemtejo, geboren. Camoens (spr. Kamoängs), der berühmteste Dichter Portugals, sagt von ihm in seinem unsterblichen Heldengedichte „die Lusiaden", in welchem er die Thaten der Portugiesen, besonders Vasco da Gama's in Indien verherrlicht: „Er war ein Held, von kühnem, stolzem Gemüth und ausgelegt zu großen Unternehmungen, unerschütterlich und fest in Gefahren, sei es der Natur- oder der Menschenwelt, rasch und scharfsinnig in den Mitteln, ihnen zu begegnen, gleich tüchtig für Abwehr und Angriff, mehr auf den allgemeinen, als den eigenen Nutzen gerichtet, für die Untergebenen väterlich besorgt, jedoch streng in der Zucht und bei dem Haug zum Zähzorn bisweilen grausam, eben so vorsichtig und klug im Rath, als kräftig und durchgreifend von That, endlich eifrig für das katholische Christenthum, dessen Vorschriften und Gebräuche gewissenhaft von ihm beobachtet wurden."

Das erste der vier Schiffe, welche König Emanuel nach Indien ausrüstete, den Gabriel, befehligte der Admiral persönlich, das andere, den Rafael, sein Bruder Paul, der die Heimat nicht wieder sehen sollte, das dritte, die Caravelle Berrio, kommandirte Nicolas Coelho, und das vierte, eine mit Mundvorräthen beladene Barke, Gonsalvo Nuñez. Die gesammte Mannschaft bestand aus 180, meist tüchtigen Soldaten und Bootsknechten, denen man noch zehn zum Tode verurtheilte Missethäter beigestellt hatte, die im Heidenlande Spionendienste verrichten sollten. Auch fehlte es nicht an Empfehlungsschreiben, welche der König an den sogenannten Priester Johannes in Abyssinien und den Zamorin oder Kaiser von Calicut in Indien gerichtet hatte, in welchen er um gute Aufnahme seiner Abgeordneten und um Handelsfreundschaft bat. — Das kleine Geschwader versammelte sich zu Belem, eine Meile von Lissabon, an der Mündung des Tajo, und nachdem Gama mit den Seinen während der Nacht in der kleinen, von Heinrich dem Seefahrer gegründeten Marienkapelle Rettelle zu Gott und den Heiligen um Schirm und Hilfe gebetet, ging er Samstag früh den 8. Juni 1497, fünf Jahre nach der von Columbo geschehenen Entdeckung von Amerika, an Bord und lichtete die Anker. Der König und unzähliges Volk gaben ihm das Geleite, doch mehr in schmerzlicher, denn heiterer Stimmung: laute Klagen erschollen um die bebexten Männer, welche als sichere Todesopfer Niemand wieder zu sehen hoffte, und die Seefahrer selbst waren lange niedergeschlagen und gebrochen, bis Gama, obwohl zu Thränen bewegt und tief ergriffen, durch Wort und That die Seinen ermuthigte und für den Fall, daß Stürme oder andere Zufälle die Schiffe von einander trennen sollten, das grüne Vorgebirge zum Sammelplatze bestimmte. In der Gegend der Canarischen Inseln überfiel das Geschwader ein heftiger Sturm und das Schiff des Admirals ward weit von den übrigen Schiffen verschlagen; acht Tage später fanden sich alle an festgesetzten Sammelplatze wieder vereinigt und steuerten nach S. Jago, einer der Inseln des grünen Vorgebirges, theils um den Schaden auszubessern, theils um Wasser und andere Erfrischungen einzunehmen. Am 3. August sichtete man abermals die Anker und steuerte längs der afrikanischen Küste nach Süden. Mit widrigen Winden und Stürmen kämpfend, brachte Gama drei volle Monate zu, bevor er von den Inseln des grünen Vorgebirges bis zur gewaltigen Bay St. Helena kam, die er am 4. November entdeckte und ihr den Namen gab. Nach zwölftägigem Aufenthalt, während dessen der Admiral mit den schwarzen Bewohnern des Festlandes verkehrte, zuletzt aber in Feindseligkeiten mit ihnen gerieth, segelte er weiter und hatte schon nach zwei Tagen die Freude, das Vorgebirge der guten Hoffnung zu erblicken; allein ein widriger Wind hinderte ihn, sich dem Lande zu nähern, und erst zwei Tage später, am 20. November, war es ihm möglich, das Kap zu dubliren, was unter Trompetenschall und vielen andern Freudenbezeugungen geschah. Von hier aus steuerte da Gama östlich und später nordöstlich, und da er bei seiner Fahrt das Land nicht aus den Augen lassen wollte und häufig landete und mit den Eingeborenen verkehrte, lernte er die Küste des Kaffernlandes, der er den Namen Natal gab, sowie die goldreiche Küste von Sofala und Mozambique näher kennen. In der Stadt Mozambique, die größtentheils von den Arabern bewohnt wurde, bemächtigte sich Gama eines mit dem Meere vertrauten Lootsen und segelte, da er in Erfahrung gebracht, daß der Scheikh des Ortes damit umgehe, sich der portugiesischen Schiffe zu bemächtigen, weiter nach Norden. Er kam bei Quilon und Mombaza vorbei, wo er aber wegen des Mißtrauens der arabischen Einwohner nur kurze Zeit verweilte, und landete in den Häfen zu Melinde, drei Grade südlich vom Aequator. Hier wurden die Portugiesen angenehm überrascht, auf einer festigen Anhöhe eine von Palmen- und Orangenwäldchen umgebene, regelmäßig gebaute Stadt mit breiten Straßen und hohen steinernen Häusern mit platten Dächern zu finden, die ganz das Ansehen einer portugiesischen Stadt hatte — es war eine arabische Kolonie. Hier herrschte Luxus, hier blühte der Handel, und Indien wetteiferte hier mit Europa und Afrika im kaufmännischen Verkehr. Vasco da Gama, der überall an der Ostküste die alten, bald zweideutigen, bald offen feindseligen Nebenbuhler, die Araber (Mauren) vorfand, ward in dem handelsthätigen Melinde von dem Fürsten des Landes aufs Freundlichste empfangen, und zum Zeichen der höchsten Gunst von ihm mit einem Steuermann, Namens Meleimo-Cana, beschenkt, der aus der indischen Landschaft Guzurate gebürtig, und wegen seiner Kenntnisse weit umher berühmt war. Beseelt von der Hoffnung, den großen Zweck der Reise zu erreichen, verließ die Flotte, nach wenigen Tagen Rast, am 22. April ihren Ankerplatz vor Melinde mit dem Vorsatze, die Küste von Afrika, an der man sich bis hieher immer gehalten hatte, zu verlassen und unter Leitung des erhaltenen Steuermanns und Lootsen, der mit allen Geheimnissen der Seefahrtskunde vertraut war, die Länge und Breite eines Ortes zu bestimmen wußte, den Gebrauch der Magnetnadel kannte und beim Anblick der mathematischen Instrumente des Admirals nicht im geringsten staunte, sondern mit deren Anwendung vollkommen vertraut schien, — quer durch das hier siebenhundert Meilen breite Ozeaner zu stechen und den indischen Handelsplatz Calicut aufzusuchen. Am 28. April erblickten die Seefahrer zum erstenmale wieder den Polarstern, welchen sie in langer Zeit nicht mehr gesehen hatten und schlossen daraus, daß sie den Aequator durchschnitten und wiederum auf der nördlichen Halbkugel der Erde angekommen seien. Von nun an ging die Reise ungemein glücklich von statten, und ohne Sturm und Ungewitter durchkreuzten sie in dreiundzwanzig

Digitized by Google

Tagen den nördlichen Theil des indischen Ozeans. Den 17. Mai entdeckte man Land, welches eine hohe Küste hatte und gegen 8 Meilen entfernt war. Der Lootse feuerte hierauf südöstlich, und brachte am 20. Mai 1498 die kleine Flotte Basco da Gama's zwei Meilen vor der ersehnten Stadt Calicut an der Küste von Malabar sicher vor Anker. Jubelgeschrei und Dankgebete bezeichneten den wichtigen Augenblick: nach einer Reise von dreihundertundvierzehn Tagen, vielen Gefahren und mannigfaltigen Abenteuern stand man jetzt nahe dem Ziele; Vasco da Gama hatte glücklich ausgeführt, was Portugal seit vielen Jahren so eifrig gewünscht, so oft vergeblich versucht; was von so vielen als ein unvernünftiges Unternehmen mit Bitterkeit getadelt worden war. Der Seeweg nach Ostindien war gefunden, und diese Begebenheit hatte die wichtigsten Folgen für ganz Europa. Portugal wuchs dadurch an Macht und Reichthum; es erlangte ansehnliche Besitzungen in Indien und gewann dadurch das Uebergewicht über die Mauren, welche damals besonders in Asien zu einer für alle andere Nationen sehr gefährlichen Macht gelangt waren, und vielleicht von da aus nach und nach ganz Europa überschwemmt und unterjocht haben würden, wenn die Portugiesen nicht die wichtigste Quelle ihrer Reichthümer abgeleitet und ihre furchtbare Macht durch glückliche Kriege in Indien gebrochen hätten.

Calicut, damals die reichste und wichtigste Seestadt Indiens, wurde von einem Zamorin oder souverainen Kaiser beherrscht, der zugleich Lehnsoberherr mehrerer Hindufürsten, dessen Macht aber mehr religiös-kirchlicher, als weltlich-politischer Art war. Als ein Mann von unermüdlich thätigem Geiste, der durch seine Minister und Räthe schon sehr viel von den europäischen Seefahrern gehört hatte, empfing er den Admiral mit allen Ehren, die er den Abgesandten fürstlicher Personen anzuthun pflegte, und Basco da Gama gab schon in seinem Innern der süßen Hoffnung Raum, an dieser dem Handel so vortheilhaften Küste eine Niederlassung für Portugal gründen zu dürfen. Allein was er und König Emanuel und seine Räthe mit mehr oder weniger klarem Selbstbewußtsein erkannt und überschaut, das fühlten die Mauren zu Calicut, die bis dahin den Handel Indiens allein in den Händen hatten, nach einem richtigen Naturtriebe heraus; bald offen, bald insgeheim arbeiteten sie den Portugiesen, als den Störern ihrer Zukunft und ihres Handels, entgegen, suchten dieselben durch Verläumdungen aller Art in den Augen des Zamorin zu verkleinern und brachten es auch gar bald dahin, daß dieser wider seinen Willen den Fremdlingen Fallstricke legen ließ. Die Mauren betrachteten die malabarische Hauptstadt als ihren unantastbaren Stapelplatz, von welchem aus die reichen, vielgesuchten Produkte des Ostens nur durch sie in alle Theile der Welt zinstragend abgeführt werden dürften. Gama's Klugheit sah die Fallen voraus, die ihm von allen Seiten gestellt wurden, und gewarnt durch seinen Freund, den Lootsen Melemo-Cana, durch einen ihm wohlgesinnten arabischen Kaufmann, Monzaide aus Tunis, den er in Calicut kennen lernte, und durch seinen Dolmetscher Kaspar, einen aus Posen gebürtigen Juden-Christen, mit deren Hilfe er seine Schiffe nothdürftig mit Spezereien und anderen Landeserzeugnissen versah, lichtete er, zu schwach, sich in eine Fehde mit den Mauren, die in Calicut die Mehrheit bildeten, einlassen zu können, in größter Eile die Anker, um am 5. Oktober den langen, beschwerde- und gefahrvollen Rückweg anzutreten. Nach wenigen Tagen entdeckte er die westlich von Calicut gelegenen anchediwischen Inseln (die Lakediven), wo er seine Schiffe ausbesserte. Nach weiterem fast viermonatlichem Umhertreiben auf offener, sturmvoller See gelangten die Schiffe gen Madagoro (einem maurischen Küstenplatz in Ajan), wo man den Feind mit Feuer und Schwert bekämpfte, dann wieder nach Melinde, dessen Scheikh nach wie vor freundlich blieb, und von hier, wo man Paul da Gama's leck gewordenes Schiff verbrannte, über Zanguebar und Mozambique nach San Bras, wo einige Tage der Jagd und Ruhe gewidmet wurden. Darauf umsegelte man ohne weiteren Unfall, am 20. März 1499, das Kap, erreichte glücklich die Inseln des grünen Vorgebirgs, wo ein kurchtbarer Sturm die Fahrzeuge trennte und den Befehlshaber Coelho um zwei Monate früher (19. Juni) der Heimat zuführte. Basco da Gama, dessen Bruder Paul auf der Insel Terceira nach längerer Krankheit starb, lief erst am 29. August 1499 in den Hafen von Lissabon ein, wo er vor allem der heiligen Jungfrau in der Kapelle zu Belem in einer neunfägigen Andacht seinen Dank brachte, und dann erst mit vieler Feierlichkeit den Einzug in die Hauptstadt hielt. — Die glückliche Zurückkunft des Admirals und die Nachricht der durch ihn vollendeten großen Entdeckung verursachte bei Hofe, wie im ganzen Lande, ausnehmende Freude: durch Edle des Landes wurde er mit den ausgezeichnetsten Ehrenbezeugungen empfangen und unter dem Jubel des Volks nach Hofe geführt, wo ihn der König mit herzlicher Umarmung empfing, ihm für die dem Königreiche geleisteten Dienste auf die ehrenvollste Weise dankte, ihm, außer der erblichen Würde eines „Dom" oder Hochadeligen, die persönliche Würde eines Admirals der indischen Meere nebst entsprechenden Einkünften verlieh, und ihm eine jährliche Pension von 3000 Dukaten bewilligte. Auch seine Gefährten, von denen nur etwa sechzig heimkehrten, empfingen Ehren und Belohnungen je nach ihrem Range. Wie ein Lauffeuer durchflog die Kunde des wichtigen Ereignisses ganz Europa. Wochen und Monate lang redete man nur von den neuen Seefahrern, ihren ruhmvollen Leiden und Abenteuern, und von den Gewürzen, Perlen und Edelsteinen Indiens, welche bisher allein Venedig der Christenheit zugeführt habe. Ein neuer Weg war geöffnet, der Ehren und Reichthum, und durch Krieg mit den Heiden himmlischen Lohn verhieß. Die Geschichte trug den Namen Vasco da Gama's neben dem von Columbus in das Verzeichniß der merkwürdigsten Männer des Jahrhunderts ein.

König Emanuel, doch erfreut über diese Erfolge, rüstete ein neues Geschwader von 13 Schiffen unter Pedro Alvarez Cabral nach Indien mit der Bollmacht aus, dort durch Güte oder Gewalt einen festen Platz zu gewinnen, um Menschen und Waaren wider feindliche Angriffe zu schirmen. Cabral, der den Inseln des grünen Vorgebirges von einem Sturme weit nach Westen verschlagen, entdeckte durch Zufall am 22. April 1500 die Küste Brasiliens, der er den Namen des heiligen Kreuzlandes (Santa-Cruz) gab. Hier setzte er einige Verbrecher an's Land, um das neue Gebiet auszukundschaften und die Sprache der Einwohner kennen zu lernen, berichtete durch ein Schiff seine Abenteuer an den Hof nach Lissabon und setzte seine Reise nach Osten fort. Unter anhaltenden Stürmen, in Folge deren er vier seiner Fahrzeuge und einen großen Theil der Mannschaft verlor, unter welcher sich Bartolomäo Diaz, der berühmte Seemann, befand, der zuerst das Kap der guten Hoffnung erreicht hatte, langte er glücklich am Ort seiner Bestimmung an, gerieth aber mit dem Zamorin von Calicut in offene Fehde, welche zur mehrtägigen Beschießung der großen Stadt führte, den portugiesischen Waffen aber Achtung verschaffte, Handels- und Freundschaftsbündnisse mit den von Calicut abhängigen Rajahs (Fürsten) von Cochin und Cananor und beiseitige Faktoreien in deren Ländern zur Folge hatte. Mit einer reichen Ladung von Pfeffer und anderen Gewürzen und Waaren kehrte Cabral im folgenden Jahre in die Heimat zurück (31. Juli 1501). Noch ehe er in Lissabon angekommen war, hatte König Emanuel bereits eine neue Expedition unter Juan de Nueva Galego nach Indien abgehen lassen, die auf ihrer Fahrt die Inseln Ascension und St. Helena entdeckte, in Cochin und Cananor die zuvorkommendste Aufnahme fand, sich aber plötzlich von einer Flotte aus Calicut angegriffen sah. Juan de Nueva, obgleich viel schwächer an Streitkräften, wagte die Seeschlacht, und richtete mit seinen Kanonen eine solche Verheerung unter dem Feinde an, daß der Zamorin von Calicut, nachdem er fast alle seine Krieger dahingestreckt sah, ohne daß die

Digitized by Google

Portugiesen mehr als ein Paar Mann verloren hatten, einen demüthigen Brief an Nueva schrieb, um Frieden bat, und ihn als Gast zu sich nach Calicut einlud. — Die Berichte Cabrals über seine Schicksale und die Treulosigkeit des Zamorin erregten, außer allgemeiner Theilnahme, die Rachsucht Aller. Einmüthig ward vom Hofe der Entschluß gefaßt, zwanzig Schiffe, in vier Geschwader getheilt, unter Anführung des bewährten Basco da Gama, nach Indien auszurüsten und abzuschicken (März 1502), und bald folgten diesem noch zwei Flottillen, jede von fünf Fregatten, deren erste den Befehlen des Vincenz de Sodre, die zweite aber dem Kommando des Stephan da Gama anvertraut war.

Basco da Gama legte auf dieser zweiten Reise in Sofala und Mozambique mit diktatorischer Gewalt Kolonien an, nöthigte den arabischen Fürsten von Quiloa zur jährlichen Zinspflicht, und versetzte, da der Ruf von seiner Macht ihm vorangeeilt war, durch die Zerstörung eines maurischen Schiffes in der Nähe von Montdheli ganz Indien in Schrecken. Er bemächtigte sich wie ein Sturmwind aller Fahrzeuge, die er im Hafen zu Calicut fand, beschoß die Stadt, machte fünfzig Malabaren zu Gefangenen, um den zögernden Zamorin zu schnellerer Unterwerfung zu bewegen. Was aber ein ewiger Flecken in dem Leben des ausgezeichneten, mit so vielen herrlichen Gaben geschmückten Mannes bleiben wird, ist der grausame Scherz, womit er jene Schlachtopfer nicht zu würgen sich begnügte, sondern deren abgehauene Hände und Füße dem indischen Fürsten in einem zugedeckten Korbe zum Geschenk übersandte.

Rachglühend suchte der Zamorin mit einer unzähligen Menge von Kanoes und Prauen den Admiral zu fangen; aber fruchtlos war selbst die Uebermacht gegen die Klugheit des geschickten Seemannes. Er entkam glücklich der Gefahr, bohrte die Mehrzahl der feindlichen Fahrzeuge in den Grund, erneuerte die Freundschaftsverträge mit Cochin und Cananor, ließ Vincenz de Sodre mit seinem Geschwader auf der Küste von Malabar zurück, und landete am Ende des kommenden Jahres (20. Dezember 1503) vor Lissabons Mauern. Sein Titel als Großadmiral von

Calicut im 16. Jahrhundert. — Nach einer alten Zeichnung.

Indien ward auf's Neue bestätigt, und durch des Königs Gnade mit jenem eines Grafen von Videgueira vermehrt. —

Bis hierher war die Entdeckung des Seewegs nach Indien mehr ein kaufmännisches, auf Gewinn zielendes Geschäft, als ein politisch-militärisches Unternehmen gewesen; für letzteres aber bedurfte man von Seiten der Portugiesen mehr. So glanzvoll und ausgezeichnet Basco da Gama's und Cabral's Entdeckungen sich ausgewiesen hatten, brauchte Portugal, um sich als Nation zu heben, eines ritterlichen Waffenprobestücks, welches Persönlichkeiten Glanz geben und den schlummernden Thatendrang wecken konnte — die Portugiesen mußten als Eroberer, als Helden in Indien auftreten. Dieser Wendepunkt, und mit ihm der Anfang einer wirklichen Heldenzeit, begann schon im Jahre nach da Gama's zweiter Rückkehr: die beiden Albuquerque, von denen Alphons den Namen des Großen oder des portugiesischen Mars erhielt, und deren Waffengefährte Pacheco Pereira, erwarben sich in Indien unsterbliche Namen. Die ersteren trieben den Zamorin mit seiner Heeresmacht von Cochin ab und führten dort (1504) das erste schwache Bollwerk auf, welches der letztere muthvoll vertheidigte. Alphons de Albuquerque, von König Emanuel schon im Voraus zum Vicekönig der neuen Niederlassungen in Asien ernannt, war bereits am 26. September 1503 mit einer ansehnlichen Flotte nach Indien abgesegelt. Sein eben so umfassender, als kühner Geist fühlte sich kaum in dem Besitze des Oberbefehls, als er auch den Gedanken faßte, Portugals Herrschermacht über alle Länder und Meere Indiens auszudehnen. Die erste That, die ihn als Seehelden bezeichnete, war die Eroberung von Goa an der Malabarischen Küste, der Hauptstadt eines großen Königreichs. Er vertrieb die wenigen Einwohner, welche seinem Schwerte entkommen waren, und machte aus diesem Platze den Mittelpunkt des europäischen Handels im ganzen Orient. Bald darauf unterjochte er den übrigen Theil von Malabar, unterwarf Ceylon, die Sundainseln und Malacca, eine große Handelsstadt, welche als Schlüssel des östlichen Archipels zu betrachten war. Nach-

Digitized by Google

dem er diese Besitznahme durch Erbauung einer Veste gesichert hatte, unterwarf er sich die Molukken und die Banda-Inseln, verschaffte so seinem Vaterlande das Monopol mit Gewürznelken und Muskatnüssen, und vermehrte dessen Reichthümer durch die Ausdehnung seiner siegreichen Waffen bis nach Ormus, dem Hauptsitz des persischen Handels, welche Stadt man damals die Zierde des Orients nannte. — Als ihr Schach bei Annäherung der portugiesischen Flotte in seinem stolzen Uebermuthe den gewöhnlichen Tribut von den ankommenden Schiffen forderte, ließ, befahl Albuquerque, Kanonenkugeln, Bomben und Waffen herbeizubringen und sagte zu dem Gesandten: „Dieses ist der Tribut, den Portugal zu zahlen pflegt."

Während unter Albuquerque's Oberbefehl die Herrschaft der Portugiesen ihren höchsten Blüthengipfel erreichte, verlieh König Emanuel, sieben Jahre nach Vasco da Gama's Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung, dem Grafen von Abrantes, Francesco d'Almeida, der sich im Kriege gegen die Mauren bei Granada ausgezeichnet hatte, die Würde eines Vicekönigs von Indien (1505—1509). In das Land seiner neuen Bestimmung gesendt, griff dieser die Flotte des Sultans von Aegypten, welcher den Portugiesen den Handel mit Ostindien streitig machen wollte, in mehreren Treffen an, und rieb sie endlich auf. Mit gleichem Erfolge bekämpfte er die zahllosen Feinde, die kleinen Rajahs und Nairen Hindostans, welche sich seinen Unternehmungen entgegenstemmten; sah sich aber, in Folge hartnäckiger Zwistigkeiten mit Albuquerque, dessen Herrschaft in Indien er nicht anerkennen wollte, genöthigt, nach Europa zurückzukehren. Auf dieser Rückreise verlor er bei der Saldanha-Bai, in der Nähe des Kaps, nicht nur einen Theil seiner Reichthümer, sondern selbst das Leben, indem seine Mannschaft, trotz wiederholter Vorstellungen sich mit den Kaffern in Streit einlassend, ihr letztes Heil in einem blutigen Treffen suchen mußte, in welchem ein vergifteter Pfeil am 1. März 1509 seinem Leben ein Ende machte. Sein Sohn, Lorenzo d'Almeida, der dem Vater nach Indien gefolgt war, unterjochte im Jahre 1509 den Beherrscher von Ceylon und trug durch seine Klugheit und vielfach erprobte Tapferkeit

Mozambique.

nicht wenig zu den schnellen Eroberungen seiner Landsleute bei. Von Ceylon segelte er die ganze Westküste der Halbinsel diesseits des Ganges entlang, bis nach Diu, legte auf den Lakkediven eine Festung an, um von diesem sicheren Standpunkte aus gegen die räuberischen Fahrzeuge der Indier und Araber zu kreuzen, und entdeckte das Vorgebirge Jigat. Bei seinem letzten Seetreffen gegen die Flotte des Zamorin gab er die größten Beweise seiner Tapferkeit: als der mit Wunden überdeckte Körper ihm die letzte Kraft versagte, befahl er seinen Gefährten, ihn auf dem Verdeck an den Mast festzubinden, von wo aus er nicht aufhörte, die Seinigen anzufeuern, bis eine Kugel mit dem letzten Kommandorufe seiner Stimme die Seele vom Körper trennte. — Simon d'Andrada, 1512 durch einen Sturm nach den Malediven verschlagen, entdeckte deren Reichthum an Kokosnüssen und Kauris oder kleinen Muscheln, die in Bengalen und Siam als Scheidemünze gelten, und von da an holten die Portugiesen ganze Schiffsladungen dieser kleinen Muscheln daselbst, welche dann wieder als ein bedeutender Handelsartikel nach Guinea, Congo und Benin gebracht wurden. Im nächsten Jahre (1513) vertrieb der große Albuquerque die Araber aus Aden, und breitete — obwohl ein Greis — durch sein Genie und die immer thätige Reglamkeit der unter seinen Befehlen stehenden Statthalter, die Herrschaft der Portugiesen auf dem ganzen weiten indischen Ocean aus. Zwei Jahre später (1515) starb der Gründer der portugiesischen Macht in Indien an den Folgen erlittenen Kummers, den ihm die Feindschaft vieler seiner Neider, der offenkundige Undank des Hofs, und besonders die Verläumdungen seines gehässigen Nebenbuhlers Lopez Soares, verursacht hatten. Noch wenige Tage vor seinem Ende schrieb er, auf Zureden seiner Freunde, mit zitternder Hand einen Brief an den König Emanuel, um ihm seinen Sohn zu empfehlen, und schloß mit folgenden lakonischen Worten: „Ich erwähne nichts von Indien — dieses Land wird für sich selbst und für mich sattsam sprechen." — Wie dem Columbus, ward auch ihm nach dem Tode das seltene Geschick zu Theil, im eigenen Sohne seinen Biographen zu finden. Dieser einzige Sprößling seiner Fa-

milie, der zu Ehren des Vaters den Namen Blasius mit Alphons vertauschte, erreichte ein Alter von achtzig Jahren, und beschrieb mit edler Wahrhaftigkeit und Wärme das Leben des Helden.

Als im Jahre 1524 der Hof von Portugal sich von Neuem entschloß, einen Vicekönig von Indien zu ernennen, fiel die Wahl auf Vasco da Gama, den hochverdienten Entdecker des Seewegs nach Ostindien, doch starb derselbe hoch betagt bald nach seiner Ankunft in Cochin (am 24. Dezember 1524), wo sein Körper bis zum Jahre 1558 blieb, bis ihn König Johann der Dritte mit großem Pomp von da abholen, und in der Gruft seiner Väter auf heimatlicher Erde beisetzen ließ.

Die Macht Portugals, der Vasco da Gama neue Bahnen geöffnet, die unter Albuquerque zur höchsten Blüthe gedieh, schritt unter den Nachfolgern beider unaufhaltsam dem von Emanuel vorausgeschauten Ziele entgegen. Waren die meisten dieser Nachfolger auch nur Menschen gewöhnlichen Schlages, so fand doch bei fast Allen der Mangel an glänzenden Feldherrngaben rühmlichen Ersatz in einer seltenen, dem Geld- und Tagesgötzen unzugänglichen Redlichkeit; und wie der ritterliche Pacheco Pereira, der muthvolle Vertheidiger von Cochin, nach Portugal zurückgekehrt, dort wie ein wahrhafter Heiland und Siegesheld empfangen wurde, in Folge kleinlichen Neides Anfangs vernachlässigt, später mit dem schwärzesten Undank belohnt, in Armuth starb, hinterließ der Vicekönig Henrico da Menefes bei seinem Eintritt zu Cananor nur dreizehn und einen halben Realen eigener Baarschaft, und Nuno da Cunha, welcher in Diu das erste Fort angelegt hatte (1536), nach zehnjähriger Verwaltung, sechs bis sieben, dem Könige bestimmte Goldmünzen.

König Emanuel, die Wichtigkeit von Vasco da Gama's Entdeckung erkennend, hatte im Kreise weniger Vertrauten den morgenländischen Eroberungsplan seinen wesentlichsten Stücken nach ausgebildet, und zu dessen Ausführung die dienlichen Männer und Mittel gefunden. Durch die doppelte Propaganda des Christenthums und des Handelsverkehrs wurde auf friedlichem Wege Unglaubliches geleistet: Franziskaner und Hieronymitenmönche wurden bald als Prediger, bald als Lehrer der lernbegierigen Hindus mit Glück gebraucht, und durch Anwendung verhältnißmäßig kreißunger Grundsätze die ganze Handelswelt in das Interesse Portugals gezogen. Nachdem man Mauren und Indier als erste Macht vom Marktplatze verdrängt hatte, hüteten die Sieger nicht mit kleinlichem Neid ihren anschwellenden Schatz, sondern gönnten auch Andern den Mitgenuß, und die portugiesische Handelspolitik verwilligte unter gewissen Beschränkungen und mit dem Vorbehalt der Oberaufsicht allen Völkern, ohne Rücksicht auf Glaubensbekenntniß und Abstammung, die Freiheit des Verkehrs. Mit gleicher Umsicht wurde der kriegerische Weg verfolgt. In weniger als fünfzig Jahren wehete die Flagge des Hauses Portugal vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis an die Grenze von China. Portugiesen enthüllten die ganze ungekeure Weltgegend von Bab-el-Mandeb bis Japan und von Madagaskar bis Neu-Guinea. Die ganze Südhälfte von Afrika, das Festland von Südasien, die beiden Halbinseln, die der bengalische Meerbusen scheidet, China und Japan, der indische Archipelagus mit allen seinen großen und kleinen Inseln, wurden bekannt und zum Theil die Beute ihrer Entdecker.

Auf Afrika's Küste wurden Mozambique, welches ein Fort empfing, Quiloa, Sofala, Mombaja, Melinde und die große Insel Madagaskar oder St. Lorenz Portugal zinsbar, in Asien das Eiland Socotora, der benachbarte reiche Küstenplatz Aden, der Hüter des arabischen Meerbusens, endlich auch Mascate in der Landschaft Oman in Arabien, und die mächtige Inselstadt Ormus, der Stapelort des persischen Handels unterworfen, welcher dadurch den Todesstreich erlitt. — Auf der Küste von Malabar beugten sich die Städte Damann, Diu, Goa, Cochin und Coulan und viele andere Hafenplätze; auf der Küste von Coromandel aber Meliapur, St. Thomas, Madras und Masulipatam, durch welche die Portugiesen Macht und Einfluß über die verschiedenen großen Reiche in Dekan erlangten, und in dem östlichen Ozean Malakka, Macao, Timor, Ceram und die Gruppen der reichen Gewürzinseln. Durch die Entdeckung Vasco da Gama's, und in Folge dieser durch die wichtigen Eroberungen Albuquerque's, wurden die Portugiesen nicht nur Herrn des Gewürzhandels, sondern es öffnete sich ihnen auch der ganze östliche Archipelagus von Indien, nebst allen großen und kleinen Reichen jenseits des Ganges. Außer dem großen Staate Siam, mit der Hauptstadt Hudia (Judia) und den viel besuchten Handelsplätzen Tennaserim und Queda, bot sich ihnen der Verkehr mit Pegu dar, in dessen erstem Hafen, Martaban, die kostbarsten Edelsteine, Gummilack, Porzellan, Weihrauch und Seidenstoffe zu haben waren. Die übrigen, bisher eben so unbekannten Reiche: Birma, Arracan, Ava, Cambodja und Cochinchina, gewährten von nun an durch Portugals Liberalität Europa's Handelsmächten freien Zugang. Die friedliche Mission der christlichen Propaganda, der sich im Osten ein weites Feld der Thätigkeit eröffnete, suchte nach Kräften den Blutzügen vorzubeugen, lähmte oft mit Glück den rach- und habgierigen Arm der Eroberer, förderte die Fortschritte der Länder- und Völkerkunde, und gewann durch kluge Milde, Geduld und Furchtlosigkeit dem Kreuze Tausende von Heiden in Afrika und Asien, und durch Predigt, Taufe und äußern, in die Augen fallenden Gottesdienst, dem Christenthum die China hinauf bald geheime, bald offene Bekenner. Man durfte sich rühmen, daß des Herrn Wort von Neuem in alle Welt auszugehen begonnen habe, und erst einer spätern Zeit war auch hier der Umschlag in Glaubensgericht und blutige Gewaltthat vorbehalten.

Leider sollte, was so rühmlich begonnen, wie alle menschlichen Schöpfungen, nicht von ewiger Dauer sein. Schon nach einem halben Jahrhunderte neigte sich die portugiesische Herrschaft in diesen Ländern immer tiefer dem Fall entgegen, und zwar durch die Schuld ihrer eigenen Statthalter und Vice-Könige, — und der gänzliche Einsturz erfolgte eben so rasch als erschmetternd, nachdem Englands und Hollands Flotten den Weg nach Indien gefunden. — Vasco da Gama's Name verhallte in dem Lande, nach welchem er den Weg eröffnet, allein der Name Albuquerque blieb unter den Eingebornen sowohl, als unter den Europäern, in glorreichem Andenken, und seine großen Eigenschaften, besonders seine Gerechtigkeit, haben ihm ein solches Ansehen verschafft, daß die Indier lange Zeit nach dessen Tode zu seinem Grabe nach Goa wallfahrteten und dessen Manen um Beistand gegen die Unterdrückungen seiner Nachfolger anflehten.

Digitized by Google

Die Seide.

(Schluß von S. 212.)

Die weitere Verbreitung der neuen Spinner ging langsam vor sich; wahrscheinlich waren die Griechen eben so zurückhaltend mit ihrer neuen Erwerbung, wie die Chinesen es mit ihrem urväterlichen Eigenthum gewesen. Nach Spanien wurde der Maulbeerbaum — und zwar zuerst nur der schwarze, zur Ernährung der Raupen weniger geeignete — im 8. Jahrhundert durch die Araber, die Verbreiter so mancher nützlichen Erfindung, gebracht. Nach Italien kam die Raupenzucht im 12. Jahrhundert, und zwar im Jahr 1146 nach Sizilien, von wo sie langsam nordwärts rückte; in der Lombardei wurde sie erst im fünfzehnten Jahrhundert geübt. Die Königin Elisabeth ließ in England Versuche machen, die indessen scheiterten.

Noch im sechzehnten Jahrhundert war die Seide sehr theuer. Der Schottenkönig Jakob der Erste borgte sich ein Paar seidene Strümpfe von einem reichen Grafen, um vor dem englischen Gesandten würdig zu erscheinen.

Sehr verdient machte sich um die Verbreitung der Seidenzucht Heinrich der Vierte von Frankreich, der dieselbe in seinem Lande einführte und so ehrte, daß er Jedem, der die Seidenmannsaktur zwölf Jahre lang erfolgreich betrieben, den Adel verlieh. Ein Verdienst um diese Industrie erwarben sich zwei Nachfolger jenes Herrschers unabsichtlich, durch ihre grausamen Verfolgungen der Hugenotten. Die religiöse Unduldsamkeit, welche, so wie der Sturmwind Pflanzensamen umherweht, manches nützliche Gewerbe, manche Kunst und Wissenschaft verbreiten mußte, wirkte auch hier, als läge es im Plane der Vorsehung, der schlechten That neben ihren unseligen Folgen einige gute zur Linderung zu geben. Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes verließen viele Protestanten ihr schönes Frankreich und verpflanzten die Raupenzucht und Seidenweberei in andere Länder. In Preußen, wo schon der große Kurfürst der Seidenerzeugung seine Gunst geschenkt hatte, fand sie besonders an Friedrich dem Großen einen thätigen Förderer; auch in andern deutschen Staaten — besonders in Bayern — haben es sich Regenten und Vereine angelegen sein lassen, den Seidenbau zu heben. Leider ist die deutsche Produktion im Vergleich mit dem Bedarfe noch immer gar zu gering. Im Jahre 1786 wurde in Deutschland für 1 Million, 1828 für 7, 1836 für 11, 1850 für 20 Millionen Thaler Seide eingeführt, während in Preußen, trotz aller Prämien, nur 2800 Pfund Rohseide im Werthe von 16,800 Thaler erzeugt wurden.

Zu keiner Zeit war in der That für Deutschland der Seidenbau eine Angelegenheit von so hohem Interesse, wie gegenwärtig. Die Seide ist nämlich immer theurer geworden und außerdem ist — was selbst reiche Frauen schrecken könnte — die Raupenzucht der produktivsten Länder Europa's neuerdings von einem Mißgeschicke heimgesucht, das wahrhaft Verderben droht.

Seit einem Menschenalter nämlich ist dieß nützlichste aller Insekten in manchen Ländern von ähnlichen, aber noch unheilvolleren Seuchen betroffen, wie die Kartoffel.

Die erste Raupenpest war die Muskardine, an der viele Millionen Thiere in Frankreich und Italien zu Grunde gingen. Diese furchtbar ansteckende Krankheit machte jede davon befallene Raupe dahin welken und sterben, ehe sie zum Spinnen kam. Die Krankheit wüthete so schlimm, daß man im Jahr 1834 in Frankreich 87,026 Pfund Eier im Werth von 2,440,000 Thaler bezog, um frische, gesunde Zöglinge zu erhalten. Das Wesen der Krankheit, das ein italienischer Forscher zuerst aufdeckte, ist ein im Innern der Raupe keimender Schimmelpilz, der endlich aus den Luftlöchern, in denen er auch wohl sich zuerst angesiedelt hatte, hervorwächst und das arme Thier, dessen Leib wie mit Mehl bestreut aussieht und steinhart wird, bis zum Tode aussaugt. Natürlich wurde strenge Absonderung und Vernichtung jeder mit dem Schmarotzer behafteten Raupe versucht; aber wer mag all die Milliarden der winzigen Schimmelsamen vernichten, die schon verstäubt waren und wie Sonnenstäubchen in der Luft der Zimmer schweben? Diese Krankheit, die wohl seit uralter Zeit strichweise vorgekommen war, hatte doch nie so viele Gegenden befallen, als im laufenden Menschenalter.

Noch verderblicher wurde die „neue Krankheit", die man in Italien Etisia oder Gattina nennt. Auch sie rührt vom Einnisten von Schmarotzerpflanzen her, die indeß nicht äußerlich hervorbrechen, sondern im Körper verborgen bleiben. Dieser Pilz, dessen Verbreitung nasse Jahre begünstigten, ist sonderbarer Weise bei keiner andern Raupe, überhaupt bei keinem andern Insekte, außer bei einem kurzflügeligen Käfer (Emius oleus) aufgefunden worden. Warum er gerade das nützlichste Insekt, ja, neben der Biene das einzig nützliche, befällt? Doch wohl nur, weil die Seidenraupe bei der künstlichen Zucht in Verhältnisse gebracht worden ist, die ihrer Natur zuwider laufen. In der ersten Generation tritt die Krankheit nur schwach auf, in der dritten vorkommend vernichtet sie oft jeden Erfolg; die Raupenstube wird zum Pesthazareth, in dem jeder Befallene zu Grunde geht. In Frankreich ist diese „neue Krankheit" 1846 (nach andern Berichterstattern einzeln schon 1821), in Italien 1857 zuerst aufgetreten. Durch dieselbe ist die Produktion dieser beiden Länder in den letzten Jahren um die Hälfte gesunken.

Leider muß der West- oder Südwind einzelne Körnchen jenes unheilvollen Schimmelsamens nach Deutschland verweht haben, denn auch an einzelnen Orten des Vaterlandes sind Spuren der Krankheit beobachtet worden (1860). Indeß waren es nur einzelne Fälle, im Ganzen blieben die deutschen Raupen so gesund, daß die Franzosen deutsche Grains bezogen.

Soll dieß nicht ein neuer und dringender Beweggrund sein, um die Seidenzucht in Deutschland zu erwecken und zu fördern? Müßte nicht die einfache Selbstliebe den Frauen zur Pflicht machen, jene nützlichen Spinnerinnen zu hegen und zu pflegen und durch ein gutes Beispiel zu ihrer Förderung beizutragen?

Man hat öfter davon gesprochen — und gewöhnlich macht eine solche Notiz mit Lärm die Runde in den Zeitungen — daß andere Raupen entdeckt seien, welche die Seidenraupe nicht nur zu ersetzen vermöchten, sondern auch, im Futter weniger anspruchsvoll, die Blätter vieles und jenes unserer Waldbäume genössen.

Alle diese Erwartungen haben sich indeß in Nichts aufgelöst. Spinner gibt es allerdings unter den in- und ausländischen Raupen eine große Zahl, und vielleicht ließen sich wirklich die Fäden der einen oder andern Art zu gewissen Stoffen verwoben; aber die ächte Seidenraupe wird wohl weder Bombyx cynthia, noch mylitta, noch eine andere ersetzen. An alle Zukunft werden die Menschen — wenn sie den schönsten aller Kleidungsstoffe, dessen von den Malern mit besonderer Lust nachgeahmter Glanz sprichwörtlich geworden ist, nicht missen wollen — die unansehnliche, aber um so dankbarere Raupe erziehen müssen, deren Eier zwei in härene Kutten gekleidete Mönche unter Lebensgefahr zum Besten der Schönen nach Europa gebracht haben*).

*) Den geehrten Leserinnen, welche zu der so angenehmen als nützlichen Seidenzucht Lust fühlen, sei für das übrigens gar nicht schwierige Geschäft als praktisches Lehrbuch empfohlen: „die kurze Anleitung zur Erziehung des Maulbeerbaums und zum Seidenbau, herausgegeben vom Vorstande des Vereins zur Beförderung des Seidenbaues in der Mark Brandenburg" (1854), die nur 6 Sgr. kostet.

Digitized by Google

Miscellen.

Modell eines Pfeifenkopfs, von Moritz von Schwind. — Diese ſcherzhafte Kompoſition ſtammt aus der früheren Zeit des berühmten Meiſters. Das Profaiſche des Rauchinſtruments iſt auf eben ſo geiſtreiche als anmuthige Weiſe verkleidet, ja aufgehoben. Um einen geheizten Ofen, der ſich obenher als ſchneebedeckte Hütte darſtellt, zieht ſich eine Bank. Auf der Bank pflegt ein ländliches Völkchen, vom Zitherſpiel eingelullt, der behaglichſten Ruhe, an welcher der Hund unter der Bank und das Kätzchen auf dem Küchengeräth ihren redlichen Antheil nehmen. Das Ganze wird von der ausgeſtreckten Geſtalt des Winters getragen, der unwillig genug auf ſeine Herrſchaft zu verzichten ſcheint.

Auch an dieſem Beiſpiel, das zur Nachahmung reizen möge, gibt ſich zu erkennen, wie das ſinnige Walten des Künſtlers dem unbedeutendſten Geräthe zu Werth und Fülle verhelfen kann. Das Auge und Gemüth des Beſitzers oder Beſchauers erbauen ſich immer von neuem an der vielſagenden Form und gewöhnen ſich an den edelſten Luxus — den der verſchönernden Phantaſie.

Guter Rath. — Goethe's Mutter klagte einſt ihrem Sohne, es werden ihr ſo oft Gemälde gezeigt und ſie wiſſe dann nie, was ſie davon ſagen ſolle, er möchte ihr doch etwas angeben, wie ſie ſich dabei helfen könne. Da habe er ihr geſagt: „Mutter, wenn man Ihr ein Bild zeigt, ſo ſehe Sie es eine Weile recht ſcharf an und ſage dann bedeutend: Das macht keinen Effekt! Da wird dann Jedermann Sie für eine Kennerin halten."

Herzens-Ergießungen eines Naturfreundes im Fremdenbuche auf dem Freudenberge bei St. Gallen. 1854. — Von den übermannteſten Gefühlen der Schönheit mit unendlicher Denkkraft der Unerſchaffenheit des Urzwecks erhoben, beſieg ich dieſe Gegend, in der freudigſten Hintanſetzung auch hier der Bewunderung für reinen Naturgeſchmack mein Herz zu veredeln beabſichtigt. In Beiſein meiner mit Wonne angefüllten Träume den ſchönſten Hoffnungen ergeben, zumal da die Kraft des Ereigniſſes der Ausſicht des Bodenſee's in den Freudenberg zurückgezogen wurde.

Räthſel.

Es mahlet eine Mühle
Mit ſtetem Takt und Fleiß;
Als wär's nur ſo zum Spiele,
Iſt ſtill ihr Gang und leiſ'.

Auch Waſſer braucht ſie keines,
Noch Feu'r und Dampfeskraft;
Mehl, grobes oder feines,
Sie nicht in's Haus dir ſchafft.

Doch eine Speiſ', unzahlbar,
Wird von ihr zugericht',
Nicht Geiſt, nicht Leib, nicht malbar,
Doch ewig von Gewicht.

Ja, du lebſt ganz alleine
Durch das, was ſie dir mahlt;
Steh'n ſtille ihre Steine,
Iſt ihr Getön' verhallt:

Alsbald gar ſtille ſtehet
Auch deine Lebensuhr;
Dein ganzes Leben gehet
Einher in ihrer Spur.

Anagramm.

Du kennſt das Volk von früher Jugend an,
Dem ich zwei Mütter ſeines Stammes gab.

Rückwärts geleſen.

Und ich verſchaffte deſſen König dann
Die Gattin, doch erſt, als ich lag im Grab.

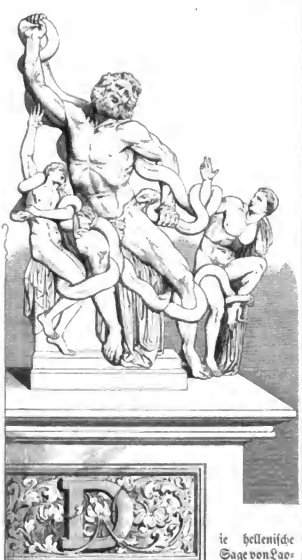
S. L.

Modell eines Pfeifenkopfs, von Moritz v. Schwind.

Digitized by Google

Die Laokoonsgruppe.

Von **Adolf Stahr.**



Die helleniſche Sage von Laokoons Schickſal iſt bekannt. Sie erlangte jedoch ihre abſchließende Ausbildung nicht in Griechenland ſelbſt, ſondern in Rom, durch den populärſten Dichter der römiſchen Welt, durch Virgil, den Sänger der Aeneis; und ebenſo war es der Kunſt der römiſchen Zeit aufbehalten, die furchtbare Kataſtrophe jener Sage zuerſt plaſtiſch zu geſtalten. Aus dem ganzen vielhundertjährigen Verlaufe der vorrömiſchen Kunſtblüthe Griechenlands iſt keine Spur, keine Nachricht, kein Bruchſtück vorhanden von einem Werke des Meißels und des Pinſels, das die Sage von Laokoon dargeſtellt hätte. Die erhaltene Laokoonsgruppe ſteht in dieſer Beziehung einzig da in der Geſchichte der alten Plaſtik; die Künſtler, welche ſie ſchufen, haben keine Vorgänger gehabt, und eben ſo wenig Nachfolger gefunden.

Aber auch in anderer Beziehung ſteht dieſes Werk einzig da in der Geſchichte der alten Kunſt. Nicht nur als höchſter Ausdruck tragiſcher Furchtbarkeit menſchlichen Schickſals, ſondern auch dadurch, daß es unter allen uns erhaltenen berühmten Kunſtwerken der alten Plaſtik das einzige iſt, über welches uns der launenhafte Zufall ſichere Nachrichten der intereſſanteſten und wichtigſten Art hat gönnen wollen. Wir kennen nicht nur den oder vielmehr die Meiſter, welche dieſes „Wunderwerk der Kunſt“, — wie es Michel Angelo nannte — geſchaffen; wir wiſſen auch, zu welcher Zeit ſie lebten, wann, für wen und für welchen Beſtimmungsort ſie ihr Werk gebildet, und wir wiſſen dieß Alles durch einen mit ihnen lebenden, in der römiſchen Literatur hochberühmten Zeitgenoſſen, der dieſe Künſtler perſönlich kannte und hochſchätzte und der ebendarum es ſich angelegen ſein ließ, ihre Namen bekannt zu machen und vor der Vergeſſenheit zu retten. Es iſt der römiſche Schriftſteller Plinius, der Aeltere dieſes Namens, von dem wir reden, der Zeitgenoſſe und Freund der beiden Kaiſer Veſpaſian und Titus, unſern Leſern jedenfalls durch ſeinen Tod bei Gelegenheit des Veſuvausbruches, der Pompeji verſchüttete, bekannt. Sein kurzer Bericht über unſer Kunſtwerk iſt Gegenſtand des erbittertſten Streites unter den Gelehrten geworden; denn er verſtieß gegen das Vorurtheil, daß ein Meiſterwerk, wie dieſer Laokoon, unmöglich in ſo ſpäter Zeit, wie die des Kaiſers Titus, habe geſchaffen werden können. Und doch iſt das letztere, wie ſchon Leſſing einſah, eine ſo unbeſtrittene Thatſache, wie kaum irgend eine andere auf dem ganzen Gebiete der alten Kunſtgeſchichte.

Das kleine hiſtoriſche Zeitbild, das wir im Folgenden vor unſern Leſern entrollen, iſt ein ſtreng geſchichtliches. Es iſt eine Epiſode aus dem Leben des liebenswürdigſten und intereſſanteſten aller römiſchen Weltherrſcher, aus dem Leben des Kaiſers Titus, der während ſeiner kurzen Regierung ſich den wohlverdienten Namen der „Liebe und Wonne des Menſchengeſchlechts“ erworben hat.

Titus war dreißig Jahre alt, als die Erhebung ſeines Vaters auf den erledigten Thron des Cäſarengeſchlechts ihn ſelbſt von dem Range eines niedriggeborenen Unterthanen zum Thronfolger des Beherrſchers der Welt erhob. Von den rauchenden Trümmern Jeruſalems, deſſen Eroberung er vollendet hatte, kehrte er nach Rom zurück, um als Mitregent ſeines Vaters

Vier populäre Aufſätze über antike Bildhauerkunſt: Juno Ludovisi, Jupiterkopf von Otricoli, Karyatiden, Niobe, von demſelben Verfaſſer, befinden ſich im erſten Jahrgang der Freya, Seite 20. 51. 136. 237.

Digitized by Google

es fortan nicht mehr zu verlassen. Seine neue Stellung bedurfte einer des künftigen Kaisers würdigen Wohnung. Er erbaute sich dieselbe auf dem Esquilinischen Hügel, da, wo jetzt die Trümmer der sogenannten Seite Sale liegen, und schmückte diesen Bau mit prachtvollen Werken der bildenden Kunst. Bei Unternehmungen solcher Art, wo die Schätze des Erdkreises zur Verfügung standen, hat man nicht an die Aermlichkeit der Gegenwart zu denken, wo kunst- oder prachtliebhaberische Große schon genug gethan zu haben glauben, wenn sie dieses oder jenes ihnen zufällig angebotene Werk der plastischen Kunst zum Schmucke ihrer Residenzen und Schlösser ankaufen. Der Bau und die damit verbundene Ausschmückung der Residenz eines römischen Kaisererben ward anders und großartiger geplant, zumal, wenn dieser Erbe der Welt ein Titus war: ein Fürst, eben so ausgezeichnet an feinster Bildung, als an Eigenschaften des Feldherrn und Regenten, ein sinnvoller Kenner aller Kunst und Literatur, selbst Schriftsteller, Dichter, Musiker sogar, bekannt und vertraut mit allen Schätzen der beiden Weltliteraturen. Eine Kommission von Kunstverständigen, an deren Spitze ohne Zweifel er selbst stand, ward niedergesetzt, um das Ganze des Baues und die Ausschmückung desselben mit plastischen Kunstwerken — eine Hauptsache für den Geschmack damaliger Zeit — zu berathen und zu leiten, die Aufgaben und die für sie geeigneten Künstler zu bestimmen und auszuwählen, so daß alles in möglichster Vortrefflichkeit und möglichst kurzer Frist — denn man lebte rasch im kaiserlichen Rom — beendet sein konnte. Eine solche Kommission nun (das sagt Plinius mit den allerunzweideutigsten Worten) war es, welche für die Aufgabe der Laokoonsgruppe die Künstler auswählte, indem sie die Ausführung der gestellten Aufgabe dem aus Rhodos gebürtigen Meister Agesander und seinen beiden Genossen und Schülern, Polydoros und Athenodoros, von denen der letztere des Meisters Sohn war, übertrug.

Die Wahl des Sujets, die sicher nicht ohne Titus' eigene Mitwirkung getroffen wurde, war eine der glücklichsten, die sich denken läßt. Vielleicht ist sie ganz und gar auf Titus zurückzuführen, der neben dem Wunsche, eine der populärsten Schilderungen des volksbeliebtesten römischen Heldendichters durch die plastische Kunst verherrlicht zu sehen, auch noch einem Zuge seines eigenen Innern folgte, der wesentlich auf das Tragische gerichtet war. In der That, dieser Kaiser ist eine tragische Gestalt. In seinem Innern wohnten zwei Naturen, und nur nach langem Kampfe gewann die bessere die Oberhand. Mitten in der Fülle äußerer Herrlichkeit und Macht war er doch weit entfernt vom Glücke. Das Schicksal hatte ihm in seinem einzigen Bruder den neidischen, tückischen, zu aller Niederträchtigkeit und Bosheit geneigten Domitian, einen finstern Dämon, zur Seite gegeben, der ihm sein Leben verbitterte und der schließlich sein Mörder ward. Die Liebe zu der schönsten Frau der damaligen Welt, zu der mit allen Reizen des Geistes und Körpers geschmückten jüdischen Königstochter Berenike, Königin von Chalkis, diese leidenschaftliche Liebe, die sein Herz ergriffen hatte, als er, noch weit von der schwindelnden Höhe des Thrones entfernt, sie zuerst als junger Legionstribun kennen gelernt hatte, und die ihn seitdem mit unwiderstehlicher Gewalt gefesselt hielt — diese Liebe selbst ward eine Quelle seines Unglücks. Berenike war ihm noch Rom gefolgt, sie war ihm heimlich vermählt, bewohnte mit ihm gemeinschaftlich den Palast der Cäsaren, und ihr Bruder Agrippa ward mit hohen Staatswürden bekleidet. Alles deutete darauf hin, daß Titus nur auf eine schickliche Gelegenheit wartete, die Geliebte öffentlich zur Kaiserin zu erheben. Sie selbst benahm sich bereits als solche, und dieß war es, was ihr zum Verderben gereichte. Die öffentliche Meinung — und es gab damals noch eine solche in Rom — erhob ihre Stimme gegen die „Ausländerin", die Orientalin. Die vornehme römische Gesellschaft, zumal die Frauen, die es nicht ertragen konnten, daß eine Fremde ihnen bei der Aussicht auf die Hand des Kaisers Konkurrenz machte, verfolgten sie mit dem giftigsten Hasse. In den Salons und in der Literatur wurden Erinnerungen an ihr früheres, nicht makelfreies Leben neu aufgerührt und in's Schwärzeste ausgemalt. Auch Titus selbst ward angegriffen. Die plötzliche Hinrichtung des Gäcina, eines Mannes von hohem Range, gegen welchen dringender Verdacht vorlag, daß er Thron und Leben der neuen kaiserlichen Familie bedrohende Pläne schmiedete, ward auf Rechnung der Eifersucht gesetzt, welche Titus gegen ihn als begünstigten Liebhaber Berenike's gehegt haben sollte. Immer tiefer drang der Haß bis in die untersten Schichten des Pöbelvolks der Weltstadt — und diese Massen hatte selbst der unumschränkte Herr der Welt zu berücksichtigen und zu schonen. Als Titus nach seines Vaters Tode den Thron bestieg, forderte das Volk drohend die Entfernung der Ausländerin. Er mußte nachgeben. „Er entließ sie schweren Herzens, und schweren Herzens ging sie hinweg," sagt sein Biograph Sueton. Zwölf Jahre hatte er mit ihr gelebt; ihr weiteres Schicksal ist unbekannt. Titus selbst starb kaum zwei Jahre darauf, wenig über vierzig Jahre alt. Sein Herz war gebrochen. In seinen letzten Stunden bekannte er: „nur eine einzige That in seinem Leben wisse er, die er zu bereuen habe." Welche diese gewesen, sagte er nicht. Vielleicht war es die Verstoßung des geliebten Weibes, die über sein Leben treu gewacht hatte, und der es sicher zu danken war, daß er aus wilder und wüster Jugend zum edlen Manne gereift, daß die bessere Natur in ihm Herr geworden war über die schlechte. Sein Herz war so weich und gütig, daß er, wie der genannte alte Schriftsteller berichtet, selbst den teuflischen Bruder, der ihm unaufhörlich Schlingen legte, ja das Heer gegen ihn zur Empörung aufwiegelte, nicht zu strafen vermochte. Er hoffte Domitians böse Natur durch Liebe und Großmuth zu besiegen, indem er ihn vom ersten Tage seiner Regierung an als Mitregenten und Nachfolger behandelte, und ihn nur zuweilen insgeheim mit Thränen beschwor: „doch endlich einmal seine brüderliche Liebe durch Gegenliebe zu erwidern!"

Die nagende Reue über Berenike's Verstoßung und

Digitized by Google

der Schmerz über den unnatürlichen Bruder waren es, welche wie Schlangen sein Herz umschnürten; und wohl oft mag der einsame kaiserliche Dulder, ehe ihn der Tod befreite, beim Hinblick auf den schlangenumstrickten marmornen Laokoon in seinem verödeten Palaste sich mit dem alten Heros der Sage verglichen haben, der einst auch als Opfer seiner Liebe und Treue das tragische Märtyrerthum erleiden mußte! —

Tausendjähriger Trümmerschutt hatte das Kunstwerk der drei griechischen Meister überdeckt und in der Tiefe der Erde verborgen gehalten, als es zur Zeit Michel Angelo's und Rafaels der Spaten römischer Gartenarbeiter durch einen glücklichen Zufall aus seinem Grabe an's Licht förderte. Papst Julius II., dem der glückliche Besitzer des Weinbergs den Fund anzeigte, beschenkte denselben mit einer reichen Pfründe und versetzte das Werk in die vatikanische Sammlung. Michel Angelo, der beauftragt worden war, den Fund zu untersuchen, erkannte augenblicklich in demselben die von Plinius beschriebene und über alle Kunstleistungen der römischen Welt erhabene Gruppe des Laokoon und seiner Söhne. Er fand sie überdieß merkwürdig wohl erhalten; und in der That sind nur der rechte Arm des Vaters, die Arme der Söhne, sowie einige Stücke an den Schlangen und an den Zehen der Figuren ergänzt. Der Ausspruch des größten Meisters der neueren Plastik erklärte das Werk für das „Wunder der Kunst“ (il portento del arte). Und dieser Ausspruch ist nimmer erschüttert worden bis auf den heutigen Tag. Er stimmt überein mit dem Urtheile der Zeitgenossen, die das Werk entstehen sahen, und deren Ansicht Plinius ausspricht, wenn er von demselben sagt, es sei ein Werk, das unter allen Leistungen der Malerei und Bildkunst den ersten Platz einnehmen müsse. Ich habe dieses Urtheil früher in meinem Torso (Th. II, S. 81) nicht richtig erklärt, indem ich die Worte des alten Schriftstellers nur von denjenigen Werken der bildenden Kunst gesagt wissen wollte, in deren nächster Umgebung sich die Laokoonsgruppe befand. Allein Plinius und seine Zeit haben diese Einschränkung nicht gemacht. In ihrer Anschauung war dieß Werk wirklich das absolut Höchste aller Kunst. Und sie hatten Recht — aber nur vom römischen Standpunkte aus, und in Bezug auf den dargestellten Inhalt. Denn wir haben in dieser Laokoonsgruppe ein Werk vor uns, das seinem Wesen nach durch und durch römisch gedacht, dessen Sujet ein römisch empfundenes ist. „Ein tapferer Mann, mit dem Unglück ringend, sei ein Festschauspiel selbst für die Götter,“ sagt der römische Philosoph der Kaiserzeit, Seneka. Ein solches Schauspiel, sinnlich dargestellt durch die Verkörperung des höchsten leiblichen und Seelenschmerzes, bot die Laokoonsgruppe dem Römer, dem auf gewaltsames Pathos gestellten Römergeiste, dessen gröbere Nerven zu ertragen, ja dessen an Grausamkeit gewöhnter Sinn zu bewundern vermochte, worvor der menschlich mildere und feiner empfindende Hellene zurückschauderte. Schon daraus erklärt es sich, weßhalb die Wahl dieses Vorwurfs eine römische ist, und weßhalb kein griechischer Künstler der vorrömischen griechischen Kunst diesen oder einen Vorwurf von ähnlich konzentrirter Furchtbarkeit behandelt, kein hellenisches Gemeinwesen einem Künstler eine solche Aufgabe gestellt hat. Aber ebenso erklärt sich auch das Urtheil des Plinius und der zeitgenössischen römischen Welt. Denn, jenen Standpunkt und die aus ihm hervorgegangene Aufgabe zugegeben, hat die Laokoonsgruppe ihres Gleichen nicht unter allen uns erhaltenen Werken der griechischen Kunst, und das Urtheil des römischen Publikums, welches noch alle Meisterwerke der Blüthezeit griechischer Kunst zur Vergleichung hatte, sagt uns, daß das Werk des Meisters Agesander und seiner Genossen auch unter den für uns verlorenen nicht seines Gleichen gehabt habe.

Also: römischer Sinn und römischer Literaturpatriotismus haben die Aufgabe gestellt; aber griechische Kunst und griechische Empfindung haben sie ausführend gelöst, und das Entsetzliche, ja Gräßliche des Vorwurfs durch Schönheit und Anmuth der Kunst des griechischen Genius, so weit es möglich war, gemildert. So weit es möglich war! Das meinte Lessing, wenn er in seinem Laokoon aussprach: daß die Absicht des Meisters der Gruppe darauf gegangen sei, die höchste Schönheit unter den gegebenen Umständen des höchsten körperlichen und geistigen Schmerzes auszudrücken. Und eben dieß „Mögliche“ hatte Goethe im Auge, wenn er den Laokoon einen Beleg für die Wahrheit nannte: daß das Schönheitsgefühl des Künstlers sich in seiner höchsten Energie und Würde erst dann zeige, wenn es die leidenschaftlichen Ausbrüche der menschlichen Natur in der künstlerischen Nachahmung zu mäßigen und zu bändigen verstehe. Das hat der Meister des Laokoon geleistet, und auch nach dieser Seite hin bleibt das Urtheil der alten Kunstrichter in Kraft, steht der Laokoon unzweifelhaft als Beispiel solcher Kunstleistung über allen Werken der Kunst alter und neuer Zeit.

Wenden wir uns jetzt zu seiner nähern Betrachtung.

Der römische Dichter beschreibt den Vorgang im zweiten Gesange der Aeneis mit folgenden Versen*):

Er, des Neptunus Priester, Laokoon, welchen das Loos zog,
Fällte den mächtigen Stier an dem Festaltare des Gottes.
Schaue, von Tenedos ziehn zwo Schlangen durch stille Gewässer
Her — ich bericht' es mit Beben — in unermeßlichen Kreisen,
Dehnen sich über das Meer und streben zugleich nach dem Ufer.
Hoch bäumt zwischen den Wogen die Brust sich, es ragt die Mähne
Blutroth über die Wellen, der übrige Körper bestreitet
Hinten die Fluth, in unendlichen Windungen krümmt sich der Rücken.
Salzschaum brauset empor; schon sind sie gelandet am Strande,
Und durchrommen mit Blut und Feuer die sprühenden Augen,
Zischen sie her und belecken mit roglamer Zunge den Rachen.
Todtblaß ob dem Gesichte, zerstieben wir. Sicheren Zuges
Stürzen sie gegen Laokoon an, und zuvörderst die zarten

*) Nach Binders Uebersetzung.

Körper der zwei Söhnlein umringeln sie beide, die Schlangen,
Schnüren sie fest und zerfleischen, o Graus! mit dem Bisse die Glieder.
Drauf ihn selber, den Vater, da heissend er naht mit Geschossen,
Packen sie, ringsher knüpfend die mächtigen Windungen; und schon
Zweimal ihm um den Leib, zweimal um den Hals die geschuppten
Rücken geschmiegt, entragen sie hoch mit dem Haupt und dem Nacken.
Er nun ringet zugleich mit den Händen, die Knoten zu trennen,
Ganz durchfeuchtet an der Binde von Eiter und schwärzlichem Gifte;
Gräßliche Rufe des Jammers zugleich zu den Sternen erhebt er:
Gleich dem Gebrüll, wenn blutend der Stier wegrennt vom Altare
Und abschüttelt vom Nacken das Beil, das zu schwach ihn getroffen.
Aber die Zwillingsdrachen entfliehn zum obersten Tempel
Gleitenden Laufs, und streben zur Burg der erzürnten Tritonis,
Unter des Schilds Kreisform zu den Füßen der Göttin sich bergend.

Diese Schilderung stand dem Künstler, dem die Aufgabe geworden war, Laokoons Schicksal durch die Mittel seiner Kunst darzustellen, vor Augen. Sie befeuerte seinen Geist und seine Einbildungskraft. Aber so, wie sie war, konnte sie ihm nicht Vorbild sein. Das „Warum nicht?“ ist der Inhalt von Lessings unsterblichem Werke über die Grenzen der Poesie und der bildenden Kunst, dem er den Titel „Laokoon“ gab, in dankbarer Anerkennung des hier von Dichter und Bildner gegebenen, so höchst belehrenden Beispiels und Beweises für die Nothwendigkeit dieser Grenzen.

Der alte Meister, welcher unsere Gruppe geschaffen hat, sah mit dem nie irrenden Blicke des Genius, daß seine Kunst sich nicht nur, gegenüber der in der Zeit fortschreitenden Schilderung des Dichters, zu beschränken und zwar auf den prägnantesten Moment zu beschränken habe: sondern er sah auch, daß und in welchen Stücken seine Darstellung nothwendig von der Beschreibung des Dichters abweichen müsse. Dieß Alles hat Lessing in seinem Laokoon so vollständig und treffend entwickelt, daß nichts nöthig ist, als — es aus ihm zu lernen. Der bildende Künstler konnte nicht, wie der dichtende, zuerst die Knaben und dann den ihnen zur Hilfe eilenden Vater von den Ungeheuern umschnüren lassen; er konnte das hier vom Dichter angewendete sittliche Motiv der Vaterzärtlichkeit zur Charakteristik Laokoons nicht benützen; er konnte ebensowenig die Hauptfigur durch den Schmuck des Priestergewandes und der heiligen Stirnbinde als Priester kennzeichnen, ohne den Gesetzen seiner auf Schönheit des menschlichen Körpers gerichteten Kunst zu nahe zu treten. Er konnte seinen Laokoon nicht, wie der Dichter, das Schmerzgebrüll eines verwundeten Stieres ausstoßen lassen, ohne das Auge des Beschauers durch Häßlichkeit zu beleidigen; und er konnte endlich eben so wenig die Umschnürung seiner Gruppe in der Weise darstellen, wie es dem Dichter erlaubt war, weil seine Gruppe dadurch den Vortheil verloren haben würde, „die Haupttheile von Laokoons Körper so frei als möglich zu zeigen.“

Jedes Kunstwerk bietet zwei Hauptseiten der Betrachtung, die zu dessen Verständnisse gelangen will: die künstlerisch-äußerliche, natürliche, die Art und Weise, wie sich der Künstler den Vorgang, die Situation dachte, und die sittliche Idee, den tiefern Inhalt, welcher die Seele seines Werkes ausmacht. Betrachten wir zunächst die erstere.

Wie hat sich der Künstler den Vorgang gedacht? Ich meine, folgendergestalt:

Die Schlangen kommen von der rechten Seite des Beschauers. Beide schießen, nachdem die eine den älteren Sohn, ohne ihn mit ihrem Bisse zu verletzen, nur mit dem Schweife leicht an dem unteren Körpertheile umstrickt hat, nach der linken Seite hin, wo sich zur Rechten des zur Hilfe herbeigeeilten Vaters der jüngere Knabe befindet. Zu diesem, dem zarteren, schwächeren Lieblinge wendet sich der gängstlete Vater, um ihn schützend zu vertheidigen gegen den Biß der Ungeheuer. Er ergreift das eine derselben, welches den Knaben umschnürt. Aber in demselben Augenblicke fährt das andere Ungethüm blitzschnell von links nach der rechten Seite an ihm selber hinauf und bohrt in die Weiche der dem älteren Knaben zugewendeten Seite seines Leibes den giftigen Zahn. In diesem Momente übermannt der physische Schmerz das Vatergefühl. Er läßt die Schlange, die sein jüngstes Kind umrungen hat, los und fährt mit beiden Händen nach dem Feinde, dessen tödtlicher Biß alle seine Nerven mit Schmerzenspein durchzuckt.

Dieß ist der Moment, in welchem der Künstler nach der Stufenfolge der bisherigen Vorgänge die Situation erfaßt hat. Nur so betrachtet, ist sie, nach Goethe's schönem Bilde, im vollen Sinne des Worts „ein firirter Blitz, eine Welle, versteint in dem Augenblicke, wo sie gegen das Ufer anströmt“. Daher erklärt sich auch die Stellung und Haltung des Laokoon. Zwar hat der Schmerz momentan den Vater überwältigt, aber — und dieß ist ein tiefer, seelenvoller Zug — nur die Hände, nicht den Leib, sich selbst, wendet er gegen den angreifenden Feind. Es ist, als wollte er auch so noch das geliebte bedrohteste Kind nicht verlassen. Und doch fühlt er in demselben Augenblick, in welchem er die eigene Todeswunde empfindet, daß er in dem Momente, wo er, übermannt vom Schmerze, an die eigene Vertheidigung dachte, das hilflose Kind dem andern es umschnürenden Ungeheuer preisgegeben hat; er hört des Sterbenden Todeslante, und dieser Schmerz ist es, der weit mehr noch, als der eigene, sich in den edlen Zügen des von Seelenqual umschatteten Antlitzes, in diesem stummen Hilferufe zu den ewigen Göttern drohen, aussprickt. Denn der Laokoon des Künstlers schreit nicht, der Aufschrei ist vorhergegangen. Was wir sehend zu hören glauben, ist nur noch ein tiefes, peinvolles, klagendes Seufzen. „Der Mund,“ um unsere Beschreibung mit den Worten des unsterblichen Winckelmann zu schließen, „der Mund ist voll von Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der aufwärts gezogenen

Digitized by Google

Laokoon, ohne Ergänzung.

Oberlippe aber iſt dieſelbe mit Schmerz vermiſcht, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unwürdiges, unverdientes Leiden, in die Naſe heraustritt. Unter der Stirn iſt der Streit zwiſchen Schmerz und Widerſtand, wie in einem Punkte vereinigt, gebildet. Die Natur, welche der Künſtler nicht verſchönern konnte, hat er entwickelter, angeſtrengter und mächtiger zu zeigen geſucht; da, wohin der größte Schmerz gelegt iſt, zeigt ſich auch die größte Schönheit. Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele ſind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilt und gleichſam abgewogen. — Die linke Seite, in welche die Schlange mit wüthendem Biſſe ihr Gift ausgießt, iſt diejenige, welche durch die nächſte Empfindung zum Herzen am heftigſten zu leiden ſcheint, und dieſer Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunſt genannt werden. Seine Beine wollen ſich erheben, um dem Uebel zu entrinnen; kein Theil iſt in

Ruhe. Das bange Seufzen, welches er in ſich ziehet, erſchöpft den Unterleib und macht die Seiten hohl, was uns gleichſam von der Bewegung ſeiner Eingeweide urtheilen läſſet." —

Und die ſittliche Idee, welche dieſer Laokoon ausdrückt, welches iſt ſie? Keine andere, als die, welche in den Worten enthalten iſt:

Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Das iſt auch Laokoons Schickſal, das Schickſal des Laokoon, den Virgil geſchildert und Meiſter Ageſander von Rhodos in Marmor nachgedichtet hat. Es iſt albern, von einer „Schuld" Laokoons zu reden, wie griechiſche Klügler und neuere überſichtige Gelehrte nach ihnen gethan*). Er büßt nichts, als das Verbrechen, heller zu ſehen, als die Menge, und ſein Vaterland vor dem Verderben retten zu wollen gegen den Rathſchluß der Götter. Er iſt ein heidniſcher Märtyrer, er iſt nur „der Chorführer einer Reihe von Helden, welche dem Moloch des Fatalismus zum Opfer fielen," einer derjenigen, dem es den Untergang brachte, „das ſterbliche Gefäß gewußter Wahrheit zu ſein." Für unſer humanes Gefühl iſt es ſchrecklich, ja gräßlich, daß ein edler Mann für ſeine Liebe zum Vaterlande von den Göttern dem entſetzlichſten Schickſal überantwortet wird. Nicht ſo empfand der heidniſche Römer, nicht ſo empfindet ſelbſt heute noch der gläubige Verehrer des zornigen und eifrigen Judengottes. Der humanen Empfindung hat Schiller Ausdruck verliehen in den Worten:

Wenn der Menſchheit Leiden Euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt mit nameuloſem Schmerz,
Da empöre ſich der Menſch! Es ſchlage
An des Himmels Wölbung ſeine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!

Und in der That, der längere Anblick der Laokoonsgruppe hat etwas Entſetzliches, Beklemmendes, Beängſtigendes. Es iſt bekannt, daß der Bildhauer Dannecker ebenſo, wie ſein größerer Kunſtgenoſſe Rauch, von dem ich dieß ſelbſt ausſprechen hörte, ſein Auge nicht gern lange auf dieſem ſchlangenumſchnürten hoffnungsloſen Martyrium weilen laſſen mochte, und mehr als ein Mal habe ich im Vatikan mich ſelbſt darauf betroffen, daß Blick und Seele ſich Ruhe und Troſt ſuchend von dem Anblicke ab- und irgend einer heiterſchönen Göttergeſtalt in der Nähe zuwendeten. Es gehört ſchon ein Zug römiſcher Grauſamkeit in der Weltſtimmung jener Zeit dazu, um der Kunſt eine Aufgabe wie dieſe ſtellen, einen Kaiſer mit einem ſolchen Werke das Innere ſeines Wohnhauſes ſchmücken zu laſſen, und nur die Kunſt, welcher es gelungen iſt, das Gräßliche zum Furchtbaren zu mildern, kann uns mit dem Anblicke des Gegenſtandes verſöhnen. Titus aber, der in dieſer Gruppe den Vater für ſeine Vaterliebe und Treue, den Patrioten für ſeine Liebe zum Vaterlande, den Wiſſenden für ſeine Erkenntniß der Strafe eines furchtbaren Leidensgeſchickes überantwortet ſah, wird das Werk Ageſanders mit tieferer Sympathie, als alle ſeine Zeitgenoſſen, angeſchaut haben, weil er in dem ſchlangenumwundenen Heroen ſeinen Leidensbruder erkannte.

Zum Schluße noch zwei Worte über die Meiſter, welche die Gruppe geſchaffen. Es waren, wie geſagt, Griechen von der Inſel Rhodos, Nachkommen der dort einſt blühenden Schule der plaſtiſchen Kunſt (S. Torſo Th. II, S. 70—71 ff.). Sie lebten und arbeiteten in Rom, wohin ſich ſchon ſeit längerer Zeit die meiſten und beſten Meiſter aller bildenden Kunſt gezogen hatten. „Künſtler erſten Ranges" nennt ſie Plinius; aber er fügt hinzu, daß ihre Namen nicht ſo bekannt und berühmt waren, als ſie und ihre Werke es verdienten, weil, wie er ſagt, jedermann wohl ein Werk wie den Laokoon kannte, aber es beſchwerlich fand, drei Namen von Künſtlern für ein Werk zu behalten und anzuführen. Man ſprach „von dem Laokoon im Palaſte des Kaiſers Titus," aber nicht von den drei Meiſtern, nicht, um modern zu reden, von der Kompagniefirma des Ateliers, in dem es geſchaffen war. Plinius hat das Unrecht gut gemacht. Er hat die Namen aufbehalten, die ſonſt in ewige Nacht begraben ſein würden, denn ſie finden ſich ſonſt nirgends erwähnt. Das In-Kompagnie-Arbeiten von Künſtlern war damals in Rom ſehr gewöhnlich, wie derſelbe alte Schriftſteller erzählt. Wie Ageſander mit Athenodoros und Polydoros den Laokoon für den Palaſt des Titus geſchaffen hatte, ſo hatten unter den Kaiſern des Juliſchen Geſchlechts gleichfalls in Gemeinſchaft arbeitende Künſtler, deren Namen der alte Autor aufzählt, die Paläſte derſelben mit Werken angefüllt, die man höchlich bewundert, ohne ſich um die vielen Namen der Künſtler zu kümmern, die an denſelben gearbeitet.

Die Zeit war überwiegend zum Nivelliren geneigt. Die Kunſt war eine Hochebene, aus der nicht mehr, wie in der alten Zeit, einzelne große Namen, wie Phidias, Polyklet, Myron, Skopas, Praxiteles, Lyſippus u. a. hoch emporragten. — Und iſt es nicht noch heute ſo, wie zu Plinius' Zeit? Wie viele meiner Leſer, die bei dem Olympiſchen Zeus ſofort an Phidias, bei der knidiſchen Venus an Praxiteles, bei Alexanders Statue an Lyſippus denken, werden ſich beim Anblicke der Laokoonsgruppe an die drei Namen der drei Künſtler erinnern, die vereint dieß „Wunderwerk der Kunſt" geſchaffen haben!

*) S. Ein Jahr in Italien, Th. 3, S. 210—213.

Digitized by Google

Ueber Geſundheitslehre.

(Schluß von S. 211.)

Was ſtellen ſich nun aber die meiſten Leute, die ſo oft von Erkältung reden, unter dieſem Prozeß vor? Was iſt es denn eigentlich, wovon man eine ſo fatale Wirkung erwartet? Der bloße Temperaturwechſel kann es nicht ſein, ſonſt könnte im Winter Niemand geſund ſein, der ſeine Wohnung verläßt, da wir uns hier, wenn wir von dem gut geheizten Zimmer auf die Straße kommen, leicht einem Unterſchied von 20—30 Grad Reaumur ausſetzen, und zwar nicht einmal, ſondern dutzend- und hundertmal. Kein Käfer könnte im Sommer geſund ſein, da hier der Unterſchied zwiſchen der Temperatur des Kellers und der Straße vielleicht auch gegen 20 Grad ausmacht; nun freilich verſäumen dieſe Leute auch nie, wenn ſie durch unmäßiges Saufen krank geworden ſind, pflichtlich den fatalen Temperaturwechſel zu beſchuldigen. Die bewegte Luft und die feuchte Luft kann es auch nicht ſein, welche die Erkältung ſo gefährlich macht, ſonſt könnte bei ſtürmiſchem und regneriſchem Wetter kein Menſch geſund heimkommen, während die Erfahrung gezeigt hat, daß gerade die, welche bei Sturm und Wetter immer draußen ſein müſſen, die geſündeſten Leute ſind, vorausgeſetzt, daß ſie ſonſt nicht mit Mangel und Elend zu kämpfen haben. Wie ſelten iſt es ferner, daß von den vielen hundert Menſchen, die im Sommer vom Regen durchnäßt werden, einer oder der andere etwas nothleidet. Ja, aber die Erkältung und Durchnäſſung des ſchwitzenden Körpers iſt doch etwas anderes, wird man einwenden. Aber es gibt Hunderte, die, in den ruſſiſchen und türkiſchen Bädern von Schweiß triefend, ſich in Schnee oder ins kalte Bad ſtürzen, und ebenſoviele, die daſſelbe in den Kaltwaſſerheilanſtalten thun, ohne daß es ihnen im Geringſten ſchadet. Ja, nicht einmal die ſchnelle Abkühlung eines unwillkürlichen Bades auch bei heißem Körper pflegt beſonders ſtörende Erſcheinungen, noch viel weniger ſtörende Krankheiten hervor zu bringen, wenn nur der Mann ſonſt geſund iſt. Die Thiere beſinnen ſich keinen Augenblick, in der größten Hitze kaltes Waſſer zu trinken, ſie ſtürzen ſich als Verfolgte oder Verfolger in Bäche und Flüſſe, und man hat noch nie gehört, daß eines am andern Ufer mit einem Katarrh oder Rheumatismus ans Land geſtiegen ſei. Wohl! aber wie ſteht es mit dem Pferde? Iſt dieß nicht eben ſo gut den Erkältungen unterworfen, wie der Menſch? Nun — verſchiedenen Krankheiten wohl, ob aber dieſe von den Erkältungen herkommen, dürfte eben ſo gut, wie bei den Menſchen, die Frage ſein. Freilich, das civiliſirte Pferd theilt die ganze verweichlichende Erziehung mit dem Menſchen, und iſt bald ſo rheumatiſch und hyſteriſch, wie ein gnädiges Kloſterfräulein; aber der Ungar und Polak weiß nichts davon, ebenſowenig, als das Pferd des amerikaniſchen Jägers und des Gaucho in den Pampas von La Plata. Und wie müßte es unſerer Kavallerie im Krieg gehen, wenn jede Erkältung Roß und Mann auf's Krankenlager ſtreckte? Nein, nicht die Erkältung macht das Pferd krank, ſondern die falſche Behandlung, die Vernachläßigung, die unpaſſende Nahrung und hauptſächlich ſchlechte Wohnung. Daher finden wir auch unter unſerm in dumpfen und engen Ställen vegetirenden Rindvieh faſt ſo viele ſchwindſüchtige Subjekte, als in ſchlechten Kaſernen, und unter den im Stalle genudelten Gänſen und Putern ſind die Leberkrankheiten ſo häufig, als unter unſern alten Lebemännern. Wie ſteht es denn nun aber mit der ſogenannten unterbrochenen Hautausdünſtung ſonſt? Und worin kann denn das Gefährliche derſelben liegen? Warum ſollen denn die beim Schwitzen ausgeſchiedenen Stoffe ſo giftig ſein? Wenn der betreffende Menſch nicht geſchwitzt hätte, ſo wären dieſe Stoffe ja auch im Körper geblieben, und es hätte dem Menſchen nicht geſchadet. Uebrigens iſt vom Zurücktreten keine Rede; was einmal zu den Poren heraus iſt, läuft nicht mehr zurück. Ueberdieß weiß Jedermann, wie der Menſch ſeine überflüſſigen Feuchtigkeiten ſonſt noch fortſchafft, und daß die Lungen und die Blaſe getreue Sekundanten der Haut ſind, und dieſelbe nie im Stich laſſen. Wer freilich ſeinen Unterleib ſchon lange ruinirt hat, und weſſen Lunge nur mit halbem Wind ſegelt, der wird alle Augenblicke von der ihn umgebenden Außenwelt feindlich berührt, aber er wird nicht von der Erkältung krank, ſondern war es ſchon vorher, und die ſogenannte Erkältung gibt ihm nur einen freundſchaftlichen Wink, daß an ſeinem Gebäude etwas morſch iſt, was, wenn nicht bei Zeiten geholfen wird, den Einſturz des ganzen Hauſes herbeiführen wird. Erträgt die Natur in der bei weitem größeren Mehrzahl der Fälle ſolche plötzliche Veränderungen von Wärme und Kälte, wie bei den Thieren, wie bei ruſſiſchen Bädern und Waſſerkuren, ohne allen Nachtheil, ſo würden die natürlichen Kräfte des Organismus auch hinreichen, über jene viel ſchwächeren und vorübergehenden Eindrücke, wie ſie bei gewöhnlichen ſogenannten Erkältungen ſtattfinden, Herr zu werden; folgt aber eine Krankheit daraus, ſo war die Erkältung ganz gewiß weder die einzige, noch die weſentliche Urſache derſelben, ſondern der Organismus muß ſchon vorher mehr oder weniger ſchadhaft geweſen ſein. — Endlich gibt es allerdings ganz beſtimmte und entſchiedene Froſtſenſationen, wo ſich der Kranke ganz genau erinnert, daß ſich von jenen Momenten an das Gefühl der Krankheit und die wirkliche Krankheit datirte. Solche Fälle exiſtiren unzweifelhaft, und der Kranke hatte das richtige Gefühl, nur war in jenen Fällen das Froſtgefühl, die ſogenannte Erkältung, nicht die Urſache, ſondern die

Digitized by Google

erſte Erſcheinung der Krankheit; die ſchon vorher im Körper ſchlummernde Krankheit manifeſtirte ſich durch den erſten Fieberfroſt.

Faſſen wir noch einmal kurz zuſammen, was an der Lehre von der Erkältung Wahres iſt, ſo wird es ungefähr folgendermaßen lauten. 1) Daß jede bedeutendere Erkältung, d. h. Wärmeentziehung, dem menſchlichen Körper eben ſo ſicher ſchädlich iſt, als z. B. bedeutendere Nahrungsentziehung, Waſſerentziehung, bedeutende Hitzegrade u. dgl., wird Niemand läugnen; daß aber 2) das, was man im gemeinen Leben mit dem Namen Erkältung bezeichnet, jene oft nicht einmal zum beſtimmten Bewußtſein gekommenen flüchtigen, an und für ſich unbedeutenden und relativ kurz dauernden Fälle von Temperaturwechſel und vielleicht momentan verringerter oder aufgehobener Hautausdünſtung, mit Unrecht gefürchtet ſind, an und für ſich keine Krankheiten verurſachen, ſondern höchſtens die und da als freundſchaftliche Mahner an das morſche Gebäude eines faulen Organismus klopfen, oder als zufällige Gelegenheitsurſachen eine ohnedieß ſchon längſt drohende Krankheitskataſtrophe vollends zur Exploſion bringen, die aber auch ſo nicht mehr lange hätte auf ſich warten laſſen, oder daß man den erſten Fieberfroſt fälſchlich für die Urſache der Krankheit hält, glauben wir hinlänglich bewieſen zu haben. Wer alſo, wie man zu ſagen pflegt, Erkältungen unterworfen iſt, der begnüge ſich nicht damit, ſich immer mehr einzuwickeln, und immer mehr von der Außenwelt zurück zu ziehen, wodurch er das Uebel nur immer ärger macht, ſondern er ſei überzeugt, daß entweder ſein Unterleib oder ſeine Bruſtorgane nicht in Ordnung ſind, oder daß ſein ganzer Organismus geſchwächt iſt, und ſorge dafür, daß hierin geholfen wird, dann wird ihm die Luft und das Waſſer nichts mehr anhaben.

In gleicher Linie mit der Theorie der Erkältung und des zurückgetretenen Schweißes ſteht die Furcht vor dem ſogenannten Zurücktreten von Hautausſchlägen. Freilich iſt die Thatſache richtig, daß man ſehr häufig auf das Verſchwinden des Hautausſchlags, eines Rothlaufs u. ſ. f., bedeutende Verſchlimmerung des Krankheitsverlaufs beobachtet hat, und daraus hat man nun den Schluß gezogen, daß der verſchwundene Hautausſchlag ſich auf innere Organe geworfen habe. Ferner folgerte man daraus, man müſſe derartige Kranke recht warm halten, damit die Hautkrankheit ja nicht erſchrecke und ſich nach innen zurückziehe. Zwar hätte der Umſtand, daß derartige Ausſchläge ſehr häufig ſogar im Winter bei Kindern zuerſt entdeckt werden, wenn ſie unmittelbar von der Straße herkommen, dieſelben alſo ſich vor der Kälte nicht zurückziehen, und ferner, daß dieſelben ſehr häufig mit dem beſten Erfolg mit kaltem Waſſer behandelt werden können, ohne zurück zu treten, längſt zeigen können, daß derlei Kranke durchaus nicht wärmer gehalten zu werden brauchen, als Kranke überhaupt, und daß es mit dem Zurücktreten nicht ſo ſchnell geht; allein trotzdem ſpukt immer noch die Angſt vor dem Zurücktreten in vielen Köpfen, obgleich die Wiſſenſchaft längſt darüber entſchieden hat, daß das Verſchwinden jener Ausſchläge Folge und nicht Urſache der Verſchlimmerung des Befindens der Kranken iſt. Hat man ja doch früher und theilweiſe jetzt noch ſogar das Zurücktreten fieberloſer, chroniſcher Hautausſchläge gefürchtet, wie z. B. bei der Krätze. Es iſt nicht ſo lange her, daß man von dem Zurücktreten der Krätze eine Menge gefährlicher Krankheiten, hauptſächlich die Schwindſucht, herleitete, und in dieſer Beſorgniß die armen Krätzkranken Wochen und Monate lange mit allen möglichen Kuren quälte, während man jetzt dieſes Uebel in wenig Tagen, unter Umſtänden ſogar in wenig Stunden, ohne den geringſten Nachtheil beſeitigt, und Einer, der von zurückgetretener Krätze ſprechen würde, für nicht viel klüger gehalten werden könnte, als wenn er ſagte: es ſind mir einige Flöhe zurückgetreten.

Freilich werden trotz all' dieſem immer noch ungelöſte Fragen in Beziehung auf Krankheitsurſachen genug zurückbleiben; allein dann geſtehe man doch lieber ehrlich und redlich, daß unſer Wiſſen eben Stückwerk ſei, als daß man mit der wichtigen Miene eines Wahrſagers Verhältniſſe beſchuldigt, die bei näherer Unterſuchung als vollſtändig unſchuldig erſcheinen müſſen. Der Glaube an eingebildete Gefahren iſt hauptſächlich deßwegen ſchädlich, weil man darüber verſäumt, die wirklichen aufzuſuchen und zu vermeiden.

Goldſagen.

Erzählt von **Karl Hocheiſen**.

1. Die Tidianshöhle.

Nicht weit von der Burg Falkenſtein am Harzgebirge befindet ſich die Tidianshöhle. Woher ſie ihren Namen hat, weiß Niemand zu ſagen; ſein Klang reicht in das graue Alterthum zurück. Dieſe Höhle iſt merkwürdig durch die Sage, daß große Goldſchätze in ihr enthalten ſein ſollen; das Tidiangold aber ſteht in dem Rufe, daß es an Reinheit und Feinheit jedes andere übertreffe. Von dieſem Golde ſoll namentlich in einem Gange der Höhle ein großes Standbild ſich befinden, welches vor unvordenklicher Zeit einige Perſonen fanden, wobei ſie nicht ermangelten, Stücke abzuſchlagen, die ſie zu reichen Leuten machten. Es iſt nur Schade, daß man ſeitdem den Eingang zu der Höhle dieſes goldenen Mannes nicht mehr hat entdecken

Digitized by Google

Digitized by Google

ihr enthalten ſein ſollen; das Tidiangold aber ſteht

Der Schläfer

Digitized by Google

können, so sehr auch Schatzgräber bis in die neueste Zeit sich darum bemühten.

Auch ein Schäfer, der im Dienste eines Grafen von Falkenstein stand, machte einst in einem andern Gange der Tidianshöhle einen Goldfund, welcher jedoch nicht zu seinem Heile ausschlug. Am St. Johannistage weidete der Schäfer seine Heerde am Fuße der Berge des Selkethales, deren einen die Burg Falkenstein krönt, da erblickte er in der Mittagsstunde im Thalgrunde plötzlich zu seiner Verwunderung eine Blume, die in den glänzendsten Farben strahlte. Er pflückte sie und steckte sie auf seinen Hut, ohne Ahnung, was für ein Kleinod er an ihr besitze. Kaum hatte er sich jedoch wieder neben seiner Heerde im Schatten einer Eiche gelagert, als er nicht weit von sich ein geräumiges Erdloch entdeckte, das er bisher, obschon er die Gegend genau kannte, nie wahrgenommen hatte. Er konnte sich nicht enthalten, die Höhle näher zu untersuchen, und stieß, wie er tiefer in's Innere derselben eindrang, auf einen glänzenden Sand, mit dem er sich die Taschen anfüllte, da er gleich ahnte, daß das mehr als ein gewöhnlicher Sand sei. Um sich Gewißheit zu verschaffen, begab er sich nach Magdeburg und zeigte seinen Fund einem Goldschmied, der ihn reichlich dafür bezahlte und ermahnte, doch ja öfter mit vollem Sacke wieder zu kommen. Der Schäfer aber, der ein frommer und gottesfürchtiger Mann war, mißbrauchte sein Glück nicht, sondern kehrte jedesmal erst dann zu seiner Goldgrube zurück, wenn das für die frühere Ladung gelöste Geld aufgezehrt war. Dabei sagte er Niemand etwas von seinem Glücke, und die Sache blieb ein Geheimniß zwischen ihm und dem Magdeburger. Nun begab es sich aber, daß der Graf von Falkenstein behufs der Verheirathung mit seiner schönen Braut bei demselben Goldschmied Ringe und anderes Geschmeide bestellte. Dieser fragte den Grafen: ob er gewöhnliches oder tidianisches Gold dazu haben wolle? Der Graf, der wohl wußte, daß ein Distrikt in seinen Waldungen von Alters her den Namen Tidian führe, verwunderte sich, und erhielt auf seine Erkundigung, was es mit dem tidianischen Golde für eine Bewandniß habe, von dem Goldschmiede die Antwort, daß dieses Gold das schönste und reinste sei, das man bis jetzt kenne, und daß ein alter Schäfer ihm von Zeit zu Zeit davon bringe. Der Graf bat den Goldschmied, den Mann rufen zu lassen und erkannte zu seiner nicht geringen Ueberraschung in demselben seinen eigenen Diener. Dieser wurde nun ernstlich befragt, erzählte aber dem Herrn nicht blos ohne Umstände, wie er zu dem Golde gekommen, sondern zeigte ihm auch willig den Eingang zu dem Fundort, wo beide mit sich nahmen, so viel sie fortzubringen vermochten.

Von Stund an war der Schäfer des Grafen Liebling und bald wiederholte er mit ihm den Gang zu der Höhle, und der Reichthum des Grafen wuchs auf wunderbare Weise. Allein mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen; mit dem Reichthum wuchs bei dem Grafen der Geiz und die Habsucht, und Tag und Nacht peinigte ihn der Gedanke, daß er seine Schätze mit Jemand theilen müsse. Auch war er ja nicht gewiß, ob sein Schäfer das Geheimniß gewissenhaft bewahren und ihn nicht durch Mittheilung der Sache an einen Dritten um einen Theil der Schätze, welche die Höhle barg, bringen könne. Er beschloß daher, mit aller Macht dieß zu hindern, ließ den Menschen greifen und ihm mit unerbittlicher Grausamkeit die Augen ausstechen. Aber dem Kleinen ist sein Stachel auch gegeben. Der arme blinde Mann verfluchte seinen Peiniger und that den Wunsch, daß der Goldgang sich augenblicklich schließen und so lange geschlossen bleiben möchte, bis ein Lahmer, ein Stummer und ein Blinder zu Falkenstein regiert haben würden. Dieser Wunsch ging um so mehr in Erfüllung, als der Schäfer die Wunderblume, von der er nicht wußte, daß sie ihm die Goldgrotte geöffnet, von seinem Hute verloren hatte. Als daher der Graf wieder Gold holen wollte, konnte er den Zugang nicht mehr finden, der auch bis auf diesen Tag verborgen blieb. Und doch war schon große Hoffnung vorhanden, daß die Schatzkammer sich wieder öffnen werde. Denn wirklich soll ein lahmer und ein stummer Herr auf dem Falkenstein gehaust haben, aber der Blinde, von dem die Lösung des Bannes schließlich abhängt, blieb aus und wird wohl auf immer ausbleiben; denn das Geschlecht der alten Herrn von Falkenstein ist schon im 14. Jahrhundert erloschen, und das Geschlecht derer von Asseburg-Falkenstein ist seit 1761 ausgestorben, worauf die Burg in Besitz des russischen Geheimraths und Ministers von Asseburg-Meißdorf kam, welcher aber seinen Sitz nicht auf dem Falkenstein nahm, sondern in Meißdorf blieb. Nach seinem Tode (1797) erbte die Burg der Domherr von Asseburg-Reindorf, von welchem dieselbe 1816 an den preußischen Rittmeister von Asseburg-Reindorf überging, der ebenfalls nicht in Falkenstein residirte. Doch wird fortwährend die Burg in baulichem Zustande erhalten, und sie ist es werth; denn sie ist nicht blos eine Zierde des reizenden Selkethales, sondern es knüpft sich an dieselbe auch eine wichtige historische Erinnerung. Denn hier lebte in der Mitte des 13. Jahrhunderts der Graf Hoyer von Falkenstein und dem älteren Falkensteiner Geschlechte, unter dessen Leitung das alte sächsische Gesetzbuch, der sogenannte Sachsenspiegel, durch Epko von Repko verfaßt wurde. Im dreißigjährigen Kriege war der Falkenstein noch so fest, daß Busso von der Asseburg mit einem Lieutenant und dreißig Mann seine Neutralität sowohl gegen die Schweden, als auch gegen Tilly aufrecht erhalten konnte, und noch im siebenjährigen Kriege ging der Herzog Ferdinand von Braunschweig damit um, die Burg zu besetzen und zu befestigen. Ist aber auch das Schloß noch jetzt ein Wallfahrtsort für Naturfreunde der Umgegend, wie für Harzreisende, die weit her kommen, — die Wunderblume und mit ihr den Eingang zu der Goldgrotte der Tidianshöhle hat Keiner mehr gefunden, so große Botaniker und Geologen auch unter den Wanderern gewesen sein mögen. Und doch hat es mit der Wunderblume seine Richtigkeit, wie aus nachfolgender Geschichte erhellt, die einen fröhlichern Ausgang hat.

2. Der Schäfer von Sittendorf.

Nicht blos im Selkethale im Harzgebirge, auch am sagenreichen Kyffhäuser, in welchem (wie im Untersberge bei Salzburg) Kaiser Friedrich der Rothbart der Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes seit Jahrhunderten entgegenharrt, wächst die Wunderblume, welche die Schätze der Erde aufschließt. Dort fand sie dereinst ein junger, hübscher Schäfer aus dem nahen Sittendorf, den ein schweres Leid drückte. Denn er hatte eine Braut, die er innigst liebte, konnte sie aber aus Armuth nicht heirathen. Wie aber seine Braut sein erster und letzter Gedanke am Tage war, und wie ihr Bild ihn bei Nacht umschwebte, so ermangelte er nicht, diese Blume, deren Tugend er für den Augenblick so wenig erkannte, als der Schäfer des Falkensteiners, auf seinen Hut zu stecken, um sie seiner Braut zu bringen. Kaum war er aber, so geschmückt, mit seinen Schafen zu der Kyffhäuserburg gekommen, so fielen seine Augen auf ein Gewölbe, dessen Eingang ein wenig verschüttet war. Er ging hinein und fand hier viele kleine glänzende Steine auf der Erde liegen. Von diesen steckte er so viele ein, als seine Taschen fassen konnten. Als er sich anschickte, wieder in's Freie zu kommen, rief ihm eine dumpfe Stimme zu: „Vergiß das Beste nicht!" Er wußte nicht, was das sei, sah aber, als er wieder am Sonnenlichte war, nach seinem Hute, und ach! die Blume war fort. Sie war ihm ohne Zweifel herabgefallen beim Stolpern über das Gestein. „Wo hast du die Blume?" frägte ihn ein Zwerg, der vor ihm stand, während hinter ihm eine Thüre zuschlug. „Verloren!" antwortete bestürzt der Schäfer. „Die war Dir bestimmt," sprach das Erdmännlein, „und sie ist mehr werth, als die ganze Rotenburg!" (Eine Burg, welche eine kleine Stunde von der Kaiserburg auf dem Kyffhäuser liegt.) Mit diesen Worten verschwand der Zwerg. Der Schäfer aber ging Abends zu seiner Braut und erzählte ihr, was ihm begegnet war. Beide weinten, daß sie, so nahe beim Ziel, ihre Hoffnung so rasch wieder vereitelt sahen. Allein der Schäfer hatte noch seine Steine, und siehe — als man sie untersuchte, waren es eitel Goldstücke. Nun kauften sie sich ein Hüttchen und ein Gütchen dazu, gaben sich die Hand und lebten glücklich und zufrieden bis an ihr seliges Ende.

3. Wunderbare Begebenheit, welche sich mit einem Göttingischen Studenten auf dem alten Schlosse Plesse zugetragen hat.

Unter diesem Titel erschien im Jahre 1770 ein dickes Buch, in welchem eine Begebenheit erzählt wird, welche an obige Goldlagen sich würdig anreiht, obgleich der Verfasser nicht ein Märchen mittheilen will, sondern durchweg sich das Ansehen gibt, als ob er eine Geschichte berichte, welche wirklich und wahrhaftig sich zugetragen habe. Die Geschichte ist folgende.

Im Herbste des Jahres 1743 besuchte ein Student aus Göttingen, dessen Name in dem Buche nicht genannt ist, die Ruinen von Plesse, einem alten, anderthalb Stunden von Göttingen entfernten Schlosse. Er war allein, und als er sich gehörig umgesehen hatte, legte er sich auf den Rasen, um zu lesen. Vertieft in sein Buch, brachte er ein paar Stunden hin, fühlte sich aber sofort von einem lieblichen Duft umgeben und unwillkürlich in Schlaf gewiegt. Plötzlich wurde er von einem heftigen Donnerschlag erweckt. Er schlug die Augen auf, ungewiß, wie lange er geschlafen, aber die tiefste Finsternis umgab ihn, so daß er anfangs meinte, er sei blind geworden; aber jetzt folgte Blitz auf Blitz, Donner auf Donner, während der Regen in Strömen herabgoß und ein furchtbarer Sturmwind tobte. In Todesangst warf er sich auf seine Kniee und flehte zu Gott um Rettung, und nicht vergebens. Denn kaum hatte er sich wieder aufgerichtet, als er ein Licht auf sich zukommen sah, das der Sturm trotz seiner Heftigkeit nicht auslöschen konnte, und ein kleines, altes Männchen, mit einem langen Barte, sprach freundlich zu ihm: „Fürchte dich nicht. Gott, dessen Hilfe du angeflehet, hat mir durch meinen Großvater befohlen lassen, aus der Tiefe der Erde heraufzusteigen, um dich in Sicherheit zu bringen. Darum gebiete ich dir, daß du mir folgest!" Der Student wußte nicht, ob er wache oder träume, folgte aber ohne Widerrede seinem Beschützer, der ihn zum Schloßbrunnen führte, in welchem ein Gerüste stand. Als sie darauf traten, senkte sich dieses bis auf den Spiegel des Wassers. Jetzt stellte das Männchen ihm frei, ob er, bis es Tag werde, hier verweilen oder mit ihm in das Innere der Erde hinabsteigen wolle, um dort die Werke des Schöpfers zu bewundern, die denen auf der obern Erde nicht nachstehen. Der Musensohn wählte das Letztere, und sein Führer lenkte in einen Erdgang ein, welcher seiner Größe vollkommen angepaßt, für den Studiosus aber viel zu niedrig war, so daß es diesem in der Höhlung und in der dumpfen Luft angst und bange wurde. Nachdem er so eine halbe Stunde Wegs sich abgemüht und fast ohnmächtig geworden war, öffnete sich plötzlich vor ihm eine weite Landschaft, die wohl angebaut war und in einem angenehmen Dämmerlichte vor seinen Augen dalag. Unser Freund, ein sehr beleseuer junger Mann, erinnerte sich, daß im Paracelsus geschrieben stehe, es gebe in der Tiefe der Erde Geschöpfe, die nicht von Adam abstammen, die zwar keine Geister wären, indem sie Fleisch und Blut hätten, aber sich unsichtbar machen und durch die Luft, sowie durch Felsen und verschlossene Thüren gehen können, und vermuthete, daß er in ihr Gebiet gekommen sei. Doch das Männlein ließ ihm nicht lange Zeit, den Lucubrationen des Edeln von Hohenheim nachzudenken; er ging mit ihm, nachdem sie einige Zeit an einem rauschenden Wasser geruht, auf einer schön geebneten Straße, auf welcher es weder ein Zoll- noch Chausseegeld gab, weiter, bis sie nach zwei Stunden zu Wohnungen kamen, die von chinesischer Bauart, klein und niedrig, aber mit wunderbar prächtigen Farben bemalt waren. Sie traten in eine derselben ein und fanden allda viele kleine Leute beiderlei Geschlechts versammelt, die das Männchen seinem Gaste als seine Kinder vorstellte. In einem überaus schön verzierten Saale saßen auf fünf Stühlen zwei sehr alte Männchen und drei eben so alte Weib-

Digitized by Google

lein. Man hieß den Musensohn willkommen, ließ ihn sich niedersetzen, und der Aelteste von ihnen sprach zu ihm: „Fremdling! Durch sonderbare Offenbarung ist mir deine Gefahr im Hause Pliesse wissend und der Befehl worden, dich hierher zu führen, und es freut mich, daß Du ihm ohne Furcht gefolgt bist. Es soll dir kein Leid widerfahren, und du sollst, wenn es oben wieder Tag wird, sonder Gefahr auf das Haus Pliesse geleitet werden. Amen!“ Alle neigten sich bei diesem Worte, der Student aber bedankte sich für diese Versicherung und sagte den kleinen Herren viel Liebes und Gutes über ihre Sorgfalt und freundliche Aufnahme.

Jetzt trat ein holdes Mägdlein in den Saal, von der Größe eines sechsjährigen Kindes, aber völlig ausgewachsen, und lud mit lieblicher Miene die Anwesenden zur Mahlzeit, welche im Nebenzimmer bereitet sei. Das wäre unserem Freunde schon erwünscht gewesen; doch nahm er Anstand, da er den Erdmännchen doch nicht recht traute. Allein auf den Wink seines Führers fügte er sich in das Unvermeidliche. Wie staunte er aber, als er die Pracht der Tafel erblickte, goldene und silberne Gedecke und Becher, insbesondere aber ein feines Tafeltuch, das, wie man ihm sagte, aus Amiantstein verfertigt war. Auf der Tafel standen nur drei Gerichte, aber ein so lieblicher Geruch drang von denselben zu dem Gaste, daß jedes Bedenken schwand und er sich's trefflich schmecken ließ. Bei der zweiten Schüssel ergriff der Aelteste den Becher mit den Worten: „Gelobt sei Gott, der uns das Wasser zur Labsal und Erquickung bescheret hat!“ Die Uebrigen antworteten: „Er sei gelobt!“ Ein jeder trank, der Student suchte es zu umgehen, denn das Getränk hatte eine ihm unbekannte, verdächtige Farbe. Allein, da ihn alles aufforderte, Bescheid zu thun, so setzte er den Becher mit Todesverachtung an die Lippen und trank. Und kaum hatte er gekostet, so rief er voll Verwunderung: „Ei, welch köstliches Getränke! davon müsset ihr mir ein Recept geben.“ Die kleine Schöne neben ihm lachte und sprach: „Das quillt ja aus der Erde, das machen wir ja nicht!“ — „Da seid ihr glückliche Leute,“ sprach der Student, „wir müssen unsere Getränke erst durch Kunst und Mühe bereiten.“ — „Ich sehe wohl,“ fiel der Alte ein, „du bist auch von dem Fehler ergriffen, den ihr Obermenschen alle habt. Die Wohlthaten Gottes erkennet ihr nicht, habt nie genug und wünscht immer andere. Ihr habt vortrefflichen Wein, den ihr freilich nicht immer mit Vernunft genießet; euch beleuchtet die wärmende Sonne am Tage, Nachts der Mond und ein Sternenhimmel, — Herrlichkeiten, die wir ganz entbehren müssen. Und doch bewelden wir euch nicht. Denn wir genießen bei einer großen Mäßigkeit eine beständige Gesundheit und werden, wie Du an mir siehst, sehr alt. Bei unserer Friedfertigkeit leben wir ohne Verdrießlichkeit, ohne Prozesse, ohne Kriege. Keiner will der Erste, der Vornehmste, der Reichste sein. Keiner unterdrückt den andern, Keiner will herrschen, Keiner erobern. Der Aelteste in jeder Familie ist der Regent derselben, er geht mit Rath und That der Familie zur Hand, ermahnt die Verirrten und lenkt sie mit Güte und Sanftmuth zurecht.“ — „Wie glücklich muß ich euch preisen,“ rief der Göttinger voll Verwunderung, „ihr lebt ja wie im Paradiese!“ „Wir leben glücklich,“ fuhr der Alte fort, „aber ganz ohne Ungemach sind wir nicht. Was wäre auch das Leben ohne Ungemach! Es gibt bei uns eine Art Geschöpfe, die halb Menschen und halb scheußliche Schlangen sind. Sie leben in den Felshöhlen und bekriegen uns oft in großen Schaaren. Mit Mühe treiben wir sie zurück in die Klüfte, und mancher von uns büßt dabei sein Leben ein. Wir haben es vielfältig versucht, uns mit ihnen zu versöhnen, haben ihre Verwundeten gepflegt und geheilt, aber kaum sind sie hergestellt, so springen sie davon und überfallen dann mit verstärkter Macht gerade die Wohnungen ihrer Pfleger zuerst. Da diese Schlangenmenschen mehr Thier als Mensch sind, so sind auch alle solche Bemühungen, sie uns geneigter zu machen, bis jetzt vergebens gewesen, und es bleibt uns keine Hoffnung, sie zu ändern. Wir müssen in steter Furcht vor ihnen leben und immer gegen sie gerüstet sein.“

Als er noch so redete, ließ sich plötzlich vor der Thüre ein Ton hören, als stieße Jemand dreimal in ein Horn. Die ganze Versammlung fiel auf die Kniee und betete leise. Dieß war das Zeichen, daß der Abend anbreche, und gleich darauf wurden auch Lichter auf großen silbernen Leuchtern herbeigebracht. Alle begaben sich wieder in das andere Zimmer. Dem Studiosus aber gefiel es so gut unter diesen kleinen Menschen, daß er sein Ungemach auf Pliesse, sein Göttingen, seine Studien, seine Freunde, und alles, was ihm sonst auf der obern Welt beschäftigte und fesselte, vergaß und sich nichts wünschte, als Ferien auf unbestimmte Zeit unter diesem Völkchen. Allein, als er eben den Aeltesten bitten wollte, daß man ihn in den Gärten herumführen möchte, die er gesehen hatte, sprach dieser zu seiner Ueberraschung: „Gott, der nach seinen unerforschlichen Fügungen gewollt hat, daß du hast zu uns kommen sollen, will jetzt, daß du wieder auf die Oberwelt zurückkehrst. Denn bei uns bricht der Abend, bei euch aber der Tag an, und das Ungewitter ist vorüber. Wohlan, so gehe denn, vergiß nicht, was du hier gesehen hast, und laß dir die Erinnerung daran immer eine Aufforderung mehr sein, den Gott, den wir beide verehren, zu preisen. Meine Kinder werden dir einige Kleinigkeiten zustellen, die bei euch Menschen Werth haben, und die dir als ein Andenken an deinen hiesigen Aufenthalt betrachten magst. Reise wohl und lebe glücklich.“

Der Studiosus mußte sich wohl oder übel in diesen Bescheid fügen. Er wurde in eine Kammer geführt, wo Gold- und Silberkörner in hohen Haufen aufgeschüttet lagen, und Diamanten, Sapphire, Hyacinthe und andere edle Steine in unglaublicher Menge und Größe, auf's Köstlichste geschliffen, ihn anblickten. Dem Musensohn lachte das Herz im Leibe, denn er war ein Kenner solcher Steine. Es schenkte ihm jedoch sein Führer nur zwölf Stücke davon, dagegen Gold- und Silberkörner durfte er einsacken, so viel er fortbringen konnte, und er benützte diese Erlaubniß nicht allzubescheiden, indem er nicht nur seine Taschen und seinen

Digitized by Google

Hut, ſondern auch ſeine hohen Stiefel damit vollſtopfte. Außerdem erhielt er noch ein Kiſtchen, das mit Goldkörnern angefüllt war.

So trat er den Rückweg auf die Oberwelt an. Sein Begleiter verließ ihn bald, gab ihm aber zwei ſeiner Söhne mit, von welchen der eine eine Leuchte, der andere das zwanzig Pfund ſchwere Kiſtchen trug. Sie kamen wieder zum Brunnen, und das Gerüſte hob ſie in die Höhe. Die Begleiter ſagten unſerem Freunde Lebewohl und ſanken wieder in den Brunnen hinab. Der Studioſus aber fand ſich, wie aus einem Traume erwachend, wieder auf dem Schloſſe Pleſſe, überzeugte ſich aber ſogleich an ſeinem Golde und Silber und an ſeinen Steinen, daß, was ihm begegnet, mehr als ein Traum geweſen ſei, denn durch dieſe Schätze war er aus einem armen Studenten, der jährlich kaum hundert Thaler zu verzehren hatte, in einen Mann von Gewicht verwandelt. Er wendete auch, wie das Buch ſagt, ſeinen Reichthum wohl an. Denn, hätte mancher ſich durch eine ſolche Gabe der Erdgeiſter verleiten laſſen, ſeinen Reichthum mit luſtigen Geſellen zu verjubeln, hätte ein anderer, vielleicht durch ſolch angefallenes Gut verführt, im Geiz ſeinen Fallſtrick gefunden: unſer Freund ſetzte den Schatz in baares Geld um (wobei er freilich von den Göttinger Juden arg betrogen wurde) und verwendete ihn gewiſſenhaft zu ſeiner weitern Ausbildung, ohne der Armen zu vergeſſen, die reichlich ſeine Mildthätigkeit zu erfahren hatten.

Carl Friedrich Leſſing.

Von **Wilhelm Girſchner.**

In C. F. Leſſing haben wir einen der ausgezeichnetſten Geſchichts- und Landſchaftsmaler der Gegenwart, einen erhabenen, tiefpoetiſchen Künſtler, welcher, Natur und Menſchenleben mit klarem, eindringendem Geiſte erfaſſend, voll hoher Kraft und Gewandtheit im Techniſchen, zu den Repräſentanten der neuen geiſtreichen Kunſtbewegung Deutſchlands gehört. Jeden fremden Einfluß von ſich weiſend, hat er einzig die Natur zu ſeiner Führerin und Lehrerin erwählt, und iſt in ſeiner naturwüchſigen, edlen Selbſtändigkeit der Heros der neueren Düſſeldorfer Malerſchule geworden, welche es ihm zu verdanken hat, daß ſie ſich aus ſentimentaler Schwächlichkeit in einer zweiten Generation wieder zu einem neuen kräftigen Leben erhob.

Er wurde geboren zu Breslau, den 15. Februar 1808, gerade am Todestage ſeines Großoheims, des berühmten Dichters Leſſing. Im Laufe des nämlichen Jahres wurde ſein Vater als Gerichtsbeamter nach Polniſch-Wartenberg verſetzt. Die Gegend iſt dort eben und ſandig; dunkle Fichtenwälder, mit uralten Eichen untermiſcht, ziehen ſich von der polniſchen Grenze herüber bis nahe an das Städtchen heran. In der Umgebung einer ſolchen Natur verlebte unſer Leſſing ſeine erſte Jugendzeit. Mit ſeinem jüngeren Bruder Pflanzen und andere Naturerzeugniſſe ſammelnd, trieb er ſich viel in Wald und Feld umher, und ſo gewann er ſchon im zarteſten Alter ein Auge für die kleinſten Charaktermerkmale der Natur. Der Vater war ein ernſter, ſtrenger Mann, welcher den beiden Knaben eine auf Abhärtung und regelmäßige Thätigkeit gerichtete Erziehung gab und ihnen den Unterricht größtentheils ſelbſt ertheilte. Der junge Leſſing beſaß aber wenig Neigung für die zu erlernenden todten Sprachen, und hatte deßhalb viel von der Ungeduld und Heftigkeit des Vaters zu leiden. Deſto mehr Luſt fand er am Zeichnen, worin er ſchon als Knabe ein angeborenes Talent bekundete und Spuren von ſelbſtändiger Darſtellungskraft blicken ließ, denn nicht ſelten fand der Vater zu ſeiner Freude in der Copie ein verbeſſertes Original wieder. Von ſeinem zwölften Jahre an beſuchte er das Gymnaſium in Breslau, und wohnte dort bei einem Oheim. Dieſer, ein eifriger Naturalienſammler, vermochte den Sinn des Knaben für die Natur noch mehr zu wecken, und ſeinem Wiſſens- und Anſchauungstriebe die reichlichſte Nahrung zu geben. Auch ſetzte der Knabe ſeine Uebungen im Zeichnen ſtetzig fort. Jetzt war das 14. Lebensjahr herangekommen, und der Vater dachte ernſtlich an den künftigen Beruf ſeines Sohnes. In dieſem trat zwar eine entſchiedene Anlage zur techniſchen Fertigkeit in der Malerei hervor, aber der Vater traute dem unbeholfenen, wortkargen und ſchenen Knaben keine geiſtige Befähigung zu dieſem Fache zu, weßhalb er ihn, um doch zugleich ſein Zeichnungstalent verwerthen zu können, für das Bauweſen beſtimmte und zu dieſem Zwecke auf die Berliner Bauakademie brachte. Doch bei ſeinem tiefen Hange zur lebendigen Natur empfand der junge Leſſing gegen die dürren Fachwiſſenſchaften des ihm aufgenöthigten Berufes bald einen tiefen Widerwillen. Deſto lieber beſchäftigte er ſich nebenher mit Malen und Zeichnen und ſuchte Genuß und Erheiterung im Umgange mit jungen Malern, beſonders mit dem bekannten Landſchaftsmaler Röſel, der ihn in der Landſchaft unterwies. Eine Ferienreiſe nach der Inſel Rügen, deren großartige, durch keine neuere Kultur berührte Naturſchönheit ſein innerſtes Weſen ergriff, wirkte entſcheidend auf ſeinen Beruf und ſeine Richtung. Des Treibens auf der Bauakademie überdrüſſig, warf er ſich nun ganz der Malerei und dem Studium der Natur in die Arme. Er machte tagelange Ausflüge, beſchäftigte ſich viel mit Anatomie und ſetzte die Großmutter, bei der er wohnte, durch ſeine

Digitized by Google

anatomiſchen Präparate häufig in Schrecken. Als er bald darauf das Bau-Examen nicht beſtanden hatte, that er einen entſcheidenden Schritt und verließ, ohne Zuſtimmung ſeines Vaters, die Akademie. Er nahm Unterricht im Zeichnen und Malen bei den Profeſſoren Kollmann und Dähling, und machte zum Erſtaunen ſeiner Lehrer in kurzer Zeit unglaubliche Fortſchritte. Aber der Zwiſt, in den er durch ſeinen Austritt aus dem Baufache mit dem Vater gerathen war, die Einſamkeit, in die er ſich zurückzog, die inneren Seelenkämpfe erzeugten in ihm eine ſchwermüthige Stimmung, welche, da ſie in die Entwicklungsperiode des lebhaft

C. F. Lessing.

fühlenden, charakterfeſten Jünglings fiel, als Grundton faſt durch alle ſeine Werke hindurchklingt. Dieſe Schwermuth hat ſich namentlich ſeinem erſten Bilde „der verfallene Kirchhof“ aufgedrückt. Mit einem Leichenſteine, als einziger Staffage im Vordergrunde, iſt dieſes Gemälde ganz ein Abbild des damals in Leſſings Gemüthe herrſchenden Dunkels. Es machte auf der Ausſtellung von 1826 ein ſolches Aufſehen, daß es um den doppelten Preis angekauft wurde. Auch dem Vater gefiel das Bild ſo ſehr, daß er nun von dem Künſtlerberufe ſeines Sohnes vollſtändig überzeugt war und ſich mit ihm wieder ausſöhnte, und zwar um ſo mehr, als jetzt auch für das weitere Fortkommen deſſelben vollſtändig geſorgt war. Leſſing

Digitized by Google

hatte sich nämlich die Gunst des Professors Schadow in Berlin durch einige für diesen gefertigte, wohlgelungene Copien erworben, und Schadow nahm den talentvollen, jungen Mann im Jahre 1826 auf die Malerakademie nach Düsseldorf mit, deren Direktor er geworden war. Schadow wandte ihm hier seine besondere Aufmerksamkeit zu und nahm ihn in sein Atelier auf. Unter der sorgfältigen Leitung dieses Meisters bildete sich Lessing sehr schnell zu einem vielseitigen, tüchtigen Künstler heran. Seine Erstlingswerke tragen bereits eine Reife der Charakteristik, eine Vollendung der Technik an sich, die zu verwundern ist. Lessings feuriger Geist richtete sich vorzugsweise auf das Romantische in Natur und Menschenleben, und dieser Richtung entsprechend ist auch sein erstes Werk in Düsseldorf: „Das Ritterschloß," welches sich in der Wagener'schen Gallerie zu Berlin befindet. Für die Historie bereitete er sich durch sein lebensgroßes Porträt vor, das er seinem Onkel in Berlin schenkte. Seine Befähigung auch für dieses Genre bekundete er durch seine „Schlacht von Ikonium", die er für den Grafen von Spee in dessen Schlosse Heltorf bei Kaiserswerth als Wandgemälde al fresco malte. Es gehörte zu einem von andern Künstlern begonnenen Cyklus, das Leben Barbarossa's darstellend, und fesselte als das bedeutendste Stück unter den übrigen die Aufmerksamkeit aller Beschauer. Im großen Publikum aber begründete der noch sehr jugendliche Künstler seinen Ruf durch den im Jahre 1828 gemalten „Klosterhof im Schnee", noch mehr aber durch sein in demselben Jahre entstandenes „trauendes Königspaar", (in den Besitz der Kaiserin von Rußland übergegangen) wozu er durch Uhlands Ballade „das Schloß am Meer" bezeichnet worden war. Dieses herrliche Gemälde, mit einer meisterhaften Charakteristik in den lebensgroßen Figuren und mit der Aussicht auf's Meer, brachte überall einen überwältigenden Eindruck hervor. Eine solche Stärke des Eindrucks, eine solche Nachhaltigkeit der Wirkung zeichnet alle Schöpfungen Lessings aus. Es liegt dieß sowohl in der prunklosen Einfachheit der Motive, in der Abwesenheit jeglicher Effekthascherei, in der umfangensten Natürlichkeit und Realität, wie in der durch diese Naturwirklichkeit hindurchschimmernden Seelenhaftigkeit des inneren Gefühlsstoffes, welche das Ganze mit einem wahrhaft idealischen Reize überzieht. — In Lessings romantischen Stimmungslandschaften tritt uns in der ersten Periode seines Schaffens besonders die dunkle Seite des Lebens, Grab, Tod und Vernichtung, oder die riesige Kraft der Natur entgegen, die er in ihren wildesten Reizen belauscht hat; die späteren Landschaften werden milder und erquickender. Der düsteren Periode gehören, außer dem schon genannten „verfallenen Kirchhof", „die Räuber", „das zerfallene Schloß", die unvergleichlich schöne „Mondscheinlandschaft" und das in dem Städel'schen Kunstinstitute befindliche „Raubnest" an. Von den späteren Landschaften sind die bedeutendsten: „Landschaft im Charakter des Nabethales" (im Besitz des Herrn St. George in Frankfurt a. M.), die herrliche Felsenlandschaft „die Schlucht mit Ruinen" (im Besitz des Herrn Keßler in Frankfurt a. M.), „die Gebirgslandschaft" (im Besitze des Herrn Consul Wagener in Berlin, 1834) und „die große Waldlandschaft mit der alten Eiche" (1837, im Besitz des Herrn John in Frankfurt a. M.). In allen seinen Landschaften glauben wir keine künstliche Komposition, sondern nur täuschende Natur zu sehen, aus welcher uns zugleich die schöne Darstellung einer großen Idee entgegentritt.

Nicht minder bedeutend ist Lessing in der Historie, welcher er vorzugsweise durch Ausführung großer Kompositionen, besonders in den letzteren Jahren, sich zugewandt hat. Auch hier hat er seine eigene Richtung verfolgt, und sehr bezeichnend ist, was der Aesthetiker M. Carrière von seinen historischen Bildern sagt: „Lessing geht in der Historienmalerei nicht darauf aus, weltgeschichtliche Momente in ihrer idealen Bedeutung zu gestalten, sondern er liebt mehr das vorbereitende oder nachfolgende innere Arbeiten, mehr eine Episode darzustellen, welche die Zustände und die Stimmung der Zeit veranschaulicht, aber hier ist er auch höchst ausgezeichnet durch psychologische Charakteristik, durch individuellpersönliches Leben, durch costümtreue Ausführung des Einzelnen, die indeß niemals Selbstzweck sein will, niemals sich prunkend hervordrängt, sondern dem Ganzen dient."

Seine größten Werke sind: die berühmte „Hussitenpredigt" aus dem Jahre 1836; „Ezzelin, der von Mönchen zur Buße ermahnt wird", 1838, und „Huß auf dem Concil", 1842 fertig geworden, im Besitz des Städel'schen Instituts zu Frankfurt a. M.), ferner das im Jahr 1858 für den König von Preußen vollendete große Gemälde „Gefangennehmung des Papstes Paschalis durch Kaiser Heinrich V." In seinem „Huß in Constanz" hatten Viele eine bestimmte Tendenz gegen den Katholicismus zu finden gemeint, und Lessing hatte deßhalb viel von seinen katholischen Freunden zu leiden, selbst der Direktor Schadow in Düsseldorf sprach sich sehr unzufrieden über dieses Bild aus; aber der Künstler, der über jede konfessionelle Besonderheit erhaben ist, wollte ja kein Tendenzbild, sondern nur ein Charakterbild jener Zeit geben. —

Von den neueren Schöpfungen Lessings seien noch erwähnt: „Huß, der zum Scheiterhaufen geführt wird", (1850, im Besitze des Herrn Böcker in New-York), „Schützen, die einen Engpaß vertheidigen (1851, im Besitze des Herrn Consul Wagener in Berlin), „Große flache Landschaft mit kriegerischer Staffage (1856, im Besitze des Herrn Commerzienraths Reichenheim in Berlin). In seiner Mappe soll der äußerst fruchtbare Künstler, dessen Werke wir hier unmöglich alle anführen können, noch eine Menge landschaftlicher und historischer Skizzen aufbewahren.

Während Schadow in Italien abwesend war, wurde Lessing zum zeitweiligen Direktor der Düsseldorfer Akademie bestellt. Hatte er schon vorher durch seine im edelsten Stile gehaltenen Leistungen einen bedeutenden Einfluß auf die dortige Malerschule geübt, so mußte

Digitized by Google

sich dieser jetzt noch steigern, nachdem er den Künstlern näher getreten war. Es gelang ihm, den trüben Geist der Sentimentalität und Ascetik aus dieser Schule zu bannen und sie wieder zur Naturtreue, zu selbstständiger Anschauung und innerer Wahrheit zu erheben.

Als Mensch besitzt Lessing einen edeln, kernhaften und gediegenen Charakter. Stets hat er ein gewisses Aufsichberuhen, eine Unabhängigkeit zu bewahren gewußt, die ihm häufig für Stolz ausgelegt wurde. Ehrlich und offen, einfach und treuherzig, wird er von Allen, die ihm nahe stehen, geliebt und geachtet. In seinen Ansichten und Gefühlen ist er klar und einfach. Er ist ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd, und man sieht ihn häufig im grünen Rock in Wald und Feld umherstreifen. Auf diesen Streifereien empfängt sein für Naturschönheiten empfänglicher Geist die Eindrücke, welche er uns in seinen herrlichen Naturbildern wiederzugeben vermag.

Jetzt bekleidet Lessing die Stelle eines Galeriedirektors der Kunsthalle in Karlsruhe, wohin ihn im Jahre 1858 der Großherzog von Baden berief. Obgleich er kein Schülerateliet besitzt, so ist er doch immer bereit, jüngere Künstler mit seinem Rath zu unterstützen, sie sogar zeitweise in seinem Atelier aufzunehmen. Gegenwärtig ist er wieder mit Ausführung eines größern Bildes (die Auffindung einer Wasserquelle aus den ersten Kreuzzügen) beschäftigt.

Fragen wir nach Lessings häuslichen Verhältnissen, so finden wir diese eben so harmonisch und glücklich entfaltet, als sein Künstlerleben. Am 10. August 1841 verheirathete er sich mit der Tochter eines sehr geachteten Kaufmanns im Oberbergischen, die er auf der Hochzeit seines Schwagers, Professor Schrödter, kennen gelernt hatte. Der trefflichen Frau, von lebhaftem, vorurtheilsfreiem Geiste und warmer Begeisterung für das Schöne, dürfen wir einen fördernden Einfluß auf Lessings Kunstleistungen mit gerechter Anerkennung zuschreiben. Sie beglückte ihren Gatten mit fünf Kindern, einer Tochter und vier Söhnen, wovon erstere sich kürzlich mit einem talentvollen Schauspieler, Namens Koberstein, dem Sohne des bekannten Professors in Schulpforta, verlobte. Die schönen äußeren Mittel und die ungewöhnliche Bildung des jungen Mannes werden ihm eine glänzende Laufbahn eröffnen, wenn er, nach Lessings Vorbild, die höchste Aufgabe seiner Kunst darin sucht, die Natur mit reinem Auge zu erfassen und sie aus poetischem Gemüthe unentstellt wiederzugeben.

Eine Erinnerung aus Kerners letzten Jahren.

Von **Ottilie Wildermuth**.

„Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun!“ Dieses scharfe und wahre Witzwort wird vielleicht Manchem wieder zu Sinne kommen, wenn nun bald, wie fast vorauszusehen, von allen Seiten „Erinnerungen an Justinus Kerner,“ „Bilder aus Weinsberg,“ „Schatten vom Fuß der Weibertreu,“ oder wie sie alle heißen mögen, auftauchen werden, und es nimmt sich wohl komisch aus, wenn eben dieß Wort einem Attentat solcher Art vorangeschickt wird.

Und doch, — wenn alle Kärrner daheimblieben, wie sollte dann ein Königsbau zu Stande kommen? Wenn das Bild eines Dichters, wie es in dieser Eigenthümlichkeit nicht wiederkehren wird, der Nachwelt erhalten bleiben soll, geschieht es doch am besten, indem dieses Bild von verschiedenen Seiten gezeichnet wird, so wie es Jedem erschienen ist. Und so wage ich's denn in Gottes Namen, auch meine Erinnerungen in die Welt hinauszuschicken, eine freundliche Episode meiner Sommertage, eine der liebsten Früchte, die mir das kühne Wagniß getragen, das mich aus dem engen Gleis des Frauenberufs herausgeführt.

Meine Leser dürfen nicht bangen, daß ich sie mit psychologischen Forschungen und Reflexionen quäle über einen Charakter, der bei all' seiner kindlichen Offenheit so viele Räthsel und Widersprüche bot. Mir, als einer Nachgeborenen, die ihn nie im Frühling seines Lebens und Schaffens gesehen, steht ohnehin kein Urtheil zu; ich möchte nur die kurze Geschichte unsers Verkehrs aufbewahren für mich und die Meinen, und für die, denen es sonst vielleicht Freude macht.

Freund ist mir Kerners Bild freilich zu keiner Zeit gewesen. Schon in frühen Jugendtagen, als ich die „Blüthen stiller Stunden,“ wie ich meine ersten Gedichte betitelte, noch sorgsam in wohlverschlossenem Fach verbarg, als ich zwei Tage lang weinte, weil mein Onkel dennoch eins dieser Gedichte mit meinem eigenen Namen in ein Wochenblatt drucken ließ, — da schon hörte ich gar gerne meinen Vater von Kerner erzählen, mit dem er als Student Ein Zimmer im neuen Bau zu Tübingen bewohnt hatte, von seiner seltsamen Wirthschaft, wie er das baare Geld im offnen Schoppenglas auf seinem Pult bewahrte, wie er an Schillers Todestag diesem ein Todtenopfer anstellen wollte, indem er einen Haufen schlechter Bücher auftürmte zum Scheiterhaufen, bei welcher Gelegenheit beinahe der neue Bau in Flammen aufgegangen wäre; — am liebsten hörte ich erzählen, wie einst, als Kerner in Tübingen krank lag, sein treues Mütterlein sich aufmachte ihn zu besuchen. Auf der damals noch langen Reise von Lud-

Digitized by Google

wigsburg nach Tübingen ward ihr unterwegs immer banger, wie sie den Sohn wohl treffe; es scheint, Kerner hatte seine spätere Neigung, überall die schrecklichsten Möglichkeiten vorauszusehen, von ihr geerbt, denn je näher sie gegen Tübingen kam, deste eifriger fragte sie in Gasthöfen oder bei zufällig Begegnenden: „habt Ihr auch von dem großen Studentenbegräbniß gehört? kommt Ihr nicht von der Studentenleiche?“ — „Nei, Frau,“ erwiderten die Leute arglos. Endlich erreichte sie Tübingen und den neuen Bau, und streckte ängstlich den Kopf zur Thüre herein. „Lebst noch, Juste?“ — „O du dumme liebe Mama du!“ rief der Sohn, „freilich leb' ich!“

Auch ein Stammbuchblatt hatte der Vater noch von Kerner — ich glaube, es existiren viele solche — ein Kreuz, dahinter ein Stern aufgeht, mit der Umschrift: „Das Kreuz ist des Sternes Fundament,“ was mir gar bedeutsam und wunderbarlich erschien.

Das alles wurde erst recht wieder in's Leben gerufen, als durch die „Seherin von Prevorst“ Kerners Name weit und breit genannt wurde. Vor mir, einem zwölfjährigen Kinde, wurde das Buch wohlweislich versteckt, doch hörte ich genug davon reden, um mich zu wundern und heimlich zu freuen, daß die alten Geistergeschichten, die uns Mägde und Schulkameradinnen nur verstohlener Weise erzählten, und die wir gelernt hatten mit aufgeklärter Weisheit als dummen Aberglauben zu verlachen, und daneben doch gar zu gern hörten, — daß solche Geschichten wieder so zu Ehren kamen und gescheide alte und große Männer und Frauen darüber redeten und diskutirten. Wir Kinder wärmten denn auch reichlich die Spukgeschichten wieder auf, von denen meine liebe Vaterstadt und ihre Gegend wimmelt: die gespenstischen Schweine mit zwölf und sogar mit neun- und neunzig Jungen; das grüne Männchen, das in der Schule in einsamen Stunden am hellen Tage umgeht; das „Stilet“ (Skelet), darin ein blaues Lichtlein brennt, und die „Geistlesleicht“ (Geisterbegräbniß), welche die Mutter einer Schulkameradin mit eigenen Augen gesehen; wie denn damals die Geister von allen Enden und Ecken los und ledig wurden, nicht nur poetische, gebildete, schwebende, anhauchende Geister, nein, Gespenster von altem Schrot und Korn, die Thüren zuschlagen, Ohrfeigen austheilen und mit Köpfen unter dem Arm spazieren gehen oder reiten.

In persönlichen Verkehr sind die Jugendfreunde später nicht mehr gekommen, obschon sie sich im Herzen zugethan blieben. Ihre Lebensbahnen gingen verschieden, die voreisenbahnliche Zeit war eine schwerfällige, und der Strom von Philosophen und Geisterfehern, Dichtern und Dichtergenossen, Grafen und Prinzen, der allmälig dem Dichterhause zu Weinsberg zufloß, machte einen geschäftsvollen Beamten schüchtern, eine Annäherung zu suchen; und doch wäre sie gewiß mit der alten Liebe junger Tage aufgenommen worden, denn beide Männer hatten viel Verwandtes in ihrer Natur. Einmal kam ein Mann von Weinsberg, der brachte ein Empfehlungsschreiben in Form eines Rezepts von Kerner mit, das lautete:

Recipe
Vergiß einen
alten Freund nicht,
und dem Manne,
der da bittet,
dem hilf!
J. Kerner.

Es war in den bekannten krausen Hieroglyphen des Dichters geschrieben und wurde, so weit nur möglich, berücksichtigt.

Jahre vergingen. Kerners Dichtungen, die so tief harmoniren mit der Leidenssehnsucht junger Herzen, und seine märchenhaften Reiseschatten gehörten mit zu dem farbenhellen Schmuck meiner Jugend, ich lebte mich innerlich ein in seine Seele und in das anmuthige Häuschen an der Weibertreu, das ja in Schwaben allerorten abgebildet zu sehen ist, und lauschte mit Interesse all' den Berichten von dem vielgestaltigen Leben dort.

Ich selbst dachte nie an die Möglichkeit, in dieß Dichterparadies einzudringen; auch in spätern Jahren, als ich, ich wußte kaum wie, hinausgekommen war auf's offene Feld der Literatur, wäre ich zu schüchtern dazu gewesen, obschon mein Mann in früheren Jahren wegen der Heilung eines ihm verwandten Kindes, das an allen Anzeichen der Besessenheit krank war, mehrere Tage in Kerners Haus zugebracht. — Das Kind war wirklich in wunderbarer Weise geheilt worden, und Kerner neckte meinen Mann vielfach damit, daß er wegen dieser Heilung, die durch den bekannten Schneider D. vollbracht wurde, an aller „Bildung“ verzweifelt habe.

Da las ich im Frühling 1853 in der Frauenzeitung von Kerner die Beschreibung einer schönen Häkelarbeit in der Weinsberger Kirche. Man sehe hier, sagt er darin zum Schluß, daß die beste Art zu dichten für Frauen die mit Nadel und Häkchen sei, wie er denn auch nach Novalis die Kochkunst für Poesie erklärte und den Entwurf gab zu einem Denkmal für die selige Frau Löfflerin, die Verfasserin des schwäbischen Kochbuchs. Er führte noch ein Gedicht aus seinem letzten Blüthenstrauß an:

Dein Rührlöffel von Lindenholz,
Liebes Weibchen, der sei dein Stolz;
Besser dir steht er,
Als die Gansfeder.
Rupfe und brate die Gans nur fein,
Aber die Federn der Schwinge
Bringe
Dem Manne herein.

Mit gutmüthigem Humor bemerkt er zum Schluß: nun wisse er wohl eine Mitarbeiterin der Frauenzeitung, die sich über diesen Ausspruch beschweren werde, dieser wolle er auch um ihrer gemüthlichen schwäbischen Bilder willen gerne die Feder noch zugestehen.

Nun ergriff mich unwiderstehlich die Lust zu einer Erwiderung, und in derselben Viertelstunde sandte ich ohne Ver- und Nachrede ein kleines Blättchen an Kerner mit der Post ab:

Du meinst, es habe mich gestochen
Ein spitzes Wort in deinem Kranz,

Digitized by Google

Das zu den Frauen du gesprochen
Von Löffeln, Federn und der Gans.

O nein! ich durfte ruhig bleiben,
Dieweil, wenn ich die Hand geregt,
Um meine Bilder aufzuschreiben,
Ich kaum den Löffel *) weggelegt.

Und weil ich in des Lebens Lenze
Kochkunst studirte mit Gewinn,
Lang eh' ich dacht' an Lorbeerkränze,
Bei 'r Tochter der Frau Löfflerin.

Ja, weil in Küch- und Kinderſorgen
Ich mich bewege ſpät und früh,
So fürcht' ich faſt, die Bilder athmen
Ein Bischen — Küchenpoeſie.

Doch ſollte dich's noch einmal locken
Zur vielgetreuen Muſenſtadt,
Die wohl für dich der alten Freunde,
Der lieben Plätzchen viele hat:

Dann koch' ich dir mit eig'nen Händen,
Als werthem Gaſt, dein Leibgericht,
Und Poeſie und Proſa eine
Dann ſolch ein praktiſches Gedicht.

Mit umgehender Poſt kam ein Blättchen von Kerner zurück:

Ja, ja, ich will dich bald beſuchen!
Dann back' mir einen — Pfannenkuchen,
Wie ich einſt, was ich nie vergaß,
Im neuen Baue einen aß.

Dein lieber Vater oft mich freute,
Wenn ſchmunzelnd er an meiner Seite
Vier aß; — ja, liebe Wildermuth,
Die waren auch entſetzlich gut!

Sie waren wie der Mond zu ſchauen,
Groß, guldengelb, leicht zum Verdauen;
Aß ich ein Viertel, mir verlieh
Das Viertel ganze Poeſie.

Vier aber, Kind, die wirkten mächtig,
D'rauf dichtete dein Vater prächtig
Erlebniſſe ganz wunderbar, —
Dein Dichterzeiſt ſchon in ihm war.

Das waren Zeiten noch zum Scherzen!
Auch deinen Mann lieb' ich von Herzen,
Wohl dünkt ihm noch mein Gartenhaus,
Wo wir den Teufel trieben aus.

Die „Bildung" ward ihm da genommen,
Wünſch', daß ſie ihm nicht wiederkommen
Mög', daß er ſag', kommt er zu mir:
Dank', daß ich ſie verlor bei dir.

Doch, eh' ich noch bei dir erſcheine,
Verlange ich, — denn ich vermeine
Das, weil du noch biſt friſch und jung, —
Daß du zu mir machſt einen Sprung.

Ja, eil' an's Herz des alten Blinden!
Du wirſt für dich es offen finden;
Zum Geiſterthurm, zum Dichterhaus
Eil', eh' mein Licht liſcht gänzlich aus.

Da die Ausſicht auf dieß Zuſammentreffen noch nicht ſo nahe war, ſo konnte ich nicht anders als ihm nochmals ſchreiben:

Noch ehe mir vergönnet,
Vor Augen dir zu ſteh'n,
Möcht' ich dir gerne ſagen,
Wie oft ich dich geſeh'n.
Hab' dich vor Jahren ſchon gekannt,
Weil oft der Vater dich genannt,
Wenn er mit farbenhellen Bildern
Uns wollt' ſein Jugendleben ſchildern:

Wie Schillers Manen du zu Ehren
Ließ'ſt ſchlechte Bücher vom Feuer verzehren,
Wie du vertrauensvoll dein Geld
Im Schoppenglaſe aufgeſtellt,
Und wie dein liebes Mütterlein
Trat an dein Krankenbett herein;
Gar viel und mancherlei Geſchichten
Thät er uns noch von dir berichten.
Schlich etwas Dichtung ſich mit ein? —
's wird von den Pfannenkuchen ſein!

Dann hab' ich einſt in tiefer Nacht
An einem Krankenbett gewacht,
Die jungen Augen waren müd,
Leiſ' ſenkte ſich das Augenlid,
Bald ſchlief ich ein, — da fiel zum Glück
Auf einen Lichtſchirm noch mein Blick; —
Das war dein Haus im Mondenglanz,
Das ſchien mir in die Seele ganz,
Mir war, als hätt' ich nie geſchaut
Solch' eine Heimat lieb und traut.
Des Schlafes hab' ich da vergeſſen,
Bin ſtundenlang davor geſeſſen
Und ſann, und träumte mich hinein
In Kerners Haus im Mondenſchein.

Dann ſah ich noch ein andermal
Dich bei des Chriſtbaums Kerzenſtrahl,
Der deine Lieder mir beſchert
Als eine Gabe hoch und werth.
Es blies der kleine Bruder da
Die neue Mundharmonika;
Die Lieder und der Klang der Saiten
Gar wunderſam zuſammengleiten:
Da las ich mich beim Kerzenſchein
Recht in dein treues Herz hinein.
Es war ein ſüßer Schlummerſang
Für all' den jungen Herzensdrang.
Ein Büchlein war's für alle Welt,
Und doch für mich allein beſtellt.

Es war mir nicht vergönnt, das Dichterhaus noch in ſeinem Glanze zu ſehen, ſo freundlich und dringend auch Kerners Einladung lautete. Im Sommer 1853

*) d. h. den Kochlöffel.

Digitized by Google

besuchte ich Kerner im Bad Berg, wo er mit seiner leidenden Frau war. Alle Schüchternheit, mit der ich diesem ersten Zusammentreffen entgegenging, verschwand bald vor seiner anscheinend rauhen und doch so herzgewinnenden Weise; er suchte mir Freundliches zu erzeigen, so viel es nur an dem fremden Orte möglich war, schenkte mir sein Bild und einen gemalten Geist, der ein Herz in Händen trug; es war mir, als hätte ich ihn immer gekannt, — nämlich Kerner, nicht den Geist. —

Im September desselben Jahres kam er mit seiner Frau, — ‚dem Edelstein an schwachem Faden', wie er sie nannte, — zu der großen Naturforscherversammlung nach Tübingen, er war aber nicht recht zufrieden mit der allzu nüchternen, reellen Richtung der Wissenschaft in unsern Tagen, die das ganze Gebiet geheimnißvoller Erscheinungen eben schlechtweg geringschätzig liegen läßt, anstatt ein Eindringen zu versuchen. Eigene Schwäche und das Leiden seiner Frau ließen ihn aber nur zu einem kurzen Besuche bei mir kommen, — er wohnte bei Uhland, — und ich durfte ihm nicht einmal den versprochenen Pfannkuchen backen.

Ehe ich ihn besuchen konnte, starb sein „Rikele," und all' sein späteres Leben war fast nur Eine tiefe, rührende Todtenklage um diesen Verlust, ich fühlte so tief in seiner Seele diesen Schlag, daß ich nicht wagte, als eine so neue Bekannte in diesem großen Leid ihm nur zu nahen; erst als ich einen Brief von ihm empfing, der nichts enthielt als die Worte:

Theure Freundin!

Wo sind Sie?

Ihr unglücklich gewordener

J. Kerner.

erst da hatte ich den Muth, ihm meine ganze innige Theilnahme auszusprechen. Er lud mich wiederholt ein in seiner klagenden, todesahnenden Weise, die mir noch fremd war: „Kommen Sie nicht bald, so finden Sie mich nicht mehr, und das Häuschen, in dem so viele gemüthliche Herzen in Poesie und Liebe sich zusammenfanden, steht verlassen und geschlossen da.

„Mein Leben kann nicht länger dauern, als noch einige Monate lang: denn ich bin zu elend und zu müde, und voll Heimweh."

„Also! in allem Ernste bedenken Sie das, denn nachher werden Sie gewiß sagen: ich hätte ihm folgen sollen."

Das war im Spätjahr 1854 und kurz darauf wurde mir endlich die Freude, den Dichter in seiner Heimat zu besuchen.

Er holte mich zu Heilbronn ab, und wir brachten in dem offenen Gartensaal einer gemeinsamen Freundin auf einer grünen Neckar-Insel einen herrlichen goldnen Herbstnachmittag zu. Nie habe ich, neben all' seinen unerläßlichen Klagen, Kerner so liebenswürdig heiter gesehen, wie damals.

„Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug," mußte ich mit Goethe's Worten denken, als ich nun wirklich die Schwelle des Dichterhauses überschritt, in dem ich zuvor so oft in meinen jungen Träumen geweilt.

Wohl waren mit der lieben Hausfrau die heitern Glanzzeiten des Hauses erstorben; Polen und Ungarn, Dichter und Geister waren alle dahin und fortgeflogen, aber es blieb ihm noch genug traulicher Reiz übrig. Ich durfte mich einnisten in dem gewölbten Schweizerstübchen, das hinausging auf den Garten, ich konnte in dustiger Früh hinausschlüpfen in diesen Garten in all' seiner wehmüthigen Herbstschönheit, die so gut der ganzen Stimmung des Hauses entsprach, vorbei an dem alten Geisterthurm, wo die erlesensten Dichter gehaust, den grünen Pfad, der auf die Weibertreu führt; — ich durfte heimisch werden in diesen eigenthümlich phantastisch geschmückten und doch so heimeligen Räumen, und nahm mein Plätzchen auf einem hölzernen Schemel neben Kerners Lehnstuhl in der traulichen Ecke, die der große Ofen bildet, und ließ mir von ihm erzählen von den alten Zeiten, wo er noch jung gewesen mit meinem Vater.

„Seit du von mir gegangen," schrieb er später, „ist kein anderes Weibsbild mehr so lieb gewesen, auf einem Schemel an meinen Lehnstuhl zu sitzen und mich trauernden alten Mann so lieb zu unterhalten und zu trösten."

Es war das Alles auch jetzt noch schön und lieb, auch jetzt noch übte die poetische Atmosphäre, die Kerner umgab, ihren Zauber auf mich, und doch mußt' ich denken: wie glückselig hätte mich das gemacht, wenn mir's im achtzehnten Jahre zu Theil geworden wäre!

Kaum war ich da, als der Besuch eines Prinzen aus einem benachbarten Königshause angemeldet wurde. „Da ist deines Bleibens nicht," war mein erster Gedanke, in anerstammter respektvoller Scheu vor hohen Häuptern; ich hatte noch keine Vorstellung von der vereinigenden Macht *dieses* Hauses, wußte noch nicht, wie sich auf den Dichter jene lieblichen Verse über das Spiel eines Kindes mit seiner Arche anwenden ließen:

Du fütterst Taub' und Marder
Von Einem Restchen Brod,
Und fragst dann mild den Löwen
Nach seines Herzens Noth.

Das Häschen und den Bären,
Den Tiger und das Huhn,
Du heißest sie im Frieden
Auf Einem Rasen ruh'n.

Es hat sich wahrhaftig in dem Dichterhause zu Weinsberg noch viel Verschiedeneres im Frieden vertragen lernen, als ein königlicher Prinz und eine einfach bürgerliche Frau.

Kerners Freude am Umgang mit Hochgestellten ist vielfach besprochen, getadelt, belächelt und vertheidigt worden; das Letztere hat er selbst am Schönsten gethan in seinem Gedicht: „An Gewisse", und es ist diese Vertheidigung von einem Freunde der freigesinnten Partei willig und freudig anerkannt worden in einem Antwortsgedicht, in dem er ihm zugibt:

Die Kronen hast du und die Kronenräuber
Zumal gehegt in deines Herzens Schrein.

Was ich von solch fürstlichem Verkehr bei ihm sah, das war nichts als der herzliche, freundliche Umgang

Digitized by Google

eines jungen, warmherzigen Mannes mit einem liebevollen, älteren Freunde; da war ohne Rede von Gnade und Herablassung auf der einen, von Unterwürfigkeit und Kriecherei auf der andern Seite, und ich glaube, daß eben deßhalb all' seine Freunde hohen und höchsten Ranges so gerne mit Kerner verkehrten, weil sein liebewarmes Herz verstand, ohne Taktlosigkeit die Schranken des Ranges aufzuheben und ihnen möglich machte, in recht natürlich menschlicher Weise mit andern Menschenkindern zu verkehren: ein Genuß, der ihnen so selten wird; und so waren sie die Verpflichteten, nicht er.

Von dem Hereintragen der Geisterwelt ward mir zu meinem Bedauern nichts zu Theil, wie ich denn überhaupt bei aller Freude am Wunderbaren nie zu den Geisterſehern gehörte. Es war gar zu friedlich und behaglich im Hause für Gespenster, und kaum brachte ich es durch anhaltendes Lesen in einem alten Jahrgang des Magikon bei Nacht dazu, mich ein Bischen zu fürchten. Nur Eine Gestalt aus dem Nachtgebiete der Natur tauchte zu jenen Zeiten noch in der Weinsberger Gegend auf, ein schlichtes, altes Weiblein von irgend einem entlegenen Bauernhof, das die wunderbare Gabe hatte, in klarem Wasser vermißte, abwesende, auch zukünftige Dinge zu sehen. Was die Prophezeihungen betrifft, so sagte Kerner selbst, diesen sei nicht mehr Glauben beizumessen, als den Träumen, die möglicher Weise eintreffen können; aber über vermißte, entwendete, gestohlene Gegenstände hat sie so wunderbar richtigen Aufschluß gegeben, daß keine natürliche Erklärung dafür zureicht, wie ich's denn auch für unnöthig halte, sich damit zu plagen, sollte man ja doch froh sein, wenn noch ein Stückchen Wunderbares und Geheimnißvolles auf dieser nüchternen Welt übrig bleibt! Den Prinzen neckte Kerner mit gutmüthigem Humor über seine Neigung zum Wunderbaren.

„Herr Doktor, halten Sie für möglich, daß es Erdspiegel gibt?“ (Spiegel, darin verborgene Dinge zu sehen sind).

„Warum nicht, Hoheit; aber zu was könnten Sie einen brauchen?“

„Nun, ich könnte zum Beispiel eine Schlacht zu liefern haben . . .“

„Gewiß, da wär's recht nützlich. Der Morgen der Schlacht bricht an, Hoheit ruft: „Adjutant, meinen Erdspiegel!“ Der Adjutant bringt ihn, Sie schauen hinein: „Adjutant, ich sehe nichts, sehen Sie?“ „Königliche Hoheit, ich seh' auch nichts.“ Derweile aber kommt der Feind hinten über den Berg her, und Hoheit mit sammt dem Erdspiegel haben Eile, wenn Sie noch mit Glück davon kommen wollen.“

„Habe auch die Sibylle nach einem vermißten Kleidungsstück gefragt, und die tröstliche Gewißheit erhalten, daß es gestohlen sei und nicht wieder komme.“

Seltsam, fast unerfüllbar, kam mir Kerners Verlangen vor, ihn zu duzen; von ihm hätte ich mich sehr gerne „du“ nennen lassen, aber ich ihn, den ehrwürdigen, alten Mann! Doch habe ich es gelernt; „man muß sich duzen, damit man auch grob gegen einander sein kann, hat dein seliger Vater gemeint,“ sagte mir Kerner. Grob sind wir nun, wenigstens ich meinestheils, nicht geworden, aber ich lernte das „vertrauliche Du“ ohne Schwierigkeit, und es gibt allerdings allmälig dem Verhältniß eine andere Gestalt; ich habe bei unserm schriftlichen Verkehr in Antwort auf seine klagenden Briefe und Lieder Manches gewagt, zu dem ich sonst wohl nicht den Muth gehabt hätte, und er ließ sich's freundlich gefallen, daß ein kecker Sommervogel hie und da an dem alten Baume herumpickte, verhöhnte mich wohl gelegentlich und nannte mich seine Gouvernante, bat dann wieder:

Barmherz'ge Schwester,
Hör' nicht auf mein Gelüster . . .

Doch blieb er mir bei aller Meinungsverschiedenheit freundlich und herzlich zugethan.

Er hat zwar einst gemeint, „wenn unsre Verse zusammen gedruckt würden, so sähe es aus, wie wenn eine fromme Gouvernante einem alten, unartigen Bengel noch mit der Ruthe nachliefe, oder gar, als ob der Eisele und der Beisele mit einander kämen,“ und doch möchte ich einmal versuchen, sie mit einander hinaus zu lassen, jetzt, wo der freundliche Zwiesprach für immer ein Ende hat.

All' sein beständiges Klagen und Jammern mußte man gewöhnt sein; ich wußte nicht gleich, daß Klagen mit zu seinem Lebenselement gehörte, und hätte ihn gar zu gern getröstet und beruhigen mögen.

„Mein Leben,“ schrieb er einst, „ist von da an, wo es mit ihrem Leben endete, nur noch das Leben eines Scheintodten im Grabe, — ein entsetzliches!“ Wieder und wieder sprach er diesen Gedanken aus:

„Sie starb, ich bin mit ihr gestorben,
Doch ist mein Tod ein Scheintod nur,
Sie aber starb und hat erworben
Sich eine schönere Natur.
Ich doch, ich lebe, wie der lebet,
Der vom Scheintode aufgewacht,
Vergebens aus dem Grabe strebet,
Aus einem Herzen voll von Nacht!“

Es kam mir das gar zu traurig vor, und ich erwiderte ihm:

Dem Scheintod du vergleichst dein Leben,
Dem Aufblick aus der Todtenbahr,
Seit sie zu Grabe ist gegangen,
Die deines Lebens Sonne war.

Erwachten Scheintod hört' ich nennen
Des Heilands Leben, als verklärt
Den Seinen nahe er gekommen,
Eh' ganz zur Heimat er gekehrt.

Der Erde war er nicht mehr eigen.
In geld'ner Früh, in stiller Nacht
Nahr' er noch leise seinen Treuen,
Bis er verschwand in Himmels Pracht.

Sei solch ein Scheintod denn dein Leben,
Nimm muthig deinen Pilgerstab
Und geh' in friedevollem Hoffen
So zwischen Himmel hin und Grab!

Digitized by Google

Getröstet aber wollte Kerner eigentlich nicht sein. — Ich habe ihn nicht gekannt in seinen jungen und glücklichen Tagen, aber klagelos kann ich ihn mir auch da kaum vorstellen. All' sein Wesen gemahnte mich an unsre schönen, alten Volksmelodien, wo durch die heitersten Lieder, selbst durch Tanzmusik, noch ein wehmüthiger Ton klingt.

Ich habe nie zu den „gewissen Leuten" gehört, bei denen er sich in jenem schönen Gedicht vertheidigt gegen den Vorwurf, als fehle es ihm an einem Herzen für das Volk und dessen Rechte, an feurigem Sinn für Freiheit; doch sandte er mir das Gedicht zu, das beginnt:

Zwei Menschen hab' ich an mein Herz genommen,
Die mich an ihr Herz nahmen, als ich blind,
Und nur durch Zufall ist es so gekommen,
Daß diese zwei zugleich auch Kön'ge sind,

in dem er später mit Recht von sich sagt:

Was ich einst war, bin ich noch heut, ihr Lieben,
Und trägt mein Haupt auch keinen Bürgerkranz,
Ist mir die freie, off'ne Stirn geblieben,
Die Hand, die nicht gespielt zu irrem Tanz.

Ich hätte gern dagegen ausgesprochen, wie sein Wesen mir erschienen ist:

Aus Erz nicht hat dich Gott geschaffen,
Und nicht aus starrem Felsgestein,
Zu schmieden d'raus zum Kriege Waffen,
Zu schleudern in der Feinde Reih'n.

Er schuf dich nur zum grünen Baume,
Der frisch auf weicher Matte steht,
In dessen schattig trautem Raume
Gar Manchem süße Labung weht.

Die Frühlingsluft zog durch die Aeste,
Der blaue Himmel schaute drein,
Viel leichtbeschwingte frohe Gäste
Sich wiegten d'rauf im Sonnenschein.

Als Tanne nicht in Waldeshallen
Prangst du in ewig jungem Grün,
Viel Blätter sind dir abgefallen,
Die jungen Blätter sind dahin.

Doch trug dein Herbst so süße Blüthen
Und Früchte einst zu guter Stund,
Wie sie kann keine Tanne bieten
Und wie sie trug kein Felsengrund.

Noch, wo erstorben scheint dein Leben,
Beut uns dein Winter Blüthen dar,
Die uns die sel'ge Hoffnung geben
Auf einen Frühling ewig klar.

Seine Klagen waren nicht immer eitle, sein Körper wurde beschwerlicher, seine Freuden und Genüsse vielfach verkümmert, die äußere Abnahme war fühlbar. Aber aus all' seinen vielen Klagen, aus der anscheinenden Abgestorbenheit brachen immer wieder tiefpoetische Klänge hervor, zumal wenn es das Andenken an seine Frau galt. Treuer, inniger ist gewiß nie eine Gattin geliebt und betrauert worden als sein Rikele, sein Edelstein. Er ist oft mit seinem Wohlgefallen an schönen Frauen geneckt worden, die er noch fast als Blinder, wie er scherzend zugab, mit der Hergrube sah, hier aber hat er gezeigt, wie wenige Männer, daß er die tiefe Seelenschönheit, den ächten Reiz einer liebewarmen, schlichten, demüthigen Frauenseele weit über äußern Reiz zu würdigen, mit fester Treue zu umfassen, und mit allem Reichthum seiner Poesie zu verklären verstand.

Etwas zu ergeben, zu genügsam schien mir seine Auffassung des Lebens in dem Gedicht, das er mir einmal sandte:

Mensch, stelle dich nicht über die Natur,
Nichts kannst du sein, als ihr demüthig Kind;
Leid', was sie mit dir macht, in Liebe blind,
Dünk' dich nicht mehr als einen Halm der Flur.

Was sie gebar aus ihrem warmen Schooß,
Verläßt Natur, die treue Mutter, nicht,
Theilt gleich den Wechsel aus von Nacht und Licht
Dem Menschen und dem Wurm, dem Baum, dem Moos.

So will's einmal das göttliche Gebot,
Wer sollte seiner Macht entgegen sein?
Auf schwarze Nacht folgt heller Sonnenschein,
Und auf das reichste Leben folgt der Tod.

Schau auf die Au, da steht ein Blüthenbaum
In frischer, lichtverklärter Frühlingspracht:
Da weht ein kalter Windhauch durch die Nacht,
Und — seine Glorie war ein kurzer Traum.

Schau in dem Wald dem jungen Rehlein nach,
Wie springt es freudvoll an der Mutter Brust,
Der baldig trüben Stunden unbewußt,
Wo wund es und verlassen liegt am Bach.

Schau in des Kaisers, in des Bürgers Haus,
In beiden trägt ein Kind ein Mutterarm
Mit gleicher Wonne, d'rauf zu gleichem Harm
Dem Kindlein löscht der Tod die Aeuglein aus.

Warst du im Glück, sprich keinen Vorzug an,
Trag' ruhig das gegeb'ne Mißgeschick!
In der Natur stets wechselt Leid und Glück;
Frag nicht, warum? denk': Liebe hat's gethan.

Mag sein, daß ich ihn nicht ganz recht verstanden habe, wenn ich ihm darauf schrieb:

Mensch, stelle kühn dich über die Natur!
Nicht mit des Willens, mit der Stärke Waffen,
Nein, stark im Glauben an den Mächt'gen nur,
Der dich nach seinem ew'gen Bild erschaffen.

Wohl wechselt Nacht und Licht, wie auf der Flur,
Wie bei dem Rehlein Lust und Todesschmerzen,
Doch über all' dem Wechsel der Natur
Lebt ein unsterblich Licht im Menschenherzen.

Und wenn die Blüthe unbewußt vergeht,
Und wenn das Rehlein willenlos verendet,
So sei dein letzter Hauch noch ein Gebet,
Mit dem dein Geist sich zu der Heimat wendet.

Digitized by Google

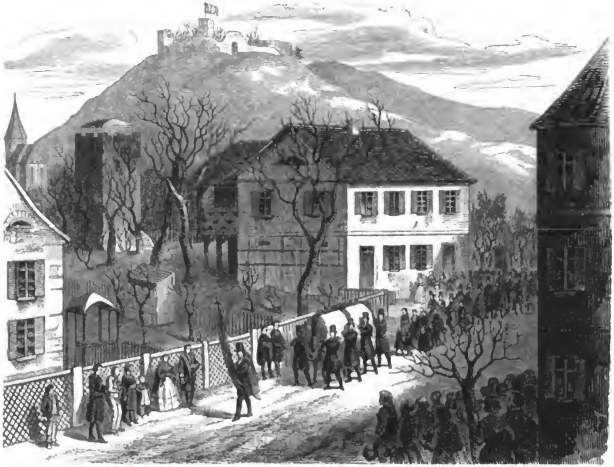
Nicht, daß dir hell des Morgens Licht geglüht,
Stärkt deine Seele in des Abends Bangen,
Nein, daß ein unverwelkter Lenz dir blüht,
Auch wenn der Erde Blumen längſt vergangen.

Wohl blüht ein ew'ger Lenz auch der Natur;
Wie uns geheimnißvolle Worte ſagen,
Wird drüben der erlösten Kreatur
Der Gottesfreiheit lichter Morgen tagen. —

Doch faſſe du bewußt dein ewig Heil,
Und wenn du biſt zur Freiheit eingegangen,
Siehſt du dort als dein Erb' und herrlich Theil
Auch die verklärte Erde lieblich prangen.

Er ging nie gern im Ernſt auf ſolchen Ton ein, obwohl er ſelbſt oft auch höhern Troſt ſuchte und fand, als ihm die Hingabe an das Naturgeſetz gab, ſo z. B. in den Strophen, die er mir im Mai 1856 ſchrieb:

Wohin iſt ſie gekommen?
Wer hat ſie mir genommen?



Kerners Leichenbegängniß am 24. Februar 1862.

Der Tod? — Wohl zum Verweſen
Der ird'ſchen Hülle nur?
Im Buche der Natur
Iſt ſolches nicht zu leſen.

Drum Buch, drum Wort! gegeben
Von Gott dem Erdenleben,
Dich laß mich freudig faſſen,
In dich mich liebend ſeh'n.
Ich fühl' in meinen Weh'n,
Wer dich läßt, iſt verlaſſen.

Zu andern Zeiten aber neckte und verſpottete er mich vielfach mit meinem ‚Gouvernantenton' und dem ‚Gelberübenſaft', wie er alles nannte, was ihm ein Anſtrich von Frömmigkeit dünkte. Doch wurde ſeiner Herzensgüte gleich wieder bang, wenn er fürchtete, verletzt zu haben.

„Meine Weibsleute behaupten," ſchrieb er einmal, „du habeſt meinen letzten Brief, in dem ich dich ſo geplagt, übel genommen, aber das glaube ich nicht, denn für ſo dumm halte ich dich nicht. Ach, und wenn du auch dumm wäreſt, hätte ich dich doch lieb; den Weibsbildern ſteht das Dummſein bei andern lieben Eigenſchaften oft gar nicht übel an. Alſo, dumm oder nicht dumm, ich habe dich lieb und will bald eine liebe Antwort haben!

„Ach, was wäre die Welt ohne Frauen!

Digitized by Google

Was wär' die Erde ohne Frauen,
Das fühlt das Herz, wär's Auge blind;
Ein Garten wär' sie anzuschauen,
In welchem keine Blumen sind.

Sie wär' ein Tag, der ohne Sonne,
Wär' eine Nacht ohn' Sternenlicht,
Hätt' nie gefühlt der Liebe Wonne,
Geglaubt auch wohl an Engel nicht.

Dann hätte wohl auch Gottes Liebe
Kein fühlend Herz in sie gestellt;
Denn wie langweilig, kalt und trübe
Wär' ohne Frauen diese Welt!

Preis jedem Tag, an dem gegeben
Gott dieser Welt ein weiblich Kind,
Zu liebem, warmem Frauenleben,
Und wenn es noch so viele sind!

Oder ich will hinschreiben, wenn du es haben willst:

Und wenn sie eselsdumm auch sind.

„Schon war dieser Brief vollendet und zusammengelegt, da kam wie hergezaubert dein lieber Brief und deine lieben Worte, und klar war's am Tage, daß du jenen Humor, wie ich wohl wußte, als keine Beleidigung aufnimmst. Aber meine Weibsleute, die dir so Schlimmes zugetraut, saßen nicht wenig beschämt da. Sie wollen vor Scham gar nicht mehr in Württemberg bleiben; A., mein Hofrath und Sekretär, reiste noch in der Nacht nach Wien ab, um mit der Ida Pfeiffer eine Fußreise zu den Menschenfressern anzutreten, und meine M. reist morgen nach Prag ab, um sich in das Kloster der barmherzigen Schwestern zu begeben. Ich will mich darein fügen, wenn nur nicht der Spektakel in der Allgemeinen Zeitung kommt ..."

An seine Klagen und Todesprophezeihungen, die er in Prosa und Poesie aussprach, gewöhnte man sich freilich allmälig und konnte nicht immer an ihren Ernst glauben. Schon im Jahr 1854 schickte er mir eine schauderhafte Klerographie, sein Bildniß im Lehnsessel darstellend, mit der Umschrift:

Auf's Haupt ist mir gefallen
Und auf das Herz ein Schnee,
Mein Singen ist nur Lallen:
Ottilie, ade!

Und seitdem kam nicht Ein Brief, in dem er nicht seinen nahen Tod verkündet hätte. Einmal las er die Todesmahnung aus dem winterlichen Anblick seines Gartens:

Was willst du noch erwarten,
Du alter, müder Mann?
Es ist von dir dein Garten
Ein Bild jetzt, schau nur an!

Die Blumen sind verschwunden,
Vom Baume fiel die Frucht,
Das Bächlein schweigt gebunden,
Der Vogel nahm die Flucht.

Manchmal noch rauschend ringet
Ein Blatt mit seinem Fall,
Und durch die Stille klinget
Oft nur ein Eiskrystall.

Ja, ja, wie deinem Garten
Erging dir's, müder Greis;
Was kannst du noch erwarten,
Als einzuschlummern leis'?

Und ob dich, wie den Garten,
Gott wieder wecken will,
Kannst du nicht stolz erwarten,
Nur hoffen, gläubig still.

Bald vernahm er sie aus dem nächtlichen Klingen in dem zuvor ausgeglühten eisernen Ofen:

Wer sang in meinem Ofen
Heut Nacht so wunderbar,
Wie nie ein and'res Singen
Mir so ergreifend war?

Lang war's, als sing' in Flammen
Unsel'ger Geister Chor,
Dann aber sang's in Worten,
So tönend meinem Ohr:

Du forschest, was so singet
In deines Ofens Raum?
Ich bin's, der Ast von einem
Gefällten Tannenbaum;

Vom Baume, den, geschnitten
Schon längst in Bretter breit,
Der Meister hobelt singend:
„Mach' Alter dich bereit!"

Aber man vergaß Klagen und Todesnähe, wenn sich immer wieder seine liebe- und lebensvolle Seele Bahn brach aus Seufzern und Beschwerden, und gewiß ist sein Leben ein vor vielen reiches gewesen durch die rührende Treue, mit der er am Alten festhielt, das ihm einmal lieb gewesen, durch die jugendliche Wärme, mit der er das Neue erfassen konnte und mit der ihm vergönnt war, zu jeder neuen Freundschaft in alten Tagen die glückliche Illusion mitzubringen, die sonst nur Jugendbündnissen eigen ist.

Seine zahlreiche und zum Theil sehr interessante Korrespondenz wurde mit der freien Liberalität, die dem Hause eigen war, auch den Gästen, die sich dafür interessirten, keineswegs verenthalten. Die meisten Briefe waren, gemischt, wie sie gekommen waren, in Bücher gebunden. Ich erinnere mich u. a. an einen sehr interessanten Brief aus Tieck's letzten Jahren, der mir aber einen unsagbar traurigen Eindruck machte, weil darin so gar wenig Trost und Friede, so wenig Glaube und Hoffnung als das Resultat eines so langen, reichen Lebens überblieb.

Die Briefe an Kerner von seinen ältesten, eigensten und liebsten Freunden, Uhland, Mayer ꝛc., unterlagen nicht diesem Schicksal der Oeffentlichkeit, wie denn auch für diese sein so weites Herz ein eigenes, heimlich gehaltenes Kämmerlein hatte.

Digitized by Google

Neben diesem Heiligthum seiner Jugend hatte aber sein Herz behagliche Wohnstuben, trauliche Gaststübchen; selbst noch das allgemeine Empfangszimmer für allerlei Volk, das oft nur die Neugierde hertrieb, war gemüthlich und freundlich, sein warmes Herz warf auf Alles seinen Sonnenschein.

Schon mit dem Jahr 1856 hatten seine eigenhändig wunderlich gemalten Briefe aufgehört, auch die diktirten wurden allmälig seltener, und mehr und mehr mußte man seine Todesahnungen für Wahrheit halten.

Im Sommer 1861 besuchte ich ihn zum letztenmal mit meinem Töchterlein. Wir waren in aller Früh von Heilbronn herübergekommen und traten leise durch den Garten ein. Dort war schon das Frühstück im Freien gerüstet und ich freute mich ihn zu überraschen.

Aber als er so gar müde, matt und zusammengesunken am Arme seines Sohnes einher wankte, da fand ich ihn furchtbar gealtert, und ich habe an diesem Tage in meinem Herzen Abschied für's Leben von ihm genommen.

Wer ihn geliebt hatte, der mußte ihm recht von Herzen die Ruhe gönnen, zu der er am 22. Februar dieses Jahres eingehen durfte.

Wer einst frohe und schöne Tage verlebt in dem Dichterhaus, der muß sich freuen, daß die Stätte seiner Heimat, die alte Weibertreu, die er wieder zu Ehren gebracht, „soweit die deutsche Zunge klingt“, nun durch sein Denkmal geweiht werden soll.

Man kann verschieden denken über die Denkmalsucht unserer Zeit; es will der Menschheit fast zu viel werden mit ihrer eigenen Größe, seit jeder Marktflecken sich eines berühmten Mitbürgers rühmt und für ein Denkmal sammelt, und unwillkürlich denkt man an den Vorschlag Bérangers, der eine Subskription vorschlug zu einem Denkmal für den alten Noah auf dem Ararat. Wo aber ein Dichter so ganz verwachsen war mit seiner Heimatstätte, wie hier, da scheint der Wunsch so natürlich, diese Stätte auch für späte Tage noch würdig zu bezeichnen, an der so viele dankbare und freundliche Erinnerungen haften. Vergessen wird er nicht sein, auch ohne Denkmal.

Sein Leichengängniß, das nach seinem eigenen Wunsche so gar still und schmucklos gefeiert wurde, hat Vielen leid gethan, man konnte es nicht für einen harmonischen Abschluß gerade dieses reichen Lebens halten, das so Vielen Vieles war. Es war wohl ein Gefühl tiefer innerer Ermüdung gewesen, das ihn selbst nach dem Tode noch erbangen ließ vor vielem Geräusch und Menschenzusammenfluß. Aber den Segen der Kirche und den Segen der Liebe hätte man gerne noch ausgesprochen gehört auf seinem Grabe.

Friede über diesem Grabe! Möge er, wenn nicht die Siegeskrone des Kämpfers, so doch die Stelle des Kindes am Vaterherzen gefunden haben, möge der Lieblingsspruch seiner letzten Jahre zur Wahrheit geworden sein:

Weiß nicht, woher ich bin gekommen,
Weiß nicht, wohin ich werd' genommen,
Doch weiß ich das, daß ob mir ist
Eine Liebe, die mich nicht vergißt.

Bulwers Leben und Werke.

In einer malerischen Gegend von Norfolk liegt das schöne alte Schloß Hyden Hall, der Stammsitz der Familie Bulwer. Der Vater des großen Schriftstellers war General, und seine Mutter entstammte dem patrizischen Hause der Lytton of Knebworth. General Bulwer wurde den Seinen durch einen frühen Tod entrissen und hinterließ seiner jungen Wittwe drei Söhne: der jüngste — kaum einige Jahre alt — war Edward. Nichts war natürlicher, als daß sich die Liebe der Mutter diesem jüngsten Kinde mit besonderer Fürsorge zuwandte. Sie hatte einen entschiedenen Geschmack für belletristische Literatur aus ihrem Vaterhause mitgebracht, und bei dem innigen Verhältniß, in dem sie zu ihrem Edward stand, mußte diese Vorliebe bald auf denselben übergetragen werden. Im Jahre 1805 wurde er geboren, und schon 1810 las er mit Entzücken jene reizenden englischen Balladen, welche Bischof Percy im letzten Jahrhundert wieder in's Volksbewußtsein zurückgerufen. Kaum sechsjährig, schrieb er, seiner Mutter zu gefallen, die ersten Verse, welche schon damals ein großes Talent beurkundeten.

Die Erziehung Bulwers war während seiner frühen Jugend Hauslehrern anvertraut, und später erhielt er Privatunterricht; daher blieb der Einfluß seiner Mutter, einer Frau von hohem und edlem Geiste, ungestört in seiner wohlthätigen Einwirkung auf den seinen. Es läßt sich annehmen, daß schon damals mancher literarische Versuch von Bulwer gemacht wurde, besonders da auch seine Mutter sich öfters dem Vergnügen hingab, selbst zu schreiben und zu dichten, was bei ihrem vertrauensvollen Verkehr manchen gemeinsamen Genuß herbeigeführt haben soll; in die Oeffentlichkeit indessen gelangte nichts. Als erste Vorbilder sollen ihm wiederum jene schon oben erwähnten Balladen gedient haben, von welchen Walter Scott sagt: mit dem Heißhunger eines Tigers, der seine Beute verzehrt, habe ich sie in meiner Kindheit wieder und wieder gelesen.

Während seiner Studienzeit in Cambridge gab sich Bulwer allerdings allen den exzentrischen Vergnügungen hin, nach denen die Studenten aller Nationen der Erde nun einmal ein entschiedenes Verlangen tragen. Die langen Ferien aber benützte er zu Reisen, Fußtouren und Wanderungen durch England, Schottland und Frankreich. Er ging dem Leben nach auf allen Spuren; einmal soll er sich sogar, für kurze Zeit, an eine Zigeunerbande angeschlossen haben. Das Alles aber hinderte ihn keineswegs, nach der Preismedaille zu streben, welche damals auf das beste Gedicht über Stulptur ausgesetzt war, und er erhielt sie auch. Zu gleicher Zeit veröffentlichte er zwei Bände

Digitized by Google

Poesien: »Weeds and wild Flowers« und »O'Neil the Rebel«; beide gaben Zeugniß von einem seltenen Talent.

Im Jahre 1827 erschien anonym sein erster Roman »Falkland«; wie er sagt, dasjenige aller seine Werke, das ihm die meiste Mühe gekostet. Er produzirte nicht gleich mit Leichtigkeit, obwohl er jetzt täglich in drei Stunden mehr als zwanzig Seiten zu Papier brachte. Die nächste Erscheinung war der allbekannte »Pelham«. Fast Niemand las dieß Werk, ohne den Verfasser unter die ersten Größen der literarischen Welt zu stellen; aber nur Wenige lasen es — besonders in England — ohne den Bann auszusprechen über dieß »gefährliche« Buch, welches eben darum nur noch gelesener, noch bekannter wurde. Und Bulwer hatte gelernt zu arbeiten und zu warten. Goethe's Worte

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt"

hat er doppelt wahr gemacht, das Eine und auch das Andere hat er in seinem Leben verwirklicht dargestellt. Die verschiedenartigen Urtheile sochten ihn nicht an, er schrieb ruhig weiter und nach einem halben Jahr erschien »The Disowned«; kein anderes seiner Werke beurkundet so sehr eine geistige Gemeinschaft mit Byron, dieses Angreifen und Verwerfen des Herkömmlichen und Liebsten, des durch die Zeit Geheiligten, welches beiden so oft den Vorwurf gebracht, als seien sie nicht in That und Wahrheit treue Söhne des meerumrauschten Albion. Dieses Werk enthält die reichsten Proben von jener Poesie, Leidenschaft und Phantasie, welche Bulwers Werke kennzeichnen, von der sich selbst das kühle England hinreißen ließ und nachher freilich dem großen Künstler zürnte, der es ermöglicht, daß der stolze Britte bewundert hatte, was er nicht billigen, vielleicht sollte ich sagen: anerkennen wollte. Im Jahr 1830 erschienen »Paul Clifford« und »Eugene Aram«: der Held des einen Romans ein Räuber, der des andern sogar ein Verbrecher. Man staunte, man eiferte gegen diese Werke, man sprach ein Anathema gegen sie aus, aber nichtsdestoweniger wurden sie gelesen, leidenschaftlich gelesen in allen Ständen, und schon damals unter fast allen gebildeten Nationen. Bulwer sand überhaupt früher und höhere Anerkennung im Auslande, besonders in Deutschland, als in England. Dieß wußte er selbst auch recht gut und widmete seinen »Earnest Maltravers« (1837), fortgesetzt in »Alice or the Mysteries«: „dem großen deutschen Volke, einer Nation von Denkern und Kritikern." Goethe's Wilhelm Meister hatte ihn dazu inspirirt. Maltravers ist der Poet in seinen verschiedenen ihm eigenthümlichen Phasen: zuerst in jugendlicher Begeisterung, hingerissen und gänzlich hingegeben an die ewig junge, ewig schöne Geliebte der hehren Kunst — die Natur, seine Alice; dann sich dem Schönen der Grazie zuwendend, gehört er Valerien; Florence, die hohe, ernste, führt ihn zum Studium der Kunst zurück; aber mit zauberisch fesselndem Blick zieht ihn Eveline, die holde Jugend, in ihre Bahnen, er folgt, bleibt aber auch hier unbefriedigt und wendet sich endlich mit Faustischem Sehnen wieder zu der Natur, der einen, wahren, die da eins ist mit der Kunst. Nun sind aber alle diese weiblichen Figuren mit solcher Meisterhand gezeichnet, so künstlerisch motivirt und vollendet, daß das Interesse an der Individualität durch die Allegorie in keiner Weise gestört wird.

Nach der Veröffentlichung von »Eugene Aram« hatte Bulwer weislich pausirt; er wurde zunächst Redakteur des »New monthly Magazine«, lieferte selbst dazu »The Conversations of an ambitious Student« und vollendete dann ein Werk, an dem er manches Jahr gearbeitet und für das er weitgreifende Studien gemacht hatte: »England and the English«. Die unerbittlich strenge Wahrheit, mit der hier die Schwächen der Nation bloßgestellt sind, rief einen Strom von Schmähungen gegen das Werk hervor, während sich allerdings auch lobend anerkennende Stimmen erhoben: ein schöner Beweis, daß der Britte eben so wahrheitsliebend, als stolz ist. Ein so umfassender, reicher Geist, wie der Bulwer'sche, mußte natürlich nach vielseitigster Ausdehnung ringen, daher unternahm der Dichter abermals Reisen, diesmal nach Italien. Die nächste Frucht derselben war jenes unübertreffliche kleine Kunstwerk »The last Days of Pompey«, welches uns nicht nur Feste, Gebräuche, Sitten und Gewohnheiten, sondern auch eine Reihe interessanter Charaktere aus längst verklungenen Zeiten, so treu und wahr, so lebendig und anschaulich vor's Auge führt, daß sie den Zauber der Gegenwart und Wirklichkeit um uns verbreiten.

Hierauf folgte: »Rienzi, the last of the Tribunes«, und mit diesem ersten Schritte in's Gebiet des historischen Romans stellte sich der Dichter auf die beneidenswerthe Höhe des Menschenkenners und Gelehrten, auf der er sich seitdem unbezweifelt und unbestritten erhalten hat. Wo fände sich eine feinere und furchtlosere Charakterzeichnung, eine vollendetere künstlerische Behandlung, eine tiefere und lebendigere Anregung aller menschlichen Interessen, als eben hier! wo eine wohlthuendere Versöhnung des Erhabenen mit dem Lieblichen, des Ergreifenden und Rührenden mit dem Erheiternden! wo fände sich überhaupt ein vollendeteres Ganzes, wahrhaftiger, klarer und lebendiger zum Bewußtsein gebracht, als in diesem großartigen historischen Gemälde!

Das nächste Werk »Athens« war schon in Cambridge begonnen, und der Werth desselben rechtfertigt die Dauer seiner Entstehung; tief eingehendes Studium, eine Fülle lehrreicher und interessanter Nachrichten, in Angaben und Schlüssen gleich korrekt.

»Leila«, »Calderon the Courtier«, Night and Morning«, »Day and Night« dagegen wurden mit beinahe magischer Schnelle in's Leben gerufen und nicht minder schnell wurden sie bekannt und verbreitet.

Das Gebiet der englischen Geschichte war von Walter Scott und Anderen dergestalt ausgebeutet, daß es nicht leicht war, einen Stoff zu finden, der, für den Roman geeignet, nicht schon bearbeitet worden wäre. Um so größer und gerechter war die Bewunderung, mit der »The last of the Barons« und »Harold« empfangen wurden. Welches Licht fällt, von solcher Meisterhand getragen, in die fast unerforschlichen Abgründe der englischen Geschichte! Scharf gezeichnet und fein schattirt treten die Charaktere aus dem Hintergrunde hervor, der mit Ereignissen reich durchwoben ist. Und dieser selbe unübertreffliche Pinsel bewährt sich in dem tief gedankenvollen »Zanoni«, einem Bild aus dem Geisterreich der Träume jener schwärmerischen Gesellschaft, die sich die Verbrüderung der Rosenkreuzer nannte. Dann erschien »Lucretia or the Children of Night«, über dem der Schatten des Todes seine geheimnißvollen Schleier wallen läßt.

Bulwer hatte sich nun mit Glück und Ruhm in der sastionablen Novelle, der Romantik, der Allegorie und dem historischen Romane versucht; seine nächsten Schöpfungen »The Caxtons« und »My Novel« sind ansprechende und fesselnde Familiengemälde, die den Verfasser von »Pelham« in der öffentlichen Meinung unendlich hoben und dem großen Autor seinen Platz im Herzen der Nation auf's Neue sicherten.

Von Bulwers dramatischen Werken sind die populärsten: »The Lady of Lyons«, »Richelieu«, »Money« und »Eva or the ill-omened Marriage«, welche noch heute einen guten Platz auf der Bühne einnehmen. Zwei epische Gedichte »The New Timon« und »King Arthur« erschienen anonym, um, wie der Verfasser sagt, deren wahren Werth besser ermessen zu können, da sein Name ein weit weniger unbefangenes Urtheil zugelassen haben würde.

Wie groß und wahrhaftig sein Interesse für die Literatur und die Schriftstellerei ist, hat er bewiesen, als er für »The Guild of Literature« sein »Not as bad as we seem« schrieb. Schöner noch bekundet sich dieß Interesse in der Anstalt, die er auf einem seiner Güter zum Wohle kranker und altersschwacher Schriftsteller errichtet hat.

Den Schlußstein von Bulwers literarischer Laufbahn macht für jetzt »What will he do with it«, von allen

Digitized by Google

Stuttgart, Verlag von Krais & Hoffmann

seinen zahlreichen Werken wohl noch mit dem ungetheiltesten Beifall aufgenommen, ohne Zweifel dasjenige, welches die höchste moralische Tendenz in sich trägt und Bulwer den Menschen gleich hoch stellt mit Bulwer dem Schriftsteller.

Im Jahre 1831 hatte er seinen Sitz im Unterhause genommen; seine ersten Bemühungen galten dem Gesetz für copyright und der Befreiung der Zeitschriften und Tagesblätter von dem gesetzlichen Stempel. 1835, unter der Premierschaft von Sir Robert Peel, gab er die berühmte Broschüre »The Crisis« heraus, welche binnen Kurzem zwanzig Auflagen erforderte und die Wahlen förmlich umgestaltete. Der Verfasser wurde zur Würde eines Baronets erhoben und der Weg zu einer glänzenden politischen Laufbahn stand ihm offen. Bulwer verfolgte sie nicht. Erst im Jahre 1851, nach vielfältiger Umgestaltung der Parteien, nahm er seinen Sitz im Parlamente wieder ein; er hatte indessen Knebworth und andere Güter seiner Mutter ererbt und den historischen Namen Lytton angenommen. Jetzt beginnt seine politische Thätigkeit mit »Letters to John Bull«, worin er einen gütlichen Vergleich zwischen den Protektionisten und deren Gegenpartei beantragt. Im Jahr 1852 schloß er sich Lord Derby an, und seine parlamentarischen Reden, durchglüht von einem warmen Vaterlandsgefühl, von echt englischem Charakter und populärer Gesinnung, haben nicht nur die letzten Vorurtheile gegen ihn hinweggeräumt, sondern ihn auch zu einer sehr bedeutenden politischen Persönlichkeit gestempelt, und große Hoffnungen ruhen auf ihm in dieser Beziehung. Präsident der Universität Edinburgh wurde er 1854, und entzückte die Stadt mit seiner Antrittsrede. Sein Aeußeres kommt ihm als Redner sehr zu Hilfe; obwohl man die Formen theilweise geradezu unschön nennen muß, so trägt doch die ganze Erscheinung den Stempel des Genies in einem hohem Grade. Von mittlerer Größe, die Arme etwas zu lang, lößt er die Gestalt beinahe vergessen über der ungewöhnlichen Gesichtsbildung. Der Kopf ist schmal und die hochgewölbte breite Stirn trägt starke, dunkle Augenbranen, unter denen zwei etwas tiefliegende Augen Gedankenblitze wie Wetterleuchten schießen; die Nase ist groß, und um den Mund spielt ein Ausdruck, der auch ohne Worte spricht, seine Reden aber auf's glänzendste illustrirt.

Leider läßt sich über Bulwers häusliche Verhältnisse nichts Erfreuliches sagen; seine Ehe ist keine glückliche; er lebt von seiner Frau getrennt, doch verspricht ein hoffnungsvoller, reich begabter Sohn einen Ersatz. — Das Verhältniß Bulwers zu seiner Mutter blieb ein ungestört inniges, verehrungsvolles bis zum Ende ihrer Tage. Er widmete ihr die Gesammtausgabe seiner Werke mit den Worten: daß aller Ruhm, den er genutzt, ihr eigen sei, und daß er den Ruhm nur um ihretwillen schätze; daß dagegen alle Mängel sein eigen seien, und daß nur sie allein — um deren willen er sie beweine — alle vergeben habe.

R. v. H.

Der Bodensee.

Das Land der Alemannen mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,
Mit seinen gelben Haaren, dem Aehrenschmuck der Auen,
Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen.

Eine besondere Anziehungskraft übt die Alpenwelt durch die Seen aus, die in ihrem Schooße oder an ihrer Abdachung ceglänzen. Gletscher und Schneeberge, Felsen und Wasserfälle, Matten und Alpthäler allein sind es nicht, welche die Wanderlust der Neugeit in die Schweiz, in das Salzkammergut und nach Oberitalien leiten, sonst wären diejenigen Gegenden, welche die erhabensten Eigenthümlichkeiten der Alpenregionen besitzen, denen aber die Schönheit der Seen fehlt, gewiß längst so besucht, so belungen und so abgepinselt worden, wie die Landschaften des Thuner- oder Bierwaldstätter-Sees, des Lago Maggiore oder des Traun-Sees. Ja man kann sagen, daß die bewundertsten Alp- und Gletscherpartien der Schweiz und Savoyens erst durch die Seen aufgeschlossen worden sind. Ohne die bannende Anziehungskraft des Thuner- und Brienzer-Sees wären das Lauterbrunnerthal, die Wengernalp, das Faulhorn und das Meyringer Thal nicht zum besuchtesten Theil der ganzen Alpenwelt geworden, ohne den Genfer See theilte Chamouni vielleicht noch das Loos von Zermatt, das — obschon das Großartigste der Alpenwelt entfaltend — dennoch erst seit einigen Jahren besucht wird. Gewiß wäre die ganze Alpenkette von den dinarischen bis zu den See-Alpen längst so allgemein besucht und erforscht, wie die mittleren Alpen, wenn sie eben so viele Seen besäße, welche den Wanderer zu längerem Aufenthalte veranlaßten, ihm willkommene Ruhepunkte in seinen Bergfahrten gewährten, ihn mit den Einwohnern und den Fremden in weniger flüchtige gesellschaftliche Verbindung brächten, und ihm auch bei schlechtem Wetter dennoch manchen Naturgenuß möglich machten.

Es ist schon manchem Alpenfreunde aufgefallen, daß die Natur die Alpen so ungleich mit den Wohlthaten von Seen bedacht hat, indem dieselben hauptsächlich auf dem mittleren Theile der großen Alpenkette vereinigt sind, also auf dem südlichen Abhange der lepontischen Alpen und auf dem nördlichen der berner, räthischen und norischen Alpen (Schweiz, Bayern und Ober-Oesterreich). Es wäre gewiß interessant, der Ursache dieser eigenthümlichen Konzentration nachzuforschen. Dazu müßte man in ein Gebiet der Geologie eintreten, das, nach Desor's eigenem Geständnisse, noch zu wenig erforscht ist. Dieser bekannte Naturforscher, der mit Agassiz, Studer und Karl Vogt die Alpen der Schweiz und Savoyens seit Jahren erforscht, beschäftigt sich gerade gegenwärtig mit der Frage, in wie fern die Häufigkeit der Seen durch die Lage und Gruppirung der Ketten bedingt ist, da die Seen nicht blos gegen die Mitte der Kette zusammengedrängt sind, sondern gerade da auftreten, wo die Kette sich in zwei gleichlaufende, einander sehr nahegerückte Hauptzweige abtheilt, den bernischen und den lepontischen Arm, die nur durch das große Wallliser Thal und das Vorderrheinthal getrennt sind (welch letzteres nur die geologische Fortsetzung des ersteren ist). Außerdem wäre zu erforschen, ob es Zufall ist, daß die größten Seen den größten Flüssen entsprechen, so der Bodensee dem Rhein, der Genfer See der Rhone, der Vierwaldstätterse der Reuß, der Züricher See der Linth u. s. w. Desor hofft, daß die Lösung dieser Fragen einst wichtige Aufschlüsse über die mechanischen Gesetze geben werde, die bei der Bildung der Alpen thätig waren.

Da die bisher von diesem Naturforscher erzielten Resultate noch wenig bekannt sind — sie wurden erst vorigen Jahres dem Album von Coombe-Varin einverleibt — und da sie die geologische Stellung des Bodensees, von welcher ja auch dessen landschaftliche Charakteristik bedingt ist, gegen

Digitized by Google

über den andern Seen der Schweiz und Oberitaliens betrifft, so dürfte eine gedrängte Uebersicht von Desors Forschungen für keine Abschweifung von dem uns beschäftigenden Gegenstande angesehen werden.

Es ist ganz augenscheinlich, daß die Schweizer Seen (und zu diesen ist der Bodensee, dessen politische Betheiligung hier außer Betracht kommt, zu zählen) nicht blos der zufälligen Gestaltung der Oberfläche ihre Entstehung verdanken, daß sie vielmehr wesentlich durch die Beschaffenheit des Bodens bedingt sind. Zum Beweis dient ihre Tiefe, die Mannigfaltigkeit ihrer Ufer und die Beständigkeit ihrer Richtung in gewissen Gegenden — so sind z. B. fast sämmtliche Seen des südlichen Abhanges der Alpen von Norden nach Süden gerichtet. Man überzeugt sich leicht, schon bei dem ersten Blick auf eine Karte, daß diese eigenthümliche Vertheilung und Gestaltung der Wasserbecken mitten in der Gebirgswelt von den sie umgebenden Gesteinsmassen abhängig sein muß. Bestimmter noch gestaltet sich dieser Eindruck, wenn man sich an ihren Ufern ergeht oder auf ihren klaren Fluthen sich wiegt. Solche Seen können nicht blos das Werk einer launischen Fluth sein; sie gehören wirklich zur Architektur der Alpen. Man gibt das zu, noch ehe man es versteht, weil unser inneres Gefühl nach Harmonischen in der Natur gerne anerkennt. Wenn nun das Gepräge eines Sees von den ihn umgebenden Massen abhängig ist, so muß dieses Gepräge sich durch die Form und die Bildung der Berglinien erklären (die Orographie und die Geologie), d. h. die Gesetze, welche der Gestaltung und Entwicklung der umgebenden Massen zu Grunde liegen, müssen die Erklärung von der Gestalt der Becken liefern und demnach von der Physiognomie der Seen. Wenn es also verschiedene Typen von Becken gibt, so werden wir auch verschiedene Typen von Seen haben.

Die Becken selbst werden aber gebildet entweder durch gleichlaufende Reihen von Ketten oder Kämmen, dieß gibt Muldenbecken, d. h. längliche Vertiefungen, welche im Allgemeinen ihre größte Weite und ihre größte Tiefe in der Mitte erreichen und sich allmälig an den Rändern und gegen beide Enden erheben, wie das Innere eines Kahnes, oder durch Einschnitte und tiefe Schlachten, welche die Ketten senkrecht durchschneiden und die verschiedenen Thäler in Verbindung setzen, was Clusen oder Querschnittbecken gibt. Eine Cluse wird einen von den Mulden sehr verschiedenen Charakter haben, sie wird viel wechselvoller und mannigfaltiger erscheinen; denn sie ist keine einfache Vertiefung, sondern ein Riß quer durch den Berg. Endlich gibt es eine dritte Art von Vertiefungen, es ist die Combe — ein Name, den wir im Jura so häufig begegnen. Sie entsteht durch Längsrisse auf dem Grate oder an den Seiten der Ketten, durch deren Klaffen gleichsam die Eingeweide der Berge bloßgelegt werden. Obgleich diese Vertiefungen gleichlaufend mit der Längsrichtung, wie die Mulden, sind, so haben sie doch einen ganz andern Charakter. Ihre Gehänge haben nicht mehr die Einförmigkeit der Mulden und die Schichten auf beiden Seiten sind oft sehr ungleichartig; so daß die eine Thalseite oft regelmäßig anfsteigt, während die andere schroff oder treppenförmig erscheint.

Denkt man sich nun diese Becken mit Wasser angefüllt, so ist es einleuchtend, daß die daraus entstehenden Seen eine sehr verschiedene Physiognomie haben werden. Die Mulden-Seen werden nur eine geringe Tiefe haben, mit mehr oder weniger einförmigen Umrissen, ihre Ufer werden einförmig sein, bisweilen sumpfig. Die Clusen-Seen werden schroffe, oft senkrechte Ufer haben, mit zahlreichen Vorsprüngen und Buchten; meistentheils sind sie tief und sehr malerisch. Die Comben-Seen werden sich hauptsächlich in der Richtung der Ketten erstrecken, wie die Mulden-Seen, aber ihre Ufer werden sich auf beiden Seiten nicht gleich bleiben und deßwegen in Gestalt und Beschaffenheit mannigfache Contraste bilden.

Beispiele von Mulden-Seen sind: Lac de Joux, Lac de Bourget und die Seen des Ober-Engadin, der Silser-, Silvaplana- und St. Moritz-See.

Clusen-Seen bilden: der Lac d'Annecy, der Lac de Brenets (einer der entzückendsten Seen des Jura); der Orta-, Iseo-, Idro- und Garda-See sind einfache Clusen-Seen, während der Comer- und Langen-See zusammengesetzte Clusen oder Reihen von Clusenbecken bilden. Der Lugano-See ist im obern Theile ein Comben-See, im mittlern und untern ein Clusen-See. In der Schweiz selbst sind Clusen-Seen: der Thuner-, der Lowerzer-, der obere Theil des Vierwaldstätter- und auch wohl der obere Theil des Züricher- und Genfer-Sees.

Comben-Seen dagegen sind: der Brienzer- und Wallen-See, die kleinen Sarner-Seen und der ganze mittlere Theil des Vierwaldstätter-Sees. Daher gilt der Thuner See für einen der schönsten Seen der Schweiz, und derjenige Theil des Vierwaldstätter Sees, welcher sich zwischen Fluelen und Brunnen erstreckt, wird von Jedermann als der großartigste bewundert.

Außer diesen orographischen Seebecken gibt es aber endlich noch sogenannte Auswaschungs-Seen, deren Becken von dem Wasser ausgehöhlt wurden, im Gegensatze zu den Alpen-Seen, die mit der Hebung der Berge selbst zusammenhängen, deren Becken also bereits vorhanden waren und nun erst mit Wasser angefüllt wurden. Ein solcher See ist der Bodensee und großentheils auch der Genfer See, welcher in seinem oberen Theil zwischen dem Dent d'Oche und dem Dent de Nave eine Cluse bildet, von Lausanne an aber ganz das Gepräge eines Auswaschungssees trägt. Auch der Neuenburger-, Bieler-, Murten-See sind Auswaschungs-Seen, endlich gehören hieju auch der untere Theil des Züricher Sees und die kleineren Seen in der Nähe, wie der Greifen-See, der Pfäffikon-, Sempacher- und Hallwyler-See. Was besonders die Auswaschungs-Seen auszeichnet, ist ihre Seichtheit im Vergleich zu den orographischen, und die geringe Mannigfaltigkeit ihrer Ufer. Anstatt der mächtigen Felsen, die drohend aus der Tiefe des Wassers aufsteigen, haben wir es hier nur mit einförmigen Gestaden und nur ausnahmsweise mit Hügelreihen zu thun, welche zwar reizende Landschaften bedingen können, aber nie jenes Gepräge von Großartigkeit zeigen, das die Clusen-Seen und manche Combe-Seen auszeichnet.

Darum spielt auch der Bodensee, obwohl der größte unter allen Schweizerseen — er ist 18 Stunden lang und beinahe 4 Stunden breit — keine große Rolle als Landschafts-See. Für die meisten deutschen Touristen war er ein bloßer Ueberfahrts-See zur Schweiz und nach Italien. Erst seitdem in Friedrichshafen und Lindau Eisenbahnen münden, beleben sich einige Uferorte, wie Friedrichshafen, Rorschach und Bregenz durch Luft- und Badgäste, und da in Bälde auch die badischen Eisenbahnen den untern Theil des Sees in ihr Netz hereinziehen werden, und vielleicht in Bälde eine Gürtelbahn ihn mit dem schweizerischen Bahnkörper vereinigen dürfte, so könnte es doch in nicht gar ferner Zeit geschehen, daß außer den Passagierdampfern sein Spiegel auch von Yachts und Vergnügungsbooten durchfurcht würde, und die Ufer, wie am Züricher und Genfer See, mit einem ununterbrochenen Kranze von Villen sich schmückten. Dann wird man aber auch zur Einsicht gelangen, daß der Bodensee seine eigenen landschaftlichen Reize hat, die man bei andern Seen vergebens suchen wird. Diese Reize bestehen aber nicht so sehr, wie bei den Clusen- und Comben-Seen, in dem großartigen Rahmen, in den sein Spiegel gefaßt ist, als vielmehr in diesem Spiegel selbst. Kein Schweizer See bietet eine solche imposante Wasserfläche dar, wie der Bodensee. An seinen Ufern allein kann man sich ein Bild vom Meere machen: eine Wasserfläche von 10 Quadratmeilen gibt, wenn das gegenseitige Ufer nur einigermassen in Dunst oder Nebel gehüllt ist, keinen so gar verächtlichen Ersatz für den Anblick des Meeres, wenigstens kommt er einer Meerenge, wie die zwischen Dover und Calais, ziemlich nahe. Steht man in Bregenz auf dem Hafendamme, so erblickt man die ganze Länge des Sees bis zu den Thürmen von Constanz, und die Berge hinter dieser Stadt tauchen gerade so entfernt hervor, wie Dover Cliffs von dem

Digitized by Google

Strande zu Calais aus. Der Bodensee ist also eine Erscheinung für sich, ein Phänomen, das durch seine eigene Großartigkeit ergreifend ist. Auch hat er seine Stürme, die die Schiffe so arg zerstoßen und die Fahrt oft so gefährlich machen, wie die Stürme im Kanal. Da spritzen und schlagen die Wellen über das Schiff her, daß kein Bleibens mehr auf dem Verdecke ist. Mitten im Sommer werden bei starkem Föhne die Dampfschiffe wellenauf wellenab geworfen, daß in der Kajüte die Reisegesellschaft dem Süßwasserfest derselben Tribut der Magenerschütterung zu zahlen hat, wie auf einer Meerfahrt; da dröhnen und ächzen die Planken des alten Wilhelmbootes, als gingen sie aus den Fugen, und die leichte, flinke Oiga wird zum bloßen Spielball der zwanzig Fuß aufspringenden Wellen. Da der Wellengrat spitzscharf, nicht breitschwellend ist, wie auf dem Meere, so taumeln die Schiffe oft wie vom Himmel fallend in den Schooß der Wogen hinab. Bietet der Bodensee das Bild einer sturmgepeitschten Meeresküste, so schlummert er oft auch zur Mittagszeit in so wunderbarer Ruhe, daß ihm wiederum an glänzender Wölbung kein See gleichkommt. Berglichen damit sind andere Seen eher breite Stromspiegel, die das Beengende und Begrenzende des Landes nie verlieren, während der Bodensee bei seiner breiten Wölbung, an deren Rande sich die Ufer nur verschwimmend zeigen, die Seele des Beobachters, welche keinen festen Punkt an der Grenzlinie erhaschen kann, so gänzlich fesselt, daß er, wie das Meer, das Geheimnißvolle des Wassers und der Tiefe ahnen läßt — und das ist ja gerade der Hauptzauber, den der Anblick des Meeres ausübt. Zwischen dieser totalen Ruhe und dem Sturmgewühle spielt aber der See in allen Farbentönen, welche die verschiedenen Tageszeiten nur auf einer so breiten Fläche hervorbringen können. Dieß sind aber keine dem Uferlande entlehnten Farben, wie sie der Schlagschatten der Gebirge anderer Seen hinzubunt, es sind die Lichttöne selbst, die sich mit dem Dunstkreise des Wassers vermischen, und eben so großartig sind, wenn der Himmel unwolkt ist und das dem Wasser innwohnende Licht aus sich selbst hervorzuströmt, als wenn die verhoppelt scheinende Sonne hinter den schwarzen Thürmen von Constanz ihr letztes Gold über die ganze Seelänge hinstreicht.

Wer wollte aber dabei dem Bodensee den landschaftlichen Reiz des Ufergeländes und der Alpenpracht absprechen? Vermittelt er nicht auf eine ganz harmonische Weise die Alpenregion mit der montanen, und die montane mit der Niederung? Wenn man in Bregenz nur bis zur Bregenzerklause wandelt, oder nur den kleinen Vorsprung der Gebhardskapelle besteigt, steht man da nicht mitten in einer grandiosen Alpenwelt? Bauen sich nicht die Bergkolosse des Rheinthales, die Abfälle des Montavun und Rhätikon malerisch aus dem breiten Thalgrunde auf, schauen da nicht die herrlichsten Alpenmatten mit Sennhütten und Dörfern herüber aus den Abhängen des Kamors und Gädris zur Rheinmündung herunter, und wiegt sich da nicht der ganze See in der strotzenden Fruchtbarkeit des schwäbischen Hügellandes, mit seinen Rebengärten, Obstwäldern und Kornfeldern, bis hinauf zu den waldigen Hügelausläufern des Schwarzwaldes?

Ebenso, wenn man im Schloßgarten zu Friedrichshafen im Schatten der dichtesten Bannwipfel ruht, steht da nicht auch ein Gebirgspanorama vor dem entzückten Auge, das nur wenige Seen vom Ufer aus in solcher Ausdehnung gewähren? Wohl sind die Berge des Chablais großartiger, wenn man von Morges oder Nolle über den Genfer See schaut, wohl blickt der Montblanc durch dieselben auf den See herein, allein ist der unmittelbar vom Bodensee sich bis zu einer Höhe von 7700 Fuß aufwerfende hohe Säntis mit den pittoresken Zacken des Alpsteingebirges nicht auch ein fesselnder Gegenstand? Steigt man nun auf den Pfänder bei Bregenz oder auch nur auf die Anhöhen oberhalb Mersburg: tauchen dort nicht die höchsten rhätischen Gebirge, die Seesaplana, der Kalanda, die Glarner Berge und hier bei Mersburg selbst die Urner und Berner Alpen über dem Seespiegel auf?

Ferner welche Mannigfaltigkeit und Abwechslung bieten die Hügellandschaften der zwei Arme, mit denen der See in das Höhgäu hineinragt: wie wonnig und gemüthlich lebt es sich an den Gartengeländen des Ueberlinger oder an den Buchten des Unterlees, auf Inseln, deren Namen Meinrau und Reichenau schon den landschaftlichen Charakter verkünden!

Mon lac est le premier, rief Voltaire aus; — wir Deutsche wenigstens sind berechtigt, auszurufen: Unser Bodensee, unser schwäbisches Meer, wie die Alten ihn nannten, ist der erste unter allen Seen Deutschlands, denn als deutschen See dürfen und müssen wir ihn betrachten, wenn schon er geologisch zu dem Schweizer Alpensystem gehört. Seine Anwohner gehören zum weitaus größeren Theile Deutschland an, und einst gab es eine Zeit, in der auch seine schweizerischen Ufer Männer nicht nur deutscher Zunge, sondern auch deutschen Herzens bewohnten. An seinen Ufern entrollt sich eine Fülle von Bildern aus der deutschen Geschichte. Wer es unternehmen wollte, diese Bilder in Zusammenhang zu bringen, sie als fortlaufende Entwicklung von den Zeiten der Römer bis zum Fürstentage in Bregenz und dem Tode Wessenbergs zu erforschen und zu schildern, der würde die ganze deutsche Kulturund politische Geschichte hier hereinziehen können.

Gustav Schwab war der Erste, welcher eine zusammenhängende Ueberschrift der an den Ufern des Bodensees sich abspielenden deutschen Geschichte gab (in seinem höchst verdienstlichen Werke: der Bodensee nebst dem Rheinthale. Zweite Auflage, 1840). Obwohl er nur leicht skizziert, so bringt er doch alle hauptsächlichsten Ereignisse zusammen, und der Deutsche muß staunen, wenn er sich bewußt wird, wie stark das deutsche Leben an diesem Grenzpunkte des Reiches pulsirt hat. Welche Schätze für die romantische und epische Poesie liegen noch in diesem Becken versunken! Mit welchem Interesse lesen wir Scheffels Ekkehard, diesen ersten Versuch eines dichterischen Tauchens in diese Fluth! Zu solcher Verbindung von Wahrheit und Dichtung gäbe gerade der Bodensee den reichlichsten Stoff.

In diesen Ufern kämpften schon vor Christi Geburt die Römer mit den Tigurinern, Rhätiern und den Stämmen der Vindelicier. Hier lieferten Drusus und Tiberius blutige Schlachten, brachten aber auch Kultur durch Lichtung der Wälder, Anlegung von Straßen, Kastellen und Kolonien. Am Ende des dritten Jahrhunderts erscheinen die Alemannen am See, gegen welche Constantius Chlorus kämpft. Noch heutzutage trägt die Stadt am Ausfluß des Rheins in den Unterlee seinen Namen. Hier tobten auch die Stürme der Völkerwanderung im Zusammenstoß von Alemannen, Sueven, Vindelicieren und Franken, und an diesem See baute sich das Christenthum schon frühe seine Hütten. — Von den entferntesten Gegenden, selbst von Irland, wanderten Glaubensboten hieher und verpflanzten von ihren Zellen am See den christlichen Glauben in die Alpenthäler und in die Waldöhden Oberschwabens hinein. Hier lehrten Fridolin, Gallus, Willimar, Columban, und noch jetzt tragen Radolfzell, St. Gallen und Bregenz die Spuren ihres Wirkens. Bald erhoben sich neben den Klöstern auch ritterliche Burgen und Paläste, und wir treffen Karl den Großen mit seiner Gemahlin Hildegard in Constanz, und Reichenau, diese Pflanzstätte der Gelehrsamkeit, birgt das Grab Kaisers Karl des Dicken. Eine Menge von historischen Begebenheiten spielt am Bodensee unter den Kaisern des salischen und sächsischen Hauses. Doch am reichsten ist seine Geschichte unter den Hohenstaufen. In Constanz tagte Friedrich Barbarossa mit den versammelten Fürsten und schloß 1183 den denkwürdigen Frieden von Constanz. Im Schlosse Arbon sagte der letzte Hohenstaufe, der unglückliche Conradin, seinem deutschen Vaterlande Lebewohl. Hier blühte der Minnesang und die Ritterlichkeit. Hohe, edle Häuser hatten ihren Ursprung an diesem See — die berühmten Geschlechter der Zoln von Sax, die einst so mächtigen Grafen von Montfort, die Grafen von Werdenberg, von Hohenems und so viele andere. Dann blühten auch die Städte auf, Constanz, Lindau, St. Gallen, es beginnen die Fehden mit den Schweizern und es sinken viele adeliche Geschlechter.

Digitized by Google

Selbſt die Reformation findet in ihren erſten Anfängen an dieſem See einen gewaltigen Damm: das Concil von Conſtanz, eines der großartigſten, das je gehalten worden, mit den Scheiterhaufen eines Johannes Huß und Hieronymus von Prag! Auch der dreißigjährige Krieg wüthete an dieſem See. Die Belagerungen von Conſtanz, Ueberlingen, Bregenz und Lindau ſind traurige Epiſoden in dieſem Kriege. Der ritterliche Wiederhold vertheidigte ſein Hohenwiel, ſelbſt Kriegsflotten mußte der Seeſpiegel tragen, und es ſank die Pracht und Herrlichkeit der ſchönen kaiſerlichen Zeit. Erſt in unſerem Jahrhundert lebt das Bodenſeegeſtade wieder auf, ein großartiger Handel über dieſen See vereinigt die Schweiz mit Süddeutſchland, Dampfſchiffe und Eiſenbahnen, Fabriken und Landhäuſer bekunden die Rührigkeit, die jetzt hier waltet, und der Luſtreiſende wird gewiß auch bald den Bodenſee nicht blos als Schnellbeförderungsmittel für größere Reiſen benützen, ſondern ſich auch an ſeinen Ufern heimiſch machen.

Wenn auch kein Byron die Schönheiten des Bodenſees in ſo glänzenden Stanzen geprieſen hat, wie der Leman ſich rühmen darf, wenn auch Matthiſon, den es überhaupt mehr in die Fremde lockte, von ihm zu ſingen verſchmähte, ſo entbehrt unſer See doch nicht der poetiſchen Weihe. Guſtav Schwab hat mit inniger Liebe die Sagen und Balladen, die an den See ſich knüpfen, erfaßt, und einige ſeiner gelungenſten Gedichte, wie z. B. der Reiter und der Bodenſee, des Fiſchers Haus, die Schöpfung des Bodenſees, verdanken dieſem See ihre Berühmtheit. Auch eine nordiſche Sängerin, die von ihrer Nation noch nicht genug erkannte Annette von Droſte-Hülshof, hat ſich während ihres Aufenthaltes auf der Meersburg, bei ihrem Schwager, dem Herrn von Laßberg, für den Säntis und das See-

Bregenz.

geſtade begeiſtert und ihren hohen Empfindungen in einem Lieder-Cyklus: Fels, Wald und See, einen vollendeten dichteriſchen Ausdruck gegeben. Und hat nicht auch der edle v. Weſſenberg an dieſem See ſeine Inſpirationen zu ſo vielen herrlichen lyriſchen und landſchaftlichen Dichtungen geſchöpft? Wahrhaftig, wir dürfen den Leman-See wegen der ſtolzen Namen, die an ſeinem Ufer gelebt haben, nicht beneiden — er mag ſich brüſten mit ſeinem eigenen Sohne, dem Jean Jacques Rouſſeau, aber weder Voltaire noch Byron, weder Gibbon noch Matthiſon konnten ihn beſſer lieben, als unſere Dichter das ſchwäbiſche Meer geliebt haben und ſtets lieben werden.

Der Sperling.

Wie die Thiere überhaupt nicht eine große zuſammenhängende Stufenleiter, ſondern mehrere, nebeneinanderſtehende, höher oder tiefer beginnende Reihen von Organiſationen darſtellen, ſo bilden auch insbeſondere die Säugethiere und Vögel, nach ihren geiſtigen Eigenſchaften, ähnliche Parallelen. Obgleich nun die Vögel tiefer beginnen und das vollkommenſte Säugethier höher ſteht, als der vollkommenſte Vogel, ſo ſehen wir doch in den Singvögeln, welche freilich die höchſte Entwicklungsſtufe des Vogeltypus bilden, und in einer der begabteſten Familien der Säuge-

Digitized by Google

thiere eine pſychologiſche Parallele. Der zwar geſanglose, aber gleichwohl zu den Singvögeln gehörige Sperling iſt z. B. unter den Vögeln dasſelbe, was der Hund unter den Säugethieren, nämlich der treue Begleiter und Geführte des Menſchen.

Der Sperling, oder volksthümlicher der Spatz, iſt jedenfalls, ſchon weil er ſo viel von ſich reden macht, ein bedeutender, aber vielfach verkannter Vogel. Jeder, der weiß, wie der Spatz ausſieht, glaubt ihn zu kennen, und Viele ſchmähen ihn, ohne zu wiſſen, wie er lebt und wie er ſich „recht und ſchlecht“ durchs Leben ſchlägt, und weit mehr nützt, als er ſchadet. „Seine Schulden,“ ſagt Brehm, der bekannte Freund und Kenner der Vögel, „ſeine Schulden hat man ſorgfältig gebucht und mit Wucherzinſen Zins auf Zins berechnet, geſchätzt und überſchätzt; ſeiner Arbeiten im Weinberg hat Keiner gedacht.“

Die Sperlinge ſind die bekannteſte und verbreitetſte Gruppe der zu den Singvögeln gehörigen Finken. Sie ſind in Deutſchland durch drei Arten vertreten: den Haus-ſperling, Pyrgita domestica, den hier abgebildeten Feld- oder Baumſperling, P. montana, und den ſeltenen Graufinken oder Steinſperling, P. petronia. Den Erſtgenannten kennzeichnet der ſchwarze Kehlfleck des Männchens, den zweiten der kupferrothe Oberkopf und Nacken, den Graufinken die weiße Wange und der weißliche Streif über dem Auge.

Ueberall, wo Getreide gebaut wird, vom hohen Norden bis zur Südſpitze Afrika's, findet ſich auch, in mehr oder weniger abweichenden Barietäten, der Sperling. In einſamen, verwilderten Gegenden iſt kein Sperling zu ſehen, je fruchtbarer und üppiger aber die Fluren ſind, deſto größer iſt ihre Anzahl. Ueberall leben ſie nur mit

Feldſperling.

dem Menſchen zuſammen, auf dem einzelnen Bauernhofe, wie in den größten und belebteſten Städten. Während ſich aber der Hund rückhaltlos und vertrauensvoll an ſeinen Brodherrn ſchmiegt, iſt die Zuneigung und Freundſchaft des Sperlings zum Menſchen nur eine ſcheinbare. Der kluge Vogel, der ſeine hohe Begabung ohne Zweifel dem Umgange mit dem Menſchen verdankt, zeigt gegen ihn nie volles Vertrauen. Er iſt ſtets vor ihm auf der Hut und ſucht ſein Heil unter allen Umſtänden zu wahren. Nur der Lebensunterhalt feſſelt ihn an den Menſchen und er weiß wohl, daß dieſer ſein gefährlichſter Feind iſt. Das einfachſte Ding betrachtet er, überall Tücke und Hinterliſt fürchtend, mit ſcheelem Auge; miſstrauiſch dreht und wendet er das intelligente Köpfchen, bis er ſich überzeugt hat, daß keine Falle dahint.r ſtecke. Vergebens iſt es dann, ihn durch ungefährliche Dinge zu ſchrecken und Genießbares vor ſeiner Freßluſt ſchützen zu wollen. Flatternde Scheuchen an Schnüren und Stangen halten ihn nur eine Weile zurück, denn er merkt bald, daß es eben nur ein Popanz iſt. Eine wirkliche Falle wird ihm ſelten gefährlich, er bleibt ihr ferne und läßt Gefahr und Sicherheit erſt andere Vögel erproben. Wie leicht ſind manche Vögel mit Weizenähren zu fangen, deren Halme man mit Vogelleim beſtreicht; für den Sperling richtet du umſonſt dieſen einfachen Apparat zurecht. Der erfahrene Geſelle betrachtet ſich den verdächtigen Halm mit langem Halſe und macht ſich dann mit höhniſchem Gezwitſcher aus dem Staube.

Im Verhältniß zu ſeiner Größe iſt der Sperling das klügſte aller Thiere und nur der Staar übertrifft ihn unter den Vögeln an geiſtiger Begabung. Ein junger Spatz iſt freilich noch tölpelhaft, läppiſch und unvorſichtig: der zum Sprichwort gewordene Gelbſchnabel; ein alter Spatz aber iſt ein Weiſer. Er weiß es genau, wo und von wem er geduldet und wo er verfolgt wird. Iſt ein gefangener Sperling wieder entkommen, ſo iſt es ſchwer, an demſelben Orte ſobald wieder eines anderen habhaft zu werden und die ihm angethane Unbilde wird niemals vergeſſen, ſie erbt ſich als Tradition noch bei den Nachkommen fort. Genau iſt ihm auch die Zeit bekannt, in

Digitized by Google

der es da oder dort Etwas zu naschen gibt. Zu gleicher Zeit mit dem Fütterer stellen sich auch die Sperlinge auf dem Geflügelhofe oder an dem Teiche ein, und wo regelmäßig die Brosamen aus dem Tischtuche vor das Fenster geschüttelt werden, erscheinen eben so regelmäßig die Sperlinge, sie aufzulesen.

Der Sperling nährt sich vorzugsweise von Körnern, Knospen, jungen Pflanzen, Hülsenfrüchten, Beeren und Baumfrüchten. Getreide frißt er am liebsten, wenn es noch in der Milch steht. Hiedurch wird er allerdings schädlich, im Ganzen aber ist dieser Schaden selten beträchtlich, und nur bei vereinzelt stehenden Aeckern, Weinbergen, Kirschblumen empfindlich, wenn diese von einem ganzen Fluge dieser lästernen Gäste heimgesucht werden. Wie nützlich ist er hingegen den Feldern und Obstgärten durch die Menge der verschiedensten Insekten und deren Eier, die er verspeist und womit er ausschließlich, dreimal im Jahre, fünf bis sechs gefräßige Sprößlinge großzieht. Nach Bradleys Beobachtung brachte ein Sperlingspaar seinen Jungen in sechs Tagen 3300 Raupen. Die obrigkeitliche Bestimmung, von jedem Morgen Acker eine bestimmte Anzahl Sperlingsköpfe einzuliefern, ist fast überall aufgehoben worden. Ein alter Bürgermeister bezahlte noch vor Kurzem die ihm von der Dorfjugend überbrachten Sperlingsköpfe, die er nach dem Abzählen im Garten vergrub, bis er endlich merkte, daß muthwillige Burschc dieselben wieder ausgruben und sich wiederholt dafür bezahlen ließen. Man weiß, wie furchtbar sich der Sperlingskrieg rächte, der unter des großen Friedrich Regierung in Preußen geführt wurde und den Staat in zwei Jahren Tausende von Thalern kostete. Das Ungeziefer nahm so entsetzlich überhand, daß Friedrich genöthigt war, seinen Befehl zu widerrufen und Sperlinge von auswärts kommen zu lassen, denen man jetzt alle Schonung angedeihen ließ.

Der Sperling ist ein Standvogel. Niemals verläßt er seinen Geburtsort, von dem er sich in Nothfällen höchstens eine halbe Stunde weit entfernt. Im Frühling finden sich ganze Schwärme in noch unbelaubten Hecken und Bäumen zusammen, in denen sie sich sonnen und mit unverwüstlichem Ausdauer im vielstimmigen Chorus ihr „Schilp, Schelm und Tieb“ anstimmen,

So ein Lied, das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Frühzeitig sucht der Sperling, nach dem vielbewegten Leben des Tages, nach den Kämpfen um die Nahrung und die Liebe der Gattin, das Nachtquartier, das er unter Dächern, in Mauerlöchern, Schwalbennestern und hinter Fensterladen aufschlägt, während die flüggen Jungen in den Kronen dichtbelaubter Bäume, stets in der Nähe der Wohnungen, übernachten, wo sie allabendlich ein nicht minder rührendes Geschrei erheben. Was den Feldsperling betrifft, so ist er ein Bewohner der Obstgärten, Weidenpflanzungen und solcher Wälder, an welche Aecker und Wiesen grenzen. Nur im Winter und in der größten Noth besucht er mit den Goldammern und Buchfinken die Dörfer und Städte. Der hübsche, schlanke und gesellige Vogel ist noch rastloser und beweglicher, als der Haussperling, und auch wenn er sitzsitzt, wippt er wenigstens mit dem Schwanze. Wie sein Verwandter, mit dem er aber am wenigsten in gutem Einvernehmen steht, ist er etwas zänkischer Natur und er balgt sich mit seinen Genossen wegen der besten Nistplätze oder eines fliegenden Insekts, so häufig wie jener, in der Lust umher. Mit Sonnenaufgang kommt der Sperling, gewöhnlich in Gesellschaft des Weibchens, wieder zum Vorschein, denn bekanntlich ist er der zärtlichste Gatte. Tief gebückt und mit zitterndem Flügelschlage naht er sich dem Gegenstande seiner Liebe, ihr sein zartes „bir, bir“ in die Ohren flötend. Ein Sperlingsweibchen ist nicht spröde, und sein Gatte belohnt es hiefür durch ewige Treue und maßlose Zärtlichkeit. Die süße Ahnung naher Elternfreuden treibt nun beide Gatten zum Nestbau an. Verunglückt eines der beiden, so schreitet der überlebende Theil sofort zu einer neuen Ehe. Es gibt jedoch Ausnahmen. Eine Sperlingswittwe nahm, trotzdem, daß sie Eier bebrütete und später auch für die Jungen zu sorgen hatte, keinen neuen Gatten an, sondern blieb unbemannt und sütterte ihre Kinderschaar mit unsäglicher Mühe auf. Zur Wiege ihrer Brut ist ihnen jedes ungestörte Plätzchen willkommen, wie es die Gelegenheit des Orts bietet, und das Nest wird ohne Kunst und Form bereitet, stets aber ist es warm und weich. Beide wechseln ab im Bebrüten ihrer fünf bis sechs jartschaligen, bläulich oder grünlichweiß gefärbten und braun oder grau bepunkteten Eier. Nach 13 bis 14 Tagen beginnt die Insektenjagd für die stets offenen unersättlichen Gelbschnäbel, welche ohne weitere Sorge für Erziehung und Unterricht entlassen werden, um sich durch das Leben bilden zu lassen. Der Sperling ist deßhalb stets Autodidakt. An seinen Sitten und Beschiedenheit fehlt's ihm von Haus aus. Die Jungen schlagen sich nach dem Ausfliegen in Banden zusammen und verwenden all ihren Mutterwitz auf die Erwerbung der Nahrung, lernen nichts als Räuke und Schwänke, werden weder Baukünstler noch Virtuosen und sind und bleiben die eigentlichen Proletarier unter den Sängern.

Locomotive und Locomobile. — Diese beiden Begriffe werden oft miteinander vermengt oder nicht klar genug unterschieden.

Eine Locomotive ist eine ortsverändernde Maschine, bei welcher die angebrachte Dampfmaschine die Ortsveränderung bewirkt, indem sie die Triebräder des Wagens durch Triebstangen und Kurbeln in Umdrehung versetzt. Eine Locomobile dagegen ist blos eine auf einem Wagen befestigte Dampfmaschine. Die vorhandenen Räder erhalten ihre Bewegung nicht von der Dampfmaschine, sondern dienen nur zur Unterstützung und zum leichten Transport der Maschine von einem Ort zum andern,

Digitized by Google

ähnlich wie man bei Rollstühlen, Tischen, Piano's ꝛc. sieht, deren Füße mit Rollen versehen sind. — Die Locomobile wird vorzugsweise zum Betriebe von landwirthschaftlichen Maschinen verwendet.

Das Mikroskop, das längst schon vielfache Anwendung auch außer der Studirstube, in der Industrie und praktischen Chemie, zur Untersuchung der verschiedenartigsten Stoffe, namentlich pulverisirter Körper, Gespinnste und Gewebe ꝛc. gefunden hat, ist in jüngster Zeit auch für die gerichtliche Medizin von außerordentlicher Bedeutung geworden. So kam vor Kurzem in England der Fall vor, daß ein Mörder nur durch das Mikroskop seiner Unthat, und zwar auch erst nach geraumer Zeit, überführt werden konnte. Die Untersuchung vermittelst des Vergrößerungsglases wies nämlich nach, daß nicht nur die Blutspuren, die man noch an dem Messer des Thäters entdeckte — und die vorgeblich daher rühren sollten, daß mit demselben rohes Rindfleisch durchschnitten worden sei — nach der eigenthümlichen Form der entdeckten Blutkügelchen von einem Menschen herrührten, sondern dieselbe ergab auch, daß, nach den ebenfalls am Messer aufgefundenen Spuren, dasselbe einen baumwollenen Stoff durchdrungen hatte. Und zwar stimmten die durch das Mikroskop entdeckten Baumwollenfasern ganz genau mit denjenigen des durchstochenen Hemdes, welches der Ermordete getragen hatte, überein. Endlich wurde noch von dem untersuchenden Gelehrten nachgewiesen, daß an dem Messer die eigenthümlichen Zellen der Schleimhaut, die sogen. Epithelium-Zellen des Halses sich vorfanden, was nicht minder in Uebereinstimmung mit dem verübten Morde war, da der Getödtete einen Stich im Halse hatte.

Anilin. — In neuester Zeit hört man diesen merkwürdigen Körper gar häufig nennen, seitdem es der technischen Chemie gelungen ist, durch Verbindung und Behandlung desselben mit andern Stoffen die verschiedenartigsten und schönsten Farben von ganz ungewöhnlicher Intensität herzustellen. Das Anilin, eine kohlenstoffreiche und überdieß noch wasserstoff- und stickstoffhaltige Substanz, die auch im Indigo enthalten ist, wird hauptsächlich aus dem Steinkohlentheeröl gewonnen, und es tritt hier somit von neuem der Fall ein, daß ein bisher wenig geschätzter Körper, nämlich der als Nebenprodukt bei der Leuchtgasbereitung aus Steinkohlen gewonnene Steinkohlentheer, sehr schätzbare, in der Färberei bereits eine bedeutende Rolle spielende Bestandtheile enthält.

David Veits Besuch bei Goethe. (20. März 1793.) — Wir kamen um elf Uhr nach Weimar, kleideten uns mit Blitzesschnelligkeit um und fuhren während dem Umkleiden die herzoglich rudolstadt'sche Familie, zierliche Prinzen und einige Prinzessinnen, in demselben Gasthof ankommen.

Aus Furcht, er würde nun bei Hofe erscheinen müssen, nahmen wir uns keine Zeit, die Kleider abzubürsten, und verfügten uns, von einem Lohnlaquai begleitet, unter dem Jubelgeschrei der lauschenden Menge, zu Goethe. Sein Bedienter sagte uns, es wäre jetzt ein Graf bei ihm, der ihn schwerlich vor ein Uhr verlassen dürfte, und wir möchten nur gegen zwei wieder kommen; ich ließ mich nicht abschrecken, sondern sagte dem Bedienten, er möchte uns nur als Berliner melden, die einen Brief vom Hofrath Moritz mitbrächten. Hierauf wurden wir zwei Treppen hinaufgeführt. Unten in der Mauer vor der ersten Treppe stehen in einer Art von Nischen die Figuren des Apollo und Antinous in Lebensgröße mit ihren Attributen. Aus der Treppe kommt man in ein Vorzimmer, worin verschiedene Gemälde, vorzüglich Köpfe, hängen; aus diesem Zimmer ist ein kleines, niedliches, in welches wir zugleich mit Goethe, den wir aus dem andern Theil der Wohnung kommen und mehrere Zimmer durchgehen sahen, als wir noch in der Antichambre waren, hineintraten. Er hatte uns nicht zwei Minuten warten lassen. Das Erste, was mir an ihm auffiel, war seine Figur.

Er ist von weit mehr als gewöhnlicher Größe, und dieser Größe proportionirt dick, breitschultrig. Die Stirn ist außerordentlich schön, schöner, als ich sie je gesehen; die Augenbrauen im Gemälde (von Lips) vollkommen getroffen, aber die völlig braunen Augen mehr nach unten zugeschnitten, als dort. In seinen Augen ist viel Geist, aber nicht das verzehrende Feuer, wovon man so viel spricht. Unter den Augen hat er schon Falten und ziemlich beträchtliche Säcke; überhaupt sieht man ihm das Alter von vierundvierzig bis fünfundvierzig recht eigentlich an, und das Gemälde ist in der That zu jugendlich; es müßte denn wahr sein, was man in Weimar allgemein behauptet, daß er während seinem Aufenthalt in Italien merklich gealtert habe. Die Nase ist eine recht eigentliche Habichtnase, nur daß die Krümmung in der Mitte sich recht sanft verliert. Der Mund ist sehr schön, klein, und zu außerordentlichen Biegungen fähig; nur entstellen ihn, wenn er lächelt, seine gelben, äußerst krummen Zähne. Wenn er schweigt, sieht er recht ernsthaft, aber wahrhaftig nicht mürrisch, und kein Gedanke, keine Spur von Aufgeblasenheit. Auch dem Dümmsten müßte Aufgeblasenheit an einem Menschen mißfallen, der in Sprache und Manier so ganz simpel wie jeder Geschäftsmann ist. Das Gesicht ist voll, mit ziemlich herabhängenden Backen. Er hat eine männliche, sehr braune Gesichtsfarbe, die Farbe der Haare ist etwas heller. Er trägt das Vorderhaar rabenkahl abgeschoren, an den Seiten ausgekämmt und völlig anliegend, einen langen Zopf, weiß gepudert. Seine Binde ist eine von den unter gesetzten Männern ganz gewöhnlichen, hinten zugeschnallt, vorne glatt und dünn, und wegen des übergelegten Hemdkragens wenig zu sehen. Die Wäsche fein, mit wenig vorstehendem Jabot. Kleidung: ein blauer Ueberrock mit gelpennenen Knöpfen, doppeltem Kragen (der eine über die Schulter, der stehende nicht recht hoch), eine schmalgestreifte Weste von Manchester oder ähnlichem Zeuge und — vermuthlich Beinkleider; der Ueberrock bedeckte sie; halbdeterne ordinäre Stiefel. Alles zusammen genommen kann er ein Minister, ein Kriegsrath, ein Geheimrath, allenfalls ein Amtmann sein, nur kein Gelehrter und gewiß kein Virtuose. In Berlin würde ihn jeder einheimisch glauben.

Er hat uns ungemein höflich aufgenommen; als er auf uns zukam, sah er uns recht freundlich an (sein Blick ist gewöhnlich ernsthaft, aber ohne alle Arroganz, wie es scheint; wenn er sich nicht an einen wendet, so sieht er gesenkt zur Erde, mit den Händen auf dem Rücken, und spricht so fort), fragte nach dem Endzweck unserer Reise, ließ sich über die Kriegsoperationen mit uns ein, sprach aber von keiner Partei mit Dezision; jedoch immer überaus natürlich, als ob er nur die Sachen nicht die Worte suchte. Man hörts ihm noch manchmal an, daß er aus dem Reich ist, wie er uns auch selbst sagte.

Das Zimmer, in welchem wir standen (sitzen ließ er uns nicht), war mit grünen Tapeten ganz modern getäzet; Gemälde und Köpfe rings umher; zwei Mahagonytische, ein Spiegel, sechs Lehnstühle, weiß, mit grün- und weißgestreiften seidenen Polstern. Eine Viertelstunde (eher mehr als weniger) hielt er uns auf, machte dann eine bedeutend lächelnde Miene, und wir waren nicht dumm.

Er begleitete uns aus der Antichambre und war noch beim Abschiede sehr höflich. Die ganze Aufnahme war sehr höflich, ziemlich kalt und allgemein, aber viel wärmer, als ich sie erwartet hatte; sie war ganz so, wie ich sie erwartet hätte, wenn mir noch kein Mensch von Goethe erzählt hätte. — (Aus dem Briefwechsel zwischen Rahel und David Veit.)

Digitized by Google

Zahlen-Räthsel.

Mit einem Körbchen geht Luise
Von ihrem Garten froh nach Haus;
Im Sonnenschein lacht Feld und Wiese
Und duftet wie ein Blumenstrauß.

Dem Mädchen schleicht sich Karl zur Seite,
Schielt auf das Körbchen mit Begier:
„O schenke doch auch wieder heute
Von deinen schönen Nüssen mir.“

Luischen gibt in ihrer Güte
Dem Knaben, was er will und wählt.
Der wickelt dann in eine Düte
Die Nüsse alle ungezählt.

Doch Luise forscht nach einer Weile
In ihrem Körbchen und entdeckt,
Daß Karl genau zum vierten Theile
Der Nüsse Vorrath eingesteckt.

Sie denkt, was wird die Mutter sagen,
Wenn ich ja wenig Nüsse ihr
Heimbringe? Sie wird sich beklagen,
Am Ende zanken gar mit mir!

Nun weiß sie Karlchen zu bereden,
Daß er ihr einundzwanzig Stück
Zurückgibt; worauf dann die beiden
Fortwandeln nach dem Dorf zurück.

Indeß, von Lüsternheit getrieben,
Verzehrt mein Karlchen Stück für Stück
Die Nüsse, welche ihm geblieben —
Das war einmal ein kurzes Glück!

Doch hat er, während er gegessen,
Gezählt die Nüsse allzumal,
Und hat am End' auch nicht vergessen
Der aufgezehrten Nüsse Zahl.

Er bittet abermals Luisen
Gar flehentlich, die milde Hand
Auch dießmal ihm nicht zu verschließen,
Die Jedermann im Darf bekannt;

Nur so viel möchte sie ihm schenken,
Als er bereits gegessen hat.
Worauf nach einigem Bedenken
Sie ihm gewährt, was er bat.

Doch nicht den vierten Theil der Nüsse,
Die sie zuletzt im Korbe hegt,
Verliert sie jetzo, sondern wisse,
Daß es den siebten Theil beträgt.

Nun sollst du, lieber Leser, sagen
Wie viele Nüsse, wenn du's weißt,
In Luischens Korb am Anfang lagen,
Und wie viel Nüsse Karl verspeist.

Auflösung des Räthsels auf Seite 224:

Die Uhr.

Auflösung des Anagramms auf Seite 224:

Laban. Rabal.

Digitized by Google

Der Hypochonder.

Original-Luſtſpiel in einem Aufzuge

von

Georg Asmus.

Illuſtrirt von **Eugen Neureuther.**

(Den Bühnen gegenüber Manuſcript.)

Perſonen:

Ein Rentier.
Anna, ſeine Tochter.
Hans, ſein Diener.
Wilhelm, ein junger Arzt.

Die Scene iſt ein Zimmer in einem Gaſthauſe.

Erſter Auftritt.

Hans (allein), darauf **Wilhelm**.

Hans (eintretend; ſchleppt zwei Koffer hinter ſich her.)

A! das ſoll mir auch 'n Hotel ſein! Na — 'ne ſaubere Höhle! Und mit ſo 'nem Hausknecht! Läßt mir die Koffer da an der Treppe ſtehen und läuft fort — der Eſel! (Setzt ſich auf einen Koffer und wiſcht ſich die Stirne ab). Die Baderei'n kriegt man ſchnell ſatt; dabei ſoll Einer geſund werden! Schlepperei, Lauferei, Schererei, Hudelei — dann 'mal 'nen Puff hier — dann mal 'nen Puff da: — Hans — auf die Art gehſt du bald hinüber! (nimmt mit einer gewiſſen Heimlichkeit einen Schluck). Nicht 'mal ſeinen Schluck kann man mit Ruhe nehmen! „Kerl — riechſt wieder nach — — kannſt du dir denn das verſt — —?" Als ob ich ſöffe! Der Herr brauchten das freilich nicht! Sitzen den ganzen Tag da wie 'ne wüthige Spinne und glauben Sie hätten Beine von Glas, und Lungen von Papier. Wenn Einer nur kein Hallunke iſt und ſonſt keine Schlechtigkeiten an ſich hat — 's iſt gerade ſo egal wie er lebt, als wie Einer ſein Ei aufklopft: ſo oder ſo — am ſpitzen Ende, oder am breiten — auerdurch oder der Länge nach; aber ſo wie der Herr — Sie kauen nur die Schalen. — Wär' ich nur ſo geſund wie der Herr — und ſo reich — ich legte mich in's Bett und ſtände gar nicht mehr auf! (trinkt) hm — der Durſt iſt 'ne Sache für ſich; der kommt von ſelbſt und wer ihn hat — nu — der hat ihn — 's iſt auch ſo 'ne Art von Pläſir, ſoll denn der, der dient, gar kein Pläſir haben? — (trinkt). Ob man 'nen guten Kümmel kriegt auf der Reiſe? — Thu's auch nicht mehr! Weiß Gott — für wen ich diene! für meinen Herrn? hm — für mich? hm. — Ich kriege 's Geld — diene alſo für mich; hm — dann hätte mir ja mein Herr nichts zu befehlen! Ich diene doch für meinen Herrn — hm, oder ſo halb und halb — — wer kann das ſo ſpitz wiſſen, 's iſt auch eins; aber puffen laß ich mich nicht mehr —

und knusen laß ich mich auch nicht mehr — das sag' ich! Ich bin die einzige Person, die weiß, daß der Herr noch Kraft im Leibe haben —; das verträgt meine Natur nicht — und mein Kopf! Reputation muß der Mensch haben! Dafür sollen sich der Herr 'nen handfesten Kerl suchen, dem seine Ehre Löcher im Kittel hat — ich will lieber einem Herrn dienen, der ruhig krank ist und mich in Ruh läßt; für den ist meine Natur zu niedlich; das ist keiner mit dem man was aufstellen kann — so 'n Teufel! (steht auf.) O — ho — wenn ich nur die Stube ansehʼ — möchtʼ ich schon 'nen Sprung machen auf die Seite — das gibt 'nen schönen Tanz —! das ist das einzige Zimmer im ganzen Hotel? Da die paar Fetzen — nicht 'mal 'nen ordentlichen Teppich — ! Und keine doppelten Fenster — daß Gott erbarm! Oh 'n Mensch kommt der einen hilft? (schließt die Koffer auf). Da die Wärmflasche — die Flanellsachen; da die Bücher von den Krankheiten; so da — die Apotheke; (nimmt behutsam ein Kästchen aus dem Koffer) Gott steh' mir bei — das Siegel ist abgerissen im Koffer! Jetzt kann ich mein Testament machen. Der Herr bringen mich um! herje — herje — das gibt 'nen Mordspektakel —! gewiß und wahrhaftig — wenn ich keine Courage hätte — (trinkt).

Wilhelm (eintretend).

Schmeckt's Alterchen?

Hans (läßt die Flasche fallen und dreht sich erschrocken um).

He? Ach — die schöne — —! o Herr Doktor, wo kommen Sie denn her'?

Wilhelm.

Bürschchen — Bürschchen — hm — das riecht bedenklich!

Hans.

Herje — ja; ach — ich will's wegputzen, da ist was ausgelaufen (wischt mit seinem Taschentuch auf dem Boden); kennen Sie denn meinen Herrn — Herr Doktor?

Wilhelm.

Noch nicht — jedoch ich werd' ihn kennen lernen;
Ich werd' sein Arzt hier sein; will ihn kuriren.

Hans (steht ihn geringschätzig an).

Sie? Mein Herr lassen sich nicht kuriren. Alle Arzneien gehn ihnen auf die Galle. Mein Herr sind — der Kasirer hat mir's gesagt auf seine Ehre — (heimlich) ein Hypochonder — Sie wissen ja — seit seiner Krankheit vor'm Jahr — darnach können Sie sich richten — er mag sagen was er will. Von Herzen freilich sind sie ganz gesund — — und auch was die Kraft angeht; (droht ihm mit dem Finger) aber Fräulein Anna kennen Sie doch? o der Hans hat Augen wie 'n Füchschen!

Wilhelm.

Dein Herr ist wohl am Berge abgestiegen
Und kommt zu Fuße nun herauf?

Hans.

Zu Fuß? was glauben Sie denn von meinem Herrn? Unten sitzen sie mit Fräulein Anna auf 'ner Bank zwischen drei Kissen, um den Kopf wollene Decken, und haben ein kirschbraunes Gesicht vor lauter Wuth; sie schimpfen auf die Regierung, weil der Weg frisch beschüttet ist, und wollen ausruhen; vorher soll ich auch das Zimmer für sie in Ordnung bringen; (am Fenster) eben fährt der Henrich hinunter, sie zu holen. — Aber die Stube hier ist nicht standesmäßig — der Herr werden curios — —

Wilhelm.

Sag' mal — wie treibt es doch dein Herr zu Hause?

Hans.

Grausam, Herr Doktor, ganz grausam! Ich und Fräulein Anna — wir halten's nicht mehr aus zusammen. Ich darf gar nicht mehr mit ihnen reden — sie können meine Stimme nicht leiden — sie sagen, die kratze ihnen in den Ohren; ich mache alles — so — (macht Zeichen) mit ihnen ab; 'o ist 'n Glück, daß ich nie in 'n Wirthshaus gehe — denn jedesmal riechen es der Herr. Jetzt ist's fast 'n Jahr, daß Fräulein Anna nicht aus dem Hause gekommen sind, und kaum vier Tage, daß sie mich mit dem Petzstiefel — hier — hier an den Kopf getroffen haben. Wären der Herr früher nicht so gut gewesen mit mir — und wären Fräulein Anna nicht — 'n wahrhaftiges Engelchen sind das Fräulein — — Herr Doktor, ich thät's schon lange nicht mehr! aber Niemand hat sie verrückt gemacht — als, mit Respekt zu sagen, die Doktor! Drum will er jetzt auch gar keinen mehr sehen und hat selbst seine Bücher und seine Arzneien. O — Herr — Herr — davon haben Sie gar keine Idee, was das ist — es ist mit ihnen nichts anzustellen! (steigt nieder und riecht am Boden). Riechen Sie noch was — Herr? ich rieche nichts mehr; o was das angeht — sind der Herr so'n delikater Satan — wie's keinen mehr gibt!

Wilhelm (hat mittlerweile in den Büchern geblättert).

Dein Herr liest oft in diesen Büchern — Hans?

Hans.

Rühren Sie sie nicht an — ich bitte Sie; geben Sie acht, daß kein Zeichen herausfällt! der Herr haben einen Schrank voll — aber das sind die besten; da steht darin, wie der Mensch krank ist — und warum: Es ist ein Gottesglück, daß der Herr die Bücher haben; wenn sie recht gut gelaunt sind, lesen sie darin; sehen Sie hier die Ecke? ist ging mir's am Ohr vorbei und schlug der heiligen Genovefa ihrer Hirschkuh die Hinterläufe ab auf der Kommode.

Wilhelm.

So Hans — nun machʼ und packʼ die Koffer aus;
Dein Herr muß wohl bald kommen, denke ich.
(Hans kramt in den Koffern; Wilhelm zündet ein Buch an und wirft es in den Ofen.)

Hans.

(sich umdrehend, starr): Herr Doktor — Herr Doktor — was machen Sie! (Wilhelm wirft die anderen Bücher in den Ofen und stellt sich davor). Die Bücher — um aller Heiligen willen — sie verbrennen! (Wilhelm wegschiebend, der ihn abwehrt) Ach herje — herje herje! der Herr — — o die Bücher, die Bücher! der Herr schießen mich todt — ich komme in's Zuchthaus — Sie bringen mich um den Dienst — die Bücher — die Bücher!

Wilhelm.

Bekümmre dich um deine Sachen — Hans!
Du kennst mich ja, und deinem Herrn sag' nur,
Daß ich, sein Arzt, sie ihm in's Feuer warf.

Hans.

Ja — aber — ich darf doch nicht — —

Wilhelm.

Still doch! Ich sage dir ja — ich verantwortʼs!
Hinweg vom Ofen!

Hans.

(läuft im Zimmer umher). Ach herje! — auf Ihre Verantwortung? was wird mir die helfen? Ich sehe schon Ihre Verantwortung mit meinem Buckel herumlaufen.

Wilhelm (hat den Medizinkasten geöffnet).

Ist er jetzt an der Homöopathie?
Wahrhaftig eine ganze Apotheke (nimmt ein Gläschen heraus).

Hans.

Was machen Sie? — um Gotteswillen — was machen Sie? rühren Sie die Gläschen nicht — —

Wilhelm.

Geht dich nichts an! (für sich) gelänge es mir nur
Dem Burschi sie beizubringen — 's wär' vortrefflich!
(nimmt ein Wasserglas und gießt den Inhalt sämmtlicher Flaschen hinein).

Digitized by Google

Hans.

Gott sieh' mir bei! Herr Doktor — haben Sie Barmherzigkeit mit mir — der Herr werden rasend — das darf Niemand angreifen! Ah — da — da — alle Fläschchen! Ich bin ein Kind des Todes, ich laufe fort! Ach, der Herr — der Herr! — der Herr! — Herr Doktor — was haben Sie gethan? (Wilhelm will sich dem Fenster nähern, Hans kommert sich an ihn.) Wo wollen Sie hin — was wollen Sie thun?

Wilhelm.

Das Zeug schütt' ich zum Fenster da hinaus,
Es taugt nicht für die Landluft —

Hans.

Zum Fenster? das Zeug? die kostbaren Tropfen? der Herr, der all' seinem Reichthum, nehmen immer nur so wenig — so wenig —! und das erhält sie am Leben, sagen sie; o was müssen die 'n Heidengeld gekostet haben! o lieber, guter, bester Herr Doktor — schütten Sie sie wieder in die Gläschen!

Wilhelm

(nähert sich zögernd dem Fenster).

Schäm' dich — du Narr — ich weiß wohl was ich thu'!

Hans.

Ach — aber nur nicht zum Fenster hinaus — nur nicht zum Fenster hinaus —! wenn sie denn einmal fort müssen — — läßt sich denn sonst nichts damit anfangen?

Wilhelm.

(für sich) Hm — kommst du Kerlchen? (laut) willst du's trinken, Hans?

Hans

(riecht daran) So? glauben Sie das könnte mir helfen? hm — aber wenn der Herr — —

Wilhelm.

Bist du denn krank?

Hans.

Ach ja! Ich glaube, es hält nicht mehr lange vor mit mir. Sehen Sie — immer so 'n Gähnen — und dann so 'n Schwindel in den Beinen — und dann keinen Schlaf — und dann so 'n auffallender Schlaf — — (riecht) wie schmeckt's denn?

Wilhelm.

Na — ungefähr wie Spiritus.

Hans.

So? Aber scharf — he? sehr scharf? kratzt's? Aber — — (riecht) Herr — der Geruch ist da!

Wilhelm.

So trinke nur.

Hans.

Soll ich? (riecht und trinkt das Glas rasch aus). Brrr — herje — Gott weiß für wie viel Kronenthaler Tropfen jetzt in dem Bauch da sind! Aber der Herr, der Herr! Herr Doktor, ich verlasse mich ganz auf Sie. (am Fenster) Je — je — da — da kommen sie den Berg herauf — richtig! Henrich — gib dem Bleß eine — so!

Wilhelm.

Mir klopft das Herz — o endlich — endlich — —

Hans.

Hü — hü — hott! Zieh Fritz — der Bleß thut's nicht vergaun — das weißt du ja!

Wilhelm.

Da weht ihr Schleier — —

Hans.

Recht so — steig' ab, alter Henrich — schone deine Katzen! Aber — Herr Doktor — Sie sagten doch nicht — —

Wilhelm.

O — wie wird es ablaufen — —?

Hans.

Trab laufen — den Berg? da laufen Sie noch nicht Trab herauf und ich auch nicht — mit dem schweren Kasten!

Wilhelm.

Fort jetzt — gleich fahren sie ja in den Hof.

Hans.

Herje — da ist noch nicht ausgepackt — was wird das werden!

Wilhelm.

Mach' daß du fortkommst, helfe deinem Herrn!

Hans.

Ja — aber — — was thu' ich nur? (läuft zwischen der Thür und dem Koffer hin und her) Pack' ich aus und komme nicht hinunter, so krieg' ich am Wagen mein Theil, und lauf' ich — nun so kommen mir der Herr hier an den Kragen. Ach — Sie sind an Allem — —

Wilhelm.

Lauf' nur — ich bleibe hier und will schon sorgen,
Daß dir, — jetzt lauf! nichts angerechnet werde.

Hans.

Ach ja, lieber goldiger Herr Doktor, bleiben Sie hier — der Herr fressen mich sonst auf. (ab.)

Wilhelm (allein).

Fast wird mir bang —; es ist ein tollkühn Wagen!
Was wird d'raus werden? — auf dem Spiel steht Alles!
Was Anna sagen wird? Zurück kann ich nicht mehr —
O — sie wird einsehn, daß ich recht gehabt.
Hier kann nur ein gewaltig Mittel helfen!
's ist allen seinen Aerzten wohl gelungen
Ihm zu beweisen, daß er eingebildet krank,
Zurückzugeben ihm verlor'nen Muth
Und das Bewußtsein frischer Lebenskraft.
O Anna — arme, arme Anna, ach,
Was littest du in dieser langen Zeit!
Ja, mit Gewalt will ich dazwischen fahren —
Aufschrecken will ich ihn — was daraus werde —
Aus seinem Jammer von Flanell und Pulvern
Und Fläschchen, Tropfen, Pillen, Sympathie;
Gelingt mir's, auf die Beine ihn zu bringen —
Sei's immerhin im Sturm der ärgsten Wuth —
So hab' ich ihn gerettet, hoffe dann,
Du armes Mädchen — schon ein volles Jahr
Hält er dich eingekerkert, anält dich todt;
Kann kommt' ich dich am Fenster manchmal sehn:
Nein, nein — so kann's, so darf's nicht weiter gehn.
Ich reiz ihn auf's Blut, ich mach' ihn toll —
Mag, wer ich sei, er immerhin erbosen —
Mehr nur wird es entflammen seinen Groll,
Ich führ' es durch — kein Mittel will ich sparen.
O Anna, was ich thu', du wirst es mir verzeihn. —
Komm Frühlingshauch, komm, fließe nur herein!
(öffnet einige Scheiben ein.)
Es sind nur Mückenstiche — aber Luft
Sie däuchi ihm Gift — und Pesthauch Blüthenduft.
Der arme Hans, er kriegt was aufzubaden
Nun, er ist halb im Sturm, 's wird ihm nichts schaden.
Ja — dreier Glück, es hängt an dieser Stunde —
Greif' ich nicht ein, gehn alle wir zu Grunde!
(ab.)

Zweiter Auftritt.

(Der Rentier, geführt von Anna und Hans, der einige Kissen und Decken trägt, tritt ein und bleibt entsetzt auf der Schwelle stehen; Hans sieht mit Schrecken, daß Wilhelm nicht mehr da ist.)

Rentier.

(schon vor der Thüre) Nein — das ist niederträchtig!

Anna.

O theurer Vater — o beruhige dich,
Es ist ein bischen hoch — jedoch man schafft
Gewiß dir bald 'ne bess're Wohnung.

Digitized by Google

Rentier.

Was — wohnen — ich? in diesem Hundestall,
In dieser schmutz'gen Herberg, diesem Loch!
(zu Anna) Ha — du schriebst nicht so, wie ich dir gesagt!

Anna.

Vater — —!

Rentier.

Schweig (ihr nachspottend) Vater! sieh doch Vater — o ich
seh's —
Du schleppst mich hier in diese Räuberhöhle,
In diesen Thurm — pfui doch — wie riechts denn hier — ?
Wie morgens früh in einer Branntweinschenke!
Kerl — du bist im Complott — wie konntest du —
(riecht) Das ist verdammt Papier! hier meinen Koffer öffnen?
Wie — noch nicht ausgepackt? Was that'st du denn?
O — o — ich bin verrathen und verkauft,
Ihr alle stredt mir nach dem Leben!

Anna.

O Vater — Gott! was sind das für Gedanken, —
Gewiß, ich schrieb genau wie du gewollt,
Jedoch ein Irrthum scheint — o bester Vater
Beruhige dich! Komm, setze dich hierher (führt ihn voran.)
Geschwind die Kissen, Hans! — so — so — das mehr
hierhin —
Sieh, Väterchen — da sitzt du warm und gut.
(drückt ihn in den Stuhl.)

Rentier.

Schwag' nicht so viel und sorg' für mich, 's ist klüger.
Was glotz'st du, Kerl, mit deinen Wasseraugen
Mich an? ich kann's nicht leiden — fort hinaus!

Anna.

Lani, guter Hans — frag', ob's nicht möglich wäre —
Um jeden Preis soll man ein Zimmer schaffen.
(Hans ab.)

Rentier.

Wie — knarrst du mit den Schuh'n? verhaßter Ton!
Hast keine Filzschuh' — dann geh' auf den Strümpfen!
(hört einen Vogel) Piep — piep — schreit die Canaille!
piep — piep — piep
Noch Einer — 's macht mich rasend! Meine Ohren!
Wie — was — zerbrochne Fensterscheiben?
Drum zieht's auch so verdammt wie auf der Straße;
'ne Höhle, sag' ich, eine Mörderhöhle — !
Oh — 's ist mein Ende — oh —!

Anna.

Ach Herzensvater — habe doch Geduld,
Es ist ja nur für wenige Minuten
Sieh — wenn du so dich ärgerst, schadest du
Gewißlich dir; o schone dich, mein Vater!

Rentier.

Wie — siehst du nicht, daß ich verschmachte fast,
Daß mir am Gaumen dürr die Zunge klebt?
Muß ich denn alles zehnmal sagen — schrein?
Gib Wasser! schnell — nun — wird's bald? — eile dich!

Anna.

Mein Vater — hier.

Rentier.

Das läuft ja über — ich beschütte mich —
Du thatst's mit Fleiß — du willst mich ärgern!
Da, gieß es aus — eil' dich! oh ich verbrenne!
Wie machst du lang!

Anna.

Sieh hier mein Vater — hier.

Rentier.

Schütt's weg — ich mag es jetzt nicht mehr;
Der Aerger hat mir schon den Durst vertrieben.

Anna.

(für sich) So geht's in einem fort — ich halt' es nicht mehr
aus.

Rentier.

Wo bleibt der Kerl? schwatzt in der Kutscherstube!
Was ist das? — he! was schnurrt da durch die Scheiben?
Da — hier — da — da — ein ekelhaftes Thier!

Anna.

Ein Maienkäfer — nur ein Maienkäfer.

Rentier.

Mach's todt, das widrig, krabblig, freche Ding;
Die niederträcht'ge Bestie — mach' sie todt!
Was — greifst du's an — das eke Scheusal — he?
Berühre mich nicht mehr mit deinen Händen!

Anna.

Du armes Thierchen — da (wirft den Käfer zum Fenster hinaus).

Rentier.

(nachspottend) Du armes Thierchen — allerärmstes Thierchen
Da hast du Mitleid — ja — mit deinem Vater nicht!
Der kann hier ächzen — stöhnen — sterben —
Das rührt dich nicht — entartet, hoshaft Ding!
Dein Vater gilt dir wen'ger als ein Käfer!
Siehst du die Sonnenstrahlen nicht? Gardine vor!
Und vor die Scheiben da stell' meine Bücher.
Wo bleibt der Schuft — ? hier halt' ich's nicht mehr aus —
Durch alle Baumwoll' schmettern mir die Vögel;
Der Wind — die Sonne, Pestgeruch, Gethier —
Ei du infame Fliege du — schon zehnmal
Fliegst sie mir immer auf dieselbe Stelle —
Genug ist's 'n Gefunden toll zu machen!
(Hans zu den Beiden.)

Rentier.

Nun, hast du deine Dummheit gut gemacht?
(Hans sucht durch Geberden zu expliciren, daß er nichts ausgerichtet).
Verstehe nicht, was du da fingerst — rede!
Doch kurz und bündig — brüll' nicht wie ein Stier.

Hans (mit gedämpfter Stimme und lebhafter Gestikulation.)
Der Herr werden verzeihen — aber da unten scheint's ihnen — hier (nach der Sterne deutend) nicht recht richtig zu sein; ich meine die sind alle verdreht — oder habe ich was an mir. Der Hausknecht lief vor mir fort und machte — hu! und die Kellner auch — die lachten mir gewissermaßen in's Gesicht — ich mochte schimpfen so viel ich wollte. Der Portier sagte, der Wirth wär' im Keller und zöge Wein ab, und als ich hinunter kam — waren nur die Küfer —

Rentier.

Da steckt es! Mensch — ich jage dich zum Teufel!
Ich sitze unterm Dach und ärg're mich zu todt —
Verlassen bin ich — ! schmisselst mir der Kerl
Im Keller da herum! Herr Gott — der Durst
Nach Wein und Fusel, moderigem Holz!
Ich jag' dich auf die Straße — magst verhungern,
Du fauler Schwamm, du elter Trunkenbold!

Hans.

(sehr atterirt) Nein — das ist nicht nach meinem Verdienst
das — das war ein schweres Wort. Der Herr haben's schon einmal gesagt — zum Kutscher, dem Heinrich — 's war vor zwanzig Jahren auf dem Fräulein ihrer Kindtaufe — (der Rentier schaut vor Wuth) 'n Laster wäre, sagten der Herr — und all' die Zeit her hab' ich mich bemüht, ihm das Laster abzugewöhnen; soll ich's da bei meinem treuen Dienst nicht weiter gebracht haben — als wie zum Trunkenbold? das sind Anspielungen!

Anna.

Sei still doch — sage, wo sind Vaters Bücher?

Rentier.

Ja — wo sind meine Bücher?

Hans (starr).

Die Bücher!

Rentier.

Nun wo sind sie?
(Hans denket mit plötzlicher Entschlossenheit auf den Ofen.)

Digitized by Google

Im Ofen — bist du toll?
(Hans öffnet den Ofen, nimmt eine Hand voll Papierasche heraus und zeigt sie seinem Herrn.)
Was soll das heißen? Gnade Gott — —

Anna.

O rede Hans — was hat das zu bedeuten?
Die Bücher sind doch nicht verbrannt? so rede!

Hans.

Mit Stumpf und Stiel.

Rentier (schnappt nach Luft, will aufspringen, sinkt aber in den Stuhl zurück.)

Ha — meine Bücher! — Schurke, wer hat das gethan?

Hans (für sich).

Ich hab's ja gleich gesagt! (laut) der Herr Doktor —

Rentier.

Was Doktor — he — wie so? ich habe keinen.

Anna.

Wie das? — (für sich) um Gotteswillen — doch nicht er?

Rentier.

So sprich — was für ein Doktor? der steckt wohl
In deinem Dunsthirn; ist die Welt heut toll?

Hans.

Nu, der Dings — wie heißt er doch — der — der —
wo in der — der — Straße da — (heimlich zu Anna) das

Fräulein kennen ihn, ich sagt's ihm gleich — aber er meinte es wäre recht so —

Anna (für sich).

O Himmel — ich vergeh' vor Angst!
(Der Rentier greift in grimmer Wuth nach seinem Pelzstiefel; Hans eilig nach der Thüre.)

Hans.

Er wollte hier bleiben — daran hängt's; ich will ihn suchen — er kann's am besten selbst erzählen, was es mit der Sache für 'ne Eigenschaft hat (ab.)

Rentier.

Das ist mein letzter Tag! in einer Stunde,
'ner halben — Viertelstunde — zehn Minuten
Bist du mich los· o darauf ging's hinaus!
Luft — Luft — da schwimmt mir's vor den Augen,
Da treibt's das Blut mir nach den Schläfen — oh
Aus allen Poren strömt's — ich bin gebadet.
Ich bin geliefert — und durch wen? durch dich!
Was zuckst du mit den falschen Taubenaugen? —
Du Heuchlerin — du flennend Krokodil!
Oh — oh — ich seh's — blind lief ich in die Grube,
Die listig du gegraben und bedeckt
Mit falschem Grün gelog'ner Kindesliebe.
Der Doktor — was? das ist dein Spiel, ich ahn's —
Derselbe ist's, von dem an Haniens Mantel
Vor einem Jahre ich das Briefchen fand.
D'rum schwatzest du und schmeichelst und logst
In dieses Netz mich —! denkst, mit dem Galan
Mich umzubringen wie ein hilflos Kind! (steht auf.)
Jedoch du irrst dich! o mein Geld ist's — ja —
Und dann die Freiheit — o du hassest mich!
Nach meinem Tod, den du so heiß ersehnst,
Hast du die Freiheit — aber auch nichts mehr —
Als Bettlerin ihm in den Arm zu laufen! (fällt in den Stuhl.)
(murmelnd) Mein ganz Vermögen trag' ich hier — und hier —
In wenig Scheinen nur; den letzten Athemzug,

Digitized by Google

Ihn wird die Wuth, sie wird ihn also dehnen,
Daß Zeit mir bleibt, die Blätter zu vernichten.
Nichts sollst du haben, falsche Katze, nichts —
Und trat der Tod jetzt über diese Schwelle!
(Hans tritt ein und bleibt erschrocken stehen, Anna sinkt weinend auf einen Stuhl, der Rentier starrt Hans an.)

Hans.

He?

Rentier.

Nun, rede laut!

Hans.

Daß Gott erbarm! der Herr Doktor ist spazieren gegangen — da drüben den Berg hinauf nach dem Pavillon — sagt der Portier — und — —

Rentier.

Still — still, ich werd' ihn selber finden (will aufstehen, sinkt jedoch zurück.)
O schändlich — bin ich da gefesselt — oh —
Das elend'ste Geschöpf auf dieser Welt.
Hans, guter Hans — komm her — komm, fürcht' dich nicht,
Du bist mißbraucht — ich glaube, du bist treu
Komm her, komm — ohne dich wär' ich verloren.

Hans.

Herr — wenn die ganze Welt jetzt in kleine Bröckelchen ging' und der Mond schlüg' hier durch — zwischen dem Herrn und mir — ich würde kein Maul aufthun und sagen: Herr, was befehlen der Herr? — der Hans ist auf seinem Posten.

Rentier.

Ich weiß es, Häuschen, du hast deine Fehler,
Doch du bist treu — komm her, verlaß mich nicht.
Reich' mir ein Tuch; so — trockne mir die Stirn
So — das thut wohl! Was reibst du Tölpel,
Als wolltest du 'nen schmutz'gen Pudel waschen!
Nein — Niemand schont mich — alles hackt und kratzt!

Anna (nähert sich schüchtern).

O Vater — laß mich doch —

Rentier.

Mir aus den Augen — komm mir nicht zu nah!
Hans — o die Schwäche! da — jedoch behutsam!
Reich' mir die Apotheke — doch paß' auf!

Hans (starr).

Die Apotheke?

Rentier.

Nun — gib sie her! ein Tropfen Belladonna,
Zehntausendstelverdünnung, das wird stärken!

Hans.

Fänd' ich nur ein Mäuseloch, wo ich hinein kriechen könnte! Einer von uns beiden überlebt's nicht. (ermannt sich und reicht den Kasten entschlossen hin.)

Rentier.

Wa — was? das Siegel ab?

Hans.

Das hat sich im Koffer mit des Herrn Erlaubniß abgestoßen.

Rentier.

Ha, faule Fische, Lügen, Schurkereien,
Complott, Verrath! (öffnet den Kasten, findet die Fläschchen leer, wirft den Kasten auf den Boden, springt auf und faßt Hans an der Kehle.)
Canaille — was ist das?

Hans.

Oh — oh — —

Anna (wirft sich dazwischen.)

O Gott im Himmel — Vater, mäßige dich!

Rentier.

Wo sind die Tropfen? — soll ich deine Kehle — —

Anna.

Laß ihn doch los, er kann ja so nicht reden!

Rentier (Hans loslassend).

Wo sind die Tropfen? — sprich!

Hans (ist mehrere Schritte zurückgewichen, mit Entschlossenheit auf seinen Bauch weisend.)

Hier!

Rentier.

Wie — du hast sie getrunken?

Hans.

Der Doktor gab sie mir; er schüttete alle in ein Glas und sagte, die taugten hier nicht für den Herrn; erst wollte er sie zum Fenster hinaus schütten und dann ließ er sie mich trinken, weil mein Zustand doch auch — —

Rentier.

Der Doktor? Gnade Gott ihm! was — derselbe,
Der meine Bücher mir in's Feuer warf?

Hans.

Ja wohl.

Rentier.

Sein Name?

Hans.

Nu — es ist der Doktor Dings — der Sohn da vom alten Baurath Dings —
(Anna sinkt in einen Stuhl, nach Fassung ringend.)

Rentier.

Oho — errieth ich recht? der also ist's!
Wart, Töchterchen, jetzt sollst du was erleben!
(fängt an Pelzwerk, Tücher ꝛc. auszuziehen und in's Zimmer zu werfen.)
Fort mit dir Zeug, ich brauche dich nicht mehr!
Die Wuth, der Durst nach Rache gibt mir Kraft —
O — ich zerreiß' ihn, wo ich ihn mag finden!
Wie sieht er aus, der Schuft, der Räuber, Mörder?
Dort nach dem Pavillon ging er, sagst du?

Hans.

Ja wohl, der Portier sagte — —

Rentier.

Wie sieht er aus?

Hans.

'n kleines braunes Bärtchen hat er und 'ne Brille und — so schwärzliche — so röthliche — so weißliche Haare — —

Rentier.

Schon gut — ich werde ihn schon finden.
Hält meine Kraft nur aus, bis ich ihn treffe —
Ich schlag' ihn todt wie einen — —

Hans.

Herr!

Rentier.

Und du — du trankst die Arzeneien —
Dieß Chaos — diese Welt von Kräften — wie?
Genug war's — eine Nation zu heilen!
Doch so — gemischt — im wilden Kampf — ja 's ist klar —
Mensch — du trinkst nichts mehr — denn du bist vergiftet! —
(stürmt ab.)

Dritter Auftritt.

Anna und **Hans**, darauf **Wilhelm**.

Anna.

Vater! Hans! um Gotteswillen, Vater!

Hans (erschüttert).

So? das fehlt auch noch!

Anna.

Lauf, Hans, lauf zu 'nem Arzt! da stürmt er hin —
Wenn er ihn findet — er ist rasend — o —
So lauf doch, Hans! hat er's dich trinken heißen?
Ich kann's nicht denken — o, wenn er ihn findet

Digitized by Google

Er iſt verloren und der Vater hält
Den Sturm nicht aus — ich überieb' es nicht!

Hans.

Wenn's ſo geht, wird von uns Vieren nicht viel übrig
bleiben; mir krabbelt's ſchon an den Beinen herauf und
ſchüttelt mir die Knie, und in der Kehle — trocken —
trocken — trocken — —

Anna.

Wilhelm — Wilhelm — ihr' werd' ich an Allem,
Mir ſchwindelt, o! Verzweiflung faßt mich an.
(ſinkt auf einen Stuhl.)

Hans.

Ach herje — mich hat's! was hab' ich ihm nur gethan,
daß er mich umbringt? Hier — hier kommt's herauf —
die Beine hatten nicht mehr (ſinkt in den Lehnſtuhl) Oh —
ſterben — ſterben zu müſſen! Jeder muß einmal ſterben
— aber daß man nachher todt ſein ſoll — mausetodt —
o das iſt grauſam — o!

Wilhelm (eintretend).

Anna, Theure, ach — ſeh' ich dich endlich wieder?

Anna (fährt zurück).

Flieh, Wilhelm — fort! o welche Rolle — —

Hans (iſt aufgeſprungen).

Das iſt er — ſehen Sie hierher — ſehen Sie mich an —
ich bin zwar nur ein armer Teufel — aber was habe ich
Ihnen gethan — Herr Doktor, warum haben Sie mich
umgebracht?

Wilhelm.

Beruhige dich, mein Mädchen, faſſe Muth,
Gleich will ich alles dir erklären; Hans
Biſt du verrückt? was jammerſt du und zitterſt
Und ſchnappſt nach Luft und klapperſt mit den Zähnen?

Anna.

Vergiftet ſei er, ſagte ihm der Vater;
Der Hans behauptet — aus dem Käſtchen da — —

Hans.

Ja wohl (faut auf die Knie) Herr Doktor, ach lieber Herr
Doktor — können Sie mir denn nicht wieder helfen?

Wilhelm.

Steh' auf, du alter Narr; wie kannſt du glauben —
Noch keine Fliege würde davon krank —
Daß ich dich Schädliches hätt' trinken heißen?

Hans.

Ach du lieber Gott — nichts Schädliches, ſagt er — und
ich muß doch in's Grab beißen d'ran —!

Wilhelm.

Jetzt iſts genug! ſteh' auf; ich ſage dir —
Ich muß das wiſſen, daß es dir nichts ſchadet.
(gibt ihm Geld.)
Da — nimm nur — da und trinke auf mein Wohl
Und laß mich jetzt in Ruh' mit deinem Jammer.
(Hans betrachtet das Geld unentſchloſſen, nimmt es und geht nach dem Lehnſtuhl, in den er niederſinkt.)

Hans.

Ob ich ſo lang lebendig bleibe, daß ich es ver — ver —
brauchen kann?

Anna.

O jetzt erkläre mir — ach, ich verzweifle!
Doch ſchnell — der Vater darf dich hier nicht finden.

Wilhelm (raſch).

Du ſchriebſt mir, daß es dir gelungen,
Zur Reiſe deinen Vater zu bewegen,
Und reif war mein Entſchluß. Wohl iſt's ein Wagniß —

Anna.

Doch du gingſt weiter als ich es geahnt!

Wilhelm.

Das einz'ge Mittel ſchien mir, ihn zu retten,
Zu ſcheuchen das Geſpenſt der eingebild'ten Krankheit,
Wenn es gelänge alſo ihn zu reizen,
Daß er ſich einmal nur in's Freie wagte;
Daß der Beweis ihm aufgezwungen würde:
Er iſt geſund und ſtark, wenn er nur will.

Anna.

O Wilhelm — Wilhelm, welch gefährlich Spiel!

Wilhelm.

Mein Kind, ſei ruhig, viel iſt ſchon gewonnen.
Er iſt hinaus! dort ſucht er mich, waldein;
An ſeine Kraft muß er in Zukunft glauben;
Vielleicht auch daß, trotz ſeiner Leidenſchaft,
Das Bild des Frühlings ihn belebend rührt —

Hans (der aufmerkſam zugehört hat).

Ja — aber ich, Herr Doktor — !

Wilhelm.

Sei endlich ſtill, du grammelirtes Kind.
(zu Anna) Ich ließ ihn trinken dort die Arzeneien,
Daß ſchlagenden Beweis dein Vater finde,
Nur Phantaſiegebilde ſei'n die Mittel alle,
Mit denen er ſich nun ſeit Jahren quält,
Verqraben in Flanell auf ihre Hilfe zählt.

Anna.

Du biſt ſo ſiegesgewiß — ich kann vor Angſt kaum flehn;
Geletzt auch es gelang' — ſag', wie ſoll's weiter gehn?
Der Vater weiß, daß du das all' gethan — —

Wilhelm.

Wird er nur wohl — es findet ſich ein Plan;
Dann geht uns Hoffnung auf! Geworfen iſt das Loos —
Mir ahnt es — golden Glück birgt uns der Zukunft
Schooß.

Anna.

Geh's Gott! Jetzt fort — er darf dich hier nicht ſehen.
(am Fenſter) Barmherz'ger, was iſt das! Dort — ſieh — mein Vater,
Umringt von Menſchen — drob'nd den Arm erhoben!
Sich — einer faßt ihn an — ſie ſchwingen Stöcke —
Gerechter Gott! er ringt — er ſtürzt zu Boden!

Wilhelm.

Das iſt zuviel — das hab' ich nicht gewollt!
Es ſind Livreebediente — Gott, mit ahnt's —
Dein Vater hat den Prinzen angefallen,
Der oft um dieſe Zeit im Pavillon verweilt.
Der Prinz iſt mir geneigt, dein Vater kennt mich nicht —
Sag' dem nur (laut Hans deutend), daß er ſchweigt; komm ich zurück —
Ich fliege, ihn vor weit'rer Schmach zu ſchützen (eilig ab.)

Vierter Auftritt.

Anna. Hans.

Anna.

Das iſt es — o die Männer bauen ſtets
Keck auf berechnet Glück — bedenken nicht,
Wie leicht ein Zufall kann zu Schanden machen,
Was übermüthig ſie ſich ausgeklügelt.
Und weh' — halb trag' ich mit an dieſer Schuld!
(am Fenſter) Mein armer Vater — weh' — ich ſeh' ihn nicht,
Gebückt birgt ihn dem Blick. Das Unglück, ach!
Verloren iſt — verloren alle Hoffnung!
Ha — da rennt Wilhelm — wie er ſpringt!
Wie — er verläßt den Weg? ja, es iſt näher —
Doch iſt's gefährlich! da — da iſt er wieder.
Er wird doch nicht den Felſen —? — ja beim Himmel!
Verwegenheit! er ſtürzt — nein, fängt ſich wieder
An einem Strauche — Gott, der Schrecken!

Digitized by Google

Er klimmt empor — steht — Waghals! auf der Klippe.
Er spricht mit einem Herrn — er deutet —
Da ist mein Vater — ja, er faßt ihn unter'm Arm,
Führt ihn herab — ; o Gott — was soll es werden!
(Hans, der im Sessel sitzen geblieben, hat mittlerweile zwischen Schlaf und Angst ob seinem Zustande geschwankt — er ist eingenickt.)
Wo berg' ich mich? o mein ich bleibe hier —
Der Arme — meiner Hilf' wird er bedürfen.
Wenn nur der Hans ihm nichts verräth —

Hans (fährt auf).

He?

Anna.

Bleib sitzen, Hans — gut — ruh' dich aus; hör', Hans,
Dein Rock ist abgeschabt — ganz roth die Knöpfe,
Du mußt 'nen neuen haben — der ist gar zu schlecht.

Hans.

Ach, das Fräulein meinen's auch, aber der Herr gehen nicht d'ran; sie meinen, ich hätte alle Haare abgebürstet — blos weil ich sonst nichts zu thun hätte; ich schäme mich ordentlich unter meine Collegen zu gehn.

Anna.

Hans — guter Hans, du weißt — er ist curios,
Recht faßt du, 's ist 'ne Schand' — auch viel zu eng!
Ich will dir einen neuen kaufen, Hans —
Du brauchst dem Vater nichts davon zu sagen —
Von deinem Geld sei's, sag' ihm — wenn er fragt.

Hans.

Fräulein —

Anna.

So bleib doch sitzen, Hans — es thut dir gut.

Hans.

Fräulein — ich sag's ja immer — seh'n Sie, wenn das Fräulein nicht wären — —

Anna.

Hans laß das — sieh, du weißt, ich kann's nicht leiden — —
Gleich kommt mein Vater, Hans — mit ihm der Doktor — —

Hans.

Was? der Doktor — der Doktor — dem Fräulein sein — der — der mich so — —?

Anna.

O geh doch, Hans — er hat dir nichts gethan;
Ich wünsche nicht, daß du ihn kennst — verstehst du?

Hans.

Aha! Fräulein — den Doktor — ich hab' ihn mein Lebtag nicht gesehn.

Anna.

O Hänschen — weiß es längst, du bist so klug.
So bleib doch sitzen, bis der Herr kommt, ruh' dich aus.
(Anna geht an's Fenster, Hans schläft bald wieder ein.)
Da sind sie schon am Thor — ei doch — wie rüstig!
Doch ohne Hut — gewiß, der ging verloren.
Jetzt gehn sie langsam — er ist doch erschöpft.
Sie bleiben stehn — sehn nach den fernen Bergen —
Ach, hätte Wilhelm recht — o Gott, das Glück!
Was er nur mit ihm spricht? Da gehn sie wieder,
Da treten sie in's Haus. Ach all' mein Muth ist hin!
Wie sich's entwirrt? Der Vater stürmt auf mich
Und Wilhelm darf nicht sagen, wer er ist —
O Sorge, Hoffnung, Angst — ganz außer Fassung
Bin ich; jedoch ich bleibe.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Rentier. Wilhelm.

(Der Rentier tritt in sehr derangirtem Anzuge am Arme Wilhelms ein.)

Rentier

(zu Anna, die er forschend angeblickt).

Geh' du ein wenig in den Garten, Anna,
Nachher hab' ich mit dir zu reden — geh!
(Anna nimmt ihren Strohhut und geht zögernd ab.)

Ich sinke um — mir schwindelt — grüne Flocken (setzt sich.)
O hier ist's schwül — da öffnen Sie ein Fenster —
Luft — Luft — ich danke — danke; das thut wohl!
(aufschreckend) Ha — wo ist (steht sich um und erblickt den schlafenden Hans; springt auf; mit großem Schmerz.)
O guter Gott — da sitzt er — er ist hin! (kniet neben ihm nieder.)
Du armer, treuer Diener — es ist gräßlich —
Ach warum mußtest du das Opfer werden
Eines grausam, furchtbar, unerhörten Frevels!
Kaum kann ich's fassen — 's ist ein wüster Traum —
Er krank — und meine Tochter — ha! er steht
Schon vor des Ew'gen Thron — mein einzig Kind
Der frechsten Gräuelthat mit anzuklagen!
O Hans — du armer, armer, armer Hans!

Hans (taumelt auf).

Ja wohl — einwendig wär's nicht nöthig, sagte der Schneider.

(Der Rentier sinkt Wilhelm in die Arme.)

Wilhelm.

Lauf' Hans und hole Wein — 'ne Flasche alten Wein!
(führt den Rentier in den Sessel; Hans ab.)
Sie sehn, mein Herr, die Angst war ohne Grund —
Ihr Diener hat vortrefflich ja geschlafen.

Rentier.

Begreife wer es kann — die allerstärksten — —
Mein Retter — reichen Sie mir Ihre Hand.
Ich athme auf. — Wie dieser schwache Leib
Die furchtbar'n Schläge all' ertragen konnte,
Die heut' ihn trafen — ach ich faß' es nicht!
(Hans kommt mit Wein, füllt die Gläser und geht ab.)
Sie werden doch nicht wollen, daß ich Wein — —

Wilhelm.

Warum nicht? — so ein Gläschen kann nicht schaden.

Rentier.

Das wär' seit einem Jahr der erste Tropfen.
(zu Hans) Befindest du dich wohl — he? so im Leib?
Kommt mir ein bischen dick vor (betastet ihn) spürst du nichts?

Hans.

Wenn ich recht d'ran hin, Herr, so ist's bald Mittagszeit — sonst nichts; 'n bischen dick ist er freilich — hab's ihm auch schon oft gesagt — aber der macht was er will, der lebt so ganz für sich.

Rentier.

(lächelt) Sonderbar — !

Wilhelm.

Nun angestoßen auf des Lebens Freuden!

Rentier.

Des Lebens Freuden — ach; und Sie sind Arzt?
Und sagen, ich soll — —

Wilhelm.

Nur ohne Furcht — nur zu.

Rentier.

Bei Gott — mir ist's als ob ich folgen müßte.
(schlürft mit sichtlichem Behagen.)
Ah — wunderbarer Trank!

Wilhelm.

Sie lesen oft in medicin'schen Schriften?

Rentier.

's ist meine liebste, einzige Lectüre!
Das Beste hatt' ich hier — hätt's Ihnen zeigen können;
Doch jener Schurke hat sie mir verbrannt.
Die Homöopathie (Wilhelm schüttelt den Kopf) Sie glauben nicht daran?
Oho — ich sehe die Atome schleichen
Von diesen wunderbaren Arzeneien —

Digitized by Google

Unendlich klein zwar, doch vergeiſtiget
Durch räthſelhafte Wirkung der Natur.
Zu klein iſt dieſen Kräften keine Pforte,
Sie kriechen ein, den Krankheitskeim zu packen,
Der in verborgnen Zellen lauernd ſitzt.
Oho — ihr Herren wißt noch lang nicht Alles —
Was ihr nicht faſſen könnt mit euren Zangen,
Nicht wägen, ſchneiden, ſehen, riechen, meſſen,
Das iſt für euch nicht da. Der Fall da — ſterilich — —

Wilhelm (hat mittlerweile ein Fläſchchen aufgenommen und es betrachtet.)

Sie glaubten feſt, der Hans da ſei vergiftet —
Mit Ihrer Phantaſie — er wäre todt!

Rentier.

Die Doſen, die er nahm — —

Wilhelm.

Geſetzt, es liefe irgend wo ein Quell
Von klarem Waſſer — nur wär' er vermiſcht
Mit ſolchen Doſen, wie ich hier es ſehe —
Wer davon tränke würd' die Quelle ſegnen

Und ſagen: 's iſt ein köſtlich — Waſſer.
Und nahe lammelt ſich der Quell zu einem Teich;
Nachdenklich ernſthaft ſteht der Karpfe,
Saugt ein mit Kennermiene fort und fort das Waſſer,
Läßt es bedächtig dann der Kiem' entſtrömen —
„Ganz ausgezeichnet!" denkt er und ſchwimmt weiter.
Da kommt die brüll'nde Heerde und ſie trinkt
In unerſättlich langen Zügen; und es ſchlürft,
Vor Luſt verdrehten Aug'n, der Hirtenbube.
Ins Juchhoch faſt'ge Gras legt ſich die Heerde,
Und jauchzend grüßt der Bub' das Abendroth.
Kein Menſch, kein Thier ahnt die gewalt'gen Kräfte —
Als' Creatur iſt luſtig — wie der Hans.
Doch ſagt mit klugem Ton, gelehrtem Dünkel
Den Menſchen: dieſe Quelle iſt Arznei —
Gift iſt ſie dem Geſunden, Heil dem Kranken —
Dann kommt die Phantaſie geſchwind, bevölkert
Euch jedes Tröpfchen friſch mit Geiſterkräften,
Und Tollheit wirft Vernunft aus ihrem Hauſe.
Ein Tropfen thut dann wunderbaren Dienſt —
Wovon ein Waſſrung auch den Durſt nur ſtillt.

Und könnte man's den Thieren offenbaren —
Der Froſch zög' in den Teich, nur wenn er fühlte,
Daß ſeine Nerven angegriffen ſeien
Vom vielen Mondanglotzen und Geſang;
Krank würde Alles werden — nur allein
Weiß die Arznei geheimnißvoll da ſprudelt;
Und bleich, mit lahmen Herzen, müden Augen,
Würd' ächzend das um jene Quelle kauern,
Was jubelnd ſich vorher den Durſt geſtillt.

(Der Rentier hat gelauscht und zuweilen unbewußt an seinem Glase genippt.)

O lieber Herr — ſo gibt es Viele, Viele —
Die ſo lang Schwarzes nur allein betrachtet,
Daß, ſehn ſie Grün und Roth und luſt'ge Farben,
Die Augen ſie entrüſtet faſt verſchließen
Und knurrend ſtarren in ihr künſtlich Elend.
O Herr — o Herr — es ſind die allerärmſten,
Die unglücklichſten Geſchöpfe dieſer Welt!
Den Blinden freun Geſang und Blüthenbüſte,
Des Lahmen Blick ſchweift über ferne Au'n,
Dem Irren ſchenkt der Wahnſinn Kinderfreuden,

Der Kranke hofft mit Lächeln auf Geneſung —
Doch jammervoll iſt der — der in ſich ſelbſt zerbrach!
Ihm ſtrahlet nicht des Himmels heil'ge Bläue,
Ihm dehnt ſich nicht die Bruſt beim Frühlingshauch,
Ihm klopft kein Herz bei gold'ner Sterne Blinken,
Ihn grüßt kein Vogel, kein Roſ' am Strauch,
Und klagend hüllt er ſich in blöde Scheue,
Wo andre Menſchen betend niederſinken!

Rentier.

(geht mit bewegten Schritten im Zimmer umher.)

In dieſen Worten ſind' ich was — ich weiß nicht —
O junger Mann — ſo, Ihre Hand — teit ich Sie ſah —
Da auf dem Berg — Sie ſprachen mit dem Prinzen
So warm, ſo angſtvoll — für den eignen Vater
Sie hätten eifriger nicht reden können —
Klingt hier mir etwas — ach — ſo ſonderbar — —
Seh'n Sie — ich habe Sie — ich hör' ſo gern Sie reden.
Dann auf dem Weg — Sie führten mich ſo ſorglich
Und lenkten die Gedanken, die der Zorn

Digitized by Google

Gefeſſelt hielt, ſo freundlich ab, ſo klug — —
An Ihnen iſt was — ich kann es nicht ſagen —
Ich muß — ich muß Sie an mein Herze drücken!
(umarmt ihn.)
Mir iſt's, als liebt' ich Sie ſchon lange Zeit!

Wilhelm.

Nun — ich bin Arzt, ich kenn' der Menſchen Weſen —
Dann that ich's auch vielleicht aus Hoffnung auf Gewinn —

Rentier.

Nein — das nein — ich kann das — nein — nein — nein! —
In Ihren Augen, um den Mund liegt etwas —
Aus Eigennutz? nein 's iſt was anderes!
Und dann — ich fühle mich ſo leicht, ſo friſch —
Wie nicht ſeit vielen — vielen Jahren;
Mir iſt es, traun, als könnte ich entbehren
In Zukunft all' dieß läſtige Geräth!
Könnt' wieder unter Menſchen gehn — mich freun;
Mich packt 'ne Sehnſucht nach dem Leben an —
Ja — wie Muſik tönt mir der Amſel Rufen (am Fenſter)
Da unten im Gebüſch, der Kinder Schrei'n,
Die munter ſpielen dort am Waldesrand;
Die klare Luft — ſie ſtrömt in's Herz mir ein —
Mich zieht hinaus 'ne unſichtbare Hand — —

Wilhelm.

Sehn Sie den Weih dort in den Lüften kreiſen?

Rentier.

Ach — reiſen möcht' ich — einmal wieder reiſen!

Wilhelm.

Iſt nicht die Dame dort? — ſie blickt herauf — —

Rentier.

(ernſt) Ja — meine Tochter (winkt ihr) ſie mag kommen,
Dem edlen Retter danken, denn Sie ſind's!
(nach ernſtem Schweigen bald für ſich)
Gewiß, ſie hat geſehlt — doch großen Theil
Von ihrer Schuld — wahrhaftig, trag' ich ſelbſt.
(laut) Schon lang', durch Zufall bab' ich es erfahren,
Liebt meine Tochter einen jungen Mann;
Ich kenn' ihn nicht — ſie darf ihn nicht mehr kennen!
(für ſich) Wie glücklich iſt ein Vater doch zu preiſen,
Der Einem ſeines Schlags ſein Kind vertrauen darf.

Wilhelm.

Wie — Ihre Tochter, dieſes holde Mädchen —
Sie hätte alſo ſich vergeſſen können
'nem ganz Unwürdigen ihr Herz zu ſchenken?

Rentier.

Ach — leider ja — ſo iſt's.

Wilhelm.

O Herr, ich kann's nicht glauben; gleicht ſie doch
Dem Mädchen, das ich über Alles liebe,
So, wie der Abendſtern dem Morgenſtern.

Rentier.

's iſt äuß're Aehnlichkeit, der Schein trügt oft!
Sie haben eine Braut — wie muß die glücklich ſein!

Wilhelm.

O — ganz und gar nicht.

Rentier.

Ho — wie ſo — warum?

Wilhelm.

Ihr Vater haßt mich.

Rentier.

Kennt er Sie ſo ſchlecht?

Wilhelm.

Er kennt mich gar nicht.

Rentier.

Wie — und haßt Sie doch?
Wär' ich an ſeinem Platz, ich ſagte ja,
Und hätten Sie ſchon Mord und Brand geſtiftet.

Wilhelm.

Ha ha — der Tochter Freier kennen Sie
Natürlich ganz genau?

Rentier.

Ich weiß genug von ihm!
Und er iſt hier — derſelbe, der's gewagt
Ein frevelhaftes Spiel mit mir zu treiben.
Ich hab' ihn nie geſehen — doch mir iſt's,
Als ſtänd' er vor mir, bleich — mit rothen Haaren,
Die Augen boshaft grinſend zugedrückt.
Er ſteht vor meinem Auge — eher möcht' ich,
Daß meine Tochter dort im Himmel wohnte,
Als ſie am Arm des Galgenſtrickes ſehn.

Sechster Auftritt.

Anna zu den Vorigen, gleich darauf Hans.

Rentier (blickt Anna forſchend an; gütig:)

Komm her — da — danke dieſem Herrn —
Er hat mir einen großen Dienſt geleiſtet.
Dann mach' dich fertig! (Zu Hans) Packe wieder ein;
Das Zeug da laſſe liegen, brauch's nicht mehr.
(zu Anna) Ich fühle mich ſo wohl, daß ich beſchloſſen
Zu reiſen, nach Italien zu gehn.
Sie reiſen mit uns — lieber Doktor — ja.

(Anna ſteht verwirrt.)

(für ſich) Ha — ſie erſchrickt!

Wilhelm.

O, viel zu ſchnell, ich ſeh', iſt mein Patient;
Traut ſich zu viel zu und vergißt,
Wie gar ſo leicht ein Stoß ihn kann zurück
Verſetzen in des alten Zuſtands Nacht.

Rentier.

Nein — niemals, nein! Gäb's eine Probe —
Ich wollt's beweiſen, daß die Cur vollbracht!

Wilhelm.

Die Probe ſich ſogar von ſelber gibt —
Ich bin der Mann — den Ihre Tochter liebt.

Rentier.

Sie wären der — wie kann das möglich ſein?
(beſinnt ſich) Die Mittel waren ſtark!

Wilhelm.

Der Zweck war ſonnenrein.

Anna.

Mein Vater — Väterchen!

Rentier.

Schweig!

Hans (der in den Koffern gekramt hat).

Der Herr wollen erlauben — aber wenn der Herr die Sachen da (bringt Flanellunterjacken, eine Wärmeflaſche u. dgl.) nicht mehr brauchen — ſoll man ſie denn dem Grobian von Wirth ſchenken? — ſo wären ſie für mich — bei meiner Schwäche und Nachgiebigkeit der körperlichen Natur —

Rentier.

Schweig — alter Narr!

Hans.

Der Herr — wollen erlauben, — ſind auf dem rechten Weg; ich bin ein Narr — weil ich in des Herren Dienſt alt geworden bin.

Rentier.

Wirſt du wohl ſchweigen? (Hans geht zurück.)

Wilhelm.

Die Probe!

Digitized by Google

Anna.

Mein Vater!

Rentier.

Schweig!

Anna.

Mein Vater — nein ich ſchweige nicht — ich rede!
Ein volles Jahr hab' ich geſchwiegen, nie geklagt —
In ſtiller Duldung alles Leid ertragen.
Sag' — traf mich all' die Zeit ein Sonnenſtrahl?
Sag' — wich ich je von deinem Lager?
Wer von uns Beiden, ſage, leidet mehr —
Du, der den Jammer künſtlich ſich geſchaffen,
Der täglich neu ihn pflegt mit banger Sorge,
Wie — oder ich, dein unglückſelig Kind?
Nicht will ich klagen, daß du mir die Jugend,
Des Herzens glücklich Fühlen, und der Zukunft,
Ach, meiner Zukunft goldnes Hoffen raubſt — —
(wirft ſich an ſeine Bruſt.)

Rentier.

Mein Kind — nur keine Thränen!

Anna.

Mein Vater — o vergiß nicht, wie dir's eben war!
O zieh' hinaus in's wonnig heitre Leben!
Auf laß uns reiſen! O, der Anblick ſchon
Der grünen Matten — und des Alphorns Rufen
Und all' die Zauber jener ſchönen Welt —
Wie wird es Herz und Seele dir erquicken.
Und dann das blaue Meer — Italien —
Sein nie getrübter ſonnentrunkner Mai — —

Rentier.

Gut — gut — wir reiſen ja (ſtreichelt ihre Wange.)

Anna.

Doch nicht allein! Verzeih' erſt dieſem Mann,
Dem, wie du ſelbſt geſagt, ſo viel du dankſt.
O Väterchen — gib mir mein Glück!

Wilhelm (des Rentiers Hand ergreifend, innig.)

Die Probe!

Rentier

(nach einigem Kampfe mit ſich ſelbſt, nimmt beide bei der Hand, vortretend zum Publikum:)

Verlangen die, daß ich ſie noch verlobe —
Die mit mir führten einen ſolchen Tanz!

Hans.

Das gibt 'ne Hochzeit — freu' dich alter Hans!

Arnold von Brescia.

Von **Berthold Rödiger.**

Was heute ganz Italien und mit ihm der aufgeklärte Theil der Menſchheit will, hat ſchon im zwölften Jahrhundert eine ſtarke italieniſche Partei und an ihrer Spitze einer der muthigſten und edelſten Menſchen aller Zeiten gewollt: nämlich Trennung der weltlichen Gewalt von der geiſtlichen und damit Verhinderung jener Verderbniß, die bei der Einmiſchung der Kirche in weltliche Angelegenheiten dem Klerus nothwendig anhängen muß, und der Sklaverei, welcher die Völker bei zwei ſo gewaltigen, in einer Hand verbundenen, Mächten erliegen müſſen. So beſitzt Italien, welches dem halbbarbariſchen Europa durch Jahrhunderte auf allen Gebieten der Bildung, der Künſte und Wiſſenſchaften Vorläufer und Begründer gegeben, auch den politiſchen und religiöſen Reformator in Arnoldo da Brescia, wie es in Guido von Arezzo den Begründer unſerer Muſik, in Cimabue, Giotto, den Piſani, die Begründer unſerer bildenden Künſte, in Dante den erſten großen Dichter der chriſtlichen Zeit beſitzt. Hätten die Hohenſtaufen (auf die wir mit derſelben Nationaleitelkeit ſtolz ſind, welche wir an den Franzoſen tadeln, weil ſie die Macht Deutſchlands, zum Schaden Deutſchlands, im Ausland geltend machten) anſtatt ihres Haſſes gegen das Bürgerthum irgend welchen Sinn für Städteweſen beſeſſen, wenn auch nur in dem geringen Grade, wie ihr Antagoniſt Heinrich der Löwe; wären ſie, wie man uns einreden will, wirklich von großen Ideen beſeelt geweſen, anſtatt nur auf Ausdehnung ihrer Hausmacht und auf Eroberungen zu ihrem perſönlichen Vortheil bedacht zu ſein: die Geſchichte hätte ſchon im zwölften Jahrhunderte durch Arnold von Brescia eine Wendung genommen, die den Hohenſtaufen ihren Untergang, der Welt unendliche Kämpfe mit dem Papſtthum und Deutſchland ein Verbrechen erſpart hätte.

Arnold wurde zu Anfang des zwölften Jahrhunderts in Brescia, oder wenigſtens im Weichbild dieſer

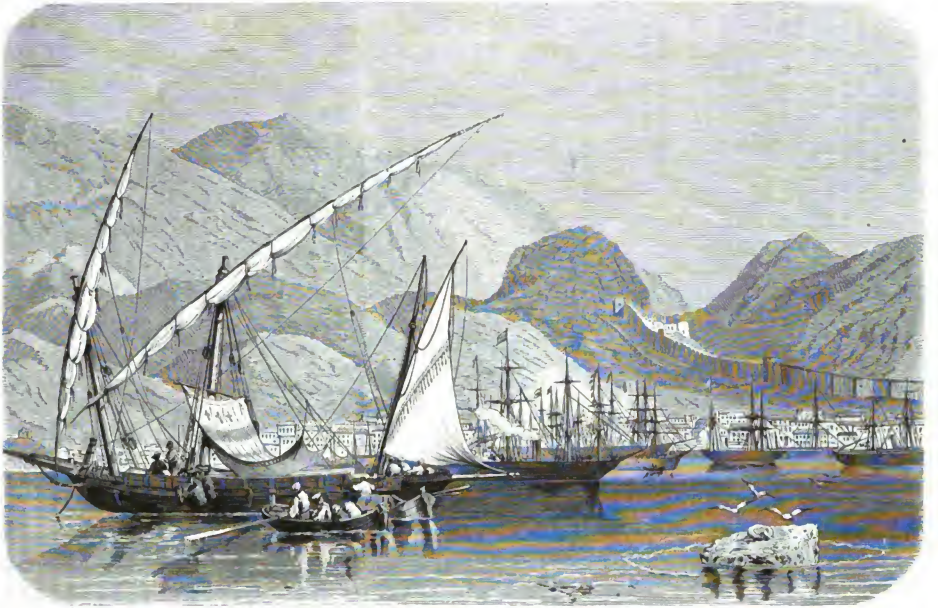
Digitized by Google

Stadt geboren und frühzeitig dem geistlichen Stande bestimmt. Er gehörte höchst wahrscheinlich einer begüterten Familie an, da es ihm, nachdem er eine große Neigung zu den Studien gezeigt, vergönnt war, nach dem Beispiele vieler edlen und reichen italienischen Jünglinge, die Reise nach Frankreich zu unternehmen, um daselbst dem beredten Munde des größten Philosophen damaliger Zeit, des Petrus Abelardus oder Pierre Abeilard, zu lauschen und längere Zeit in seiner Nähe zu verweilen. Als dieser berühmte Philosoph, der es zuerst versuchte, die Geheimnisse des Christenthums mit der menschlichen Vernunft in Einklang zu bringen, vor dem Neid, der Zügellosigkeit und Rohheit der Mönche von St. Denis fliehend, sich in die Einsamkeit zurückzog, folgte ihm sein treuer Schüler, wie so viele andere, dorthin, in die Gegend von Troyes, wo die Jünger, um den Meister geschaart, in elenden Hütten wohnend, auf Stroh oder auf der Erde schlafend, mit der ärmlichsten Kost zufrieden, bald eine Art großer Thebaidenstadt bildeten. Ein solches begeistertes, hingebendes Leben in der Einsamkeit, wo man sich angelegentlich nützig und lernbegierig nur mit dem Höchsten und Besten beschäftigte, wo in Folge dessen Geist und Seele höhere Ruhe und Befriedigung fanden, mochte ihn glauben machen, daß das wahre Glück nur hinter Klostermauern, fern von der Welt, zu finden sei, und nach Brescia heimgekehrt, trat er als Mönch in eines der zahlreichen Klöster dieser Stadt.

Aber er sollte im Klosterleben bald dieselben enttäuschenden und schmerzlichen Erfahrungen machen, die über seinen Lehrer und Meister Abälard so große Trübsal gebracht. Er fand bei den Mönchen, wie bei der ganzen Geistlichkeit, nur Sittenverderbniß, Lust nach weltlichem Besitz, Herrschsucht, Ausschweifungen jeglicher Art, Verachtung selbst der jüngsten Dogmen und Concilienbeschlüsse und eine vollkommene Vernachlässigung aller geistlichen Pflichten, besonders der Seelsorge. Arnoldo, der keine andern Bedürfnisse kannte, als die seiner Seele und seines erhabenen Geistes — der heilige Bernhard von Clairvaux sagt von ihm: er ißt nicht und trinkt nicht — und der, wie die besten Geister seiner Zeit, nur mit Hilfe der Läuterung in der Kirche einen bessern Zustand der Welt glaubte heranführen zu können, sah sich nach den Quellen dieser Uebel um und er fand sie vorzugsweise in der Simonie und in dem mit der Simonie zusammenhängenden weltlichen Besitz des Klerus. Die geistlichen Stellen, besonders die höchsten und einträglichsten, wurden gekauft; die Käufer suchten den Kaufpreis wieder einzubringen, indem sie etwaige Unterthanen bedrückten, von den Untergebenen Gaben und Steuern erpreßten, von ihnen abhängige, niedrigere Stellen an den Meistbietenden vergaben, selbst Messen, Absolutionen, Indulgenzen, überhaupt Alles verkauften. Die Käufer, eben weil sie solche waren, betrachteten sich naturgemäß nicht mehr als Verwalter der mit ihren Stellen verbundenen Kirchengüter, sondern als Besitzer und absolute Herrn und walteten und schalteten mit den, frommen und wohlthätigen Zwecken gewidmeten, Stiftungen nach Belieben und Willkür. Es wurde vollständig vergessen, daß die Güter den Armen und Kirchen gehörten; daß ihre Einkünfte vertheilt werden und daß die Geistlichen, ihre bloßen Verwalter, nur vom Zehnten Gebrauch machen sollten, um ihre Lebensnothdurft zu decken. Es versteht sich von selbst, daß Stellen und Güter, da sie Handelsartikel geworden, für Geld und nach Gunst vertheilt wurden, in Hände von Unberufenen gelangten, oft in Hände von Menschen, die selbst die priesterlichen Weihen nicht empfangen, die durch ihren skandalösen Lebenswandel Aergerniß gaben, und sehr oft wurden sie selbst unmündigen Kindern einflußreicher Familien, oder Kindern der Bischöfe und Erzbischöfe übergeben. Alle diese Würdenträger lebten in Glanz und Ausschweifungen, wie die weltlichen Herrn, ja überboten diese in Allem und Jedem, was Aergerniß geben konnte. Als Inhaber hoher Würden, die oft mit Souveränitätsrechten verbunden waren, bei den Parteiungen in den Städten, bei denen sie oft als Usurpatoren betheiligt waren, bei den damals obwaltenden Streitigkeiten zwischen Papst und Kaiser, waren sie fortwährend in politische Händel verwickelt, die selbst diejenigen von Erfüllung ihrer geistlichen Pflichten abhielten, welche sonst den Beruf dazu gehabt hätten. Der ihnen untergebene Klerus blieb ohne Aufsicht und ergab sich, dem Beispiele seiner Vorgesetzten folgend, dem weltlichsten, ja dem schändlichsten Leben, und bei beiden kam es nur darauf an, ob sie die Partei des Papstes ergriffen oder nicht. Um diesen Preis durften sie sich allen Lastern ergeben und war es ihnen erlaubt, ihre geistlichen Würden auszubeuten oder zu vernachlässigen, nach Gefallen.

In dem Kampfe zwischen Päpsten und Kaisern war es die Aufgabe der Bischöfe in Toskana und in der Lombardei, ihre Städte gegen den Kaiser aufzuwiegeln und mit der Partei, die sie sich so in manchen Städten machten, gelang es ihnen dann, nachdem sie nationale und religiöse Gefahren vorgeschützt, sich hie und da der obersten, souveränen Gewalt zu bemächtigen und wie Fürsten zu regieren. So war es auch in Brescia dem Bischof Arimanno gelungen. Aber der unabhängige Geist der Brescianer raffte sich bald auf, als Arimanno seine Gewalt sofort auf tyrannische Weise zu gebrauchen begann, verjagte ihn und sog gegen die geistliche Herrschaft großen Abscheu ein, als dieser selbe Bischof vor den Thoren der Stadt mit zusammengerafften Banden ein wahres Räuberleben führte. Trotzdem bemächtigten sich zwei seiner Nachfolger der obersten Gewalt auf's Neue, indem sie mit dem Adel, an den sie die Kirchengüter als Lehen vertheilten, gegen das Volk, den großen Rath und die an der Spitze stehenden beiden Consuln gemeinschaftliche Sache machten. Erst der Bischof Manfredo, unter dem Papste Innocenz II., schien die weltliche Gewalt verachten und den Klerus reformiren zu wollen, und er verband sich zu diesem Zwecke mit dem Volke, den Consuln und dem wohlmeinenden Theile der ländlichen armen Geistlichkeit. Seine spätere Geschichte beweist, daß er mit der guten Sache nur ein politisches Spiel getrieben, daß er höchstwahrscheinlich der Kirchengüter, die bereits als Lehen an den Adel vertheilt waren, sich wieder bemächtigen wollte, um sie selbst zu verwalten oder sich mit

Digitized by Google



Hafen von Patras. (Morea.) Zu Seite 287.

Digitized by Google

ihnen persönliche Anhänger zu verschaffen. Der Adel stand gegen ihn auf und vertrieb ihn sammt den beiden Consuln, die ihn unterstützt hatten. Neumüthig kehrte er zurück, machte mit dem Adel seinen Frieden, verband sich mit ihm auf's Innigste und ließ nicht nur die alten Uebel bestehen, sondern nährte und pflegte sie noch, wie es ihm und seiner nunmehrigen Partei diente.

Das Volk, das sich betrogen sah, wählte die beiden Männer Ribalde und Persice, die früher mit dem Bischof auf Seiten der Reform gestanden und mit ihm vertrieben worden waren, wieder zu Consuln und lieh den Predigten Arnolds ein aufmerksames Ohr. Schon früher hatte sich dieser als Prediger ausgezeichnet; jetzt, da er die Freiheit der Vaterstadt bedroht und die Mißbräuche in der Kirche fester begründet sah, trat er mit neuem Eifer für jene und gegen diese auf, belehrte das Volk über die zeitlichen und ewigen Gefahren, die aus diesen Zuständen erwüchsen, und über den Widerspruch, in welchem die ganze Kirche mit dem Evangelium und den heiligen Satzungen lebte. Er verlangte laut, daß die durch Simonie erworbenen Güter nach ihrem ursprünglichen Zwecke für die Armen verwaltet werden, daß sich die Geistlichkeit mit dem Zehnten begnügen und sich von allen weltlichen Geschäften, die sie ihrem Berufe entzogen, fern halten; daß die Consuln und der Rath der Stadt die weltliche Gewalt, welche der Bischof usurpatorisch an sich gebracht, wieder erobern und daß selbst die Verwaltung der Kirchengüter weltlichen, vom Volke gewählten Männern übergeben werden sollte, auf daß man der Geistlichkeit auf diese Weise die Mittel zu ihrem Schlemmerleben entzöge. So nur könne die Kirche wieder zu ihrer ursprünglichen Reinheit und zu ihrem Berufe zurückgeführt werden; so nur werden die Geistlichen das, wofür sie sich fälschlich ausgeben, die Nachfolger der Apostel. Durch sein strenges, reines Leben hatte sich Arnold bereits das höchste Vertrauen seiner Mitbürger erworben; selbst seine Feinde wagten es nicht, ihn des Eigennutzes, des Ehrgeizes oder irgend eines persönlichen Beweggrundes seiner Handlungsweise anzuklagen; seine Beredtsamkeit war, nach dem Zeugnisse seiner Widersacher und mehrerer Thatsachen, die wir später erwähnen werden, im Einklange mit der Tiefe seiner Ueberzeugung, eine hinreißende; was seine Bildung und Gelehrsamkeit betrifft, die seine Beredtsamkeit und seine Beweise unterstützten, so stand er als der geliebteste und erste Schüler Abälards auf der höchsten Höhe der Bildung seiner Zeit, wie er ihr in Ansichten und Voraussicht weit voraus war; zu all dem besaß er einen edlen Feuergeist, der für seine Ueberzeugung Alles zu wagen und zu dulden fähig, durch kein Hinderniß abzuschrecken war. Es konnte nicht fehlen, daß er das Volk mit sich fortriß. Dieses lauschte ihm um so lieber, als er nicht nur eine einseitige geistliche Reform anstrebte, sondern mit seinem Streben nothwendig auch die Erreichung bürgerlicher Freiheit, welche die Brescianer von je her liebten, verbunden war. Und so wuchs die Partei der Reform rasch zu einer solchen Macht, daß Bischof und Adel, die sich in ihrem Bunde sicher gefühlt hatten, vor der Beredtsamkeit des Mönches zu zittern begannen. Der Bund zwischen Geistlichkeit und Adel wurde immer inniger; der Bischof erschreckte die Nobili mit der Vorstellung, daß das Bisthum bisher gewissermaßen ein Erbtheil der adeligen Familien gewesen, daß sie sich, eine nach der andern, auf dem Bischofssitze bereicherten, daß aber diese Vortheile verloren seien, wenn Arnolds Vorschläge durchdrängen. Adelige und Mönche erschreckte er gleich sehr mit Hinweisung auf die Sittenstrenge Arnolds, die, wenn er seine Pläne durchsetzte, Gesetze erwarten ließe, die jedes Freudenleben, wie man es bisher geführt, unmöglich machen würden. Die Adeligen, die Arnold keine Gründe, keine Vernunft entgegensetzen konnten, griffen zu wiederholten Malen zu den Waffen, und die Jahre 1138 und 1139 sahen in den Gassen Brescia's manchen Auflauf und Aufruhr.

Maifredo und seine Partei waren beinahe erlegen, als der Bischof in dem 1139 von Papst Innocenz II. zusammengerufenen lateranischen Concil, zu dem sich an tausend Prälaten versammelt hatten, einen mächtigen Bundesgenossen fand. Die Sache Maifredo's war die Sache sämmtlicher Prälaten und des Papstes; er fand in ihnen willige Richter, als er vor dem Concil mit Anklagen gegen Arnold auftrat, und ohne den Angeklagten zu hören, ohne daß selbst seine Ankläger etwas gegen seine Rechtgläubigkeit vorgebracht hätten, sprach das Concil sein Anathema aus und erklärte Arnold von Brescia für einen argen Ketzer. Maifredo kehrte triumphirend nach Brescia zurück und verkündete, allem Anscheine nach, ein noch härteres Urtheil, als Papst und Concil ausgesprochen hatten, da, nach dem Zeugnisse mehrerer Schriftsteller, der Papst dem bejeisterten Mönche vor Allem nur Stillschweigen auferlegen wollte. Ein großer Theil des gläubigen Volkes erschrak vor dem Gedanken, für einen Ketzer Partei zu nehmen; sein Anhang verminderte sich; die Adeligen erregten einen Aufruhr gegen die beiden Consuln Ribalde und Persice und vertrieben sie und ihre Partei als Ketzer und Heuchler aus der Stadt. Auch Arnold wurde zur Flucht gezwungen, und da er auf italienischem Boden, von seinen Feinden verfolgt, keine Zufluchtsstätte fand, ging er über die Alpen und irrte durch die Schweiz, bis er in Zürich ausruhte.

Aber seine Niederlage konnte Arnold nicht entmuthigen; sein Geist konnte nicht ruhen; was er für Wahrheit hielt, glaubte er zum Heile seiner Brüder mittheilen zu müssen. Er predigte in Zürich, wie er in Brescia gepredigt hatte; das Uebel, gegen das er kämpfte, war ja das allgemeine Uebel der Christenheit. In Zürich, wie in der Heimat, erwarben ihm seine Wahrhaftigkeit, die Tiefe seiner Ueberzeugungen, seine Beredtsamkeit viele Anhänger, und nach der Versicherung des Mönches Günther, eines der wenigen Zeugen für Arnolds Leben, schlugen seine Lehren in der genannten Stadt wie in der ganzen Gegend so tiefe Wurzeln, daß sie selbst aus den Herzen des nachfolgenden Geschlechtes nicht ganz ausgerottet werden konnten. Für welch einen gefährlichen Feind ihn der Klerus hielt, bewiesen die Briefe des heiligen Bernhard, welche dieser an den Bischof von Constanz schrieb, um Arnold bei ihm zu

Digitized by Google

denunziren, ihn auf die Nähe dieses Gistes aufmerksam zu machen und ihn zu bewegen, daß er den Ketzer aus seiner Diözese, zu der Zürich gehörte, austreibe. Es war bei diesen Briefen ebenfowohl die Angst vor Ausbreitung der Arnoldischen Lehre, als die Verfolgungssucht betheiligt, welche nicht wollte, daß der Verbannte irgendwo Ruhe finde. Vor der Nachwelt aber hat der heilige Bernhard, ohne es zu wollen, dem von ihm Verfolgten und Angeklagten den größten Dienst geleistet. Seine Briefe gehören zu den wenigen Quellen, aus denen wir die Geschichte Arnolds schöpfen können, und gerade aus diesen anklagenden Briefen geht hervor, daß selbst die erbittertsten Feinde des Mönches von Brescia seine großen und zahlreichen Tugenden anerkennen mußten, daß sie eben diese in ihm haßten und verfolgten, und daß er ihnen eben durch diese, wie durch seine großen Geistesgaben, fürchterlich war.

Für den Geist und die Gelehrsamkeit Arnolds besitzen wir noch ein anderes, thatsächliches Zeugniß. Im Jahre 1140 wurde Abälard vor dem Concil von Sens durch den heiligen Bernhard ketzerischer Lehren angeklagt. Der berühmte Theologe und Philosoph, der sich von so großer Gefahr bedroht sah, rief seine ausgezeichnetsten Schüler aus allen christlichen Ländern zu seiner Vertheidigung herbei, und als diese sich in Sens versammelt hatten, wurde unter ihnen Arnold erwählt, als der würdigste und fähigste, das unerreichte Ansehen, die unvergleichliche Beredtsamkeit, den berühmten Feuereifer des Heiligen zu bekämpfen und den geliebten Lehrer gegen einen solchen Feind zu vertheidigen. Er schlug den heiligen Bernhard auf allen Punkten. Es ist bekannt, daß Ketzer, die vor Concilien gerufen wurden, von vornherein verurtheilt waren und es blieben, trotz der siegreichsten Vertheidigung. So wurde denn auch Abälard als Ketzer verurtheilt und zugleich mit ihm auf's Neue sein Anwalt Arnold, der seine Ketzereien vertheidigt hatte. Abälard appellirte an den Papst. Die Appellation wurde durch den heiligen Bernhard zu nichte gemacht, indem dieser den heiligen Vater mit Briefen bestürmte und die Einsperrung der beiden Ketzer verlangte. Es ist anzunehmen, daß die nicht wegzuleugnende Niederlage, die er in der Disputation erlitten, den menschlichen Eifer des Heiligen gegen die beiden Ketzer noch gesteigert hat. Sein Ansehen war in der Kirche so groß, ja in vieler Beziehung größer, als das des Papstes selbst; er war außerdem die festeste Stütze, man kann wohl sagen, nach Hildebrand der zweite Gründer des Papstthums, wie es damals bestand: wie konnte da der Papst seinem Drängen widerstehen? Er sprach die Sentenzen aus, die der Heilige gegen den „neuen Goliath" Abälard und gegen dessen „Waffenträger" Arnold verlangt hatte.

Aber die Menschlichkeit zweier Kirchenfürsten vereitelte die Anstrengungen des Heiligen. Abälard fand, wie bekannt, freundliche Aufnahme und Schutz bis an sein Lebensende bei dem ehrwürdigen Abte Peter von Cluny. Arnold flüchtete nach der Schweiz zurück, und allem Anscheine nach war es dort der Kardinal Guido von Castelle, römischer Legat beim deutschen Reiche, ehemaliger Schüler Abälards und Mitschüler Arnolds (späterer Papst Cölestin), ein menschenfreundlicher, gelehrter und in Rom selbst sehr einflußreicher Mann, der ihn in sein Haus nahm und gegen die Anstachelungen beschützte, welche jetzt der heilige Bernhard mit noch größerem Eifer, als früher, dem Bischof von Constanz zukommen ließ. Jedenfalls muß Arnold unter mächtigem und nachhaltigem Schutze gelebt haben, denn die Zeit bis zum Jahre 1145 scheint ihm in Frieden verflossen zu sein, da er während dieser Zeit kaum genannt wird, was doch der Fall wäre, wenn die Verfolgungen irgend welche Wirkung gehabt hätten.

In dem genannten Jahre taucht er wieder auf italienischem Boden auf, und zwar in Rom selbst.

Arnold fand daselbst einen sehr empfänglichen Boden für seine Lehren, oder vielmehr er fand in Rom bereits Blüthen und Früchte seiner Lehren, die sich, während seiner Abwesenheit, von Brescia und den lombardischen Städten aus über das toskanische und römische Gebiet ausgebreitet und überall, da überall dieselben Verhältnisse obwalteten, dieselbe Usurpation der Geistlichkeit die Freiheit bedrohte oder erdrückte, zahlreiche Bekenner gefunden hatten. In Rom, wie in ganz Italien, hatte man außerdem, in Folge des langen Kampfes zwischen Kaiserthum und Papstthum, selbständig über die Grenzen der geistlichen Gewalt nachzudenken angefangen, und in der Hauptstadt der Päpste besonders war neuerlich das Papstthum, da man den Skandal zwischen Innocenz II. und seinem Gegenpapst Anaklet miterlebt hatte, sehr im Ansehen gesunken. Zu all dem kam noch, daß, wie sich das römische Recht von Bologna aus verbreitete und damit oft die Namen der Kaiser Justinian und Constantin genannt wurden, in den Römern die Erinnerung an ihre alte Größe erwachte, daß in den mit dieser Erinnerung neubelebten Gefühlen Kaiserthum und Republik unklar in einander verschwammen und sie auf Freiheit im Innern und auf ein Anlehnen an den Kaiser hinwiesen. Die Adeligen, die in Rom und in der Campagna sehr zahlreich waren, in eigenen Thürmen und Schlössern saßen, im offenen Lande eine gewisse Souveränität in Anspruch nahmen und sich in ihrer Selbständigkeit vom Papste bedroht sahen, gehörten nur zum Theil, unter Anführung der Frangipani, zur päpstlichen Partei; der größere Theil scheint auf Seiten der Stadt gestanden zu haben.

Die so vorbereitete Umwälzung erfüllte sich, als Papst Innocenz die Früchte des sogenannten Tiburtinischen Krieges, den doch die Römer allein geführt hatten, für sich in Anspruch nahm, von den Bürgern des eroberten Tivoli sich den Eid der Treue schwören ließ und mit ihnen, ohne die siegreichen Römer zu berücksichtigen, einen Frieden schloß. Das Volk, empört, erhob sich in Masse und versammelte sich, von den Adeligen geführt, auf dem Capitol, wo es, begeistert durch die Erinnerung an seine alte Größe, die Republik ausrief, den alten Senat wieder herstellte und die Oberherrlichkeit des Kaisers Konrad III. über Rom proklamirte. Der greise Papst Innocenz gerieth über diese Vorgänge in solchen Zorn, daß er wenige Tage darauf an den Folgen desselben starb. Durch diesen Tod,

Digitized by Google

durch die nur wenige Monate dauernde Regierung seines Nachfolgers Cölestin II. war den Römern Freiheit und Frist gegönnt, ihre neue Verfassung auszubilden und bis zu einem gewissen Grade zu befestigen. Sie theilten die Stadt in dreizehn Regionen; die Bürger jeder Region wählten zehn Wahlmänner, und diese Wahlmänner ernannten die sechshundfünfzig Mitglieder des Senats. Der Präfekt, den bisher der Papst ernannt hatte, wurde abgeschafft und an seine Stelle ein Patricius ernannt, der die vollziehende Gewalt hatte und dem einige Senatoren als Räthe zur Seite standen. Bezeichnend ist es, daß ein Anverwandter, vielleicht Bruder, des Gegenpapstes Anaklet, Giordano Pierleoni, zum ersten Patricius gewählt wurde.

Damit aber war die junge Freiheit noch lange nicht gesichert. Die päpstliche Partei der Frangipani, welche sich durch ihren Deutschenhaß auszeichneten, besaß in Rom und in der Umgegend viele feste Plätze und der Papst Lucius II. beeilte sich, mit dem mächtigen Normannenkönig von Sizilien, Roger, der eben durch die Eroberung des größten Theiles von Neapel sein und Roms Nachbar geworden war, ein inniges Freundschaftsbündniß zu schließen, bei dem es vorzugsweise auf die Unterjochung der Römer abgesehen war. Diese, in der Aussicht, es demnächst mit einem äußern Feinde zu thun zu haben, warfen sich, um sich den Rücken frei zu machen, mit großem Muthe auf die Thürme und Festungen der Frangipani und ihrer Anhänger, nahmen und zerstörten sie; wobei zu bemerken ist, daß sie die antiken Gebäude, welche meist zu derartigen Befestigungen benützt wurden, mit der größten Sorgfalt verschonten, sobald nur die befestigenden Theile entfernt waren. So sehr war die Pietät vor den Ueberresten des alten Rom in den neuen Republikanern stark geworden.

Um Roger von Sizilien einen gleich mächtigen Gegner entgegenzustellen, und in logischer Folgerichtigkeit, da sie sich für die weltliche Gewalt gegen die usurpatorische geistliche erhoben hatten, luden Senat und Volk den König Konrad III. ein, nach Rom zu kommen, ihren Eid der Treue, die kaiserliche Krone in Empfang zu nehmen und den Papst, der durch das Bündniß mit Roger und durch die Zugeständnisse, mit denen er sich dessen Freundschaft erkauft, einen Verrath am Reiche begangen hatte, nebst seinen Bundesgenossen zu züchtigen. Konrad antwortete nicht. Sie richteten ein zweites Schreiben an ihn, aus dem wir einige Stellen hervorheben, um zu zeigen, um wie viel besser sich die Römer auf den eigentlichen Vortheil des Reiches, und persönlich der Hohenstaufen, verstanden, als der Kaiser selbst ... Wenn Söhne und treue Anhänger, sagen sie in diesem Schreiben, sich erlauben dürfen, die Handlungen ihres Vaters und Herrn zu beurtheilen, so dürfen wir staunen, daß deine Königsheit die Briefe nicht beantwortete, durch die wir sie von unserer Handlungsweise zu unterrichten trachteten: doch sind alle unsere Handlungen zu Eurer Ehre von unserer Treue geleitet. Der Senat ist durch die Gnade Gottes wieder hergestellt. Constantin und Justinian regierten das Reich glorreich durch die Kraft dieses Senats und des römischen Volkes: wir wünschen und wir streben so zu handeln, daß Ihr wie jene regieren möget und daß Ihr alle Ehren wieder gewinnet, die Euch gehören und die Euch geraubt worden sind ..... Wir haben den Grund gelegt zu der neuen Ordnung, denn wir erhalten Frieden und Gerechtigkeit für alle diejenigen, die Frieden und Gerechtigkeit lieben; wir haben uns der Thürme, Festen und Häuser derjenigen Herren bemächtigt, welche, im Einverständniß mit dem Papst und dem Sizilianer, sich zum Widerstand gegen Euer Reich vorbereiteten; die einen bewachen wir treu in Eurem Namen, die anderen haben wir der Erde gleich gemacht ..... Möge sich Eure Weisheit aller der Uebel erinnern, welche der Hof der Päpste und die Herren, von denen wir sprechen, den Kaisern, Euren Vorgängern, angethan haben. Dieselben Leute, im Bunde mit dem Sizilianer, bereiten Euch noch größere Uebel" ....

Der Kaiser blieb taub — «aures abnuit» heißt es bei Otto von Freisingen — für die Prophezeihungen dieses Schreibens, mehr taub vielleicht für die Bitten eines Volkes, das die Freiheit liebte. Er ließ diesen Brief, wie den ersten, unbeantwortet und die Römer ohne Hilfe, aus Rücksicht auf einen Papst, der sich als sein Feind benahm, und auf ein Papstthum, das der Feind seiner Gewalt und seines Volkes war. Da Lucius II. die Römer so verlassen sah und bei ihnen Entmuthigung voraussetzte, beschloß er, zu seinem Unheil, mit einem Streiche der Republik ein Ende zu machen und die alte Ordnung der Dinge, die weltliche Herrschaft über Rom, wieder herzustellen. Mit Staunen sah Rom eines Tages, was die uralte Stadt noch nicht gesehen hatte, wie Lucius, angethan und umgeben von der ganzen Pracht des Pontifikats, in der Mitte seiner Priester und gefolgt von zahlreichen Anhängern in Waffen, seinen Palast verließ, die Gassen durchschritt und sich dem Capitol entgegenbewegte, um es durch Ueberraschung oder Sturm zu nehmen. Er hoffte, daß die Thore vor ihm, dem Priesterkönig und seinem priesterlichen Hofe, sich öffnen würden; wo nicht, so wollte er sie mit den Bewaffneten stürmen. Das Volk starrte die Prozession eine Zeit lang regungslos an und wußte nicht, was beginnen. So konnte sich Lucius ungehindert dem altehrwürdigen Hügel nähern. Aber wie ihn das Volk dort sah und über seine Absicht nicht mehr im Zweifel sein konnte, schämte es sich, seine Vertreter, die auf dem Capitol saßen, ohne Hilfe zu lassen. Es erwachte aus seinem Staunen und im Augenblicke fiel von allen Seiten auf den geistlich-kriegerischen Aufzug ein Regen von Steinen, ja von gewaltigen Felsstücken herab; priesterliche, wie weltliche Stürmer ergriffen die Flucht, manche blieben auf dem Platze und der Papst selbst wurde von einem Felsstücke getroffen und so schwer verwundet, daß er wenige Tage nach dieser Entwürdigung seines Priesterthums der Wunde erlag.

Die Kardinäle erwählten nun in aller Stille und Schnelligkeit den Florentiner Bernhard, Schüler des heiligen Bernhard, einen einfältigen Mann, der als

Digitized by Google

Digitized by Google

Th. Brooks gem. Druck von A. Schüller V. Freer gest.

Traum einer Mutter

Verlag von Franz v. Hoffmann in Stuttgart

Digitized by Google

Eugen III. den päpstlichen Stuhl bestieg. Die Römer protestirten gegen seine Wahl, da sie, im Widerspruche mit dem alten Rechte, daß sie ebenfalls herstellen wollten, ohne Bewilligung und Wissen des römischen Volkes und des Kaisers vorgenommen worden, und der neue Papst entfernte sich nächtlicherweile mit einigen Kardinälen, um von nun an einen Krieg mit den Römern zu führen, der beinahe so lange dauerte, als sein Leben. Nur gezwungen, als er bedrängt war, machte er einen Frieden unter der Bedingung, daß die römische Verfassung fortbestehen, er aber den Präfekten von Rom zu ernennen haben solle. Dieser Ausdauer wegen, die er im Hasse gegen die Römer und im Kampfe für seine weltliche Gewalt zeigte, wurde er viel gelobt und die Geistlichkeit behauptete, es sei mit seiner Erhebung auf den päpstlichen Thron über den einfältigen Mann die göttliche Gnade und Weisheit gekommen; die Sache ist aber die, daß sein Lehrer, der heilige Bernhard, hinter ihm stand und ihn fortwährend leitete, wie die zahlreiche und ununterbrochene Correspondenz zwischen Beiden beweist.

Zur Zeit des Regierungsantrittes Eugens erscheint Arnold auf dem römischen Schauplatze. Der schweizerische Geschichtsschreiber Johannes von Müller läßt sich von einer Chronik und seinem Patriotismus zu der Behauptung hinreißen, daß Arnold in Rom von zweitausend Schweizern begleitet erschienen sei und mit Hilfe dieser Schweizer die Freiheit hergestellt habe. Von dieser Angabe einer einzigen Chronik wissen alle andern Zeitgenossen nichts; auch bedurfte es der Schweizer nicht, um die Freiheit herzustellen, da diese schon hergestellt war: wohl aber ist es möglich, daß eine Anzahl Schüler und Anhänger den Lehrer aus seiner Verbannung in's Vaterland begleiteten. Ob Arnold von Brescia von freien Stücken sich in den Theil seines Vaterlandes begab, wo er unter dem Schutze der Freiheit allein Sicherheit fand, wo er seine Lehren sich verwirklichen sah und wo er die Art an die Wurzel des großen Uebels legen konnte, oder ob er von seinen Anhängern dahin berufen worden, um das abergläubische Volk aufzuklären und die Anhänger, die er daselbst bereits besaß, in ihrer Ueberzeugung zu kräftigen, ist ungewiß. Wir wissen nur, daß er in Rom mit Triumph empfangen worden, daß er mit neuem Eifer an sein Apostelamt ging und daß er die neue Verfassung Roms, um sie zu befestigen, den bestehenden Verhältnissen anzupassen, sowie mit den theuersten Erinnerungen der Römer in Einklang zu bringen suchte, indem er ihnen rieth, aus den bestehenden adeligen Geschlechtern die alte römische Ritterschaft neu zu schaffen, dem Senate zwei Konsuln und dem Volke, zur Vertheidigung seiner Freiheiten, Tribunen beizugeben; endlich die Oberherrlichkeit des Kaisers laut zu bekennen und dessen Rechte genau zu bestimmen. Durch den Anblick der römischen Ruinen und durch den Gedanken, von Rom aus nicht, wie in Brescia, nur auf eine Diözese, sondern auf die ganze Christenheit und die Reinigung der ganzen Kirche zu wirken, neu begeistert, stellte er die geistlich-weltliche Herrschaft in ihrer ganzen Verwerflichkeit, sammt allen ihren traurigen, verderblichen Folgen, in seinen Predigten mit hinreißender Beredtsamkeit dar und vermehrte im Volke, während des ganzen Pontifikats Eugens, den Anhang der neuen Ordnung der Dinge. Er wurde die Hauptstütze der römischen Freiheit, und seiner Wirksamkeit ist es wohl zu danken, daß der Papst nach einem beinahe achtjährigen Kampfe, die Vergeblichkeit desselben erkennend, am Ende seines Lebens mit den Römern Frieden schloß und ihre Unabhängigkeit vom päpstlichen Stuhle anerkannte. Denn Arnold begeisterte und belebte nicht nur das Volk, er hielt auch in den Wechselfällen des Kampfes den Senat aufrecht und ermuthigte diesen, indem er ihm vorstellte, daß es sich bei Rettung der römischen Freiheit nicht nur um zeitliche Güter und um Rom handle, sondern um den Dienst Gottes, um das Wohl der Kirche, um das Heil der ganzen Christenwelt.

Eugen III., der thatsächlich den Stuhl Petri eingenommen hatte, ohne eine weltliche Gewalt damit zu verbinden, starb am 7. Juli 1153; ihm folgte Anastasius, der aber schon nach wenigen Monaten mit Tod abging, und schon im Dezember selbigen Jahres saß Hadrian IV. auf dem päpstlichen Throne.

Dieser Papst schien seine Würde mit dem festen Entschlusse angetreten zu haben, sich des gewaltigen Widersachers Arnold, der weder zu widerlegen noch zu gewinnen war, um jeden Preis zu entledigen und ihn, sei es durch welche Mittel immer, aus Rom und aus der Welt zu schaffen. Vor Allem sprach er den Bann über ihn aus und erkommunizirte ihn, als einen Erzketzer: aber der Bann war wirkungslos, da der Senat ihn in Schutz nahm, und selbst die Exkommunikation machte auf das Volk keinen Eindruck, da ihm Arnold das Eitle und Unberechtigte dieses Schrittes auseinandersetzte. Da benützte Hadrian einen an einem Kardinal begangenen, mit Arnold und der römischen Bewegung nicht im Geringsten zusammenhängenden Mord, um sich aus der Stadt zu begeben und diese so lange mit dem Interdikt zu belegen, bis sie Arnold aus ihren Mauern gejagt haben werde. Es war zum ersten Male, daß die ewige Stadt selbst, die Stadt der Päpste, die Grabstätte der Apostelfürsten, mit dem Interdikt belegt wurde; es war die Zeit, in welcher dieser Fluch noch sehr gefürchtet wurde, und der Eindruck dieser Maßregel auf das Volk war ein weit größerer, als man nach der neunjährigen Freiheit hätte glauben sollen. Auch hatte der Papst den günstigsten Moment gewählt. Die heilige Woche kam heran; alle Kirchen waren geschlossen, alle Glocken waren stumm; kein Gottesdienst wurde gefeiert, kein Sakrament, nach dem sich der Gläubige um diese Zeit besonders sehnt, wurde ertheilt. Die Geistlichen bearbeiteten das Volk, den Papst um Aufhebung des Interdikts anzuflehen und, damit ihm diese Bitte gewährt werde, Arnold zu verjagen. So entstand denn ein Tumult, der Arnold zwang, die Stadt zu verlassen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Sallenche und der Montblanc.

Auch Berge haben ihre Geschichte, so gut wie Völker, Städte und Menschen. Athos und Parnassus, Libanon und Sinai, Ophir und Aetna, haben eine Geschichte, welche bis in's höchste Alterthum, ja durch Religion und Mythologie fast bis an die Grenze ihrer eigenen geologischen Entstehungsperiode hinaufreicht. Auch der Montblanc hat seine Geschichte, nur ist sie ganz neuen Datums; sie ist just hundert Jahre alt, denn im Jahr 1762 machte Pierre Simon von Chamouni den ersten Versuch, diesen höchsten Berg Europa's zu besteigen. Doch kann die hundertjährige Jubiläumsfeier der Besteigung des Montblanc erst in 24 Jahren gefeiert werden, da Simons und alle anderen Versuche erfolglos waren, bis es Dr. Paccard und Jacques Balmat am 8. August 1786 glückte, den Gipfel zu erreichen.

Ja, selbst das Chamounithal, welches jetzt von Myriaden von Lustreisenden alljährlich besucht wird, dessen Gasthöfe mit dem Luxus großstädtischer Hotels ausgerüstet sind, und wo sogar eine Zeit lang eine Spielbank betrieben wurde, war noch vor 120 Jahren eine solche terra incognita, daß der erste Versuch, den zwei Engländer, Windham und Dr. Pocod, im Jahr 1743 mit großem Gefolge und wohlbewaffnet von Genf aus unternahmen, mehr einer Entdeckungsreise in das Innere einer Südseeinsel, als einem Besuche eines friedlichen Alpenthales glich. So verrufen war das obere Arvethal, daß die Genfer, die doch an den täglichen Anblick des oft noch in die Nacht hinein leuchtenden Schneegipfels gewohnt waren, und an deren Wällen der Strom selbst, freilich oft mit höllenschwarzen Fluthen, der laufenden Rhone entgegenführt, der Montblanctette nur den Namen Les Montagnes maudites gaben, und das protestantische Rom so abergläubig war, zu behaupten, daß dieses Thal nur von Menschen bewohnt sein könne, welche zur Strafe ihrer Sünden ihr Leben inmitten des ewigen Schnees abbüßen müßten.

Der Ruhm, das Chamounithal entdeckt zu haben, gebührt aber streng genommen nicht jenen zwei Engländern. Schon um das Jahr 1090 ist von Aymon, Comes Gebennensis, d. h. Grafen der savoyischen Provinz Genevois, in diesem Thale ein Kloster gestiftet worden. Die Stiftungsurkunde wurde aber erst im Jahr 1825 von einem Engländer, dem Kapitän Sterwill, in einer alten, aus einer Rumpelkammer hervorgezogenen Kiste entdeckt. Da diese Urkunde in Deutschland noch nicht bekannt geworden ist und sie zugleich die Etymologie des Namens Chamouni enthält, so theilen wir sie ganz mit:

In nomine Sanctae et Individuae Trinitatis.

Ego, Aymo, Comes Gebennensis, et filius meus Girodlus, damus et concedimus Domino Deo Salvatori nostro, et Sancto Michaëli Archangelo de Clusâ, omnem *campum munitum*, cum appenditiis suis, ex aquâ quae vocatur *Dionsa*, et rupe quae vocatur alba, usque ad *Balmas*, sicut ex integro ad comitatum meum pertinere videtur; id est, terras, sylvas, alpes, venationes, omnia placita et Banna; et Monachi Deo et Archangelo servientes, hoc totum habeant, et teneant, sine contradictione alicujus hominis, et nihil nobis nisi cleemosynas et orationes pro animabus nostris et parentum nostrorum retinentes.

Ego Andreas, Comitis Capellanus, hanc cartam praecepto ipsius Comitis scripsi et tradidi, feriâ 7a Innâ. Papa Urbano regnante.

Wir sehen nun aus dieser Urkunde, daß Chamouni seinen Namen von campus munitus, d. h. befestigtes Feld, franz. champ muni, herleitet, befestigt nicht durch Menschenhände, sondern durch die unübersteigbaren Gebirge, die es von allen Seiten umgeben. Dionsa ist der ursprüngliche Name der Dioza, eines Gebirgswassers, das bei Servoz herunterstürzt, und das usque ad Balmas ist nichts Anderes, als der Col de Balme, der das Chamounithal vom Wallis trennt.

Bald nach der Gründung des Benediktinerklosters kamen viele Fremde, um sich im Thale niederzulassen, obschon sie im Lehensverband mit dem Kloster verbleiben mußten; und daß die Einwanderung nach im 14. Jahrhundert fortdauerte, beweist ein Edikt des Priors vom 20. Jan. 1330, welches jedem neuen Ankömmling die dem Kloster zu leistenden Abgaben und Lasten einschärft, und ihn im Falle der Nichtbefolgung mit der Verbannung aus dem Thale bedroht.

Das unmittelbar um das Kloster sich bildende Dorf behielt den Namen Prieuré, und wird noch heute von den Einwohnern so genannt, da Chamouni das Thal selbst bezeichnet.

Aus derselben halbvermoderten Urkundenliste wurden noch andere interessante Dokumente gezogen. So erfehen wir z. B., daß am 4. Oktober 1443 der Bischof von Genf, begleitet von dem Abte und zwei Kaplanen nebst Dienerschaft, das Kloster besuchte. Die ganze Reise wurde, wie ausdrücklich bemerkt wird, zu Fuß gemacht. Den Rückweg nahm der Bischof über Annecy, da er wahrscheinlich von Sallenche aus durch das Megevethal über Ugine an den Annecy-See kam, also schon damals ein Alpenthal durchzog, das heutzutage von Touristen nur selten durchwandert wird, obschon sich durch dasselbe eine weit interessantere und viel weniger beschwerliche Tour du Montblanc bewerkstelligen ließe, als durch die gewöhnliche Route über Contamines und den Col de Bonhomme. Denn auf der ganzen Montblanctour gibt es nichts Trostloseres, und bei einfallendem Nebel oder Sturm nichts Gefährlicheres, als die Passage über den Col de Bonhomme oder den Col du Four zum Col de la Seigne, von welchem aus man nach Courmayeur herabsteigt; während man von St. Gervais oder Sallenche aus durch das von einem guten Saumwege durchzogene Megevethal nach Ugine und Albertville gelangt, von dort aus durch das saftige aller savoyischen Thäler, das Beaufortthal, über den mattenbedeckten Paß Les Cormets nach Chapüi kommt, von wo aus man entweder über den Col de la Seigne, oder auf bequemerem und nicht minder interessantem Wege über Bourg St. Maurice und den kleinen Bernhard Courmayeur erreichen kann. Wir erwähnen dieses beiläufig, weil so viele Wanderer gerne die Tour du Montblanc machen, die auf dem bisher üblichen Wege — von Martinach über Tête noir (oder Col de Balme), Col de Forclaz (oder Col de Boja), Col de Bonhomme (oder du Four), Col de la Seigne, Col de Ferret in's Wallis zurück — zu wenig Abwechslung bildet, vom Wetter abhängig und jedenfalls sehr beschwerlich ist, während die hier vorgeschlagene, von deren Vorzügen der Verfasser dieser Zeilen sich persönlich überzeugt hat, die größte Abwechslung bietet, durch bewohnte Thäler führt, in welchen überall Gasthäuser zu treffen sind, die Kosten der Führer erspart, indem nur von den Grenzhütten Roleier über den Paß Les Cormets einer nöthig wird, und durch einen Abstecher an den, die Hochalpenwelt mit dem Hügelande vermittelnden, allzuwenig besuchten Annecysee noch einen weiteren Reiz gewinnt. Auch kann, statt des höchst langweiligen Col de Ferret, von Courmayeur über Aosta der große Bernhard überschritten werden, der den Wanderer nach Martinach zurückbringt.

Doch zurück zur Geschichte des Chamounithales. Einen Beweis, wie besucht dieses Thal auch im 16. Jahrhundert

Digitized by Google

war, gibt ein Aktenstück Philipps von Savoyen, Herzogs von Nemours und Grafen von Genf, welches den Einwohnern die Berechtigung ertheilt, zweimal des Jahres, am 15. Juni und letzten September, einen Jahrmarkt zu halten, und mit den lockenden Worten schließt: Tous les marchands allants et venants avec leurs marchandises, sans estre aucunement empeschés ny arrestés pour dettes, ny pour autres choses quelconques en quelle manière que ce soit. Drei Jahre darauf ertheilte derselbe Fürst die Erlaubniß, jeden Dienstag einen Wochenmarkt zu halten, der jetzt noch an diesem Tage abgehalten wird.

Unter dem Datum 1567 finden wir ein Dekret des Obergerichtshofes von Savoyen, welches dem Abt von Sallenche und dem Prior von Chamouni erlaubt, auf ihre gemeinschaftlichen Kosten eine steinerne Brücke über die Arve bei Servoz zu bauen, „breit genug für Fußgänger und Reiter, sowie für waarenbeladene Saumthiere“. Es ist dieß dieselbe Brücke, die jetzt unter dem Namen Pont Pélissier bekannt ist. Damals war das Schloß St. Michel, dessen Ruinen man in der Nähe der Brücke auf einem Hügel sieht, noch bewohnt, aber die Stadt St. Denis, welche an der Stelle stand, wo Servoz jetzt ist, war schon längst zerstört worden durch den Dammbruch eines großen Sees, dessen Bassin jetzt noch sichtbar ist — nämlich der niedere Wiesengrund, der sich vom Fuße des Schlosses St. Michel zum Dorf Servoz bis zum Eingang in das romantische, aber ganz unbesuchte Thal Châtelas ausbreitet, von welchem aus der See sein Wasser erhielt. Noch hat ein kleiner Weiher, welcher seitwärts von der Straße liegt, den Namen „Vac“ beibehalten. Wer, statt den gewöhnlichen Weg über Servoz, durch das Bal de Châtelas wandert, wird noch die Ueberreste des Aquäduktes treffen, welcher Wasser von dem See in die Stadt St. Denis leitete. Der Fußpfad führt an der Ruine des Schlosses St. Michel vorbei, überschreitet die Niederung, welche früher der See ausgefüllt hatte, und zieht sich dann links zu dem Aquädukt, von wo aus der Fahrweg in der Ebene von Passy wieder erreicht werden kann.

Am 30. Juli 1606 besuchte der heilige François de Salés, als Bischof von Genf, in Begleitung von nur zwei Personen das Kloster. Er kam zu Fuß an, und wohnte in einer Hütte im Dorfe, welche heute noch gezeigt wird. In seinem Tagebuche findet man die Beschreibung dieser Wanderung. Er hatte mit sehr schlechtem Wetter zu kämpfen, die Wege waren durch Ueberschwemmungen zerrissen, er blutete an Händen und Füßen, da er über die Felsenblöcke klettern mußte, welche den Fußpfad an der Arve vom Pont Pélissier aufwärts verrammelt hatten, denn damals führte der Weg nicht über Les Montées, sondern durch die Arvenschlucht hindurch. Franz von Sales verweilte mehrere Tage im Dorfe, besuchte und tröstete die Kranken und Armen, spendete reichliche Almosen, und wurde bei seiner Abreise von der ganzen Einwohnerschaft weit hinab begleitet.

Die Bischöfe von Genf besuchten auch später diesen entfernten Punkt ihres Sprengels; um so auffallender ist es, daß in der Stadt Genf selbst gar kein Interesse für das Chamounithal wach wurde, daß die bekannte Wanderlust der Genfer sie nicht zu den Quellen des Flusses führte, der unmittelbar an ihrer Stadt vorbeiströmt, und daß selbst Jean Jacques Rousseau, der doch ein so begeisterter Verehrer der Alpenwelt war, nie den Drang empfand, den Montblanc in der Nähe zu sehen.

Wäre die heiße Quelle zu St. Gervais, an welcher jetzt so viele Leidende Stärkung und Gesundheit suchen, früher entdeckt worden, so wäre gewiß auch das Chamounithal früher der Wanderlust eröffnet worden. Allein erst vor etwa 40 Jahren wurde sie entdeckt, und zwar durch Zufall. Ein Rasenflecken, den der Wasserdampf inmitten des Schnees im Winter grün erhalten hatte, und der Umstand, daß die Ziegen stets mit der größten Gier die Steine beleckten, welche auf diesen Matten lagen, veranlaßte den Besitzer dieser Weide, einen Herrn Gontard, zu näherer Untersuchung. Er fand, daß die Steine mit einem Flaum überzogen waren, beim Herausnehmen sich ganz lau anfühlten, und daß der Boden, in dem sie staken, heiß war. Ein paar Schaufelstöße, und eine reiche heiße Quelle sprudelte hervor, mit einer Temperatur von 33° R. und eisen- und schwefelhaltig. Herr Gontard faßte sie sogleich, baute ein Badhaus, und jetzt schimmern die eleganten Pavillons mit den schönen Gartenanlagen dem Wanderer entgegen, wenn er den Pont St. Martin bei Sallenche erreicht, von wo aus sich der erste ununterbrochene Anblick der Montblanckette darbietet. Es ist auffallend, daß die Herren Pocock und Windham in ihrer ausführlichen Schilderung ihrer Chamounithalentdeckung von dem Eindrucke der Aussicht von dieser Brücke aus nichts erwähnen. Ueberhaupt scheinen sie wenig Sinn für Naturschönheiten gehabt zu haben, denn in ihrem ganzen Berichte, welcher im Jahr 1744 zu London erschien, sprechen sie nur von den überwundenen Schwierigkeiten, aber nichts von der Erhabenheit der Scenerie. Wie wir zu beweisen versucht haben, gebührt ihnen nur das Verdienst, das Interesse der gebildeten Welt zum erstenmal auf die Eigenthümlichkeit der Montblanegletscher gelenkt zu haben; die Naturschönheiten dieses Alpenthales hat erst Saussure entdeckt, und uns Deutsche hat erst Goethe dieselben ahnen lassen. Mit Saussure beginnt auch die Geschichte der Montblanebesteigungen, deren Schilderung wir einem besondern Artikel vorbehalten.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Ein Lebensbild von Ludwig Gantter.

Das Leben so vieler Tonkünstler beschränkt sich auf eine Geschichte getäuschter Hoffnungen, vergeudeter Kräfte, in der Entwicklung gehemmter Fähigkeiten oder allzu vorzeitig bahnbrechendem, ungeregelten Schaffens, wo meistens noch das Ringen mit den materiellen Lebensbedürfnissen, der Kampf mit der gemeinen Alltagswelt, der Mangel an Mitgefühl und Theilnahme, an Würdigung und Verständniß von Seiten der Mitlebenden hinzukommt. Wie manche geniale Persönlichkeit ist so zu Grunde gegangen, oder hat wenigstens nie die ungetrübte Muße und die sorgenfreie Stellung erlangen können, um sich ihrer Kunst mit ungetheilter Kraft und Liebe hinzugeben! Einen ganz anderen Anblick gewährt uns die künstlerische Laufbahn des größten Tondichters der nachbeethoven'schen Kunstperiode, des nach Goethe's Ausdruck „zu einer glücklichen Stunde geborenen“ und auch durch seinen Vornamen als glücklich bezeichneten Felix Mendelssohn-Bartholdy. Als Sohn wohlhabender, hochgebildeter Eltern, als Enkel eines in der Literaturgeschichte des deutschen Volkes glänzend hervorragenden Mannes, durfte er sich von Kindheit auf in den für die Entwicklung seines augebornen musikalischen Talentes günstigsten Verhältnissen bewegen, und dieser Lebenslage ist sicherlich jene Formvollendung, jene geregelte Phantasie, jene ruhige Innigkeit der Empfindung

Digitized by Google

und jenes Erschließen der Naturgötterwelt zuzuschreiben, welche ihm zum Hauptre einer neuen Schule und zum Lieblig aller Freunde der Tonkunst machten.

Felix Mendelssohn erblickte das Licht der Welt zu Hamburg am 3. Februar 1809, wo sein Vater, Abraham Mendelssohn, der Sohn des großen Philosophen Moses Mendelssohn, ein angesehener Bankquier war. In demselben Hause hinter der Michaeliskirche, das auch nach dem großen Brande noch stehen geblieben, ward ein Jahr später Mendelssohns treuer Freund und Kunstgefährte, der berühmte Violinspieler Ferdinand David, geboren. Felix war das zweitgeborene von vier Geschwistern, von denen seine ihm an musikalischer Begabung ebenbürtige, vielgeliebte Schwester Fanny das älteste war. Paul und Rebekka hießen die zwei jüngeren Geschwister. Seine Mutter, eine geborene Barthold, war eine hochbegabte Frau, die sich dem vollen Genusse der Kunst und Literatur überließ, ohne aus der Bahn der Weiblichkeit zu schreiten. Ja, sie wird als eine vortreffliche Hauswirthin gerühmt, die ohne Ermüden die fleißigen Hände rührte. Anspruchslos und sanftmüthig, herzlich und voll Liebe, besaß sie jenen Ton der Feinheit und des geistigen Adels in Manieren, Gedanken und in Konversation, welche es der Mutter eines Genius möglich machen, die Atmosphäre, in welcher er geboren und auferzogen wird, zu wärmen und zu läutern. Auch der Vater war ein Mann, der, weit über den Geschäftskreis des materiellen Gewinnes erhaben, den von seinem Vater ihm als geistiges Erbgut hinterlassenen Adel der höheren Bildung in ungetrübtem Glanze zu erhalten strebte. Sein Haus bildete in Hamburg und, als er drei Jahre nach Felix' Geburt nach Berlin übersiedelte, auch in dieser damals geistig kalten, fast cynischen Residenz einen Hort der Literatur und Kunst, und wir werden weiter unten aus Moscheles' Tagebuch ersehen, welcher Art die Pflege der Musik war, die dieses Haus vor allen anderen in Berlin auszeichnete. Kein Wunder daher, daß das Talent zur Musik, das Felix mit seiner Schwester Fanny theilte, bei beiden Kindern schon so frühe sich ausbilden und zu so überraschender praktischer Fertigkeit gelangen konnte. Schon in seinem achten Jahre spielte der Knabe das Klavier mit bewundernungswerther Technik, und eben so früh zeigte sich jenes Luchsauge für Partiturspiel, mit welchem er nach Zelters Versicherung „in der Partitur eines prachtvollen Konzerts von Sebastian Bach sechs reine Quinten nach einander entdeckte, die er (Zelter) vielleicht niemals gefunden hätte," und jenes feine, scharfe Gehör, das mitten unter der Entwicklung der gewaltigsten Tonmassen den falschen Ton eines einzigen Instrumentes oder das Detonieren einer Menschenstimme augenblicklich wahrnahm. Ein großes Glück für ihn war es, daß die zwei hervorragendsten Künstler und Lehrer Berlins seine Studien leuen durften. Nachdem seine Mutter ihn in den Anfangsgründen der Musik unterrichtet hatte, wurde Ludwig Berger sein Lehrer im Klavierspiel, in der Tonsatzlehre Zelter, der Freund Goethe's. Der erstere war ein Schüler Clementi's, und nicht nur ein ausgezeichneter Pianist und strenger Lehrer, sondern auch ein tüchtiger Komponist für sein Instrument, so daß seine Klavierwerke keineswegs die Vergessenheit verdienen, in welche die spätere Virtuosität der Thalberg-Liszt'schen Schule sie zurückgedrängt hat; vielmehr jedem Pianoforteschüler, dem es um die Erwerbung einer klaren, saubern und kräftigen Technik zu thun ist, werden Bergers Etuden, Sonaten, Toccaten und Rondo's (sammtlich das Alla turca), welche sämmtlich im Stich erschienen sind, vom größten Nutzen sein. Ihm verdankte Mendelssohn seine eigene klare, kräftige und doch rapide Technik, welche ihn zu einem der tüchtigsten Klavier- und Orgelspieler machte, und daß er auch Bergers gediegenen Klaviertompositionsstyl in sich von Anfang an zu verarbeiten suchte, das beweisen seine ersten drei Quartette für Pianoforte und Streichinstrumente (Op. 1 bis 3), seine sieben Charakterstücke für das Pianoforte (Op. 7), welcher leider zu wenig bekannt sind, da sie allerdings den Liedern ohne Worte gegenüber für die modernen Ohren etwas trocken erscheinen können, und besonders seine erste Sonate für Pianoforte (Op. 6), in welcher der ganze zukünftige Mendelssohn mit prophetischem Zeugnisse seiner schönsterischen Art und Weise auftritt. Leider ist diese reizende Komposition, die ich den Prolog zu Mendelssohns Tonschöpfungen nennen möchte, bei uns in Süddeutschland wenigstens eben so unbekannt, wie die Charakterstücke, und doch macht ihr melodischer, weich modulirter erster Satz im $^6_8$ Takt, ihr scherzo-artiges Menuetto, in dessen Mitte ein köstliches Lied ohne Worte auftaucht, der darauf folgende, ganz eigenthümlich fugirte Recitativsatz, aus welchem ein Sommernachtstraum auftsteigt, und das brillante Allegro Vivace des Schlußsatzes, dessen Pianissimosätze elfenhaft dazwischen klingen, diese Sonate zu einem Juwel der Pianoforteliteratur.

Nicht minder erfolgreich war der Unterricht in der Tonsatzlehre, den ihm Zelter ertheilte. Obschon lange Jahre mir Dilettant in der Musik — er trieb ursprünglich das Handwerk eines Maurermeistres — war Zelter doch eine kernige, gediegene Künstlernatur, welche mit eisernem Fleiße die Tiefe der Wissenschaft ergründete, und mit richtigem Gefühl die Poesie der Kunst erfaßte. Seine Korrespondenz mit Goethe zeigte ihn als einen höchst gebildeten Mann, der es vermochte, einem so universellen Genius mit seinen Kunstansichten zu imponiren, und es gebührt ihm das unvergängliche Verdienst, durch die Leitung der Singakademie den Berlinern Lust und Liebe zur wahren Musik geweckt zu haben, auch darf er durch die Gründung der Berliner Liedertafel als Pflanzvater des jetzt in voller Blüthe stehenden deutschen Männergesanges betrachtet werden. Zelter erkannte schnell die geistigen Fähigkeiten seines jungen Schülers, und um dessen übersprudelnde Phantasie zu zügeln und zu formen, unterrichtete er ihn hauptsächlich im Zugenstyl und flößte ihm frühzeitig jene Liebe zur alten Kirchenmusik und zu den gigantischen Choralwerken Händels und Bachs ein, welche später den Tondichter des Paulus und des Elias zum größten Oratorienkomponisten der Neuzeit machen konnten.

So erfreut war Zelter über die Forschrite des Knaben Felix, daß er in seiner Korrespondenz mit Goethe diesem regelmäßige Berichte darüber abstattete. Diese Mittheilungen hatten die für die geistige Entwicklung des Knaben höchst wichtige Folge, daß Goethe sich für Felix lebhaft interessirte und sich bald in brieflichen Verkehr mit ihm setzte. Wir haben nur zu bedauern, daß der Briefwechsel zwischen Mendelssohn und Goethe noch nicht veröffentlicht worden ist, und müssen uns begnügen, aus Zelters und Goethes Briefwechsel den Bertauf der freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Dichterfürsten und dem Kunstjünger fragmentarisch zu verfolgen.

Nachdem Zelter öfters an Goethe über die Forschritte seines besten Schülers in Worten, wie: „Klavier spielt der Junge wie 'n Teufel", oder: „Felix ist noch immer der Obermann" berichtet hatte, kündigte er dem Dichter im Herbst 1821 seinen und seines Schülers Besuch mit den Worten an: „Meiner Doris und meinem besten Schüler will ich gern Dein Angesicht zeigen, ehe ich von der Welt gehe." Im November desselben Jahres fand der erste Besuch Mendelsohns bei Goethe statt. Hierauf schrieb Goethe unterm 5. Februar 1822: „Auch Felix sag' ein gutes Wort und seinen Eltern. Seit Eurer Abreise ist mein Flügel verstummt; ein einziger Versuch, ihn wieder zu erwecken, wäre beinahe mißlungen."

Mendelssohn versuchte sich nun in der Komposition von Liedern. Zwei Sammlungen (Op. 8 und 9), je von zwölf Gesängen für eine Singstimme, zeugen von seiner Begabung für das deutsche Lied und für seine Anschmiegung an die Klänge der Natur, die aus allen seinen Kompositionen hervortönen. Schon die Titel der Lieder zeigen dieß, wie: Minnelied im Mai, das Heimweh, Erntelied, Pilgerspruch, Frühlingslied, Maienlied, Abendlied, im Grünen, im Herbst, Frühlingsglaube. Bezeichnend ist die Ueberschrift der beiden Hefte der zweiten Sammlung (Op. 9); das erste hat den Titel: „Der Jüngling", mit den Liedern wie: Frage (Nr. 1), Geständniß (Nr. 2), Wartend (Nr. 3), Scheidelied (Nr. 6); den In-

Digitized by Google

halt des zweiten Heftes: „Das Mädchen" überschrieben, bilden Lieder wie: Sehnsucht (Nr. 7), Ferne (Nr. 9), Verlust (Nr. 10), Entlagung (Nr. 11), die Nonne (Nr. 12); in beiden spinnt sich ein kleiner Roman ab, die Komposition mit ihrer zartbelaiteten Klavierbegleitung athmet eine jugendlich warme, deutsche Empfindung. Und derjenige, der diese Empfindungen, diese ersten Liebesregungen enthüllte, war ein Knabe von vierzehn Jahren!

Der Knabe wagte sich aber an noch Größeres. Er hatte schon früher drei Operetten komponirt, die natürlich noch schülerhaft waren, auch nie herausgegeben wurden. Allein in seinem fünfzehnten Jahre vollendete er eine zwei-

Felix Mendelssohn Bartholdy

aktige komische Oper: „Die Hochzeit des Camacho" (Op. 10), welche in Berlin beifällig aufgenommen wurde, und im vollständigen Klavierauszug vom Komponisten (Leipzig, bei Hofmeister) erschienen ist. Ueber dieses Werk berichtet Zelter unterm 8. Februar 1824 an Goethe: „Gestern Abend ist Felixens vierte Oper vollständig nebst Dialog unter uns aufgeführt worden. Das Werk hat einen hübschen Beifall gefunden. Von meiner schwachen Seite kann ich meiner Bewunderung kaum Herr werden, wie der Knabe, der soeben fünfzehn Jahre geworden ist, mit so großen Schritten fortgeht. Neues, Schönes, Eigenes, Ganzeigenes ist überall zu finden. Geist, Fluß, Ruhe,

Digitized by Google

Wohlklang, Ganzheit, Dramatisches. Das Massenhafte wie von ersahrenen Händen. Orchester interessant, nicht erdrückend, ermüdend; nicht blos begleitend. Die Musici spielen es gern, und ist doch eben nicht leicht. Das Bekannte kommt und geht vorüber, nicht wie genommen, vielmehr an seiner Stelle willkommen und zugehörig. Munterkeit, Jubel ohne Hast, Zärtlichkeit, Zierlichkeit, Liebe, Leidenschaft, Unschuld. — Die Ouvertüre ist ein sonderbares Ding. Du denkst Dir einen Maler, der einen Klecks Farben auf die Leinwand schmeißt, die Masse mit Finger und Pinsel austreibt, woraus zuletzt eine Gruppe an den Tag kommt, daß man fort und fort überrascht sich nach einer Begebenheit umsieht, weil ja geschehen sein muß, was wahr ist. Freilich spreche ich wie ein Großvater, der seinen Enkel verzieht. Ich weiß wohl, was ich sage, und will nichts gelagt haben, als was ich zu beweisen wüßte. Zuerst durch Beifall in Menge, den man am aufrichtigsten durch Orchesterlente und Sänger einholt, denen man bald abmerkt, ob Kälte oder Widerwillen, oder Liebe und Gunst Finger und Kehlen bewegt. Du mußt ja so was wissen. Wie der Mund gefällt, der dem andern zum Munde redet, so der Komponist, welcher dem Ausführenden vorlegt, was ihm gelingen kann und dieser mitgenießend weiter vertheilt. Das allein will schon Alles sagen."

Diese Fortschritte in der Komposition und dem Klavierspiel sind aber um so erstaunenswerther, wenn man bedenkt, daß Hand in Hand mit den musikalischen Studien auch die humanistischen gingen. Abraham Mendelssohn verstümmte nichts, um seinem Sohne eine vollständig klassische Erziehung zu geben. Er hielt ihm einen philologischen Hauslehrer, unter dessen Leitung Felix Lateinisch und Griechisch mit dem größten Eifer trieb, ja mit einer Vorliebe, welche ihn sein ganzes Leben hindurch an die altklassischen Schriftsteller und Dichter fesselte. Er übersetzte im Jahr 1826 die Andria des Terenz, welche er Goethe zuschickte, der „dem trefflichen thätigen Felix schönstens danken ließ für das herrliche Exemplar ernster ästhetischer Studien; seine Arbeit solle den weimarischen Kunstfreunden in den nächst zu erwartenden langen Winterabenden eine belehrende Unterhaltung sein", und eine seiner letzten Arbeiten vor seinem Tode war die Prüfung des Sohnes eines Freundes im Griechischen! — Und mit welcher Subtilität er den antiken Geist in die moderne Musik einzuverweben verstand, werden wir bei Besprechung der Musik zur Antigone ersehnen. Bei all diesem vernachlässigte er nicht die Ausbildung seines Körpers; er war schon als Knabe ein guter Turner und Schwimmer, und übte sich auch fleißig in der Reit- und Fechtkunst.

Diese totale Ausbildung des Geistes und Körpers dünkte seinem Vater um so nothwendiger, als er es lange nicht über sich gewinnen konnte, seinen Felix ausschließlich zum Musiker heranzubilden. Er gönnte ihm die Musik als edlen geistigen Zeitvertreib, er war stolz auf den in's Kunstgebiet so weit hineinragenden Dilettantismus seiner beiden älteren Kinder, konnte es aber, wie es scheint, nicht mit der Würde und dem Glanze seines Hauses vereinbar finden, daß der Enkel eines Moses Mendelsohn Musiker vor Profession werde. Erst als der Erfolg der „Hochzeit des Camacho" ihn hoffen ließ, daß sein Sohn als Komponist den Ruhm seines Hauses auch auf das Gebiet der Kunst übertragen könne, bestrundete er sich mit der Idee, daß er die Musik als Lebensberuf treibe. Doch traute er auch hier nicht den Lobeserhebungen seiner Freunde und Lehrer, sondern wollte sich bei einem unparteiischen Richter Versicherung verschaffen. Er reiste daher mit dem Sohne im folgenden Jahre (1825) nach Paris und stellte ihn Cherubini vor, mit der Bitte, ihn zu prüfen, ob er wirklich entschiedenen Beruf zur Musik habe, und ob es der Mühe werth sei, das Talent für diese Kunst auszubilden. Felix spielte sein Pianoforte-Quartett (Op. 3) aus H-moll, wobei Baillot die erste Violine übernahm. Ohne Zweifel spielte er ihm auch seine Charakterstücke und seine E-dur-Sonate vor, denn aus dem Quartett allein, das doch noch zu sichtbar die Spuren einer jugendlichen Arbeit trägt, hätte Cherubini schwerlich seinen entschiedenen Beifall schöpfen können. Das Zeugniß dieses Meisters entschied über Felixens Beruf — und Cherubini erlebte es noch (er starb 1842), daß sein Prüfungskandidat als Stern erster Größe an dem Kunsthimmel erschien, in dem Augenblick, als der seinige am Horizonte hinabsank.

Auf der Rückreise von Paris besuchte der Vater mit Felix den seinem Hause nun ganz befreundeten Goethe. Dieser schrieb darüber unter dem 21. Mai 1825 an Zelter: „Felix producirte sein neuestes Quartett zum Erstaunen von Jedermann. Diese persönliche hör- und vernehmbare Dedication hat mir sehr wohl gethan."

Den größten Einfluß auf Mendelssohns künstlerische Ausbildung übte nun Moscheles aus, welcher sich damals in Berlin aufhielt, und dessen Schüler Felix wurde. Ein Biograph Mendelssohns bezeichnet diesen Einfluß treffend, indem er sagt: „Ludwig Berger hatte den jungen Baum gepflanzt, Zelter den Boden um ihn her umgegraben und nach Besinden den Sturmwind vorgefegt, der ihn tüchtig schüttelte, um ihn desto festere Wurzeln schlagen zu lassen. Aber noch fehlte der Kunst- und Ziergärtner, der des Baumes sorglam pflegen, die zarten Blüthen vor dem Frost bewahren und seine ersten Früchte der großen Welt zum Genusse darbieten sollte." Moscheles selbst macht über sein Lehrerverhältniß zu Mendelssohn folgende, seinen Tagebüchern entnommene Mittheilung.

„Im Herbst des Jahres 1824 gab ich in Berlin meine ersten Konzerte. Ich wurde mit der Mendelssohn'schen Familie bekannt und bald befreundet. Bei meinem täglichen Besuche lernte ich den Wunderknaben Felix kennen und lieben. Seine Jugendarbeiten waren mir damals schon vollkommene Gewährleistung seiner künftigen glänzenden Laufbahn. Seine Eltern erlachten mich wiederholt, ihm Klavierunterricht zu geben, und ungrachtet sein früherer Lehrer L. Berger damit einverstanden war, bestirte ich, dem sprudelnden Genie eine Leitung zu geben, die ihn vielleicht von dem Wege hätte abbringen können, den die göttliche Eingebung ihm bezeichnet hatte. Ich gab jedoch den wiederholten Bitten nach und ertheilte ihm Lektionen. Er spielte damals schon Alles, was ich zu spielen im Stande war, und faßte jeden Wink blitzschnell auf. Mein Es-dur-Konzert spielte er aus dem Prodebruck beinahe a prima vista, und meine Sonate melancolique spielte er besonders schön und gern."

Dieses letztgenannte Tonstück ist, nebenbei gesagt, eine der schönsten, charaktervollsten und originellsten Kompositionen des sonst nur zu häufig dem Modegeschmack seiner Zeit huldigenden Meisters. Wer sie zum erstenmale hört, der müßte schwören, es sei eine Mendelssohn'sche Komposition, so durchdrungen hat diese innig zarte, wehmüthig bewegte, aber von hoffnungsvoller Kraft gehobene Tondichtung auf Mendelssohn gewirkt. Sie bildet nur einen Satz, ein geschlossenes Tonbild, das aber von seiner Grundtonart Fis-moll häufig abweicht und bald in A-dur, A-moll, C-dur und D-dur neue Motive als Ideenglieder in das Ganze verwebt, ohne jedoch je den Charakter eines Largo con passione zu verlieren. Wir machen unsere musikfreundlichen Leser und Leserinnen auf diese technisch gar keine Schwierigkeiten darbietende Komposition Moscheles' (Op. 49) aufmerksam, wie wir es uns überhaupt im Laufe dieser Biographie zur Pflicht machen werden, auch die weniger bekannten Kompositionen Mendelssohns unserem Leserkreise zur Kenntnißnahme anzuempfehlen.

Die hier folgenden Auszüge aus Moscheles' Tagebüchern geben uns einen Blick in das ganze musikalische Treiben in Mendelssohns väterlichem Hause. Am 14. November 1824 wurde Fanny's Geburtstag gefeiert. Es wurde dabei eine Symphonie von Felix gegeben (wahrscheinlich seine erste aus C-moll, Op. 11). Er selbst spielte Mozarts C-moll-Konzert und ein ihm komponirtes Doppelkonzert in E-dur mit seiner Schwester. Zelter und viele Mitglieder der königlichen Kapelle waren gegenwärtig. Am 28. desselben Monats, Sonntag Morgens, war wieder Aufführung im Mendelssohn'schen Hause. Es wurde eine

Digitized by Google

Symphonie in D-dur von Mendelssohn gegeben. Er spielte sein Klavierquartett in C-moll (Op. 1) und seine Schwester Fanny ein Konzert von Sebastian Bach. Am 3. Dezember wurde ebendaselbst Mozarts Todtenfeier begangen und Mozarts Requiem aufgeführt. Am 12. Dez. fand wieder eine Sonntagsmorgenmusik statt, in welcher Felix sein F-moll-Quartett (Op. 2) und Moscheles mit ihm zum ersten Male sein vierhändiges Musikstück »Hommage à Haendel« spielte.

Mendelssohns Produktivität in den Jahren 1825 und 1826 ist wirklich erstaunlich. Nach seiner Oper entstanden folgende Werke:

Op. 11. Erste Symphonie. C-moll.
Op. 12. Erstes Streichquartett. Es-dur.
Op. 13. Zweites Streichquartett. A-dur.
Op. 14. Rondo Capriccioso für Pianoforte. E-dur — eine bekannte und stets beliebte Komposition.
Op. 15. Fantasie über das irische Lied: Die letzte Rose — weniger bekannt und nicht so bravourartig wie Moscheles' Fantasie über dasselbe Thema.
Op. 16. Drei Fantasien oder Capricen, A-moll, G-dur und E-dur. Zu wenig bekannt, ist auch zu vier Händen arrangirt.
Op. 17. Variations concertantes — nicht so brillant, wie die Variations sérieuses, Op. 54, aber sehr dankbar zu spielen.
Op. 18. Erstes Quintett — A-dur.
Op. 19a. Sechs Gesänge: Frühlingslied, das erste Veilchen, Winterlied, Neue Liebe, Gruß, Reiselied.
Op. 19b. Erstes Heft der Lieder ohne Worte.
Op. 20. Octett für Streichinstrumente. Eine sehr brillante Komposition, die auch im vierhändigen Arrangement sehr effektvoll ist.
Op. 21. Erste Konzert-Ouverture, zu Shakspeare's Sommernachtstraum.

Diese Komposition, welche zuerst seinen Namen in der Kunstwelt berühmt machte, die auch schon den vollen Stempel seines ätherisch-idealen Geistes trug, und stets das Entzücken der Musikfreunde sein wird, spielte der siebenzehnjährige Jüngling am 19. November 1826 im vierhändigen Arrangement mit seiner Schwester Moscheles vor, welcher sich in diesem, eine neue Kunstschule verkündenden Tonwerke von seinem Schüler übertroffen fühlen mußte. Von nun an verwandelte sich das Verhältniß des Lehrers in das eines Freundes, und das herzliche Du, das damals ihr inniges Freundschaftsband besiegelte, verkündete Jedem, der in London später die beiden Künstler zusammen zu treffen Gelegenheit hatte, daß keine Eifersucht des Ruhmes, keine Ueberflügelung des Talentes, kein divergirendes Kunststreben dieses Freundschaftsband zu schwächen oder gar zu lösen im Stande war.

Bis zum Jahre 1830, in welchem die jetzt veröffentlichten „Reisebriefe" angefangen wurden, fließen die Nachrichten über Mendelssohns Lebensumstände sehr spärlich. Wir erfahren nur, daß er 1827 die Universität zu Berlin bezog, wo er sich hauptsächlich den humanistischen Wissenschaften widmete. Unter anderen hörte er auch Hegels Vorlesungen, denn er, wie Zelter sagt: „als Hegel mit seinem Collegium bei der Musik hielt, recht gut nachschrieb und ihn wie ein loser Vogel höchst naiv mit allen persönlichen Eigenheiten zu reproduciren verstand." Bei einem solchen Zuhörer durfte sich ein Aestheiker, der selbst kein ausübender Musiker war, wohl in Acht nehmen; überhaupt ist es leichter, über die bildenden Künste und Poesie, als über die Musik ästhetische Vorlesungen zu halten. Man denke sich nun noch Hegels abstrakte Weise, alle die Erscheinungen in die Zwangsjacke eines complicirten Systemes preßte, und seine stolze, absprechende Autoritätssucht hinzu, und man kann sich vorstellen, daß den scharfen und geübten Sinnen seines Zuhörers mancher Stoff zur komischen Belustigung geboten wurde.

In demselben Jahre reiste Mendelssohn nach Stettin, um (am 16. Februar 1827) in Folge einer an ihn ergangenen Aufforderung seine neuesten Werke zur Aufführung zu bringen. Wie bedeutend sein Direktionstalent, das später in Düsseldorf, Leipzig und England sich so glänzend bewährte, schon damals hervortrat, beweist der Umstand, daß er in seinem zwanzigsten Jahre im Stande war, in der Berliner Singakademie Bachs große Matthäus-Passion zu dirigiren, welche so manchen Dirigenten schon Schweißtropfen gekostet hat, da die eigenthümlich rhythmisirten gewaltigen Chöre, die häkelige Begleitung der vollen Recitative, der coupirte Styl der Arien und das Eingreifen der Orgel dieses vierhalb Stunden ausfüllende Werk viel schwieriger zu dirigiren machen, als die Händel'schen Oratorien, welche in majestätischer Ruhe klar dahin fließen, und von denen ein geistreicher Mann sagte, sie beginnen wie Erzählungen eines Kindes und enden wie Stürme des Paradieses.

Inzwischen war Moscheles nach London übersiedelt, und da die Zeit gekommen war, in welcher Mendelssohn auf Reisen gehen sollte, zog es ihn zuerst zu seinem Freunde und Lehrer nach England. Am 26. März 1829 schrieb Mendelssohn aus Berlin an Moscheles über seine Aufführung der Bach'schen Passionsmusik und meldete seine bevorstehende Abreise. Am 20. April kam er selbst glücklich in London an. Moscheles hatte Alles zu Mendelssohns Empfang von Seiten der Künstler Londons vorbereitet. Im philharmonischen Konzerte erregte die Sommernachtstraum-Ouverture die größte Sensation. Ganz London sprach von dem jungen Komponisten mit Entzücken. In einem Konzerte, welches am 13. Juli Henriette Sontag zum Besten der überschwemmten Schlesier gab, spielte Mendelssohn mit Moscheles sein Konzert in E-dur für zwei Pianoforte's, und die Sommernachtstraum-Ouvertüre wurde zum zweitenmale mit stürmischem Beifall gegeben.

Seit der Sommernachtstraum-Ouvertüre (Op. 21) hatte Mendelssohn vor seiner Ankunft in London folgendes komponirt:

Op. 22. Capriccio brillant, H-moll für Pianoforte und Orchester (auch vierhändig arrangirt).
Op. 23. Drei Kirchenmusiken für Chor und Solostimmen mit Orgelbegleitung.
Nr. 1. Aus tiefer Noth, mit Fuge und Choral — vierstimmig.
Nr. 2. Ave Maria — achtstimmig.
Nr. 3. Mitten wir im Leben — achtstimmig.
Op. 24. Ouvertüre für Harmoniemusik. C-dur (vierhändig arrangirt, übrigens unbedeutend).
Op. 25. Erstes Konzert für Pianoforte mit G-moll — das bekannte schwungvolle Tonwerk, das mit dem Weber'schen Konzertstück und mit Moscheles' Konzert in G-moll um die Palme ringt, und von den ersten Pianisten stets mit großer Lust im Konzertsaale vorgetragen wird.

Von London aus machte Mendelssohn eine Vergnügungsreise nach Schottland. Welchen Eindruck diese Fahrt in's romantische Land auf ihn gemacht hat, das beweisen seine zwei nächstfolgenden Werke.

Op. 26. Zweite Konzert-Ouvertüre — H-moll, unter dem Titel: Die Hebriden oder die Fingalshöhle. Von dieser charakteristischen Komposition erzählt man sich die folgende Anekdote. Mendelssohns Schwestern baten ihn bei einer Visite aus Schottland, er möge doch auch etwas von den Hebriden und namentlich von der Fingalshöhle erzählen. Das läßt sich nicht erzählen, sagte er, sondern nur spielen. Darauf setzte er sich an den Flügel und spielte das geistlerhafte Thema, das er nachher während seines Aufenthaltes in Italien zur Ouvertüre ausspann.

Op. 27. Dritte Konzert-Ouvertüre: Meeresstille und glückliche Fahrt. D-dur. Schon Beethoven hatte Goethe's Gedicht, das diese Aufschrift trägt, komponirt (Op. 112), und „dem unsterblichen Goethe hochachtungsvoll gewidmet" — er hatte ein Choralwerk mit Orchesterbegleitung daraus gemacht, in welchem die hingehaltenen Accorde des Chores die tückische Stille des Meeres bezeichnen, bis bei den Worten: „in der ungeheuren Weite" das ganze Orchester in einen Aufschrei des Entsetzens und der Angst ausbricht, und dann wieder die vorige Stille zurückkehrt. Bei Mendelssohn malt nur das Orchester das bange Gefühl der Windstille, den Jubel über die erste Briese, das Signali-

Digitized by Google

siren und Einlaufen des Schiffes aus, aber nicht so dumpf brütend, wie bei Beethoven, sondern spiegelglatt, sanft aufwallend, selten brandend, und wieder ruhig an die Küste ausplätschernd.

Diese der Natur unmittelbar abgelauschte Tonmalerei ist es, welche ihn zum Haupte einer Schule macht, in welcher höchstens Gade und Sterndale Bennett Ausgezeichnetes geleistet haben, während so viele andere in eine Mendelssohn'sche Manierirtheit verfielen, ohne dieselbe mit lebendigem Hauche beseelen zu können.

Oeffentlich werden auch bald die Briefe veröffentlicht werden, welche Mendelssohn von seinem ersten Besuche Englands und Schottlands nach Hause schrieb. Vorderhand wissen wir von seinem Aufenthalt in London im Jahr 1829 nur noch, daß ihm daselbst bei einer Spazierfahrt, die einer seiner englischen Freunde mit ihm in einem Gig (zweirädrigen Wagen) veranstaltete, der Unfall begegnete, umgeworfen zu werden, wobei er sich nicht unbedeutend am Knie beschädigte. Auf Weiteres Nachricht darüber schrieb Goethe mit großer Theilnahme: „Nun aber wünschte ich zu erfahren, ob von dem werthen Felix günstige Nachrichten eingegangen sind. Ich nehme den größten Antheil an ihm; denn es ist höchst ängstlich, ein Individuum, aus dem so viel geworden ist, durch einen niederträchtigen Zufall in seiner fortschreitenden Thätigkeit gefährdet zu sehen. Sage mir etwas Tröstliches."

Noch in demselben Jahre kehrte Mendelssohn nach Berlin zurück, und im Mai des Jahres 1830 unternahm er seinen zweiten Ausflug in die Welt. Dießmal galt es dem Ziele aller Künstler, der ewig jungen Heimat der Phantasie — Italien. Dahin werden wir ihn nun an der Hand seiner Reisebriefe begleiten.

(Schluß folgt.)

Das indianische Pfeilgift als Gegengift bei Strychninvergiftungen.

Das Strychnin, welches aus der Brechnuß (Nux vomica) gewonnen wird, hat bekanntlich durch seine außerordentlich giftigen Eigenschaften eine traurige Berühmtheit erlangt. Da es als Medicament in den Offizinen vorräthig und somit, wenn schon auf Umwegen, die Möglichkeit gegeben ist, sich daßelbe im Handel zu verschaffen, so war es wohl vorauszusehen und kaum zu verwundern, daß ein Gift von so energischer und sicherer Wirkung bald als Instrument des Mordes versucht wurde. Es mußte daher sehr wünschenswerth erscheinen, ein Gegengift gegen dieses gräßliche Material aufzufinden, und dieß schient in der That in neuester Zeit gelückt zu sein.

Sonderbarer Weise ist es ein für sich selbst sehr gefährliches Gift, welches als Gegengift des Strychnins in Anwendung kommt, das sogenannte amerikanische oder indianische Pfeilgift, bekannt unter dem Namen Curaré. Es wird nach den Mittheilungen des berühmten Reisenden v. Martius von den Juris-Indianern in Nordbrasilien aus der Urari-Sporinde bereitet. Am schnellsten und sichersten wirkt es, wenn es durch eine Hautwunde unmittelbar in's Blut gelangt, weßhalb es vorzugsweise zur Vergiftung der Pfeile in Anwendung kommt.

Schon im Jahre 1856 hatte man in England beobachtet, daß ein zuerst mit Strychnin und dann mit Curaré vergifteter Frosch sich am folgenden Tage vollkommen wohl befand. Auf diese vereinzelte Beobachtung hin sind in Italien und Frankreich zahlreiche Versuche an Thieren, ja sogar an Menschen ausgeführt worden, welche alle aber nicht mit Bestimmtheit entscheiden konnten, ob dem Pfeilgift wirklich ein ausschließliches Verdienst bei dem glücklichen Ausgang einiger Fälle zuzuschreiben sei. Die Entscheidung dieser, wie begreiflich höchst wichtigen, Frage war der neuesten Zeit vorbehalten und zwar durch eine Reihe von Versuchen, welche im physiologischen Institute in Göttingen von A. Richter mit größter Umsicht und Sorgfalt an Fröschen, Kaninchen, Katzen und Hunden ausgeführt worden sind. Als Resultat derselben ergibt sich, daß die Anwendung des Curaré einfach als Gegengift gegen Strychnin zum Zweck der Erhaltung des Lebens nicht möglich ist; dagegen vermag das Curaré indirekt zur Erhaltung einer künstlichen Respiration bei Strychninvergiftungen eine höchst wichtige Rolle zu spielen. Bei einer Strychninvergiftung erfolgt der Tod in Folge davon, daß in einem Krampfanfall die Athmung so lange stillsteht, daß der Herzschlag aufhört. Die Einleitung einer künstlichen Respiration durch eine Luftröhrenfistel läßt sich hiebei deßhalb gar nicht oder nur mit sehr ungenügendem Erfolge ausführen, weil in den durch die Strychninvergiftung veranlaßten Krampfanfällen die Brustmuskeln ganz starr und unbeweglich sind. Da nun aber das Curaré alle Muskeln schlaff macht, so läßt sich unter Mitwirkung dieses Giftes die künstliche Respiration vortrefflich ausführen, und während der Unterhaltung der Herzbewegung und des Kreislaufes wird Zeit gewonnen, das Strychnin und dessen Gegengift, das Curaré, welche ohne künstliche Respiration unfehlbar tödtlich wirken müßten, aus dem Organismus auszuscheiden.

Den Versuchsthieren, welche mit reichlich tödtlichen Gaben Strychnin vergiftet worden waren, wurde das Pfeilgift, ebenfalls in tödtlicher Menge, von einer Wunde aus einverleibt und zwar wiederholt, bis daß vollständige Lähmung und Schlaffheit eingetreten war und andauerte. Die künstliche Respiration mittelst einer Luftröhrenfistel mußte oft mehrere Stunden fortgesetzt werden, bis die Thiere wieder aufingen, selbst zu athmen. Ist die Athmung wiedergekehrt, so stellen sich auch bald willkürliche Bewegungen wieder ein, Nahrungsaufnahme findet statt und bald befinden sich die Thiere wieder ganz wohl.

Unter den Versuchen heben wir einen besonders hervor. Ein Hund mittlerer Größe war mit dem Vierfachen der Menge Strychnin vergiftet worden, welche zur raschen tödtlichen Wirkung hinreichend ist. Das Thier erhielt nun auch eine verhältnißmäßig große Gabe Curaré, so daß bei vollkommener Lähmung die künstliche Respiration über 13 Stunden lang ununterbrochen unterhalten werden mußte. Nach Verlauf dieser Zeit fing der Hund wieder an zu athmen, er erhob sich bald darauf und ging umher: an den Wirkungen beider Gifte waren vollkommen überstanden. Nach diesen überzeugenden Versuchen würde man wohl nicht anstehen können, bei einem Menschen, der, in Strychninkrämpfen liegend, einem völlig sicheren Tode entgegensieht, das gleiche Verfahren, wie bei jenen Thieren, anzuwenden. So scheint denn in der That der Weg angebahnt zu sein, ein dem Organismus absolut feindliches Element zu zähmen oder doch wenigstens minder furchtbar zu machen.

August Vogel.

Digitized by Google

Ein Kornfeldmärchen.

Die Erde iſt die Heimat der Menſchen. Willenlos kommen ſie her, und mit bittrem Zwang gehen ſie als Schatten hinweg. Aus dem ſonnigen Tage, der ſie nährte und wachſen ließ, treten ſie mit Schaudern auf die Schwelle der Nacht. Warum entfliehen ſie nicht gerne dem unlösbaren Räthſel ihres Daſeins? Denn wo die Quelle ihres Lebens entſpringt, und wo ſie münden, wiſſen ſie nicht, und hierin theilt der Weiſe mit dem Thoren die Schranke der Erkenntniß. Warum ſind ſie nicht bereit, den Gürtel abzuſtreifen, der, aus ſo viel Schmerzen gewirkt, ſie umſchlingt? Ach, die Natur iſt's, die reiche, verſchwenderiſche, die ihre Kinder beglückend im Arme hält, die mit ungezählten Freuden die Pfade ſterblicher Menſchen beſtreut. Sie tröſtet und belebt den Gepeinigten, ſie gönnt dem Verfolgten eine Freiſtatt, und ihren Lieblingen, die das Schickſal am härteſten züchtigt, träufelt ſie ſchmeichelnd den Balſam auf ihre Wunden. Und daß wir ihre Geſchenke brauchen und genießen mögen, gab ſie uns Sinn und Verſtand und Gefühl, und vor Allem gab ſie uns den Trieb zum Schönen. Durch ihn allein wird das Leben verklärt und die Welt aus einer wüſten Behauſung des Streits zum Wohnplatze des Entzückens. Er bindet das Getrennte zur Eintracht und löst das Gebundene zur Freiheit. Jedem Denken und Streben, allem Thun und Empfinden gibt er Form und Maß und Bedeutung. Nichts iſt ihm zu niedrig und nichts zu hoch, das er nicht heiligte durch ſeinen Stempel. Er läutert die Kraft, er adelt die Tugend, er beflügelt die Wahrheit und macht ſie zur Weisheit. Die Mühe wandelt er in Genuß und den Genuß in Befriedigung. Das Wilde kann er zähmen, das Starre ſchmelzen, das Oede befruchten. Was von ihm ſich durchdringen läßt, gewinnt Wirkung und Glanz, und was ſich ihm entfremdet, bleibt dumpf und gemein und ſinkt in Verachtung. Er leckt das Ideal aus ſeinen luftigen Höhen und zaubert es in lebendigen Geſtalten vor den ſtaunenden Geiſt. Mit wachſender Luſt nährt er ſich vom Mark der Natur, das ihm aus tauſend Röhren verjüngend entgegenſpringt, und ſtellt es umgebildet heraus als eine zweite Natur. Ja, indem er das Bild an das Urbild knüpft, vergöttlicht er das Menſchliche und verewigt das Sterbliche.

In ſolchen Gedanken erging ich mich durch eine ſommerliche Flur. Der blaue Himmel goß Licht und Wärme freigebig herab und reifte die Früchte der nährenden Erde. Die jungfräulichen Aehren ſchwankten unter der Laſt ihres goldenen Schmuckes. Bunt gekleidete Blumen guckten verſtohlen durch das Gitter der Halme oder bebten noch von der Gewalt der Bienen, die den Schatz ihres Honigs geraubt. Und dazwiſchen wimmelte der Fleiß der Ameiſen in ſicherer Verwirrung. In Waſſer und Luft, am Boden und auf den Zweigen regte ſich ein geſchäftiges, vielſtimmiges Leben. Jedes Weſen wollte ſein beſtes Theil am Segen des Sommers haben. Der Menſch aber wandelt ein Fremdling vorüber. Er fühlt, daß ihm Pflanzen und Thiere verwandt ſind, er ſieht ſie werden, wachſen und vergehen, und demſelben Geſetz des Lebens gehorchen, wie er, und doch will ſein Stolz die Geſchwiſter verkennen, bis ein mächtiger Drang über ihn ſiegt, daß er beſchämt an die Bruſt der gemeinſamen Mutter ſtürzt.

Den ſanft gewundenen Fußſteig verfolgend gelangte ich zu einer weitſchauenden Anhöhe. Hier konnte der Blick die Fülle des Thales nach allen Seiten ausmeſſen. Er ſchweifte begierig hinab zum Verſteck der Mühle, klimmte jenſeits in den fernſten Duft der Berge und kehrte geſättigt auf der Silberſpur des Baches zurück. — Wo der Wald mit nachbarlicher Güte dem Feld ſeinen Schatten zuwarf, legte ich mich nieder auf das Moos. Mir gegenüber auf einem Vorſprung des Ackers ward ich zwiſchen einzelnen Aehren eine Kornblume gewahr, die ihr Köpfchen welk und traurig zur Erde hängte. Auch das Lichtröschen und die andern Blumen, die ſie umſtanden, waren verwelkt und ſchienen die Trauer ihrer Freundin zu theilen, während unweit von ihnen ein helles Kneſpen und Blühen war. Was mochte den zarten Geſchöpfen begegnet ſein? Welcher Schmerz hatte ſo frühe ihr anmuthiges Daſein verzehrt und ihnen das Licht des Tages ausgelöſcht? Dieſe Geheimniß reizte mich, es zu entſchleiern, aber ich konnte die Deutung nicht finden, und indem ich mich darum mühte, ſank ich in Schlummer. Da erglänzte vor meinem innern Auge dieſelbe Landſchaft, die mich wachend entzückt. Nur geſammelter und durchſichtiger war das Licht, und bis zum Gräschen hinab zeigte Alles vollkommnere Bildung. Auch die ſterbende Kornblume fehlte nicht mit ihren trauernden Schweſtern. Aber ihr Leiden ſchien rührender, menſchlicher, und reizte noch

Digitized by Google

mehr, nach seinem Grunde zu forschen. Da schwebte plötzlich ein rosiges Gewölke hernieder, und als es zerfloß, sah ich mit Staunen ein Weib vor mir von einer Hoheit und Anmuth der Erscheinung, die nicht dieser Welt gehörten. Dichtern heißt sie die Muse. Auf ihrer Stirne thronte Weisheit, der nichts versiegelt ist. In das weitgeöffnete Auge schien sie die ganze Welt zu fassen, und eine Welt aus ihrem Blicke zu gebären. Mit wohllautender Stimme sprach sie zu mir: Fahre fort, auf dem Wege zu wandeln, den du eingeschlagen hast. Verehre das Schöne, so fällt dir das Wahre von selbst zu. Denn beide stammen aus einer Quelle und fließen in einen ungetheilten Strahl zusammen. Dann wandte sie lächelnd ihr Auge von mir nach dem Ort, wo die Kornblume stand, und sprach weiter: Ich kenne das Räthsel, nach dessen Lösung du strebst, aber du würdest vergebens auf das Geschick jener Blumen sinnen, wenn ich dir das Verständniß nicht öffnete. Darum sammle deinen Geist und höre mir zu.

Nun erzählte die Muse das Schicksal Cyanens ganz so, wie ich es im Folgenden beschreibe. Mit Andacht hing ich an ihren Lippen und faßte begierig auf, was sie mir vertraute. Als sie geendet hatte und mich in stille Wehmuth versunken sah, sprach sie die ferneren Worte: Pflanzen und Thiere empfinden sich selbst und Anderes, aber sie wissen sich und das Andere nicht und haben keine Erfahrung. Nur dem Menschen hat die stufenreiche Natur dieß Vorrecht geschenkt. Aber die Phantasie liebt es, jenen Wesen Gefühl und Sprache und Beziehung zum Schicksal zu leihen, bringt sie in Handlung und macht sie in Schmerz und Lust zu Spiegeln der Menschheit.

Der letzte Ton ihrer Rede war noch nicht verklungen, da verschwand die Göttliche eben so wunderbar, als sie gekommen; ich erwachte und befestigte das Traumbild in meinem Gedächtniß.

Der Freier.

Cyane war die lieblichste unter den Blumen des Feldes. Von Thau und Sonnenschein genährt, wuchs sie auf und blühte in stiller Zufriedenheit. Als sie zum ersten Mal durch den Vorhang der Knospe blickte, wie freute sie der Glanz des Himmels und der blütterreiche Wald, wie ergötzte sie sich an den Stimmen der Vögel und an all der Herrlichkeit, die sie umgab! Es war ihr nicht möglich, diese Wonne in sich zu verschließen, sie mußte sich mittheilen und fand bald um sich herum Gesellschaft genug. Die sanfte Wicke, das bescheidene Lichtröschen, und vor allen die schmiegsame Winde waren die ersten, mit denen sie näher bekannt wurde. Die Wachtel, die so nahe bei ihr wohnte, daß sie zu den Jungen in's Nest sehen konnte, schloß sich bald an sie an; auch die Lerche kam oft zum Besuch und sang ihre Lieder. So hatte sich in Kurzem ein Kreis von Freundinnen um sie gebildet, die alle ihr huldigten von freien Stücken. Und dieß wirkte Cyane nur durch ihre Schönheit und ihr einfaches Wesen. Denn sie hatte weder Macht, noch Geschenke, noch stand ihr ein Ritter zur Seite, der sie gegen Verletzung hätte schützen können. Von Liebe wußte sie ihr unbefangenes Herz noch nichts. Wenn auch der Zephyr mit ihr scherzte und sie ihn litt, so hatte das nichts zu bedeuten, weil er eine Art Hausfreund bei den Blumen ist, und von jeher ein Vorrecht genoß. Oder durfte man es Liebe nennen, daß sie es gerne sah, wenn der fremde Schmetterling von ferne sich zeigte? daß sie nicht wußte, ob sie sein Näherkommen wünschen oder fürchten sollte, und daß ihr die Träume, in die seine Erscheinung sich mischte, die süßesten waren? Verargen wir der Unschuldigen den Antheil nicht, den sie an dem schönen Fremdlinge nahm. War sie doch nicht die einzige, deren Gedanken und Wünsche er auf sich gerichtet hielt. Wenigstens konnte die Mohnblume manch feines Stückchen von Eifersucht und Verwirrung erzählen, wollte man sie zum Wort kommen lassen. Verglich man übrigens alle Blumen, große und kleine, die auf den Bräutigam Anspruch machen konnten, so gehörte Cyanen unbedingt der Vorzug. Ob sie aber ihre Neigung für alle Zeit still in sich verschließen mußte, oder ob sie das Glück hatte, sie erwidert zu sehen, erfahren wir sogleich.

Eines Nachmittags, als sie mit den anderu Blumen vor der betäubenden Sonnenglut eingenickt war, lief ihr ein Marienkäfer quer über's Gesicht und weckte sie auf. Die Berührung machte sie angenehm schaudern, um so mehr, als sie wußte, daß dieser Besuch Glück bedeutet. Nun hätte ihr mancherlei Glück sonst widerfahren können, und sie brauchte nicht zuerst und einzig an den Schmetterling zu denken, aber gethan hat sie's, das ist gewiß.

Nicht lange hatte sie den goldenen Faden ihrer Träume gesponnen, se zeigte sich am Rande des Waldes das Bild ihrer Sehnsucht. Ach, so leuchtet nur er, so schwingt die Flügel kein Zweiter. Aus Purpur und Gold sein Kleid, so prächtig, daß die Strahlen der Sonne nicht satt werden konnten, es spielend zu küssen; und sein Flug so weich und melodisch, daß die Luft, kamm von ihm getroffen, sehnsüchtig nacheilte, um von neuem getroffen zu werden. Jetzt läßt er sich im blühenden Heidekraut nieder, jetzt umflattert er die erröthende Erdbeere, jetzt klettert er am Stamm der Birke hinauf, und jetzt — o Schrecken — fliegt er in einem Zug auf Cyane, und ehe sich's die Bebende versieht, hängt er an ihrem Halse. Das Blümchen war so verwirrt, daß es sich nicht wehren konnte, noch weniger ein Wort hervorbringen. Alles mußte sie geschehen lassen. Zum Glück war ihre Umgebung noch im Schlummer, sonst wäre sie vergangen vor Scham. Fürchte dich nicht, du Holde, begann der Verwegene zu flüstern, meine Art ist sanft und freundlich, ich thue dir nichts zu Leid.

Die Blume schwieg, und er fuhr fort: Ich bin ein Fremdling in diesem Lande, einsam und freudelos. Die Lust nach der Heimat würde mich verzehren, wenn du, das einzige Wesen, das mich beglücken kann, dein Herz mir verschließest. Aus den Rosengärten meiner Heimat weggelockt — ach wohl von Sehnsucht zu dir — verirrte ich mich an das Ufer des Meeres und ruhte den

Digitized by Google

ermatteten Flügel auf dem Tauwerk eines Schiffes aus. Unvermerkt trug mich das Fahrzeug in der Nacht an diese Küste, und was mir erst ein Unglück schien, wird mir zum höchsten Glücke, wenn du mein Werben nicht verschmähen willst.

Cyane, die sich inzwischen erholt hatte, entgegnete leise: Du schmeichelst mir nur, o Fremdling. Was könnt' ich dir bieten in meiner Niedrigkeit, da dir die Heimat ersetzte? Viel andere Blumen schmücken die Flur, die schöner und edler sind, als ich, und deiner würdiger.

Wohl kenn' ich sie, versetzte der Schmetterling, aber keine unter ihnen ist dir zu vergleichen. Das fühlen sie selbst, und du brauchst nur zu winken, so bücken sie sich zu deinem Dienste. O sei mir gut und belohne mein treues Schmachten mit deiner Liebe.

Auch ist es bei uns nicht Sitte, sprach zaudernd die Halbbescheute, in solchem Umgang zu sein, und es wäre um die Achtung, die du mir nachrühmst, für immer geschehen, wenn ich dein Werben erhörte.

Sei meine Braut, versetzte der Kühne, und komm mit mir nach meiner Heimat. Dort ist das Leben viel schöner als hier. Der Himmel ist so blau und die Sonne so warm und die Luft so süß! Auch die Menschen sind dort schöner und frommer und lieben uns mehr. O komm mit mir, die Wunder zu schauen, die ich dir alle nicht nennen kann!

Cyane entgegnete dem Freier mit Wehmuth: Weißt du denn nicht, daß wir flügellos sind und an den Boden geiefselt, der uns geboren hat? Mit klammernden Wurzeln halten wir ihn fest, und selbst wenn wir wollten, könnten wir uns nicht frei machen von ihm, ohne zu sterben. Aber verlaß mich jetzt, ich bitte dich. Der geschwätzige Hafer hat uns schon bemerkt, die Aehren neigen die Köpfe zusammen, und wenn meine Schwestern aufwachten, wüßt' ich mir gar nicht zu helfen.

Was kümmern mich die losen Zungen? versetzte der Schmetterling. Willige ein, dich mir zu verloben, dann braucht es kein Geheimniß. Wir tauschen Treue um Treue, und ich bleibe bei dir allezeit im seligsten Bunde. — Nun hatte der Dränger gesiegt. Zögernd, aber mit Freuden ergab sich ihm Cyane.

Was machten die Blumen beim Erwachen Gesichter zu dem kosenden Pärchen! Das ist mir eine saubere Tugendheldin! verlennmdete die Mohnblume. Und die Rade, die den Menschen das Mehl bitter macht, fragte neidisch: Ist das nun die glänzendste Partie, die er machen konnte? — Wie mag man sich nur so wegwerfen an einen Abenteurer aus fremden Landen! sprach verächtlich die Wolfsmilch. So zischte das Gerede herüber, hinüber, bis es sich in die förmlichsten Glückwünsche verlief.

Schnell war die Neuigkeit im ganzen Felde verbreitet. Die Lerche stieg jubelnd mit der Botschaft in die Luft, und die Wachtel pries ihren Jungen das glückliche Bündniß. Nachdem er noch viel mit seiner Liebsten geplaudert und reizende Bilder der Zukunft ausgemalt hatte, trennte sich der Schmetterling für heute. Sie waren eins geworden, daß gleich den andern Tag das Verlöbniß mit glänzendem Aufwand gefeiert und von Wald und Feld Alles geladen werden solle, was an der Lustbarkeit Theil nehmen wollte. Die Wachtel übernahm das Amt eines Herolds. Kommt herbei! Kommt herbei! rief sie Thal auf, Thal ab, und das Echo des Waldes kam ihr zu Hilfe, daß bald überallhin das gastliche Wort getragen war. Doch hatte sie nicht vergessen, sich zuerst des Staaren zu versichern; denn ohne seine Ceremonien und seinen Humor war es nicht möglich, so viel Gäste, als morgen zu bessen waren, in Ordnung und Kurzweil zu halten. Er hatte eine Zeitlang bei Menschen zugebracht und war da erstaunlich gelehrt und anstellig geworden, worauf er sich nicht wenig einbildete. Die Wachtel kannte seine schwachen Seiten und gewann mit einigen Komplimenten gar leicht die Antwort von ihm, wie sehr er sich geschmeichelt fühle, daß das hohe Paar ihn mit dieser Würde zu bestallen beliebe; er werde sein Möglichstes thun, um den Feste Inhalt und Weihe zu geben, und die ganze Nacht über dem Plane brüten. Somit war Alles günstig eingeleitet, und nachdem noch aus den Magazinen der Ameisen, Mäuse und Hamster Speisen aller Art herbeigeschafft waren, und die benachbarte Quelle mit freundlichem Murmeln versprochen hatte, das nöthige Getränke zu liefern, konnte man sich sorglos dem Schlaf überlassen. Aber außer dem Staaren, der sein Gehirn mit Projekten quälte, war noch Jemand dem Schlummer entfreundet. Wie hätte Cyane schon Ruhe finden können, da die geheimste Regung ihres Gemüths so plötzlich enthüllt, ja aus Ziel geführt war? Sogar das Gewitter, das sich von ferne ankündigte und wovor sie sonst so ängstlich bebte, hatte jetzt keinen Schrecken für sie. Mit feuchten, flatternden Haaren sauste der Wind über das Land. Erbarmungslos zauste und schüttelte er Alles, was ihm in den Weg kam; selbst die festgewurzelten Eichen wehrten sich unwillig mit kämpfenden Aesten gegen seine Gewalt. Von der Erde tobte er zum Himmel und jagte die schwarzen Wolkenthiere gegen einander, daß sie laut aufgrollend ihren feurigen Athem von sich stießen. Die Schlänche, die sie trugen, zerplatzten und gossen ihr Wasser in Strömen zur Erde. Aber Cyane wiegte sich mit wonniger Empfindung in den aufgeregten Elementen. Trug nicht der Donner den lauten Jubel ihres Glückes über die Welt hin? Leuchtete nicht das Freudenfeuer der Blitze ihrem morgigen Feste vor? Und was konnte sie verletzen, da sie geweiht war durch ihre Liebe? So wendet sich der Glückliche Alles zum Gewinn, und so geht innige Liebe unangetastet durch jede Gefahr.

In der Frühe des andern Tags, noch vor Sonnenaufgang, fand sich der Staar auf dem Festplatze ein. Sein erstes Geschäft war, daß er von den bereit gehaltenen Vorräthen ein Frühstück zu sich nahm, hinreichend, um seine Kräfte zu sichern, und doch frugal genug, um seinen Magen nicht mit dem Kopfe zu verfeinden. Denn was von ihm heute erwartet wurde, reichte weit nicht an das, was sein Ehrgeiz zu leisten sich vorgesetzt hatte. Nach der Sättigung umwandelte er mit gravitätischen Schritten den Ort und fand, daß

Digitized by Google

ihm ein glücklicher Zufall schon vorgearbeitet hatte. Gnanen gegenüber stand nämlich ein Bildniß, das die Menschen Vogelscheuche nennen, das aber seinen Zweck verfehlte, weil die Vögel, wenn sie hungrig sind, und hungrig sind sie immer, keinen Popanz fürchten. Ueberdieß war die Figur aus bunten Lappen zierlich zusammengefügt, trug in der Rechten eine Art Pfeil, in der Linken ein Stück von einem Reife, und mußte bei Jedermann die Vorstellung des Liebesgottes erwecken. Dieses Bildniß nun gedachte der Staar als Symbol des Festes und zugleich als Tribüne für anderweitige Darstellungen zu benützen. Auch hatten sich die Winden, wie aus Vorahnung, von Gyane bis zu jenem Amor, und von Amor bis zu Gyane in einer Kette fortgeschlungen, die nicht nur als Umgrenzung des Festplatzes, sondern auch als Gleichniß dienen konnte, wie der Liebesgott mit der Braut in Verbindung stehe.

Nachdem der Staar hienach seine Einrichtung getroffen, weckte er die Wachtel, um sich von ihr die Wohnung der alten Feldmaus zeigen zu lassen, die über eine große Familie von Kindern und Enkeln gebot. Die beiden Vögel wurden von der greisen Mutter, als sie gerufen an die Mündung ihrer unterirdischen Wohnung kam, freundlich begrüßt und der Bitte des Staaren, ihr ein Dutzend ihrer talentvollen Kinder heute zur Aushilfe zu gönnen, mit Vergnügen willfahrt. Nun aber dürfen wir, um nicht vorzugreifen, nichts weiter von der Thätigkeit des Festordners verrathen.

Als die Sonne aufgegangen war und den Schlummer, der über Wald und Feld gebreitet lag, vertrieben hatte, strömten von allen Seiten die geladenen Gäste herbei. Es war ein Laufen und Hüpfen, ein Kriechen und Fliegen, wie man es lange nicht gesehen. Die Sperlinge besonders kamen in hellen Haufen, unterbielten die Wanderer mit hausbackenen Possen und glaubten sich überall die Tafel gedeckt. Distelfinken in bunten Röcklein machten Musik unterwegs und erleichterten Manchem, der nicht gut zu Fuße war, seine Mühe. Fürwahr, es kostete dem Staaren viel Athem, die Menge der Ankömmlinge geziemend unterzubringen. Die Fliegen und ähnliches Bettelvolk, für die doch außerhalb der Schranken gesorgt war, machten ihm am meisten zu schaffen, und er wußte ihrer Zudringlichkeit oft nicht anders zu begegnen, als daß er sie geradezu einschnappte.

Endlich kam auch der Bräutigam. Er schien heute noch glänzender und seine Bewegungen noch edler als sonst. Auch Gyane war mit ihrem höchsten Liebreiz geschmückt, daß man sich kein schöneres Paar denken konnte. Nach einem lärmenden Tusche aus zahllosen Vogelkehlen begrüßte der Dompfaffe die Beiden im Namen der Gäste und brachte mit Salbung den Glückwunsch dar. Erst vom zweiten Tusche erwachte auch die Mohnblume. Ihr fester Schlaf war schon lange bespöttelt worden. Als sie die große Versammlung und so viele Augen auf sich gerichtet sah, wußte sie vor Verlegenheit gar nicht, wo sich hinwenden, und die Röthe, die ihr dabei in's Gesicht stieg, hat sich bis heute nicht verloren.

Die Mahlzeit war reichlich und ausgewählt, davon zeugte der Wetteifer der Schmausenden und ihre belebte Unterhaltung. Nach den üblichen Toasten wurde ein Nachtisch gegeben und mit ihm die Losung zu den ausgelassensten Neckereien, welche sich besonders an die einlaufenden Festgeschenke knüpften. Der Staar und der Dompfaffe erhielten Orden mit spöttischen Aufschriften, die Mohnblume einen Spiegel, der ihr das rothe Gesicht zeigen sollte, ja an den Bräutigam selber wagte sich folgende Strophe:

Schönheit und Treue
Als selten gepaart,
Selten die Neue
Dem Herzen erfuhrt,
Das sich nicht wahrt.

Am übelsten aber kam doch die Elster weg. Es wurde ihr ein goldener Ring gebracht, der war aus einer Schlange geformt, die das Jüngstein reckte, und an dem Ringe hing ein Streifen, auf dem geschrieben stand:

Lose Zungen, lange Finger
Lohnt hiemit der Ueberbringer.

Die Elster verstand keinen Spaß, sie schlug grimmig die Flügel und machte sich davon. Das Gelächter der Gesellschaft verdoppelte sich, als der Pirol aus dem Stegreif nachspottete:

Lange Finger, lose Zungen,
Elster hat sich fortgeschwungen.

Nunmehr glaubte es der Staar an der Zeit, die Gäste mit seinen Künsten zu überraschen. Als es ihm gelungen war, die Aufmerksamkeit durch Nachahmung von Menschenstimmen auf sich zu lenken, schwang er sich auf Amor's Haupt und hielt eine wohlstudirte Lobrede auf den Gott, die er mit Artigkeiten gegen das Brautpaar trefflich durchwürzte. Dann zupfte er an einer Ecke des göttlichen Mantels, daß dieser theilweise herabfiel, und siehe, es zeigten sich zwölf Enkel der Feldmaus den erstaunten Blicken. Erkannt hätte sie am Anfang Niemand, selbst ihre Großmutter nicht; denn der Staar hatte sie mit Blättchen, Flittern und Federchen, die er von Blumen und Vögeln geborgt, auf's Täuschendste maskirt. Sechse von ihnen stellten Musikanten vor und hielten verschiedene Instrumente. Die bliesen und pipsten ganz wunderlam, daß Alles lauschend den Athem anhielt. Die andern sechse tanzten nach der Musik, bald einzeln, bald zu Paaren, bald alle zusammen, in den anmuthigsten Schritten und Stellungen. Fast jeden Tanz mußten sie wiederholen, und die armen Thierchen wären vor Erschöpfung gestorben, wenn sich die Scene nicht geändert hätte. Denn wie hergeschneit stand plötzlich ein Maikäfer auf dem Tanzboden, nicht um seine Sprünge zu zeigen, sondern um das Publikum anzureden. Er trug einen Panzer aus weißen und schwarzen Ringen und einen braunen Mantel darüber. Nachdem er seinen gewaltigen Schnurrbart etlichemal gesträubt hatte, kollerte er die Worte hervor: Wundert euch nicht, Verehrteste, zu solcher Jahreszeit noch einen meines Stammes zu sehen. Eine

Digitized by Google

Bleſſur, die ich im Duell davongetragen, und deren Heilung ich abwarten mußte, hat mich bis jetzt hier aufgehalten. Daß ich aber zu euch rede, geſchieht, um euch aufzufordern, anſtatt mit ſüßlichen Tänzen und albernem Klingklang, auf männliche Weiſe dieß Feſt zu beſchließen. Habt ihr nie gehört von Zweikämpfen, Stierkämpfen und Turnieren, mit denen unſere Altvordern ſolche Tage verherrlichten? Auf, laßt uns ein Gleiches thun! Und ſo werfe ich meinen Handſchuh hin, und wer es wagt, zu Ehren des Brautpaars mit mir zu kämpfen, der nehme ihn auf! — Die Geſellſchaft wußte nicht, ſollte ſie lachen über den drolligen Kauz, oder ſich empören über ſeine Frechheit. Daß er Züchtigung verdiene, fühlten Alle, und als der Feuerſtebler den Handſchuh muthvoll aufnahm, wurde der Kampf ohne Weiteres geſtattet, der auch mit der ſchmählichſten Niederlage des Maikäfers endigte.

Schon während des Kampfes hatten ſich diejenigen der Gäſte, die zarte Nerven hatten und kein Blut ſehen konnten, zurückgezogen. Als nun auch der Schmetterling von ſeiner Braut ſich trennte, wurde der Aufbruch allgemein. Der Nacht wollte ſich Niemand anvertrauen, denn räuberiſche Fledermäuſe ſchoßen in zackigem Flug durch die Luft, und vom Walde her ließ die Eule ihr unheimliches Geſchrei hören. Nur die Glühwürmchen blieben noch lichtſpendend auf dem Feſtplatze zurück.

Cyane war nicht mehr ſo glücklich als am Anfang des Tages. Der Bräutigam hatte ſie zuletzt froſtig behandelt und mit andern Blumen vor ihren Augen ſchön gethan. Und das mußte ſie doch verdrießen. Ach, ſie war ihm ſo treu ergeben, liebte ihn über Alles. Wenn er ihrer ſchon überdrüſſig wäre? Sie durfte es nicht denken, ohne zu ſchaudern. So umhüllten ſie ängſtliche Träume.

Die Mondnacht.

Drei Tage ſchon waren vergangen, und der Schmetterling hatte ſich nicht blicken laſſen. Cyane war über die Maßen betrübt. Thränen, die beim anbrechenden Morgen an ihrer Wimper hingen, deuteten auf eine durchweinte Nacht. So innig ſein Werben, ſo heiß ſeine Schwüre, und kaum hatte ihm die Unſchuld ihr Herz verlebt, ſo verläßt er ſie treulos! Armes Blümchen, dachte die Betrogene, dein Glück war ein kurzer Traum, aus dem du zu endloſem Kummer erwacht biſt.

Daß dem Schmetterling nichts begegnet war, hatte Cyane von der Wachtel erfahren, die lange im ganzen Felde vergebens nach ihm geſucht und ihn endlich in trautem Verkehr mit dem Hiderdöschen getroffen hatte, dem er wohl das gleiche Schickſal bereitete, wie der Kornblume.

Jetzt gedachte Cyane jener Weiſſagung:

Schönheit und Treue
Iſt ſelten gepaart,
Selten die Reue
Dem Herzen erſpart,
Das ſich nicht wahrt.

Aber ſie verſtand die Warnung zu ſpät und fühlte, wie ſchnell das Leiden die Kraft ihres Lebens verzehrte. Die Tröſtungen der Wachtel konnten ihr das Verlorene nicht zurückbringen, und daß ſie ſeben mußte, wie ihre liebſten Freundinnen aus Theilnahme ſich härmten und neben ihr hinwelkten, vermehrte noch ihren Kummer. So neigte ſie ſich dem Abend entgegen, ohne Hoffnung, das Licht des kommenden Tages zu erblicken. — —

In dieſer Nacht ſtieg der Mond, der unermüdliche Pilger, hellleuchtend ſeine Bahn am Himmel herauf. Mit nie alternder Sehnſucht ſtrebt er nach der bräutlichen Erde, ſcheucht die Nacht in das Dickicht der Wälder und verwebt die Spur der Fliehenden mit ſeinem Golde. Aber der Sonnengott, der ihm das Licht leiht, bindet ihn an ſein ſtrenges Geſetz und hält den Schmachtenden ewig in einſamer Bahn gefeſſelt. Darum ſind auch Liebende dem kranken Blicke des Mondes ſo hold, und ſenkten vertraut zu dem ſtillen Genoſſen ihrer Wehmuth.

Aus dem flüſternden Kornfeld tauchte jetzt die Geſtalt eines Mannes. Es war Georg, der Jäger, der nach langer Entfernung in die Heimat zurückkehrte. An friſchem Jugendmuth und ſieghaftem Weſen glich er dem Heiligen, deſſen Namen er trug. Als er zum Hügel gelangt war, wo man das Mühlrad hörte und das Rauſchen des Baches, da überkam es ihn mächtig mit Freude und Glück. Dort unten in der Mühle träumte ja von ihm die roſige Elsbeth. Und jetzt durfte er wieder bei ihr ſein, um ſich nie mehr zu trennen. Welche Seligkeit des Wiederſehens, wenn er die Traute im Arme hält wie ſonſt, und ſie ihm unter Lachen und Weinen in's Auge blickt wie ſonſt! Warum war er auch nicht bei Tage angekommen, um ohne Säumen an ihre Bruſt zu fliegen! Nein, es iſt ſchöner ſo, mit Sonnenaufgang, gleich einem verwirklichten Traumbild, das Mädchen zu überraſchen. Doch konnte er es ſich nicht verſagen, die Töne ſeines Hornes als Boten der Liebesnähe hinabzuſenden.

Was nun aber thun bis Tagesanbruch? An der Quelle dort zeigte ſich gern in der Frühe das Wild; vielleicht war ihm das Glück hold, daß er mit Beute, wie es dem Jäger ziemt, nach Hauſe kehre. Inzwiſchen lagerte er ſich unter die wohlbekannte Eiche, in deren Rinde er einſt den geliebten Namen geſchnitten. Der Name war ſchön herausgewachſen, aber verſteckt genug, daß ihn ungeweihte Blicke nicht finden konnten. Dieſe Bäume und Büſche waren Zeugen geweſen der keimenden Neigung, des Hoffens und Seufzens und ſo vielfachen Wechſels der Gefühle. Hier hatte ſich ihm ſeine Liebe als Muſe gezeigt, und in trunkner Erinnerung wiederholte er ſich jetzt mit jenen Verſen die theuerſten Stunden.

Wie aus tiefem Eichenſchatten,
Zögernd noch im Wäldersaum,
Auf die lichten Ufermatten
Tritt ein Hirſch und athmet kaum;
Wie dem Feuerkuß der Sonne,
Der ſein zartes Leben weckt,

Digitized by Google

Treu die Rede, sich zur Wonne,
Dort ihr Kind entgegenstreckt:
So, mit süß erschrocknem Hehle
Lauscht' ich deinem Frühlingsglanz,
Und so währt' ich meine Seele
Mit dem heil'gen Feuer ganz.

Muß ich wie ein Bettler stehen,
Ohne Zeichen, ohne Wort,
Muß ich stumm vorübergehen,
Meine Liebe glühet fort.
Ist dem Samenkorn die Rede
Mit der Mutter nicht verwehrt?
Und doch seiner Blüthen jede
Freudig sich zum Lichte kehrt;
Und der Quell kann nicht versiegen,
Nicht verschüttet wird sein Mund,
Dem so tief die Adern liegen
Im geheimnißreichen Grund.

Schweigend in die Purpurfluten
Meines Herzens eingehüllt,
Daß ich fromm die Götter walten,
Bis den Spruch die Zeit erfüllt.
Bald will mir der Muth verzogen,
Bald mit tiefem Niederschwung
Reißt auf ihrem Siegeswogen
Hoch mich die Begeisterung.
Und durch alle Wechselfluthen
Strahlt von wolkenlicht Höh'
Mir dein Bild aus Rosengluten
Rein und weiß wie Alpenschnee.

Verloren in seine Träume, hatte Georg das Wild nicht bemerkt, das nahe an ihm vorbei nach der Quelle schlüpfte. Als er es gewahr wurde, legte er hastig an, aber sei es, daß er zu sehr überrascht, oder in dieser Stimmung gegen sein Ziel gleichgiltig war — die verirrte Kugel schlug in den Stamm einer Buche, und das Thier floh mit heiler Haut in gewaltigen Sprüngen nach dem Dickicht des Waldes.

Aber Elsbeth? War der Gruß des Geliebten nicht zu ihr gedrungen durch die Stille der Nacht? Sie lag nur leicht eingeschlummert. Denn jeden Tag durfte sie die Rückkehr des Freundes hoffen, das wußte sie. Und der Schlaf wußte es auch und umspielte ihr sehnsüchtiges Herz nur mit lustgewebten Bildern, die bei jedem Hauche zerfließen mußten. Darum erwachte sie leicht an den Klängen des Waldhorns.

Was war es für ein holder Ton,
Der eben mich vom Schlaf geweckt?
Singt denn ein lieber Vogel schon,
Und ist doch Alles nachtbedeckt?

Nimm, Schlaf, mich schnell in deinen Zwang,
Daß sich der Traum erneuen muß,
In jenem holden Ton erklang
Am meinem Mund sein Liebeskuß.

Mit klopfendem Herzen lauschte Elsbeth, ob der Ton, der unbestimmt ihr Ohr getroffen, sich wiederhole. Aber sie vernahm nichts weiter. Hatte sie sich getäuscht, oder war es wirklich der Gruß des Geliebten? Ach wenn er's wäre!

Der Streit zwischen Zweifel und Hoffnung machte ihr so schwül, daß sie aufstand und das Fenster öffnete. Eben wollte der Mond dem Glanz der Morgenröthe weichen; doch als sich die schöne Müllerin zeigte, sandte er noch einen Strahl herüber und küßte ihr Gesicht. Dann verschwand er schnelle. Und Elsbeth blickte hinab auf das Wasser des Baches, das endlos dahinströmte, auf dem Mühlrad zerstäubte und jenseits mit Schäumen endlos hinwegströmte. Das einförmige Wälzen und Rauschen, immer wechselnd und immer gleich, erhielt sie in wehmüthiger Spannung.

Jetzt knallte ein Schuß, der ringsum die schlafenden Diener der Echo aufweckte, und nicht lange, so eilte Georg über den Steg und hielt seine Elsbeth selig umschlungen.

Die Vergeltung.

Auch das Heideröschen hatte der Schmetterling verlassen. Sein unsteter Sinn haschte immer nach neuem Reiz, und das Leid der betregenen Blumen kümmerte den Flatterhaften nicht. Freilich, die Maßlieb war ein süßes Geschöpf und verdiente wohl, daß man um sie werbe. An einem trüben, windigen Morgen machte sich der Schmetterling auf den Weg zu ihr. Sie blühte nicht weit von Gyane, deßhalb mußte er einen Umweg nehmen, um unbemerkt zu ihr zu gelangen. Aber der Wind störte seinen Flug und drängte ihn zur Seite nach der Stätte seiner Verlobung. Wie entsetzte er sich über die Verwandlung, die hier vorgegangen war, und durch seine Schuld! Verödet Alles und ausgestorben. O des traurigen Anblicks! Gyane lächelte und winkte nicht mehr in ihrer Lieblichkeit, ihr Köpfchen hing welk und glanzlos herab. Auch die Wicke, das Lichtröschen und die Winden, die ihr so treu angehangen, hatten sich im Leid um sie verzehrt, und die Wachtel war mit ihren Kindern von dem schmerzlichen Orte weggezogen. Der Schmetterling vergaß jetzt den Leichtsinn, ermattet senkte er seine Flügel zur Erde und quälte sich mit Reue und Verwürfen. Das Bild seiner Braut — er hatte sie doch am meisten geliebt — ihre Unschuld und Treue wurden lebendig vor ihm und trieben ihn zu einem Entschluß. Er wollte hinfort den Lockungen der Schönheit widerstehen, nur dem Gedächtniß Gyanens leben, und jede Buße üben, die sein Gewissen ihm auflegte. Ja, um ganz sicher zu sein vor Selbsttäuschung, wollte er sich alsbald aufmachen zu dem Orakel der Kröte, die seitab im Walde den Fragenden die Räthsel löste. Den Weg dorthin kannte er nicht genau, aber er dachte sich schon durchzufragen. Manch feines Blümlein nickte aus dem Waldgras herüber. Der Schmetterling folgte den Winken zwar nicht, doch wechselte er, flatternd und schwankend, öfters die Richtung und verlor sich vom Wege. Jetzt begegnete er zwei Käfern, die einen Leichnam verscharrten. Was treibt ihr da, Unholde? fragte er die Todtengräber.

Ein nützlich Geschäft, Ew. Gnaden. Wir helfen den Todten zu einer Ruhestätte und bewahren die Luft vor Fäulniß.

Ein ekles Geschäft, sag' ich, und wenn ihr's doch einmal treiben müßt, so treibt es bei Nacht, daß wir uns nicht ärgern an dem häßlichen Anblick.

Das Aergerniß kommt daher, daß Ihr im Argen

Digitized by Google

seid. Wer die Todten nicht ehrt, ist des Lebens nicht werth. Und wenn wir die Leichname liegen ließen, würde so seinen Herren, wie Ew. Gnaden, bald der Athem zu den leckeren Reden vergehen.

Der Schmetterling merkte jetzt, daß ihm die Käfer nichts schuldig blieben, und lenkte in einen andern Ton. Könnt ihr mir wohl sagen, liebste Freunde, wo die wahrsagende Kröte wohnt?

Warum nicht? Dort an den zwei Eichen vorbei bis zum Bache und die Schlucht hinauf; wenn Ihr ganz oben seid, müßt Ihr zwei Steine merken, die sich zusammenneigen, und dort wohnt die Kröte.

Dank' euch.

Als der Schmetterling sich entfernt hatte, sagte der eine von den Todtengräbern: Blitz! was das ein patziges Herrchen ist! Der meint wohl, schöne Kleider und Vornehmthun machen's aus, und will gar unser ehrliches Gewerbe schimpfiren?

Laß dich's nicht verdrießen, beruhigte der Andere. Ich kenne meine Leute. Hochmuth kommt vor dem Fall. Den Weg zu den zwei Steinen wird der Narr finden, aber nicht zurück, so wahr ich Nekrophorus heiße.

Der Schmetterling folgte der Weisung, die er empfangen, an den zwei Eichen vorbei bis zum Bache und die Schlucht hinauf. Aber je weiter er kam, um so düsterer und unheimlicher wurde der Ort. Vielästige Tannen drängten sich aus wucherndem Farrenkraut und verflechten ihre Zweige über dem felsigen Bache. Garstiges Gewürm kroch auf dem Boden umher, und durch das Dunkel der Bäume huschten schrillende Vögel. Nirgends eine Blume oder ein blühender Strauch, keine Luft des Athmens, keine Wärme, kein Sonnenlicht. Mit der größten Anstrengung schleppte der Geängstigte seinen Flug weiter und wäre am liebsten wieder umgekehrt. Er konnte sich ja selbst Buße genug schaffen und hatte mit diesem Wege schon ein gut Theil seiner Sündenschuld abgetragen. Aber das Bild der geknickten Cyane verfolgte ihn und jagte ihn vorwärts, wie sehr er sich auch sträuben mochte.

Endlich hatte er die Schlucht zurückgelegt und sah die zwei Steine, die sich zusammenneigten. Grünlich waren sie von Moos und Flechten und feucht von Wasser, das au ihnen herabtröpfelte. Der Schmetterling klimmte die Fläche hinauf und blickte durch die Spalte zwischen den Köpfen der Steine hinab in die Tiefe. O Entsetzen! Als ob sie ihn erwartet hätte, begegnete die Kröte seinem ersten Blicke. In grelle, giftige Farben gekleidet, blähte sie sich unten im Schlamme. Röchelnd öffnete und schloß sie den Mund. Der Schmetterling wollte gerne auf ihr Orakel verzichten und entfliehen, je eher je lieber. Aber es hielt ihn festgebannt wie durch Zauber. Und der Zauber kam aus den Augen der Kröte. Die glänzten und lockten wie keine Blume der Welt, selbst wie Cyane nicht. So sank er taumelnd in den Pfuhl hinab und ward nicht wieder gesehen.

Patras und der Nordwesten von Morea.

(Mit Abbildung auf S. 269.)

Wessen Einbildung sich im Andenken an die Herrlichkeiten des alten Griechenlands wiegt, der lande, wenn er den klassischen Boden betreten will, nicht zum ersten Male auf der Westküste Morea's, nicht an Arkadiens Gestaden, nicht in dem berühmten Hafen von Navarin, oder er suche wenigstens, wenn es nicht anders thunlich ist, in seinen nordischen Erinnerungen einige recht langweilige Uferstrecken, einige recht graue, kahle Felder mit ärmlichem Bollwerk, wie etwa an den Dünen von Jütland; denn nicht weniger bedarf's, um den mit gespannter Erwartung dem alten Hellas zudampfenden Reisenden auf den öden Eindruck vorzubereiten, den die Küste Messeniens fast überall hervorbringt. Obwohl seit Vernichtung der türkischen Flotte, am 20. Oktober 1827, das griechische Festland Frieden und Ruhe genoß, die vertriebenen Einwohner zurückkehrten, neue sich ansiedelten, und die Regierung des selbständig gewordenen Königreiches sich alle Mühe gab, das Land aus Schutt und Trümmern zu heben, so hat doch derjenige Theil von Hellas, von dem wir reden, die Stufe nicht wieder erreicht, die er in alten Zeiten eingenommen. Noch immer findet man hier Trümmer über Trümmern, dem Fieber verfallene Gestade, unfruchtbaren Sand, gistige Sümpfe und kahle, zeitweise mit Schnee bedeckte Gebirge. — Weiter nordwärts, längs dem Gestade von Elis, bis zum Kap Papa behält die Nordwestküste von Morea ihren langweiligen Charakter bei und wird nur hier und da durch größere oder kleinere Strandseen unterbrochen, die reich an Fischen sind. Im Westen wird der Schiffahrtskanal durch die Inseln Zante und Kephalonia begrenzt, über deren grüne Gestade unzählige weißgetünchte Häuser, wie Perlen über eine Maienwiese, ausgestreut sind. Bei Kap Papa öffnet sich dann ein großer Meerbusen, der Golf von Patras, aus welchem die kaum eine Meile breite Straße der kleinen Dardanellen ostwärts in den Busen von Korinth oder von Lepanto führt, der den Peloponnes oder die Halbinsel von Morea fast ganz vom Festlande lostrennt.

Vor dem in den Golf von Patras einlaufenden Dampfer spiegeln Aetoliens Berge, die senkrecht aus dem Meere aufsteigen, ihre braunen zackigen Massen ab; links von denselben zieht sich ein flaches, mit Strauchwerk ärmlich bedecktes Sandgestade gegen Missolunghi hin, und rechts derselben laufen die beiden niedern Spitzen aus, welche den Golf von Lepanto schließen, und durch feste Schlösser,

Digitized by Google

Kowak Morea (Rhiunt) im Süden und Rumeli Kowak (Antirrhium) im Norden die Einfahrt vertheidigen. Hier war es, wo Don Juan d'Austria, der natürliche Sohn Kaiſers Karl V., an der Spitze der vereinten ſpaniſchen und italieniſchen Galeeren am 7. Oktober 1571 den großen Sieg von Lepanto erfocht, durch welchen die türkiſche Seemacht faſt ganz vernichtet wurde und Griechenland ſchon dritthalbhundert Jahre früher frei und unabhängig vom türkiſchen Joche geworden wäre, wenn dem Don Juan ſein Bruder Philipp geſtattet hätte, die Krone von Griechenland anzunehmen.

Die Stadt Patras beſteht aus einer Altſtadt und einer Neuſtadt. Die erſtere wurde zum größten Theil im Freiheitskampfe eingeäſchert. Sie war regelmäßig gebaut und ſtieg amphitheatraliſch vom Hafendamme nach der im Oſten der Stadt auf einem Hügel gelegenen Citadelle auf und bietet noch jetzt vom Hafen aus einen anmuthigen Proſpekt. Jedes bedeutendere Haus war mit einem Garten umgeben, deſſen Fruchtbäume einen dichten Laubwall um den Wohnſitz bildeten. Nur langſam hat dieſer alte Theil der Stadt ſich erhoben; das meiſte, was aus alter Zeit übrig iſt, ſind die Trümmer der türkiſchen Moſcheen, deren hier fünf beſtanden, ſowie die einiger verfallener Kirchen. Die Neuſtadt liegt auf einem flachen Streifen Landes, der ſich in geräumiger Breite zwiſchen dem Fuße des Kaſtellhügels und dem Ufer des Golfes hinzieht. Sechs oder acht breite Straßen, die vom Strande aus aufwärts gegen die, faſt eine halbe Stunde entfernte Altſtadt gehen, werden von eben ſo viel querlaufenden durchſchnitten. Die Häuſer ſind einfach und leicht, in dem ſchmuckloſen Style aller neuerſtandenen griechiſchen Städte erbaut, meiſt einſtöckig; nur wenige zeigen moreoken und byzantiniſchen Charakter. Unter den Häuſern der Hauptſtraßen führen Bogengänge durch, eine des Schattens wegen ſehr wohlthätige Einrichtung. Unter dieſen Bogengängen liegt in vollgepfropften Buden alles zur Schau aus, was der blühende Handelsplatz an lockenden Waaren aufzuweiſen hat. Die Pfeiler, die die Arkaden tragen, ſind freilich noch von Holz, der vorausſchauende Blick erkennt aber in ihnen bereits die marmornen Säulen, welche dieſe Hallen ſtützen werden, wenn ſich über ihnen einmal jene mächtigen Gebäude aufthürmen, die der neu entworfene Plan der Stadt, in ſeinen neun öffentlichen Plätzen mit Springbrunnen, Boulevards und breiten, luſtigen Straßen bereits nachweiſt, und die auch ſicher zur Ausführung kommen, wenn der Reichthum der handelsthätigen Paträer in gleichem Maße, wie in den letzten zwölf Jahren, zunimmt.

Die Lage des Hafens gegen das mittelländiſche Meer, vor dem Eingange des adriatiſchen, Italien gegenüber, mit dem Golfe von Korinth hinter ſich, und in leichteſter Verbindung mit den joniſchen Inſeln und dem Feſtlande von Hellas, iſt der Entwicklung des Handels beſonders günſtig. Der Werth der jährlichen Ausfuhr von Korinthen, Knoppern, Wolle, Wein, Seide, Häuten, Lakritzen, Oel, Käſe und Feigen iſt ſchon auf 2½ Millionen Thaler geſtiegen; die im Kriege meiſt zerſtörten Pflanzungen der fruchtbaren Umgegend heben ſich mit jedem Jahre und werden neuerdings mit Sorgfalt und Erfolg gepflegt. Die Zahl der Einwohner, die ſich durch Gaſtfreundſchaft und Zuvorkommenheit gegen Fremde auszeichnen, mehrt ſich mit jedem Jahre und hat bereits ihre frühere Höhe von 10,000 Seelen wieder erreicht. — Denkmäler aus der uralten helleniſchen Zeit ſind nicht mehr vorhanden; das alte Patras gelangte erſt unter Auguſtus, der es nach der Schlacht von Actium koloniſirte, zu einiger Bedeutung; daher tragen auch ſeine Ruinen einen vorherrſchend neuen Charakter; ſo die Brunnen der Ceres und das Theater, die Reſte des Thors und der Tempel des Aeskulap, die Ueberbleibſel der Bäder und die Grabmäler. In den Thälern hinter der Altſtadt bemerkt man großartige Waſſerleitungen, deren eine zwei Reihen Bögen übereinander hat. Die einzigen, wirklich griechiſchen Trümmer beſtehen in zahlreichen Stücken doriſcher Säulen, die unter andern Mauerſteinen der Citadelle vorkommen. Aus dem Mittelalter ſind, die St. Andreaskirche ausgenommen, wenige Ueberbleibſel zu bemerken; um ſo zahlreicher ſind die Ruinen, welche die Freiheitskriege geſchaffen, und an allen haftet, da hier der Kampf mit den Türken am wüthendſten entbrannte, das edelſte Blut.

Gegen Ende Auguſts und zu Anfang Septembers antern jetzt Dampfer und andere Schiffe zu fünfzigen vor Patras, um ſich mit Korinthen, dem Hauptausfuhrartikel, zu berachten. Das Ufer wimmelt dann von Arbeitern und Zuſchauern, und es iſt Gebrauch, daß das Schiff, dem die erſte Bootsladung ſich nähert, einen Kanonenſchuß abfeuert und ſeine Maſten mit Flaggen ziert. Die Korinthen ſind bekanntlich die getrockneten Beeren einer kleinen Traubenſorte, welche hauptſächlich auf Morea und den joniſchen Inſeln gepflanzt wird. Wenn die Trauben reif und geſchnitten ſind, legt man ſie auf Sanddoden aus und läßt ſie ungefähr acht Tage an freier Luft trocknen, dann werden ſie in Kiſten verpackt und verladen. Die Ernte des letzten Jahres wurde durch regneriſches und ſtürmiſches Wetter ſehr beeinträchtigt. 2*.

Traum einer Mutter.

(Mit Stahlſtich.)

Gebeugt vom Angſtgewichte,
Halb ſchlummernd und halb wach,
Sah ich mit fremdem Lichte
Sich füllen das Gemach.

Die Stirne mir zu fächeln,
Naht ſich ein Engelsbild
Und trägt mein Kind mit Lächeln
In's himmliſche Gefild.

Digitized by Google

Die Bürgermeisterin von Schorndorf.

Von **Karl Hocheisen.**

Nicht allein die Weiber von Weinsberg, auch die Weiber von Schorndorf haben im Schwabenlande einen berühmten Namen: die ersteren wegen ihrer bekannten Treue gegen ihre Männer, die letztern, weil sie in einer der schwersten Kriegszeiten die Männer durch ihre Tapferkeit beschämten. Aber an beiden erprobt sich das Wort: Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen! Denn die gestrenge, schnell fertige Kritik hat beide Ereignisse in das Fabelreich verwiesen. Wohl erzählt der berühmte Geschichtsschreiber Sattler die Schorndorfer Begebenheit, aber er spricht in so spöttischer Weise von dem „närrischen Weibertumult", daß der gute Kern, der dieser Geschichte zu Grunde liegt, ganz verloren geht. Dieß kam wohl daher, daß der ehrliche Sattler als herzoglich württembergischer Rath und Geheimer Archivarius das unehrerbietige Gebahren dieser „Amazonen" gegen fürstliche Commissarien verabscheuen mußte. Ueberdieß war einer der Commissäre, die durch das rebellische Weibervolk in Schorndorf in ein so komisches Gedränge kamen, nämlich der Kriegs- und Kirchenrath Tobias Heller, Sattlers mütterlicher Großvater, was auch mit dazu beigetragen haben mag, daß er auf diese Geschichte nicht gut zu sprechen ist. Sein Verdruß thut sich auch in einer Aeußerung über eine Flugschrift kund, welche gleichzeitig mit den Begebenheiten, von welchen hier die Rede ist, anonym in Ulm erschien unter dem Titel: „Der durch das Schorndorfische und Göppingische Weibervolk geschüchterte Hahn". Er nennt diese Broschüre „eine Lästerschrift, welche aus der Feder eines der Sache unkundigen und unbesonnenen Verfassers geflossen." Ja, Sattler hielt es nicht einmal für der Rübe werth, den Namen der Frau zu nennen, die an der Spitze der damaligen Weiberbewegung in Schorndorf stand und deren Ehrengedächtniß unsere Schilderung gewidmet ist. Doch wollen wir ihm keinen Vorwurf aus diesem Schweigen machen; denn entweder hätte er die Heldin, wie von andern Autoren geschehen ist, Frau Künkelin genannt, oder er hätte, wenn er des richtigen Namens sich bediente, einer Entdeckung vorgegriffen, welche dem Jahre 1862 und dem Verfasser dieses Aufsatzes aufbehalten war, einer Entdeckung, wodurch der Frau Bürgermeisterin ihr damaliger rechtmäßiger Name zugetheilt, die Ehre des erst später zur obersten Stelle im Schorndorfer Magistrate berufenen Bürgermeisters Künkelin aber in glänzender Weise gerettet und das, was ihm bisher auf Rechnung geschrieben wurde, auf das Tagbuch seines Vorgängers in billiger Weise übergetragen wird. Wie dieß aber zusammenhängt, wird aus der folgenden Darstellung erhellen.

Waren schon im dreißigjährigen Kriege alle Schaalen des Wehs über das schwäbische Volk ausgegossen worden, so wurde ihm auch die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts eine Zeit des Jammers. Zwar der Kriegssturm, den Ludwig XIV. von Frankreich im Jahre 1667 gegen die spanischen Niederlande und Hochburgund erhob, ging an Württemberg ohne Schaden vorüber, dagegen hatte es in Ludwigs Kriege gegen Holland (1672), wenn nicht durch feindliche, so doch durch befreundete Kriegsvölker schwer zu leiden, und kaum ließ der 1678 abgeschlossene Friede zu Nimwegen einige Ruhe hoffen, so zündeten die Annexionen der Franzosen, die man dazumal Reunionen nannte, und die Händel über die pfälzische Erbfolge bald das Kriegsfeuer in nur um so verderblicherer Weise wieder an. Am 20. September 1688 ging ein mächtiges französisches Heer, welches sich bei Landau gesammelt hatte, über den Rhein, nahm Philippsburg, Offenburg und Gengenbach weg und legte dem Herzogthum Würt-

temberg, ehe dieses noch einen einzigen Franzosen gesehen, außer einer großen Lieferung von Fourage und Vieh eine Zahlung von 100,000 Reichsthalern auf. Auch der andern Stände des schwäbischen Kreises wurde hiebei nicht vergessen; Ulm z. B. wurde vorläufig mit einer Zahlung von 25,000 Reichsthalern bedacht. Am 5. Oktober 1688 erschienen jedoch die Vorposten des Generals Montclar vor Heilbronn, und obwohl die Bürgerschaft dem verrätherischen Ueberfall die tapferste Gegenwehr entgegenstellte, so beugte sich demungeachtet der Magistrat unter die Gewalt, der er sich nicht erwehren zu können vermeinte. Der Schrecken lief durch die Gaue von Schwaben. Denn die schwäbischen Kreistruppen standen in Ungarn gegen die Türken im Feld; namentlich aber hatte Württemberg zwei schöne Regimenter im Dienste der Republik Venedig nach Morea geschickt. Das Land lag wehrlos dem Feinde offen. Der Herzog Administrator Friedrich Karl suchte Hilfe in München und am Reichstag. Die Herzogin Wittwe beschloß, das Schicksal des Landes zu theilen. Ohne Widerstand zu fürchten, konnte daher der Brigadier Melac den Raubkrieg in Schwaben führen, der seinen Namen für alle Zeiten schändet. Er nahm mit 1500 Mann zu Pferd und 2800 zu Fuß sein Hauptquartier in Eßlingen, leerte dort das ansehnliche Zeughaus und bedrückte die Bewohner der Stadt und der Umgegend aufs Grausamste. Durch die Drohung, daß im Weigerungsfalle Stuttgart und Canstatt verbrannt würden, erzwang er von der Herzogin und dem Geheimenrathe den Befehl zu Uebergabe der Festung Hohenasberg, dem der Kommandant Folge leistete, als die abgesandten Kommissäre ihm vorbielten, die Stadt Stuttgart werde am jüngsten Tage über ihn um Rache schreien, wenn er zu ihrem Verderben die Festung zu halten suche. Durch die Uebergabe des Asbergs erlangte man aber die beruhigende Zusicherung, daß die Hauptstadt von allen Einquartierungen, Forderungen und Erpressungen verschont bleiben solle. Kaum war dieser Vertrag geschlossen, so verlangte der Feind auch die Einräumung von Schorndorf.

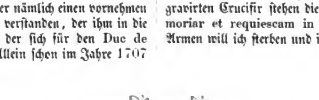
Diese Stadt war von den Herzogen Ulrich und Christoph stark befestigt worden, so daß sie im dreißigjährigen Kriege für eines der ersten Bollwerke des Landes galt. Den Franzosen erschien sie als besonders gut gelegen. Denn sie beherrschte die Heerstraße, die über das Härdtfeld und Aalen herab durch das Remsthal in das Land führt. Auch konnte von hier aus leicht der Weg durch das Filsthal von Ulm her verlegt werden. Allein in Schorndorf befand sich als Kommandant der Obrist Peter Krummhaar, mit dem sich nicht so leicht traktiren ließ. Die Franzosen boten ihm 2000 Golddoublonen, wenn er Raison annehme, aber er verstand nicht französisch. Als daher Melac, der über die Ulmer Alp raubend vorgedrungen war, am 7. Dezember 1688 mit 40 Reitern vor der Stadt erschien, setzte der Kommandant einer Aufforderung zur Uebergabe seine entschiedene Weigerung entgegen. Ganz seiner würdig, ließ Melac aus Rache dafür eine Mühle und einige Häuser in der Nähe der Stadt abbrennen. Nun verfügte sich aber der Marquis von Beville nach Stuttgart, um dasselbe Spiel in Beziehung auf Schorndorf zu treiben, das man kurz zuvor in Betreff des Asbergs getrieben hatte. Er drohte Stuttgart „aus dem Sarge" heraus zu verbrennen, wenn Schorndorf nicht übergeben werde. Dadurch gerieth aber die Herzogin Wittwe mit dem Geheimenrathe in große Noth. Man war sich bewußt, daß man mit der Uebergabe des Asbergs eine schlechte Ehre eingelegt habe, und zugleich war es offenkundig, welch' böses Blut unter dem Volke diese Uebergabe gemacht habe. Demungeachtet schickte man den Hofjunker von Hoff und den Kriegs- und Kirchenrath Tobias Heller nach Schorndorf ab, um mit dem Kommandanten und dem Magistrate, jedoch möglichst ohne Wissen der Bürgerschaft, zu verhandeln. Denn diese war, wie man in Stuttgart meinte, von demselben Unverstande besessen, wie das ganze übrige schwäbische Volk, welches zu der Ansicht gekommen war, daß man denn doch nicht das ganze Land zum Sündenbock für die Residenz machen solle. Der Kommandant ließ sich aber durch die Drohung mit dem jüngsten Gericht nicht erweichen, wie der vom Asberg; er erklärte den Kommissarien rund heraus: mögen die Franzosen thun, was sie wollen, die Stadt Schorndorf könne er nicht so liederlich übergeben, wie Asberg übergeben worden sei, und ging, als man in ihn drang, zornig auf den Wall seinem Berufe nach. Der Kommandant konnte aber auch eine solche Sprache führen. Denn er war wohl gerüstet und hatte eine tüchtige Mannschaft an sich gezogen, der er, und die ihm zugeschworen hatte, bis zum letzten Blutstropfen auszuharren. Trotzdem hätte es ihm schief gehen können, wenn er nicht in der Stadt selbst unter dem Volke einen eigenthümlichen Halt bekommen hätte. Denn so gut auch die Stimmung der Bürgerschaft war, im Magistrat von Schorndorf war eine Partei, welche der Furcht Raum gab. Ueberdieß hatte der Kommandant vom Herzog Administrator den Befehl erhalten, die Stadt nicht zu übergeben; aber weiter stellte es sich heraus, daß der Administrator selbst der Meinung war, er solle es nicht auf die Extrema ankommen lassen, sondern im Nothfall sich mit der Mannschaft aus der Stadt in das Schloß zurückziehen, allwo er endlich capituliren könne. Vor dieser Schmach wurde aber der Obrist Krummhaar bewahrt durch die Frau Bürgermeister Walch, welche allerdings später den Namen der Bürgermeister Künkelin führte, und deren zweiter Name seither irriger Weise auch schon auf die Zeit übergetragen wurde, in der sie sich um die Behauptung der Stadt Schorndorf gegen die Franzosen so verdient machte, daß ihr Name ein geschichtlicher geworden ist. Denn damals, im Dezember 1688, war Herr Johann Georg Künkelin, Handelsmann in Schorndorf, noch nicht Bürgermeister. Damals stand in dieser Würde noch der alte Johann Heinrich Walch, Metzgermeister und Lammwirth, welcher den 2. September 1679 die ehr- und tugendsame Jungfrau Anna Barbara Agricola, geboren im März 1651 in der oberschwäbischen Reichsstadt Leutkirch, Tochter des Jakob Heinrich Agricola, Apothekers daselbst, als Wittwer geheirathet hatte. Erst als der Bürgermeister

Walch den 29. Junius 1689 in einem Alter von 62 Jahren 6 Monaten und 11 Tagen gestorben war, wurde Johann Georg Künkelin zum Bürgermeister erwählt und blieb 40 Jahre in diesem Amte. Er wurde aber nicht blos der Amts-, sondern auch der Ehe-Nachfolger Walchs. Denn schon den 3. Dezember 1689 heirathete er die Frau Anna Barbara Walch, geb. Agricola, des Herrn Johann Heinrich Walchen nachgelassene Wittwe. Wie es nun aber gekommen ist, daß der Name Walch von dem Namen Künkelin verdrängt wurde, das läßt sich daraus erklären, daß Frau Anna Barbara mit ihrem zweiten Gatten gegen 40 Jahre in der Ehe stand. Weil sie so lange mit Herrn Künkelin in der Ehe lebte, so hieß sie im Munde des Volks eben die Frau Bürgermeister Künkelin, und so ging dieser Name auch in die Geschichtsbücher über. Das Bedenken ist nun freilich: nennt der gleichzeitige „geschüchterte Hahn" nicht etwa ihren Namen? Allein in dieser Flugschrift findet sich weder der Name, noch die Person erwähnt, und erst später, vielleicht erst durch die Schrift von Abel „Geschichte des Einfalls der Franzosen in Württemberg im Jahr 1688" (herausgegeben 1794), wurde der Name Künkelin, wohl auf Grund der Nachforschungen an Ort und Stelle, die sich aber nicht bis auf die Kirchenbücher erstrecken, in weiteren Kreisen bekannt. Die Einsicht in die Kirchenbücher hat nun aber zu der obigen Berichtigung geführt und bezeugt, daß, was die Geschichte bisher vom Bürgermeister Künkelin berichtet hat, seinen Amts- und Ehe-Vorgänger, den Bürgermeister Walch angeht, wiewohl Herr Künkelin auch damals schon auf dem Rathhaus saß. Denn nachdem Peter Krummhaar zornigen Bescheids die Commissarien hatte stehen lassen und sich auf den Wall begeben, veranlaßte alsbald die Frau Bürgermeister Anna Barbara Walch die für die Behauptung der Festung entscheidende Bewegung. Sie hatte wohl schon vorher aus ihrem alten Herrn herausKatechisirt, daß es auf dem Rathhaus „wackle", und vielleicht war es ihr nicht unbewußt, daß Vogt, Bürgermeister und Rath der Stadt Schorndorf eine noch jetzt im Archiv zu Eßlingen befindliche Circularbranderde Melacs vom 10. Dezember 1688 unterschrieben und hiedurch hinter dem Rücken des Kommandanten sich zu Lieferungen an den Feind verstanden hatten. Kaum hatte sie daher vernommen, daß weiter etwas Ungerades im Werk sei, so hielt sie Rath mit ihrer vertrauten Freundin, der gleich energischen Ehefrau des Hirschwirths und Gerichtsverwandten Kazenstein, und der Beschluß war: „Wenn die Männer nicht daran wollen, so müssens die Frauen thun!" In Gemäßheit dieses Beschlusses sandten sie den alten Weingärtner Friedrich Kurz, der als ein erzschlauer Kerl bezeichnet wird, in der Stadt herum, und nach einer halben Stunde stand das ganze Weibervolk vor dem Hause der Frau Bürgermeisterin, bewaffnet mit Ofengabeln, Mistgabeln, Bratspießen, Hackmessern, Besenstielen, Kunkeln, Sicheln, Stuhlfüßen, wie auch mit alten Partisanen und Hellebarden. Die Amazenen errichteten Kompagnien und es wurden, wie Sattler nach dem Vorgang des „geschüchterten Hahns" hinzufügt, „die bösesten Weiber" an die Spitze gestellt. Darauf marschirte man vor das Rathhaus, wo alsbald die Bürgermeisterin sich von dem Gewalthaufen trennte und behufs der Recognoscirung in den Ofen der Rathsstube schlüpfte. Dort vergewisserte sie sich, daß im Rathe von einer Kapitulation die Rede sei. Unverzüglich fuhr sie zum Ofen heraus, ließ ihren Gemahl rufen, und drohte ihm, ihn mit eigener Hand todt zu schlagen, wenn er in die Uebergabe willige. Denn dem liederlichen Trüpplein Franzosen werde man doch nicht so ohne Weiteres das gute Heu und den schönen Haber liefern, oder gar die stolzen Festungswerke, die so viel Geld gekostet, zur Demolirung übergeben und die raubhahnigen Umschweifer in's Quartier nehmen. Zugleich trug sie ihm auf, seinen Kollegen zu melden, daß auch ihnen von ihren Ehehälften der Tod drohe, wofern sie zur Kapitulation stimmen. Darauf wurden das Rathhaus und die Thore von den Weibern militärisch besetzt und jeder Rathsherr, der aus der Rathsstube trat, streng examinirt, wie er gestimmt habe. Da sich aber herausstellte, daß es noch zu keiner Abstimmung gekommen, so mußten die Rathsverwandten eidlich geloben, daß sie im Fall einer solchen mit Nein stimmen wollen. In schlimmster Bedrängniß waren die beiden Stuttgarter Herren. Zwei Tage und zwei Nächte wurden sie in der Rathsstube bewacht und schwebten in steter Gefahr, von den Weibern erschlagen zu werden oder Hungers zu sterben. Nur mit Noth konnten einige Rathsverwandte die Weiber bewegen, sie durchzulassen, um den Gesangenen in den Taschen etwas Mundvorrath zuzutragen. Tobias Heller wurde (wahrscheinlich durch den Kommandanten) nächtlicher Weile aus der Stadt geschafft; der Hofjunker aber mußte, um sein Leben zu retten, nicht nur der Ausführung des mitgebrachten Auftrages entsagen, sondern auch selbst Anstalten zur Gegenwehr machen helfen. Der Obrist Krummhaar aber sandte jetzt einen Abgeordneten an die nicht mehr sehr entfernte Kreisgeneralität, und eine weitere Circularbranderdre Melacs vom 17. Dezember kam nicht mehr nach Schorndorf hinein. So wurde Schorndorf erhalten, was von großer Wichtigkeit war; denn wenn diese Festung wie Hohenasberg übergeben worden wäre, so hätten die Kreistruppen nicht wagen können, in Württemberg einzurücken, weil die Franzosen in Schorndorf einen Stützpunkt erhalten hätten, von dem aus sie ihre Winterquartiere in Württemberg hätten behaupten können. So aber mußten sie sich zum Abzug entschließen, zumal, da das Volk, durch die Entschlossenheit der Weiber von Schorndorf in seinem Muthe bestärkt, immer schwieriger wurde, und den Feinden je mehr und mehr der Boden unter den Füßen brannte. Doch zogen sie nicht ab, ohne noch Schaden zu thun, so viel sie konnten. Sie bedrängten Tübingen, dem der Professer Johann Osiander durch seine Klugheit und Entschlossenheit ein Schutzengel wurde. Auch Stuttgart sollte noch, trotz der Kapitulation von Asberg, ihren Zorn empfinden.

In diesen Schreckenstagen wurden Boten über Boten von Stuttgart aus nach Hilfe gesandt. Weil das Volk aber wußte, daß die Boten von Stuttgart, aus

Digitized by Google

Sorge der Regierung für die Residenz, seither den Succurs eher zurückgehalten, als betrieben hatten, so erregte die Ankunft eines Herrn von Stuttgart in Göppingen einen dem Schorndorfer ähnlichen Weiberaufstand. Denn da einige Göppinger Bürger, die auf dem Asberg in Garnison gelegen, in demselben einen von den Kommissarien erkannten, die bei der Uebergabe der Feste besonders thätig gewesen waren, so waren sogleich die Weiber von Göppingen, welche den Schorndorferinnen in keiner Weise nachstehen wollten, mit Puffern, Partisanen, bloßen Degen, Heugabeln ꝛc. bei der Hand und wollten nicht umspannen lassen, bevor sie gewisse Nachricht von dem Auftrage des Herrn hätten. Dieser ergrimmte, stürzte mit der Pistole an's Fenster, willens „unter diese Canaillen", wie er sich ausdrückte, hineinzuschießen. Allein es hieß: „Nur zu! Er kann nur Eine treffen, aber für's zum Fenster hinausfliegen darf er nicht sorgen." Der Magistrat wandte sich an die baierischen Dragener, welche dem Ambassadeur de Crecy das Geleite gegeben hatten; aber diese hatten sich bereits für die Weiber erklärt und diesen ihren Beistand zugesagt. Endlich kam es zu einer Schlägerei zwischen dem Diener des Abgeordneten und den Weibern, wobei jener vom Pferde gezogen, tüchtig zerzaust und mit Steinen geklepft wurde, und es war kein anderes Mittel mehr für den herzoglichen Rath, weiter zu kommen, als daß er seinen Auftrag entdeckte, der darin bestand, daß er abgeschickt sei, se schnell als möglich den Succurs zu betreiben. Dieser, sagte er, werde aber nicht kommen, es sei denn, daß er der Generalität die vorhandene Noth anzeige, weßwegen er es „diesem Gesindel" zur Verantwortung gebe, wenn durch seine Schuld eine Verzögerung eintrete. So erhielt er freien Paß. Die Hilfstruppen zogen bald darauf von verschiedenen Seiten heran und der raub- und mordsüchtige Feind mußte das Land räumen. Die Einfälle der Franzosen wiederholten sich in der folgenden Zeit vielfach. Auch der Friede von Ryswick (1697) brachte dem Lande nur kurze Erholung. Eine frohe Erlösungsbotschaft war endlich für das ganze hartgedrückte, aber doch nicht unterdrückte Schwaben die Kunde von der Schlacht bei Höchstädt (1704), und auch Frau Künkelin mag gejubelt haben, als nach dieser Schlacht unter andern ein Bauer vor dem Thore von Schorndorf Einlaß begehrte, indem er ankündigte, daß er den dicken Bärenwirth von Paris einbringe; se hatte er nämlich einen vornehmen Flüchtling aus der Schlacht verstanden, der ihm in die Hände gefallen war, und der sich für den Duc de Berwic de Paris ausgab. Allein schon im Jahre 1707 kamen die Dränger wieder. Damals lagerte sich die ganze französische Armee vor Schorndorf. Zuerst beantwortete der Kommandant d'Alton die Aufforderung mit Kanonenschüssen. Als aber die Stadt förmlich belagert wurde, und die Franzosen aus einer Batterie, die sie bei der Ziegelhütte, unweit des Ottilienberges, errichtet hatten, ein nachdrückliches Feuer eröffneten, da meinte denn doch der Kommandant, es nicht auf die Extrema ankommen lassen zu müssen, und schlug Chamade. Er tröstete sich damit, die Stadt wenigstens „auf honorablen Accord" übergeben zu haben, unterließ aber nicht, zu seiner Entschuldigung anzuführen, daß die Bürgerschaft keineswegs zur Gegenwehr sich habe entschließen wollen. Damals war die mannhafte Frau Bürgermeisterin freilich nicht mehr die rasche Siebenunddreißigerin, wie im Jahre 1688; sie hatte mittlerweile ihr sechsundfünfzigstes Lebensjahr erreicht. Auch hatte man von Oben herab die Bewegung von 1688 nicht se günstig aufgenommen, um zu gleichem Enthusiasmus in später vorkommenden Nothfällen zu begeistern. Welch' ein Verdienst aber Frau Anna Barbara Walch, jetzt Künkelin, im Jahre 1688 neben dem Kommandanten Peter Krummhaar sich erworben hatte, das offenbarte sich nun auf eine niederschlagende Weise. Denn am 15. Junius 1707 hielt der französische Marschall Villars seinen Einzug in die eroberte Stadt, am 30. Junius verließ er sie wieder; der kurze Besuch der Franzosen hatte aber Schorndorf 286,000 Gulden gekostet. Herr Bürgermeister Künkelin überlebte dieses traurige Ereigniß um einundzwanzig Jahre. Er starb den 29. Julius 1728, seine Ehefrau folgte ihm 13 Jahre spater, den 20. November 1741, im Tode nach. Sie erreichte ein Alter von über 90 Jahren, nachdem sie eine fast zwanzigjährige Blindheit ungebeugt ertragen hatte. Kinder sind nach den Kirchenbüchern aus erster Ehe keine von ihr vorhanden; aus der zweiten Ehe erwähnen die Kirchenbücher nur eines Söhnleins Philipp Jakob, geboren den 5. März, gestorben den 16. August 1691. Das Andenken an ihre im Jahre 1688 ausgeführte Heldenthat lebt im Munde des Volkes unvergänglich fort. Sie selbst hat ein schönes Denkmal ihres frommen Sinnes hinterlassen durch die Stiftung eines Stipendiums für Theologie Studirende, wie auch durch die Stiftung einer schönen silbernen Altarkanne mit ihrem Namen und der Jahrszahl 1740. Ueber dem gravirten Crucifix stehen die Worte: In brachiis tuis moriar et requiescam in pace, d. h. In Deinen Armen will ich sterben und im Frieden ruhen!



Digitized by Google

Schwarzwälder Volkstrachten.

Digitized by Google

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

(Fortsetzung von S. 280.)

Der Weg nach Italien führte Felix Mendelssohn zuerst nach Weimar, wo er sich einige Tage aufhielt. Ueber die Aufnahme in Goethe's Haus berichtet er in einem Brief vom 24. Mai (1830) Folgendes:

„Ich werde vielleicht noch zwei Tage hier bleiben, und es ist nicht Schade darum; denn so heiter und liebenswürdig, wie dießmal, und so gesprächig und mittheilend habe ich den alten Herrn noch nie gefunden. Der Grund aber, warum ich wohl noch bleiben werde, ist gar nicht übel und macht mich fast eitel oder vielmehr stolz; auch will ich ihn Euch nicht verschweigen. Goethe schickte mir nämlich gestern an einen hiesigen Maler einen Brief, den ich selbst abgeben sollte, und Ottilie (Goethe's Schwiegertochter) vertraute mir an, daß der Auftrag, mein Porträt zu zeichnen, darin enthalten sei, weil Goethe es zu einer Sammlung Zeichnungen seiner Bekannten, die er seit einiger Zeit angelangen hat, legen wolle. Ich lebe ganz prächtig hier, und genieße die Nähe des alten Herrn so recht aus dem Grunde, habe bis jetzt alle Mittage bei ihm gegessen und bin heute Morgen wieder zu ihm beschieden; heut Abend gibt er eine Gesellschaft, wo ich spielen soll, und da spricht er nun über alles, frägt nach allem, daß es eine Freude ist. — Ich muß aber ordentlich und folgerecht erzählen, damit Ihr alles erfahret. Des Morgens ging ich zu Ottilie, die ich zwar noch kränklich und zuweilen klagend, aber doch heiterer als früher, und gegen mich so freundlich und liebenswürdig, wie immer, fand. Ulrike ist jetzt so angenehm und lieblich, wie nie zuvor; der Ernst, den sie bekommen, hat sich mit ihrem ganzen Wesen vereinigt, und sie hat eine Sicherheit und Tiefe der Empfindung, die sie zu einer der liebenswürdigsten Erscheinungen machen, die ich kenne. Die beiden Knaben, Walter und Wolf, sind lebendig, fleißig und zuthulich, und wenn sie von Großpapa's Faust sprechen, so klingt das gar zu nett. Goethe fand ich Anfangs etwas still und wenig theilnehmend; mir war es verdrießlich, und ich dachte, es wäre jetzt immer so. Da kam zum Glück die Rede auf die Frauenvereine in Weimar, und auf das Chaos, eine tolle Zeitung, die die Frauen unter sich herausgeben, und zu deren Mitarbeiter ich mich aufgeschwungen habe. Auf einmal fing der Alte an lustig zu werden und die beiden Damen zu necken mit der Wohlthätigkeit und dem Geisterreichthum und den Subscriptionen und der Krankenpflege, die er ganz besonders zu hassen scheint. Dann schimpfte er auf die allgemeine Sehnsucht der jungen Leute, die so melancholisch wären; dann erzählte er Geschichten von einer jungen Dame, der er einmal die Cour gemacht hätte u. s. w. — Nach Tische fing er dann auf einmal an: ‚Gute Kinder — hübsche Kinder — muß immer lustig sein — tolles Volk' und dazu machte er Augen, wie der alte Löwe, wenn er einschlafen will. Dann mußte ich ihm vorspielen, und er meinte, wie das so sonderbar sei, daß er so lange keine Musik gehört habe; nun hätten wir die Sache immer weiter geführt, und er wisse nichts davon; ich müsse ihm darüber viel erzählen, denn wir wollen doch auch einmal vernünftig mit einander sprechen.' — Da ich Goethe gebeten hatte, mich Du zu nennen, ließ er mir den folgenden Tag durch Ottilie sagen, dann müsse ich aber länger bleiben als zwei Tage, wie ich gewollt hätte, sonst könne er sich nicht wieder daran gewöhnen. Wie ich denn nun bis jetzt auch jeden Tag da war, und ihm gestern von Schottland, Hengstenberg, Spontini und Hegels Aesthetik erzählen mußte, wie er mich dann nach Tiefurt mit den Damen schickte, mir aber verbot nach Berka zu fahren, weil da ein schönes Mädchen wohne und er mich nicht in's Unglück stürzen wolle, und wie ich dann so dachte, das sei nun der Goethe, von dem die Leute einst behaupten würden, er sei gar nicht eine Person, sondern er bestehe aus mehreren kleinen Goethiden — da wär' ich wohl recht toll geworden, wenn mich die Zeit gerent hätte."

Am 25. Mai berichtet Felix:

„Vormittags muß ich ihm ein Stündchen Klavier vorspielen, von allen verschiedenen großen Componisten, nach der Zeitfolge, und muß ihm dann erzählen, wie sie die Sache weiter gebracht hätten; und dann sitzt er in einer dunklen Ecke, wie ein Jupiter tonans, und blitzt mit den Augen. An den Beethoven wollte er gar nicht heran. — Ich sagte ihm aber, ich könne ihm nicht helfen, und spielte ihm nun das erste Stück der C-Moll-Symphonie vor. Das berührte ihn ganz seltsam. — Er sagte erst: ‚Das bewegt aber gar nichts; das macht nur Staunen; das ist grandiose,' und dann brummte er so weiter, und fing nach langer Zeit wieder an: ‚das ist sehr groß, ganz toll, man möchte sich fürchten, das Haus stele ein; und wenn das nun alle die Menschen zusammenspielen!' Abends hat er schon mehreremal Leute gebeten, was jetzt bei ihm die höchste Seltenheit ist, so daß die meisten Gäste ihn seit langem nicht gesehen hatten. Dann muß ich viel spielen, und er macht mir Komplimente, wobei ‚ganz stupend' sein Lieblingswort ist. — Ich habe übrigens viel Lebensart, und ließ gestern fragen, ob ich nicht doch vielleicht zu oft käme. Da brummte er aber Ottilien an, die es bestelle, und sagte: ‚er müsse erst ordentlich anfangen, mit mir zu sprechen, denn ich sei über meine Sache so klar, und da müsse er ja vieles von mir lernen.'"

Einige Tage nach diesem Briefe wollte Mendelssohn von Weimar abreisen, aber Goethe ließ ihn nicht fort, er mußte noch ein paar Tage verweilen, denn ‚er habe ihm noch viel zu erzählen, und Felix ihm noch viel vorzuspielen.' Zum Andenken schenkte er ihm einen Bogen seines Manuscripts von Faust mit der Unterschrift: Dem lieben jungen Freunde F. M. B., kräftig zartem Beherrscher des Piano's, zur freundlichen Erinnerung froher Mairage 1830, J. W. von Goethe.

Die Reisebriefe Mendelssohns aus Weimar werfen noch mehrere interessante Streiflichter auf Goethe's häusliches Leben in seinem Greisenalter, wir müssen uns aber begnügen, nur noch die Abschiedsscene mitzutheilen.

„Ganz im Anfang meines Aufenthaltes in Weimar," schreibt Felix, „hatte ich von einer betenden Bauernfamilie von Adrian von Ostade gesprochen, die vor neun Jahren großen Eindruck auf mich gemacht habe. Als ich nun Morgens hineinkomme, um mich ihm zu empfehlen, sitzt er vor einer großen Mappe und meint: ‚Ja, ja, da geht man nun fort, wollen sehen, daß wir uns aufrecht erhalten bis zur Rückkunft; aber ohne Frömmigkeit wollen wir hier nicht auseinander gehen, und da müssen wir uns denn das Gebet noch einigemal zusammen ansehen.' Dann sagte er mir, ich solle ihm zuweilen schreiben, und dann küßte er mich, und da fuhren wir weg nach Jena, wo ich Abends auch von Ulrike und Ottilie Abschied nahm."

In München wohnte Felix der Aufführung des Fidelio an. Hatte es ihn in Weimar schon verdrossen, daß Hummel in Gluck Iphigenie in Aulis „Octaven und dergleichen" gestrichen hatte, so ärgerte er sich noch mehr über den Fidelio in München. „Ist doch mein Deutschland ein närrisches Land," schreibt er am 6. Juni, „kann die großen Leute hervorbringen und achtet sie nicht; es hat große Sänger genug, viele denkende Künstler, aber keinen untergeordneten, treu und ausprunchslos wiedergebenden; Marzelline verliert ihre Rolle; Jaquino ist ein Tölpel;

Digitized by Google

der Minister ein Schaf; und wenn ein Deutscher, wie Beethoven, eine Oper geschrieben hat, so streicht ein Deutscher, wie Stuntz oder Poißl die Ritornelle und dergleichen Unnützes darin; ein anderer Deutscher setzt Posaunen zu seinen Symphonien; ein dritter sagt Beethoven sei überladen, und dann ist ein großer Mann todt!“

Von München ging es nach Salzburg, wo, wie Felix seiner Mutter schreibt, „der reisende Musicus seinen großen Pechtag abhielt“. Strömender Regen, Mauthvisitationen, kranke Pferde nach Ischl ohne polizeiliche Erlaubniß, die verweigerte Begrüßung einer durch Salzburg fahrenden Verwandten, der Baronin Pereira aus Wien, theure Zeche — und dergleichen, bilden den Inhalt des humoristischen Briefes, den er „Bruchstück aus dem ungeschriebenen Tagebuche des Grafen F. M. B.“ nannte und am 11. August von Linz aus schrieb.

In Wien hielt sich Mendelssohn längere Zeit auf, er komponierte daselbst zwei kleine Kirchenmusiken: einen Choral für Chor und Orchester (C Haupt voll Blut und Wunden) und ein Ave Maria für achtstimmigen Chor a cappella (in Op. 23 aufgenommen). Ueber die Zustände der Musik in Wien berichtet er an Zelter: „Die Leute um mich herum waren so schrecklich liederlich und nichtsnutzig, daß mir geistlich zu Muthe wurde, und ich mich wie ein Theolog unter ihnen auskahm. Uebrigens haben die besten Klavierspieler und Klavierspielerinnen dort nicht eine Note von Beethoven gespielt, und als ich meinte, es sei doch an ihm und Mozart etwas, so sagten sie: Also sind Sie ein Liebhaber der klassischen Musik? — Ja, sagte ich.“

Von Wien aus machte Mendelssohn einen Ausflug nach Preßburg, um die Krönung des Königs am 28. September zu sehen. „Ich habe durch diese kleine Reise,“ schreibt er seinem Bruder Paul, „ein ganzes Land kennen gelernt, denn Ungarn mit seinen Magnaten, seinen Obergespanen, dem orientalischen Luxus und der Barbarei daneben ist hier zu sehen, und die Straßen bieten einen Anblick, der mir ganz unerwartet und neu ist. Da sind fürchterlich stupiden Bauern oder Sklaven; die Zigeunerhaufen; die mit Gold und Edelsteinen überladenen Bedienten und Wagen der Großen, dann der sonderbare kecke Nationalzug, die gelbe Farbe, die langen Schnurrbärte, die fremde weiche Sprache — alles das macht den buntesten Eindruck von der Welt.“

In Gratz führte ihn ein Verwandter in's Theater, wo der Rehbock gegeben wurde, der sein sittliches Gefühl beleidigte, denn er nennt ihn „das Infamste, Verwerflichste, Etendeste, was der selige Kotzebue geschaffen hat“. Ueber Udine und Treviso gelangte Mendelssohn nach Venedig. Diese Stadt gab seinem Kunstsinn reiche Nahrung, und namentlich machte die venetianische Malerschule einen gewaltigen Eindruck auf seinen Geist. Die begeisterte Schilderung dieser Eindrücke zeigt uns, daß seine Künstlernatur keine einseitig-musikalische, sondern eine das ganze Kunstgebiet in sich aufnehmende war. Um Felix auch von dieser Seite aus schätzen und liebgewinnen zu können, geben wir einige Auszüge aus seinen Briefen aus Venedig.

„Nun denkt,“ schreibt er am 16. Oktober, „daß ich heut die größten Bilder in der Welt kennen gelernt, daß ich die Bekanntschaft einer sehr liebenswürdigen Mannes, von dem ich bis jetzt nur gehört hatte, endlich persönlich gemacht habe; ich meine den ältern Giorgione, der ein prachtvoller Mensch ist, und ebenso den Pordenone, der die edelsten Bilder hinstellt, und dann einmal sich selbst mit vielen dummen Schülern, so fromm und treu und andächtig malt, daß einem wird, als spräche man eben mit ihm und gewönne ihn lieb, — da sei ein anderer nicht verwirrt. Soll ich aber ein Wort von den Tizianen sagen, so muß ich ernsthaft werden. Bisher habe ich nicht gedacht, daß er ein so glücklicher Künstler gewesen sei, wie ich heut gesehen habe. Daß er das Leben mit seiner Schönheit und seinem Reichthum genossen habe, zeigt das Bild in Paris, und das habe ich gewußt; aber er kennt auch den allertiefsten Schmerz, und weiß, wie es im Himmel ist; das zeigt seine göttliche Grablegung und die Himmelfahrt. Wie die Maria da auf der Wolke schwebt und ein Sehen durch das ganze Bild geht; wie man ihren Athem und ihre Beklemmung und Andacht, und kurz die tausend Empfindungen alle in einem Blick sieht, — die Worte klingen nur alle so phlisfrieds und trocken gegen das, was es heißen soll! — Und dann sind drei Engelsköpfe auf der rechten Seite, die von Schönheit das Höchste sind, das ich kenne; die reine, klare Schönheit, so unbewußt, heiter und fromm. Noch muß ich ein paar Worte von der Grablegung sagen, denn Ihr habt den Kupferstich davon. Schaut ihn an und denkt an mich; das Bild ist das Ende von einem großen Trauerspiel, so still und groß und schneidend schmerzlich. Da ist die Magdalena, die hält die Maria, weil sie fürchtet, daß sie vor Schmerz sterben möchte, und will sie zurückführen, sieht sich aber dennoch selbst noch einmal um, und man erkennt, daß sie sich diesen Augenblick für ewig einprägen will und daß sie ihn jetzt zum letztenmal hat; das ist über Alles! — Und dann der verstörte Johannes, der mehr an die Maria denkt und leidet; und der Joseph, der, nur mit dem Grab und seiner Andacht beschäftigt, das Ganze offenbar ordnet und leitet; und der Christus, der so ruhig daliegt und nun Alles überstanden hat, — dazu die herrliche Farbenpracht und der dunkelste strichige Himmel — es ist ein Bild das mit sortreißt und spricht, und das mich nie verlassen wird. Ich glaube nicht, daß mich noch Vieles in Italien so ergreifen wird; aber Vorurtheile habe ich nicht, das wißt Ihr und könnt es auch jetzt wieder daran sehen, daß mir das Märtyrerthum des heil. Petrus, von dem ich am meisten erwartete, am wenigsten von den dreien gefallen hat. Wie kam es nicht so wie ein Ganzes vor; die Landschaft, die herrlich ist, schien mir ein wenig überwiegend; und dann störte mich in der Anordnung, daß zwei Lebende da sind, aber nur ein Mörder (denn der kleine, weit im Hintergrunde, ändert das nicht); es wollte mir nicht wie ein Märtyrerthum erscheinen.“

In Venedig komponirte Mendelssohn mehrere geistliche Lieder. Er schreibt darüber an Zelter vom 16. Oktober: „Mir ist auch schon recht oft nach Musik zu Muthe geworden, und ich habe, seit ich hier bin, ziemlich fleißig komponirt. Vor meiner Abreise aus Wien schenkte mir ein Belannter Luthers geistliche Lieder, und wie ich sie nun durchlas, sind sie mir mit neuer Kraft entgegen getreten und ich denke, viele davon dieses Winter zu komponiren. So bin ich denn hier mit dem Chorat: „Aus tiefer Noth“ für vier Singstimmen a cappella beinahe in's Reine gekommen (in Op. 23 aufgenommen). Außerdem habe ich noch eine Ouvertüre für das Orchester in Arbeit, und wenn Gelegenheit zu einer Oper kommt, so soll sie willkommen sein.“

In Florenz brachte Mendelssohn eine Woche zu, schwelgend in den Genüssen der Kunst und der Natur. Er berichtet von dort aus am 25. Oktober: „Jetzt will ich einmal nach der Tribüne gehen und andächtig werden. Es ist da ein Platz, wo ich mich gerne hinsetze; man sieht gerade aus die kleine Venus von Medicis, und darüber die von Tizian, und wenn man sich ein wenig links wenden will, so hängt da die Madonna del Cardello, ein Lieblingsbild von mir, das mir ganz die helle jardinisere zurückruft und mir wie ein Schwesterbild dazu vorkommt; und auch die Fornarina, die mir aber durchaus keinen Eindruck hat machen wollen, weil der Kupferstich wirklich treu und für mich im Gesicht ein recht unangenehmer Ausdruck, sogar etwas Gemeines ist. Aber wenn man so nach den beiden Venus hinblickt, wird einem ordentlich fromm vor Schönheit zu Muthe; es ist, als flögen die beiden Geister, die so was haben schaffen können, durch den Saal und packen einen an. Den Garten des Palastes Pitti habe ich gestern im Sonnenschein gesehen; er ist herrlich, und die unzähligen Cypressen, die dichten Myrthen und Lorbeerzweige machen unter einem einen seltsamen fremden Eindruck; wenn ich aber sage, daß ich Buchen, Linden, Eichen und Tannen zehnmal schöner und malerischer finde, als alles dieß, so ruft Henkel: der nordische Bär!“

In Rom verweilte Mendelssohn von Anfang November 1830 bis in die erste Woche des April 1831. Ueber

Digitized by Google

sein dortiges Leben und Wirken mögen die folgenden Auszüge aus seinen Reisebriefen das Wesentlichste mittheilen.

(8. November.) „Heute soll ich von den ersten acht Tagen in Rom schreiben, wie ich mir mein Leben eingerichtet, wie ich dem Winter hier entgegen sehe, wie die göttlichen Umgebungen auf mich zuerst eingewirkt haben; und das wird mir etwas schwer. Es ist mir, als hätte ich mich verändert, seit ich hier bin; und wenn ich früher meine Ungeduld und Eile, vorwärts zu kommen und immer schneller die Reise fortzusetzen, unterdrücken wollte, oder für eine Gewohnheit hielt, so sehe ich jetzt wohl, daß eigentlich nur der lebhafte Wunsch, diesen Hauptpunkt zu erreichen, daran Schuld war. Nun habe ich ihn erreicht, und mir ist so ruhig und froh und ernsthaft zu Muthe geworden, wie ich's Euch gar nicht beschreiben kann. Was es ist, das so auf mich wirkt, kann ich wieder nicht genau sagen; denn das fruchtbare Colisenm und der heitere Patrikan und die milde Frühlingsluft tragen dazu bei, wie die freundlichen Leute, mein behagliches Zimmer und Alles. Aber anders ist mir; ich fühle mich glücklich und gesund, wie seit langem nicht, und habe am Arbeiten solche Freude und Drang darnach, daß ich wohl noch viel mehr hier auszuführen gedenke, als ich mir vorgesetzt hatte; denn ich bin schon ein ganz Stück hinein. Denkt Euch ein kleines zweifenstriges Haus, am spanischen Platz Nr. 5, das den ganzen Tag die warme Sonne hat, und die Zimmer im ersten Stock darin, wo ein guter Wiener Flügel steht; auf dem Tische liegen einige Porträts von Palestrina, Allegri ꝛc. mit ihren Partituren; ein lateinisches Psalmbuch, um daraus ‚non nobis' zu komponiren — daselbst residire ich nun. Nach dem Frühstück geht es an's Arbeiten, und da spiele und singe und komponire ich denn bis gegen Mittag. Dann liegt mir das ganze unermeßliche Rom wie eine Aufgabe zum Genießen vor; ich gehe dabei sehr langsam zu Werke und wähle mir täglich etwas Anderes, Weltgeschichtliches aus, — gehe einmal spazieren nach den Trümmern der alten Stadt, ein andermal nach der Galerie Borghese, oder nach dem Kapitol, oder nach St. Peter, oder dem Vatikan. Das macht mir jeden Tag unvergeßlich, und indem ich mir Zeit nehme, habe ich jeden Eindruck fester und stärker. Wenn ich mir nun solch ein Bild, und zwar an jedem Tage ein neues, eingeprägt habe, so ist es meist Dämmerung und der Tag zu Ende. Dann suche ich die Bekannten und Freunde auf; wir theilen uns mit, was jeder gethan, d. h. hier genossen hat, und sind vergnügt miteinander."

(23. Nov.) „Der Choral ‚Mitten wir im Leben sind' ist fertig gewordeu (Op. 28. Nr. III.), und wohl eins der besten Kirchenstücke, die ich gemacht habe. Nach Beendigung der Hebriden denke ich an Salomon von Händel zu gehen und ihn für eine künftige Aufführung einzurichten. Sodann denke ich die Weihnachtsmusik ‚Vom Himmel hoch' und die A-moll-Symphonie zu schreiben, — vielleicht einige Sachen für's Klavier, und ein Konzert, wie es gerade kommen will. Dabei vermisse ich nun freilich sehr, daß ich keinen Bekannten habe, dem ich das Neue mittheilen kann, der mit mir in die Partitur zu gucken, oder einen Baß, oder eine Flöte mitzuspielen versteht, so daß ich ein Stück, wenn es fertig ist, in den Kasten legen muß, ohne daß sich Einer daran freut. — Darin bin ich in London verwöhnt worden. Solche Freunde, wie sie, treffe ich doch wohl nicht wieder zusammen. Hier muß man immer nur halb reden, um die beste Hälfte zu verschweigen, während man dort halb redet, weil sich die andere Hälfte von selbst verstand und der Andere sie schon wußte."

(22. Februar 1831.) „Die erste Walpurgisnacht von Goethe habe ich seit Wien halb komponirt und keine Courage, sie aufzuschreiben. Nun hat sich das Ding gestaltet, ist aber eine große Kantate mit ganzem Orchester geworden und kann sich ganz lustig machen; denn im Anfang gibt es Frühlingslieder u. dgl. vollauf; — dann, wenn die Wächter mit ihren Gabeln und Zacken und Eulen Lärm machen, kommt der Hexenspuck dazu, und Du weißt, daß ich für den ein besonderes Faible habe; dann kommen die opfernden Druiden in C-dur mit Posaunen heraus; dann wieder die Wächter, die sich flüchten, wo ich dann einen trippelnden, unheimlichen Chor bringen will; und endlich zum Schluß der volle Opfergesang — meinst Du nicht, das könne eine neue Art von Kantate werden? Eine Instrumentaleinleitung habe ich nunmehr, und lebendig ist das Ganze genug. Bald, denke ich, soll es fertig sein." (Die Walpurgisnacht ist übrigens erst als Op. 60 herausgegeben worden.)

Höchst interessant ist Mendelssohns Schilderung der Ceremonien in der heiligen Woche. Ja, man darf wohl sagen, er war der erste, der den musikalischen Theil derselben richtig erfaßt und beurtheilt hat, nachdem alle frühreren Reisebeschreiber die Musik der Sixtinischen Kapelle mit überschwenglicher Begeisterung als etwas Ueberirdisches, mystisch Unfaßbares geschildert hatten; und die Anekdote von der Geheimhaltung der Notenmanuscripte und von Mozarts Aufzeichnung der Musik nach dem Gehöre in's Fadelhafte übertrieben wurde. In einem langen Briefe an Zelter gibt Mendelssohn eine eingehende Analyse der verschiedenen Musikstücke und der traditionellen Art der Ausführung; für diese rein technische Ausführung verweisen wir den Musiker vom Fach auf den Brief selbst (Reisebriefe pag. 162—180). Für den größeren Leserkreis geben wir einige Bruchstücke aus dem Briefe an die Eltern vom 4. April.

„Die Leute haben die Ceremonien der heiligen Woche viel gelobt und viel getadelt, und haben, wie es wohl oft geht, immer die Hauptsache zu sagen vergessen, nämlich, daß es ein Ganzes ist. Viele Andere haben wieder die bloße Musik abgesondert und sind darüber hergefallen, weil sie der Aeußerlichkeit bedürfe, um zu wirken. Die mögen recht haben; so lange aber diese nothwendige Aeußerlichkeit da ist, und zwar in ihrer vollkommenheit, so lange wirkt sie doch eben; und so gewiß ich überzeugt bin, daß Ort, Zeit, Anordnung, die große Menschenmenge, die in größter Stille den Augenblick des Anfangs erwarten, zu Übrigr zum Eindruck beitragen, so verhaßt ist es mir doch, das, was einmal zusammen gehört, absichtlich zu sondern, um einen Theil zu erhalten, den man geringschätzen kann. Es müßte ein unglücklicher Mensch sein, auf den die Andacht und Ehrfurcht einer großen Versammlung nicht auch einen anächtigen, ehrfürchtigen Eindruck machte, und wenn sie auch das goldene Kalb anbeteten. Ob es nun einer dem andern nachsagt, — ob es der einmal erlangte große Ruf thut; ob es blos in der Einbildung liegt, ist einerlei; genug, man hat ein vollkommenes Ganze, das einen mächtigen Eindruck seit Jahrhunderten ausgeübt hat und noch jedesmal ausübt, und davor habe ich Ehrfurcht, wie überhaupt vor jeder wirklichen Vollkommenheit. Deßhalb erwartet nicht von mir eine abgemessene Kritik über den Gesang, — ob sie rein oder falsch intonirt haben und ob die Compositionen schön sind, — ich will lieber verstehen. Euch zu erzählen, wie das Ganze einen großen Eindruck machen muß, wie Alles dazu mitwirkt. — Am Palmsonntag ist die erste Ceremonie. Der Zulauf von Menschen war so groß, daß ich nicht ganz in's Innere auf die sogenannte Prälatenbank dringen konnte, sondern unter der Ehrengarde stehen bleiben mußte, wo ich die Feierlichkeit zwar gut sah, aber doch nicht dem Gesang recht folgen konnte, da sie die Worte undeutlich sprachen und ich den Tag noch kein Buch hatte. So kam es, daß mir diesen ersten Tag die verschiedenen Antiphonen, Evangelien- und Psalmmelodien, die Art des singenden Lesens, was nun dort in der Urgestalt alles vorkommt, den verwirrtesten, sonderbarsten Eindruck machten. Ich hatte keinen rechten Begriff, nach welcher Regel die sonderbaren Ton- und Schlußfälle sich richteten. Um diese Regel mir nun nach und nach herauszusuchen, gab ich mir Mühe, und es gelang mir auch so gut, daß ich am Ende der heiligen Woche hätte mitsingen können. Dadurch entging ich auch der Langeweile, über die man sich allgemein während der unaufhörlichen Psalmen vor dem miserere beklagt: denn indem ich auf die Verschiedenheit in der Monotonie merkte, und einen Tonfall, den ich sicher hörte, gleich

Digitized by Google

aufſchrieb, bekam ich nach und nach, wie es auch richtig war, acht Pſalmmelodien heraus, notirte mir die Antiphonen und war fortwährend beſchäftigt und geſpannt. Den erſten Sonntag ſangen ſie auf dem Chor „Hosanna in excelsis“ und intonirten mehrere Hymnen, während dem Papſte die ſchön geflochtenen Palmen gereicht wurden, die er an die Kardinäle vertheilte. Die Kardinäle, die im Innern der Kapelle im Viereck umherſitzen, mit den Abbaten zu ihren Füßen, kommen nun einzeln, und erhalten ihren Palmenſtab, mit dem ſie zu ihrem Platz zurückkehren, dann kommen die Biſchöfe, Mönche, Aebte, alle ſonſtigen Geiſtlichen, die päpſtlichen Sänger, die Ehren-

Fanny Hensel,
geb. Mendelsſohn Bartholdy.

cavaliere und was ſonſt dazu gehört, und erhalten einen Oelzweig mit Palmenblättern gebunden. Das gibt eine lange Prozeſſion, während deren der Chor immer fort ſingt. Dem Papſte wird dann ſein Thronſeſſel gebracht, auf dem er bei allen Prozeſſionen getragen wird; die Kardinäle, zwei und zwei, mit ihren Palmen, beginnen den Zug; die Flügelthüren werden geöffnet und ſo geht es langſam hinaus. — Der Geſang, der einen bisher immerfort wie ein Element umgibt, wird nach und nach ſchwächer, denn die Sänger gehen mit, und endlich hört man ihn in der Ferne von draußen her nur noch ganz leiſe. Dann ſingt auf einmal ein Chor in der Kapelle ſehr ſtark,

Digitized by Google

und der aus großer Ferne antwortet, und so geht es ein Weilchen, bis die Prozession wieder näher kommt und die Chöre sich wieder vereinigen. Auch hier mögen sie singen, was sie wollen, so macht es eine herrliche Wirkung, und wenn es auch wahr ist, daß es sehr einförmige, ja sogar unförmliche Hymnen sind, all' unisono, ohne rechten Zusammenhang und durchaus fortissimo, so berufe ich mich auf den Eindruck, und den muß es auf jeden machen. Nach der Prozession kommt das Evangelium, im sonderbarsten Ton vorgetragen, und dann die Messe. Da muß ich denn auch meines Lieblingemoments erwähnen, nämlich des Credo. Der Priester stellt sich zum erstenmal mitten vor den Altar und intonirt nach einer kleinen Pause mit seiner heiseru, alten Stimme das Credo. Sowie er fertig ist, stehen alle Geistlichen auf, die Kardinäle verlassen ihren Sitz, treten in die Mitte der Kapelle, bilden einen Kreis und alle sprechen ganz laut die Fortsetzung: patrem omnipotentem. Zugleich fällt der Chor ein und singt dieselben Worte. Das Stabat mater, welches sie nach dem Credo einlegten, machte am wenigsten Eindruck; sie sangen es unsicher, falsch, und kürzten es ab; die Sing-Akademie (zu Berlin) singt es ungleich besser. — Montag und Dienstag ist nichts und Mittwoch um halb fünf Uhr fingen die Nocturnen an. Die Psalmen werden Vers um Vers von zwei Chören gesungen, doch nur immer von einer Art Stimmen, Bässe oder Tenore. So hört man anderthalb Stunden lang die eintönigste Musik; nur einmal werden die Psalmen durch die Lamentationen unterbrochen, und das ist das erstemal seit langer Zeit, daß man wieder einen vollkommenen Accord hört. Dieser Accord wird sehr sanft eingesetzt und überhaupt das ganze Stück pianissimo gesungen, während die Psalmen so stark als möglich geschrieen werden müssen, und zwar immer nur auf einen Ton, auf den die Worte in großer Schnelligkeit abgesprochen werden, und dem am Ende jedes Verses ein Schlußfall angesetzt ist, welcher das Unterscheidungszeichen der verschiedenen Melodien ausmacht. Da ist es wieder kein Wunder, wenn der bloße sanfte Klang (G-dur) der ersten Lamentation einen weich stimmt. Es geht nun wieder eintönig fort. Bei jedem Psalmverse wird eine Kerze ausgelöscht, so daß nach anderthalb Stunden die fünfzehn um den Altar brennenden aus sind. Es bleiben dann noch sechs große hoch über dem Eingang brennen; der ganze Chor mit Alten, Sopranen ꝛc. intonirt fortissimo und unisono eine neue Psalmmelodie; den Canticum Zachariae in D-moll, und singt ihn sehr langsam und feierlich in die tiefe Dämmerung hinein; die letzten Kerzen gehen dann aus; der Papst verläßt seinen Thron, wirft sich vor dem Altar auf die Knie und alle mit ihm; sie sagen ein sogenanntes pater noster sub silentio, d. h. es entsteht eine Pause, während deren man weiß, daß jeder Katholik das Vaterunser betet; und sogleich nachher singt das Miserere pianissimo an. Das ist für mich eigentlich der schönste Moment des Ganzen. Die Folge des Miserere von Allegri ist eine einfache Accordfolge, auf die entweder Tradition oder, was mir wahrscheinlicher scheint, ein geschickter maestro Verzierungen für einige schöne Stimmen und namentlich für einen sehr hohen Sopran, den er hatte, gegründet hat. Diese Verzierungen kehren bei denselben Accorden in gleicher Weise wieder, und da sie gut ausgedacht und sehr schön für die Stimme gelegt sind, so freut man sich immer, sie wieder zu hören. Das Unbegreifliche, Ueberirdische habe ich nicht finden können, es ist mir auch ganz genug, wenn es begreiflich und irdisch schön ist. — Donnerstag früh um Neun sing die Funktion wieder an und dauerte bis Eins. Es war große Messe, nachher Prozession. Der Papst gab den Segen aus der Loggia des Quirinals und wusch dann dreizehn Priestern, welche die Pilger vorstellen sollen und in weißen Kleidern mit weißen Mützen in einer Reihe saßen, die Füße, worauf sie gesprist wurden. Nachmittags fingen die Psalmen wieder an, und es dauerte dießmal bis halb Acht. Einige Stücke des Miserere waren von Baini, die meisten von Allegri. Es war schon ganz dunkel in der Kapelle, als das Miserere anfing: ich kletterte auf eine große Leiter, die zufällig da stand und hatte nun die ganze Kapelle voll Menschen und den knieenden Papst mit seinen Kardinälen und die Musik unter mir. Das machte sich prächtig. Am Freitag Vormittag war die Kapelle von allem Schmuck entblößt, — Papst und Kardinäle in Trauer. Es wird die Leidensgeschichte nach dem Evangelisten Johannes, von Bittoria komponirt, gesungen. Dann kommen die Improperien von Palestrina, während deren der Papst und alle anderen mit abgezogenen Schuhen zum Kreuz gehen und es anbeten. — Abends war das Miserere von Baini, welches sie am besten sangen. Sonnabend früh im Lateran wurden Heiden, Juden und Muhamedaner, alle von einem kleinen Kinde repräsentirt, welches quäkte, im Baptisterium des Lateran getauft und dann jungen Priestern die erste Weihe gegeben. Sonntag hielt der Papst selbst die Messe im Quirinal ab, gab dann die Benediktion an's Volk, und so war es aus."

(Schluß folgt.)

Arnold von Brescia.

(Schluß von S. 273.)

Sofort schickte Kardinal Gerardo seine Bewaffneten aus, um sich des Flüchtigen zu bemächtigen. Es gelang ihnen auch und sie befanden sich bereits auf dem Wege nach Rom, um Arnold den Händen des päpstlichen Präsekten zu übergeben, der ihn sofort aus dem Leben schaffen sollte. Aber es war leider bestimmt, daß ein Theil der Blutschuld auf Deutschland fallen sollte, und Arnold wurde den Häschern des Kardinals wieder entrissen. Das Gerücht von seiner Gefangenschaft nämlich verbreitete sich sehr rasch und mehrere Grafen der Campagna eilten mit ihren Bewaffneten herbei, befreiten Arnold, der sich schon der Stadt und dem ihm bestimmten Tode näherte, und brachten ihn auf eines ihrer festen Schlösser in Sicherheit, wo sie ihn gefangen hielten, ungefähr wie vierhundert Jahre später Luther auf der Wartburg gefangen gehalten wurde.

Mittlerweile nahte der Mann, der dem Papste bei Vollführung einer Mordthat behilflich sein sollte. Friedrich Barbarossa, der Konrad III. gefolgt war, nachdem er sich bereits in Norditalien als Feind jeglichen Bürgerthums bewährt und bei der Belagerung von Tortona gezeigt hatte, welcher Erbarmungslosigkeit er Bürgern gegenüber fähig war, dachte jetzt nur daran,

Digitized by Google

sich vom Papste in Rom krönen zu lassen. Der Papst bedurfte seiner gegen die Anmaßungen des „Sicilianers" und gegen die Römer und Arnold; der Kaiser bedurfte des Papstes eigentlich nur der eitlen Krönung halber. Barbarossa hätte es sein wohlverstandener Vortheil geboten, sich mit den Römern zu verbinden, die für die weltliche gegen die geistliche Gewalt, im Prinzipe also für den Kaiser auftraten; er aber haßte jegliche bürgerliche Regung. Es war vorauszusehen, daß jede Reform der Kirche dem Papste geopfert werden werde, als der Kaiser, um die Unterhandlungen mit diesem einzuleiten, seinen geistlichen Gesandten, den Kardinälen, ebenfalls Geistliche, den Erzbischof Arnold von Köln und den Bischof von Havelberg entgegen schickte. Daß diese letzteren auf eine Bedingung, wie die Auslieferung Arnolds, als geistliche Fürsten gerne eingingen, versteht sich von selbst. Friedrich, um sich des Ketzers, der sein Leben lang für „das Reich" gekämpft hatte, zu bemächtigen, that nicht einmal, was seine Würde in diesem Falle erfordert hätte. Als Haupt des Reiches hätte er die Grafen der Campagna zur Auslieferung Arnolds in seine Hände auffordern sollen. Er wählte ein unwürdiges Mittel. Er ließ einen der Grafen aufheben und gefangen nehmen, und gab ihn erst frei, als ihm Arnold ausgeliefert wurde. Doch schien Arnold noch nicht verloren. Im Lager des Kaisers befand sich ein Kardinal, der für den Ketzer eintrat: der Kardinal Octavian, vielleicht, ja wahrscheinlich ein Schüler Abälards, da man weiß, daß Arnold zu Rom mehrere Jünger des Philosophen und seine Jugendfreunde in hohen Würden versand. Indessen aber hatten sich die geistlichen Gesandtschaften besprochen, und ohne zu bedenken, daß er in der Person Arnolds ein gewaltiges Schwert gegen seine mächtigsten Gegner diesen Gegnern selbst auslieferte, ohne die Schmach zu erwägen, die er sich und seinem Volke anthürdete, indem er sich zum „Häscher" des Papstes, zum Werkzeuge seiner Rache machte, übergab er den Märtyrer den Kardinälen, nachdem er die Abgeordneten der Stadt Rom mit Hochmuth von sich gewiesen. Dieß geschah bei Viterbo.

Arnold wurde von den Kardinälen sofort dem päpstlichen Präfekten übergeben, der im Castell San Angelo hauste, und dieser ließ ihn an einem der nächsten Morgen, von Bewaffneten umgeben, vor die Porta del Popolo auf den Richtplatz bringen, an den Pfahl binden und lebendig verbrennen. Die Asche wurde in den Tiber geworfen, aus Angst, das Volk könnte die Ueberreste Arnolds wie heilige Reliquien verehren. Dieß Alles geschah in der Frühe, während Rom noch schlief, ahnungslos, welch ein ungeheures Verbrechen vor seinem Thore begangen wurde. Als die Römer erwachten und ein dunkles Gerücht von der That sich verbreitete, waffneten sie sich und eilten von allen Seiten herbei, um ihren Befreier und Lehrer zu retten. Es war zu spät.

So starb im Jahre 1155 einer der edelsten Kämpfer für geistige und bürgerliche Freiheit: folgerichtig aus Unglauben vom Volke verlassen, von einem König verrathen, von einem Papste gemordet; so starb ein Mann, der selbst nach dem Zeugnisse seiner Feinde — und wir besitzen keine anderen, als die Zeugnisse des heiligen Bernhard, Otto's von Freisingen, des Mönches Günther u. dgl. — als ein hoher Geist, ein reiner Charakter, ein liebendes, die ganze Menschheit umfassendes Herz, mit einem Worte, als eine der erhabensten Gestalten der Weltgeschichte dasteht: größer und umfassender als alle Reformatoren, die auf ihn folgten, tiefer das Wesen der Dinge und ihren Zusammenhang erkennend, obwohl er um Jahrhunderte früher und in einem weit dunkleren Zeitalter erschienen war.

Der Lohn, den Friedrich Barbarossa für seinen Verrath empfing, war eigentlich der That würdig. Papst Hadrian IV., sobald er sich des mächtigen Feindes entledigt sah, verlangte von Friedrich alle die Erniedrigungen und Demüthigungen, welche die Päpste von den Kaisern zu verlangen liebten; wenige Tage nach dem Tode Arnolds mußte Friedrich dem Papste den Steigbügel halten, und weil er den linken hielt anstatt des rechten, mußte er in Gegenwart seines Heeres das Schauspiel wiederholen, um seinen Fehler wieder gut zu machen. Die Krönung, die sich Friedrich mit dem Tode Arnolds erkaufte, war ein Seitenstück zu der Hinrichtung. Friedrich, der Herr des Erdballs, mußte sich in die Stadt schleichen, sich in aller Frühe, bevor die Römer erwacht waren, die Krone aufsetzen lassen und dann eben so rasch aus der Stadt entfliehen, bevor die Römer die Augen öffneten. Als sie dieß thaten, mußte der Nachtrab des Kaisers für diesen büßen, indem ihn die Römer niedermachten. Eine solche Krönung, die einem Diebstahle vor Tagesanbruch glich, war in der That einen solchen Preis, den Tod eines Edlen, den Verrath am mächtigsten Bundesgenossen der eigenen Sache nicht werth. Aber die Weltgeschichte ist manchmal gerecht. Dasselbe Papstthum, das Friedrich Barbarossa mit Hilfe Arnolds, der Römer und der Freiheit in die ihm natürlichen und gerechten Grenzen hätte zurückweisen können und das er gegen die eigenen Unterthanen, gegen die Freiheit und Vernunft in Schutz nahm, trat ihm dann auf den Nacken und machte den weit ausgebreiteten Baum der Hohenstaufenherrlichkeit verdorren.

Arnold von Brescia würde die Aufmerksamkeit eines Jeden, der sich irgendwie für Geschichte interessirt, schon als ein Mann verdienen, der mit den bedeutendsten Menschen seiner Zeit, mit Abälard, dem heiligen Bernhard, Guido von Castelle, Papst Hadrian, Friedrich Barbarossa, als Freund oder Widersacher in Berührung gekommen und dessen Namen mit manchem der einflußreichsten Ereignisse, wir nennen das lateranische Concil, das Concil von Sens, die Erhebung der lombardischen Städte, genannt wird. Aber er verdient mehr als eine solche Theilnahme, er verdient unsere Bewunderung, wie irgend ein Held der Menschheit, wie irgend einer der großen Märtyrer, die sich durch Bann, Excommunikation, Verfolgung und Tod nicht von dem Wege abbringen ließen, den sie als den wahren und der Menschheit heilsamen erkannten: ferner als ein Mann, dessen Vernunft einsah, was erst von vielen Geschlechtern nach ihm, vom bessern Theile der

Digitized by Google

Menſchheit erkannt wurde, der höher ſtand, als der munizipale Geiſt, welcher damals Italien beherrſchte, und nicht nur das Wohl ſeiner Stadt, dann Roms, ſondern des ganzen italieniſchen Vaterlandes und der geſammten Chriſtenheit anſtrebte — der anſtrebte, was noch heute zum Theil das Ziel der Erleuchteten iſt, und der endlich für ſein Streben Zeugniß ablegte durch ſeinen Marterted.

Das alte Schloß in Stuttgart.

Unter den öffentlichen Gebäuden Stuttgarts verdient das jetzt ſogenannte „alte Schloß“, das ſich am nordöſtlichen Ende der innern, von der Königs-, Eberhards- und Karlsſtraße begrenzten Stadt erhebt, wegen ſeines impoſanten, ritterlichen Ausſehens in vorzüglichem Grade die Aufmerkſamkeit aller Freunde mittelalterlicher Baukunſt. Dieſer herrliche Bau, wie ihn die beigegebene, treffliche Abbildung und vor Augen führt, war jedoch nicht die älteſte Reſidenz der württembergiſchen Regenten, ſondern es ſtand erwieſenermaßen auf demſelben Platze ſchon lange vorher eine „Burg“, in welcher bereits Graf Eberhard der Erlauchte ſeinen zeitweiligen Aufenthalt nahm, und deren Stärke und Feſtigkeit es ermöglichte, daß dem deutſchen Könige Rudolph I., der im Jahre 1286 den Ort belagerte, ein ſo kräftiger Widerſtand entgegengeſetzt werden konnte. Dieſe Burg, mit Ausnahme der Grundmauern und Kellergewölbe von Holz erbaut, bildete zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ein Viereck, das einen Hof

mit einem Burzgarten umſchloß, und in deſſen oberem Stockwerke ſich die Ritterſtube, in dem untern die „große Türnitz“ befand, wo die Waffenübungen und Fußturniere gehalten wurden, und wo auch die Beamten und das Hofgeſinde, ſowie Gäſte mittleren Ranges, an dreierlei Tiſchen ihre Mahlzeiten hielten. Schon damals (1417) iſt auch von einem „Sommerhauſe vor der Burg“ die Rede. — Graf Ulrich, der Vielgeliebte, dem Stuttgart in architektoniſcher Beziehung ſo Manches verdankt, ließ gewiß auch die Reſidenz ſeiner Ahnen nicht unbeachtet, und von ihm rührte ohne Zweifel das „neue Haus“, ein mehrſtockiges Gebäude im Schloßhofe her, das bis 1561 den „Fräulein“ (Prinzeſſinnen) und „Jungfrauen“ (Hoffräulein) zur Wohnung diente, daneben aber auch zur Beherbergung fremder Gäſte benützt wurde. Vom einem Röhrbrunnen, den Graf Eberhard im Bart 1490 vor demſelben errichten ließ, und der ſeinen Waſſerzufluß von Kaltenthal her erhielt, bekam es nachher den Namen „Brunnenhaus“. — Der fürſtlichen „Metzig mit einem Höfſtein zunächſt der Burg, am Graben„ geſchieht zum erſten Male in einer Urkunde vom Jahre 1468 Erwähnung. 1497 dotirte Herzog Eberhard II. den Schloßkaplan mit den Einkünften der von Gröningen hierher verlegten St. Johannis-Kaplaneipfründe: wo aber die Schloßcapelle ſelbſt damals ſtand, iſt nicht bekannt. Im Uebrigen bildeten die eben angeführten Gebäude kein zuſammenhängendes Ganzes mit dem Hauptbau, ſondern ſtanden — wenn auch durch Gänge verbunden — abgeſondert für ſich.

So war das Schloß beſchaffen, das über zwei Jahrhunderte lang den württembergiſchen Grafen und den drei erſten Herzogen zur Reſidenz diente, und obgleich es Ladislaus Suntheim „eine große ſchöne Burg“, und Sebaſtian Münſter noch 1550 „eine herrliche Fürſtenwohnung“ nannte, ſo wollte es doch dem bauluſtigen Herzog Chriſtoph für ſeine und ſeines Hofes Bedürfniſſe nicht mehr genügen. Er ließ, mit Ausnahme des 400 Fuder faſſenden, 84 Schritte langen und 35 breiten Kellers, ſämmtliche Gebäude abbrechen, um an ihrer Stelle ein neues Schloß maſſiv von Steinen aufzuführen. Auch der Abbruch mehrerer Privatgebäude auf der Südſeite wurde zu dieſem Behufe nothwendig. Im Jahre 1553 wurde der Bau von dem Baumeiſter Aberlen (Albrecht) Tretſch begonnen, aber erſt 1570, zwei Jahre nach Chriſtophs Tode, von ſeinem Sohn und Nachfolger, Herzog Ludwig,

Digitized by Google

Innerer Hof des alten Schlosses in Stuttgart.

Digitized by Google

vollendet, der auch, da die Mauern bereits da und dort Risse bekamen, zu ihrer stärkeren Befestigung 1572 den Eckthurm gegen die Stiftskirche hin, und 1578 den gegen den Lustgarten aufführen ließ. Von jetzt an, nachdem das Gebäude den neueren Zeitbedürfnissen angepaßt war, erhielt es für immer die Benennung „Schloß“.

Was die einzelnen Theile desselben in ihrer nunmehrigen Gestalt betrifft, so verdient, wegen seines wirklich großartigen Aussehens, zunächst der südöstliche Bau eine nähere Betrachtung. Er hat schöne, kühne Gewölbe, geschweifte Giebel, spitze Dächer, Erker, und an jeder der beiden Ecken einen kolossalen Thurm. An den einen derselben — den dem jetzigen neuen Schlosse zu gelegenen — schließt sich ein niedriger Vorbau an, der 1558 aufgeführt wurde und im August 1560 das fürstliche Archiv in sich aufnahm, zu welchem eine Thüre aus dem Schloßgraben und ein enger Gang von der Türniz her führt. Auf dem flachen, mit Steinplatten und Kupfer bedeckten Dache legte Herzog Ludwig einen Lustgarten mit „allerhand schönen Blumen, wohriechenden Kräutern und fremden Gewächsen“ an; Herzog Johann Friedrich führte in vierernen Deicheln Wasser dahin und richtete einen Brunnen ein. Hinter diesem Vorbau erhebt sich das Hauptgebäude mit mehreren Giebeln; davor steht zwischen zwei hohen, starken Pfeilern ein niedriges Thürmchen mit einer Wendeltreppe. Ein auf steinernen Pfeilern ruhender Gang führte von diesem Flügel über den Schloßgraben in das Harnischhaus, ein langes, schmales, zur Aufbewahrung von Waffen und Rüstungen bestimmtes Gebäude, an dessen Stelle früher die schon erwähnten, von Herzog Christoph zum Zwecke des Neubaues erkauften und abgebrochenen Privathäuser standen. Unten in diesem Theile des Schlosses befand sich die Türniz, ein sehr langer, hoher und breiter Saal; er diente unter Herzog Christoph und seinen nächsten Nachfolgern als Speisehalle für die mittleren und niederen Beamten und Hofdiener — die alle, als des Fürsten Hausgenossen, durch ihn nicht nur gespeiset, sondern auch gepeiset und getränkt wurden; auch hielt man bei schlechtem Wetter Ritterspiele daselbst. In die Türniz konnte man mit Roß und Wagen hineinfahren und unmittelbar von hier aus die in dem Keller liegenden Fässer füllen. Ueber der Türniz sind noch zwei Stockwerke, in welche man durch die leichtgehaltene Reittreppe, deren 8 Fuß breite Treppenruthe auf Kreuzgewölben ruhen, zu Pferde bis zu einer Höhe von mit Säulen unter dem Dache gelangen kann. Sie führt, wie es in den „Sieben Büchern der Hochzeit des Herzogs Ludwig nach Nic. Frischlin von Beuer“ heißt, „in den uralten Zimmern der Vorfahren.“ Hier war der Ehrich von Gyps und „gegossenem Stein“, die Gemächer schön getäfelt und mit allerlei Schnitzwerk künstlich verziert. An diesem Mittelstocke befanden sich die Wohngelasse des Fürsten und — neben anderen — der Ritterlaal (Rittersaal), der wichtigste Raum des ganzen Schlosses, der zu Festlichkeiten aller Art diente und, je nach dem Bedürfnisse, der Länge nach durch ein eisernes Doppelgitter getheilt, oder in seiner ganzen Ausdehnung benützt werden konnte. Hier erschien seit den ältesten Zeiten ihres Bestehens die Landschaft, um die Propositionen des Herzogs entgegenzunehmen; hier überreichte der fürstliche Bräutigam der Braut ihre Morgengabe und empfing das Brautpaar die Geschenke der Hochzeitsgäste; hier war die fürstliche und Marschallstafel, auch tatirte „aus der Ritterstube“ Herzog Christoph die meisten seiner Dekrete und Resolutionen. In dem Stocke über diesem war das „Frauenzimmer“: 1565 wird hier des Gemaches der Herzogin und der fürstlichen Fräulein, der Jungfernstube, der Kinder- und Schnlstube und der Schneiderei der Herzogin erwähnt; „alles gar heimlich und still“, wie es in einer Urkunde aus derselben Zeit heißt.

Der zweite, südliche Flügel des Schlosses, gegen den Marstall (gegenwärtig Sitz der kgl. Stadtdirection), enthielt die am 11. Dezember 1562 eingeweihte Schloßkapelle mit einem von einem Kuppeldache bedeckten Thürmchen. Gewölbe und Emporkirche waren mit Darstellungen aus der Leidensgeschichte in Stukkaturarbeit und der Altar ebenfalls mit kunstreichen allegorischen Figuren, die zwölf Artikel des christlichen Glaubens darstellend, gezierl. Zu den Fürstenstühlen führte aus den herzoglichen Gemächern ein bedeckter Gang, und auf die an der Wand befindliche Kanzel eine künstlich gearbeitete Wendeltreppe. Unter der Kapelle war das sogenannte Todtengewölbe, wo die Leichen der verstorbenen fürstlichen Personen bis zu ihrer Beisetzung aufbewahrt wurden. Da Herzog Christoph in den letzten Jahren seines Lebens die Kälte nicht mehr ertragen und darum dem öffentlichen Gottesdienste nicht mehr beiwohnen konnte (von Heizung der Kirchen wußte man damals noch nichts), so ließ er von einem nebengelegenen Zimmer, welches daher den Namen „Kirchenstube“ erhielt, eine Oeffnung in die Kapelle brechen, um von hier aus die Predigt anhören zu können. Bis zum Jahre 1810, wo König Friedrich die Hofkapelle in die Nebengebäude des neuen Residenzschlosses verlegte, diente sie diesem Gebrauche; 1820 aber wurde die Hofapotheke daselbst eingerichtet, die indeß in allerneuester Zeit in das Erdgeschoß der gegenüberliegenden alten Kanzlei translocirt wurde. Im gleichen Flügel, wie die eben beschriebene Hofkapelle, befanden sich noch: die frühere Hofapotheke und das Gewölbe, wo Tuch, Seide, Sammt, Pelzwerk, und was sonst an Kleidungs- und Dekorationsstoffen für den Hof nöthig war, aufbewahrt wurde; im obern Stocke waren Speise- und Fremdenzimmer.

Auf der dritten (westlichen), dem alten) Schloßplatze zugewendeten Seite steht das eine der beiden Hauptportale. Ueber demselben befand sich ursprünglich das Wappen des Erbauers und seiner Gemahlin, mit der Inschrift: »Posteritati sacrum. Illustrissimus Dux Christophorus, Annae Mariae, Electoris Georgii Marchionis Brandenburgii Filiae maritus, praesens hoc castellum LIII supra MD primis in Fundamentis exstruens, postremum operi manum imposuit MDLXX.« Herzog Friedrich I. ließ jedoch dieselbe wegnehmen und dafür sein und seiner Gemahlin Sibylla von Anhalt Wappen anbringen, auch das Thor mit „amerikanischen Bildern“ und anderer Bildhauerarbeit verzieren. In diesem Flügel befand sich eine geräumige, von Säulen getragene Halle, die Gemächer für das Weißzeug und andere Vorräthe, die Trabantenstube und die Wohnungen des Hofgesindes. Auch führte von hier ein Gang in die gegenüberstehende Kanzlei.

Der vierte, nördliche Flügel war dem Lustgarten zugewendet, in welchen von ihm aus das zweite Hauptportal des Schlosses führte. Er enthielt in seinem oberen Stockwerke den schon im Jahre 1569 abgebrannten, aber sogleich wieder neu hergestellten langen oder Tanzsaal, mit seinem, eingelegtem Täfelwerk, wo bei fürstlichen Hochzeiten und anderen feierlichen Veranstaltungen pompöse Bälle gegeben, und auch „Prälaten und Landschaft“ von den regierenden Herrn nicht selten zur Tafel gezogen wurden. Unter demselben war, wie noch jetzt, die Hofküche, welche (1580) in die Herrn-, Herzogin- und Gesindeküche sich theilte, wo 14—15 Mund-, Ritter- und Saltzköche und eben so viele Küchenjungen thätig waren, ein Brunnen plätscherte und die Bratspieße vom Wasser getrieben wurden. Die 85 Fuß hohen, unten 24 Fuß, oben 5 Fuß breiten Küchenkamine (cheminées en pavillon) — früher das Stuttgarter Wahrzeichen aller Handwerksburschen — standen ganz außerhalb der Mauer und wurden erst vor etwa 40 Jahren abgebrochen. Im Erdgeschosse befand sich die mit Zinn verlärlte fürstliche Badstube.

Das ganze Gebäude schließt einen 159 Fuß langen und 90 Fuß breiten Hof ein, in welchem sich ein reichlich mit Wasser versehener Röhrbrunnen befindet. Der südliche, westliche und nördliche Flügel sind, wie unsere Abbildung zeigt, gegen die Hofseite durch alle drei Stockwerke mit Säulengängen versehen, zu denen auf der südwestlichen und nordwestlichen Ecke steinerne Wendeltreppen hinaufführen. Die in Entfernungen von je 12 Fuß stehenden, verschiedenartig gezierten Säulen gehören keiner reinen Ordnung an, nähern sich jedoch der korinthischen; sie sind cannelirt, 12 Fuß hoch und 1¼ Fuß dick, haben Piedestalgesimse und geben den Gängen ein kühnes Ansehen.

Digitized by Google

Der erste Stock der drei obengenannten Flügel ist gewölbt; sie und der südöstliche Bau haben steinerne Attiken, der letztere über denselben noch unförmlich geschweifte Bogenmauern. Die an der ehemaligen Hofseite befindlichen Fensteröffnungen ausgenommen, sind an dem südlichen, westlichen und nördlichen Flügel blos Rundbogen. — Das Schloß hat drei runde Seitenthürme. Der gegen das neue Residenzschloß hin, 1578 erbaut, hat 47½ Fuß im Durchmesser, unten einen Saal, dessen Kreuzgewölbe in der Mitte auf einer freistehenden Säule ruhen, und darüber einen ähnlichen zweiten Saal. Der Thurm gegen den Dorotheenplatz wurde 1686 erbaut und hat 56 Fuß 4 Zoll Durchmesser; der dritte, 1572 erbaute, gegenüber dem Chor der Stiftskirche gelegene, 34½ Fuß Durchmesser. Warum die vierte Ecke keinen Thurm hat, ist unbekannt.

Schon das ältere Schloß war mit einem tiefen Graben umgeben, an den im Norden und Süden die Stadtmauer stieß. Diesen Graben ließ Herzog Christoph erweitern, so daß er nun eine Breite von 25—30 Fuß erhielt, und durchaus mit Steinen füttern. Gegen Westen und Süden war er durch einen Kanal des Nesenbaches mit Wasser versehen und mit Fischen und Wassergeflügel zum Hofbrauche, sowie mit Schwanen, Kranichen, Fischreihern u. dgl. zur Zierde, besetzt; die nördliche und östliche Seite dagegen war, des darankstoßenden Kellers wegen, trocken gelegt und wurde als Thierzwinger benützt. Hier sah man zu den Zeiten Herzogs Ludwig in einer Abtheilung Bären, in einer andern, welche der Hirschgraben hieß und einen kleinen Teich hatte, Damhirsche. 1736 befanden sich in dem Bärengraben drei Auerochsen, ein Geschenk des Königs von Preußen, fünf Steinböcke u. a. m. Ein Theil des Grabens wurde auch zu Schießübungen benützt und hieß daher der Schießgraben, das daselbst befindliche Schießhaus wurde von Herzog Friedrich I. erbaut; auch die Eisgrube war in dem Graben angebracht. An der Ostseite über demselben stand ein steinernes Pferd, das die nahe Reitbahn in der Tiefe ankündigte. Zunächst dem Graben lag der Schloßweingarten, den Herzog Ludwig 1578 anlegte und der noch im Jahr 1652 vorkommt. 1777 wurde — mit Ausnahme des kleinen Theils unter der Türnitz — der ganze Schloßgraben ausgefüllt.

Im dreißigjährigen Krieg, namentlich in den Jahren 1634—1638, erlitt das Schloß arge Verwüstungen. Was sich nur wegschaffen ließ, wurde von den feindlichen Kriegshorden geraubt, Vieles aus bloßem Muthwillen zerstört. Als daher Herzog Eberhard III. 1638 aus der Verbannung wieder in seine Hauptstadt zurückkehrte, traf er das Schloß völlig unbewohnbar an und mußte längere Zeit seine Residenz im Landschaftshause nehmen, bis es wieder in wohnlichen Stand hergestellt war.

Seit Erbauung des neuen Residenzschlosses, also seit fast einem ganzen Jahrhundert, ist das ehemalige Treiben in der alten Herzogsburg verschwunden; aber ihr Aussehen ist trotz aller Aenderungen, die mit ihr vorgegangen sind, noch immer imposant und zeigt überall die Spuren einstmaliger Herrlichkeit. — Gegenwärtig ist das alte Schloß der Sitz des Obersthofmeisteramts und der meisten, seinem Stande untergeordneten Aemter, der Oberhofkasse und der Hofküche; einzelne Gelasse sind Hofbeamten und Dienern zur Wohnung eingeräumt. B.

Der nächtliche Himmel.

(Schluß von S. 216.)

Treten wir am 1. Juli Abends 10 Uhr in den Nachthimmel hinaus, der für Norddeutschland um diese Zeit nur erst ein Dämmerhimmel ist, so setzen wir tief im Süden das glänzende, aber in seiner ganzen Ausdehnung erst jenseits der Alpen sichtbare Sternbild des Scorpions. Der Hauptstern Antares ist von einem Kranze heller Sterne besonders im Norden und Westen dicht umdrängt, und nach Süden hin zieht sich gegen den Horizont ein schöner Bogen sehr heller Sterne hinab, in Norddeutschland schon fast ganz, in Süddeutschland zum Theile unsichtbar. Den südlichsten Theil des Scorpionbildes bildet eine dicht gedrängte Gruppe heller Sterne, denen Griechenlands Astronomen den Namen Haleaden beigelegt haben. Erst in Florenz sind sie bequem am Südhorizont sichtbar.

Zwei Stunden später, gegen Mitternacht, folgt das Sternbild des Schützen, dessen kenntlichste Sterne in der Mittelgegend des Bildes gruppenartig zusammenstehen, an Glanz aber den Scorpionsternen weit nachstehen. An schwächeren, sowie teleskopischen Sternen ist dieses Bild übrigens reich, nur kommen diese in unsern Gegenden des tiefen Standes wegen wenig zu Gesicht.

Scorpion und Schütze sind gegenwärtig die südlichsten der Thierkreisbilder, und nur in den Sommernächten gut sichtbar; früher verlieren sie sich in der Morgen-, wie später in der Abenddämmerung.

Wir warten also den 1. Oktober ab und betrachten um 10 Uhr Abends die Südseite des Firmaments. Der Schütze ist schon untergegangen; der Steinbock hat zwischen 7½ und 9 den Meridian passirt und steht im Südwest. Kein besonders glänzender Stern zeichnet ihn aus; nur zwei Sterne dritter Größe, am weitesten westlich stehend, erscheinen in sternarmer Gegend nahe über einander. Weiter östlich ist die Sternenfülle etwas größer.

Höher hinauf und eben den Meridian passirend erscheint der Wassermann, dessen hellste und kenntlichste Sterne, am Kopfe des Bildes in der Aequatorgegend, eine Art Kranz bilden. Das Bild nimmt einen großen Raum am Himmel ein, denn auch die sehr kenntliche Sterngruppe nördlich vom Steinbock nach dem Aequator zu wird in seinen Bereich gezogen, und nach Süden geht es bis unter den 30. Grad hinab, doch nur mit einigen teleskopischen Sternen, da die kenntlicheren mit dem 24° abschließen.

Zur Linken und höher als der Wassermann zeigt sich das aus schon bekannte Sternbild der Fische, und noch weiter nach Ost und Nordost hin kann man die weitere Folge bis zu den Zwillingssternen hin wahrnehmen.

Im Verlaufe der längsten Nacht des Jahres (21. Dezember) erscheinen, mit Ausnahme des Scorpions und Schützen, alle übrigen Sternbilder des Thierkreises über dem Horizont: der Steinbock und die Wage nur zum Theil, die übrigen acht nach ihrem gesammten Umfange, wenn anders die Nacht mondbescheinten und der Horizont nicht durch Dünste getrübt erscheint.

An den Thierkreisbildern einerseits, wie an den Circumpolarsternen andererseits wird man nun für die Auffindung der übrigen in unsern Gegenden noch sichtbaren Bilder gute Haltpunkte besitzen. Sie vertheilen sich auf zwei Regionen: nördlich und südlich des Thierkreises. Wir beginnen mit den ersteren, halten aber fest an den oben ausgesprochenen Grundsatz, nur die kenntlicheren, allgemein anerkannten und mit wenigen Ausnahmen schon von den Alten eingeführten und benannten Sternbilder hier aufzunehmen.

Zwischen den Widdersternen und denen der Andromeda zeigt sich eine kleine, ziemlich glänzende Gruppe, das Dreieck, mit welchem die Insel Sicilien gemeint sein

Digitized by Google

soll. Der nördlichste Stern ist dritter Größe, die übrigen vierter und geringerer.

Fuhrmann und Perseus, die den Stier im Norden begrenzen, kennen wir bereits, sowie den Luchs, der über den Zwillingen erscheint. Es folgt der kleine Löwe, nördlich über dem großen. Seine Sterne sind ähnlich gruppirt, wie in letzterem, doch beträchtlich schwächer.

Nördlich über der Jungfrau wird man ein Sternengewimmel erblicken, in dem das unbewaffnete Auge nur mit Mühe einige Sterne, jedoch schon ein kleines Fernrohr deren eine große Menge erblickt. Es ist das Haar der Berenice, zum Andenken jener Königin von Egypten, die ihr schönes Haar auf dem Grabe ihres Gemahls zum Opfer darbrachte, an den Himmel versetzt. Man wird bei genauer Aufmerksamkeit zwischen den Sternen dieses Haares und denen der benachbarten Theile des Jungfraubildes den Himmelsgrund nicht völlig so schwarz finden, als in andern Regionen. Dieß rührt von einer großen Menge Nebelflecke her, die zwar einzeln genommen nur in sehr lichtstarken Fernröhren sichtbar sind, in ihrer Gesammtheit jedoch diese geringere Dunkelheit des Himmelsgrundes veranlassen.

Noch weiter nördlich gewahrt man in einsamer Gegend einen Stern dritter Größe, unterhalb des großen Bären. Es ist der Hauptstern der Jagdhunde und er führt auf einigen Sternkarten noch den besondern Namen Cor Caroli (Herz Karls II. von England). Zu diesem Bilde findet sich, aber nur teleskopisch sichtbar, der sogenannte Argelander'sche Stern, ausgezeichnet durch seine starke eigene Bewegung, die stärkste am ganzen Fixsternhimmel vorkommende, welche der genannte Astronom zuerst wahrgenommen hat. Er würde mit ihr, wenn sie unverändert in gleicher Stärke fortwährte, den ganzen Himmel in 300,000 Jahren umlaufen.

Nordöstlich über der Jungfrau steht der prachtvolle Bootes, mit seinem rothen Hauptstern Arcturus, nur vom Sirius und zwei andern Sternen des Himmels übertroffen. Mit zwei andern, zu demselben Bilde gehörenden Sternen und dem Hauptstern Gemma der Krone bildet er ein großes, sehr regelmäßiges Y, das am 1. Mai um Mitternacht durch den Meridian geht und dann bis zu Ende des Jahres an allen Abenden sichtbar ist. Aber noch viele andere glänzende Sterne kommen hier vor, und namentlich ist Arctur von sehr vielen kleinen Sternen dicht umbrängt, und das Fernrohr zeigt in ihm eine große Anzahl zum Theil besonders schönfarbiger Doppelsterne.

Links neben Bootes die nördliche Krone, nach den Mythographen die Krone der Ariadne, Prinzessin von Kreta. Die kenntlichsten Sterne gruppiren sich in der That so, daß sie dem Namen des Bildes entsprechen. Der glänzendste Stern Gemma hilft, wie oben bemerkt, das große Y des Bootes bilden. Außer dem erwähnten Kranze finden sich hier nur noch schwächere Sterne, unter ihnen aber, wie im Bootes, viele bequem sichtbare Doppelsterne.

Zwischen Krone und Wage steht man eine von Nord nach Süd ziehende Gruppe von Sternen, unter ihnen einen von zweiter Größe, in einigermaßen schlängelnder Richtung sich fortziehen; es ist die Schlange, die sich noch weiter östlich, quer durch ein anderes Sternbild (Ophiuchus) hindurch, bis in die Gegend nördlich vom Schützen, fortzieht; wodurch ein sehr langgestrecktes, schmales Sternbild entsteht.

Den weiten Raum zwischen Scorpion, Wage und Leyer nehmen insbesondere zwei große Sternbilder ein, Herkules und Ophiuchus. Letzterer wird auf den Sternkarten in umgekehrter Form, den Kopf nach Süden gerichtet, dargestellt, und da sowohl in ihm, als in Ophiuchus, der hellste Stern den Kopf bezeichnet, so liegen diese beiden Hauptsterne nahe bei einander. Der des Ophiuchus ist der hellere, rechts von ihm steht der des Herkules, der veränderlich ist. Zuweilen ist sein Glanz dem seines Nachbarsterns fast ganz gleich, während zu andern Zeiten der Unterschied auf den ersten Blick unzweifelhaft ist. Gleichzeitig ist er ein Doppelstern, aber ein solcher, wo die Umlaufszeit viele Jahrtausende umfassen muß.

Die übrigen Herkulessterne, sehr zahlreich, aber nicht besonders glänzend, finden sich nördlich vom Hauptstern. Im nördlichsten Theile liegt der Punkt, wohin, wie Herschel zuerst gezeigt hat, unser Sonnensystem sich bewegt, und zwar mit einer Geschwindigkeit von 6 — 7 deutschen Meilen in der Sekunde, oder 200 Millionen Meilen im Jahr. Einer der hellern Sterne des Bildes, π, bezeichnet, ist ein Doppelstern, und zwar derjenige, der unter allen die kürzeste Umlaufszeit (36 Jahre) zeigt.

Umgiebt finden sich die Sterne des Ophiuchus (Schlangenträgers) sämmtlich südlich vom Hauptstern, bis zum Scorpion hinab. Das Bild wird durch die quer hindurchziehende Schlange in zwei ganz getrennte Theile gesondert, und um seine Grenzen zu erkennen, ist eine gute Sternkarte nothwendig, da eben so, wie im Herkules, die Sterne durchaus zerstreut liegen.

Zur Seite des Ophiuchus im Osten finden sich zwei kleine neuere Sternbilder, fast nur dadurch kenntlich, daß man in ihnen mit bloßen Augen keine, oder so gut als keine Sterne erblickt: der Poniatowsky'sche Stier und das Sobiesky'sche Schild. Nur in ersterem wird man im westlichen Theile eine kleine Sterngruppe deutlich auffinden. Besser uns Auge fallen die östlich folgenden alten Sternbilder. Von der Leyer und dem Schwane folgt zunächst der Fuchs, mit vielen zerstreuten Sternen von der vierten Größe an abwärts; sodann der Pfeil, eines der kleinsten Sternbilder, fast nur aus einer Gruppe von vier Sternen vierter und einigen fünfter Größe bestehend; vor allen aber der Adler, dessen Hauptstern Atbair von der ersten Größe ist und zwei andere helle Sterne nahe zur Seite hat. Außer diesem schönen und glänzenden Dreigestirn kommen die übrigen Sterne des Bildes nur zerstreut vor.

Zur Linken des Adlers der Delphin, eine glänzende Gruppe von Sternen dritter bis fünfter Größe gebildet. Der östlichste dieser Gruppe ist ein schöner Doppelstern: der Hauptstern goldfarben, der Begleiter smaragdgrün, beide Farben äußerst rein und augenfällig.

Den setzen bis zum Frühlingspunkt noch übrigen Raum zwischen Andromeda und Wassermann nimmt der Pegasus ein, dessen vier Hauptsterne, auch Tisch genannt, fast ein Quadrat bilden. Die übrigen liegen meist weitlicher, und ein kleiner Raum in der Ecke des Bildes, südöstlich vom Delphin, ist als Füllen (Equuleus) abgetheilt: es enthält nur unscheinbare Sterne.

Es bleiben nun noch die südlicher gelegenen Bilder jenseits des Thierkreises übrig, von denen jedoch ein beträchtlicher Theil in Europa nicht mehr sichtbar ist. Diese werden wir hier nicht aufführen; ihre Kenntniß kann in unserer Gegend nicht durch eine blose Beschreibung vermittelt werden, und für denjenigen, dem sie von Wichtigkeit ist, fehlt es nicht an guten Himmelskarten. Wir beschränken uns hier auf diejenigen, die ganz oder zum Theil im mittleren Europa noch gesehen werden können.

Südlich vom Schützen wird man in der Mitternacht des 1. Juli die südliche Krone erblicken; weit weniger als die nördliche glänzend, zwei Sterne vierter Größe, nahe bei einander stehend, sind die hellsten des kleinen Bildes.

Weiter östlich folgt der südliche Fisch (nicht mit dem oben angeführten Thierkreisbilde zu verwechseln) mit einem glänzenden Hauptstern erster Größe: Fomalhut, in welchem Bogustawsky die Centralsonne vermuthete, während gegenwärtig bessere Gründe für die Plejadengruppe als Centrum der Fixsternwelt sprechen. Alle andern hier noch vorkommenden Sterne sind viel geringern Glanzes.

Vom Kranich, der noch weiter nach Süden zu gelegen ist, kann in unsern Gegenden nur wenig gesehen werden.

Dagegen nimmt der Wallfisch, südlich von den Fischen und dem Bilder, einen sehr großen Raum ein. Der nördliche und östliche Theil des umfangreichen Bildes ist reichlich mit zum Theil ziemlich hellen Sternen besetzt, der

Digitized by Google

Digitized by Google

[illegible] gest. [illegible] V. Feuer gest.

Lo Spasimo di Sicilia

Verlag von Krais u. Hoffmann in Stuttgart

Digitized by Google

Digitized by Google

südwestliche dagegen sehr sternenleer. Der hellste von zweiter Größe liegt gerade südlich von der Hauptgruppe des Widders.

Unter den übrigen Sternen des Bildes zeichnet sich einer, südwestlich vom Hauptstern, durch eine ganz beispiellos starke Veränderlichkeit aus. Eine kurze Zeit glänzt er als rother Stern dritter, zuweilen selbst zweiter Größe, nimmt sodann in zwei Monaten an Licht so stark ab, daß das unbewaffnete Auge ihn nicht mehr findet, und wird zuletzt so schwach, daß nur sehr kräftige Fernröhren uns übergegen können, er sei wirklich noch vorhanden. Dieses schwache Licht tritt immer nach 334 Tagen wieder ein. Nachdem es fast ein halbes Jahr gewährt hat, nimmt er wieder zu, wird dem bloßen Auge sichtbar und erreicht nach Ablauf der bezeichneten Lichtperiode wieder seinen stärksten Glanz. Die rothe Farbe behält er durch alle seine Phasen unverändert bei. Man hat ihn Mira, der wunderbare, genannt.

Tief im Süden, unterhalb des Wallfisches, kommt für das südlichste Deutschland, etwas besser jenseits der Alpen, noch ein Theil des Phönix über den Horizont.

Auch der Eridanus, östlich vom Wallfisch, nimmt einen sehr großen Raum ein, der sich vom Aequator bis in so südliche Gegenden erstreckt, daß man in Europa nirgends das ganze Bild überschauen kann. Die Nächte des Novembers und Anfang Dezembers zeigen es noch am besten. Es hat viele helle Sterne, doch liegt der hellste in einer Gegend, die erst in Mittelegypten zu Gesicht kommt, und so zählt Achernar zu den fünf Sternen erster Größe, die uns unsichtbar bleiben.

Nun aber folgt die schönste Zierde unseres Winterhimmels, der prächtige Orion, dem kein anderes Sternbild des gesammten Firmaments an Glanz gleichkommt. Im Centrum des Bildes, nahe am Aequator, stehen dicht neben einander drei Sterne zweiter Größe, in gerader Linie und gleichem Abstande — eine glänzende Perlenschnur (von Einigen als Jakobsstab bezeichnet). Nördlich darüber links der eine Hauptstern Betelgeuze, von erster Größe und röthlich; rechts aber Bellatrix, von zweiter Größe, umgeben von andern hellen Sternen. Südlich rechts der zweite und hellste Hauptstern Rigel, und um ihn auf allen Seiten eine Fülle heller Sterne. Rigel ist gleichzeitig ein Doppelstern. Nahe südlich unter den drei Mittelsternen ein glänzender Nebelfleck, der hellste des Himmels und dem bloßen Auge deutlich sichtbar; in ihm mehrere Sterne, darunter einer vierter Größe, der mit drei andern das bekannte Trapezium Orionis bildet. — Bei Arabern und Persern kommt dieses Sternbild auch unter dem Namen Riese vor.

Orion ist auf der ganzen Erdkugel, so weit sie von Menschen bewohnt ist, nach seinem vollen Umfange sichtbar.

Südlich vom Orion der Hase, auch noch ziemlich glänzend, mit drei Sternen dritter und mehreren vierter Größe, und noch weiter südlich die Taube (des Noah): in Afrika ein glänzendes Sternbild, bei uns des tiefen Standes wegen von geringerm Glanze und in Norddeutschland schon fast unsichtbar. Der Hauptstern zweiter Größe kann in Berlin noch eben gesehen werden, in Danzig und Königsberg nicht mehr.

Oestlich vom Hasen der große Hund, mit dem Hauptsterne Sirius, dem glänzendsten Fixstern des ganzen Firmaments, der noch viel glänzender erscheint, wenn er, wie in St. Helena, Otaheite, Arequipa und andern im 17° S. B. gelegenen Gegenden geschieht, im Zenith culminirt. Noch mehrere andere glänzende Sterne zeichnen dieses Bild aus, doch muß man, um es in vollem Glanze zu sehen, südlichere Gegenden aufsuchen.

Links unterhalb des großen Hundes gewahrt man einen Theil der Argosterne, namentlich eine Gruppe von acht Sternen vierter Größe, und westlich daneben eine der dritten. Was südlicher liegt, kann in Mitteldeutschland nicht wohl mehr erkannt werden, und um das ganze Bild, das umfangreichste des ganzen Himmels, überschauen zu können, muß man bis zu den Wendekreisen wandern. Dort erscheint Canopus, der zweithellste Stern des Himmels (das Steuerruder), es erscheint η, der so sonderbar veränderliche Stern, dessen Licht von der vierten Größe (im J. 1677) bis zur ersten (im J. 1836) später sogar bis zur Siriushelle zugenommen und später wieder ein wenig abgenommen hat. Noch ein dritter Stern erster Größe steht in dem weiten Raume dieses Bildes; wären sie sämmtlich auf den Raum des Orion zusammengedrängt, so wäre Argo das glänzendste Sternbild.

Nördlich über Argo steht das ganz unscheinbare Einhorn, und über ihm der kleine Hund, in dem Procyon mit erster und neben ihm ein anderer mit dritter Größe glänzt.

Die drei Hauptsterne Procyon (des kleinen Hundes), Sirius (des großen Hundes) und Betelgeuze (des Orion) bilden ein großes gleichseitiges Dreieck, das augenfälligste des ganzen Himmels, jede Seite etwa 26 Grad. Wenn Procyon durch den Meridian geht (in der Mitternacht des 13. Januar), so steht die obere Seite wagrecht und die Normale vom Sirius aus senkrecht.

Links vom Einhorn die Wasserschlange (Hydra), deren Hauptstern Alphard, obgleich er kaum zweiter Größe ist, dennoch weit und breit als hellster Stern glänzt. Vergleichen mit der Pracht der soeben geschilderten Gegend, könnte man die Umgegend des Alphard, besonders nach Süden hin, eine Himmelswüste nennen. Seine Mitternachtsculmination erfolgt am 9. Februar. Die Wasserschlange zieht sich, aber ohne irgendwo durch helle Sterne ausgezeichnet zu sein, bis unter die Sterne der Wage fort.

Von ihm aus nördlich, unterhalb des Löwen, zunächst der ganz unscheinbare Sextant, und links, bis unterhalb des Kopfes der Jungfrau, der etwas besser kenntliche Becher. Ein Stern ist dritter und etwa zehn andere vierter Größe; nur eine Becherform findet sich nicht recht heraus; wenigstens würden die oben angeführten fünf Sterne der Jungfrau diesem Namen ungleich besser entsprechen.

Mehr noch glänzt der Rabe, etwas rechts von Spica, wo ein gleichschenkeliges Dreieck von drei Sternen zweiter Größe gebildet wird. Um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche steht er um Mitternacht im Süden.

Unter allen diesen Bildern schlängelt sich nun die Hydra so weit östlich fort, daß ihre letzten Sterne schon in den Sommerhimmel heraberreichen, und jenseits derselben, nach Süden, zeigen sich für Süddeutschland schon mehrere kenntliche Sterne des Centauren. Aber um dieses große schöne Sternbild in seinem Glanze zu sehen, muß man mindestens bis zu den Wasserfällen des Nil vordringen. Dort erscheinen zwei Sterne erster Größe so nahe neben einander, wie sonst nirgends am Himmel. Einer von ihnen, α Centauri, steht unter allen Fixsternen der Erde am nächsten, nämlich nur 240,000 Mal weiter als die Erde von der Sonne, oder 5 Billionen geographische Meilen. In dieser Ferne also haben wir unsere nächste Nachbarsonne zu suchen.

Die in unserer Gegend sichtbaren Centaurensterne culminiren in der Mitte des April um Mitternacht.

Das Gleiche gilt von dem 2 Stunden später culminirenden Wolf, der übrigens an Glanz wie an Umfang dem Centauren weit nachsteht. Nur Sterne vierter und geringerer Größe sind bei uns noch sichtbar, und auch in südlicheren Ländern ist er nicht sehr augenfällig.

Wollten wir alle von den neuern Astronomen eingeführten Sternbilder, von denen übrigens kein einziges dem unbewaffneten Auge deutlich erscheint, hier erwähnen, so würde die Zahl sich noch um etwa zwanzig vermehren. Allein ein richtiges Gefühl hat dieses Sternbildergedränge wieder beseitigt. Der Himmel, wie ihn die Alten eingetheilt und benannt haben, ist ein mythologischer; so hat er sich durch die Jahrtausende behauptet, und wir könnten nichts im Allgemeinen Besseres an seine Stelle setzen. Wenn man aber nicht tabula rasa machen, nicht alle

Digitized by Google

Götter und Heroen mit ihren Attributen vom Firmamente tilgen will, woraus nur große Verwirrung entſtehen, aber nicht der geringſte wiſſenſchaftliche Vortheil erlangt werden würde, ſo gehören Buchdruckerpreſſe und Elektrifirmaſchine, Luftpumpe und Malerſtaffelei nicht an dieſen Himmel, auch nicht Lalande's Lieblingsſtaate oder der brandenburgiſche Scepter. Nur wo wirklich noch freier Raum übrig war, wie namentlich in den erſt am Aequator und weiterhin ſichtbaren ſüdlichen Circumpolarſternen, mochte man eine Willkür üben.

Zum Orientiren am Himmel ſind am beſten ſolche Karten, die auf ſchwarzem Grunde die Sterne weiß darſtellen, die auf ſchwarzem übrigens nicht die Bildfiguren ſelbſt zeichnen, ſondern nur ihre Namen an betreffender Stelle ſetzen und die Grenzen markiren.

Der Küſter von St. Peter zu Köln.

Eine Erzählung von **F. Siegfried.**

1. Kapitel.

Der Bürgermeiſter.

In der uralten Stadt Köln am Rhein lebte vor dreihundert Jahren der Bürgermeiſter Philipp Maiendorf. Wenn er ſeine Verfahren hätte zählen wollen, die ſich mit dem Schwert oder im Rath oder in der Kirche ausgezeichnet, er hätte manches ahnenſtolze Fürſtengeſchlecht überbieten können. Wenn er ſeinen Reichthum hätte ſchätzen wollen, den ihm das Glück vor die Wiege geſtreut, er hätte manchen goldenen Handelsmann ſeiner Vaterſtadt überglänzen können. Aber ſein Ehrgeiz war nicht verfälſcht mit gemeinem Vorurtheil. In ſeinem hellen Auge ſpiegelte ſich die Welt, wie ſie iſt; und wenn er mit unerbittlichem Verſtand ihre geheimſten Fäden bloßgelegt hatte, ſo griff er nicht umſonſt in ſein Gemüth, ſie wieder mit farbigem Leben zu überkleiden. Seine Bruſt erwärmte eine edle Geſinnung, welche ihn Pflicht und Recht für ſich und Andere mit unbeirrter Treue abwägen ließ. Auch ſeinen Geiſt, den die Natur verſchwenderiſch angelegt, hatte er nach allen Seiten gebildet, ſo daß ihm Wiſſenſchaft und Kunſt zum Genuß gegeben war. In einer bewegten, gefahrvollen Zeit hatte ihn das Vertrauen ſeiner Mitbürger auf einen Poſten gehoben, den man ſonſt nur von älteren Männern bekleidet ſah, denn eine Perſönlichkeit, wie Maiendorf, der Kenntniſſe, Feſtigkeit und Thatkraft in ſolchem Maße vereinte, konnte jetzt allein Stenermann ſein. Was fehlte ihm noch, daß er ſich ſelbſt glücklich achtete und von Andern als der glücklichſte beneidet wurde? Hatte nicht ſeine wankelmüthige Göttin ihr ganzes Füllhorn auf den Liebling ausgeſchüttet? Warum ſitzt er ſo blaß und düſter am Fenſter ſeines Gartenhauſes und ſtarrt glanzloſen Blickes in die Wellen des Rheins hinab? Ach, das Schickſal hat ihm mit der einen Hand Alles gegeben, mit der andern Alles genommen, hat ihm die Gattin, die kaum das Hochzeitkleid abgelegt, in's Leichentuch gewickelt. Nun iſt es leer und wüſt und öde geworden in ihm und um ihn. Der Palaſt ſeiner Freude iſt über Nacht zuſammengeſtürzt. Er hat ſeine Heimat verloren und ſieht ſich in eine fremde Zukunft hinausgeſtoßen. Jeder Beſitz hatte nur Werth für ihn gehabt, wenn er ihn mit dieſem Weibe theilen, wenn er ſie damit verherrlichen konnte. Die Seele, in der jede Schwingung ſeines Gebirns, jede Regung ſeines Herzens nachgeklungen und Geſtalt gewonnen hatte, iſt weggeflogen, um nie wiederzukehren. Was Wunder, daß er, Speiſe und Trank verſchmähend, den ganzen Tag über daſitzt, ſeinen Schmerz mit ſchwarzen Gedanken füttert, daß er wächst und wächst und ihm mit ſcharfen Krallen das Mark durchwühlt!

Es iſt Abend geworden. Die Sonne hatte ſich den ganzen Mittag hinter grauen Wolken verborgen gehalten; jetzt trat ſie noch einmal im vollen Glanz ihrer Majeſtät hervor, um der Welt den Abſchiedsgruß zu bieten, warf Roſen und Perlen in den Rheinſtrom, der ſie gierig in ſeinen Schooß ſammelte, und beſtrahlte für kurze Augenblicke die herbſtliche Landſchaft. Wir täuſchen uns nicht, wenn wir glauben, daß ſie auch in das Gemüth unſeres Trauernden drang und ihm den Schmerz etwas löſte. Zum erſten Mal erhob er ſich und machte einige Schritte. Es kam eine gelinde Wehmuth über ihn; ſeine Augen, die der Gram gedörrt, wurden weit und feucht, das Fieber ſchien aus ſeinem Körper zu entweichen, und er fragte ſich, ob ihn nicht ein wüſter Traum gefeſſelt, ob nicht ſeine Sinne in einer groben Täuſchung befangen ſeien. Er konnte ſich ſchnell Gewißheit verſchaffen. Im anſtoßenden Zimmer lag Eugenie. Sie hatte ſich während ihrer Krankheit aus der geräuſchvollen Stadt in dieſe ſtillen Gemächer bringen laſſen. Er brauchte nur einige Schritte zu thun, um ihren Athem, ihre Augen zu fragen. Aber er zögerte, er wollte ſich nicht ſo ſchnell dieſe weichere Stimmung rauben, er konnte ſich nicht ſo plötzlich ermannen, von der Wahrheit den Schleier zu ziehen. Und wie? wenn das Entſetzliche geſchehen, wenn ſie wirklich todt wäre? Dann blieb ihm ja gar nichts übrig; ſo hatte er wenigſtens den Zweifel, einen zweideutigen, aber doch einen Gaſt in der einſamen, geängſtigten Bruſt. Endlich trieb ihn die Sehnſucht unter die Thüre. Welch ein Anblick! In weiße Gewänder gehüllt lag das Weib auf den Kiſſen; der linke Arm ſchmiegte ſich an die Seite, der rechte war etwas gegen die Bruſt gewandt; das dunkle Haar, welches in Flechten an den Schläfen herabfloß, umſäumte an der Stirne ein Kranz von weißen Roſen und Granatblüthen, zu denen ſich wenige Veilchen ge-

Digitized by Google

fellt. Aus Licht und Wärme und Duft war ja ihr ganzes Wesen gemischt: das edle Herz, die feurige Empfindung, das stille Weben konnten nicht besser bezeichnet sein. Ihr Auge war geschlossen, und blaß der Mund, aber die Züge waren ruhig, von keinem Kampfe entstellt. Ueber dieses Bild goß eben noch die Sonne durch gemalte Scheiben ihr letztes Licht. War es ein Zauber oder Wirklichkeit? War es der Schlaf oder der Tod, der so geschmückt lag? War es zum Fest oder zum Opfer?

Der Gatte stürzte nach dem Bette und küßte knieend die kalten Wangen, er drückte die marmorne Hand, er preßte sein Gesicht weider den starren Arm, lauschte an der geschlossenen Pforte des Mundes, ob der Athem, der Bote des Lebens, nicht hervortrete, und rief zu wiederholten Malen den theuern Namen — — aber es vertrieb sich keine Spur von Leben, die täuschenden Lichter schwanden allmälig von der Gestalt, braune Fittige breiteten sich durch das Gemach, und der Unglückliche brach an der Leiche zusammen.

2. Kapitel.

Der Küster.

Die Küsterwürde von St. Peter war just nicht eingerichtet, um fett davon zu werden. Doch nährte sie ihren Mann, nährte auch ein Weib und Kind dazu, wenn man sich nach der Decke streckte; mehr aber vermochte sie nicht. Der vorige Küster, ein Hagestolz, der es zu einem hohen Alter brachte, hätte bei seinem Abscheiden ein hübsches Vermögen hinterlassen können; deß hatten sich auch seine Erben geschmeichelt, weil sie nicht bedachten, daß der gute Mann gerne in's Gläschen sah, und daß der Wirth zu den „Zwo Ameisen" im Tannengäßchen schon seit Jahren ihre Stelle vertreten hatte. In den „Zwo Ameisen" schlürfte der Greis, dem sein ernstes Amt, das er übrigens mit aller Treue besorgte, kaum ein Drittel seines Frohsinns verzehrte, jedweden Abend sein gutes Glas Rheinwein, und ergötzte sich an schnackischem Gespräch und lustigen Gesängen. Man kennt noch ein Lied, das er selbst erfunden und gewöhnlich beim Nachhausegehen vor sich hin gesummt haben soll, folgenderweise:

Der Küster ist ein heilig' Mann,
Wie man nicht anders sagen kann.

Sein' Werkstatt ist das Gotteshaus,
Dort geht er täglich ein und aus.

Ihm ist der Täufling, ist die Braut,
Ihm sind die Todten anvertraut.

So kommt's, daß solch ein heilig' Mann
Nur von dem Besten trinken kann.

Ganz anders Küster Simon, sein Nachfolger, mit dem wir es zu thun haben. Diesem hatte die Sorge längst alle Freude aus der Brust gesäzt. Ein Glas Wein hätte er oft gerne getrunken, um sich für Augenblicke zu zerstreuen, aber er konnte es nicht erschwingen. — Er war ein Mann von mittlerer Größe und breitschulterig; seine Züge mochten früher angenehm gewesen sein, jetzt waren sie stark gefurcht und hatten einen herben Ausdruck angenommen. Er machte im Gehen kurze, hastige Schritte, und hatte immer den Blick vor sich hin zur Erde gesenkt, denn es drückte eine schwere Faust auf ihn. Er sprach wenig, und ließ Niemand in sein Inneres blicken. An den Schroffen schloß sich kein Freund an. Die Sorge, wie er seine zahlreiche Familie ehrlich durchbringe, folterte ihn Tag und Nacht. Seine Verwandten lebten nicht in der Stadt und konnten auch nichts für ihn thun, schon weil er zu stolz war, ihnen seine Noth zu klagen. Seine Frau war fleißig und häuslich und schaffte durch unablässige Arbeit manchen Groschen in's Haus; sie hatte ihm auch ein kleines Vermögen zugebracht, aber durch Krankheit, Theurung, Krieg und Ungemach aller Art war nicht nur der mäßige Besitz aufgezogangen, sondern der Küster war auch noch genöthigt, beträchtliche Schulden zu häufen, die ihn fortwährend angrinsten, die ihm den Bissen im Munde vergifteten und den Schlummer vom Lager scheuchten. Der Gedanke an Selbstmord war ihm nicht fremd geblieben, aber er war zu vernünftig und rechtschaffen, um ihm Gehör zu schenken. Lag ihm auch nichts an einem Leben, das ihn nur peinigte, da ja doch zu einem erträglicheren Loos keine Aussicht vorhanden war: so mußte er sich sagen, daß den Seinigen nichts damit geholfen wäre, wenn er sich aus der Welt schaffte, daß sie dann erst recht elend sein würden, und zu Allem hin auch noch die Ehre verloren wäre, die er bis jetzt so mühsam gerettet hatte.

Ja, die Ehre war der Stein, an dem er strauchelte. Er konnte es seinem Stolze nicht abtrotzen, zu betteln. Unter seinen Vorgesetzten hätte sich wohl der Eine oder Andere finden lassen, der dem Manne aus Mitleid, ja aus Achtung unter die Arme gegriffen hätte. Vor Allen der Bürgermeister, dessen Haus eine gepriesene Zuflucht der Hilfsbedürftigen war, hätte ihm gewiß die Hand nicht verschlossen. Aber er gewann es nicht über sich. Diese Art von Ehrgeiz war ein wesentlicher Bestandtheil seines Charakters, und durch die vielen Angriffe und Versuchungen, denen derselbe ausgesetzt war, hatte er sich zur Krankheit entzündet. Ein einziges Mal, als die bitterste Noth ihm den Sporn ansetzte, war er in die Pforte eines reichen Prälaten getreten, der ihm besonders gewogen war; aber seine Kniee wurden steif an der Treppe, und trugen ihn nicht hinauf, sie versagten dem widerstrebenden Willen dem Dienst. Und was sollte er jetzt anfangen? So hoch, wie in diesem Zeitpunkt, wo wir ihn kennen lernen, war nie zuvor seine Noth gestiegen gewesen. Diesen Riesen konnte er nicht zu Boden ringen. Sein Amt, seine bürgerliche Existenz, seine Freiheit, Alles stand auf dem Spiele. Ein harter Gläubiger, der die Macht in Händen hatte, ihn zu verderben, verfolgte ihn schonungslos. Um den Grausamen zu beschwichtigen, hatte der Schuldner von einem Juden auf sein letztes Kleinod, auf eine Uhr, die er vom Vater geerbt und als theures Vermächtniß bisher zu veräußern sich geschent hatte, eine kleine Summe geborgt und diese dem Dränger angeboten, um wenigstens seinen guten Willen zu beweisen. Aber mit Flüchen stieß ihn der Wucherer vor die Thüre. Wenn er

Digitized by Google

am dritten Tage nicht die ganze Summe herbeischaffen würde, sollte er ausgepfändet werden. Wie packte ihn die Verzweiflung mit ehernen Krallen! Wie durchwühlte er sein Gehirn nach einem rettenden Gedanken! An den Stufen des Altars warf er sich nieder und flehte zu Gott und seinen Heiligen, ihm aus dieser Bedrängniß den Weg zu zeigen. Aber der Himmel blieb stumm auf seine Fragen, hörte nicht sein wildes Gebet, und in seinem Kopfe wirbelte es wie Wahnsinn. Er hatte seinen Menschen, auf den er sich hätte stützen können, der ihm Trost leihen und Hoffnung in der Brust erwecken konnte. Seinem Weibe, das den Wochen nahe war, wollte er den schwarzen Abgrund nicht zeigen, der sie angähnte. So irrte er abseits den Menschen, von schlangenbaarigen Unholden gehetzt, durch Wald und Feld, bis ihn die einbrechende Nacht in seine Wohnung zurücktrieb, wo der Schlaf den Todmüden in seine bleiernen Arme nahm.

3. Kapitel.

Das Leichenbegängniß.

Eugeniens Leiche wurde in der folgenden Frühe nach Maiendorf's Stadtwohnung gebracht. Man ließ ihr den Kranz, der schon Tags zuvor ihre Schläfe umgeben hatte, verzierte ihren Hals mit einem Goldkettchen, an dem ein Miniaturbild ihres Gatten hing, und ihre Finger mit kostbaren Ringen. Die Schmuckſachen, welche sie im Leben getragen, sollten ihr im Sarge nicht genommen sein. Es waren ja lauter Gedächtnisse blühender Jugendzeit, die nicht von ihr getrennt werden konnten, weil sie in Liebe damit verwachsen war. In die gefalteten Hände gab man ihr ein Kreuz, das ihr der Erzbischof, ihr Verwandter, am Taufungstage geschenkt hatte. So wurde sie in einen Sarg mit gläsernem Deckel gelegt und bis zur Stunde der Beisetzung in der Hausflur, der Sitte gemäß, ausgestellt. Maiendorf war nicht zu bewegen gewesen, die Leiche öffnen und balsamiren zu lassen. Er blieb sich wohl selbst von seinem Widerstreben die Rechenschaft schuldig. Der Körper sollte nicht angetastet werden; man sollte ihn in diesem Sarg in die Gruft bringen, und, wenn sich Spuren der Verwesung zeigten, ihm einen bleiernen Sarg zum zweiten Gefäß geben.

Die Menge drängte sich in dichtem Knäuel um das Todtenbild. Die Einen führte müßige Schaulust herbei, oder hofften sie von dem Anblick den Genuß einer Erschütterung; die Andern hatten Gutes empfangen von der Lebenden und weihten jetzt der Verblichenen die vielleicht früher versäumte Thräne des Dankes; noch Andere gedachten bei dem Schmerzensbild ihrer eigenen Todten: Alle aber wurden veredelt durch die Rührung, welche auch das rohere Gemüth vor dieser Scene beschleichen mußte. Selbst dem Aberglauben, der durch Berührung des Sarges einen leiblichen oder geistigen Vortheil zu gewinnen meinte, mochte man verzeihen, da er für die heilsame Wirkung die heilige Kraft voraussetzte.

In Maiendorf's Gemächern hatten sich der Erzbischof und die angesehensten Männer der Stadt eingefunden, um den tiefbekümmerten Wittwer ihrer Theilnahme zu versichern und ihm das Oel des Trostes in die Brust zu träufeln. Er zeigte heute mit zusammengenommener Kraft ein männliches Gleichgewicht und hörte gelassen die gutgemeinten Trostgründe an, obwohl er sich sagen mußte, daß das Uebermaß des Schmerzes, wenn es nicht tödtlich für ihn sei, nur durch die allheilende Zeit gemildert werden könne.

Mittlerweile hatte sich auf dem freien Platze vor des Bürgermeisters Hause der Leichenpomp geordnet, bei dem sich fast die ganze Stadt, Mann und Weib, Jung und Alt, sowie die Mönche und Nonnen verschiedener Orden betheiligten. Als der Erzbischof aus dem Trauerhause trat, begannen die Glocken ihr feierliches Spiel und der Zug setzte sich in Bewegung.

An der Spitze schritt Küster Simon im schwarzen Mantel, mit einem weißen flormumwundenen Stab in der Hand. Er hatte den Hut tiefer als sonst in die Stirne gedrückt. Die düstere Maske des heutigen Geschäfts war ihm willkommen. In seinem Innern war eine große Veränderung vorgegangen. Die Krämpfe der Noth hatten sein Herz entsittlicht. Eine Aussaat böser Gedanken war hineingeworfen, hatte in dem umgewühlten Boden eine fruchtbare Stätte gefunden und wollte schon ihre Halme hinaustreiben.

Hinter dem Küster wurde ein Kreuz getragen zwischen zwei Priestern, welche Weihwasser sprengten. Dann schwangen sechs Meßknaben die Rauchfässer. Ihnen folgten fünfzig Franziskaner in schwarzwollenen Kutten mit spitzen Kapuzen, den Strick um die Lenden, an dem die knotige Geißel herabhing. Nach ihnen kam eine gleich große Anzahl Mönche, von welchen die vorderen blaue Mäntel und blutrothe Fähnlein, die hinteren brennende Wachsfackeln trugen und mit weißen Gewändern verhüllt waren, so daß nur für die Augen eine Oeffnung blieb. Nach einem Zwischenraum bewegte sich langsam der Wagen mit dem Sarge, von vier schwarzverhängten Pferden gezogen. Zu beiden Seiten gingen je sechs verschleierte Jungfrauen aus angesehenen Häusern der Stadt. Dem Wagen schloßen sich die Ursulinerinnen an, in schwarzem Kleid, mit ledernem Gürtel, woran der Geißelstrick befestigt war, und diesen die Cisterzienserinnen in weißer Kleidung, mit schwarzen Skapulieren. Zwischen ihnen und einer Anzahl Dominikanermönchen, welche schwarze Mäntel über den weißen Kutten trugen, schritt der Erzbischof mit den übrigen Würdenträgern der Kirche. Dann folgte Maiendorf selbst mit seinen Verwandten, mit den Rathsherren und vielen Bürgern der Stadt, hinter welchen sich noch ein unabsehbarer Zug gemischten Volkes erstreckte. Bei der Kirche des heiligen Petrus angekommen, in welcher die Maiendorf'schen ihre Begräbnißkapelle hatten, wurde der Sarg vor dem Hauptaltar aufgestellt zwischen zwei Reihen von Candelabern, hinter denen die Mönche und Nonnen sich ordneten. Die Wogen des Orgelschalls wälzten sich durch die dichtgefüllten Räume und hoben das erschütterte Herz über die Vergänglichkeit des Irdischen.

Nachdem der Erzbischof das Todtenamt gehalten,

Digitized by Google

weihte er den Sarg, und während dieser in die Kapelle gebracht wurde, stimmten die Mönche und Nonnen folgenden Gesang an:

Chor der Mönche.

Wer, von der Erde losgebunden,
Die Heimat bei dem Herrn gefunden,
Der wandelt mit der Engel Schaar,
Befreit von Schuld und von Gefahr.

Chor der Nonnen.

Den Leib umschließt die enge Kammer,
Dort ruht er von des Lebens Jammer:
Der Geist hoch über Staub und Gruft
Rührt selig sich von Himmelsluft.

Alle.

Wir Armen mühen uns hienieden
Vergebens um den Seelenfrieden;
Wir schmachten nach dem höchsten Loos,
Zu ruhen in des Heilands Schooß.

Als die letzte Strophe verhallt war, verlief sich allmälig das Volk. Die Todte war mit glänzenden Ehren zur Ruhe gebracht, und die Lebenden kehrten zurück an ihr Tagewerk, das ihnen die empfangenen Eindrücke früher oder später verwischte.

Der Letzte, der die Kirche verließ, war Küster Simen. Sein Auge blickte wild und verschoß unheimliche Blitze; sein Gang war unstet, sein Griff unsicher,

Norwegische Landleute.

sein ganzer Bau in fieberischer Bewegung. Ein Blick auf die Juwelen des Leichnams hatte einen verbrecherischen Entschluß in ihm gereift. Er brauchte nur ein Paar Ringe von den kalten Fingern zu nehmen, und ihm war geholfen, geholfen für immer; die Plackerei hörte auf und die Sonne der Freude durchwärmte wieder das entkastete Gemüth. Wozu der Schmuck für die Todten, wenn die Lebenden verhungern? Ist die Rettung seiner Familie, ist seine Ehre nicht höher anzuschlagen, als der Skrupel dieses Diebstahls? Diebstahl? Haben denn die Todten Eigenthum? Und wer wird die Goldreife vermissen? Die ausgebrochenen Diamanten sehen gerade aus wie andere. Der Wucherer wird an die Hand gehen. Gott wird's verzeihen. Gott wird's nicht verzeihen! Simen! Simen! Du sollst nicht stehlen! Pfui Schwächling, es ist nicht gestohlen! Es ist wie ein herrenloser Schatz, der dem glücklichen Finder gehört. Aber warum kostet es dir diese Ueberwindung? Warum bebt dein Gewissen schon vor dem Gedanken der That? Warum schlottern deine Kniee? Schwachheit, nichts als Schwachheit: wer immer den gemeinen Pfad ging, den bringt auch das kleine Ungewöhnliche aus der Fassung. — So mit sich kämpfend näherte er sich seiner Wohnung. Die Vorstellung seiner verzweifelten Lage, des Verlusts seiner Ehre drängte sich ihm jetzt mit neuer Gewalt auf, um jedes Bedenken zu ersticken, und als ihm gar eines seiner Kinder mit dem Freudenruf entgegensprang: „Vater, so lange du fort warst, hat uns der Storch ein Schwesterchen gebracht!“ da hatte der Teufel gewonnen.

Digitized by Google

4. Kapitel.

Die Schuld.

In den Häusern der Stadt Köln waren die Lichter schon ausgelöscht. Hin und wieder mochte von dem Fenster eines Kranken oder eines Zerrissenen, wie Maiendorf, sich ein Schimmer herüberstehlen. Die Gassen und Plätze lagen verödet, und wenn noch ein vereinzelter Spätling um die Ecke huschte, so hörte man seinen Fußtritt nicht, denn es war ungewöhnlich frühe ein Schnee gefallen, der das Pflaster und die Dächer wie mit Flaum überbreitete. Man vernahm nichts als das Krächzen der Wetterfahnen, die der Nordwest schüttelte, das Brausen des angeschwollenen Stromes und mitunter das Horn eines Wächters. Es mußte nicht weit von Mitternacht sein. Da zuckte gegen die Peterskirche eine vermummte Gestalt: unser Küster. Er geht an dem Hauptportal vorbei nach einem Seitenpförtchen, öffnet das Schloß und verschwindet hinter der angelehnten Thüre. Die erhabene Stille des Raumes wird von dem einförmigen Pulsschlag des Pendels mehr erhöht als unterbrochen. Der Küster zieht eine Laterne unter dem Mantel hervor, die ihm den Weg nach der Kapelle weist. Wohin das Licht streifen mag, zeigt es ein heiliges Bildniß, einen geweihten Gegenstand, der von der Sünde hätte abmahnen sollen. Aber das blinde Auge der Leidenschaft nimmt keinen Strahl auf. Wie er die Stufen nach der Kapelle hinabsteigt, klappert das Uhrwerk, er drückt sich erschreckt an die Mauer, und jeder der zwölf Schläge donnert ihm wie Richterspruch in die Seele. Beim zwölften glaubte er den Höhnen mit grinsender Spottlarve an sich vorbeihinken zu sehen.

Er hat sich wieder zusammengerafft, die selten geöffnete Thür schrillt um die Angeln, und der Verbrecher steht an seinem Ziele. Einige Särge, ein Stuhl, ein Betpult, mehrere Bilder und vermoderte Kränze an der Wand erfüllten die düstere Behausung. Er hält die Laterne über Eugeniens Sarg. Die Geschäftigkeit des Todes hatte sich noch nicht an ihre Schönheit gewagt. Ja es schien, als gehe eine Bewegung durch das Gesicht, als gestalte sich eine bittende Geberde um die Lippen. — Wie lockend funkelten die Steine! Wie reizend blinkte das Gelt! Der Küster setzt schnell die Laterne auf den Stuhl und durchfeilt mit zitternder Hast die Drähte, welche den Deckel des Sarges befestigen. Sein Blut pocht ungestüm an die Wände seines Körpers. Er ist ganz betäubt. Er hört es nicht, wie der umgestoßene Deckel rasselnd am Boden zerbricht. Er reißt die verstechtenen Hände des Leichnams auseinander — ein Luftzug streicht durch die Gruft — er fühlt seine Finger gefaßt von der Rechten, die er bestehlen will. Ein kurzer Schrei entfährt seinem starrenden Mund, Todesschweiß dringt ihm aus der Stirn, frostig durchrieselt's sein Gebein. Er macht sich los, läßt Mantel, Laterne, Alles zurück und flieht eilends in die Kirche; dort strauchelt er über den erhöhten Stein eines Grabmals und schlägt sich den Kopf an den Boden. Der Schmerz gibt ihm Kräfte und Besinnung. Er springt auf und rennt angstgejagt durch die schneeigen Gassen nach dem Hause des Bürgermeisters. Das Thor ist verschlossen, aber an einem Fenster zeigt sich noch Licht. Er zerrt ungestüm an der Glocke, sein Athem keucht, seine Kniee sind vorgestreckt, seine Augen nach hinten gewandt, ob ihm das Entsetzen nicht folge. —

Maiendorf hatte keinen Schlaf finden können, er war wieder vom Bette aufgestanden, hatte Eugeniens Bild vor sich gestellt und verkehrte so in Gedanken mit der Abwesenden. Das Lärmen der Glocke schüttelte ihn aus seinen Träumen. Er reißt das Fenster auf: „Wer ist unten?“

„Um aller Heiligen willen laßt mich ein!“

„Wer seid Ihr denn?“

„Der Küster von St. Peter. Zögert nicht, laßt mich ein, Alles hängt am Augenblick!“

Maiendorf befahl dem Bedienten, der herbeigeeilt war, den Mann heraufzuführen. Seltsame Gedanken durchkreuzten sein Gehirn. Der Küster stürzt herein, umfaßt Maiendorfs Kniee und stammelt:

„Verzeiht mir, Herr Bürgermeister, vergebt mir meine Missethat! Die Noth hat mich dazu getrieben, die gräßlichste Noth!“

„Was soll das bedeuten? Steht nur auf.“

„Ich kann nicht aufstehen, bevor Ihr mir verziehen habt. Weh mir! Seht Ihr's nicht dort? Dort, das Gespenst? Hu, wie faßt mich's an!“

Nach diesen Worten lag Simen bewußtlos am Boden. Man hob ihn auf, setzte ihn in einen Stuhl, und als er wieder zu sich gebracht war, erzählte er mit vielen Unterbrechungen von Angst, Scham, Reue, was ihm begegnet war.

Maiendorf hatte den Zusammenhang schon geahnt, ehe die Erzählung vollendet war. Die räthselhafte Krankheit seiner Gattin ließ ihn vermuthen, daß ihr Tod vielleicht nur ein scheinbarer gewesen. Er warf eilig einen Mantel um und schlug in Begleitung zweier seiner Leute, die eine Sänfte trugen, den Weg nach St. Peter ein. Der Küster war durch nichts zu bewegen gewesen, mit in die Kirche zurückzugehen. Der Bürgermeister hatte ihm nach seiner Menschlichkeit und in der Freude seines Herzens, die Gattin gerettet zu sehen, versprochen, die That geheim zu halten, und ihn mit einem reichen Geschenk, das ihm über die Noth des Augenblicks hinüberhelfen konnte, nach Hause entlassen.

Maiendorf eilte so schnell voraus, daß ihm seine Leute kaum folgen konnten, denen überdieß von der Fnrcht die Schritte gehemmt wurden. Wenn sich nicht Jeder vor dem Andern und Beide vor ihrem Herrn geschämt hätten, wären sie lieber auf halbem Wege wieder umgekehrt. Alle Drei betraten mit Schaudern durch das Pförtchen, das der Küster offen gelassen, das Gotteshaus. Aber als sie des Altars ansichtig wurden, schrie der eine der Bedienten: Jesus Maria! und lief davon, der Andere klammerte sich unter Bekreuzungen stöhnend an seinen Herrn, dem selbst jetzt der Muth entweichen wollte.

Nachdem der Küster entflohen war, hatte sich allmälig der Starrkrampf, der Eugeniens Leben zusam-

Digitized by Google

mengeschnürt hatte, Schlinge um Schlinge gelöst. Die frische kalte Luft, die Berührung, das Geräusch mochten das ihrige dazu beigetragen haben. Ihr Herz pochte, sie athmete, sie konnte die Hände, die Füße, endlich den ganzen Körper bewegen. Der Anblick, welcher sich ihrem aufgeschlagenen Auge bot, machte keinen Eindruck auf ihren umhüllten Geist. Endlich trieb sie ein quälender Durst, vom Sarge zu steigen, sie ergriff die Laterne und wankte ohne bestimmte Vorstellungen in die Kirche hinaus. Nur vom Instinkte schien sie geleitet. Sie empfand nichts als Durst und wollte und dachte nichts als trinken. Das mächtige Bedürfniß zog sie zu dem Altargeräth, das der Küster am Mittag in seiner Zerrüttung aufzuräumen vergessen hatte, und sie trank in gierigen Zügen die Neige Wein, welche dort stehen geblieben war.

Jetzt kauerte sie, von Frost und Schwäche zusammengedrückt, an den Stufen des Altars; das Haar war ihr losgegangen, der Kranz vom Haupt gesunken.

Aus Maienderfs Brust verjagte schnell die Freude den Schrecken. Aber er preßte den Jubel seiner Gefühle vorsichtig zurück. Ohne Geräusch nahte er sich dem Weibe, hüllte sie in ein warmes Tuch und trug sie in die Sänfte. Der entflohene Diener war inzwischen zurückgekommen, und die theure Beute wurde aus dem Rachen des Todes in das sonnige Leben zurückgebracht.

5. Kapitel.

Die Sühnung.

Man kann sich leicht vorstellen, daß am Morgen nach dieser ereignißreichen Nacht, weil doch die Bewegung den Nachbarn nicht ganz verborgen bleiben konnte, mancherlei Gerüchte in der guten Stadt Köln umherirrten. Diese wurden theils umgestoßen, theils aufgeklärt durch die Nachricht, welche der Bürgermeister ohne Verzug von dem Vorfall ergehen ließ. In derselben Kirche, welche Tags zuvor der Leichenchor durchschauert hatte, wurde nun Gott für das freudige Wunder gepriesen.

Eugenie verdankte der umsichtigsten Pflege in kurzer Zeit ihre gänzliche Wiederherstellung. Sie war zum zweiten Mal in's Leben geboren, das sie nun mit doppelter Lust für sich und Andere zu schmücken suchte.

Aber der Küster? Man hatte ihm in keiner Weise geschadet. Er galt in der öffentlichen Meinung nur als das glückliche Werkzeug der Rettung. Man hatte verbreitet, es habe ihn ein Versäumniß noch in später Nacht in die Kapelle geführt, er habe dort bemerkt, daß sich die Leiche bewege, und sei voll Entsetzen in das Haus des Bürgermeisters geflohen. Und dennoch büßte der Unglückliche hart genug für sein Verbrechen. Die Schrecken jener Nacht hatten ihn auf's Krankenlager geworfen, dem er Monate lange verfallen blieb. Bis an die Schwelle des Todes geführt, hatte er seinem Priester, der ihm die letzte Oelung gab, Alles gebeichtet, was sein Gewissen beschwerte. Von Stunde an wurde es besser mit ihm.

Der Bürgermeister und seine Gattin, in gerechter Schonung die Verirrung des Mannes mit seinen Verhältnissen und seinem sonst tadellosen Charakter entschuldigend, ließen ihm alle mögliche Unterstützung angedeihen; Eugenie hob sogar sein Kind aus der Taufe; und als ihm die Gesundheit wieder geschenkt war, übergab ihm Maienderf, weil der frühere Dienst ihm zur Unmöglichkeit geworden war, eines seiner Güter zur Verwaltung.

So gelangten beide Familien zu ungeahnter Blüthe und segneten in Ehrfurcht die wunderbare Leitung ihrer Geschicke.

Antike Schauspielkunst.

Es kann mit Wehmuth erfüllen, wenn man sieht, was heutzutage aus dem Theater geworden ist: eine Anstalt, wie es scheint, lediglich dazu bestimmt, zwei bis drei Stunden des Abends einen flüchtigen Genuß zu verschaffen, weit entfernt von dem, was Lessing, Goethe, Schiller einst aus ihm haben machen wollen: eine Stätte nationaler Bildung, und noch entfernter von den Anfängen der dramatischen Kunst in Deutschland, als Theater und Kirche noch ungetrennt waren, und von dem antiken Vorbilde der Griechen, bei welchen das Theater der Sammelplatz und Brennpunkt aller Künste war.

Es ist meine Absicht, nachzuweisen, daß die Schauspielkunst nicht immer so leichtfertig geübt worden, daß sie vielmehr, eingedenk ihrer Aufgabe, eine ernste Kunst gewesen ist, wie nur irgend eine andere, und daß, wenn es besser werden soll, das klassische Alterthum, das ja unlängbar nächst dem Christenthum die reichste Quelle der ganzen deutschen Bildung ist, auch hierin zur Verjüngung und Erfrischung das Seine beitragen müsse.

Die ersten Anfänge des deutschen Theaters bildeten die Darstellungen der Leiden Christi nach den Erzählungen der Evangelisten. Der Schauplatz war die Kirche. Jene von Zeit zu Zeit zu Oberammergau in Bayern wiederholten Festspiele können noch heute eine Vorstellung davon geben.

Auch das griechische Theater wurzelte in der Religion. Es war anfangs nicht ein Gegenstand kurzweiliger Unterhaltung, sondern ein Theil des vom Volke selbst zur Bethätigung seines Glaubens veranstalteten Gottesdienstes. Der Cultus des Dionysos (Bacchus) ist es, mit welchem die ältesten dramatischen

Digitized by Google

Festspiele verbunden waren. Die Griechen verehrten Dionysos nicht sowohl deßwegen, weil er ihnen die Freuden des Weines gespendet, als weil er durch den Bau des Weinstockes ebenso, wie Demeter durch den Ackerbau, Cultur und Civilisation auf die Erde und unter die Menschen gebracht hatte.

Vier Feste wurden ihm zu Ehren jährlich begangen: das erste zur Zeit des Frühlingsanfangs (die Antheſterien), dann die ländlichen Dionysien zur Zeit der Weinlese, das Kelterfest (die Lenäen) und die großen Dionysien, wo zum ersten Male der junge Wein vom neuen Jahrgange getrunken wurde. Dieß letzte war das größte. In begeistertem Jubel, das Gesicht mit Geste bestrichen, mit Epheb bekränzt, zog man, die Thaten, Kämpfe und Siege des Gottes preisend, um die rauchenden Altäre. Der Chorführer begann das Lied, der Chor stimmte ein. Allmälig begnügte man sich nicht mehr mit diesen einfachen Weisen. Die Reden des Chorführers wurden länger, der Dialog fing an sich auszubilden, bis Thespis den ersten, vom Chore getrennten Schauspieler einführte. Zwischen ihm und dem Chorführer wechselte nun die Rede hin und her, der Chor fiel seltener ein, das dramatische Element bekam das Uebergewicht über das lyrische. Aber auch die Stoffe des Gesanges und der Darstellung wurden mannigfaltiger. Man beschränkte sich nicht mehr auf Dionysos und seine Verherrlichung, man feierte, zuerst zum Verdruß und nicht ohne Widerstreben der Festgenossen, auch andere Götter und Heroen. Mit besonderer Vorliebe behandelte man den trojanischen und thebanischen Sagenkreis und zog endlich, wie Phrynichos und Aeschylos, auch die Geschichte in den Kreis der Darstellungen. Aeschylos, der Mitkämpfer und Mitsieger der Schlacht bei Salamis, der eigentliche Schöpfer der Tragödie, mit der wir es ausschließlich zu thun haben, fügte zum ersten Schauspieler den zweiten hinzu, daß nun aus dem Gegensatz der beiden Kräfte ein Conflict, eine Katastrophe sich entwickeln konnte, und Sophokles vollendete die Oekonomie des Drama mit dem dritten Schauspieler, welcher theils hemmend, theils fördernd den Kampf der beiden Hauptrollen der Entscheidung zuführte.

Mehr als drei Schauspieler hat es, abgesehen von stummen Personen, im griechischen Theater, mit wenigen Ausnahmen, nicht gegeben. Und wenn sich auch mehr Rollen in der Tragödie finden, so wuchs damit nicht die Zahl der Schauspieler, vielmehr mußte jeder mehrere Rollen übernehmen. Das ist ein Hauptunterschied von unserer Bühne, durch welchen zugleich die höhere Vollkommenheit der Schauspielkunst bedingt wurde. Je weniger Schauspieler, desto leichter ist es, die Feinheit einer abgerundeten Darstellung zu erreichen; je mehr, deste schwerer ist jene nothwendige Unterordnung des Einen unter den Andern, die über der eigenen Leistung nie das Ganze aus den Augen verliert. Ich füge hier noch gleich zwei andere Eigenthümlichkeiten des altgriechischen Theaters hinzu: erstens, daß kein tragischer Schauspieler in der Komödie, kein komischer in der Tragödie auftrat, wodurch Jeder, auf ein enges Gebiet angewiesen, deste größere Meisterschaft sich erwerben konnte; zweitens, daß es keine Schauspielerin gab, sondern daß auch alle Frauenrollen von Männern gespielt werden mußten, wodurch auf andere Weise die Schwierigkeiten sehr erhöht wurden.

Ehe ich zur Kunst und zu den Kunststudien selbst übergehe, ist es nöthig, Einiges über die äußere Erscheinung der Schauspieler auf der Bühne vorauszuschicken.

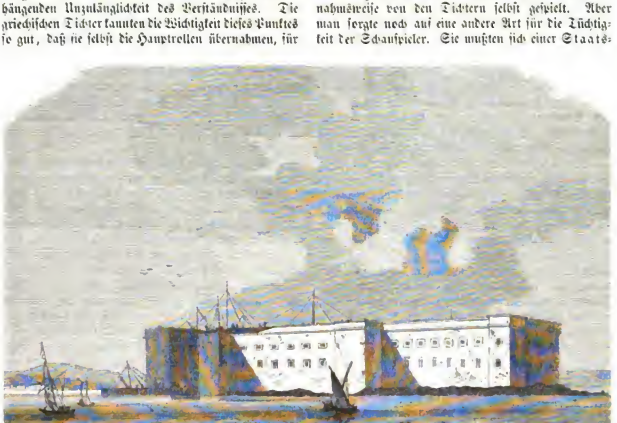
Es ist gesagt worden, daß in der griechischen Tragödie zumeist Götter, Göttinnen und Heroen auftraten. Wie diese sich durch ihre geistige Beschaffenheit vor den Menschen auszeichnen, so sollten sie auch durch ihr Aeußeres von ihnen sich unterscheiden, sie sollten anmuthiger, würdiger, großartiger erscheinen. Für die Anmuth und Würde war durch das Kleid gesorgt, das nach dem Vorbild der Priestergewänder ein langer Talar war, mit kürzerer oder längerer Schleppe, mehr oder weniger kostbar mit Gold verziert, gestickt, verschiedenfarbig, mit oder ohne Obergewand, mit oder ohne Aermel, so daß das Frauen- und Männercostüm nicht wesentlich von einander abwich; wenn also ein Schauspieler in einem Stücke aus einer Frauenrolle in eine Männerrolle überzugehen hatte, oder umgekehrt, so traten von Seiten der Kleidung keine großen Schwierigkeiten in den Weg.

Um ferner auch die Größe über das Menschliche zu erheben, wurde die Gestalt durch künstliche Mittel nach allen Richtungen hin in das Kolossale ausgedehnt. Man bediente sich erstens eines Schuhes mit hoher Sohle — Kothurn genannt — dessen Höhe nach der darzustellenden Person sich richtete. Je erhabener der Gott, deste höher der Schuh. Der höchste war etwa einen Fuß hoch. In gleicher Weise wurde der Kopf durch einen Aufsatz, Toupet oder Perrücke übermenschlich vergrößert, auch dieß wieder nach Maßgabe der Rolle. Je erhabener die Rolle, je höher das Toupet. Es schloß sich unmittelbar an die Gesichtsmaske an, welche den ganzen Vorderkopf und einen Theil des Hinterkopfes bedeckte. Um aber das Mißverhältniß zu verhüten, welches entstehen mußte, wenn nicht auch der Rumpf in entsprechender Weise verstärkt wurde, pflegte man der Brust und dem Leibe durch Auspolsterung einen größeren Umfang zu geben. Dadurch entstand freilich eine fremdartige, wunderliche Gestalt. Bedenkt man aber, daß die Räume, in welchen die griechischen Schauspieler auftraten, zwanzig- bis dreißigtausend Menschen faßten, so sieht man ein, daß eine Vergrößerung und Erhöhung der Figur unumgänglich nöthig war, wenn die Gestalt nicht ganz verschwinden sollte.

Die Kunst des Schauspielers beruht, wenn irgend eine andere, auf der Naturbegabung, auf der Fähigkeit, in das Wesen und die Eigenthümlichkeit eines Andern sich hineinzudenken und sie, als wenn sie die eigene wäre, in Wort, Blick, Miene, Gang, Haltung zur Darstellung zu bringen. Allein so unentbehrlich diese natürliche Anlage ist, so reicht sie doch nicht aus, wenn nicht eine gründliche wissenschaftliche und technische Ausbildung hinzutritt. Der Schauspieler ist der Dolmetscher des dramatischen Dichters. Das Leben, das der

Digitized by Google

Dichter seinen Gestalten einhaucht, das und kein anderes soll er durch seine Darstellung zur Anschauung bringen. Um dieß zu können, muß er den Dichter verstehen. Dieses Verständniß ist aber nicht ohne umfassende Bildung möglich. Der Grund, daß bei uns eine in allen Theilen würdige Aufführung der Dramen Shakspeare's und unserer großen Dichter zu den Seltenheiten gehört, liegt in der Mangelhaftigkeit der Bildung unserer Schauspieler und der damit zusammenhängenden Unzulänglichkeit des Verständnisses. Die griechischen Dichter kannten die Wichtigkeit dieses Punktes so gut, daß sie selbst die Hauptrollen übernahmen, für die übrigen aber solche Schauspieler auswählten, die sie für das Verständniß und die Darstellung ihrer Stücke als besonders geeignet kennen gelernt hatten. Mit diesen studirten sie die Rolle selbst ein, und da sie nur einen, höchstens zwei zu ihrer Hilfe bedurften, so läßt sich denken, wie vollkommen auf diese Weise die Schöpfungen der Dichter zur Aufführung kamen. Erst Sophokles ging von dieser Gewohnheit ab, weil seine Stimme zu schwach war, und seitdem wurde nur ausnahmsweise von den Dichtern selbst gespielt. Aber man sorgte noch auf eine andere Art für die Tüchtigkeit der Schauspieler. Sie mußten sich einer Staats-



Fort Montgomery am Champlain-See. (Zu S. 308.)

prüfung unterwerfen. Keiner durfte ohne Examen als dritter Schauspieler zugelassen werden, ebenso war für die Rollen eines zweiten und ersten Schauspielers eine besondere Nachweisung der Befähigung nöthig. Wer aber die Prüfung bestanden, konnte ohne Weiteres in allen Rollen des Grades, den er sich erworben, auftreten. Diejenigen Dichter, welche ihre Schauspieler nicht selbst auswählten, erhielten sie durch das Loos zugetheilt.

Um das rechte Verständniß einer Rolle dem Zuschauer zu vermitteln, muß der Schauspieler sie in allen Theilen beherrschen. Wie ist das aber möglich, wenn er sie nicht vollständig im Gedächtnisse hat? Das moderne Theater hat eine Einrichtung, die ebenso unschön und für den Anblick störend, als für die gründliche Auffassung der Rolle hinderlich ist, ich meine den Souffleur in seinem halb unterirdischen, halb überirdischen Kasten. Wenn die Schauspieler, wie es oft der Fall ist, an dieser Stätte wie festgebannt stehen und wie Orakelsprüche eines unterirdischen Gottes die einzelnen Worte ablauschen, so schwindet einerseits für den Zuschauer die Täuschung, der Schauspieler aber ist außer Stande, so stückweise aufgefangene Sätze zu einem abgerundeten Ganzen in der Darstellung zu verarbeiten und in freier Gestaltung ein wahres, lebendiges Charakterbild vor die Seele zu führen.

Die Griechen hatten keinen Souffleur, waren somit lediglich auf ihr Gedächtniß angewiesen, und diese

Digitized by Google

Röthigung führte sie unwillkürlich tiefer in das Verständniß des Dichters ein. Sie lebten sich ganz und gar in die Rolle ein, indem sie sie zum sicheren Eigenthum des Gedächtnisses machten. Doch dürfen wir zur Entschuldigung unserer heutigen Künstler nicht unberücksichtigt lassen, daß bei den Griechen nur zu gewissen Festzeiten, bei uns alle Tage gespielt und eine Fluth von Neuigkeiten zu Tage gefördert wird, deren Anforderungen das Gedächtniß eines Menschen kaum zu genügen im Stande ist.

Die schönsten Gaben des Geistes und der Natur können aber ohne umfassende technische Bildung nicht zur Geltung kommen. Die Hauptmittel der Darstellung, auf welche die technische Vorbildung sich bezieht, sind: die Stimme, das Mienen- und Geberdenspiel. Die Stimme ist der Ausdruck der Seele. Anders spricht der Haß, der Zorn, die Liebe, die Wehmuth, einen anderen Ton hat die Freude und der Schmerz. Auch nach Lebensalter und Geschlecht ist das Organ verschieden. Ein Schauspieler, der fähig sein soll, alle Rollen zu übernehmen, muß jeden Ton anzuschlagen wissen und deßhalb der Stimme völlig mächtig sein. Umfang und Stärke, Biegsamkeit und Fülle kommen dabei besonders in Betracht. Gelten diese Anforderungen für alle Schauspieler, so mußten sie vornehmlich für die Griechen von Wichtigkeit sein, welche sie überaus große Räume auszufüllen, nicht blos zu recitiren, sondern auch zu singen und Frauen- und Männerrollen zu geben hatten, so daß ihnen alle Schattirungen der Stimme, der Ausdruck der heftigen, wie der sanften Gemüthsbewegungen auf gleiche Weise zu Gebote stehen mußte. Kaum können wir uns vorstellen, bis zu welchem Grade der Weichheit und Zartheit sie ihr Stimmorgan ausbildeten, wenn wir hören, wie hinreißend selbst in Frauenrollen ihr Spiel gewesen ist. Aber mit welcher Ausdauer trieben sie auch die Uebungen, welche sie zu diesem hohen Ziel führen sollten; mit welchen Entbehrungen waren ihre Vorbereitungen verbunden!

Die Alten berichten darüber manche interessante Einzelnheit. Zuvörderst war ihnen eine streng geregelte Diät, größte Einfachheit und Mäßigkeit zur Pflicht gemacht. Starke Esser und Trinker wurden in der Komödie verspottet und ungenügende Leistungen ihrer Leckerhaftigkeit zur Last gelegt. Für das Spazierengehen waren bestimmte Stunden festgesetzt. Uebungen im Singen und Recitiren veranstalteten sie nie nach Tisch, sondern früh Morgens; nüchtern, noch im Bett liegend, oder auch sitzend, sangen sie die Skala, von den tiefsten Tönen bis zu den höchsten und so wieder zurück.

Nicht minder große Sorgfalt wendeten sie auf die Reinheit der Aussprache. Was lassen dagegen wir uns in dieser Hinsicht bieten und was wird uns geboten! Oesterreichisch, Sächsisch, Märkisch, Schwäbisch — wie selten dagegen hören wir reines, dialektfreies Hochdeutsch! Die Griechen hatten ein so feines Gehör, daß, als einst Hegelochos einen für uns kaum wahrnehmbaren Hauch, einen Apostroph, weil ihm der Athem ausging, nicht hörbar aussprach, nicht blos die Gebildeten lächelten, sondern das ganze Theater in lautes Gelächter ausbrach und der Schauspieler fortan die Zielscheibe des Witzes der komischen Dichter blieb, die ihn in ihren Dramen verhöhnten.

Und wie zerstückt und zerhackt, wie polternd und rasselnd werden bei uns nicht selten die Verse vorgetragen! Der Grieche war in Gesahr, sofort ausgezischt, ausgepocht, ja selbst vom Theater verwiesen zu werden, wenn er eine kurze Silbe lang, eine lange kurz sprach, oder gar unvollständige Verse vortrug, in welchen ein oder zwei Glieder fehlten. Begegnete ihm ein solches Vergehen in der Rolle eines Gottes, so hatte er selbst Züchtigung zu gewärtigen; denn es wurde nicht nur über jede Tragödie und ihre Darstellung von fünf ausgewählten Männern das Richteramt ausgeübt, sondern es hatten noch andere Aufsichtspersonen ihren Platz im Theater, die nicht nur bei polizeilichen, sondern auch bei ästhetischen Vergehen augenblicklich einschritten.

Indem wir zum Mienenspiel übergehen, kommen wir auf ein Gebiet, in welchem die moderne Kunst die antike überragt. Die Griechen entbehrten das Mienenspiels, weil sie, wie vorher angegeben, das ganze Gesicht mit einer Maske bedeckten, die aus Linnenzeug, aus Holz oder Kork allmälig an die Stelle der Bekränzung mit Epheh und der Bemalung mit Hefe, Portulak, Eiweiß u. dgl. getreten war. Je wichtiger aber dieses Darstellungsmittel ist, deste weniger läßt sich annehmen, daß sie sich seiner ohne die triftigsten Gründe begeben haben sollten. Es sind theils äußerliche, theils tiefer liegende. Die Räume der Theater waren so groß, daß die Physiognomie kaum wahrgenommen wurde. Es that noth, sie auf künstliche Weise mehr hervortreten zu lassen, wodurch freilich die Beweglichkeit der Gesichtszüge verloren ging. Außerdem sollte die Larve noch durch die trichterförmige Oeffnung des Mundes zur Verstärkung der Stimme beitragen. Aber die Erscheinung ist zugleich tief im Wesen der antiken und modernen Tragödie begründet.

Der antike Dichter zeichnet in starken, mächtigen Zügen nach feststehenden mythischen Typen scharf ausgeprägte Gestalten, die, plastisch abgerundet, eine Ergänzung und Ausführung von Seiten des Schauspielers nicht bedürfen. Der moderne Dichter dagegen, Shakspeare der Allen, lenket mehr mit einzelnen Zügen gezeigen an, entfaltet das Charakterbild nach und nach und überläßt es dem Schauspieler, die einzelnen Züge auszuzeichnen, zu vervollständigen und zu einem Ganzen zu gestalten, wobei dieser in dem Reichthum und Wechsel des Gesichtsausdrucks den mächtigsten und unentbehrlichsten Hebel seiner Kunst findet.

Es blieb dem griechischen Schauspieler demnach nur das Geberdenspiel, Körperbewegung, Haltung, Gang, Stellung, Bewegung des Kopfes und der Hände. Wie große Schwierigkeiten hatte er dabei zu überwinden! Wie hemmend war für den Gang der hohe, fast viereckige Schuh! Wie leicht war es, dabei zu fallen! Wie hinderte der hohe Aufsatz die Bewegung des Kopfes! Wie lästig mußte die Auspolsterung des Körpers sein! Unsere Schauspieler wären kaum im Stande, in

Digitized by Google

solcher Verkleidung sich aufrecht zu halten, geschweige in freier, ungezwungener Weise sich zu bewegen. Wenn der antike Künstler dennoch auch hierin eben so viel Anmuth als Würde bewies, so verdankte er es der Ringschule, den Uebungen der Palästra, die ihm frühzeitig Kraft und Geschmeidigkeit verlieh und den Körper so vollständig in seine Gewalt brachte, daß jede Bewegung und Stellung seinem Willen unterwürfig war. Ohne diese Vorschule und ohne die Hilfe der Tanzkunst würde es nie Jemand gewagt haben, auf der Bühne aufzutreten.

Noch ist für die Kunst des Schauspielers ein Vorzug erforderlich, der ebensowohl in das Gebiet der Naturbegabung, als der wissenschaftlichen und technischen Bildung gehört: das richtige Gefühl für Maß und Schicklichkeit. Aber gerade das ist es, was die ganze griechische Kunst so hoch ehrte und zum Vorbilde aller Zeiten gemacht hat. Alle Uebertreibung war ihnen zuwider, und wenn sie das Rechte nicht zu treffen vermochten, so wollten sie lieber durch zu wenig, als durch zu viel Anstoß geben. Ein schönes, mit Recht gerühmtes Bild setzt diesen Grundsatz in helles Licht. Timanthos malte die Opferung der Iphigenie. Die verschiedenen Grade des Schmerzes drückte er in Kalchas dem Priester, Odysseus dem Freunde, Menelaos dem Bruder des Vaters aus; des Vaters Agamemnon Gesicht verhüllte er, weil, wie er meinte, so tiefer Schmerz die Grenzen des Darstellbaren überschreite. Ein ähnliches Urtheil über die Schauspielkunst haben wir aus dem Munde des Aeschylos.

So ausgerüstet, mit Naturgaben, gründlicher wissenschaftlicher und technischer Bildung, mit sicherem Auge für Maß und Schicklichkeit ausgestattet, war der antike Schauspieler, was er sein sollte, ein Dolmetscher des Dichters, ein Vermittler zwischen diesem und dem Publikum, der des Dichters Schöpfungen wahr und getreu dem Zuschauer vor Augen führte, zur Erhabenheit seines Geistes hinaufhob und, wie es die Aufgabe der Tragödie ist, reinigend und versöhnend Herz und Geist veredelte, so daß das Theater, wie Aristophanes will, in Wahrheit für die Erwachsenen wurde, was die Schule für den Knaben ist.

Freilich hatte hierin der griechische Schauspieler etwas voraus, was nicht wenig dazu beitrug, sein Kunststreben zu fördern und zu beleben, die äußere Lebensstellung. Was für Vorurtheile stehen noch heute dem Schauspielerstande entgegen, die den Begabteren abhalten, seine Talente dieser Kunst zu weihen! Wie erscheinen sie jetzt noch kaum anders, denn als die Paria's der Gesellschaft! Die griechischen Schauspieler waren freie Bürger, frei auch von der Mißachtung, die in Rom auf ihnen lastete. Sie nahmen Theil an dem Ruhme der Dichter, wurden durch Denkmäler und Inschriften auf die Nachwelt gebracht, als Staatsmänner geehrt und, ohne ihren Beruf aufgeben zu dürfen, selbst als Gesandte, ja als Offiziere durch die Gunst von Fürsten und Völkern ausgezeichnet.

Wollen wir im Allgemeinen uns ein Bild machen von der antiken Schauspielkunst, im Vergleich mit der modernen, so werden wir die moderne mehr malerisch, die antike mehr plastisch nennen. Es steht fest, daß die Schauspielkunst der Bildhauerkunst vorgearbeitet, wie sie später wieder von der weiter vorgeschrittenen Bildhauerkunst ihre Vorbilder entlehnt hat, und nicht mit Unrecht hat A. W. Schlegel die griechischen Schauspieler wandelnde lebendige Statuen genannt.

S—t.

Die edlen Metalle und ihre Verwendung.

Von **Ph. Huber.**

(Fortsetzung von S. 124.)

Das sogen. Glanzschleifen und Poliren geschieht durch Arbeiterinnen, die Polirfeusen. Dieselben reiben die vorher gehörig geschabte und mit dem Steine behandelte Waare mit in Oel angemachtem Trippel mittelst einer Bürste, einer Filzfeile oder des bloßen Fingers, und schleifen so alle durch den Stein verursachten Risse weg, wodurch dann auch der eigentliche Glanz hervorgebracht wird. Die allerletzte Behandlung erleiden die Waaren durch das „Aufputzen" mit sogen. Pariserroth und Weingeist, welches wieder vermittelst der Bürste oder einer Lederfeile, am besten aber mit dem Finger geschieht. Sowohl nach dem Poliren, als nach dem Putzen durch Pariserroth, wird die Waare mit Seifenwasser gewaschen.

Soll die Goldwaare noch besondere Gravirungen, Ciselirungen ꝛc. erhalten, so wandert sie nach dem Poliren in die Hände des Goldgravеurs, oder auch des Guillochеurs, worauf sie dann erst aufgeputzt wird. Der Goldgraveur bringt mit Grabstichеln und Punzen auf der Oberfläche noch allerlei Verzierungen (Ornamente), Blumenbouquets ꝛc. in vertiefter Arbeit an. Ebenso der Guillocheur; nur arbeitet dieser mit einer Maschine, der Guillochirmaschine, vermittelst welcher durch eigenthümliche Führung eines Meißels oder Stichels gerade und verschieden gekrümmte Linien und durch deren mannigfache Durchkreuzungen und Verschlingungen allerlei Dessins auf der Oberfläche des zu guillochirenden Stückes erzeugt werden.

Wenn die Schmucksachen durch Edelsteine, Perlen ꝛc. verziert werden sollen, so erhält sie ebenfalls vor dem letzten Aufputzen der Juwelier oder Fasser. Dieser faßt die anzubringenden Steine oder Perlen entweder in einen Reif (à jour), oder aber, wenn sie unten bedeckt sein sollen, in vorhandene Vertiefungen (den Kasten) einzeln, oder setzt solche auch wohl zu allerlei Verzierungen zusammen. Um manchen Steinen bei der letzten Art des Fassens mehr Feuer zu geben, erhalten solche eine entsprechende farbige Unterlage, die Folie.

Digitized by Google

Die in manchen Gegenden beliebten und zu Zeiten schon allgemein Mode gewordenen farbigen Verzierungen der Bijouteriewaaren anzubringen, ist Sache des Emailleurs oder der Emailleuse, welche zu diesem Behufe die Waare gleich vom Bijoutier zur Hand bekommen. Der Emailleur führt die genannten Verzierungen so aus, daß er auf bestimmte, meistens etwas vertiefte Stellen der Waare ein zu einem Teige angemachtes Schmelzglas, das Email, bringt und dieses dann in einem besondern Ofen fest anbrennt.

Die früher besprochene Prozedur des Schleifens und Polirens der Goldwaaren gibt sogen. Glanzgold. Nach dem verschiedenen Geschmacke oder der Mode werden oft matte Waaren vorgezogen, welchen man dann in der Regel die Farbe des Feingoldes gibt. Dieß geschieht entweder so, daß das gewöhnliche weißlegirte Gold nach erhaltener Politur noch einer besondern Vergoldung, und zwar fast ausschließlich auf galvanischem (elektrischem) Wege, unterzogen wird, wobei sich auf der Oberfläche eine dünne Haut von Feingold bildet. Hiebei kann man auch durch geeignete Zusätze, die man der Vergoldungsflüssigkeit gibt, allerlei Nüancirungen in der Farbe hervorrufen. Gewöhnlich wird das Mattiren nur bei Waaren angewendet, die für diesen Zweck besonders roth legirt wurden (1 Th. Silber zu 2 Th. Kupfer), und zwar mit Anwendung der sogen. Farbe. Es ist dieß eine aus verschiedenen Bestandtheilen, namentlich mehreren Salzen und Säuren, mit Wasser gebildete Lösung, worin die Gegenstände gekocht werden. In dieser Lösung löst sich etwas Gold an der Oberfläche der Waare auf und zugleich aber auch etwas Silber und Kupfer. Das Gold schlägt sich in Folge des vor sich gehenden chemischen Prozesses wieder auf den Gegenstand nieder, und so erhält dieser, wie beim Vergolden, eine dünne Decke von Feingold. Nach dem Färben bedürfen die matten Waaren nur noch eines kurzen Kochens in Salpetersäure (Scheidewasser) und allenfalls noch der Behandlung mit der sogen. Kratzbürste, um zum Verkaufe fertig zu sein. Sollen einzelne Stellen polirt werden, so geschieht dieses durch den Polirstahl. — Eine besondere Behandlung vergoldeter Gegenstände bildet noch das sogen. Glühwachsen, das man anwendet, um eine schöne, meistens in's Rothe schillernde Farbe hervorzurufen. Dabei überzieht man den Gegenstand mit einem aus Wachs, Röthel, Kupferasche, Grünspan ꝛc. dargestellten Gemenge, dem Glühwachs, und brennt dann dieses über einem Kohlenfeuer ab.

Hiemit hätten wir ein ziemlich umfassendes Bild von der Fabrikation der Goldschmuckwaaren gegeben. Von nicht geringerem Interesse dürfte sein, auch das Wesentliche über

die Darstellung der Münzen

zu sagen. Was wir hierüber bemerken, gilt ebensowohl für Gold- als Silbermünzen, da mit beiden auf dieselbe Weise verfahren wird.

Die erste Arbeit beim Münzprägen ist natürlich wieder die Herstellung der richtigen Legirung oder des vorgeschriebenen Gehaltes. Ist dieß geschehen, so wird das geschmolzene Metall in Stäbe oder Stangen gegossen und sodann zur gehörigen Dicke ausgewalzt. Aus den ausgeglühten Blechen werden vermittelst des sogen. Durchschnitts oder Durchschlags kreisrunde Platten von der erforderlichen Größe ausgeschnitten. Diese Platten gelangen alsdann in die Hand des Justirers, der dieselben zu untersuchen hat, ob sie die erforderliche Dicke und folglich das rechte Gewicht haben. Zu dicke Platten werden abgefeilt, zu dünne aber zurückgelegt. Nach diesem werden die als richtig befundenen Platten in einem angesäuerten, oft auch mit verschiedenen Salzen versetzten Wasser, ähnlich wie wir oben von den Goldwaaren sagten, abgekocht, um dadurch die Farbe des Feinmetalls herzustellen, worauf die einzelnen Stücke dann gewaschen und abgetrocknet werden, um endlich in die Prägmaschine zu gelangen.

Die Kunst Münzen zu prägen, wurde von den alten Phöniziern erfunden und gelangte von diesen zu den Griechen und Römern. Die Art des damaligen Verfahrens war aber noch eine sehr einfache. Man bediente sich nämlich dazu blos zweier Stempel, wovon der eine, auf den man die Münzplatte legte, festgemacht war. Den andern Stempel setzte man auf die obere Seite der Platte und führte vermittelst eines Hammers einen kräftigen Schlag auf denselben. Auf diese Weise erhielt die Münze die Prägung auf beiden Seiten zugleich.

In spätern Zeiten, als man in den mechanischen Künsten weiter vorangeschritten war, und bis zu uns herab, bediente man sich eines Fallwerkes, wie wir dessen schon erwähnten und bei welchem der obere, an ein schweres Metallstück befestigte, Stempel von einer gewissen Höhe auf die auf dem untern Stempel liegende Platte herabfiel. Noch später wurde, wie in den Bijouteriefabriken, so auch in den Münzwerkstätten die Schraubenpresse angewendet. Eine sehr steil anlaufende Schraube, die den obern Stempel abwärts treibt, erhält hiebei vermittelst sogen. Schwunghebel eine rasche Drehung und übt dabei einen heftigen Druck oder vielmehr einen Stoß auf die Münzplatte aus.

In neuester Zeit wurde in den meisten größeren Münzwerkstätten die Uhlhorn'sche Prägmaschine eingeführt. Hier wird durch einen sogen. Kniehebel, wovon nebenstehende Figur eine Skizze gibt, ein sehr kräftiger Druck

ausgeübt, und es sind die bei Anwendung der Stoßwerke vorkommenden Erschütterungen gänzlich vermieden; auch fallen die langen Schwungarme weg und nimmt darum die genannte Prägmaschine weniger Raum ein. Noch viele andere ausgezeichnete constructive Eigenschaften machen die Uhlhorn'sche Prägmaschine zu einem vorzüglichen Mechanismus. Wir wollen nur anführen, daß die Maschine selbst ihre Bewegung augenblicklich einstellt, wenn zufällig keine Münzplatte auf dem Unterstempel sich befindet, oder wenn die bereits geprägte Platte noch nicht entfernt ist u. s. w. Andere Vervollkommnungen des Prägeverfahrens, wie z. B. die Einrichtung, daß die zu prägenden Metallplatten von der Maschine selbst einzeln nacheinander aufgegeben und ebenso die geprägten Münzen nach dem Zurückgehen des Stempels durch die eigene Thätigkeit wieder entfernt werden, waren schon vor der Uhlhorn'schen Maschine erfunden.

Statt der Hebelkraft hat man auch schon den Luftdruck zum Betriebe größerer Prägemaschinen mit Erfolg angewendet.

Was das bei werthvolleren Münzen übliche Anbringen der Randverzierungen, Einfassungen und Randschriften, womit man dem Beschneiden der Münzen vorbeugen will, anbelangt, so ist zu bemerken, daß man dieselben entweder vor dem eigentlichen Prägen durch das Rändel- oder Kräuselwerk herstellt; oder es geschieht dieß während des Prägens durch die Maschine, und zwar vermittelst des daselbst angebrachten Prägeringes. Das Rändelwerk

Digitized by Google

besteht aus zwei geraden oder gebogenen parallelen Eisenstücken, deren Entfernung genau gleich dem Durchmesser der betreffenden Münzplatten ist. Das eine Eisen ist unbeweglich, während das andere durch Hebel- oder Räderwerk parallel mit dem andern fortgeschoben wird. Dabei rollt die Münze so fort, daß sie gerade eine halbe Umdrehung macht und während dessen eingenau Randeindrücke empfängt, die auf den beiden Eisenstücken eingeprägt sind.

Wird die Randverzierung durch den Prägring vollzogen, so geschieht dieß auf folgende Weise:

Ein stählerner Ring umschließt den untern Prägestempel und steht vor dem Prägen genau um die Dicke der Münze über dem Stempel vor. Beim Prägen wird nun die Münze in den Ring hineingepreßt und füllt denselben genau aus, während sie ohne Anwendung des Ringes leicht ihre genau runde Gestalt verlieren könnte. Ein besonderer Mechanismus bewirkt nun, daß nach der Prägung entweder der Unterstempel sich hebt oder der Prägering sich senkt. Dadurch wird die Münze bloßgelegt und kann alsdann entfernt werden.

Soll nun der Prägering die Randverzierung bewirken, so wird, statt eines vollen, ganzen Ringes, ein gebrochener Ring angewendet, der, nach dem Umfange gerechnet, gewöhnlich aus drei Stücken besteht. Diese Ringtheile enthalten auf ihrer Innenseite die Randschrift ꝛc., klaffen vor dem Prägen etwas auseinander und schließen sich aber während des von dem obern Prägestempel ausgeübten Stoßes oder Druckes und verursachen dann die entsprechenden Eindrücke in dem Rande der Münze.

Die Vorder-, Dampf- oder Kopfseite einer Münze heißt der Avers, die Rückseite, Wappen- oder Schriftseite aber der Revers. Früher machte man die Münzen etwas gewichtiger, als der berechnete Feingehalt sein sollte, um die Ausmünzungskosten — den sogen. Schlag- oder Prägeschlag — zu decken. Heutzutage deckt man die Unkosten zum Theil dadurch, daß man den Nennwerth der Münzen etwas höher stellt, als die Auslagen für das ungeprägte Metall betragen; zum Theil leistet der Staat hiebei Zuschüsse.

Das Ausprägen der Münzen geschieht immer so, daß aus einem bestimmten Gewichte Feinmetalls eine gewisse Anzahl einer Münzart dargestellt wird. Die Zahl und Art der ausgeprägten Münzen bildet dann den Münzfuß. Wir wollen uns aber vorbehalten, weiter unten, wo von der Verarbeitung des Silbers die Rede ist, darauf zurückzukommen.

Andere Verwendungen des Goldes.

Den genannten Verwendungen des edlen Goldes wäre noch beizufügen, daß dieses Metall auch, seiner großen Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse wegen, zum Ueberziehen mancher Gegenstände, wie z. B. der Blitzableiter, feiner Wagen, sogen. Senkwagen ꝛc. angewendet wird. Jene bedürfen der Vergoldung insofern, als das in der Luft leicht oxydirbare Eisen die Leitungsfähigkeit für die Elektrizität vertiert. Wagen aber würden durch Oxydation ꝛc. ungenau, da die Schalen ꝛc. z. B. durch den vom Metall aufgenommenen Sauerstoff schwerer werden, oder aber andere Stoffe leicht auf die zur Anrichtung der Wage verwendeten Materialien auflösend einwirken könnten.

Da wir mehrere Male auf das

Vergolden

zu sprechen kamen, so wollen wir bemerken, daß es viererlei Arten oder Methoden desselben gibt, welche fast alle mehr oder weniger auch beim Ueberziehen mit einem andern Metall, so namentlich beim Versilbern, angewendet werden.

Die einfachste Art ist die kalte Vergoldung oder das Anreiben. Dabei wird ein besonders dargestelltes Vergoldungspulver einfach mit einem weichen Körper, z. B. einem Korkpfropfen, auf den betreffenden Gegenstand angerieben.

Die nasse Vergoldung oder das Ansieden geschieht so, daß der zu vergoldende Körper in eine heiße Goldlösung eingehängt wird, wobei sich das Gold auf denselben niederschlägt.

Beim Feuervergolden wird sogen. Goldamalgam, d. i. mit Quecksilber verbundenes Gold auf den Gegenstand aufgetragen und dann das Quecksilber im Feuer abgebrannt.

Der galvanischen Vergoldung haben wir schon Jahrg. 1861, Seite 188 ausführlicher gedacht. Dabei schlägt sich vermöge der Wirkung des elektrischen Stromes das in einer Lösung enthaltene Gold auf den in diese Lösung gebrachten Gegenstand, der ein Elektrizitätserleiter sein muß, nieder. Auf diesem Wege kann man die wohlfeilste, weil die dünnste, Vergoldung herstellen.

Die Vergoldung durch Blattgold ist ein eigentliches Goldplattiren. Dabei wird sehr dünnes Blattgold und zwar nacheinander in mehreren Lagen auf den erhitzten und vorher durch Aetzen mit Scheidewasser rauh gemachten Gegenstand gedrückt und fest angerieben.

Goldproben.

Um legirtes Gold auf seinen Gehalt zu prüfen, wird solches probirt, wobei auf verschiedene Weise verfahren wird.

Die Strichprobe wird so gemacht, daß man das zu prüfende Stück auf einem harten Stein, dem Probirstein, so reibt, daß ein zusammenhängender Fleck des abgeriebenen Metalls entsteht. Alsdann streicht man den Strich auch in ähnlicher Weise mit den Probirnadeln, d. i. mit Stäbchen von bekannten Legirungen. Bringt man dann einige Tropfen Scheidewasser auf die verschiedenen, auf dem Steine haftenden Metallspiegel, so wird dadurch das in der Legirung vorhandene Silber und Kupfer gelöst, während das Gold zurückbleibt. Eine Vergleichung des Rückstandes mit dem der bekannten Legirungen der Probirnadeln zeigt dann, welchen Gehalte sich das zu prüfende Stück nähert.

Die Feuerprobe (Kapellation), welche viel sicherere Resultate als die Strichprobe gibt, besteht darin, daß man die Legirung mit Blei- und Silberzusatz in einer kleinen, aus Knochenmehl oder Knochenasche angefertigten Schale, der sogen. Kapelle, bei starker Erhitzung schmilzt. Dabei oxydiren alle unedlen Bestandtheile, als Kupfer und Blei, und es wird durch die eigenthümliche Wirkung der Knochenasche das entstandene Oxyd vollständig verschluckt. Von dem zurückgebliebenen Golde braucht man dann nur noch das beigemischte Silber durch Salpetersäure abzuscheiden, um das reine Gold zu erhalten. Die Vergleichung der Gewichte am Anfange und Ende der Arbeit gibt alsdann den Gehalt an. — Ein Zusatz von Blei und Silber wird deßwegen gemacht, um das sogen. Abtreiben der unedlen Bestandtheile, sowie das Abscheiden des schon vorhandenen Silbers zu erleichtern und zu beschleunigen.

Bei vorherrschendem Silber, dem sogen. Güldisch, wendet man auch blos die nasse Probe an, wobei der Zusatz aufgelöst und das übrig gebliebene Feingold dann gewogen und mit dem ursprünglichen Gewichte der Legirung verglichen wird.

Nach diesen ausführlichen Mittheilungen über das erste und werthvollste der edlen Metalle wenden wir uns zu dem im gewöhnlichen Leben am meisten verwendeten, nämlich zum Silber. Doch können wir uns hinsichtlich desselben bedeutend kürzer fassen, da Vieles von dem bis jetzt Gesagten auch in Bezug auf dieses Metall giltig ist.

Eigenschaften und Darstellung des Silbers.

Silber, das sich durch seine schöne weiße Farbe und seinen lebhaften Glanz vor allen Metallen auszeichnet, ist leichter als Gold, da es nur $10\frac{1}{2}$mal schwerer als Wasser ist. Auch ist Silber etwas leichtflüssiger und verdampft in hoher Ofenhitze, besitzt aber größere Härte als Gold. In Bezug auf Dehnbarkeit nimmt es nach Gold den ersten

Digitized by Google

Rang ein. Hinsichtlich seiner Beständigkeit in der Luft und im Feuer hält es sich in reinem Zustande ebenfalls wie das Gold, wird aber von einfachen Säuren, wie z. B. Salpetersäure und Schwefelsäure, angegriffen. Desgleichen verursachen auch nur geringe Mengen Schwefeldämpfe, die sich in der Luft befinden, daß sich das Silber auf seiner Oberfläche schwärzt; es bildet sich nämlich Schwefelsilber.

Das Silber findet sich meistens in bleihaltigen Erzen. Diese werden entweder unmittelbar auf Silber verarbeitet, oder aber es wird durch einen ähnlichen Prozeß, wie er beim Eisenschmelzen im Hochofen vor sich geht, das Erz zunächst zu Gagen. Werkblei, welches das Silber mit sich führt, gekrischolzen.

Letzteres, das Werkblei, wird dann vom Silber auf ähnliche Weise, wie wir es oben bei der Goldscheidprobe kurz andeuteten, abgeschieden. Man nennt die betreffende Arbeit das Abtreiben. Dabei wird in einem schüsselartigen, aus Knochenasche und Mergelerde angefertigten Herde, dem sogen. Treibherde, das Blei durch Verbrennung in Oxyd verwandelt, welches dann theilweise, da es auf der Oberfläche des flüssigen Metalls schwimmt, abgezogen, zum Theil aber auch von der Herdmasse verschluckt wird. In alles Unedle oxydirt und entfernt, so zeigt das feine Silber seinen eigenthümlichen Glanz, den der Techniker das Blicken nennt.

Bei armeren Silbererzen ist das Verfahren ein zusammengesetzteres. Mit Berücksichtigung unseres Leserkreises verzichten wir aber auf eine nähere Ausführung. Bemerken wollen wir aber doch, daß hiebei die schon beim Golde angeführte Amalgamation, d. i. das Anziehen der Silberpartikelchen vermittelst Quecksilbers, die Hauptoperation bildet.

Die Verwendung und Verarbeitung des Silbers ist ganz die nämliche, wie die des Goldes. Nur müssen wir beifügen, daß man aus Silber dargestellte massive Gegenstände auch durch Guß erhalten kann.

Legiren des Silbers.

Silber wird bei seiner Verwendung immer mit Kupfer legirt und zwar aus den gleichen Gründen, aus denen man das Gold legirt.

Um den Gehalt des legirten Silbers anzugeben, sagt man, wie viel löthig es ist. Für Silber bedient man sich nämlich der gewöhnlichen Eintheilung des Pfundes in Lothe, und da die Mark ein halbes Pfund ist, so hat eine Mark 16 Lothe. Demnach versteht man unter 16löthigem Silber ganz feines Silber, während ein 10löthiges Silber aus 10 Theilen Feinsilber und 6 Theilen Kupfer zusammengesetzt ist.

Gewöhnliche Silberwaaren sind 12 bis 13löthig. Die neuern Silbermünzen, wie z. B. die deutschen Vereinsthaler, Guldenstücke, Fünffrankstücke ꝛc. sind, entsprechend den jetzt geprägten Goldmünzen, so legirt, daß auf 9 Theile Feinsilber 1 Theil Zusatz kommt. Dieselben sind also $\frac{9}{10}$ fein, oder $\frac{9}{10} = 15\frac{3}{5}$löthig. — Die frühern preußischen Thaler sind nur 12löthig. Gewöhnliche Scheidemünze ist ziemlich geringhaltiger.

Münzfuß.

Beim Ausmünzen gilt fast überall und so namentlich auch bei uns in Deutschland die Silberwährung. Damit ist nämlich gesagt, daß eine bestimmte Menge Feinsilber zu einer bestimmten Anzahl einer Münze ausgeprägt wird.

Bis vor wenigen Jahren galten in Deutschland vorzugsweise drei Münzfüße: der preußische oder 14 Thalerfuß, der österreichische, Conventions- oder 20 Guldenfuß und der süddeutsche oder 24 Gulden-, später $24\frac{1}{2}$ Guldenfuß. Hiebei wurde eine Mark Feinsilber als Norm angenommen und daraus an einem Orte 14 Thaler, am andern 20 Gulden, 24 Gulden, und zuletzt $24\frac{1}{2}$ Gulden geprägt*).

Es enthielten also 14 preußische Thaler die nämliche Silbermenge, also auch den gleichen absoluten Werth wie 20 fl. in österreichischen Zwanzigern oder 24 ($24\frac{1}{2}$) süddeutsche Gulden.

*) In Süddeutschland wurde nach dem Anschluße an den Zollverein der $24\frac{1}{2}$-Gulden- statt des 24-Guldenfußes eingeführt, um die süddeutschen Münzen mit den norddeutschen in Uebereinstimmung zu bringen; denn erst dann waren 4 Thaler = 7 Gulden, wie leicht berechnet wird.

(Schluß folgt.)

Die Alexander-Schlacht.

(Mit Abbildung auf S. 325.)

Am 24. Oktober 1831 wurde in der Casa del Fauno zu Pompeji ein interessantes Mosaikgemälde ausgegraben, welches den Sieg verherrlicht, den Alexander der Große im November 333 vor Christi Geburt über den Perserkönig Darius in der Ebene von Issus erfochten hat. Dieses Gemälde, nachdem es 2000 Jahre lange unter Schutt und Trümmern verborgen gelegen, schmückt jetzt das bourbonische Museum zu Neapel, und während es im Nachbild eine der größten historischen Compositionen aller Zeiten wiedergibt, läßt es zugleich auf die Höhe schließen, welche die Alten in der Malerkunst erreicht haben mußten. Denn anstatt der freien Bewegung des schöpferischen Pinsels haben wir eine Million farbiger Marmorstiftchen vor uns, aus welchen Künstler untergeordneten Rangs den Fußboden eines Speisesaals in einer kleinen Landstadt mühselig zusammensetzten. Dieß Mosaikbild hat an der Stelle links, wo eine Lücke in unserer Zeichnung ist, stark gelitten; es ist über 11 Fuß hoch und 20 Fuß breit; die Figuren sind etwa $\frac{3}{4}$ Lebensgröße.

Der Künstler hat sich mit diesem Bilde die Aufgabe gestellt, den Augenblick des entscheidenden Sieges und der hoffnungslosen Niederlage zu verewigen. Ein alter knorriger Baumstamm, vom Axtwerkzeug entlaubt, scheidet das Gemälde bedeutsam in zwei ungleiche Theile. Den kleinern Raum nimmt Alexander ein; er allein mit einer Hand voll Hellenen in seiner ganzen geistigen Ueberlegenheit wider die ungeheure Macht der Perser! Der 25jährige Held stürmt an der Spitze seiner Sarissenreiter, auf seinem gewaltigen Bucephalus Alles überragend, gegen den Wagen des Großkönigs heran. Im Kampfe ist ihm der Helm entfallen — er achtet's nicht. Dieser Löwe mit dem Menschenhaupt und dem Blick auf dem Panzer, mit dem wallenden Haare, dem wilden Auge, dem ganzen, die höchste Anstrengung zeigenden Antlitz und dem kräftigen Arme, bringt, aber fürchtet nicht den Tod. Die eigentliche Schlacht ist schon gewonnen, es gilt nur den höchsten Preis, den Perser-König selbst zu erreichen. So gilt es anderseits, nunmehr das heilige Haupt des Perser-Reiches zu retten, seine Flucht zu sichern. Um seinen Streitwagen haben sich seine edelsten Fürsten geschaart. Unmittelbar

Digitized by Google

hinter dem Wagen ist das prächtige schwarze Roß des Dyathres, des Bruders des Königs, von einem Wurfspieße im Bauche tödlich verwundet, zusammengestürzt; das edle Thier versucht, den vom Zügel umstrickten linken Fuß matt aufstehend, nochmals sich zu erheben, während der Todesschmerz schon sein Gesicht durchzuckt. So eben war ein persischer Lanzenreiter vom eigenen Pferde gesprungen, um es dem gestürzten Herrn anzubieten, denn der ist die letzte Hilfe des unglücklichen Königs, die einzige Schutzwehr gegen den heranbrausenden Sieger, daher auch der Mittelpunkt des ganzen Gemäldes. Eben will er den linken Fuß über den Hals des verrückenden Pferdes hinweg vollends auf die Erde setzen, noch ein Augenblick und er ist auf dem Rosse des treuen Dieneres gerettet — da fährt ihm der Speer Alexandres scharf und weit durch die Weiche des Leibes hindurch. Der tödtlich Getroffene faßt krampfhaft den Schaft des Speeres und sucht instinktmäßig mit der Linken sich gegen einen zweiten Stoß zu schützen, den dicht hinter und neben Alexander ein Reiter mit lorbeerumkränztem Haupt (Hephästion?) nach ihm führt. Starres Entsetzen und Jammer-Geschrei verbreitet der Fall des königlichen Heerführers: gleich der abgeflossene Reiter, der sein scheuendes Roß zum Gebrauch des Fürsten zurückdrängt, ist mitten in seinem Thun wie gelähmt — mit hochaufquellender Lippe, mit aufgerissenen Augen, Todesblässe auf Stirn und Wange — erstarrt er beim Anblick des Gräßlichen. Links vom Gestürzten will ein anderer Führer, das Schwert in der Faust, sein wildhinstiebendes Roß herumwerfen, denselben schützen, den todbringenden Alexander um Schonung des königlichen Blutes bitten — vergeblich, der Stoß ist in demselben Augenblicke geschehen und zwischen ihm selbst und dem Tode ist nur ein Schritt. Hinter ihm, in der Tiefe des Bildes, stehen die Perser mit rückwärts gelegten Speeren, kaum Einer wirft einen scheuen Blick auf die Scene. Die Reiter vor dem Wagen des Königs rechts haben den Schrei gehört, sie glauben, der König selbst sei getroffen, wenden sich um und sehen und hören das furchtbare Schauspiel im Vordergrunde.. Einer führt im vollen Gefühl des hereinstürzenden Unglücks mit der Rechten auf sein Haupt, als fühle er selbst den Todesstreich. Zwischen ihm und dem Wagen bedeutet Einer mit gebogenem Finger die Wegerichtung vorwärts in die Flucht, einer der Vordersten sieht sich nach dem gegebenen Zeichen um und fragt, mit dem Daumen der zusammengepreßten Rechten hinter sich deutend, ob wirklich dorthin der Weg gehen solle? Dazwischen hören wir die Bannerträger, laut vor Schrecken über den Fall des Führers, vor Angst um den König aufschreien, welcher, durch Tiara und Bogen ausgezeichnet, das Mord- und Flüchtgewühl auf prachtvollem Streitwagen überragt. Darius hat, den heranstürmenden Feind vernehmend, sich schnell rückwärts über den Sessel vorgebeugt und Angesichts der drauenden Gefahr mit ausgestreckten Rechten, geöffneten Fingern, vorstarrendem Augen, voll Schreck und Mitleid um Hülfe, um Schonung für seinen Bruder geruten. Er vergißt der eigenen Gefahr, bewerkt nicht, wie sein Wagenlenker auf den Zuruf der Vordermänner mit tönendem Peitschenhiebe und gellendem Rufe das schnaubende scheuende Viergespann zu rasender Flucht vorwärts treibt über stürzende und gestürzte Krieger weg und an dem bartlosen Jüngling vorbei, dessen Antlitz der silberne Schild wiederspiegelt. Diese edle Selbstvergessenheit ist der einzige Lohn, womit der König seinem Getreuen die Selbstaufopferung vergelten kann. Er selbst wehrlos, willenlos, fast bewußtlos fortgerissen mit gesenktem Bogen in die allgemeine widerstandslose Flucht, muß das Blut der Seinen, Wehe und Waffe, Ruhm und Sieg, selbst Weib und Kind dahinten lassen, eine Beute des, als ein Halbgott mit voller freier Kampfeslust in die wirre, vom Schreck gebannte Perserschaar wie Sturm und Wetter daher brausenden Hellenenfürsten.

Auf der einen Seite also die rasche leidenschaftsvolle Siegesthat, auf der andern das in tausend Schrecken sich steigernde thatlose Leiden, und mitten das ganze weltgeschichtliche Ereigniß von Issus, die ganze Schlacht in der Spitze ihrer Entscheidung erfaßt und in dem einen Lanzenstoße als in ihrem Kern zusammengedrängt — welch ein Meisterstück!

Auf der Perserseite ist das Gräßliche durch den Adel der Gesinnung und Gesinnung gemildert. Das Bild Alexanders, dessen wildes Antlitz unter der Hand des Mosaikarbeiters sogar etwas Grasses erhalten hat, wird uns verklärt im Andenken an die zarte und bis dahin in Asien unerhört schonende Behandlung, die der hochherzige und großmüthige Held der gefangenen Mutter und Gattin des Darius sammt dessen Kindern angedeihen ließ. In dieser, über seine ganze Zeit hinausragenden, seinen Bildung und höheren Staatskunst bekundet sich der Schüler des Aristoteles besser, als in all den Schlachten und Siegeszügen bis zum fernen Indien, nach welchen Er, der Asien und Europa miteinander verschmolzen, eine halbe Welt unter den Füßen und die Eroberung der andern Hälfte schon vorbereitet hatte, von einer durch das Uebermaß der Lust und Trauer geschürten Fieberglut im 33. Lebensjahre verzehrt wurde.

Lo Spasimo di Sicilia.

(Mit Stahlstich.)

Dieses Bild wurde von Rafael für den Altar der Kirche Madonna dello spasimo (Madonna der Marterpein) in Palermo gemalt, daher sein Name. Es hat wunderbare Schicksale gehabt. Das Schiff, auf dem es Rafael nach Palermo sandte, ging mit Mann und Maus zu Grunde, während die Bildtafel von den Genuesern aufgefischt ward, die es nur auf Vermittlung des Papstes an die Besteller herausgaben. Von dem Kloster zu Palermo kaufte es König Philipp IV. von Spanien für eine jährliche Rente von tausend Scudi. Die Franzosen raubten es zu Anfang dieses Jahrhunderts für das Pariser Museum. Jetzt ist es wieder im Museum zu Madrid.

Das Motiv des Bildes nahm Rafael aus dem Evangelium Lucä Kap. 23, Vers 26—31, wo der unter der Kreuzeslast zusammenbrechende Heiland zu den wehklagenden Frauen die Worte spricht: Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern über euch und eure Kinder! Der vorausreitende Kriegstribun, welcher mit dem römischen Banner den Zug anführt, hat den Aufschrei der Weiber vernommen, der das Zusammenknien des Berurtheilten begleitete. Gleichmüthig sich umwendend, blickt er zurück nach der Ursache der Störung, während ein Henkersknecht den Gesunkenen in die Höhe zu zerren versucht, und ein Fußknecht denselben mit der Lanze bedroht. Aber der unbedeckten Hauptes an der Spitze der Reiterschaar aus dem Thore ziehende Anführer fühlt eine menschliche Regung. Mit ausgestrecktem Kommandostabe gibt er den Befehl, das Kreuz von den schwachen Schultern des zusammengebrochenen Trägers zu nehmen und es dem starken Simon von Cyrene aufzuladen. „Wozu dieß Mitleid mit dem Frevler wider Staat und Kirche, mit dem Neuerer, dem Volksverführer?!“ hören wir mit unwilligem Ausdruck

Digitized by Google

den neben ihm reitenden jüdischen Hohenpriester rufen. Aber der heidnische Römer fühlt menschlicher, als der Jehovahpriester. Die weltliche Gewalt ist nie so grausam, als die geistliche.

Welch' ein tiefergreifender, seelischer Kontrast in dieser Komposition! Das Geistig-Erhabene, Edle, Göttliche liegt zu Boden geworfen; das Rohe und Gemeine, die brutale Gewalt, von ihren Schergen begleitet, blickt hoch zu Roß auf das Schauspiel zu ihren Füßen, wo die schmerzensreiche Mutter, umgeben und gestützt von ihren Frauen und dem Apostel der Liebe, mit unsagbar rührender Geberde ihre schwachen Arme nach dem leidenden Sohne ausstreckt. In der Ferne sieht man neugierige Schaaren hineilen zu der Richtstätte auf dem Hügel, auf welchem sich bereits die Kreuze der Schächer erheben, während die beiden Miverurtheilten unter Mißhandlungen gebunden dorthin geschleppt werden. — Ein schöner Zug in dieser herrlichen, so lebendig bewegten und doch so einheitlichen Komposition ist endlich der, daß Rafael nicht, wie die biblische Tradition angibt, den Simon von Cirene zum Kreuztragen mit Gewalt herbeischleppen läßt, sondern daß in seiner Darstellung der starke, gewaltige Mann freiwillig sich dem Dienste unterzieht, die wuchtende Last dem zusammengesunkenen Heilande abzunehmen. Rafael hat hier, wie so oft, die historische Ueberlieferung dem höheren Gesetze der sittlichen Schönheit untergeordnet. Sein Simon von Cirene spricht in den Zügen des kräftigen Antlitzes und in dem gegen die Henker gewendeten Blicke den Unwillen aus, den sein Herz über ihre Rohheit empfindet, und sein männlich thätiges Eingreifen bildet einen ausdrucksvollen Gegensatz zu den ohnmächtigen Klagen der jammernden Frauen.

Fort Montgomery am Champlain-See.

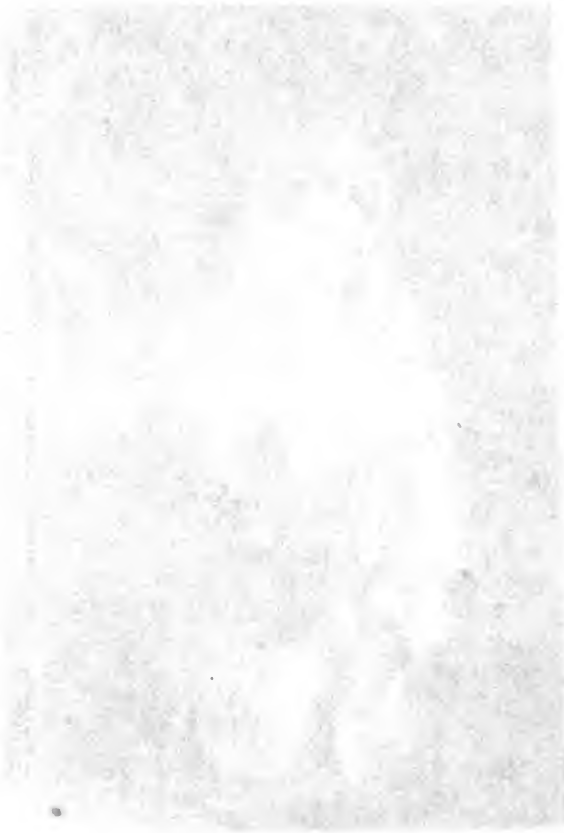
(Mit Abbildung auf Seite 313.)

Die amerikanische Regierung hat in letzter Zeit viel auf Befestigung ihrer Küsten und Landgrenzen verwendet. Eines der stärksten und bestbewaffneten Werke ist das Fort Montgomery an der Grenze von Canada, ungefähr 38 englische Meilen von Montreal entfernt und durch die Eisenbahn mit Boston und Newyork verbunden. Der Champlain-See, den es beherrscht, liegt zwischen den Staaten Newyork und Vermont, streckt sich 4 Meilen nach Unter-Canada hinein und hat von Norden nach Süden eine Länge von 105 Meilen, während seine größte Breite 10 Meilen, die kleinste ½ Meile beträgt. Dieser See ergießt sein überflüssiges Wasser durch den Richelieu-Fluß in den St. Lorenzstrom; er hat während des Unabhängigkeitskrieges zu Washingtons Zeiten als Basis militairischer Operationen eine Rolle gespielt und bildet jetzt eine lebendige Verkehrsader.

Auflösung des Zahlen-Räthsels von Seite 256:

Weil in der vierten Strophe der vierte Theil und in der elften Strophe der siebente Theil zur Sprache kommt, so ist es zweckmäßig, daß wir uns den ursprünglichen Vorrath von Nüssen, welche Luischen anfangs im Körbchen hatte, in 28 Schachteln gleichmäßig vertheilt denken. Denn gelingt es uns, herauszubringen, wie viele Nüsse dabei auf jede Schachtel kommen, so ist das Rätsel so gut wie gelöst. Nach der vierten Strophe behält Luise 21 Schachteln, erhält aber nach der fünften Strophe von Karl noch 21 Nüsse dazu und hat also jetzt einen neuen Vorrath, bestehend in 21 Schachteln und 21 unvingeschachtelten Nüssen; während nach der siebenten Strophe Karl eine Mahlzeit hält, deren Betrag wir nicht kennen. Doch ist so viel gewiß, daß der neue Vorrath Luisens mit der Mahlzeit Karls zusammengenommen dem ursprünglichen Vorrath gleich kommen muß. Diese Mahlzeit ist aber nach der zehnten und elften Strophe so groß, als der siebente Theil von Luisens neuem Vorrath; sie besteht also aus 3 Schachteln und 3 unvingeschachtelten Nüssen. Wir sehen also, daß 21 Schachteln (sammt 21 unvingeschachtelten Nüssen (der neue Vorrath Luisens), hiezu 3 Schachteln (sammt 3 unvingeschachtelten Nüssen (die Mahlzeit Karls) so viel ausmacht, als 28 Schachteln (der ursprüngliche Vorrath Luisens); oder kürzer gesagt: 24 Schachteln kommt 24 Nüssen geben 28 Schachteln; also geben 24 Nüsse gerade 4 Schachteln, und auf die Schachtel kommen daher 6 Nüsse. Der ganze ursprüngliche Vorrath bestand also aus 6 mal 28, d. h. aus 168 Nüssen. Davon nahm sich Karl zuerst 42 Nüsse, gab hierauf 21 Nüsse zurück und verspeiste seine übrigen 21, während Luise jetzt wieder 147 Nüsse beisammen hatte. Von diesen gab sie Karl zum zweiten Mal, und zwar den siebenten Theil, d. h. 21 Nüsse, also gerade so viele, als Karl verspeist hatte.

Digitized by Google



Digitized by Google

den ne
Aber d
hovahp
als die
We
Kompo
zu Bo
Gewal
auf de
reiche
und de
herde
streckt.
eilen
bereite
den M

T
auf
Eine
Mon
engli
Eifer
Chan
Sta

Z
m
L
de
N
w
e
u
u
s
f
s

Digitized by Google

Jessica.

Digitized by Google

Digitized by Google

2. Jessica am Fenster.

Aus Shakspeare's Kaufmann von Venedig.

Von **Adolf Schöll.**

(Mit Stahlstich.)

Den heitern Zusammenklang im Kaufmann von Venedig, der, wie der Sommernachtstraum, der ersten Blüthenepoche Shakspeare's angehört, haben schon längerher etliche Schauspieler von Ruf, die sich gefielen, die Rolle des Juden in's glühend Pathetische zu steigern, mit einem falschen Anlauf tragischen Tones verstimmt. Zuletzt hat Dawison, indem er den Schluß verstümmelte und veränderte, um in orientalischer Pracht das Judenthum zu verherrlichen, sowohl seinen Erpobungen, was unser Theaterpublikum sich bieten lasse, die Krone aufgesetzt, als auch das Gedicht mit Unsinn entstellt. Dieses Drama ist zwar in den Charaktertinten des Dialogs nicht überall so fein ausgeführt, wie „der Dreikönigsabend" oder „Wie es euch gefällt", aber in Anlage und Führung der Handlung, in Wechselbeleuchtung der Charakterfiguren, und in dem Umschwung der Gefühle ist es ein eben so vollliges Lustspiel desselben großen Dichters. Und ein Lustspiel ist es, kein Trauer- und Schreckspiel des Judendrucks und Judengrimms. Komödie hat Shakspeare es genannt, unter den Komödien hat es die gleichzeitige Aesthetik von Meres angeführt, und Shakspeare's Mitschauspieler Burbadge hat den Shylock als lächerliche Person mit langer Krummnase und rothem Bart gespielt. Die ganze Fabel des Stücks ist wesentlich Erfindung des Dichterwitzes. Den tückischen Vertrag des Juden in einer Novelle, in einer andern das Räthsel der drei Kästchen, das dem Errather die Hand einer bezaubernden Schönen verbindet, hatte Shakspeare vor sich, aber die Ausführung beider, in diesen Gruppen ganz anders gezeichneter Charaktere und die Verflechtung beider Gruppen in eine phantasievolle Handlung, was das dringende, leicht bewegte, reiche, sinnige Lustspiel ausmacht, ist seine Schöpfung.

Was uns in der wirklichen Welt die ernsthafteste Geltung hat, Ehre und Besitz, Liebe und Freundschaft, Pflichttreue und Neigung, Macht über den Widersacher und Macht über die eigene Person, das entwickelt sich uns hier alles in seiner Stärke und Schwäche dadurch, daß es in die widersprechendsten Lagen und Collisionen gebracht ist, in reizendem und ergreifend spannendem Spiel auf die Kanten der Gefahr getrieben wird und überraschend sich zum Erwünschtesten, Ungefährlichsten, Heitersten löst.

Der anmuthige Bassanio hat, im Glanz der Ehre lebend, den Besitz leichtsinnig genug verloren und verschwendet, den der Freund ihm geborgt, und will das jetzt einbringen durch ein Wagniß, wozu er auf's neue des großmüthigen Freundes Mittel mit einer für diesen höchstgefährlichen Verpfändung braucht. Und dennoch läßt uns der Verlauf seine Ehrenhaftigkeit, um die es so bedenklich aussieht, erkennen und fühlen, läßt auch ihre äußere Bewährung, zu der sein treuer Wille nicht hinreicht, durch glückliche Fügung vollkommen werden. Antonio, der höchst edelmüthig seines großen Besitzes nicht achtet, der dann arglos für den Freund sich selbst verpfändet, muß im scheinbar völligen Verlust den Werth der Habe, den Werth des Mißtrauens erfahren, und um sein verpfändetes Leben dem Juden bittend nahen, den er seiner hartherzigen Habgier wegen auf das Unverhohlenste verachtet und dann ihm doch getraut hatte. Doch in dem Augenblick, wo er in der mildesten Verzichtung den Tod begrüßt, erblüht ihm erst das volle Leben, da ein sonderbarer, doch ganz begreiflicher Umschlag, mit seiner Freiheit ihm die Erfahrung der ganzen Treue seiner Freunde, die Macht, über Andere gerecht und wohlthätig zu verfügen, und noch größern Reichthum nun gewährt, wo er ihm unter mitfühlenden Glücklichen erst genußreich wird. Porzia, ein Preis, auserkoren genug, um als Bewerber anzuziehen, wen Rang und Thaten berechtigen nach dem Hohen zu streben, darf solchem Werth kein Recht einräumen, wo der Freier das Räthsel nicht räth, woran ihr Jawort gebunden ist, und eben so wenig ihr eigenes

Digitized by Google

Herz bei dieser Entscheidung über ihre ganze Person, ihre Freiheit fragen. Mit dem vollen Gefühl der Härte dieser väterlichen Verfügung unterwirft sie sich dem Zufallsorakel, und siehe da, nachdem Prinzen und Helden daran gescheitert, hat der geliebte Glücksritter Bassanio Gefühl und Witz genug zur treffenden Wahl, und Porzia bringt ihm zum schönsten Glück des Herzens Besitz und Ehre als Beigaben. In dieß große Glück, das ein nicht kleines auch seines lustigen Gefährten nach sich zieht, will er eben eintreten, als die Nachricht von der äußersten Gefahr, der um seinetwillen Antonio bloßsteht, ihn fortreißt, allem zu seiner Rettung aufzubieten. Allein was er auch vorstellt, was er anbeut, alles scheitert an Shylocks Haß, der auf dem Wortlaut seines Vertrags besteht und den Buchstaben des Gesetzes für sich hat, von Beschwörungen eben so unbewegt, als von der Mahnung des Dogen selbst. Der junge Doktor Juris, der das Recht des Juden anerkennt, das er so grausam brauchen will, und ihm Gnade vergeblich empfiehlt, fällt nun den Spruch, der sein Begehr ihm zugesteht, in so genauer, streng rechtlicher Fassung, daß der Jude plötzlich sieht, er kann es nicht vollziehen, ohne in Todesstrafe zu fallen. Jetzt will er abstehen und das Angebotene nehmen; wegegen der Richter beweist, daß er selber dieß vor Gericht von sich gewiesen und sich zu einem Vorsatz bekannt, mit welchem nach dem Gesetz sein Leben verwirkt, sein Gut halb dem Staate, halb dem Gegner verfallen ist. Shylock erhält von des Dogen Gnade sein Leben um den Preis, daß Antonio über sein halbes Vermögen zu Gunsten der Tochter Shylocks und ihres christlichen Entführers verfügt und ihm auflegt, auch seinen ganzen einstigen Nachlaß diesen Erben zu verschreiben. Und dieser Doktor, dieser junge Weise, der, was all' die Männer mit ernstem und brennendem Streben nicht gewahrt und nicht vermocht, so hell sah und so glänzend entschied, ist ein Weib, ist Porzia, die muthig, zum Mann verkleidet, die Männer und den ihr verlobten Gatten täuschte und, kling angeleitet vom rechtserfahrnen Vetter, mit genialer Gewandtheit diesen Prozeß löste, der ihren tiefsten Antheil hatte. Denn es galt ja, dem das Leben zu retten, der es darum auf das Spiel gesetzt, um den Mann ihres Herzens an ihre Seite zu fördern; es galt, das heißeste Anliegen ihres Gatten zu erledigen. Ihr ist seine Treue im Ringen für den Freund Bekräftigung dessen, was sie selbst in ihm liebt und finden will, und indem sie hiervon, unerkannt einwirkend, Zeugin ist, findet sie ihn so rückhaltlos in dieser Hingebung an den Freund, daß er vor ihr betheuert, sein Weib, ihm so lieb als sein Leben, gelte ihm nicht höher als Antonio's Leben, den zu befreien er sie und sich und Alles opfern würde. So steigert sich das, was ihre Liebe zu ihm erhöhen muß, bis zum Widerspruch mit dem Anrecht ihrer Liebe, der sie auf's guttartigste verwundet. Auch seine edelsinnige Dankbarkeit erprobt sie. Als hoch um ihn verdienter Doktor nimmt sie keine Bezahlung und fordert, bei seinem anhaltenden Bitten, zum Andenken seinen Ring, den von ihr erhaltenen Verlobungsring, den ihm des jungen Doktors Empfindlichkeit über sein Entschuldigen und Antonio's Zurede wirklich abdringen. So ist auch das Pfand seiner selbsterläugnenden Erkenntlichkeit gegen den Verpflichter zugleich Pfand seiner Untreue gegen sie, die doch wiederum keine ist, da ja sie dieser Verpflichter war. Als er, auf ihr Schloß mit Antonio zurückkehrend, sie begrüßt, wird er von ihrem Vorwurf der Untreue wegen Weggabe dieses Rings gezüngtet, und wie er zuerst für seine Liebe die Freundschaft in's Gedränge gebracht, sieht er jetzt für seine Freundschaft sich im Gedränge mit der Liebe. Aber es ist alles nur zur höheren Empfindung beider. Sobald Porzia die neckende Verstellung fallen läßt und zur Versöhnung ihm als einen neuen Ring den alten gibt, verbürgt dieser dem Entzückten, wer der unwiderstehliche Doktor gewesen, und zeigt dem Antonio, daß sein Erretter diese heroische Gattin des Freundes war, die ihn im Augenblick frohster Erkennung noch mit neuen Glückszeitungen überrascht. So bekundet sich hier im Schwunge geistvoller Phantasie Leichtsinn klüger als Vorsicht, Verschwendung reicher als Habsucht, Beschämung ehrenvoll, Liebe scharfsichtiger als Haß, Täuschung redlicher als Offenheit, Treue durch Untreue verdoppelt. Was der Spruch des äußerlich geringsten, innen werthvollsten unter den Kästchen sagte, daß der gewinne, der gibt und sein Alles wagt, erfüllt sich hier zum wärmsten, heitersten Gemälde.

In dieser kühnen und liebreichen Ironie des Lustspiels wird denn auch der Jude — nicht tragisch gerechtfertigt, sondern komisch gebüßt. Daß der tückisch Witzige unter den Vorwürfen, die er den Christen macht, auch einmal ihre Unhumanität gegen das Judenvolk mit einleuchtender Wahrheit rächt, beweist wohl des Dichters über seine Zeit erhabene Denkart, nicht aber die Absicht, hier im Prozesse diesem Shylock das Gewicht natürlicher Berechtigung zu geben. Er ist viel inhumaner, als seine christlichen Gegner. Den Antonio, der ihm zwar Verachtung hat gezeigt, haßt er eigentlich, wie er selbst sagt, darum, weil er ihm die Opfer seines Wuchers durch unverzinsliche Darleben an sie entriß. Als derselbe nun bei ihm borgen muß, bedingt er sich bei Nichtzahlung ein Pfund Fleisch aus Antonio's Leibe, vorgeblich zum Scherz, weil er gar kein Pfand verlange, in Wahrheit mit der Hoffnung, ihm diesen peinlichen Tod anthun zu können. Antonio glaubt seinem Vorgeben. Dieser Christ also traut dem Juden, der sich ihm verächtlich genug gezeigt, doch Menschlichkeit zu, dieser Jude aber ist unmenschlich tückisch. Ernstlich steift er sich vor Gericht auf die Grausamkeit. Da er sie aber nicht üben kann, ohne Vergießung des ihm nicht mitverschriebenen Blutes, und so doch überführt ist, einem Bürger nach dem Leben getrachtet zu haben, strafen ihn die Christen nicht nach der Strenge des Gesetzes. Sie lassen ihm das Leben und die Hälfte seines Vermögens, und auch was er geben und verschreiben muß, ist nur für seine eigene Tochter Jessica. Freilich haßt er die Tochter und es gehört mit zur komischen Strafe seiner gefühllosen Selbstsucht, wie diese Tochter an ihm handelte.

Ein junger Christ, Lorenzo, hat Jessica's Liebe gewonnen. Da der Vater diese Wahl und den Ueber-

Digitized by Google

tritt zum Chriſtenthum nie zugeben würde, entflieht ſie mit ihm, und die Mittel zur Flucht nimmt ſie von des Vaters Gold und Juwelen. Mit den Flüchtigen trifft der Freund zuſammen, der die Botſchaft von Antonio's Haft an Baſſanio bringt, und da Lorenzo zu ebendieſem Freundeskreis gehört, ſchließt er ihm ſich an. So kommen ſie auf Porzia's Schloß; nicht unnütz. Denn die Nachricht von Antonio's Gefahr kann Jeſſica mit dem, was ſie den Vater ſchwören hörte, und mit ihrer mitleidvollen ernſtlichſten Bangigkeit für Antonio beſtätigen. Dieß Zeugniß der Tochter verſichert am meiſten, daß mit dem Anbieten des Doppelten, ja Zwölffachen nicht genug Darlehens, das Baſſanio dem Shylock zu machen ausgeſtattet iſt, die Löſung von ſeinem Haſſe nicht verbürgt ſei, und wird ſo ein Motiv zu Porzia's kühnerem Rettungsentſchluſſe. Als dieſe ſo eilig ihr Haus verläßt, vertraut ſie ſeine Führung dem Lorenzo und der Jeſſica an Stelle Baſſanio's und ihrer ſelbſt. Und als ſie wiederkehrend dieſes Amtes ſie entbindet, bringt ſie Shylocks Erbverſchreibung ihnen mit.

Es iſt ganz im Einklang mit der Grundform dieſer Komödie, die leichtſinnig ſcheinende Wagniſſe und Täuſchungen mit den beſten Geſinnungen und ſchönſten Erfolgen verknüpft, daß wir Jeſſica entſchieden unkindlich handeln ſehen und doch ein feines, gutes Weſen in ihr erkennen, und das Glück, das ſie begünſtigt, ihr gönnen müſſen.

Wenn Porzia, aus Treue gegen des Vaters letzten Willen, mit mehr Selbſtverläugnung, als billig, die Wahl ihres Herzens dem Looſe der Käſtchen unterordnet, und doch zum Glück, folgt Jeſſica ihrer Herzenswahl mit Verläugnung der Kindespflicht, mit Beraubung ihres Vaters, und doch zum Glück. Denn was für ein Vater auch? Er hat die Liebe nicht, um vom Verluſt der Tochter gekränkt zu werden. Sobald er mit ihr die Steine und Dukaten vermißt, bent er die Gerichte auf, ſie als „Diebin“ einzufangen. „Sie iſt verdammt dafür,“ ſagt er. Und als er ihrer nicht habhaft werden kann: „Ich wollte, meine Tochter läge todt zu meinen Füßen und hätte die Juwelen in den Ohren! Wollte, ſie läge eingeſargt zu meinen Füßen und die Dukaten im Sarge.“ So ganz nichts iſt ihre Ehre, ihre Freiheit, ihr Leben dem Vater gegen dieſe Werthſteine und Goldſtücke, deren Verluſt ihn gleichwohl noch weit über Bedürfniß reich läßt. Wo es ihm für Antonio geboten wird, hat eben ſo viel Gold kein Gewicht für ihn, weil auf der andern Wagſchale ſein Haß liegt. Und nach Einbuße dieſer Gegenzahlung und ſeines halben Vermögens iſt er noch begütert genug, ein ſtattlicher Erblaſſer zu ſein. So wenig iſt das für ihn, um das er die Tochter todt ſehen möchte. Völlig beſtätigt er ſo, was ihm die Leute ſagen, daß ſein Blut und das der Tochter höchſt verſchieden ſeien; was ihr der Narr ſagt, daß ſie vom Vater ſich nichts anderes erwarten könne, als Verdammniß um ſeiner Sünden willen. Sie wendet ſich von ihm dahin, wo ſie geliebt wird und lieben kann, nimmt Theil an denen, deren Glück er untergraben will, und dient zur Abwehr ſeiner Unthat. Beim Gelingen dieſer Abwehr wird ihm ſowohl aufgelegt, die Chriſtin gewordene Tochter zur Erbin einzuſetzen, als auch ſelber Chriſt zu werden, was nach dem Glauben der ſo Verfügenden ihm die Hölle erſpart. Witzig erfüllt ſich damit, was von Anfang Jeſſica's Liebhaber meinte: „Kommt je der Jud', ihr Vater, in den Himmel, ſo iſt's um ſeiner holden Tochter willen; und nie darf Unglück in den Weg ihr treten, es müßte denn mit dieſem Verwand ſein, daß ſie von einem falſchen Juden ſtammt.“ — Auch Jeſſica hat „ihr Alles gewagt“, als ſie, zum Pagen verkleidet, ſich von Lorenzo entführen ließ. Aber ſie gewinnt einen Mann, deſſen heiterer Lebensmuth feſte Redlichkeit und edle Empfindung zum Grunde hat. Hierven vernimmt man den ächten Ton in ſeinen gewiegten Worten an Porzia über Antonio und Baſſanio, und im letzten Akt in dem zarten und ernſten Geſpräch mit der Geliebten über die Heiligkeit der Muſik und Harmonie. Nicht minder liegt ihrem Vertrauen auf ihn das helle und tiefe Gefühl zu Grund, das aus ihrer Verehrung für Porzia, und wie ſie dieſelbe gegen Lorenzo ausſpricht, uns rein anmuthet.

Venedig.

Fremdländische Erzählungen.

Von **Otto-Reventlow.**

1. Die Wirthin zum Silbernen Schlüssel.

(Schwedisch.)

Es sind jetzt fünfundvierzig Jahre her, daß ich aus der Erziehungsanstalt austrat. Viele war die beste in unserer Gegend und wir wurden dort nicht allein in den gewöhnlichen Schulfächern, sondern auch in Handarbeit und in allen damals gebräuchlichen Tänzen unterrichtet. Ich war bei meinem Austritt siebenzehn Jahre alt und das älteste unter zehn Geschwistern. Mein Vater hatte von einem reichen Nachbar, Herrn Dickson, einen kleinen Hof gepachtet. Dieser Herr Dickson war nach dem Gutsherrn der erste Mann in der Gemeinde; er hatte noch zwei andere Höfe von derselben Größe, wie der meines Vaters, verpachtet, und besaß noch ein ausgedehntes Gut, dessen Betrieb er selbst besorgte. Er hielt viele Leute und seine Geschäfte waren in musterhafter Ordnung; seine Meierei war berühmt und warf eine hübsche Summe ab. — Dicksons Frau war gestorben, bevor ich geboren wurde, und eine seiner Tanten stand seinem Hauswesen vor. Er hatte nur einen einzigen Sohn, Heinrich, der allgemein für einen hübschen und verständigen jungen Mann galt und nicht halb so gelbstolz war, wie sein Vater.

Eines Tags kam Herr Dickson, der uns viel Wohlwollen erzeigte, zu meinen Eltern und sagte, daß bei einer ihm verwandten Wittwe, Madame Wilhelm zum Silbernen Schlüssel, eine Stelle für ein wohlerzogenes Mädchen offen sei, welches der Wirthin in den häuslichen Arbeiten an die Hand gehen könnte. Da es nun meinen Vater schwer genug fiel, seine große Familie zu ernähren, so war er wohl zufrieden, mich unterzubringen und nahm das Anerbieten an.

Um aber die ganze Wahrheit zu sagen, so hatte mein Vater außer seinen knappen Verhältnissen noch einen andern Grund, warum er mich anderswo versorgt wünschte. Bevor ich nämlich die Erziehungsanstalt verließ, hatte Heinrich Dickson angefangen, mir Aufmerksamkeit zu schenken, ohne daß ich ihn dazu aufgemuntert hätte; er setzte seine Bewerbungen fort und das gefiel seinem Vater nicht. Der alte Mann meinte, daß sein Sohn eine bessere Partie machen müsse, als sich mit einer armen Pächterstochter verheirathen. Und auch meine Eltern, die eben so stolz waren und eben so viel Selbstgefühl besaßen, wie Herr Dickson, wurden sehr ungehalten, als sie Heinrichs Neigung zu mir erfuhren. Mein Vater sagte: er hoffe, daß keine seiner Töchter einen jungen Mann verleiten würde, seinem Vater ungehorsam zu sein; und meine Mutter bemerkte, sie halte mich für ein viel zu vernünftiges Mädchen, als daß ich Lust bekommen könnte, in eine Familie einzutreten, die uns über die Schulter ansehe. Ich selbst mußte bekennen, daß meine Eltern recht hatten, und nach vielem Thränenvergießen gab ich Heinrich seinen Ring zurück. Er aber schwur, daß er nie eine Andere heirathen würde, und sollte ihn sein Vater auch enterben.

Um also Herrn Dickson und der ganzen Gegend zu beweisen, daß wir nicht darauf ausgingen, seinen Sohn zu fangen, beschlossen meine Eltern, mich zu Madame Wilhelm zu schicken. Mein Vater reiste eines Tages zu ihr, um mit ihr zu sprechen und alles in Ordnung zu bringen, und als dieß geschehen war, begab ich mich mit dem Postwagen, der damals an unserm Wohnort vorbeifuhr, nach dem Silbernen Schlüssel.

Für einen Dorftrug war das Haus bequem und hübsch eingerichtet. Es hatte einen großen Hofplatz, geräumige Stallungen, einen guten Garten mit seinen Obstbäumen, und außerdem gehörten dazu ungefähr hundert Morgen, theils Acker-, theils Wiesenland. Seine Lage an der Königsstraße zwischen Bielkerup und Sigerslöw machte es sehr frequent; viele Postwagen und Omnibusse hielten dort an, Korn- und Viehhändler kehrten auf dem Wege nach Gothenburg hier ein, ja, bisweilen kamen sogar ganze Gesellschaften vornehmer Herren, wenn sie in der Nähe gejagt hatten, und die unterliefs es Jemand, er mochte sein, wer er wollte, seine Zufriedenheit mit der guten Behandlung, die er bei Madame Wilhelm genossen, auszusprechen.

Sie war eine hohe, magere, sehr thätige Frau und sah noch gut aus, obgleich sie den Sechzigen nahe stand. Ihr schwarzes Haar war nur ganz wenig mit Grau untermischt, und in ihrem Wesen lag etwas Feines und Vornehmes, was ihr jederzeit Respekt verschaffte; außerdem hatte sie einen kalten und strengen Blick, der Jedermann abschrecken mußte, sie zu beleidigen. Sie trug immer ein seidenes Kleid, eine weiße Schürze und eine mit Zwirnspitzen besetzte Haube.

Ihre Geschichte, die uns Herr Dickson im Vertrauen mitgetheilt hatte, war traurig und merkwürdig zugleich. Sie war in einem Dorfkrug im südlichen Schweden erzogen worden und hatte einen reichen Landwirth geheirathet. Ihr Mann starb früh und hinterließ ihr eine einzige Tochter. Inzwischen blieb sie auf dem Gute, dessen Verwaltung sie selbst leitete; es ging ihr gut und ihr Wohlstand mehrte sich mit jedem Jahre. Die Tochter wuchs auf, wurde ein schönes Mädchen und war der Mutter Stolz und Freude; aber in der Folge sah sie sich in ein Liebesverhältniß mit dem Sohne eines Edelmanns verwickelt, der sie entführte, ohne daß er seiner Familie die Erlaubniß, das Mädchen zu heirathen, hätte abgewinnen können. Das war ein harter Schlag für die strenge und stolze Madame Wilhelm; aber in ihrer Trauer wurde sie noch stolzer und strenger, als zuvor, und man sagte, das arme Mädchen habe aus Furcht vor der Mutter seinen Aufenthaltsort geheim gehalten.

Der junge Edelmann war nach fremden Ländern gereist, wo er sich lange Zeit aufhielt. Madame Wilhelm veräußerte ihr Eigenthum, zog fort aus jener Gegend und kaufte sich den Silbernen Schlüssel. Hier, wo Niemand ihre Geschichte wußte, konnte sie ja in Frieden leben und hier hatte sie lange Jahre gewirthschaftet.

Wie barsch Madame Wilhelm auch sonst zu Werke ging, so war sie doch freundlich gegen mich, und ich selbst that mein Bestes, ihr zu gefallen. Das neue und wechselnde Leben im Kruge ließ mich bald die Trennung von meiner Mutter und meinen Geschwistern verschmerzen; auch gab ich mir Mühe, Heinrich zu vergessen; aber ich hatte den unerschütterlichen Entschluß gefaßt — und ein siebenzehnjähriges Mädchen faßt so leicht unerschütterliche Entschlüsse — seinetwegen unverheirathet zu bleiben.

Der Sommer und der Herbst schwanden dahin und der November kam mit seinen kurzen, traurigen Tagen. Ich war jetzt vollkommen heimisch in dem Hause, welches trotz seiner altertümlichen Einrichtung bequem und angenehm war. Von der Küche ging eine Thüre nach dem elegantesten Gastzimmer, und verschiedene andere Thüren führten nach der Speisekammer, Rumpelkammer und nach anderen kleinen Verschlüssen und Schränken. Gerade gegenüber dem alten Küchentisch befand sich eine Treppe, die zu dem eigenen Zimmer der Madame Wilhelm hinaufführte. Dieses war gerade über der Straßenthüre gelegen und hatte Fenster nach drei Seiten, so daß sie Alle, die aus- und eingingen, beobachten konnte.

Digitized by Google

Die Alexander-Schlacht.

Digitized by Google

In dieser Stube verwahrte sie ihre Haushaltungsbücher in einem alten eichenen Pult, wo sie auch ihre Rezepte aufhob; denn sie hatte für alles Mögliche Rezepte. Ihre kostbarsten und seltensten Sachen verwahrte sie aber in einem Schranke in der Wand.

Ich erhielt einmal Erlaubniß, diese Heimlichkeiten zu sehen, und das war eine große Gnade, denn nie ließ sie Jemand den Schlüssel zu diesem Schranke anrühren. Es befanden sich darin Gewürze und Essenzen, welche zu jener Zeit sehr theuer waren und selbst heute noch ziemlich selten sind; altes chinesisches Porzellan, Fleckenwasser, Tinkturen, um Motten zu vertreiben, und ein Rattengift, welches die furchtbare Wirkung hatte, daß, wenn eine Ratte etwas davon genossen hatte, sogar auch alle die andern von dem Orte flohen und nie mehr zurückkehrten. So erzählte mir wenigstens Madame Wilhelm, aber ich will nicht dafür einstehen, daß es wahr ist; nur erinnere ich mich, daß es mit rothem Pfeffer Aehnlichkeit hatte, welcher zu jener Zeit sehr theuer war und wovon auch etwas im Schranke aufgehoben wurde. Man kann sich wohl denken, daß ich besondere gut bei ihr angeschrieben war, denn ich erhielt nicht allein die Erlaubniß, ihre Raritäten zu sehen, sondern ich durfte auch jeden Abend auf ihrem Zimmer Thee mit ihr trinken.

Gleich von Anfang war sie gut gegen mich, weil ich gelehrig, ruhig und ordentlich war und nichts Leichtsinniges an mir hatte. Auch wäre dergleichen nicht in ihrem Hause geduldet worden, welches, obgleich es nur ein Krug war, mit der größten Strenge regiert wurde. Es gab nie Spektakel und sehr wenig Geschwätz, dagegen immer vollauf zu thun, da fortwährend sehr viele Leute dort einkehrten.

Die ruhigste Zeit war der Anfang des Novembers: da wurde dann geschlachtet und eingesalzen und fast alle Dienstleute waren damit im Hofe oder in der Brauerei beschäftigt.

An einem dunkeln, wolkigen Tage (wie sie gewöhnlich um Martini sind), saß ich am Küchenfenster und nähte; Madame Wilhelm saß oben in ihrer eigenen Stube und machte ihre Rechnungen in Ordnung, denn es war Montag Nachmittags. Da hörte ich Hufschlag vor dem Hause, und als ich hinausblickte, nahten sich zwei Reiter, ein feiner Herr in Begleitung eines Dieners. Sie sahen aus, als wenn sie weit gereist wären und ausruhen beabsichtigten.

Als der Herr vom Pferde stieg, bemerkte ich, daß er ein hübscher, wohlgewachsener Mann von ungefähr fünfunddreißig Jahren war. Er hatte ein mildes und gutmüthiges Gesicht und sah aus, als wenn er mit der ganzen Welt wohl zufrieden wäre. Er kam zur Thüre herein, als ob er hier vollkommen zu Hause sei, und fragte mich freundlich und höflich, ob Madame Wilhelm hier wohne, und ob er und sein Bedienter ein Mittagessen haben könnten. Die erste Frage äußerte er in einem gedämpften Tone, die andere dagegen sehr laut, und bevor ich antworten konnte, kam Madame Wilhelm herunter. Nach der Art und Weise zu urtheilen, mit welcher sie ihn betrachtete, war er ihr gänzlich fremd. Es kam mir vor, wie wenn der Fremde sie zuerst sehr aufmerksam anblickte, und als er mit sich selbst in's Reine gekommen zu sein schien, wiederholte er seine Frage nach dem Mittagessen und fügte hinzu, daß er in der Gegend unbekannt sei, aber so viel Gutes von dem Silbernen Schlüssel gehört habe, daß er Lust bekommen, hier einzukehren.

Ich hatte nie gesehen, daß Madame Wilhelm einen Gast mit so vieler Ehrerbietung und Zuvorkommenheit empfangen hätte. Sich verneigend, führte sie ihn in die Gaststube, rief dem Stallknecht und befahl ihm, dem Diener bei den Pferden zu helfen, erkundigte sich, was der Herr zu speisen wünschte, und machte sich dann selbst daran, das Essen zuzurichten, da die Köchin in der Brauerei mit Wurstmachen beschäftigt war.

Mein erster Gedanke war, sie habe entdeckt, daß er diese oder jene vornehme Person sei, die incognito reise, und ich erwartete fast, daß sie es mir mittheilen würde, denn sie pflegte sonst, wenn wir allein waren, vertraulich zu werden, aber dießmal ging sie hinaus und machte die Wahrheit zurecht, ohne ein Wort zu sagen, und mit einem wunderbar starren Ausdruck im Gesicht, den ich nicht verstand, der aber bewirkte, daß ich sie nicht anzureden wagte.

Ich legte meine Arbeit weg und stand auf, um die Aufsuppe zu kochen, eines von den Gerichten, wegen welcher das Haus berühmt war, und mit deffen Zubereitung man mich zu meiner großen Freude in der letzten Zeit betraut hatte, aber heute sollte ich die Erlaubniß nicht haben.

„Nein, Marie," sagte Madame Wilhelm, „bleibe Du nur bei Deiner Arbeit; was Du nähst, ist pressant, die Suppe will ich schon selber machen."

Ich fing wieder an zu nähen und wunderte mich, wer der Herr wohl sein könne und was es denn mit Madame Wilhelm sei. Als ich zufällig aufblickte, gewahrte ich, daß sie nicht mehr in der Küche, sondern in ihre Stube hinaufgegangen war. Einen Augenblick darauf kam sie mit einer Tüte zurück, deren Inhalt sie in die Suppe schüttete und dann das Papier in's Feuer warf.

„Das ist der rothe Pfeffer, der wird der Suppe einen guten Geschmack geben," sagte sie, indem sie einen Löffel voll davon nahm und that, als wenn sie davon kostete; aber sie kostete die Suppe nicht. Ich fuhr noch ein paar Minuten fort zu nähen, obgleich es mir kalt über den Rücken lief. Dann sprang ich auf und stieß den Suppenkessel um. Ich werde es nie erklären können, was mich zu dieser That antrieb, aber ich hatte ein Gefühl, als wenn mir es Jemand befohlen hätte, und ohne einen andern Gedanken, als daß es geschehen müsse, lief ich hin zum Feuerherd und gab dem Kessel einen Stoß, daß er umstürzte. Erst als ich die Suppe auf der Herdplatte sieden hörte, fiel es mir ein, an den Zorn der Madame Wilhelm zu denken. Ich kam außer mir, stieß einen wilden Schrei aus, und rannte nach der Gaststube.

Das Nächste, deffen ich mich erinnern kann, ist, daß ich mich hinter dem fremden Herrn verbarg, der aufgestanden war und in der Thüre stand, als Madame Wilhelm mit zwei Messern, die im Fensterrahmen gelegen, gegen dieselbe herrannte.

„Ah, stimmern Sie sich doch nicht um die Suppe," sagte er, der gleich begriff, was ich gethan hatte. „Sie dürfen dem Mädchen nicht grollen," wandte er sich zu Madame Wilhelm, „ich bin überzeugt, sie konnte nichts dafür. Ich kann sehr gut Mittag halten ohne Aufsuppe. Sie lernen mich nicht, Madame Wilhelm," fuhr er fort, indem er sich der Stelle, wo sie noch stand und mich mit einem unverschämten Blick betrachtete, um einen Schritt näherte.

„Kenne Sie nicht?" erwiderte sie mit einem sonderbaren Ton, und es kam mir vor, als wenn sie prüfte, welches der Messer das schärfste sei.

„Gut," versetzte der Herr. „Sie wissen vielleicht, daß ich Eduard Winström bin; aber Sie wissen nicht, daß ich Ihre Tochter geheirathet und als Baronesse in mein Haus geführt habe. Ich hatte nie einen Augenblick daran gedacht, gegen Ihr Kind als ein Elender zu handeln: wir wurden getraut, aber so lange mein Vater lebte, mußte die Ehe geheim gehalten werden, weil Sie wissen wir, sich nie verstanden hätten. Nun bin ich heute gekommen, um Sie zu überraschen und Sie zu bitten, mit nach unserem Hause zu kommen, und uns Ihren Segen zu geben. Aber, um Gotteswillen, Madame, was ist Ihnen? Fassen Sie sich!"

Die Wirthin hatte sich ohnmächtig gegen die Wand gelehnt, ihre zusammengepreßten Lippen waren kreideweiß und ihre Augen ganz starr. Der Fremde und ich und mehrere Dienstboten, welche durch meinen Schrei herbeigerufen waren, eilten ihr zu Hilfe. Aber mit einer verzweifelten Anstrengung stieß sie alle von sich und eilte die Treppe hinauf nach ihrer Stube, wo wir sie die Thüre hinter sich abschließen hörten.

Das ganze Haus befand sich jetzt in der größten Angst und Aufregung, da alle Mägde darüber einig waren, daß Madame Wilhelm ein Gespenst gesehen hätte. Was Ba-

Digitized by Google

von Winström darüber dachte, weiß ich nicht; er richtete keine Fragen an mich und schien seinen Verdacht wegen der Suppe zu haben. Er hinterließ einen Brief an Madame Wilhelm und reiste etwas vor Sonnenuntergang mit seinem Diener ab. Allmälig machten wir uns alle wieder an unsere Arbeit, denn die gewohnte Hausordnung durfte nie unterbrochen werden, und außerdem erwartete man bald die Abendpost. Gerade bevor diese kam, klingelte Madame Wilhelm, und das Stubenmädchen sagte mir, daß sie mich zu sprechen wünschte.

Als ich in ihre Stube eintrat, saß sie an ihrem Pult und benahm sich wie sonst, nur hatte sie ein leichenblasses Gesicht. Sie hielt ihren langen gestrickten Beutel in der Hand, der mit Dukaten gefüllt war.

„Marie," sagte sie, „Du bist ein gutes Mädchen, nehme dieß und reise nach Hause; ich werde schon dafür sorgen, daß es Dir nicht zur Last gelegt wird, daß wir uns so plötzlich trennen."

„Ich brauche kein Geld, Madame," sagte ich; „aber ich will nach Hause reisen, wenn Sie es erlauben, und werde das Vorgefallene gegen Niemand erwähnen, als gegen meine Eltern."

Sie hielt mir noch einmal den Beutel hin und zeigte dann nach der Thüre, denn sie konnte kein Wort hervorbringen. Der Vorgang muß ihre stolze Seele tief erschüttert haben.

Ich verließ eilends die Stube, nahm rasch meinen Hut und Mantel und stieg in den Postwagen in dem Augenblick, wo er vor der Thüre anhielt; meinen Koffer und alle meine Sachen ließ ich zurück.

Meine Eltern machten große Augen, als ich so unerwartet eintrat; aber noch mehr stieg ihre Verwunderung, als ich ihnen den Grund meiner Heimkehr erzählte. Erst sagte mir mein Vater, daß ich ein braves Mädchen sei, dann ermahnte er mich, nicht stolz zu sein auf das, was ich ausgerichtet, denn es sei ja alles das Werk der Vorsehung; Herrn Dickson aber seien wir es schuldig, diese Geschichte von seiner Verwandten als ein tiefes Geheimniß zu bewahren. Sie blieb es denn auch zwischen meinen Eltern und mir; bald wurde es aber ruchbar, daß ich nach Hause zurückgekehrt sei, und Herr Dickson besuchte uns eines Morgens sehr früh, um zu erfahren, warum ich meine gute Stelle verlassen habe. Meine Mutter konnte es nicht ertragen, daß irgend ein Verdacht auf ihr Kind fallen könnte; sie ging deßhalb mit ihm in die Wohnstube und verrieth ihm die ganze Geschichte. Was er dazu sagte, weiß ich nicht, aber als er wieder aus der Stube kam, rieb er sich die Hände und klopfte mir auf die Schulter.

„Du bist, bei Gott, ein gutes Mädchen, Marie," sagte er, „und wenn Heinrich nicht der Sache ein Ende machen will, so werde ich wohl selbst für ihn freien müssen."

Jetzt habe ich nicht viel mehr zu erzählen. Meine Verlobung mit Heinrich gab den Leuten eine gute Weile zu reden. Zehn Jahre später starb Madame Wilhelm und hinterließ ihr ganzes Vermögen in zwei gleichen Theilen der Baronesse Winström und mir.

Sie war nur einmal in dem Hause ihres Schwiegersohns gewesen, und damals wollte sie dort weder essen, noch trinken, noch schlafen, sondern nur ihre Tochter und ihren Enkel sehen; dann eilte sie wieder zurück nach dem Silbernen Schlüssel.

Sie nahm nie wieder ein junges Mädchen zu sich in's Haus. Wie sie dem Gesinde meine Adresse erklärte, erfuhr ich nicht, aber unter den Mägden war der Glaube verbreitet, daß ich weggekommen sei wegen eines Gespenstes, das durch den Schornstein heruntergekrochen sei und Madame Wilhelm dergestalt erschreckt habe, daß sie beinahe von Sinnen gekommen wäre. Man erzählte indessen noch etwas, was ich geneigt bin zu glauben, nämlich, daß es der Wirthin zum Silbernen Schlüssel seit jener Zeit ein Gräuel gewesen, Aalsuppe zu machen oder rothen Pfeffer zu sehen.

2. Ein Blatt aus dem Kirchenbuche.

(Dänisch.)

Ich hatte einmal, erzählte der alte Pfarrer Holm, eine langwierige Untersuchung der Kirchenbücher in Holtug vorzunehmen. Es waren mehrere Geburten und Todesfälle, die nachgeschlagen werden mußten. Diese Arbeit hielt mich einen Tag um den andern in der Sakristei bei den staubigen Dokumenten gefesselt. Der Küster Hörup, den wir alle sehr gut kannten, leistete mir dabei immer Gesellschaft, und einmal, während wir so beisammen saßen und arbeiteten, erzählte er mir folgendes Abenteuer, das er vor vielen Jahren erlebt hatte:

Ich habe jetzt 70 Jahre im Kirchenspiele gelebt, und wenn ich zurückdenke, so kommen mir meine gegenwärtigen Freunde alle wie Fremde vor. Unsere alten Freunde starben einer nach dem andern, und da immer neue an ihre Stelle treten, so vermissen wir sie kaum; wenn wir aber eines Tages um uns blicken, dann entdecken wir plötzlich, daß die Welt in andere Hände übergegangen ist.

Die Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, ist sonderbar genug, obgleich es keine Gespenster darin gibt; denn wenn überhaupt Jemand dergleichen zu sehen bekäme, so müßte ich es sein, und doch hat sich mir nie etwas derartiges gezeigt. Ohne meine gegenwärtigen Freunde zu beleidigen, muß ich doch gestehen, daß meine besten und aufrichtigsten Freunde in's Reich des Geistes hinübergegangen sind; und ich bin überzeugt, daß, wenn sie mir einen Besuch abstatten könnten, sie es unzweifelhaft thun würden. Außerdem habe ich mich nie gefürchtet, um Mitternacht ein altes Haus zu betreten, oder über den Kirchhof zu gehen, wo die meisten meiner Freunde liegen, oder wohl auch in die Kirche selbst, wenn mein Beruf mich dahin führte.

An einem Weihnachtsabend — ich erinnere mich nicht mehr genau, wie viele Jahre es her sind, aber es war kurze Zeit, nachdem ich Küster geworden — sagte mir der Pfarrer, daß er sich in einer kleinen Verlegenheit befände, weil der Todtengräber krank geworden, und er nun nicht wüßte, wenn er dazu bekommen sollte, die Glocken zu läuten.

Es war immer meine Gewohnheit gewesen, an jenem Abend dem Todtengräber Gesellschaft zu leisten. Er war viel älter als ich, und da er sich immer sehr an meiner Gesellschaft erfreute, so schien es mir nicht mehr als billig, daß ich ihm läuten und die Zeit vertreiben half. Wir pflegten bei solchen Gelegenheiten in einem kleinen Kamin oben im Thurme Feuer zu machen, und erfrischten uns eine oder zwei Stunden nach Mitternacht an etwas gerösteten Brod und einem Glas Bier. Da jetzt der Todtengräber krank geworden, so versprach ich sofort dem Pfarrer, daß ich das Läuten allein besorgen würde, wofür er mir sehr dankte.

Eine halbe Stunde vor Mitternacht steckte ich alle Kirchenschlüssel zu mir und verließ das Haus, um mein Versprechen zu erfüllen. Es ging ein starker Wind und die Nacht war sehr finster; mehrere der alten Straßenlaternen waren aus Mangel an Oel ausgegangen, andere hatten die Windflöße gelöscht. Kein Mensch war auf der Straße zu sehen; indessen kam es mir vor, indem ich aus meiner Thüre heraustrat, als ob ich hinter mir leise Fußtritte vernähme. Ich würde nicht besonders darauf Acht gegeben haben, wenn ich nicht einige Abende vorher bemerkt hätte, daß Jemand mir nachfolgte, so oft ich ausging. Ich kam an einigen jungen Leuten vorbei, welche einen Choral sangen, und hörte denselben einige Minuten zu. Als ich ihnen gute Nacht sagte und vergnügte Weihnachten wünschte, waren mir die schleichenden Fußtritte ganz und gar aus dem Sinn gekommen. Indem ich auf den Kirchhof eintrat, schlug die Uhr drei Viertel und gleich darauf hörte ich wieder Fußtritte. Ich drehte mich um und blickte zurück; aber es war nichts zu sehen und zu hören. Ich schämte mich zurückzukehren, um die Sache zu untersuchen, und fing an zu glauben, daß ich ein

Halenfuß geworden. Ich hatte ja dieselben Tritte früher gehört, ohne deßhalb ängstlich zu werden, und ich zweifelte darum nicht daran, daß irgend ein abergläubisches Gefühl, veranlaßt durch die Arbeit, welche ich die Nacht vorhatte, die Ursache meiner Furcht sei. „Außerdem", fragte ich mich selbst, „warum sollte Jemand einem armen Manne, wie du bist, einen Abend um den andern nachgehen?" Ich ging deßhalb, ein altes Lied summend, weiter auf dem Pfade, der sich zwischen den Gräbern hinschlängelte.

Obgleich ich Alles that, um den Gedanken an die schleichenden Fußtritte aus meinem Kopfe zu verbannen, so mußte ich doch, als ich den großen Schlüssel in das Schloß steckte, mich unwillkürlich bald umdrehen. Ich will nicht läugnen, daß ich etwas erschrak, denn ungefähr dreißig Schritte von mir sah ich ganz deutlich den Kopf eines Mannes, welcher über einen der Grabsteine hervorragte. Ich stand im Schatten der Kirchthüre, so daß schwerlich Jemand aus solcher Entfernung bemerken konnte, daß ich mich umschaute. Der Grabstein befand sich eine Strecke von dem Pfade, der über den Kirchhof in die Kirche führte, und es war ja doch kein Grund vorhanden, über den Kirchhof zu gehen, wenn man nicht, wie ich, in die Kirche hinein wollte. Ich zögerte keinen Augenblick, sondern ging rasch hin zu dem verdächtigen Grabstein; aber in demselben Augenblick verschwand der Kopf, und was noch wunderbarer war, ich konnte Niemanden sehen, obgleich ich rings um den Stein herum ging. Etwas weiter hinten stand ein anderer, um ein wenig höherer Grabstein, der oben spitz zugehauen war; ich vermuthete deßhalb, daß dieser Grabstein schuld an der Täuschung gewesen, indem die Spitze desselben gerade hinter dem andern hervorblickte. Ich begab mich zurück zum Eingang, aber wie ich mich auch stellte, so war es mir nicht möglich, die beiden Grabsteine in eine Linie zu bringen. Dieß machte mich ein wenig ängstlich, aber die Zeit erlaubte mir nicht zurückzugehen, da die Uhr bald zwölf war und ich dem Pfarrer versprochen hatte, mit dem ersten Schlage bereit zu sein, die Glocke zu läuten. Schnell öffnete ich deßhalb die Thüre, schloß dieselbe hinter mir und ging, im Dunkeln vor mir tastend, durch das Schiff der Kirche.

Ich konnte keine Hand vor mir sehen, meine Laterne war in der Sakristei verwahrt, und dort hatte ich auch Feuerzeug und Zündhölzer, um sie anzuzünden.

Als ich die Thüre erreicht hatte, mußte ich erst nach dem Schlüsselloch an der großen, eisenbeschlagenen Thür und dann nach dem richtigen Schlüssel in dem Schlüsselbund suchen. Meine Nerven sind nicht schwach, aber doch überschlich mich ein eigenthümliches Gefühl, als ich dastand in der dichten Finsterniß und den Schlüsselbund durchsuchte. Die Luft in der Kirche hatte einen Modergeruch, ungefähr wie alte Bücher in einer Bibliothek. Ich glaube, daß ich einer Ohnmacht nahe war, und es fing an, vor meinen Ohren zu summen, so daß es mir fast vorkam, als wenn ich sämmtliche Glocken läuten hörte. Ich sammelte aber alle meine Kräfte, horchte aufmerksamer, und jetzt schien es mir, als wenn ich das verworrene Schnurren hörte, welches dem vollen Schlag einer Glocke vorangeht. Einen Augenblick entstehte mich diese Einbildung, denn ich wußte, daß ich denselben Abend den Todtengräber krank im Bette hatte liegen sehen, und selbst er konnte nicht dort sein, ohne erst die Schlüssel von mir erhalten zu haben. Aber bald war mein Uebelbefinden verschwunden, ich überzeugte mich, daß alles still sei, und sagte mir selbst, daß es der Mühe nicht verlohne, weder an den letzten Lärm, noch an die Geschichte mit dem Grabstein weiter zu denken. Mit beiden Händen drehte ich den großen Schlüssel um, und befand mich, nachdem ich die innere, feuersfeste Thüre geöffnet, in der Sakristei.

Hier wußte ich, wo ich meine Laterne und mein Feuerzeug finden würde; beides lag unten in dem Schrank, in welchem der Plan des Gemeindegutes in Glas und Rahmen aufgehängt ist. Aber unglücklicherweise hatte die Frau, welche die Kirchenstühle rein machte, ihre Abwischlumpen in demselben Schranke liegen, und sie wurde immer gescholten, weil sie meine Sachen durcheinander warf. Dießmal hatte sie ihre Finger in meinen Schwefelhölzern gehabt und ich mußte unter all den Sachen, die auf dem Boden des Schrankes lagen, nach denselben suchen. Endlich fand ich sie, schlug Feuer und blies den Zunder an.

Einmal früher hatte ich den Todtengräber auf diese Weise Feuer machen sehen, während ich unten in dem dunkeln Gang stand, und ich erinnere mich, daß die Glut, je nachdem sie durch Anblasen des brennenden Schwammes stärker hervortrat und eben so schnell in der Dunkelheit verschwand, sein Gesicht auf so eigenthümliche Weise beleuchtete, daß es ein fast teuflisches Aussehen bekam. Ich erwähne dieses, weil ich später darüber nachgedacht habe und glaube, daß es etwas mit dem zu thun hat, was mir in jener Nacht begegnete.

Ich zündete jetzt mein Licht an und steckte es in die Laterne, die nur schwach leuchtete, weil ihre Scheiben aus dickem, gelbem Horn durch das Liegen im Schranke sehr staubig geworden waren.

Mit der Laterne in der einen Hand und einigen Stücken Holz unter dem Arme ging ich aus der Sakristei hinaus und war eben im Begriff, die Thüre zu schließen, als ich plötzlich eine schwere Hand auf meiner Schulter spürte. Ich fuhr zusammen und rief: „Wer da?" und ließ in demselben Augenblick die Laterne fallen, so daß das Licht ausging. Niemand antwortete, aber ein paar Arme ergriffen mich von hinten und suchten mit außerordentlicher Kraft die meinigen festzuhalten. Ich hatte, obgleich ich klein war, gute Kräfte und versuchte deßhalb, mich umzudrehen und meinen Gegner vor mich zu bekommen, aber gerade, als ich den einen Arm losgemacht, kam eine zweite Person hinzu. Ich rief um Hilfe, aber sie steckten mir etwas in den Mund und schnuren, daß sie mir eine Kugel durch den Kopf jagen würden, wenn ich wieder riefe. Hierauf banden sie meine Arme und führten mich zurück in die Sakristei, wo ich auf einen Stuhl gesetzt wurde, während sie ein Licht, das sie bei sich hatten, anzündeten.

Sie können sich denken, Herr Pfarrer, daß ich nicht in der angenehmsten Stimmung war, obgleich ich vermuthete, daß es nur Diebe seien, die mir gefolgt und in die Kirche hineingekommen waren, als ich aus Schrecken über die Grabsteingeschichte die Kirchenthüre ordentlich zu verschließen vergessen hatte. Da ich wußte, daß in der Sacristei sich nur wenige werthvolle Sachen befanden, so fehlte nicht viel, daß ich mich beim Gedanken an die ihnen bevorstehende Täuschung sogar ergötzt hätte. Als das Licht angezündet war, sah ich, daß sie Halbmasken anhatten. Sie waren gut gekleidet, und obgleich sie mich banden, so merkte ich doch an ihren Reden, daß sie keine gewöhnlichen Gauner seien.

Der eine legte ein paar Pistolen auf den Tisch, um mich einzuschüchtern, und verlangte zu gleicher Zeit in barschem Ton meine Schlüssel. Ich konnte ihm dieselben nicht verweigern, denn ich war ganz hilflos, und die Diebe brauchten sie mir nur aus der Hand zu nehmen. Zugleich sagte ich ihnen, daß der Pfarrer alles Silberzeug in seinem Hause habe, und daß in den Schränken sich nur einige Flaschen Wein und ein paar Wachskerzen befänden. Der Aeltere von Beiden fragte mich, wo die Kirchenbücher verborgen seien? das wollte ich aber nicht sagen und beschloß, auf dieser Weigerung zu beharren, sie möchten mit mir anfangen, was sie wollten. Sie versuchten nun erst mit Worten mich einzuschüchtern; als sie aber sahen, daß das nichts half, nahm der Aeltere, der immer der Handelnde war, eine Pistole, brachte die Mündung an mein Ohr, und erklärte, daß er mich dreimal fragen und nach dem dritten Male Feuer geben würde. Ich entsetzte mich, denn nie hat der Tod mir so nahe geschienen, wie damals; aber ich hatte ja mir selbst ein Versprechen gegeben, und da ich mich zudem in einer Kirche befand, so kam es mir vor, als wenn ein Fluch mich treffen müßte, wenn ich nachgäbe. Ich sagte also nichts, und als er sah, daß er nichts mit mir anrichten konnte, warf er die Pistole auf den Tisch, und fing an, alle Schlüssel mit den Schlüsseln, die er mir abgenommen, zu probiren. Auf diese Weise

Digitized by Google

dauerte es nicht lange, bis er die Bücher in einem feuerfeſten Verſchluß fand.

Jetzt begannen beide beim Scheine des Lichtes die alten Bücher durchzuſehen. Sie wählten zwei; es waren die Eheprotokolle, in welchen alle Ehen verzeichnet ſtanden, die ſeit den letzten fünfzig Jahren in dieſer Kirche geſchloſſen worden waren. Ich hörte den Einen fragen, ob kein Zeichen da ſei? ſie kannten nämlich nicht unſere Art, jede einzelne Ehe zu notiren, die nur darin beſtand, daß wir die ſämmtlichen Namen des Alphabets nebſt der Seite

Guſtav-Adolfs-Kapelle in Stockholm.

niederſchrieben, wo die Namen, die mit den betreffenden Buchſtaben anfingen, zu finden waren. Natürlich nahmen wir den erſten Buchſtaben von dem Namen des Bräutigams. Sie mußten deßhalb lange ſuchen, indem jeder von ihnen ſein Buch Seite für Seite durchging.

Ich beobachtete ihre Geſichter und verſuchte mir zu merken, an welcher Stelle des Buches ſie mit dem Suchen aufhören würden. Endlich kam derjenige, welcher das älteſte Buch in den Händen hatte, an eine Stelle, die das zu enthalten ſchien, was er ſuchte. Er zeigte ſie ſeinem Kameraden, und nun flüſterten ſie einen Augenblick miteinander, worauf der Aeltere ein halbes Dutzend Blätter

Digitized by Google

aus dem Buche herauriß. Er wollte sie an dem Lichte verbrennen, aber sein Genosse hielt seine Hand zurück, weßhalb er die Blätter quer durchriß und sie in die Tasche steckte. Hierauf machten sie schleunig kehrt, um wegzugehen, als wenn ihnen jetzt, nachdem sie ihren Zweck erreicht, sehr daran gelegen wäre, fortzukommen; der Aeltere hielt indessen inne, holte ein Tau aus der Tasche, band mich fest an den großen Stuhl, und zog das Tau so straff um meine Hände und Füße, daß ich vor Schmerz laut aufschrie. Zu guter Letzt drohten sie, falls ich einen Laut von mir gäbe, zurückzukehren und mich zu erschießen. Hierauf gingen sie aus der Thüre, den Kirchengang hinunter. Das ganze Abenteuer hatte etwas über eine Stunde gedauert, denn als sie fortgingen schlug die Uhr gerade Eins.

Zwei Stunden saß ich da allein, aber diese zwei Stunden kamen mir so lang vor, daß, wenn ich nicht die Uhr jede Viertelstunde hätte schlagen hören, ich erwartet haben würde, das Tageslicht durch die matten Fensterscheiben einbrechen zu sehen. Es waren die längsten Stunden, die ich je erlebt habe. Die Kälte war beißend, und da ich gänzlich hilflos in derselben Stellung sitzen bleiben mußte, so wurden meine Glieder bald steif, während das Tau sich fester um mich zu schnüren und das Blut in meinen Adern stocken zu machen schien.

Da, wo ich saß, mit dem Rücken gegen die Mauer, konnte ich durch die offene Thüre gerade in die Kirche hineinsehen, aus welcher ich einen kalten Wind in das Zimmer hereinströmen fühlte, während meine Einbildungskraft die wunderlichsten Schreckbilder schuf. Ich sah dunkle Gestalten, welche vorbeischwebten und mich von der Thüre seitwärts angackten; ich sah kleine Lichtfunken, welche sich draußen in dem öden Raume bewegten. Ich würde alles darum gegeben haben, die Thüre schließen zu können. Ich hörte ein verworrenes Murmeln und begann an alle die Menschen zu denken, welche ich gekannt hatte und die theils in den Gewölben unter mir, theils in den Gräbern draußen auf dem Kirchhofe lagen. Einigemal schien es mir, als wenn sich eine schwere Hand gerade auf dieselbe Stelle meines Armes legte, an welcher jener Mann mich zuerst gepackt hatte. Ein andermal kam es mir vor, als wenn ich einen tiefen und langsamen Ton von der Orgel hörte, und wiederum vernahm ich das sonderbare Läuten der Glocken. So saß ich in Schmerzen und Einbildungen, bis die Uhr ein Viertel auf Drei schlug.

Kurz darauf sah ich ein kleines flackerndes Licht sich am Ende der Kirche bewegen. Es kam näher und ich hörte Fußtritte. Ich hatte mir eingebildet, so viele verschiedene Dinge zu sehen, daß ich fast erwartete, es sei dieß auch eine Täuschung; aber jetzt hörte ich Jemanden dreimal rufen: „Christen Höierup!“ Es war die Stimme des Pfarrers, aber er wußte nicht, wo ich war, bis daß ich rief, daß er in die Sakristei kommen möchte. Er hielt seine Laterne in die Höhe, und war sehr verwundert, mich in einem solchen Zustande zu finden, und nun erzählte ich ihm, während er meine Fesseln löste, was sich zugetragen hatte. Er seinerseits theilte mir mit, daß er seit Mitternacht wach gelegen, sich darüber wundernd, kein Glockengeläute zu hören; zuletzt sei er unruhig geworden, weil er wohl wußte, daß ich meinem Versprechen nicht untreu geworden und folglich allein in der Kirche sein mußte. Endlich entschloß er sich, nach der Kirche zu gehen, um nach mir zu suchen.

Diese Geschichte machte viel Aufsehen in der Stadt. Aber es war uns nicht möglich, weder die Verbrecher, noch ihre Absicht mit dem Wegreißen der Blätter aus dem Protokoll zu entdecken; da sie sechs Blätter weggenommen hatten, so war es uns unmöglich, zu errathen, von welcher Ehe sie die Gültigkeit hatten vernichten wollen. Indessen war es doch auffallend, daß wir beim Untersuchen des Registers vorne im Buch sahen, daß, obgleich ungefähr dreißig Ehen auf diesen sechs Blättern verzeichnet standen, sie doch alle mit einem von drei Buchstaben anfingen. Es war dieß nur eine sehr kleine Entdeckung, und außerdem waren es viele Jahre her, daß die Ehen, die in diesem Theile des Buches verzeichnet standen, eingegangen worden waren. Uebrigens war es nicht so sehr zu verwundern, daß wir nicht die geringste Spur von den zwei Männern finden konnten. Bevor ein Jahr vergangen war, sprachen die Leute im Orte schon von andern Dingen, und da auch Niemand sich meldete um ein Zeugniß wegen einer der Ehen, die nicht mehr im Kirchenbuche vorhanden waren, so vergaß man vollends das ganze Abenteuer.

Anderthalb Jahre nach der Nacht, in welcher ich in der Sakristei gebunden wurde, sandte der Pfarrer eines Abends nach mir und sagte mir, daß er vielleicht noch im Stande sei, die zwei Uebeltäter zu entdecken. Er hatte eine Zeitung aus Kopenhagen erhalten, in welcher eine Aufforderung an alle Gemeindepfarrer eingerückt war, nach der Trauung eines Herrn Tönnesen, die vor etwa dreißig Jahren stattgefunden, zu forschen. Der Anfangsbuchstabe dieses Namens war gerade einer unserer drei Buchstaben; da aber in der Aufforderung kein Ort genannt war, so hatten wir doch nicht viel, woran wir uns halten konnten. Indessen hatte ich mich immer erinnert, daß die Ehe, nach welcher die zwei Fremden suchten, auf dem ersten derjenigen Blätter stand, die ausgerissen worden waren, und daß die folgenden Blätter nur mitgenommen wurden, um uns irre zu führen. Auf dieser ersten Seite befanden sich nur zwei Ehen, die beide mit T anfingen, und das war schon etwas mehr.

Außerdem hielt es der Pfarrer für wahrscheinlich, daß die Trauung, über welche die interessirten Parteien in Ungewißheit waren, gerade dieselbe sein mußte, deren Beweise diejenigen Personen, welche deren Vorhandensein kannten und zu verheimlichen bemüht waren, zu vernichten gesucht hatten. Diese drei Gründe schienen ihm so annehmbar, daß er nach Kopenhagen ging, von wo er mir einige Tage nachher schrieb, daß ich so rasch als möglich nachkommen möchte.

Jetzt waren wir bald auf der Spur, denn der Pfarrer hatte eine Vermuthung, wer die schuldigen Personen seien, vorausgesetzt, daß der vermißte Ehebeweis die Familie anging, welche die Aufforderung hatte einrücken lassen. Als mir der Pfarrer die Personen zeigte, so erkannte ich die eine sofort, obgleich sie in der Kirche eine Halbmaske getragen, und als sie anfing zu sprechen, konnte ich einen Eid darauf schwören, daß es derselbe Mann sei; er wurde folglich gefänglich eingezogen. Später erhielten wir solche Beweise gegen ihn, daß er für schuldig erklärt wurde. Zu jener Zeit wurden Leute wegen eines solchen Verbrechens gehängt, und er durfte von Glück sagen, daß er mit Deportation nach den Colonien davon kam.

Nach und nach gestand er Alles und sagte, daß sein Kamerad nach dem Auslande gereist sei, wohin, wußte er aber nicht. Der Beweggrund seines Verbrechens war, wie Sie wohl vermuthen können, einige Kinder um ein großes Vermögen dadurch zu bestehlen, daß er die Beweise ihrer ehelichen Geburt vernichtete, woraus er, als nächster Verwandter der verstorbenen Person, Vortheil zu ziehen gedachte; aber die Advokaten brachten alles in Ordnung, trotz dem vermißten Trauschein, und die Erben, zwei Söhne und eine Tochter des Herrn Tönnelen, leben noch vor einigen Jahren in Kopenhagen in den glücklichsten Verhältnissen.

Was den Flüchtigen betrifft, so befindet sich derselbe in den nordamerikanischen Freistaaten, wo er als Arzt fungirt, und sich ein großes Vermögen erworben hat. Obgleich die Geschichte mit dem Kirchenbuche verjährt ist, so zieht er es doch vor, da drüben zu bleiben und den Ozean zwischen seiner Person und der Stätte jener nächtlichen Gewaltthat sich ausbreiten zu lassen.

Digitized by Google

Reiſebilder.

Von Dr. Moritz.

Die verlaſſenen Katzen.

Unſere armen Pferde hatten auf dem Wege nach Siliſtria viel zu leiden. Uns Reiter erquickte wohl manchmal ein barmherziger Araber der egyptiſchen Armee, an deren Seite wir marſchirten, denn dieſe Wüſtenſöhne, durch heimiſche Erfahrungen klüger als wir, trugen neben Waffen und Munition auch große Schläuche voll Waſſer mit ſich, die armen Pferde aber fühlten ſich getäuſcht, ſo oft ſie aus weiter Ferne eine Brunnenſtange ragen ſahen, darauf losrannten und einen ausgetrockneten Brunnen fanden. Mit ſchmerzlichem Wiehern blickten ſie in die trockene Tiefe, beleckten die hohlen Steintränken, die ſonſt Waſſer enthalten hatten, und ſchleppten die müden Glieder weiter. Alle Brunnen waren trocken; die ſchreckliche Hitze, die durch drei Monate die Bulgarei ausdörrt, hatte jeden Tropfen aus dem Boden geſogen, und die kleinen Ueberbleibſel, die es in Brunnen und Ciſternen hie und da gegeben haben mochte, gingen bei den beſtändigen Truppenmärſchen auf. Es war beinahe Abend, die Pferde bis zum Tode ermattet, als uns ein Türke von einem Dorfe ſprach, das einen reichlich ſpendenden Röhrenbrunnen beſitze, und wir beſchloſſen, obwohl es von unſerem Wege etwas abſeits lag und wir uns bei der damaligen Unſicherheit nicht gerne von dem Corps trennten, mit dem wir Siliſtria und der Donau entgegen rückten, es doch der armen Thiere wegen aufzuſuchen. Links von uns ſtieg eine ſtarke Rauchſäule auf; dieſe leitete uns, denn dorthin ſollte das Dorf liegen. So war es auch. Das Dorf, eines der größten der ganzen Bulgarei — ich habe ſeinen türkiſchen Namen vergeſſen oder nie gewußt — dehnte ſich groß und breit, wie eine beträchtliche Stadt, durch eine ganze weite Thalſchucht und über die beiden Abhänge, die eigentlich nichts anderes waren, als Ablenkungen der großen Ebene. Nach ſeiner Ausdehnung konnte dieß Dorf wohl mehrere tauſend Einwohner zählen, und zwar waren es durchgängig chriſtliche Einwohner, die Ibrahim Paſcha, der größte Grundbeſitzer der Bulgarei und gegenwärtig Civilgouverneur in Siliſtria, hier geſammelt und mit Land belehnt hatte. Aber in dem Augenblicke, da wir es beſuchten, war das Dorf eine leere Hülle, ein Körper ohne Seele, «a deserted village»; es war von ſämmtlichen Einwohnern verlaſſen. Dieſe Erſcheinung überraſchte uns nicht; ſie war uns während des Krieges ſchon zu wiederholten Malen vorgekommen. Die armen Landleute, ob chriſtliche, ob mosleminiſche, fürchteten die von Siliſtria berüberſtreifenden chriſtlichen Koſaken eben ſo ſehr, wie die gläubigen Vertheidiger des Islam, und flohen, um Hab und Gut zu retten, oder noch mehr als Hab und Gut, in's Innere des Landes oder in die Berge des Balkan. Die Rauchſäule, die uns leitete, kam von der Kirche, die am Eingange des Dorfes ſtand und deren Dach eben in Feuer aufging; eben ſo brannte der der Kirche benachbarte Theil des Dorfes, etwa fünfzehn Bauernhäuſer. Daß Türken und nicht orthodoxe ruſſiſche Chriſten das Feuer angelegt hatten, zeigten uns zerriſſene und entweihte orthodoxe Heiligenbilder, die in der Nähe der Kirche umherflogen. Nahe der Kirche floß der Röhrbrunnen, der uns hierher gelockt hatte, und ſpendete ſein Waſſer in reicher Fülle; der Behälter vor dem Brunnen floß über; die Hitze gegen den Brand war ſo nahe, aber Niemand war da, ſie zu gebrauchen, und während es dort praſſelte, plätſcherte es hier idylliſch in den ſtillen Abend hinein.

Wir aber waren gekommen, um unſere Pferde zu tränken, und ohne uns lange beim Anblicke des Brandes oder der menſchenleeren Häuſer aufzuhalten, ritten wir, nachdem wir das Schauſpiel von einer Höhe herab kurz betrachtet hatten, dem Brunnen entgegen. Wir kamen nicht bis dahin. Ein unvermuthetes, ein ganz außerordentliches Hinderniß hielt uns davon ab.

Unſere Pferde hatten, das Waſſer witternd, vor Luſt gewiehert. Auf dieſes Wiehern ſprang aus einem der nächſten Häuſer eine Katze hervor, eine zweite aus einem andern, eine dritte aus einem dritten, und ſo mehrere, die uns mit Miauen und großen Sprüngen entgegen kamen. Aber dieſe wenigen Katzen waren nur der kleine Vortrab eines ganzen Heeres, das folgen ſollte, und zwar augenblicklich folgen ſollte. Aus allen Häuſern ſprangen ſie hervor und aus den Straßen kamen ſie in Schaaren, nicht ſtillen Schrittes und ſtumm, wie man ſonſt Katzen zu ſehen gewohnt iſt, ſondern alle mit großen, weiten Sprüngen und mit fürchterlichem Geſchrei. Es war ein unheimliches, wildes Heer.

Die Erklärung dieſer erſtaunlichen und erſchreckenden Erſcheinung war leicht zu finden. Die Einwohner waren fortgezogen; des Menſchen treuer Geſelle, der Hund, war mitgezogen, wie wir in der That bei vielen ſolchen Flüchtlingsſchaaren, denen wir begegneten, immer eine Anzahl von Hunden ſahen; die Katze aber hängt nicht am Menſchen, ſondern am Hauſe, und verläßt auch das verlaſſene nicht. So fanden ſich in dieſem großen Dorfe unzählige verlaſſene Katzen und dieſe waren vielleicht ausgehungert, vielleicht auch, was bei Katzen, fern von Menſchen, ſo bald geſchieht, verwildert, wenigſtens zu einem gewiſſen Grade verwildert. In der That ſahen ſie nach Beidem aus; ſie waren arg abgemagert, blickten mit wilden, beinahe wüthenden Augen und thaten Sprünge, wie die kleinen Tiger. Bevor wir uns deſſen verſahen, waren wir von ihnen umringt, ja, mehr als umringt, wir waren hart bedrängt. Die einen machten hohe Katzenbuckel und hoben nur den Kopf gegen uns auf, indem ſie uns an-

Digitized by Google

jammerten, die andern ſprangen lauter ſchreiend an unſern Steigbügeln oder vor den Pferden in die Höhe. Es war ein gräuliches Geſchrei und eine verwirrende Bewegung, denn jede der Katzen, nachdem ſie eine Zeit lang den einen Reiter angeſchrieen hatte, ohne Hilfe erlangt zu haben, ſprang dann — es waren unſer fünf Reiſende — zu einem anderen über, um dieſen anzuſpringen und anzuheulen. So gingen die Stimmen und die Sprünge herüber und hinüber, und was wir ſahen, was wir hörten, wurde immer unheimlicher, ſinnverwirrender — ein grauenerfüllter Traum, an den wir deſto weniger glauben konnten, je unvorbereiteter wir von ihm überfallen wurden und in den wir ſtarr und aller Faſſung baar hineinſahen. Aber je länger wir hielten, ohne das Verlangen der ſonderbaren Bittſteller zu ſtillen, deſto dringender und wüthender wurden Geſchrei und Sprünge, deſto wirbelnder wurde die Bewegung, das Gedränge um uns her. Uns war es nur unheimlich, die Pferde aber mit ihrem Inſtinkte mochten Gefahr ahnen; ihre Ohren ſanken nach rückwärts ſchlaff zuſammen, ſie wichen zurück, und das erfriſchende Waſſer, nach dem ſie ſich den ganzen Tag geſehnt hatten, im Geſichte, wandten ſie ſich und trugen uns in wilder Flucht davon, im ſchnellſten Galopp den Berg hinan,

Steinerne Brücke in Iſahaia. (Japan).

aus dem Thale hinaus. Hinter uns erſcholl gräuliches Geſchrei und die ganze Katzenmeute folgte. Furchtſam ſahen wir uns um; wir ſchleppten ſie an den Hufen unſerer Pferde mit uns. Aber auf der Höhe angekommen, löſte ſich die Schleppe los, und als wir wieder rückwärts blickten, eilten die unheimlichen Gäſte in das Dorf zurück und bald hörten wir ihr klagendes Geſchrei nur noch aus weiter Ferne.

Als wir nach ungefähr zehn Tagen, ohne es zu wollen, wieder in das verlaſſene Dorf kamen und daſelbſt zu übernachten gezwungen waren, fanden wir nur noch zwei vor, die wir redlich nährten und die ſich dabei beruhigten. Aber was aus den andern geworden war, blieb uns ein Räthſel.

Eine Staubhoſe. — Eine Waſſerhoſe.

Es war ungefähr 1 Uhr, den 31. Mai des Kriegsjahres 1854. Ich war in Schumla, dem Hauptquartier Omer Paſcha's, und ſaß in der Locanda, die ein Ungar, den Zuſammenfluß unzähliger europäiſcher Abenteurer und Glücksritter benützend, eröffnet hatte, um einen Arzt zu erwarten, den ich ſchwerer Krankheit wegen konſultiren wollte. Die Gaſtſtube war noch

Digitized by Google

leer, der Arzt kam nicht und ich ſetzte mich an's Fenſter, um die Gegend, die mir noch neu war, zu betrachten. Schumla iſt eigentlich nur ein großes Dorf, die Straßen ſind uneben und ungepflaſtert, zwiſchen den Häuſern dehnen ſich große, oft hügelige Grasplätze aus, die Häuſer ſelbſt, meiſt aus Holz, ſehen wie Bauernhäuſer, und die vielen Gärten wie Bauerngärten aus. Die Moſcheen ſind unbedeutend und, wenn man aus Staambul kommt, kaum der Beachtung werth. Die Befeſtigungswerke auf den Bergen, welche halbmondförmig die Feſtung umgeben, ſind von üppiger Vegetation bedeckt und kaum ſichtbar; der Wall, der die offene Seite des Halbmondes abſchließt, ein kunſtlos aufgeworfener Erdwall, wie man ihn in aller Eile aufwirft, um ſich z. B. gegen einen ausgetretenen Strom zu ſchützen. — Mein Blick ſtreifte an den Bergen vorbei, über die Befeſtigungen in's offene Land hinaus, auf eine Art von Hochebene, die ſich in blauer Ferne verlor und in der glühenden Sonnenhitze einer orientaliſchen Wüſte glich. Da war kein Dach, kein Haus, keine Hütte zu ſehen; das angeſtrengte Auge entdeckte höchſtens hie und da einen Reiter, der über die Ebene ſprengte und deſſen Flinte oder Piſtolengriff in der Sonne glänzte, oder am Abhange der Berge,

Schwefelbad in Tokima. (Japan).

wo dieſe in der Ebene wurzelten, eine Hammel- oder Rinderherde, die zur Speiſung der vielen in Schumla verſammelten Vertheidiger des Islam beſtimmt war.

Die Oede hatte bald den Kopf, der Sonnenglanz die Augen ermüdet, und ich wollte mich vom Fenſter zurückziehen, als ich am äußerſten und fernſten Rande der Hochebene Rauch aufſteigen ſah. — Da brennt ein Haus, dachte ich, und gleich darauf, da ſich der Rauch ſchnell ausbreitete: da brennt ein Dorf — etwas Abwechſelung! und ich blieb am Fenſter und rief den Wirth, daß er mir ſage, welches Dorf dort breune? — Ein Dorf? ſagte er, nach der Richtung hinſehend; dort liegt kein Dorf, dort liegt überhaupt nichts, was ſo gewaltig brennen könnte. Unbegreiflich! — auch ſehe ich keine Flamme! — Das macht wohl die helle Mittagsglut, erklärte ich, vielleicht der dichte Rauch, daß man die Flamme nicht ſehen kann. — Aber während wir ſprachen, hatte ſich das Schauſpiel vollkommen verändert; man konnte es nicht mehr für einen Brand halten. Was wir für Rauch gehalten hatten und was wolkig, geballt ausgeſehen hatte, dehnte ſich jetzt, dehnte ſich wie eine unendlich lange, aber nicht hohe Mauer den ganzen nordöſtlichen Horizont entlang und ſtand ruhig und bewegungslos, ungefähr wie eine Gartenmauer.

Doch so blieb es auch nicht lange; an einzelnen Punkten, in gewissen Entfernungen von einander, begann es sich zu regen und zu bewegen und mein Wirth rief erstaunt: das ist Staub, schrecklich viel Staub! Doch sah das Ganze trotz der einzelnen Bewegungen so fest aus, daß schwer an Staub zu glauben war. Die einzelnen Bewegungen verwandelten sich jetzt in rasche Wirbel und mit einem Male hob sich die Mauer zu ihrer acht- und zehnfachen Höhe, und wieder aus dieser Mauer erhoben sich einzelne, aber unzählige Säulen, deren einige wie abgebrochen in die Luft starrten, andere mit rasender Schnelligkeit, mit der Schnelligkeit des Gedankens zum Himmel emporwirbelten. Die einen dieser gewaltigen Säulen, die das Himmelsgewölbe zu tragen schienen, erhoben sich in regelmäßiger Gleichheit bis zur höchsten Höhe, die andern schlossen in einem unverhältnißmäßig großen Kapitäl, das wie eine Wolke aussah, die dritten spannten nach rechts und links gewaltige Wölbungen. Alle diese hohen Säulen waren gewunden oder hatten auch eine Art Kanellirung, während die kleineren, in verschiedener Dicke und Höhe, eine gleichmäßige, glatte Oberfläche hatten. Anfangs hatte die ganze Masse gewöhnliche graubraune Staubfarbe, nun aber spielte das wunderbare Gebäude, das vor uns stand, alle Farben. Die Säulen waren meist wie aus purem Golde gegossen, doch waren die dünneren heller, die dickeren dunkler golden, je nachdem sie die Sonne zu durchdringen vermochte. Einzelne waren auch braun, in verschiedenen Theilen dunkelroth, glühend, als ob sie Feuer im Innern hätten, und, der Himmel weiß aus welcher Ursache, selbst bläulich und grünlich. Es war, als ob die Sonne in diesem Erdstaube dieselben Effekte hervorbrächte, wie im Wasserstaube. Die ganze wunderbare Erscheinung machte den Eindruck einer ungeheuern Ruine eines ehemaligen, von Säulen getragenen Palastes oder Tempels, und dieß nun so mehr, als sich jetzt die Kapitäle der höchsten Säulen immer mehr ausbreiteten, an einander stießen, in einander verschwammen und in der That eine Wölbung bildeten, welche die Wölbung des Himmels verbarg. Aber diese Wölbung war düster und dunkel und ließ formlose Stücke herabhängen. So stand das Ganze eine Zeit lang unbeweglich vor unsern erstaunten Augen, oder wenigstens scheinbar unbeweglich, denn es gingen in diesem Baue fortwährend Veränderungen vor, ohne daß man es, während sie stattfanden, bemerkte.

Einen Augenblick lang wurde unsere Aufmerksamkeit von diesem wunderbaren Schauspiel auf ein anderes abgelenkt. Heerden von Schafen und Rindern, die auf den Abhängen des Berges und der Hochebene geweidet hatten, kamen, wie von Todesangst gejagt, in die Stadt gestürzt, ließen sich durch kein Hinderniß aufhalten und rannten Menschen und Gegenstände über den Haufen. Flohen sie vor jener Erscheinung? Wir wandten wieder unsere Blicke dahin, und in der That setzte sich die riesige Ruine, wie sie war, in Bewegung — vielleicht rückte sie schon seit lange vor, ohne daß wir es auf die große Entfernung bemerken konnten, aber jetzt war's zweifellos — sie rückte unaufhaltsam heran — langsam, würdevoll, majestätisch. O die Täuschung! Sie kam wie ein Sturmwind, das herrliche Gebäude war plötzlich ein Chaos, die Sonne war verdunkelt, tiefe Nacht lag auf uns; wir konnten nicht athmen, eine unsichtbare Macht erdrückte, erwürgte uns. Aber bevor man nur an Flucht denken konnte, war es wieder hell. Die Staubhose war über Schumla hingezogen. Alle Dächer, alle Bäume waren weiß; in unserer Stube, deren Fenster doch alle geschlossen waren, lag der Staub zwei Finger dick auf Boden, Tischen und Stühlen. Aber es war vorüber.

Das ganze Phänomen hatte zu Entstehung, Entwicklung, Reife und Verschwinden wohl nicht acht Minuten bedurft.

Ungefähr zwei Jahre später bewohnte ich mit Freunden ein sehr schönes Landhaus bei Fontainebleau in Frankreich. Es liegt mitten in einem Parke, der nichts anderes ist, als ein abgetrenntes, mit besonderer Sorgfalt gepflegtes Stück des großen, berühmten Waldes von Fontainebleau, der in der Geschichte Frankreichs, besonders des französischen Hofes, eine so große Rolle spielt, auf dessen Besitz die Franzosen so stolz sind und den sie für eine der Zierden ihres Landes halten. Der nördliche Waldsaum wird von der Seine bespült und an diesem Flusse liegt das besagte Landhaus.

Es war ein umadeliger, sommerlicher Herbsttag, den wir den Morgen hindurch gehörig zu Ausflügen benützt hatten, und als wir uns gegen zwei Uhr in dem allgemeinen Saale sammelten, lustig und guter Dinge, blickte der Tag so unschuldig durch die hellen Fensterscheiben, als trüge er nichts weniger als ein meteorologisches Phänomen im Schooße. Mit einem Male aber wurde die Luft schwül und drückend, und ehe man sich darüber Rechenschaft zu geben im Stande war, war die ganze Welt in eine grell schwefelgelbe Farbe getaucht. Der grüne Rasenplatz vor dem Hause, der Himmel, der Wald, die Wasser der Seine, unsere Gesichter — Alles war schwefelgelb — und ehe wir noch darüber sprechen konnten, kam die ganze Luft in erkanhafte Bewegung. Es rauschte und brauste im Walde, und hier füllte ein tiefes Summen, dort ein lautes Poltern alle Räume. Es war, als sollte was Großes geschehen, und die Gemüther, wie die äußere Welt, die vor zwei Minuten noch so voll Ruhe und Heiterkeit gewesen, waren mit einer ängstlichen, unheimlichen Stimmung erfüllt. Wie auf ein gegebenes Zeichen, lief Alles, um Fenster und Thüren zu schließen, als wollte man sich vor einem heranziehenden, aber noch unbekannten Feinde befestigen. Dieß war kaum geschehen, als sich der Wind in einen wahrhaften Orkan verwandelte; die gelbe Farbe verschwand und in demselben Augenblicke stürzte eine gewaltige, kristallene, zusammenhängende Wassermasse vom Himmel herab, ungefähr in der Gestalt eines Leintuches, das der Wind fortträgt, wendet, dann fallen läßt. Dann war Alles vorbei, klar und ruhig, wie früher. Nur einzelne wenige Tropfen fielen noch schwer und größer als gewöhnliche Regentropfen herab. Aber alle Fensterscheiben der ganzen einen Seite des Hauses waren ein-

Digitized by Google

gedrückt und zersplittert in's Innere geflogen, und im Hause trof und goß es. Der Boden war ein kleiner See und von der Treppe fiel das Wasser in Kaskaden herab. Nachdem wir uns darüber genugsam verwundert, sahen wir erst hinaus. Die Wiese, die Rasenplätze waren durchfeuchtet, wie sonst nach dreitägigem Regen; die Abhänge herab flossen kleine Bäche; eine sonst prächtige Tanne hatte ihre Krone verloren. Sie lag ihr zu Füßen, als hätte sie eine haarscharfe Art mit einem Schlage abgehauen. Und draußen, außerhalb des Parkes, lagen sämmtliche Pappeln einer Allee, dreiundzwanzig an der Zahl, mit den Wurzeln in der Luft am Boden. Solcher Gefallenen konnten wir in der offenen Landschaft noch viele zählen. Einige Tage darauf wußte man, daß in dem ganzen großen Walde Hunderte von Bäumen entwurzelt dalagen, oder ihrer Kronen beraubt, oder in der Mitte zerbrochen worden. Unter diesen befand sich auch, zur allgemeinen Trauer, die berühmte Buche «Henri Quatre», die sonst so unendlich hoch, so schlank, so stolz, so tadellos emporstieg, wie eine Säule, und der zu Gefallen Reisende herbeikamen, nur um dieses Wunder der Größe und des Ebenmaßes gesehen zu haben. Wir glaubten im ersten Augenblicke, daß die Wasserhose nur unsere Behausung und die nächste Umgebung heimgesucht hatte; durch die vielen Baumleichen des Waldes aber erfuhren wir, daß sie den großen Wald in verschiedenen Windungen überfallen, wenn auch einzelne Gegenden desselben unberührt blieben. Sie hatte also eine Ausdehnung von mehreren Meilen.

Ihr Kommen und Gehen hat nicht zehn Minuten gedauert.

Der Wahrsager.

Eine Dorfgeschichte in Versen

von

Giuseppe Giusti,

übersetzt von **Paul Heyse.**

Das nachfolgende Gedicht, dem ein wirkliches Ereigniß zu Grunde liegt, ist charakteristischer für Land und Leute, die darin geschildert werden, als für den Dichter, der sich hier im ungewohnten epischen Stil versucht hat. Die hohe Bedeutung Giusti's — geboren im Mai 1809 in dem toskanischen Ortchen Monsummano, gestorben am 31. März 1850 zu Florenz, im Hause seines Freundes Gino Capponi — liegt in der politischen Lyrik und jener von den Römern vererbten und durch alle Jahrhunderte in Italien gepflegten Gattung der Satire, die gegen die Schäden der Gesellschaft und die Sünden der Zeit sich nicht in hohlen Deklamationen ergeht, sondern mit derber Hand aus dem Schwarm von Narren und Schurken einzelne ansehnliche Figuren herausgreift, sie als Typen in plastischer Deutlichkeit hinstellt, oder mit dramatischer Lebhaftigkeit in Scene setzt. Der Band Gedichte, den Giusti hinterlassen, darf unbedenklich zu dem Edelsten gezählt werden, was dieses Jahrhundert hervorgebracht hat, und wird für alle Zeiten, auch wenn manche noch brennende Frage längst erloschen ist, den hohen Werth behalten, als eine „abgekürzte Chronik der Zeit" von ihren Verirrungen und dem Streben der leitenden Geister Zeugniß abzulegen.

Um dem fremden Dichter auch die Gunst der Leserinnen zuzuwenden, die seine Schärfe vielleicht mehr befremdet, als anzieht, lassen wir der poetischen Erzählung eines seiner wenigen Liebesgedichte folgen, deren tiefer, inniger Klang der Mühe des Uebersetzers freilich noch unerreichbarer bleibt, als der körnige, mit volksthümlichen Wendungen gesättigte und doch so melodische Stil seiner politischen Lyrik.

Das Lotto, wie ich euch schon einmal sagte*),
Das Lotto ist ein harmlos biedres Spiel,
Heilsam für Jeden, den ein Sparren plagte,
Und wer sich ihm vertraut, der kommt an's Ziel.
So sagt' ich stets, und wer's zu läugnen wagte,
Der hör' ein neues Stück im alten Stil,
Das kürzlich erst sich zutrug hier zu Land,
Im Jahr des Heiles, das euch wohlbekannt.

In einem Bergnest unsrer Appenninen —
Den Namen steh' ich an hieher zu setzen, —
War jüngst den Leuten solch ein Drang erschienen,
An obbemeldtem Spiel sich zu ergetzen,
Daß sie den Händlern, die so willig dienen
Mit Amben, Ternen, reichen Zukunftsschätzen,
In sichrer Hoffnung, rasch ihr Glück zu machen,
Segar die Ernte jagten in den Rachen.

Die guten Leutchen, um ihr Loos zu ändern,
Beeilten sich, ihr bischen Gottessegen
Bis auf die Schuhe, statt in sichern Pfändern,
In Luftschloßhypotheken anzulegen.
Ist ja bei Spielern, Geiz'gen und Verschwendern
Stets das Gelüst dem Beutel überlegen,
Und wie man mehr begehrt, je mehr man hat,
Wird, wer verthut, nie des Verthuens satt.

Nun pflegte häufig jene bergigen Städtchen
Ein Tabulettenkrämer zu bereisen,
Der an das Landvolk seine wunderthät'gen
Heilmittel, Schachteln, Mützen, Stiefeleisen

*) Im einem frühern satirischen Gedicht.

Verkaufte, Heil'genbilder, was den Mädchen
Zum Nähen dient, und was in jenen Kreisen
Dörflicher Eleganz an Feiertagen
An Haupt und Hals und Busen wird getragen.

Doch war er außer dieſen ſchönen Dingen
Mit einem theuern Kleinod noch verſehn,
Das unter allen, die da Nutzen bringen,
Verdient, in Ehren obenan zu ſtehn.
Es ließ die Schuppen von den Augen ſpringen
Und — höchſt erſtaunlich! — in die Zukunft ſehn;
Für alle Erdenwünſche hatt' es Raum genug,
Denn dieſer Schatz der Schätze war — das Traumbuch.

Wie ſtelz ſich Frankreichs Juſtitut geberde
Und die Akademien der ganzen Welt,
Es lohnt nicht, daß davon geſprochen werde,
Wenn man dieß große Buch dagegen hält.
Fürwahr, es iſt das erſte Buch der Erde,
„Glaubt Einem, der die Probe angeſtellt,"
Weßhalb ihm auch die heil'gen und profanen
Inquiſitionen gern die Wege bahnen.

Dieß nützlichſte der Bücher, nicht genug,
Daß er's da oben unters Volk verſtreute;
Auf offnem Platz mit Anmerkungen trug
Er's eifrig vor, daß man es richtig deute.
Kaum daß er irgendwo ſein Lager ſchlug,
So ſtrömten Städter rings und Bauersleute
Herbei, ihm ihre Tränne zu erzählen,
Von Sterben, Beinbruch, Geiſterſpuk und Stehlen.

Und er, wenn er gedrängt ward zum Orakel,
Sprach dunkle Worte, oder blieb auch ſtumm.
Dann zeigt' er gern ein kleines Tabernakel,
Darin ein ſichrer Heil'ger ſaß, herum,
Und ſprach, man danke mehr als ein Mirakel
Und manche Terne ſchon dem Heiligthum,
Wär' Einem, zur Gewinnung ſeiner Gnade,
Ein Ave und ein Solde*) nicht zu ſchade.

Nun ſtäubt' er's ab und öffnet' es und ſchrie:
Den Hut vom Kopf! Seuſt zeig' ich es mit nichten!
Drauf, „Vaterunſer" murmelnd, ließ er ſie
Im Kreis herum den Solde erſt entrichten,
Und während Jeder zahlt und betet, — ſieh,
Auf einmal zog, umſtaunt von all den Wichten,
Des heil'gen Automats verſtümmelt Händchen
Verſchiedne Nummern vor aus dem Gewändchen.

Um aber nicht, im Fall es Nieten wären,
Mit ſeinem Heil'gen übel anzukommen,
Sagt' er: Die Schuld liegt nur an eurer ſchweren
Sündhaftigkeit, wenn ihn die Kraft benommen. —
So führt' er lange Zeit in allen Ehren
Die Gimpel an zu ſeines Beutels Frommen,
Dem Laſter einen Heil'genſchein ertheilend
Und den Preſtt mit der Regierung theilend.

Zuletzt enttäuſcht, und wie wir's oft erleben,
Daß, wer im Spiel ſein bischen Hirn verſpielt,
Anſtatt ſich ſelber nur die Schuld zu geben,
In blinder Wuth auf Den und Jenen zielt —
So eines Tags, als unſer Händler eben
Nach neuem Fang mit ſeinem Köder ſchielt,
Sind ihrer ſechs nicht faul, ihn zu umringen
Und ihn auf gute Art beiſeit zu bringen.

Und als ſie dann ihm wacker zugeſetzt
Und wild und wüthend auf ihn eingeſcholten,
Erklärten ſie mit Drohen ihm zuletzt,
Daß ſie durchaus jetzt eine Terne wollten.
Der Fuchs, aus ſeinem Loch hervorgehetzt,
Sann nun auf Schliche, die ihn retten ſollten,
Fing an, beſtürzt und blöde ſich zu ſtellen
Und ſie mit Unſchuldsmienen neu zu prellen.

Sodann bethenernd, daß er um die ſchlechte
Behandlung den geehrten Herrn nicht zürne,
Sprach er von Wundern, die im Schooß der Nächte
Verborgen ſeien, ſtachelt' ihr Gehirne,
That dann, als ob er zauderud ſich bedächte,
Verſchloß die Augen, rieb ſich an der Stirne
Und ſprach: Merkt auf, daß ihr nicht wieder künftig
Die Schuld mir beimeßt, wenn ihr unvernünftig.

Man müßte, gleich beim erſten Hahnenſchrei
Früh, oder bei den letzten Sonnenſtrahlen —
Verſteht ſich, ſtumm und unbelauſcht dabei —
Juſt neunzig Erbſen ſammeln aus den Schalen;
Auf dieſen dann ſorgfältig nach der Reih'
Verzeichnen alle neunzig Lettezahlen
Mit einer Tinte, die ſich nie verwiſcht,
Aus reinem Pech und Pfannenſchmalz gemiſcht.

Darauf ein Meſſer ſchleifen, doch vornehmlich
Sich hüten, Niemand dabei anzurühren;
Und einen Todten — kurz verſtorben nämlich —
Nachts, eines Faſttags, aus der Gruft entführen,
Den Kopf vom Rumpie ſchneiden, ihn beqnemlich
Ausweiden, dreimal dann die Erbſen rühren,
Dreimal ſie zählen erſt, und knieend nun
Die Erbſen einzeln in den Schädel thun.

Dann einen Topf dort unten bei dem Graben,
Mit ſeinem Schlamm gefüllt, aus Feuer ſtellen,
Das Haupt drin kochen, aber Sorge haben,
Nichts zu verſchütten, was in ſolchen Fällen
Höchſt nützlich ſei. „Nun paßt wohl auf, ihr Knaben:
Die erſten Erbſen, die nach oben quellen,
Die ſind die Terne! Trifft nicht Alles ein,
Beleg ich euch — will ich nicht ſelig ſein."

Dieß ganz genaue Sagen und Bedeuten
Von jenem Leichnam, jenem Topf, dem ganzen
Nachthokuspokus, ließ den guten Leuten
Den Kopf wie eine Haſpelwinde tanzen.
Und da ſie ihre Hitze längſt bereuten,
Entließen gläubig ſie mit ſeinem Ranzen
Den Tabulettmann, einen Rath zu pflegen,
Wie zu verfahren ſei, des Kopfes wegen.

Ganz kürzlich war der Pfarr des Orts geſtorben
Und hatte, von der Kirchenthür nicht weit,

*) Eine kleine Kupfermünze.

Nordlicht

Schneehütten der Eskimos

Digitized by Google

Digitized by Google

Zur letzten Ruhſtatt eine Gruft erworben,
Die ſchon von Alters her dazu geweiht.
Ein Rechenmeiſter war an ihm verdorben,
Ein Algebra-Genie, und was an Zeit
Sein Pfarramt übrig ließ dem guten Pfäfflein,
Verthat er fripelnd auf dem Schiefertäflein.

Nun war dieß Zahlenwerk den guten Chriſten
Längſt nicht geheuer, und der Pfarrer galt
Für einen ausgelernten Kabbaliſten,
Der Ternen fangen könnte, dergeſtalt,
Daß Mancher dachte, es ihm abzuliſten,
So lang er lebte, wie man mit Gewalt
Das flücht'ge Glück beim Schopfe möcht' erwiſchen
Und Sicherheit im Meer des Zufalls fiſchen.

Das letzte Mannesfleiſch, das man begraben,
War der Herr Pfarrer, das war offenbar.
Der Kopf, den man zum Kochen mußte haben,
War alſo ſeiner, wie nicht minder klar,
Da lebend ſchon bei ſeinen Rechengaben
Ihm manche Zahl zu Kopf geſtiegen war.
Dagegen ſchien durchaus nichts einzuwenden,
Und man beſchloß, des Pfarrers Grab zu ſchänden.

Nun eilen ſie, die Sache anzugreifen,
Und zugetheilt wird Jedem ſeine Rolle,
Beſtimmt, wer von der Schaar das Meſſer ſchleifen,
Den Kochtopf und die Erbſen ſchaffen ſolle.
Dann macht man aus, daß, wenn die Eulen ſtreifen,
Des Nachts nach zehn Uhr, man ſich treffen wolle,
Am Tag, den Moſes dem Altar geweiht,
Und den den Hexen läßt die neu're Zeit.

Den ganzen Tag, der ihrem Werk voranging,
War Maſo, einer der verſchwornen Diebe,
Stumm und zerſtreut bei Allem, was er anfing,
Und ging umher, wie nie, verſtört und trübe.
Verſtohlen ſah ſein Weib, das treu ihm anbing,
Dem Treiben zu, mit Blicken, wie die Liebe
Den guten Frau'n ſie ſchärft, und ward zuletzt
Gleich ihm bekümmert und in Angſt verſetzt.

Fünf Jahr ſchon waren ſie vermählt und hatten
Sich gut gekannt von Kindesbeinen an.
Der Neigung kam die Nachbarſchaft zu Statten
Und wuchs zur Liebe nach und nach heran.
Seit ſie der Prieſter dann als Ehegatten
Zuſammengab vor dem Altar, gewann
Ihr ſtilles Glück drei muntre junge Sproſſen;
Drei Roſen, friſchgepflückt und halberſchloſſen.

So lebten ſie von ihres Fleißes Früchten
Und fragten nach verſagtem Glück nicht viel;
Ehrbar und froh in ehelichen Züchten,
Arm, doch zufrieden, wie's dem Herrn gefiel.
Und plötzlich müſſen Glück und Friede flüchten
Vorm kaiſerlich und königlichen Spiel,
Dem edlen Lotto, das im ärmſten Neſt auch
Verheerend um ſich greift mit ſeinem Peſthauch.

Umſonſt war jede Bitte, jede Klage
Der armen Frau. Sie mußte rathlos ſehn

Ihn und ihr Hab' und Gut mit jedem Tage
Unwiederbringlicher zu Grunde gehn.
Heut blieb er vollends taub auf ihre Frage
Und ließ ſein Weib in ſchweren Aengſten flehn,
Ohn' irgend ſich zur Arbeit anzuſchicken
Und ſie nur einmal freundlich anzublicken.

Je tiefer nun die Sonne ſank hernieder,
Je fieberhafter tobt's in ſeiner Bruſt.
Ein Veilchen faß er ſtill, dann ſummt' er Lieder,
Der Ungeduld kaum ſeiner ſelbſt bewußt;
Nahm auf den Arm und ſchob bei Seite wieder
Eins ſeiner Kinder, das in heller Luſt
Behender ſchon die kleinen Füßchen hüpfte
Und bald zu ihm, bald zu der Mutter hüpfte.

Der Tag erliſcht, die Aveglocken klingen,
Die Frau beginnt eintönig ihre frommen
Gebete mit den Kleinen abzuſingen,
Und jeder Ton iſt traurig und beklommen.
Maſo lehnt in der Thür; mit andern Dingen
Beſchäftigt, hat er nicht den Ruf vernommen,
Und wenn er ihn vernahm, — heut Abend ſteht
Nicht Herz noch Lippe offen dem Gebet.

Wohl ſah's die Frau. Es ließ ſie nicht vergeſſen
Die Sorgen, die ihr dieſer Tag gemacht.
Doch wußte ſie die Angſt zurückzupreſſen,
Die in ihr wuchs, auf ihre Pflicht bedacht.
Sie zündet Feuer an, beſchickt das Eſſen,
Und als das kleine Volk zu Bett gebracht,
Kommt ſie zu Maſo, der wie ſchlafend ſitzt,
Die ſchwere Stirne auf den Tiſch geſtützt.

Sie nahm ſich vor zu reden, doch der Muth
Verſagt ihr wieder und ſie ſchweigt nur trüber,
Und in ſchwermüth'gem Sinnen zieht die Fluth
Der ſchwarzen Bilder ſchwärzer nur vorüber.
Dann, wie ein Liebender in Zweifeln thut,
Die Wahrheit ſucht, und zagt ihr gegenüber,
Beginnt ſie ſanft zu Dem, für den ſie lebt,
Mit einer Stimme, die von Weinen bebt:

Maſo, um Gotteswill'n, was haſt du? Sprich!
O ſprich, und ſag', es ſind nur leere Grillen.
Nie ſo verwirrt, ſo finſter ſah ich dich;
O Maſo, willſt du meine Angſt nicht ſtillen?
Thuſt du es nicht um mich, ach, nicht um mich —
Thu's um der drei unſchuld'gen Würmer willen;
Die ſchlafen drin und wiſſen nicht, die Armen,
Wie mich ihr Vater martert ohn' Erbarmen.

Denk' an die Leute! Sieh, die Nachbarn ſchneiden
Die Ehr' uns ab: du thäſt dein Gut verzetteln;
Ein ſchlimmes Ende nähm' es mit uns Beiden,
Und bald, Dank den verfluchten Lottozetteln.
Ach, beſter Maſo, lieber Hunger leiden,
Ja lieber alles: nackend gehn und betteln,
Nur zu der Schande laß es doch nicht kommen,
Daß mit dem Brod die Ehr' uns wird genommen.

So ſprechend war ſie nah zu ihm getreten
Und hielt die Hand voll Zärtlichkeit ihm hin.

Digitized by Google

Doch ihre Worte, die ſo rührend flehten,
Sie frommten nicht der armen Dulderin.
Er ſtieß ſie fort, und unerhört verwehten
All ihre Bitten an dem ſtarren Sinn.
Sie ſolle ſchweigen, herrſcht' er ihr entgegen,
Allein ihn laſſen und ſich ſchlafen legen.

Die Aermſte geht mit Thränen fort und legt ſich,
Halbtodt vor Schmerz, in Kleidern auf das Bette.
Dort liegt ſie wach und weint, mit Zweifeln ſchlägt ſich
Ihr Herz: Was Maſo wohl beſchloſſen hätte?
Sie lauſcht; nicht lange währt es, da bewegt ſich
Die Hausthür ſacht, es klirrt die Riegelkette,
Und leiſe wird von außen dann der große
Thorſchlüſſel zweimal umgedreht im Schloſſe.

Jäh ſpringt ſie auf, und eh ſie ihn für immer
Verliert, will kühn ſie folgen ſeiner Spur.
Dann wieder ſteht ſie zweifelnd ſtill im Zimmer:
Ach, wer erbarmt ſich ihrer Kinder nur?
Doch die Gefahr iſt dringender und ſchlimmer,
Daß ihrem Maſo Unheil widerfuhr —
Sie eilt hinab, ſie zerrt am Schloß, doch ach,
Die Thür zu ſprengen iſt ihr Arm zu ſchwach.

Je mehr das Hemmniß wächst, je höher ſchwingt
Der Muth ſich auf. So ſtürzt ſie auf der Stelle
Zum ſchmalen Fenſter, das herniederwinkt,
Vom Boden noch entfernt um manche Elle.
Sie öffnet's eilig, ſteigt hinauf und ſpringt
Zur Straße jetzt hinab mit Windesſchnelle
Und eilt davon durch viele Steig' und Gaſſen
Von jedem Leitſtern, jedem Troſt verlaſſen.

Längſt waren Maſo's Freunde aufgebrochen
Dem Ufer zu, und rüſteten ſofort
Holz und Gefäß zu ihrem argen Kochen,
Von allen Häuſern fern, am düſtern Ort.
Er ſelbſt, voll Unmuth, daß er es verſprochen,
Traf als der Letzte ein und lieferte dort
Die Eiſen ab, die man bedarf, verſtohlen
Den Stein zu heben und den Kopf zu holen.

Hier wäre nun am Ort ſo eine rechte
Geſpenſternacht, erfüllt mit allen Gräulen,
Hübſch deutſch inſtrumentirt, daß Jeder dächte,
Man hörte fern die Höllenhunde heulen.
Wenn ich zum Beiſpiel nur in Scene brächte
Den obligaten Schrei etwelcher Eulen
Und Blitze gardenweis und Regenfluthen,
Als ſei die zweite Sündfluth zu vermuthen;

Und ein Geſtöhn der Windsbraut, dumpfes Branſen
Von Strömen, Kataraften, was weiß ich?
Die von des Felſens Gipfel niederſauſen,
Den Donner übertobend fürchterlich,
Ein ſchönes Wolfsgeheul und in den Pauſen
Ein Todter, welcher „Herr erbarme dich!"
Beweglich riefe zu der Glocken Schallen,
Solch eine Spuknacht ließ' ich mir gefallen.

Nun ſah die Welt ſchon manche ſchöne Nacht,
Doch leider, mir zum Tort, war unter ihnen

Kaum eine ſchönere; denn ſtrahlend lacht
Das Firmament mit ſternenklaren Mienen.
Wär' vollends gar in ſeiner lichten Pracht
Der Mond noch bei dem Sphärentanz erſchienen,
Dann guten Abend! mein Gedicht wär' aus.
Vorwärts im Tert! Frau Luna blieb zu Haus.

Stumm, in die Runde ſpähend, einer Schaar
Hungriger Wölfe gleich... Doch halt! Die Wölfe
Verbraucht' ich. — Raben denn? — Ich dächte gar!
Die ſchwärmen auch trupp'weiſe Nachts um Eiſe!
Sei's denn! ſo ſag' ich dießmal kurz und klar,
Indem ich ohne Gleichniß mich behelfe:
Die Bande rückte vor beim Sternegflacker
(Entſchuldigt dieſes Wort!) zum Gottesacker.

Indeſſen war, ſcharf in die Runde ſpähend,
In haſt'gem Jagen auf und ab das Land
Das arme Weib, zu allen Heil'gen flehend,
Vergebens ihrem Gatten nachgerannt;
Und müde von den Steinen, faſt vergehend
In ihrem Schmerz, hat ſie ſich jetzt ermannt,
Als letzten Troſt den Kirchenweg zu wählen
Und weinend dort dem Herrn ſich zu befehlen.

Hinauf die ſteil verſall'ne Felſengaſſe
Klimmt nun die Aermſte in entſchloſſ'ner Eile,
Und an des Kirchhofs Saum, der zur Terraſſe
Sich droben ebnet auf des Hügels Steile,
Däucht ihr, daß ein Geräuſch ſich hören laſſe,
Das an des Kirchleins Mauer ſich zertheile,
Als kämen Leute ſtill und raſch gegangen,
Berathend ein verdächt'ges Unterfangen.

Argwöhnend ſteht ſie ſtill und duckt ſich klug
Zu Boden hinter eines Hüttchens Mauern,
Das, öde und in Trümmern, nah genug
Der Kirche lag, um ſpähend dort zu kauern.
Hier im Verſteck gewahrt ſie einen Zug
Von Männern — wie erbebt ihr Herz vor Schauern! —
Die hingebückt ſich mühen, voll Beſchwerde,
Gewicht'ge Laſt zu heben von der Erde.

Und ſieh, ein Stein wird aufgewälzt, und wieder
Erhebt die Gruppe ſich und weicht von hinnen.
Doch widrig dringt ein Duft zu ihr hernieder,
Wie Grabesmoder. Mit gelähmten Sinnen,
Von kaltem Grau'n durchröſtelt alle Glieder,
Steht athemlos das arme Weib. So ſpinnen
In grauſen Träumen zwiſchen Schlaf und Wachen
Sich Truggeſichte, die uns ſchaudern machen.

Nun ſieht ſie langſam eine der Geſtalten
Hinunterſteigen, raſch empor ſich ſchwingen,
Hört die Genoſſen dunkle Reden halten
Von einem Haupt und ſcharfen Meſſerklingen,
Sieht dann und hört, wie ſie den ſchweren, alten
Grabſtein zurück an ſeine Stelle bringen,
Und alle dann zu ihr hinab ſich wenden,
Ein Burſch voran, mit einer Laſt in Händen.

Als ſie den Trupp ſo eilig nahen hörte,
Wuchs das Entſetzen ihr ſo rieſengroß,

Digitized by Google

Daß all ihr Blut zum Herzen ſich empörte
Und ſie die Augen ſchließ beſinnungslos.
Doch haſtig ſtürmt zu Thale die bethörte
Eilfert'ge Schaar, auf ihr Beginnen blos
Den Sinn geheftet, und ſich dichter ſchaarend
Zieh'n ſie vorüber, nicht die Frau gewahrend.

Nicht lange ſchritten ſie hinab, ſo bogen
Sie links hinein, wo hinter dem Gemäuer
Und Schutt die Felder ſich hinunterzogen
Zum Graben, fern von jeder Hütt' und Scheuer.
Die Aermſte, deren Schwindel raſch verflogen,
Sieht plötzlich unten angeſchürt ein Feuer
Und Männer, die geſchäftig ſtehn zuſammen,
Beleuchtet von dem Wiederſchein der Flammen.

Kaum lodert's auf, als aus dem Hinterhalt,
Ihr nah, ein Trupp, wie Schlangen ſich entringeln,
Aufbricht und jäh zu Thal ſtürmt mit Gewalt
Nach jenem Ort, von wo die Flammen züngeln.
Und ſchreiend ſtürzen Andre aus dem Wald,
Die Fliehenden, Verſprengten zu umzingeln,
Und auf und ab durch Gräben, Buſch und Hecken
Lärm, Aeſtekrachen, Sprung und Sturz und Schrecken.

Ein Zank wird laut — weh! ſie erkennt die Stimme,
Die Stimme Maſo's! Er iſt hart umrungen
Und kämpft, ſich zu befrei'n, in heißem Grimme
Mit einer Schaar, die auf ihn eingedrungen.
Sie denkt nur Eins: wie ſie hinunterklimme
Zur Stelle, wo der wilde Ruf erklungen.
Schon ſtürzt ſie fort, da fühlt ſie, wie im Nacken
Sie eines Häſchers Eiſenfäuſte packen.

Des Orts Spione hatten Wind bekommen, —
Man weiß nicht, wie — daß was im Werke ſei.
Ein Kommiſſär erfuhr's, der, höchſt vollkommen
In dieſem Fach, das Härchen ſpürt' im Ei.
Doch hatt' er ſeine Stellung ſchlecht genommen;
Der Akt der Gruftentweihung war vorbei.

Die Meute fand das Wild ſchon aufgebrochen
Und kam nun grade noch zurecht zum Kochen.

Nun ward die Spreu vom Weizen nicht geſichtet
Und als mitſchuldig fortgeſchleppt die Frau.
Der Händler, vor Gericht citirt, berichtet
Von A bis Z den Vorgang ganz genau,
Daß er das Märchen in der Noth erdichtet,
Damit man nicht ihm in die Karten ſchau'!
Doch, wer den Sack hält, ſteht bekanntlich neben
Dem Dieb; man rieth ihm, Ferſengeld zu geben.

Mit größrem Recht ging aus der böſen Sache
Die arme Unſchuld frei und frank hervor.
Doch zu viel Scham und Gram war's für das ſchwache
Geſchöpf, das den Verſtand beinah verlor.
Denn, feſtgebannt bei jener nächt'gen Wache,
Stieg dergeſtalt das Graun in ihr empor,
Daß ſie dem Wahnſinn kaum zu wehren wußte
Und traurig all ihr Lebtag ſiechen mußte.

So viel von Dieſen; denn es dünkt uns jetzt
Rathſam, uns mit den Schächern kurz zu faſſen.
Nachdem man ſie durch manch Verhör gehetzt,
Die Häſcher confrontirt, und ſolchermaßen,
Gleich grünen Aepfeln auf dem Stroh, zuletzt
Sechs Monde lang ſie hatte reifen laſſen,
Und viele, viele ſchöne Zeit verloren, —
So barſt der Berg und ward die Maus geboren.

So zwar, daß das Erkenntniß, wie gebührlich,
Auf Wahrſagung und Grabesſchändung fiel.
Doch wer gefrevelt, weil er, leicht verführlich,
Dem Lotte, dieſem „königlichen" Spiel,
Nicht widerſtand, dem dient nun auch natürlich
Des Lotto's Privilegium zum Aſyl.
Wenn's Dreiblatt oder Puff geweſen wäre,
Dann gnade Gott! — dann ging's auf die Galeere.

An ein Mädchen.

Nicht auf der zücht'gen Wange
Der holde Roſenſchimmer,
Nicht dieſer Mund, der immer
Von Unſchuld überfließt,
Wenn ſich das Herz ergießt — mit ſüßem Klange;

Nicht dieſes Leibes Schöne,
Die jedes Lob beſiegt,
Dieß Füßchen, leicht gewiegt
Auf heller Freude Schwingen,
Sobald zum Tanz erklingen — munt're Töne:

Nicht das hat mich beſtrickt,
Daß mir das Herz erglühte;
Nein, die beſcheidne Güte,

Die ſelten uns ſo golden,
So ächt in einem beiden — Bild erquickt.

Den Augen, die bisnieden
Auf andre Luſt verzichten,
Strömt aus dem lieben, lichten
Geſtirn ein Thauen zu
Von kummerloſer Ruh — und Himmelsfrieden.

Nicht ſind des Himmels Schwellen
Verſagt dem Staubgebornen.
Der Herr gönnt den Erkornen
Ein Paradies zu ſchauen,
Um dieſer Erde Grauen — ſanft zu hellen.

Digitized by Google

Wie eine Maid in Schweigen
Sich vor den Spiegel stellt
Und scheu den Hauch verhält,
Daß ihr Vertrauter nicht
Ihr Bild in trübem Licht — ihr möchte zeigen,

So, wenn mich's drängt zu sagen,
Was mir die Brust erschüttert,
Stockt mir der Laut und zittert
In scheuer Ehrfurcht Bann,
Und nur ein Seufzer kann — mein Sehnen klagen.

O Kleinod, Ehrenblüthe
Der Welt, o hab' Erbarmen,
Und mit den weichen Armen
Sänft'ge dieß wilde Herz,
Das ohne dich im Schmerz — einsam verglühte.

Laß auch die herbe Sendung
Des Dichters nicht dich ängsten;
Dieß Herz pocht ja am bängsten,
Scheint es sich kalt zu weiden
An armer Thoren Leiden — und Verblendung.

Nur zögernd und voll Scham
Enthüll' ich Wahn und Fehle;
Es treibt die ernste Seele,
Gedenk der heil'gen Pflichten,
Zum Rügen und zum Richten — nur der Gram.

Um festen Blicks zu wachen,
Wenn Andre Siechthum quält,
Hab' ich den Geist gestählt
Im Wunderquell der Liebe;
Ach, aus dem Zorn wie trübe — bricht mein Lachen!

Du aber, wenn die Menge
Mich schmäht, verschließ dein Ohr!
Sieh, wie ich mich empor
Zu deinen lichten Höh'n,
Mein Heil von dir zu flehn — voll Sehnsucht dränge!

Darf ich mich als der Deine,
Dich mir als Schwester wissen,
In Lebensfinsternissen
Trost und Vertrauen saugen
Aus deiner lieben Augen — Himmelsreine:

Wird mein verzagt Gemüth
Ersehn zu besserm Leben
Und sich gestärkt erheben,
Wenn erst, im Heilighume
Der Brust, der Hoffnung Blume — wieder blüht.

Ach, deine Stimme scheuchte
Den Bann, von dem umnachtet
Mein tiefstes Sein geschmachtet,
Und weckt geheime Kraft,
Wie der Olive Saft — die matte Leuchte.

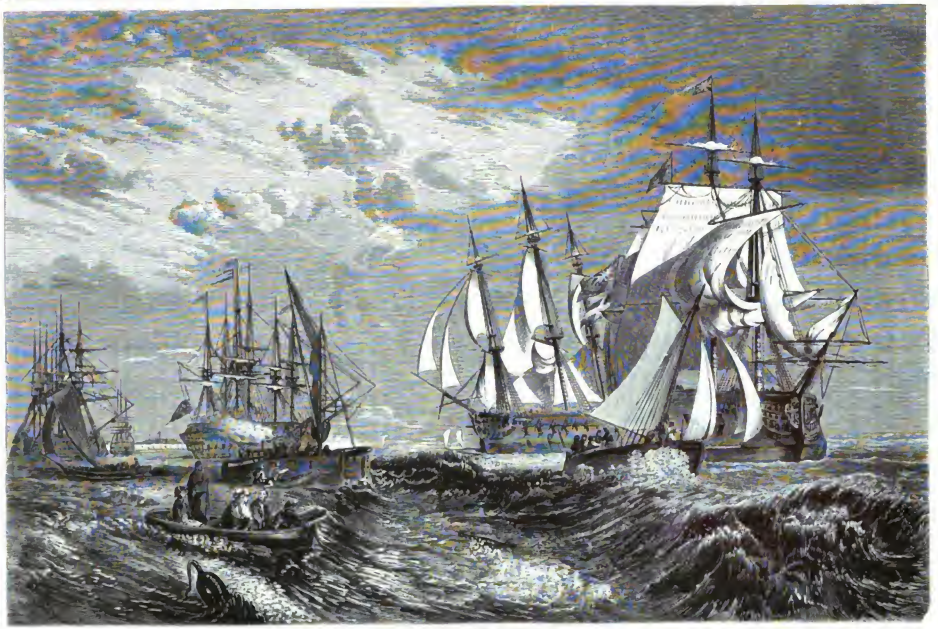
Zurück in ihre Grüfte
Schwinden die Spulgesichte.
Das Herz, von mildem Lichte
Verjüngt, bebt, wie am Strauch
Ein zartes Laub im Hauch — der Sommerlüfte.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

(Fortsetzung von S. 298.)

Die Monate April und Mai brachte Mendelssohn in Neapel zu, von wo aus er viele Ausflüge in die Umgegend machte. Er hätte gern auch Sizilien besucht, allein da sein Vater es nicht wünschte, gab er diesen Plan auf, so schwer es ihm auch wurde. In Neapel machte er die Bekanntschaft Donizetti's, Benedict's und der berühmten Sängerin Madame Fodor. Er schreibt von ihr: „Durch ihr Singen hat sie mir schon großes Vergnügen gemacht, denn sie hat eine unglaubliche Leichtigkeit und macht ihre Verzierungen mit solchem Geschmack, daß man sieht, wie die Sonntag sich vieles von ihr angenommen hat; namentlich das mezza voce, das die Fodor, deren Stimme nicht mehr ganz frisch und voll ist, sehr politisch klug an vielen Stellen anzubringen weiß." Ueber die dortige Oper klagt er bitter: „Was ich dort gehört, war der Mühe des Hingehens nicht werth. Das Orchester wie in Rom, schlechter als jedes deutsche, — keine einzige erträgliche Sängerin (die Fodor sang nicht mehr auf der Bühne), und nur Tamburini mit seiner frischen Baßstimme gab dem Ganzen etwas Leben. Um italienische Over zu hören, muß man jetzt nach Paris oder London gehen. Ich bitte Gott, daß es nur nicht mit der deutschen Musik ebenso werden möge!"

An's Komponiren kam er hier wenig, doch arbeitete er an seiner Walpurgisnacht und an seiner italienischen Symphonie (A-dur mit dem Saltarella, die aber erst als nachgelassenes Werk Op. 90 erschien). Uebrigens klagt er stets, daß Italien als Land der Kunst seinen Einfluß auf seine musikalischen Studien ausübe. So schreibt er von Neapel aus am 17. Mai: „Die Monate, die mir noch für Italien bleiben, kann ich fortfahren, die Natur und den blauen Himmel zu genießen, ohne an was Anderes zu denken. Nur da ist jetzt die Kunst von Italien — da, und in Monumenten; aber da bleibt sie auch ewig, und da wird Unsereins zu kennen und zu bewundern finden, so lange der Besuv stehen bleibt, und so lange die milde Luft, und das Meer, und die Bäume nicht vergehen. Trotz dessen bin ich Stockmusiker genug, um mich herzlich wieder einmal nach einem Orchester oder einem vollen Chor zu sehnen. Es ist doch auch Klang darin, und solchen gibts hier nicht; das ist jetzt unsere Sache geworden, und wenn man so lange ganz ohne dieß Element hat sein müssen, so fehlt es Einem sehr. Orchester und Chor sind hier, wie in einer untergeordneten Mittelstadt bei uns, nur noch roher und unsicherer. Der erste Violinist schlägt, durch die ganze Oper hindurch, die vier Viertel des Taktes auf einen blechernen Leuchter, so daß man es zuweilen mehr hört, als die Stimmen, und trotz dem sind Orchester und Stimmen nie zusammen. Bei



Segelschiffe auf der Rhede von Spithead.

Digitized by Google

jedem kleinen Instrumentalsolo kommen altmodische Verzierungen und besonders ein schlechter Ton zum Vorschein. Das Ganze ist ohne den geringsten Geist, ohne Feuer und Lust."

Außer dem Verkehr mit Mustern finden wir Mendelssohn auch in Gesellschaft der Düsseldorfer Künstler G. Schadow, Ed. Bendemann, T. Hildebrandt und Carl Sohn, deren hier angeknüpfte Bekanntschaft ihn später veranlaßte, nach Düsseldorf überzusiedeln. Graf Platen behagte ihm dagegen keineswegs: „er ist ein kleiner, verschrumpfter, goldbedürfter, heißer Greis von fünfundvierzig Jahren; er hat mir Furcht gemacht. Die Griechen sehen anders aus! Er schimpft auf die Deutschen gräßlich, vergißt aber, daß er es auf deutsch thut."

Anfangs Juli kehrte Mendelssohn nach Rom zurück, wo es ihm besser behagte, als in Neapel. Interessant ist seine Vergleichung beider Städte. So schreibt er am 6. Juni von Rom aus an seine Eltern: „Nun ist's mal wieder Zeit, daß ich Euch einen ordentlichen, vernünftigen Brief schreibe; ich glaube, daß alle die aus Neapel eigentlich nichts recht genaugt haben. Es ist, als wolle Einen die Luft da nicht zum Nachdenken kommen lassen; wenigstens ist es mir nur sehr selten gelungen, mich dort zu sammeln. Jetzt bin ich aber kaum ein paar Stunden wieder hier, und das alte römische Behagen und die heitere Ernsthaftigkeit haben sich schon wieder ganz über mich ausgebreitet. Ich kann nicht sagen, wie ungleich mehr ich Rom liebe, als Neapel. Die Leute sagen, Rom sei monoton, einfarbig, traurig und einsam; es ist auch wahr, daß Neapel mehr wie eine große europäische Stadt ist, lebendiger, verschiedenartiger, kosmopolitischer. Ich sage Euch aber im Vertrauen, daß ich manch und nach auf das Kosmopolitische einen ganz besondern Haß bekomme; — ich mag es nicht, wie ich überhaupt Vielseitigkeit nicht recht mag, oder eigentlich nicht recht daran glaube. Was eigenthümlich und schön und groß sein soll, das muß einseitig sein; wenn diese eine Seite nur zur größten Vollkommenheit ausgebildet ist, — und das kann kein Mensch Rom abstreiten. Um als große Stadt eigenthümlich zu sein, dazu scheint mir Neapel zu klein. Das ganze Leben und Treiben beschränkt sich auf zwei große Straßen: den Toledo und die Küste vom Hafen bis zur Chiaja. Die Idee eines Mittelpunktes für ein großes Volk, die London so wunderbar schön macht, gibt mir Neapel nicht, und zwar, weil eben das Volk fehlt; denn die Fischer und Lazzaroni kann ich kein Volk nennen. Sie sind mehr wie Wilde, und ihr Mittelpunkt ist nicht Neapel, sondern das Meer. Leute aber, die eine fortgesetzte Beschäftigung haben, — die Arbeit um der Arbeit willen lieben, gibt es nur wenige. — Goethe sagt, das sei der Jammer des Nordens, daß man dort immer Etwas thun wolle, und immer nach Etwas strebe, und gibt einem Italiener Recht, der ihm räth, er solle nicht so viel denken: das mache nur Kopfschmerzen. Daher macht Donizetti eine Oper in zehn Tagen fertig. So malen ihre Maler die unglaublich schlechten Bilder, die noch weit unter der Musik stehen. So bauen die Architekten die abgeschmacktesten Gebäude. Alles das ist aber einerlei; die Bilder sind bunt, die Musik macht Lärm, die Gebäude geben Schatten — mehr will der neapolitanische Große nicht davon. — Wie mir denn nun körperlich eben so zu Muthe wurde wie ihnen, wie mich alles eigentlich zum Faulsein, Spazierengehen und Schlafen antrieb, und wie ich mir innerlich doch immer sagen mußte, das sei unrecht, und versuchte, mich zu beschäftigen und zu arbeiten, was wieder nicht gehen wollte, so entstand die Verdrießlichkeit, der ich nur ausweichen konnte, indem ich mich in den Bergen umhertrieb, wo es gar zu göttlich schön ist."

In Rom, wo er in beständigem Verkehr mit Bunsen, Cornelius, Koch, Overbeck, Thorwaldsen und Horace Vernet stand, fühlte sich Mendelssohn allerdings mehr in seinem Elemente. Thorwaldsen namentlich liebte die Musik ungemein, und Felix spielte ihm oft des Morgens vor, während jener arbeitete. „Er hat ein recht gutes Instrument bei sich stehen," schreibt Felix, „und wenn ich mir dazu den alten Herrn anziehe, wie er an seinem braunen Thon tuetet und den Arm oder ein Gewand so fein ausglättet, — kurz, wenn er schafft, was Alle nachher als fertig und dauernd bewundern müssen, so freut mich's sehr, daß ich ihm ein Vergnügen bereiten kann." Als Mendelssohn zum erstenmal bei Horace Vernet spielte, und oder Don Juan, welcher des Malers Lieblingsmusik war, phantasirte, sagte ihm Vernet, er könne auch improvisiren, er müsse einen Tausch mit ihm machen. Darauf machte er sogleich eine Porträtskizze von Felix, welche er zu einem schönen Gemälde ausführte, das allerdings keine bloße Improvisation mehr war.

Seinem Aufenthalte in Rom verdanken wir auch die drei Motetten für weibliche Stimmen mit Orgelbegleitung, welche später als Op. 39 veröffentlicht wurden. Die Veranlassung dazu erzählt er folgendermassen: „Kommt das Ave Maria, so geht es in die Kirche von Trinità de' Monti; da singen die französischen Nonnen, und es ist wunderlieblich. Es ist Dämmerung, und die ganze kleine, bunte Kirche voll knieender Menschen, die von der unterfinkenden Sonne beschienen werden, sobald die Thüre einmal aufgeht; die beiden singenden Nonnen haben die süßesten Stimmen von der Welt, ordentlich rührend zart; und namentlich, wenn die eine mit ihrem sanften Tone das Responsorium singt, was man gewohnt ist, von den Priestern so rauh und streng und einförmig zu hören, da wird Einem ganz wunderlich. Nun weiß man noch dazu, daß man die Sängerinnen nicht zu sehen bekommen darf; — da habe ich denn einen sonderbaren Entschluß gefaßt: ich komponire ihnen Etwas für ihre Stimmen, die ich mir recht genau gemerkt habe, und schicke es ihnen zu, wozu mir mehrere Wege zu Gebote stehen. Singen werden sie es dann, das weiß ich; und das wird nun hübsch sein, wenn ich mein Stück von Leuten, die ich nie gesehen habe, anhören werde. Ich freue mich sehr darauf." Es scheint aber, daß diese Freude Mendelsohn nicht zu Theil wurde, wenigstens erwähnt er niegends in seinen Briefen, daß die Motetten von den Nonnen gesungen worden seien. In Deutschland und England aber werden diese frommen, sanften Weisen jetzt als Perlen des protestantischen Kirchengesanges betrachtet und erbauen die andächtige Gemeinde eben so sehr, wie die Motette Seb. Bachs oder Hans Leo Haßlers, in deren Geist sie komponirt sind. Man fühlt, wie Mendelssohn die Bahrheit spricht, wenn er an die Baronin Pereira in Wien, welche ihn aufforderte, Zedlitz' nächtliche Heerschau zu kompouiren, schreibt: „Ich nehme es mit der Musik gern sehr ernsthaft und halte es für unerlaubt, Etwas zu kompouiren, das ich eben nicht ganz durch und durch fühle. Es ist, als sollte ich eine Lüge sagen, denn die Noten haben doch einen eben so bestimmten Sinn, wie die Worte — vielleicht einen noch bestimmtern. — Nun scheint es mir überhaupt unmöglich, ein beschreibendes Gedicht zu komponiren. Die Musik von Kompositionen der Art beweisen nicht gegen, sondern für mich, denn ich kenne keine gelungene darunter. Man steht in der Mitte zwischen einer dramatischen Auffassung oder einer blos erzählenden Weise: der Eine läßt im Erlkönig die Beiden rauschen, das Kind schreien, das Pferd galoppiren, — der Andere denkt sich einen Balladensänger, der die schauerliche Geschichte ganz ruhig vorträgt, wie man eine Gespenstergeschichte erzählt. Das ist noch das Richtigste (Reichardt hat es fast immer so genommen), aber es sagt mir doch nicht zu; die Musik steht mir im Wege. Ich hätte es freilich beschreibend komponiren können, wie es Neukomm und Fischhof in Wien gethan; — ich hätte einen originellen Trommelwirbel im Baß und Trompetenstöße im Diskant und sonst allerlei Spuk anbringen können, — dazu habe ich aber wieder meine ernstsaiten Töne zu lieb, so Etwas kömmt mir immer vor, wie ein Spaß, etwa wie die Malereien in den Kinderbüchern, wo man die Dächer knallroth anstreicht, damit die Kinder merken, daß es ein Dach sei."

Diesem Princip ist Mendelssohn stets treu geblieben, und daher die Wahrheit und Innigkeit seiner Musik selbst da, wo nur ein äußerer Effekt hervorgebracht werden soll,

Digitized by Google

wie in der Walpurgisnacht und in der Loreley. Mögen daher alle angehenden Tonkünstler wohl beherzigen, was Mendelssohn an Eduard Devrient noch von Italien aus schrieb: „Du machst mir Vorwürfe, daß ich schon 22 Jahre und doch nicht berühmt sei; ich kann darauf nichts Anderes antworten, als: wenn Gott gewollt hätte, daß ich zu 22 Jahren berühmt sein sollte, so wäre ich es wahrscheinlich schon geworden; ich kann nichts dafür, denn ich schreibe eben so wenig, um berühmt zu werden, als ich schreibe, um eine Kapellmeisterstelle zu erhalten. Es wäre schön, wenn sich beides einfinden wollte; so lange ich aber nicht gerade verhungere, so lange ist es Pflicht zu schreiben, was und wie mir es mein Herz ist, und die Wirkung davon dem zu überlassen, der für mehr und Größeres sorgt. Nur daran denke ich immer mehr und aufrichtiger, so zu komponiren, wie ich es fühle, und noch immer weniger äußere Rücksichten zu haben, und wenn ich ein Stück gemacht habe, wie es mir aus dem Herzen geflossen ist, so habe ich meine Schuldigkeit dabei gethan; ob es nachher Ruhm, Ehre, Orden, Schnupftabaksdosen u. dgl. einbringt, kann meine Sorge nicht sein."

Eben so bezeichnend in dieser Beziehung ist folgende Stelle aus einem Briefe desselben Jahres: „Wie ich Wilhelm Tell von Schiller wieder las, wurde ich von Neuem ganz entzückt und glücklich über solch ein himmlisches Kunstwerk und über all' die Glut und Begeisterung und das Feuer darin. Da fiel mir plötzlich ein Wort von Goethe ein, der mir in einem langen Gespräch über Schiller einmal sagte: Schiller hätte jährlich zwei große Trauerspiele liefern können, andere Gedichte abgerechnet." Dieser handwerkmäßige Ausdruck, das Liefern, frappirte mich auf einmal sehr, als ich das frische, warme Stück las, und mir erschien diese Thätigkeit zu ungeheuer großartig, daß mir vorkam, als hätte ich eigentlich in meinem Leben noch gar nichts Rechtes hervorgebracht. Es steht noch Alles so sehr vereinzelt da; es ist wir, als müßte ich auch einmal was liefern." —

In Rom blieb Mendelssohn nur noch kurze Zeit. Nach kürzerem Aufenthalt in Florenz und Genua kam er nach Mailand, wo er Mozarts Sohn kennen lernte und lieb gewann. Er schreibt über ihn: „Herr Mozart ist Beamter, eigentlich aber ein Musiker, dem Sinn und Herzen nach. Er muß die größte Aehnlichkeit mit dem Vater haben, besonders im Wesen; denn solche Sachen, wie sie Einen in den Briefen des Vaters rühren in ihrer Naivetät und Offenheit, hört man in Menge von ihm, und muß man ihn nach dem ersten Augenblicke gleich lieb haben." Im Hause des Generals Ertmann, Gouverneurs von Mailand, war Mendelssohn ein willkommener Gast. Die Gattin des Generals war eine vortreffliche Klavierspielerin und mit Beethoven in Wien sehr befreundet gewesen, der ihr bekanntlich die große Sonate A-dur, Op. 101, widmete. „Sie nahm mich sehr freundlich auf," schreibt er von Mailand aus am 14. Juli, „spielte mir gleich die Cismoll-Sonate von Beethoven und dann die aus D-moll. Der alte General war ganz glücklich und weinte vor Freuden, weil er seine Frau so lange nicht habe spielen hören; es sei in Mailand kein Mensch, der so was anhören wolle. Dann erzählte er die schönsten Geschichten von Beethoven, wie er Abends, wenn sie ihm vorspielte, die Lichtputze zum Zahnstocher gebraucht habe u. s. w. Sie erzählte, wie sie ihr letztes Kind verloren habe, da habe der Beethoven erst gar nicht mehr in's Haus kommen können; endlich habe er sie zu sich eingeladen, und als sie kam, saß er am Klavier und sagte blos: ‚Wir werden nur in Tönen mit einander sprechen,' und spielte so über eine Stunde immer fort, und, wie sie sich ausdrückte: ‚er sagte mir Alles, und gab mir auch zuletzt den Trost.' Kurz, mir ist wieder einmal so wohl zu Muthe geworden, und so behaglich, und ich brauche so gar nicht zu schminken oder zu schweigen, sondern wir verstehen uns so prächtig über Alles!"

Von Mailand aus unternahm Mendelssohn eine Fußreise durch die Schweiz, hatte aber leider fast beständig schlechtes Wetter — der Sommer 1831 ist ja wegen seiner Regengüsse und Verheerungen berüchtigt. Sehr erquicklich ist die gute Laune, die aus seinen Briefen spricht. Einige dem Buche beigegebene Skizzen von seiner Hand zeigen ihn als geübten Dilettanten in der Zeichnungskunst. Selbst zu philosophischen Betrachtungen gibt ihm das Unwetter Veranlassung. So schreibt er an Wilhelm Taubert in Berlin von Luzern aus am 27. August: „Wo der Text zu einer Oper herkommen soll, weiß ich noch weniger seit gestern Abend, wo ich zum erstenmal seit mehr als einem Jahre ein deutsches Aesthetik-Buch wieder in die Hände bekam. Es steht wahrhaftig auf dem deutschen Parnaß eben so toll aus, als in der europäischen Politik. Gott sei bei uns! Ich mußte den gehreizten Menzel verdauen, der damit auftrat, beschedentlich Goethe schlecht zu machen, und den gespreizten Grabbe, der beschedentlich Shakspeare schlecht machte, und die Philosophen, die Schiller doch zu trivial finden! Ist Ihnen dieß hochfahrende, unerfreuliche Wesen, dieser widerwärtige Cynismus auch so fatal, wie mir? Und sind Sie mit mir einer Meinung, daß es die erste Bedingung zu einem Künstler sei, daß er Respekt vor dem Großen habe, und sich davor beuge, und es anerkenne, und nicht die großen Flammen auszupusten versuche, damit das kleine Talglicht ein wenig heller leuchte? Wenn Einer das Große nicht selbst fühlt, so möchte ich wissen, wie er es mich will fühlen lassen! Das ist nun aber einmal eben eine tolle, wilde, durch und durch erregte Zeit, und wer fühlt, die Kunst sei aus, der lasse sie doch in Gottesnamen ruhen. Aber wenn all' das Unwetter sich von draußen auch noch so wild ausnimmt, so reißt es doch die Häuser nicht gleich um; und wenn man drinnen ruhig weiter fortarbeitet, und nur an seine Kräfte und seinen Zweck, nicht an die Andern denkt, so geht es auch wohl oft vorüber und kann man sich's nachher gar nicht so toll wieder vorstellen, wie es Einem damals erschien. Ich habe mir vorgenommen, so lange ich kann, es so zu machen und ruhig meines Weges zu gehen; denn daß es Musik gibt, wird mir am Ende Keiner abstreiten, und das ist die Hauptsache."

Von der Schweiz ging Mendelssohn nach München, wo er am 17. Oktober ein Concert für die Armen gab, in welchem seine C-moll-Symphonie, der Sommernachtstraum, aufgeführt wurde, und er sein Klavierkonzert in G-moll zum erstenmale spielte. Nach langer Zeit dirigirte er wieder ein volles, gutes Orchester mit 32 Geigen, sechs Contrabässen und doppelten Blasinstrumenten. Zum Schlusse mußte er phantasiren. König Ludwig gab ihm »non più andrai« zum Thema. Obgleich er ungemein beklatscht wurde, schreibt er doch: Ich habe mich recht in meiner Meinung bestärkt, daß es ein Unsinn sei, öffentlich zu phantasiren. Mir ist selten so närrisch zu Muthe gewesen, als, wie ich mich da hinsetzte, um meine Phantasie dem Publikum zu produziren. Ich werde es öffentlich nicht wieder thun; es ist ein Mißbrauch und ein Unsinn zugleich."

In München erhielt Mendelssohn den Auftrag, eine Oper zu schreiben, und da er noch Paris und London wieder besuchen wollte, ehe er nach Berlin zurückkehrte, nahm er den Weg über Düsseldorf, um Immermann, der ihm schon einige Lieder zum Komponiren gedichtet hatte, um Abfassung eines Textbuches zu ersuchen. Sein Vater meinte freilich, es könne kein Deutscher einen guten Opernext schreiben, und rieth ihm, sich von einem französischen Dichter einen Text machen zu lassen, und ihn dann übersetzt zu komponiren. Immermann schlug vor, Shakspeare's „Sturm" als Oper zu bearbeiten, womit Mendelssohn ganz einverstanden war. Diese Oper kam zwar nie zur Ausführung, doch ist es höchst rühmlich, daß Mendelssohn seines Vaters Rath zurückwies. Er schreibt hierüber an seinen Vater: „Einen französischen Text überlegt zu komponiren, scheint mir aus mehreren Gründen nicht ausführbar. Vor allen Dingen ist mir, als billigtest Du sie mehr nach dem Erfolg, den sie haben, als nach ihrem wirklichen Werthe. Auch weiß ich mich zu erinnern, wie unzufrieden Du mit dem Sujet der Stummen, einer verführten Stummen, des Wilhelm Tell, der mit Kunst

Digitized by Google

langweilig gemacht ist, u. s. w. gewesen bin. Der Erfolg aber, den sie über ganz Deutschland haben, hängt gewiß nicht davon ab, daß sie gut oder dramatisch sind, denn Tell ist keins von beiden, sondern davon, daß sie aus Paris kommen und dort gefallen haben. Allerdings ist ein Weg, in Deutschland anerkannt zu werden, der über Paris und London! Doch ist er nicht der einzige; das beweist nicht allein der ganze Weber, sondern sogar auch Spohr, dessen Faust jetzt hier zur klassischen Musik gerechnet und nächste Saison in der großen Oper in London gegeben wird. Ich könnte ihn auch auf keinen Fall einschlagen, da mir meine große Oper für München bestellt ist und ich den Auftrag angenommen habe. Versuchen will ich es also in Deutschland und dort bleiben und wirken, so lange ich da wirken und mich erhalten kann, denn das ist freilich die erste Pflicht. Kann ich das nicht, so muß ich wieder fort, und nach London oder Paris, wo es leichter geht. Kann ich es aber in Deutschland, so sehe ich freilich, wie man anderswo besser bezahlt und mehr geehrt wird, auch freier und lustiger lebt, wie man aber in Deutschland immer fortschreiten, arbeiten, und niemals ausruhen muß. Und zum Letzten halte ich mich."

In Paris verweilte Mendelssohn den ganzen Winter bis Mitte April 1832. Er brachte mehrere seiner Werke zur Aufführung, allein das Pariser Publikum schwärmte damals für Meyerbeers Robert le Diable, und Meyerbeer ist der Antipode Mendelssohns, welcher in seinen Briefen die Unsittlichkeit und die Effekthascherei dieses Meisters auf's bitterste geißelt. „Auf solch eine kalte, berechnete Phantasieanstalt (wie Robert der Teufel) kann ich mir keine Musik denken," schreibt er an Immermann am 11. Jan., „und so befriedigt mich auch die Oper nicht: es ist immer kalt und herzlos, und dabei empfinde ich nun einmal keinen Effekt. Die Leute loben die Musik, aber wo mir die Wärme und die Wahrheit fehlt, da fehlt mir der Maßstab."

Nach einem leichten Anfall von Cholera reiste Mendelssohn nach London — jener Stadt, nach der er sich in Italien schon zurücksehnte, denn er schreibt von Neapel aus: „Es soll nun einmal sein, daß das rauchige Nest mein Lieblingsaufenthalt ist und bleibt. Das Herz geht mir auf, sobald ich daran denke; und male ich mir nun gar meine Rückreise aus, so wird mir schon jetzt ungeduldig, um bald dorthin zu kommen." Kein Wunder; London war auch diejenige Stadt, in welcher sein Talent am frühesten anerkannt, am Fürsten angespornt und endlich zu seinen zwei größten Werken, den Oratorien Paulus und Elias, durch die Begeisterung für Händel reif wurde. Leider enden hier seine Reisebriefe, und wir müssen uns nun auf die dürftigen Notizen beschränken, die in Ermangelung einer ausführlichen Biographie Lampadius in Leipzig gleich nach seinem Tode gesammelt hat.

Die neuen Kompositionen, welche Mendelssohn nach London mitbrachte, namentlich die Ouvertüre zur Fingalshöhle und das G-moll-Klavierkonzert, wurden im philharmonischen Konzert mit stürmischem Beifall aufgenommen. Große Sensation erregte auch sein Orgelspiel in der St. Paulskirche am 10. Mai, auch spielte er mehreremal mit Moscheles vierhändig, in dessen Familie er als Hausfreund aufgenommen wurde. Er schreibt davon in seinem letzten Briefe der veröffentlichten Sammlung: „Es sind vortreffliche Menschen, und für mich ist es Erquickung, seit langem wieder einmal einem Künstler zu begegnen, der nicht von Eifersucht, Neid und elender Selbstsucht zerrissen ist."

Am 23. Juni reiste Mendelssohn nach Berlin zurück. Zelter war kurz zuvor gestorben und seine Stelle als Direktor der Singakademie erledigt. Mendelssohn bewarb sich darum, aber so wenig war dieser in London so hochgefeierte Künstler in seiner Heimat geschätzt, daß ihm ein ziemlich mittelmäßiger Komponist, Karl Friedrich Rungenhagen, dessen Werke, wie die Oratorien: der Tod Abels, Christi Einzug in Jerusalem, Cäcilia u. dgl. ganz verschollen sind, vorgezogen wurde.

Mendelssohns Thätigkeit in Berlin beschränkte sich auf einige öffentliche Konzerte, in denen er auf den Geschmack seiner Mitbürger bildend einzuwirken suchte. Dieß war ihm natürlich nicht genügend, und wir finden ihn im Frühjahr des nächsten Jahres (1833) schon wieder in London. Er komponirte dort mit Moscheles vereint in zwei Tagen die Variationen über den Zigeunermarsch aus Preciosa für zwei Klaviere (später auch zu vier Händen arrangirt. Ueberhaupt musizirten sie gerne gemeinschaftlich, und man hörte sie in vertrauischen Cirkeln öfters vierhändig zusammen phantasiren, wobei Einer des Andern musikalische Gedanken errathen und ihm die Themata gleichsam aus der Hand spielen mußte. Am 13. Mai wurde die schon oben erwähnte italienische Symphonie in A-dur im philharmonischen Konzerte zum erstenmal gegeben, die in Deutschland erst lange nach der A-moll-Symphonie bekannt wurde.

Inzwischen hatte Mendelssohn eine Berufung nach Düsseldorf erhalten, um das dortige Musikfest zu leiten; er reiste gegen Ende Mai dahin ab. Hier fand er einen Kreis vertrauter Freunde, Immermann und die Künstler, mit denen er in Italien zusammengetroffen war. Der glänzende Erfolg des Musikfestes, den man seinen vortrefflichen Leistungen als Dirigent zu verdanken hatte, war so groß, daß man ihn an Düsseldorf zu fesseln suchte. Man trug ihm daher die eigens für ihn geschaffene Stelle eines städtischen Musikdirektors an, mit der Obliegenheit, den wöchentlichen Singverein, die Winterkonzerte und die Musik in den katholischen Kirchen zu dirigiren. Mendelssohn nahm das Anerbieten an. Obschon Immermann sich innerlich verletzt fühlen mußte, daß Mendelssohn seinen Opernplan zum „Sturm" als nicht zur Komposition geeignet zurücklegen mußte, so entstand doch ein innigeres Freundschaftsverhältniß zwischen beiden, welches durch ihre gemeinschaftliche Thätigkeit zur Hebung des Düsseldorfer Theaters gefestigert, aber eben dadurch auch schnell wieder gelockert wurde. Düsseldorf, der Wohnort so vieler Künstler und Beamten, hatte ein ganz schlechtes Theater, und man wollte die Anwesenheit zweier Dichter, Immermann und v. Uechtritz, und eines Musikdirigenten wie Mendelssohn, benützen, um eine tüchtige Bühne zu schaffen. Die Idee fand starken Anklang, und bald war durch einen Aktienverein das nöthige Kapital zusammengebracht. Es ist bekannt, mit welchem Eifer Immermann sich der Sache bemächtigte, und wie schon die Musteraufführungen im Frühjahr 1834 sein Streben, in Deutschland eine klassische Bühne zu gründen, krönten. Mendelssohn wollte aber nicht seine ganze Thatkraft der Organisation und Leitung einer städtischen Oper widmen, und derlei haben seinen Jugendfreund Julius Rietz jetzt Hofkapellmeister in Dresden) von Berlin zu seiner Unterstützung. Immermann blieb Mendelssohns Bürkamkeit bedeutsam genug für die Hebung der Oper, nur scheint es, daß er einige Mißgriffe in der Berufung junger, noch unfertiger Talente machte, und daß Immermann das Drama auf Kosten der Oper bevorzugte. Dieß führte zu gegenseitiger Unzufriedenheit und zuletzt zur gänzlichen Entzweiung. Mendelssohn zog sich schon am Ende desselben Jahres zurück und widmete sich ganz seinem Berufe als städtischer Musikdirektor und der Komposition. In diese Zeit fallen die drei Klavier-Capriccio's Op. 33, neue Lieder ohne Worte (Heft 2), die drei heimischen Volkslieder (im ersten Heft Op. 41), und namentlich arbeitete er unausgesetzt an seinem ersten Oratorium Paulus.

(Schluß auf S. 347.)

Digitized by Google

Das Nordlicht.

(Mit einer Abbildung in Farbendruck.)

„Lodernde Flammen mit wallenden Blitzen,
Fliegende Düfte voll strahlender Spitzen
Zirkeln sich, wiehein sich, schießen zusammen,
Leuchten und schrecken, verschwinden, entstehn,
Wallen und wittern, erscheinen, vergehn."
B. H. Brockes.

In den winterlichen Gegenden jenseits des nördlichen Polarkreises, wo die Sonne Wochen und Monate lang unter dem Horizonte steht, werden die langen Nächte häufig durch ein Meteor erhellt, welches unter dem Namen Nordlicht allgemein bekannt ist; denn es zeigt sich, obwohl selten, auch in unsern Gegenden und selbst in der Tropenzone von Mexiko und Peru. Die Pracht dieser nächtlichen Lichterscheinung ist schwer mit Worten zu schildern. Tief am Horizonte schwärzt sich der vorher heitere Himmel. Es bildet sich eine Art dicker Nebelwand, die allmälig aufsteigt und eine Höhe von 8 bis 10 Graden erreicht. Die Farbe der dunkeln Himmelsgegend, in welcher Sterne sichtbar sind, geht in's Braune oder Violette über. Dann entsteht ein breiter, aber helleuchtender Lichtbogen, erst weiß, dann gelb, der in feinem Aufwallen und formveränderndem Schwanken oft Stunden lange stehen bleibt. Wenn dann 5 bis 6 Strahlenbüschel zugleich an verschiedenen Stellen aufsteigen; wenn aus der ganzen Länge des dunkeln Saumes dicht aneinander sich Strahlen erheben, die sich entweder alle nach einer Seite bewegen, oder in verschiedenen Richtungen von und gegen einander ziehen; wenn diese sich zum Zenith erheben, und nun sich so drängen, daß man ihre Anfänge nicht mehr unterscheiden kann; wenn das Verschwinden und Wiedererscheinen mit solcher Schnelligkeit geschieht, daß der ganze nördliche Himmel wie von zuckenden Flammen erfüllt ist; wenn diese gar durch das Zenith bis an den halben südlichen Himmel ziehen: dann gewährt das Nordlicht einen Anblick, den nur die Phantasie sich ausmalen kann. Nur eine Stelle des Himmels in der Nähe des Zeniths, die Krone des Nordlichts, theilt nicht die allgemeine Beweglichkeit und Veränderlichkeit. In matten Lichte glänzt sie, gleichsam der Pol der ganzen Erscheinung, ruhig fort. Ist sie gebildet, was übrigens nur in seltenen Fällen, bei sehr großen Nordlichtern geschieht, so ändert sich auf kurze Zeit die Intensität der Lichtstrahlen und übertrifft die der Sterne erster Größe; die Strahlen schießen mit Schnelligkeit fort, und es bilden sich bald wieder verschwindende Krümmungen. Hierauf färben sie sich: ihr unteres Ende wird roth, die Mitte grün, nur der obere Theil behält seine hellgelbe Lichtfarbe. Die Farben selbst sind außerordentlich durchsichtig: das Roth nähert sich dem Blutrothen, das Grün der blassen Smaragdfarbe. Mit der Ausbildung der Krone hat aber die Erscheinung immer auch ihren Kulminationspunkt erreicht. Der Glanz nimmt dann ab, die Farben verschwinden, die Strahlen werden nun seltener, kürzer und farbenloser, und Alles erlischt plötzlich oder verschwindet allmälig. Die Krone dauert nur wenige Minuten, sie schwächt sich, das ganze Phänomen befindet sich südlich vom Zenith und bildet blässere Bogen, welche im Allgemeinen verschwinden, ehe sie den südlichen Horizont erreicht haben. Die Krone und alle Lichtbögen brechen auf; bald sieht man am ganzen Himmelsgewölbe unregelmäßig zerstreut nur breite, blasse, fast aschgrau leuchtende, unbewegliche Flecke; auch sie verschwinden früher, als die Spur der dunkeln rauchartigen Partie, die noch tief am Horizonte steht, und zuletzt bleibt von dem ganzen Schauspiele, von dem „lustigen Himmelstanze", wie die Be-

wohner der Shetland-Inseln das Nordlicht nennen, nur ein weißes, zartes Gewölk übrig, an den Rändern gefiedert, oder in kleine rundliche Häufchen mit gleichen Absländern getheilt.

Dieß ist die Erscheinung des Nordlichts, wenn es sich in seiner ganzen Pracht zeigt; allein nur selten geschieht es, daß man dasselbe, selbst in nördlichen Gegenden, so vollständig beobachten kann; denn oft ist der Zustand des Himmels oder der Atmosphäre ungünstig, und auch die Bedingungen, welche das Phänomen bestimmen, werden nicht immer gleichzeitig erfüllt, und alsdann ist dasselbe die ganze Krone nur unbestimmt und unsicher ausgebildet, bald der Bogen an mehreren Stellen unvollständig, oder es erscheinen Wolken, welche das Licht auffangen, sich an ihren Rändern oder in ihrer Mitte färben, und die regelmäßige Form des Nordlichts in tausendfachen, mehr oder weniger merkwürdigen Weisen verändern.

Daß die Polarlichter mit dem Erdmagnetismus zusammenhängen, ist durch viele und interessante Beobachtungen nachgewiesen. Das Nordlicht stellt das gestörte magnetische Gleichgewicht gerade so wieder her, wie durch den Blitzstrahl des Gewitters das gestörte elektrische Gleichgewicht wieder hergestellt wird. Betrachtet man die ganze Erscheinung aus diesem Gesichtspunkte, so wird man den Ausspruch A. v. Humboldts, daß die prachtvolle Erscheinung des farbigen Polarlichtes der Art der Entladung, das Ende eines magnetischen Ungewitters sei, wohl verstehen. Wie aber beim elektrischen Ungewitter die Entladung unter heftigen Detonationen geschieht, so leuchtet das Polarlicht als ein still verstrahlendes Gewitter und verströmt seine magnetische Wirkung in weite und hohe Regionen der Atmosphäre, und während das elektrische Ungewitter gewöhnlich auf einen kleinen Raum eingeschränkt ist, außerhalb dessen der Zustand der Luftelektrizität ungeändert bleibt, offenbart dagegen das magnetische Ungewitter seine Wirkung auf den Gang der Nadel über große Theile der Kontinente und deutet damit auf eine weit verbreitete tellurische Thätigkeit. Weil in luftverdünnten Räumen die Elektrizität mit bläulich gelben, breiten Strahlen leuchtet, erklärte man früher das Polarlicht für eine Wirkung der Luftelektrizität; allein schon die soeben angeführten Unterschiede zwischen beiden Arten von Ungewittern deuten für das Polarlicht um so mehr auf eine andere Quelle hin, als neue, mit sehr empfindlichen Elektrometern angestellte Versuche gegen alle Erwartung bisher nur negative Resultate gaben. Der Zustand der Luftelektrizität ward während der stärksten Nordlichter nicht verändert gefunden, wohl aber wird die Magnetnadel bei ihrem Erscheinen eben so affizirt, wie das Elektrometer von elektrischen Gewittern. Sehr merkwürdig ist auch die Erscheinung, welche Admiral Wrangel beobachtete, der an den sibirischen Küsten des Eismeers während des Nordlichts gewisse Regionen des Himmelsgewölbes, die nicht leuchteten, sich stets entzünden und dann fortglühen sah, wenn eine Sternschnuppe sie durchstrich.

Daß von der prachtvollen Erscheinung des farbigen Polarlichtes oft zuletzt nur Cirruswölkchen übrig bleiben, wurde Veranlassung, daß man in dieser Wolkenform die wesentliche Ursache der Polarlichter erkennen wollte, wie man in den dichten, ausgedehnten Cumuluswolken die Ursache der elektrischen Gewitter erblickt, und Humboldt sieht in diesem Zusammenhange das Polarlichtes mit den feinsten Cirruswölkchen einen meteorologischen Prozeß. „Der tellurische Magnetismus“, sagt er, „offenbart sich hier in seiner Wirkung auf den Dunststreis, auf die Kondensation der Wasserdämpfe.“ Und in der That bemerkten alle neueren Beobachter, daß das Nordlicht dann die lebhaftesten Strahlen schoß, wann in der hohen Luftregion Massen des Cirrostratus schwebten, und wenn diese so dünn waren, daß ihre Gegenwart nur durch die Entstehung eines Hofes um den Mond erkannt werden konnte. Die Wolken ordneten sich bisweilen schon bei Tage auf eine ähnliche Art, wie die Strahlen des Nordlichts, und beunruhigten dann, wie diese, die Magnetnadel.

Das Geräusch, welches mehrere Beobachter bei Nordlichtern gehört haben wollen, scheint auf Täuschung beruht zu haben, oder, wie Humboldt sagt, die Nordlichter scheinen schweigsamer geworden zu sein, seitdem man sie genauer zu beobachten und zu belauschen versteht. Parry, Franklin und Richardson am Nordpol, Thienemann in Island, Giesele in Grönland, Lottin und Bravais am Nordkap, Wrangel und Anjou an der Küste des Eismeeres, haben zusammen gegen tausend Nordlichter gesehen und nie irgend ein Geräusch vernommen. „Der Glaube an ein lufterfülltes Geräusch,“ sagt Humboldt, „ist nicht in dem Volke, sondern bei gelehrten Reisenden wohl deßhalb entstanden, weil man schon in früher Zeit, wegen des Leuchtens der Elektrizität in luftverdünnten Räumen, das Nordlicht für eine Wirkung atmosphärischer Elektrizität erklärte, und hörte, was man zu hören wünschte.“

Völlig übereinstimmend mit den Nordlichtern sind die Südlichter, von denen Forschungsreisende uns zuerst Treviser, der ein solches 1712 bei Umschiffung des Kap Hoorn beobachtete, unterrichtet, und die später Cook, der kühne Seefahrer, der sich zuerst in die Eisberge des gefährlichen südlichen Polarmeeres wagte, ausführlich beschrieben hat. Sie haben mit den Nordlichtern gleichen Ursprung, werden beide mit dem gemeinsamen Namen der Polarlichter bezeichnet und erscheinen, eine merkwürdige Thatsache, oft zu gleicher Zeit.

Was die Zahl der Polarlichter betrifft, so will man beobachtet haben, daß es polarlichtreiche Jahre und Perioden gebe, wie es auch gewitterreiche Jahre gibt, und es scheinen die Polarlichter in den gemäßigten Zonen ziemlich lange Perioden zu haben, in denen sie abwechselnd häufig oder selten sind, oder auch wohl ganz ausbleiben; so kommen in den Jahren 1465 — 1520, 1581 — 1600, 1621 — 1686 durchaus keine Nachrichten eines erschienenen Polarlichtes vor, und wir scheinen gegenwärtig wiederum in einer Periode zu leben, die nicht sehr reich an diesem prachtvollsten aller meteorologischen Phänomene ist. — Das auf unserer Tafel dargestellte Nordlicht wurde von Kapitän Roß, der dreimal (1829—1832) die Gegenden des amerikanischen Polarlandes untersuchte, auf der von ihm entdeckten Halbinsel Boothia Felix beobachtet. Es unterschied sich von allen andern Nordlichtern, so prachtvoll es auch den Himmel färbte, durch den Mangel an Ausstrahlungen und durch die horizontale Ausdehnung seines Lichtbogens. Die Eskimo-Niederlassung North-Hendon, die wir im Scheine des Nordlichts sehen, war die einzige, die er im Süden der Barrowstraße entdeckte, und wahrscheinlich die nördlichste dieses Volksstammes auf dem Festlande von Nord-Amerika.

2.

Digitized by Google

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

(Schluß von Seite 344.)

Doch schon im folgenden Jahre 1835 folgte Mendelssohn einem Rufe nach Leipzig als Dirigent der Gewandhauskonzerte, nachdem er das Kölner Musikfest, zu welchem auch seine Eltern gekommen waren, geleitet hatte. In dieser Stadt entfaltete er nun eine Thätigkeit, welche Leipzig in Beziehung auf Konzertmusik und allgemeines musikalisches Treiben bald zur ersten Stadt Deutschlands erhob. Er verstand die reichen Mittel, die er hier an Orchester, Dilettanten und Singchören vorfand, mit der größten Umsicht und Gewandtheit zu benützen, und so die herrlichsten und größten Tonwerke mit den großartigsten Effekten zur Aufführung zu bringen, während er durch eine Reihe von historischen Konzerten den Kunstsinn des Publikums läuterte und für die klassische Musik begeisterte. Er war es, der Beethovens neunte Symphonie und Missa solemnis zum Verständniß brachte und doch zugleich für Haydns und Mozarts Symphonien Liebe einflößte. Er war es, der das Leipziger Conservatorium gründete und den König von Sachsen vermochte, dasselbe reichlich mit Mitteln auszustatten; ihm hat man die Errichtung von Sebastian Bachs Bildsäule an der Thomasschule zu verdanken, indem er die Idee faßte und durch Konzerte die Mittel zu beschaffen suchte. Der Raum gebricht uns, hier diese Thätigkeit im Einzelnen zu verfolgen, wir können uns nur mit Hauptereignissen seines Lebens beschäftigen.

Im November desselben Jahres (1835) verlor Mendelssohn seinen Vater. Den Schmerz über diesen Verlust milderte einigermaßen das Auffinden seines liebsten Jugendfreundes im Trauerhause, Ferdinand David, welcher frühzeitig seine Eltern verloren hatte, war unter Vormundschaft von Mendelssohns Vater größtentheils in dessen Hause erzogen worden. Er hatte sich während Felix' Abwesenheit als Schüler Spohrs zu einem tüchtigen Violinspieler ausgebildet, und Mendelssohn erkannte sogleich, welche vortreffliche Stütze er an ihm gewinnen würde. Er nahm ihn daher mit nach Leipzig, wo er am 10. Dez. zum erstenmal auftrat und schon am 25. Februar 1836 zum Konzertmeister an des verstorbenen Matthäi Stelle ernannt wurde.

Das große Ereigniß des Jahres 1836 ist die Vollendung des Paulus und die erste Aufführung des Werkes beim Düsseldorfer Musikfeste am 22. Mai unter Mendelssohns Leitung. Der Erfolg war der glänzendste, obschon die beiden falschen Zeugen in dem Duett „Wir haben ihn gehört Lästerworte reden" stecken blieben. Fanny Hensel war mit dem Bruder Paul zur Aufführung von Berlin gekommen; ihr Gatte hatte im Verein mit Schröter, Hübner, Steinbrück, Mücke, ein Prachtexemplar der Partitur mit analogen Zeichnungen der Hauptmomente des Oratoriums ausgestattet, welches vom Festcomité dem Komponisten überreicht wurde. Eine dieses Oratorium bald darauf in ganz Deutschland mit Begeisterung aufgenommen, und in England, Nordamerika, selbst in Frankreich als das schönste und großartigste Oratorium der Neuzeit begrüßt und gewürdigt wurde, ist bekannt. Weder Spohr noch Schneider hat diese Kraft, diese Hoheit, diesen Ausdruck ächt christlicher Begeisterung erreicht, und auch in neuester Zeit hat kein Ferdinand Hiller, kein Motique — so gediegen auch sein Abrahamt ist — sich zu solchem heiligen Schwunge erhoben.

Nach dem Düsseldorfer Musikfeste begab sich Mendelssohn nach Frankfurt a./M., um für seinen erkrankten Freund Schelble den Cäcilienverein zu leiten. Hier gefiel es ihm sehr und hier sollte er auch seine Lebensgefährtin finden. In der Familie des verstorbenen reformirten Predigers Jeanrenaud lernte er dessen jüngste Tochter Cäcilie kennen und lieben, und schon im darauffolgenden Frühling führte er sie als Gattin nach Leipzig. Die seltenste Uebereinstimmung des Herzens und des Geistes hatte auch das seltenste Familienglück begründet, und Mendelssohn hing bis zu seinem Tode mit der innigsten Liebe an der treuen Gattin. Sie war es werth, diesen Mann zu besitzen, und zeigte dieß durch ihr ganzes Sein und Wirken und — bei der schwersten Prüfung ihres Lebens — durch die heldenmüthige Ergebung in das Schicksal, als der Tod ihren Gatten nach kaum elfjähriger Ehe von ihrer und ihrer Kinder Seite riß.

Wie sehr Leipzig ihm zu diesem Ehebündniß Glück wünschte, beweist die folgende Anekdote. In dem letzten Konzerte, das er vor seiner Abreise nach Frankfurt dirigirte und welches ihm zu lieb vom Donnerstag, dem gewöhnlichen Konzertabend, auf den Montag (12. Dez.) verlegt wurde, hatte das Konzertdirektorium das Finale aus Fidelio als Schlußnummer in's Programm aufgenommen. Als nun der Chor in die Worte einstimmte: „Wer ein holdes Weib errungen, stimm' in unsern Jubel ein," brach ein allgemeiner Jubel im Konzertsaale aus. Mendelssohn, durch das endlose Applaudiren zu einer freien Phantasie aufgefordert, setzte sich an den Flügel und erging sich über dieses Thema in mächtig ergreifender Weise. Es war gleichsam eine Familienfeier, an welcher die ganze Versammlung Theil nahm.

Im August 1837 besuchte er mit seiner Gattin seine Freunde in Düsseldorf, denen er den 42. Psalm (Op. 42), ein zweites Klavierkonzert in D-moll (Op. 40) und das Violinquartett in E-moll (Op. 42, Nr. 2) als neueste Frucht seiner schöpferischen Thätigkeit mitbrachte. Auch sandte er von hier aus die schon in Rom komponirte Nonnen-Motette zum Druck fertig an Simrock in Bonn.

Da auf dem großen Musikfeste zu Birmingham (19. bis 22. September) sein Paulus zur Aufführung kam, reiste er von Düsseldorf hinüber und war Zeuge von der großen Sensation, die dieses Werk selbst bei den fast nur für Händel schwärmenden Engländern erregen konnte.

Aus den nächstfolgenden Jahren ist nur hervorzuheben, daß er 1838 das Kölner und 1839 das Düsseldorfer Musikfest leitete und die effektvolle Ouvertüre zu Viktor Hugo's Ruy Blas schrieb, und im Jahr 1840 sein herrliches Chorwerk, den 114. Psalm: „Da Israel aus Egypten zog" (Op. 51), sowie sein reizendes Trio in D-moll (Op. 49) zur erstmaligen Aufführung brachte. Gewagt war sein Versuch, in diesem Jahre sämmtliche vier Ouvertüren zu Beethovens Fidelio an einem einzigen Konzertabende zu geben, doch zeigte die Ausnahme, auf welcher Höhe der musikalischen Bildung das Leipziger Publikum stand.

Ein schönes Beispiel von Mendelssohns Zartgefühl und edlem Sinn gibt folgender Vorfall. Im Januar dieses Jahres kam Franz Liszt zum ersten Mal nach Leipzig. Durch seinen Geschäftsführer, der die merkantile Seite zu stark hervorhob und einige unerhörte Neuerungen mit den Plätzen im Gewandhaussaale vorgenommen hatte, war ein Theil des Publikums gegen Liszt im Voraus eingenommen. Als er sich an's Klavier setzte, ließ sich lautes Zischen vernehmen, das sich jedoch nach Beendigung des Stückes in rauschenden Beifall umwandelte. Immerhin fühlte sich Liszt höchlichst beleidigt, und auch das Publikum mußte sich eingestehen, einen solchen Künstler versetzt zu haben. Hier trat nun Mendelssohn als Vermittler auf. Er gab Liszt eine glänzende Soiree im Gewandhaussaale, zu der er die halbe musikalische Stadt einlud. Nach dem Konzerte wurde die Gesellschaft auf's Glänzendste bewirthet, wobei Mendelssohn und seine Gattin in anmuthigster Weise die Wirthe machten. Liszt und das

Digitized by Google

Publikum waren verschönt, und der geniale Pianist gab noch zwei Konzerte in Leipzig.

Eben so edel benahm sich Mendelssohn gegen Hektor Berlioz, welcher beschrichtet hatte, seine Musik, welche von der Mendelssohn'schen Richtung so diametral divergire, werde in Leipzig eine schlechte Aufnahme finden. Mendelssohn schrieb ihm selbst und lud ihn ein, zu kommen, und versprach ihm seine kräftigste Unterstützung. „Ich glaube Ihnen versichern zu können, daß Sie mit der Stadt zufrieden sein werden, d. h. mit den Musikern und dem Publikum," schrieb er ihm, „ich freue mich darauf, Ihnen die Hand geben und ‚Willkommen in Deutschland' sagen zu können." Nicht minder ehrte er Spohr durch eine öffentliche Huldigung, als dieser im Juni 1846 Leipzig besuchte. Er veranstaltete ihm eine Soirée, in welcher nur Kompositionen dieses Altmeisters gegeben wurden, und zwar lauter Meisterwerke, wie: Ouvertüre zu Faust, Arie aus Jessonda, Violinkonzert in E-moll, das der junge, damals schon so hoffnungsvolle Joachim spielte, und die große Symphonie: Weihe der Töne.

Im Jahr 1840 brachte Mendelssohn zum vierhundertjährigen Jubelfeste der Buchdruckerkunst zwei eigens dazu komponirte Werke zur Aufführung: den Festgesang für Männerchor und Orchester, in welchem das Lied: „Vaterland, in deinen Gauen brach der lichte Morgen an", so volksthümlich wirkt, und seinen Lobgesang (Op. 52), jene begeisterte Symphonien-Cantate, welche, wenn auch nicht sein bedeutendstes, doch sein genialstes Werk genannt werden darf, und welche überall, wo sie gehört wird, durch den Charakter des Chorals: „Nun danket alle Gott!" der sie durchweht, berauschend auf die Zuhörer wirkt.

Auf dem großen Musikfest zu Birmingham, das Mendelssohn in diesen Jahre zu dirigiren eingeladen worden war, wurde der Lobgesang auch in England eingeführt und mit eben so großer Begeisterung aufgenommen, wie der Paulus.

Im Juli des Jahres 1841 ernannte der König von Sachsen Mendelssohn zu seinem Kapellmeister. Aber Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, welcher alle großen Talente der Gegenwart nach Berlin zu ziehen trachtete, hatte längst sein Auge auch auf Mendelssohn gerichtet und ernannte ihn fast gleichzeitig mit dem König von Sachsen zu seinem Kapellmeister. Mendelssohn konnte nicht umhin, das letztere Anerbieten anzunehmen. Doch geflel es ihm nicht lange in Berlin. Obschon der König ihm den Auftrag gegeben hatte, die Musik zur Antigone zu setzen, selbe es ihm doch an einem positiven Wirkungskreise. Er hatte keine Kapelle zu dirigiren und war dem Kultusministerium blos zur Disposition gestellt worden, welches eben auch keine Beschäftigung für ihn fand. So kehrte Mendelssohn noch in demselben Jahre nach Leipzig zurück, nachdem er in der kurzen Zeit von elf Tagen die Musik zur Antigone für den König geschrieben hatte. Man mag von der Wiedererweckung der antiken Tragödie vermittelst der modernen Musik halten, was man will, man mag mit Marx übereinstimmen, welcher in Glucks Leben von der Unmöglichkeit spricht, das Ausgelebte wieder zu beleben und unter widersprechenden Lebensverhältnissen aufrecht zu erhalten, indem weder die Gunst eines schwärmerisch dafür eingenommenen Königs, noch das anschmiegsame Talent Mendelssohns, noch die Begeisterung, mit der so viele Philologen die vermeinte Wiedergeburt eines Lieblingsgedichts befürworteten: immerhin bleibt die Musik zur Antigone eine in sich ganz vollkommene, charakervolle Schöpfung, in welcher der antike Geist sich mit der modernen Gefühls- und Ausdrucksweise auf's innigste verwebt. Darum schickte auch die deutsche Philologenversammlung, als sie im Herbst des folgenden Jahres in Kassel tagte, Mendelssohn ein Dankschreiben zu, „weil er durch seine Musik zur Antigone wesentlich zur Wiederbelebung des Interesses an der griechischen Tragödie beigetragen habe".

Eine kurze Zeit führte nun Mendelssohn ein Wanderleben. Die häufigen Reisen nach Berlin zur Aufführung der Antigone, die Direktion des Düsseldorfer Musikfestes, eine Reise nach London mit seiner Gattin, wo im philharmonischen Konzert zum erstenmal die schönste seiner Symphonien, die A-moll, gegeben wurde, ein Aufenthalt von mehreren Wochen in der französischen Schweiz, wo auf dem Lausanner Musikfest sein Lobgesang neben Rossini's Stabat mater einen eigenthümlichen Kontrast gebildet haben muß, ein längerer Besuch in Frankfurt — ein solches bewegtes Leben führte Mendelssohn im J. 1842. Kaum nach Leipzig zurückgekehrt, erhielt er ein neues Anerbieten vom Könige von Preußen, unter dem Titel Generalmusikdirektor die Oberleitung aller geistlichen und kirchlichen Musik in Preußen, insbesondere auch bei dem Domgottesdienst in Berlin, zu übernehmen. Mendelssohn nahm dieß ehrenvolle Anerbieten an, wollte aber Leipzig nicht verlassen, bis die Gründung des Conservatoriums geschert und dasselbe unter seiner Mitwirkung organisirt und zur Blüthe getrieben war. Seiner angestrengten Thätigkeit ist es zu verdanken, daß dasselbe schon am 3. April 1843 durch den Minister von Falkenstein eröffnet werden konnte. Die ersten Kräfte Leipzigs wirkten an diesem Institute — Mendelssohn, Schumann, Hauptmann, David, Becker, und bald darauf auch Moscheles.

In demselben Winter kam auch die Walpurgisnacht in Leipzig zum erstenmal zur Aufführung, an welcher er schon in Rom gearbeitet hatte, und zu seiner großen Freude konnte am 23. April desselben Jahres auch das Bachdenkmal enthüllt werden, wobei ein Enkel Sebastian Bachs, der 83jährige Kapellmeister Bach aus Berlin, zugegen war. Den Sommer über arbeitete er an der Musik zu Shakspeare's Sommernachtstraum für die Bühne, welche schon am 12. Oktober zu Potsdam zur Aufführung gelangen konnte. Endlich am 18. November fand sein Abschiedskonzert statt, und bald darauf finden wir ihn an seinem neuen Posten in Berlin als Generalmusikdirektor. Doch begann er zuerst seine Wirksamkeit mit der Direktion der Symphoniesoireen.

Im Jahr 1844 ging Mendelssohn wieder nach London, wo er die ganze Frühjahrssaison hindurch viel öffentlich spielte und am 28. Juni in Exeterhall seinen Paulus aufführte. Nach Berlin zurückgekehrt, arbeitete er an der Musik zu Oedipus auf Colonos und der zu Racine's Athalia, welche beide im Herbst 1845 aufgeführt wurden: auch vollendete er sein herrliches Violinkonzert, das er für David schrieb, sowie sein großes Trio in C-moll, Op. 66, auch erschienen mehrere neue Hefte der Lieder ohne Worte. Aber vor allem beschäftigte ihn sein neues Oratorium: der Elias, welcher für das Musikfest zu Birmingham im August 1846 bestimmt war. Obschon der Erfolg ein ungemein glänzender war, arbeitete er dieses Tonwerk dennoch großentheils um, in welch' verbesserter Gestalt es im April 1847 in der Exeterhall zu London zur Aufführung kam. Verfasser dieser Zeilen kann es sich nicht versagen, hier eine Anekdote einzuschalten, von welcher er selbst Augenzeuge war. Am 17. April Abends wohnte derselbe einer Probe des Elias an, welche unter der Leitung des Dirigenten der Sacred Harmonic Society, eines Herrn Surman, stattfand, weil Mendelssohn noch nicht angekommen war. Es war bereits 10 Uhr, und man war ernst an dem Chore Nr. 22: „Fürchte dich nicht", weil Alles ganz schlecht ging und Vieles wiederholt werden mußte. Auch dieser Chor ging zum Entsetzen schlecht, als auf einmal Mendelssohn im Halbdunkel des fast ganz leeren Zuhörerraumes erschien; er war soeben von der Reise über den Kanal angekommen, todmüde und bald leerkrank, und setzte sich auf eine Bank. Verfasser dieser Zeilen, welcher sich zur Begrüßung an seine Seite gesetzt hatte, drückte ihm sein Bedauern aus, daß noch Alles so schlecht gehe, worauf Mendelssohn, nachdem er sich schnell selbst davon überzeugt hatte, plötzlich auf die Orchestertribüne eilte, wo er mit unbeschreiblichem Enthusiasmus empfangen wurde, den Taktstock ergriff und sämmtliche Chöre und Ensemblestücke von vorne anfangen ließ. Es war, als ob ein Geist aus der Erde gestiegen wäre, so magisch wirkte sein Stab. Alles ging überraschend gut, und am 23. April darauf wurde der Elias in Gegenwart der Königin Viktoria — welche dießmal zum erstenmal (und bis jetzt auch zum letztenmal) ein Konzert in

Digitized by Google

Exeterhall beſuchte — und des Prinzen Albert, dieſes großen Verehrers Mendelsohns, aufgeführt. Mendelsohn war öfters im Familienkreiſe der Königin empfangen worden, und man erzählt ſich, daß, als er das erſtemal in ihrem Wohnzimmer erſchien, ſich die Königin bei ihm entſchuldigte, daß im Zimmer noch nicht völlig aufgeräumt ſei. Sie habe dann ſelbſt angefangen aufzuräumen, und Mendelsohn habe ihr dabei geholfen. Auch einige Papageien, die im Zimmer hingen und lärmten, trugen ſie miteinander hinaus. Sie ſang dann einige Lieder von ihm vor, und äußerte ſcherzend: „ſie könne ſchon beſſer ſingen, er ſolle nur Lablache fragen; aber vor ihm fürchte ſie ſich.“

Am Tage nach der Aufführung des Elias ſchickte Prinz Albert das Textbuch mit ſeinen eigenen Randgloſſen, die er während der Aufführung niedergeſchrieben hatte, dem Tondichter mit folgender bezeichnenden Widmung als Andenken:

To the Great Master, who, through the whole maze of his creation, from the soft whispering to the mighty raging of the elements, makes us conscious of the unity of his conception, in grateful remembrance
Prince Albert.

d. h. zu deutſch: Dem großen Meiſter, der durch das ganze Labyrinth ſeiner Schöpfung, vom ſanften Flüſtern bis zum mächtigen Wüthen der Elemente, uns der Einheit ſeines Schaffens bewußt macht, zum dankbaren Andenken,
Prinz Albert.

Es war der letzte große Triumph, den Mendelsohn feiern durfte, denn der große Tondichter, der edle Mann, hatte nur noch eine kurze Spanne Zeit zu leben. Nachdem vor vier Jahren ſeine Mutter geſtorben, traf ihn auf ſeiner Rückreiſe von London in Frankfurt wie ein Schlag aus heiterem Himmel die Nachricht von dem plötzlichen Tode ſeiner ſo innig geliebten Schweſter Fanny. Mitten in einer Probe zu der Aufführung der Chöre aus dem zweiten Theil des Fauſt, an deren Kompoſition ſie, die ſtets mit ihrem Bruder wetteifern wollte, ſich gewagt hatte, war ſie, am Flügel ſitzend, von einem Nervenſchlag getroffen, entleibt auf ihren Seſſel zurückgeſunken. Dieſe Kunde wirkte ſo erſchütternd auf Mendelsohn, welcher dabei einen durchdringenden Schrei ausgeſtoßen haben ſoll, daß von dieſem Ereigniß an ſein ohnehin ſchon überreiztes, von allzugroßer Thätigkeit angegriffenes Nervenſyſtem aufs bedenklichſte litt, und nach der Anſicht des Arztes ſprang bei jenem fürchterlichen Schrei ein Blutgefäß in ſeinem Kopfe, denn er klagte von nun an wiederholt über ſtarke Kopfſchmerzen, was vom Eintreten des Blutes in ſein Gehirn herrühren mußte. Er ſelbſt fühlte, daß ihm nur noch eine kurze Zeit auf Erden beſchieden war. Seiner Gattin, die ihn ſtets ermahnte, er ſolle ſich ſchonen, und ſeinen Freunden, die ihm auch Ruhe anriethen, erwiderte er: „Faſt mich nur jetzt noch arbeiten, es wird ſchon auch für mich die Zeit der Ruhe kommen. Ich muß die Friſt benützen, die mir noch gegeben iſt; ich weiß nicht, wie lange ſie noch dauert“

Doch nöthigte ihn ſeine angegriffene Geſundheit, in Baden-Baden und darauf in Interlaken ſich zu erholen; aber ſo raſtlos war ſein Geiſt, daß er ſelbſt hier im Genuſſe der Natur an zwei neuen großen Werken arbeitete, an einem Oratorium: Chriſtus, und an einer Oper: Loreley, zu welcher ihm Emanuel Geibel den Text geſchrieben hatte. Außerdem ſchrieb er noch das Streichquartett in F-moll (Op. 80), und mehrere Motetten und Lieder. Am 18. September kehrte er nach Leipzig zurück. Ein kurzer Beſuch bei ſeinen Geſchwiſtern in Berlin riß die kaum vernarbte Wunde wieder auf. Er eilte wieder nach Leipzig. Seine Kopfſchmerzen nahmen zu; wenn er Muſik hörte, fing er an zu weinen, und als er am 9. Oktober einer muſikaliſchen Freundin Eichendorfs Nachtlied „Vergangen iſt der liebte Tag“ — ſeine letzte Kompoſition! — brachte, und es ſich von ihr vorſingen ließ, wurde er plötzlich ſehr blaß und von einem Schwindel befallen, ſo daß er nach Hauſe gebracht werden mußte. Doch erholte er ſich noch einmal, ſo daß er am 28. Okt. mit ſeiner Gattin einen Spaziergang machen konnte. Aber an demſelben Tag traf ihn ein Nervenſchlag, doch war ſein Zuſtand noch nicht hoffnungslos. Am 3. November hatte er jedoch, vielleicht durch einen geringfügigen Umſtand veranlaßt, eine Gemüthsbewegung, nach welcher ſich der Schlaganfall erneuerte, dießmal ohne Hoffnung auf Beſſerung; denn ſchon am nächſten Tag, den 4. November, Abends nach 9 Uhr, hatte er ſeinen Geiſt ausgehaucht.

Die Trauer über den Verluſt des geliebten Meiſters war in Leipzig grenzenlos, und die Todtenfeier in der Paulinenkirche am 7. November würdig des Tondichters eines Paulus und Elias. Mendelsohns Leichnam wurde zu Berlin in der Familiengruft auf dem Kirchhof vor dem Halle'ſchen Thore beigelegt. In ganz Deutſchland gab man Konzertaufführungen zu ſeinem Andenken, nur Spohr, dem von Mendelsohn ſelbſt eine ſo ſchöne Huldigung bereitet worden, erhielt von ſeinem Fürſten keine Erlaubniß, ihm eine Todtenfeier zu veranſtalten.

So früh — nach noch nicht zurückgelegtem 38. Lebensjahre — mußte Felix von dieſer Erde ſcheiden, er, der, gelegnet mit den weltlichen Gütern des Lebens, in behaglicher Ruhe hätte ſein irdiſches Daſein genießen können, wenn nicht ein unerſättlicher Wiſſensdurſt, unermüdliche Arbeit, übermenſchliche Thätigkeit in ſchöpferiſcher Kraft und öffentlichem Wirken ſeine ohnehin zart beſaitete Natur angegriffen hätten. Aber dieſes raſtloſe Streben lag in ſeiner Familie. Wie ſein Großvater Moſes Mendelsohn, der Sohn eines ganz armen jüdiſchen Elementarlehrers zu Deſſau, ſich von dem erniedrigenden Geſchäfte eines Schacherjungen durch ſeine geiſtige Energie zu einem der geſeiertſten Philoſophen ſeiner Zeit und zum Beſitze eines großen Vermögens hinaufzuarbeiten wußte, ſo rang auch Felix ſein ganzes Leben nach dem Höchſten und Erhabenſten, das dem Menſchen auf Erden beſchieden iſt, und er wird in der Kunſtgeſchichte eben ſo dauernd fortleben, wie ſein Großvater in der Literaturgeſchichte. Dem geneigten Leſer möge aber dieſe Auffriſchung ſeines Lebensbildes ein Sporn ſein, ſich von den oberflächlichen Kompoſitionen der Salonmuſik abzuwenden und dem Genuſſe der reinen, phantaſievollen und formvollendeten Schöpfungen dieſes Tondichters zu überlaſſen.

Digitized by Google

Philine.

Von **Fanny Lewald.**

Wenn man in der Weimarischen Gesellschaft mit den wenigen Personen, welche vor zehn, zwölf Jahren noch aus der „großen Zeit" am Leben waren, darüber sprach, ob Goethe in seinen Romanen und Dramen die einzelnen Gestalten nach lebenden Personen gezeichnet, ob er Züge von Zeitgenossen für sie benützt, oder sie ganz frei geschaffen habe, so wurde das für eine Menge von Figuren, die man sonst als theilweise nach dem Modell entstanden anzusehen liebte, eifrig bestritten; nur die Philine sollte viel von einem lebenden Originale entlehnt haben, und als dieses nannte man die Hofsängerin der Herzogin Amalie, Mademoiselle Amdorf, die damals, im Jahre 1851, hochbetagt, als Knebels Wittwe, noch in dem Knebel'schen Hause in Jena lebte.

Es ist nicht Jedermanns Neigung, sich die Freude an einem Kunstwerk dadurch zu verderben, daß er sich behufs einer Stoffuntersuchung einzelne Fäden aus der Leinwand herauszieht, auf der es gemalt worden. Ich trug also gar kein besonderes Verlangen, das angebliche Original der reizenden Philine kennen zu lernen, und begnügte mich, als ich in Jena lebte, monatelang mit den Anekdoten und Geschichten, die Jeder, der auf sie zu sprechen kam, von Philinen zu erzählen wußte.

Niemand nahm sie ernsthaft, Jeder lachte, wenn er ihrer erwähnte, und selbst die Wenigen, welche ihr näher standen und von ihren Launen und Grillen hie und da Verdruß und Unbill zu erleiden hatten, behaupteten, es sei unmöglich, ihr wirklich gram zu sein, denn sie habe ein gutes Herz und könne ja nichts dafür, daß ihre Einfälle so durch einander liefen und die Farbe wechselten, wie ein Chamäleon.

Endlich besuchte mich einmal eine ältere Dame, eine Frau, die eben so viel Herz und Bildung, als Sinn für das Komische besaß, und diese machte mir den Vorschlag, sie Philinen zu geben. Sie hat gehört, sagte mir meine Freundin, daß eine deutsche Schriftstellerin hier ist, und da früher Mancheiner sie aufgesucht hat, kränkt es sie halbwegs, daß Sie nicht zu ihr kommen. Sie fühlt sich verlassen, und wie komisch sie auch ist, sie ist doch eine alte Frau, der ein Vergnügen zu machen immer ein gutes Werk bleibt. Sie spricht dann wieder viele Wochen von Ihrem Besuch, und Sprechen ist eigentlich ihr ganzes Leben.

Ich war danach sehr gern zu der Visite bereit, und sie wurde nun gleich für den folgenden Nachmittag verabredet.

Wir befanden uns am Ende des Oktober und das Wetter war die Tage vorher naß gewesen. Ich erinnere mich der Straße oder des Platzes nicht mehr, an welchem das Knebel'sche Haus gelegen war. Wir gingen aber an verschiedenen Gärten vorüber, auch Knebels Haus stand in einem Obstgarten. Das Gras wucherte hoch in den Wegen, welkes Laub lag naß am Boden, die Zäune waren verfallen, nirgends eine Spur von irgend welcher Sorgfalt, und selbst das zweistöckige Haus, bescheiden wie eine Gärtnerwohnung, sah im höchsten Grade verfallen aus. Raum war genug da, aber die Stuben waren meist klein und niedrig, die Treppen sehr schlecht, überall kleine, enge Thüren, die in eine Menge von Kammern führten, niedrige, vielscheibige Fenster! Man schämte sich seiner Bedürfnisse und seiner Lurusgewohnheiten, wenn man vor diesem Gebäude stand, wenn man an Goethe's Gartenhaus gedachte und sich sagen mußte, wie wenig Ansprüche jene Männer gemacht, zu welchen wir als zu den Größen unserer Nation emporsehen.

Unten im Knebel'schen Hause kampirte mit dem Titel eines Gärtners ein Freiwohner oder so Etwas, denn mit der Gartenkultur schien er sich nicht viel zu schaffen zu machen. Oben wohnte Frau von Knebel. Da wir von ihr erwartet wurden, bedurfte es keiner besondern Anmeldung, und des Gärtners Frau ließ uns ohne Weiteres ein. Aber es war ein tüchtiger Abstand zwischen diesem Zimmer und dem Schlosse, in welchem die reizende Philine einst mit dem blonden Friedrich gewohnt!

Mit wüthendem Gekläff sprang uns bei unserem Eintritt aus einem Korbe, der unter dem Ofen stand, ein häßlicher Hund entgegen, den weder der Ruf seiner Herrin, noch das Begütigen der Magd zur Ruhe bringen konnte, bis es ihm selber gefiel, sich mit einem Stück Brod zu beruhigen, das Philine ihm zuwarf.

Nun erst konnte man daran denken, sich ihr zu nahen und mit ihr zu sprechen, und ihr Aeußeres und ihre Rede stimmten gut zusammen. Sie war eine Greisin von zweiundsiebenzig Jahren, die sich schnell erhob und uns mit schneller Rede willkommen hieß. Trotz des Alters, trotz der Runzeln konnte man erkennen, daß sie sehr hübsch gewesen sein mußte. Stirn und Nase waren äußerst fein, der Kopf klein und schmal, die jetzt tief eingesunkenen Augen noch munter und hellblau, selbst die Furchen um den Mund und in den Augenwinkeln mußten sich durch die Bewegung eines fremdlichen, lachenden Mienenspiels gebildet haben; aber einen wohlthuenden Eindruck machte Philine dennoch nicht.

Das lag nicht in der Dürftigkeit ihrer Einrichtung und ihrer Kleidung, sondern in deren Vernachlässigung, die dabei doch ganz gestissentlich noch etwas Absonderliches an sich trug. Sie saß hinter einem Tische mit Kaffeegeräth, das wirr und unordentlich dastand. Der Zucker, das Brod lagen los und ledig bei ihr. Philine hatte einen Ueberrock von schwarzem Fries an, mit kurzer Taille und glattem Rücken, nach Art der ehemaligen „Schanzenläufer" gemacht, der vorn zwei

große Taschen hatte, wie sie jetzt von unsern eleganten Frauen getragen werden. Ein kleines dunkles Tuch hatte sie locker um den Hals geknüpft, und ein größeres schwarzes Tuch turbanartig, wie die Kreolinnen es machen, über das bloße Haar, das oben hervorsah, um den Kopf geschlungen, so daß die Zipfel an der Seite herabhingen und, neben den langen goldenen Ohrbommeln, der alten Frau etwas lächerlich Phantastisches gaben.

Sie empfing mich mit der Bemerkung, daß ich wohl nur zu ihr gekommen wäre, weil man mir gesagt, daß es doch recht sei, „des Knebels Frau“ zu besuchen; denn wenn eine Frau Exi alt sei, dann komme Niemand mehr um ihrer selbst willen, und die jetzige junge Welt hätte überhaupt keinen Respekt vor dem Alter und kümmerte sich nicht mehr um den Knebel. Und sie hätte doch Goethe und Schiller und Karl August und Herder und die Herzogin Amalie — ach! die gute Herzogin Amalie! — gekannt, und denen allen wäre sie nicht zu schlecht gewesen, und die wären alle in ihr Haus gekommen — in dieses Haus! — Aber jetzt kämen die Schriftsteller und berühmten Leute, die lange noch keine Schiller's und Goethe's wären, nach Jena, immerfort und alle Jahre kämen welche, sie wisse nur nicht, wie sie hießen, an sie aber dächte kein Mensch! Kein Mensch, als der Hof und als der junge Erbgroßherzog (der jetzt regierende Großherzog von Weimar), der sei gut, der hätte Pietät, und der ehrte das Alter, und der Hof verließe sie überhaupt nicht.

So ging das mit größter Schnelle und Lebhaftigkeit eine geraume Weile fort. Sie sprach recht gut und hatte eine bequeme und sorglose Manier, die ihr, selbst bei ihr Wunderlichkeit, einen Anstrich, aber auch nur einen Anstrich von Vornehmheit gab. Sie erzählte, daß sie den ganzen schriftlichen Nachlaß von Knebel, darunter ein Tagebuch, das er lange Jahre geführt, und das viele Details über Karl August und dessen Sohn enthalten habe, dem Hofe gegen eine Leibrente von 200 Thalern verkauft habe, die nach ihrem Tode auf ihren Sohn, und nach dessen Tode noch zur Hälfte auf dessen Frau übergehen sollte. Nachdem sie dieß Abkommen erst als ein vortreffliches gepriesen, und dann beklagt, es eingegangen zu haben, sprach sie bald wieder von der Herzogin Amalie, und hernach von ihrer eigenen Schönheit und von ihrem Hunde, von Stadtgeschichten und von ihrer Gicht, vom Kriege und von ihrer Dienstmagd, und noch von tausend andern Dingen, bunt und fast ohne Athem zu holen, durcheinander. Ließ man sie gewähren, so war es eben nicht viel anders, als man es bei einer Menge von schwatzhaften Frauenzimmern erleben kann; unternahm man es jedoch, eine bestimmte Frage an sie zu richten, so wurde ihre Weise mir beängstigend, denn sie wiederholte die Frage ganz genau, und gab darauf eine Antwort, die für mich gar keinen Zusammenhang mit meiner Frage hatte, obschon Philine wohl durch irgend eine räthselhafte Ideenverbindung zu ihrer Art von Antwort gekommen sein mußte. Es war dann, als spiele man jene unseligen Frage- und Antwortspiele, mit denen man die Kinder systematisch daran gewöhnt, über die nackte Unvernunft zu lachen, und wie ich Philine so vor mir sitzen sah; sich selbst während ihres rastlosen Plauderns mit abgebrockelten Zuckerkrümchen fütternd, konnte ich mir die „gebrannten Mandeln“ und Friedrichs und Philinens gegenseitige Vorlesungen in dem einsamen Schlosse recht als zu ihr passend denken.

Indeß solch eine Betrachtung ist nicht sonderlich erfreulich, und schon gab ich meiner Begleiterin ein Zeichen zum Aufbruch, als Philine sagte, sie müsse uns das Haus erst zeigen. Das war ich zufrieden, und da inzwischen noch ein älterer Herr, ein Bekannter Philinens, dazu gekommen war, verließen wir sammt und sonders die Stube. Im Flur vor derselben befand sich in alten Glasschränken eine Sammlung von Mineralien, es waren auch einige schlechte Büsten und schlechte, rahmenlose Bilder da. Knebel aber hatte im obern Stocke gewohnt, und wie die Greisin, die nur mittlere Größe hatte, vor uns her mit ganz auffallender Rührigkeit die steile Treppe hinaufstieg, sah sie so schlank aus, daß mir unwillkürlich ihre „klappenden Stelzchen“ und ihr Widerwille gegen die lächerliche Wackelfalte einfielen.

Oben führte sie uns in ein hübsches grünes, höchst einfach, aber wohnlich eingerichtetes Zimmer. Es hatte drei Erkerfenster und einen Alkoven daneben. Das waren Knebels Wohn- und Schlafstube. Die Aussicht war nach allen Seiten ungemein lieblich und alles in dem Zimmer wohlgehalten. Es standen noch verschiedene Tassen, Geschenke von Knebels Freunden, und andere ihm werthe Gegenstände auf den Tischen umher; und es schien wirklich, als ob in dieser geordneten Umgebung auch etwas mehr Haltung in Philine käme. Indeß das dauerte nicht lange. Sie setzte sich auf einen der Stühle nieder und fing wieder zu plaudern an, wobei gewisse unedle Bewegungen, wie das plötzliche Zusammenschlagen der Hände, die sie dann zusammengelegt und sich vorbeugend zwischen die Kniee steckte, sich öftmals wiederholten. Die leichte Vergoldung mit einer gewissen gesellschaftlichen Form vermochte ihre Unkultur doch nicht zu verstecken.

Nachdem wir den Alkoven und noch diese und jene Kammer besehen hatten, da Philine mit großer Vorliebe an dem Hause hing, fing sie plötzlich an, mit einer Art von Zusammenhang von den großen Freunden Knebels zu sprechen. Dann versiel sie wieder in ihr thörichtes und konfuses Wesen und steigerte sich so, daß es kein Vernünftiger ertragen konnte. Man wußte nicht, sollte man sich ärgern oder lachen. Nur bleiben mochte ich nicht länger; und mit dem Vorsatz, künftig mich nur an die idealisirte Gestalt Philinens zu halten, schied ich aus dem Hause, das so große Schatten umschweben, und von der wunderlichen Frau, die ein launenhaftes Schicksal in die Nähe so erhabener Geister versetzt hatte.

Digitized by Google

Ein Triumph der Arbeitstheilung — In der Ashburn'schen Maschinenfabrik zu Openshaw bei Manchester wurde vor Kurzem, um deren ungeheure Leistungsfähigkeit darzuthun, vor Kommissären der Regierung, die zur Ueberwachung der Thatsachen bestellt waren, zum Zweck der Vorführung auf der Industrieausstellung, ein completer, bedeckter Eisenbahngüterwagen, dessen Kasten 16 Fuß lang und 8 Fuß breit, mit zwei Rollthüren an den Seiten versehen ist, und der auf 4 schmiedeisernen Rädern ruht, aus Rohseilen und Holzblöcken in 11 Stunden 20 Minuten, bis zum Fortfahren auf den Schienen fertig, erbaut.

Das Ganze des Holzwerks des Wagens, 305 Stücke, wurde mit dampfgetriebenen Kreis- und Gattersägen aus fünf Stämmen von ostindischer Moulmain-Kiefer in einer Stunde 26 Minuten gehobelt. Das Hobeln, Nuthen, Falzen, Verzapfen des Holzwerkes gebhab in 2 Stunden 46 Minuten. Das ganze Holzwerk war zusammengepaßt, geschraubt, genagelt, der Wagen gedeckt, angestrichen, lackirt und numerirt in $10^1/_2$ Stunden. Beschäftigt waren dabei, außer dem Park von Werkzeugmaschinen, 38 Stellmacher, Tischler und Anstreicher.

Die Eisenraffinerie wurde um 7 Uhr 15 Minuten früh mit 95 Ctr. Roheisen beschickt, das um 8 Uhr 10 Minuten ausgezogen und um 8 Uhr 55 Minuten in den Puddelofen gebracht wurde, aus dem die erste Luppe um 9 Uhr 10 Minuten unter die Dampfhämmer kam. Das erste Packet zu Radbandagen war um 12 Uhr 10 Minuten zwischen den Walzen, um 12 Uhr 30 Minuten waren alle 4 Radbandagen gewalzt, gebogen, um 1 Uhr 10 Minuten geschweißt und eine halbe Stunde später künstlich abgekühlt auf der Drehbank. Die erste Achse wurde um 11 Uhr 15 Minuten geschmiedet, das erste Speicheneisen 10 Uhr 40 Minuten gewalzt. Das gesammte Schmiedeeisenmaterial, 70 Ctr. an Gewicht, wurde in 5 Stunden 40 Minuten aus dem Rohseilen producirt. Die erste Stange gewalztes Eisen gelangte um 9 Uhr 17 Minuten in die Schmiede, um 12 Uhr 50 Minuten waren alle 4 Räder complet fertig. 342 Schrauben, Bolzen und Muttern wurden binnen $2^1/_2$ Stunden geschmiedet. Das gesammte Schmiedewerk für den ganzen Wagen, incl. Achsenhalter, Zug- und Stoßapparat, Winkel, Consolen, Bremszeug, Kuppel- und Sicherheitsketten, Haken ꝛc., in 171 schweren Stücken, wurde aus dem, vom Walzwerk und von den Hämmern gekommenen, Material in $6^1/_2$ Stunden hergestellt.

Die Trehrei empfing die erste Achse um 11 Uhr 20 Minuten aus der Schmiede und um 6 Uhr 40 Minuten Abends waren die Achsen abgedreht, die Naben der Räder und die Tyres (Radreifen) ausgebohrt, die Räder auf die Achsen, die Tyres auf die Räder gezogen und letztere abgedreht, so daß die Herstellung der Räder in der Dreherei 7 Stunden 20 Minuten gedauert hatte. 63 Männer und Knaben waren dabei beschäftigt gewesen.

Die Arbeit der Gießerei, welche 32 Stücke: Achsenbüchsen, Consolen, Buffershülsen ꝛc. herzustellen hatte, wurde in $10^1/_2$ Stunden, vom Beginne des Modellirens an gerechnet, geliefert.

Die Achsen wurden eingepaßt, das Eisen an das Holzwerk gebracht, dabei 522 Löcher in Guß- und Schmiedeisen gebohrt und die Zusammensetzung des ganzen Wagens vollendet bis 5 Uhr 30 Minuten Nachmittags. Einige Nachhilfen erforderten dann noch 50 Minuten Zeit, so daß bis zum Augenblicke, wo der 120 Ctr. schwere Wagen, fertig zum Dienst, aus der Werkstatt geschoben wurde, dessen gesammte Herstellung aus dem rohen Stamme und den aus dem Hochofen gekommenen Ganzeisen gerade 11 Stunden 20 Minuten in Anspruch genommen hatte. Kein neues Werkzeug war zu dieser Riesenleistung beschafft, und nur Leute der eigenen Fabrik zu der Arbeit verwendet worden. Die Ausführung des Wagens ließ nach dem Urtheile der als Zeugen zugezogenen Kommissäre nichts zu wünschen übrig.

Der Wagen ging denselben Abend nach London ab, langte dort nach einer Reise von 42 deutschen Meilen am andern Morgen um 6 Uhr an und war um 12 Uhr, also circa 30 Stunden nach dem ersten Sägeschnitte und dem Einbringen des Rohseisens in die Oefen, an dem ihm bestimmten Platze im Ausstellungsgebäude glücklich untergebracht.

Preußens Bevölkerung. — Die Volkszählung vom Jahre 1861 ergab für den preußischen Staat eine Gesammtbewohnerzahl von 18,497,458 Personen, eine Zunahme von 757,545 oder 4,27 Prozent seit 1858. Nach ihrer Bevölkerungszahl folgen die Provinzen so: Schlesien, Rheinland (über 3 Millionen), Preußen, Brandenburg (über 2 Millionen), Sachsen, Westphalen, Posen, Pommern (über 1 Million). Nach der Bevölkerungszunahme ordnen sich die Provinzen so: Brandenburg, Posen, Pommern, Preußen, Rheinland, Schlesien, Sachsen, Westphalen. Unter den Regierungsbezirken zeigen Breslau, Oppeln und Düsseldorf eine Bevölkerung von mehr als 1 Million auf. Berlin hat seit 3 Jahren um fast 19 Proz., der Regierungsbezirk Potsdam hat nur um 1,22 Proz., Münster um 1,44 und Liegnitz um 1,49 Proz. zugenommen, die hohenzollern'schen Lande gar nur um 0,66 Proz. Die Zahl der außer Preußen stehenden preußischen Truppen (in Frankfurt, Luxemburg, Mainz und Rastatt) betrug 14,715 Mann, die Zahl der Militärbevölkerung überhaupt 268,223 Köpfe oder 65,550 Köpfe (= 32,34 Proz.) mehr als 1858. Gegen 1816 hat Preußens Bevölkerung um 79 Proz. zugenommen; dreimal so bedeutend als die Frankreichs, und doppelt so stark als die Zunahme Großbritanniens.

Die englischen Damen. — Der neapolitanische General Wilhelm Pepe, welcher von 1821 bis 1831 in England als Verbannter in den besten Kreisen der Whig lebte, rühmt die Aufopferungsfähigkeit belobters der englischen Damen. Ihre Herzen, schreibt er, sind wie ihre Gestalt: Gott bewahre Dich vor einer hüftlichen und bosthaften Engländerin; aber die schönen sind sehr schön und die gutherzigen sind wahre Engel. Nur ihr Gesang erinnert an das Geschrei von Wilden. So muß man zu den Zeiten Lukals mußsikirt haben, — aber ich würde den schönen Gesang der Neapolitaner gern gegen die englische Freiheit vertauschen.

K.

Digitized by Google

Besuch in der Karthause.

Epistel an Paul Heyse von **Eduard Mörike.**

Illustrirt von **Eugen Neureuther.**

Ich Junggesell, Du weißt ja, lag ich lang einmal
In jenem luftigen Dörflein an der Kindelfteig
Gesundheitshalber müßig auf der Bärenhaut.
Der dicke Förster, stets auf mein Plaisir bedacht,
Wies mir die Gegend kreuz und quer und führte mich
Bei den Karthäusern, gleich die ersten Tage, ein.

Nun hört' ich Dir von Seiner Dignität zunächst,
Dem Prior, Manches zu erzählen; wie wir uns
In Scherz und Ernst, trotz meines schwäbischen Ketzerthums,
Gar bald verstanden; von dem kleinen Gartenhaus,
Wo ein bescheidnes Bücherbrett die Lieblinge
Des würdigen Herrn, die edlen alten Schwarten trug,
Aus denen uns bei einem Glase Wein, wie oft!
Präneste's Haine, Tibur's Wasser zugerauscht.
Hievon jedoch ein ander Mal. Er schläft nun auch
In seiner Ecke dort im Chor. Die Mönche sind,
Ein kleiner Rest der Brüderschaft, in die Welt zerstreut;
Im Kreuzgang lärmt der Küfer, aus der Kirche dampft
Das Malz, den Garten aber deckt ein Hopfenwald,
Kaum daß das Häuschen in der Mitte frei noch blieb,
Von dessen Dach, verwittert und entfärbt, der Storch
Auf Einem Beine traurig in die Ranken schaut.

So, als ich jüngst, nach vierzehn Jahren, wieder kam,
Fand ich die ganze Herrlichkeit dahin. Sei's drum!
Ein jedes Ding währt seine Zeit. Der alte Herr
Sah Alles lang so kommen, und ganz Andres noch,
Darüber er sich eben nicht zu todt gegrämt.

Bei dünnem Weißbier und versalznem Pökelfleisch
Saß ich im Gasthaus, der gewes'nen Prälatur,
Im gleichen Stübchen, wo ich jenes erste Mal
Mit andern Fremden mich am ausgelüchten Tisch
Des Priors freute klösterlicher Gastfreiheit.
Ein großer Aal ward aufgetragen, Laberdan
Und Artischocken aus dem Treibhaus, „fleischiger",
So schwur, die Lippen häufig wischend, ein Kaplan,
„Sieht sie Fürst Taxis selber auf der Tafel nicht!"

Des höchſten Preiſes würdig aber däuchte mir
Ein gelber, weihrauchblumiger Vierunddreißiger,
Den ſich das Kloſter in der ſonnigſten Halde zog.
Nach dem Kaffee ſchloß unſer wohlgelaunter Wirth
Sein Raritätenkäſtchen auf, Bildſchnitzerei'n
Enthaltend, alte Münzen, Gemmen und ſo fort,
Gewehrs und Profanes ohne Unterſchied:
Ein heiliger Sebaſtian in Elfenbein,
Deßgleichen Sankt Laurentius mit ſeinem Roſt
Verſchmähten nicht als Nachbarin Andromeda,
Nackt an den Fels geſchmiedet, trefflich ſchön, in Buchs.
Nächſt alle dem zog eine alterthümliche
Stutzuhr, die oben auf dem Schranke ging, mich an;
Das Zifferblatt von grauem Zinn, vor welchem ſich
Das Pendelchen nur in allzu peinlicher Eile ſchwang,
Und bei den Ziffern, groß genug, in ſchwarzer Schrift,
Las man das Wort: Una ex illis ultima:
„Derſelben Eine iſt die letzt'" — verdeutſchte flugs
Der Pater Schaffner, der bei Tiſch mich unterhielt
Und gern von ſeinem Schuſſack einen Zipfel wies;
Ein Mann wie Stahl und Eiſen; die Gelehrſamkeit
Schien ihn nicht ſchwer zu drücken und der Küraß ſtand
Ihm ohne Zweifel beſſer als die Kutte an.
Dem dacht' ich nun ſo nach für mich, da ſtreift mein Aug'
Von ungefähr die Wand entlang und ſtutzt mit Eins,
Denn dort, was ſeh' ich? wäre das die alte Uhr?
Wahrhaftig ja, ſie war es! — und vergnügt, wie ſonſt,
Laufft nicht, ſo gilt's nicht, ſchwang ihr Scheibchen ſich
auf und ab.
Betrachtend ſtand ich eine Weile ſtill vor ihr
Und ſeufzte wohl dazwiſchen leichthin einmal auf.
Darüber plötzlich wandte ſich ein ſtummer Gaſt,
Der einzige, der außer mir im Zimmer ſaß,
Ein älterer Herr, mit freundlichem Geſicht zu mir:
„Wir ſollten uns faſt kennen, mein' ich — hätten wir
Nicht ſchon vorlängſt in dieſen Wänden uns geſehn?"
Und alsbald auch erkannt' ich ihn: der Doktor war's
Vom Nachbarſtädtchen und weiland der Kloſterarzt,
Ein Erzſchelm damals, wie ich mich noch wohl entſann,
Vor deſſen derben Neckerei'n die Mönche ſich
Mehr, als vor ſeinem ſchlimmſten Tranke, fürchteten.
Nun hatt' ich hundert Fragen an den Mann, und kam
Beiher auch auf das Uebrichen. „Ei, ja wohl, das iſt,"
Erwidert' er, „vom ſeligen Herrn ein Erbſtück noch,
Im Teſtament dem Pater Schaffner zugetheilt,
Der es zuletzt dem Brauer, ſeinem Wirth, vermacht."
— So ſtarb der Pater hier am Ort? — „Es litt ihn nicht
Auswärts; ein Jahr, da ſtellte ſich unſer Enaksſohn,
Unkenntlich faſt in Rock und Stiefeln, wieder ein:
Hier bleib' ich, rief er, bis man mich mit Prügeln jagt!
Für Geld und gute Worte gab man ihm denn auch
Ein Zimmer auf der Sommerſeite, Hausmannskoſt
Und einen Streifen Gartenland. An Beſchäftigung
Fehlt' es ihm nicht; er brannte ſeinen Karthäuſergeiſt
Wie ehedem, die vielbeliebte Panacee,
Die ſonſt dem Kloſter manches Faudend eingebracht.
Am Abend, wo es unten ſchwarz mit Bauern ſitzt,
Behagt' er ſich beim Deckelglas, die Doſe und
Das blaue Sacktuch neben ſich, im Dunſt und Schwul
Der Zechgeſellſchaft, plauderte, las die Zeitung vor,
Sprach Politik und Landwirthſchaft — mit Einem Wort,
Es war ihm wohl, wie in den ſchönſten Tagen kaum.
Man ſagt, er ſei bisweilen mit verwegenen
Heirathsgedanken umgegangen — es war damals
So ein lachendes Pumpelchen hier, für den Stallbienſt,
wie mir däucht —
Doch das ſind Poſſen. Eines Morgens rief man mich
In Eile zum Herrn Pater: er ſei ſchwer erkrankt.
Ein Schlägelein hatte höflich bei ihm angeklopft
Und ihn in größern Schrecken als Gefahr geſetzt.
Auch fand ich ihn am fünften oder ſechsten Tag
Schon wieder auf den Strümpfen und getroſten Muths.
Doch fiel mir auf, die kleine Stutzuhr, welche ſonſt
Dem Bette gegenüber ſtand und allezeit
Sehr viel bei ihm gegolten, nirgend mehr zu ſehn.
Verlegen, als ich danach frage, fackelt er:
Sie ſei kaput gegangen, leider, ſo und ſo.
Der Fuchs! dacht' ich, in ſeinem Kaſten hat er ſie
Zu unterſt, völlig wohlbehalten, eingeſperrt,
Wenn er ihr nicht den Garaus etwa ſelbſt gemacht.
Das unliebſame Sprüchelchen! Mein Pater fand,
Die alte Hexe ſange nachgerade zu
Zu ſtichlen, und das war verdrießlich." — Excellent!
Doch ſetzten Sie den armen Narren hoffentlich
Nicht noch auf Kohlen durch ein grauſames Verhör?
— „Je nun, ein wenig ſtak er allerdings am Spieß,
Was er mir auch im Leben, glaub' ich, nicht vergab."
— So hielt er ſich noch eine Zeit? — „Geſund und roth
Wie eine Roſe ſah man Seine Reverenz
Vier Jahre noch und drüber, da denn endlich doch
Das leidige Stündlein ganz unangemeldet kam. —
Wenn Sie im Thal die Straße gehn dem Flecken zu,
Liegt rechts ein kleiner Kirchhof, wo der Edle ruht.
Ein weißer Stein, mit ſeinem Kloſternamen nur,
Spricht Sie beſcheiden um ein Vaterunſer an.
Das Uebrichen aber — um zum Schluſſe kurz zu ſein —
War rein verſchwunden. Wie das kam, begriff kein Menſch.
Doch frug ihm weiter Niemand nach, und längſt war es
Vergeſſen, als von ungefähr die Wirthin einſt
In einer abgelegnen Kammer hinter'm Schlot
Eine alte Schachtel, wohl verſchnürt und zehenfach
Verſiegelt, fand, aus der man den gefährlichen
Zeitweiſel an das Tageslicht zog mit Eclat.
Die Zuſchrift aber lautete: Meinem werthen Freund
Bräumeiſter, Ignaz Rauſtenberger auf Karthaus."
Alſo erzählte mir der Schalk mit innigem
Vergnügen, und wer hätte nicht mit ihm gelacht?

Digitized by Google

Am Nähtische.

Skizze von **Berthold Sigismund.**

Ein deutsches Mädchen, das schon versucht hat, seiner Puppe einige Kleider zu fertigen, wird sich kaum eines etwas übermüthigen Lächelns enthalten können, wenn es in einer ethnographischen Sammlung Proben der weiblichen Kunstfertigkeit fremder Völker sieht. Beim Beschauen der Kleidungsstücke, wie sie von den Frauen der Eskimos verfertigt werden, z. B. wird es mit spöttischem Näschenrümpfen ausrufen: „Da seht nur die plumpe, häßliche Tracht! Für Männer und Frauen dieselben unförmlichen Kapuzen, Jacken und Stiefeln aus Seehundsfell! Warmhaltend und sonst zweckmäßig mag diese Polarkleidung sein, aber wie grob ist der Stoff, und wie unschön Schnitt und Näherei! Und doch werden in den Reisebeschreibungen die Hände der Eskimofrauen als besonders klein und zart geschildert!“ —

Wirklich gehören die Nähte der Eskimokleider nicht zu dem feinsten, was die kunstreiche Frauenhand hervorbringt, sie sind solid und akkurat, aber lange nicht so zierlich, wie ein Steppnähtchen im Battisttuche des deutschen Mädchens. Wenn wir aber bedenken, mit welchen Schwierigkeiten jene polaren Nähterinnen zu kämpfen haben, werden wir doch günstiger urtheilen. Statt der weichen Leinwand haben sie starre Felle vor sich, statt des zarten schmiegsamen Fadens derbe Rennthiersehnen, statt der aalgleich durch das Gewebe schlüpfenden Stahlnadel dient ihnen eine zugespitzte Fischgräte, statt des klaren Tageslichtes oder des milden Scheines einer Kerze leuchtet ihnen eine qualmende Thranlampe, die zugleich den Ofen ihrer rauchigen, aus Erdschollen und Eisklumpen aufgeführten und mit Fisch- und Darmhäuten tapezierten Wohnung darstellt.

Fürwahr, man braucht nur das Nähzeug einer Eskimofrau — und gewiß sind die Frauen der meisten wilden und halbcivilisirten Völker nicht viel besser daran, als die Grönländerinnen — mit der Ausstattung eines deutschen Nähzeuges zu vergleichen, um der tausendfältigen Segnungen der Civilisation, deren wir genießen, dankbar bewußt zu werden.

Vielleicht denken wenige Frauen, wenn sie sich an ihr zierliches Arbeitsnécessaire setzen, daran, wie viele männliche und weibliche Bundesgenossen ihnen vorarbeiten mußten, damit sie, wie im tändelnden Spiel, ihre gefällige Arbeit verrichten können; wie viele unsichtbare Hände — und zwar meist recht harte, schwielenvolle Hände — ihnen gleichsam die zarte Hand führen, wenn sie mit der Nadel die Leinwand durchstechen.

Darf ich für einige Augenblicke um geneigtes Gehör bitten, um etliche kulturgeschichtliche Erwägungen, die den Nähtisch gewissermaßen umschwärmen, mitzutheilen? Vielleicht gelingt auch hier, was sich anderswo bestätigt. Geschäfte, die uns wegen ihrer Alltäglichkeit gemein und fad erscheinen, gewinnen eine Art Würde und einen Affektionswerth, wenn man die große Kette erkannt hat, von der unser Thun und Treiben ein winziges Endglied darstellt.

Wir wollen vom Nähtische selbst absehen, zu dem — so will es der Luxus der Zeit — Amerika das Holz und Indien die Politur geliefert hat, an dem Holz- und Eisenarbeiter verschiedener Länder und Klassen Hand angelegt haben. Denn seine reiche Ausstattung ist doch nur Nebensache. Die Nähtische unserer Großmütter (an welchen nicht nur haltbare „selbstmachende“ Leinwand, sondern auch feinstes Linnen zu Manschetten und Krausen tüchtig und zierlich verarbeitet wurde) hatten — wenn anders jene schlichten Frauen einen besonderen Nähtisch besaßen und sich nicht, wie noch jetzt viele Bürger- und Bauersfrauen, mit einem überpolsterten Ziegelstein oder einem an den Eßtisch geschraubten Nähpülkchen begnügten — nichts von all dem üppigen Luxus mit edlem Holz, mit Lack und Spiegelglas, nichts von all den Kästen, Fächern und Röllchen, durch welche der modische Nähtisch gewissen Apparaten der Taschenspieler gleicht. Wir beschränken uns auf die Betrachtung der wesentlichen Werkzeuge und Arbeitsstoffe, die in der kleinen Schublade des Arbeitstisches geborgen liegen.

Unter diesen verdienen vor allen die kleinen Werkzeuge Beachtung, welche bald, wie die Stacheln eines Igels, aus einem bauschigen Kissen hervorstarren, bald in dunkelblauen, mit englischer Aufschrift versehenen Papierchen oder im dunkeln Raum eines Köchers versteckt liegen. So schlicht auch der Behälter der Nadeln sein mag, so erregt er doch die Aufmerksamkeit von Kindern und Erwachsenen meist in weit höherem Grade, als sein Inhalt. Ein so alltägliches Ding, wer hält das sonderlich der Beachtung werth? Und doch ist die Nähnadel ein sehr merkwürdiges Erzeugniß der Betriebsamkeit, ein Wunder der Menschenkunst, welches fast eben so viele wichtige Bedingungen der Civilisation voraussetzt, wie die Eisenbahn und der Telegraph.

Die Nadel ist zum trivialen Beweismittel für die Vortheile der Arbeitstheilung geworden. Ein einzelner Meister wäre nicht im Stande, diese unscheinbaren und doch so unentbehrlichen Werkzeuge eben so billig und eben so gut herzustellen, ja es ist die Frage, ob ein Mensch im Stande wäre, sich in seinem kurzen Leben all die Fertigkeiten anzueignen, die dazu gehören, um aus einem Stücke für und fertigen Stahldrahtes eine leidlich brauchbare Nähnadel herzustellen, wenn ihm nicht die vieltausendjährige Kulturarbeit des Menschengeschlechtes ihre Erfahrungen und Werkzeuge als Erbe vermacht hätte.

Diese Lehren sind uns schon in Kinderschriften vorgetragen worden; aber wie erstaunt man dennoch, wenn man eine der Fabrikanstalten betritt, wie sie in Aachen und in größter Zahl in der englischen Grafschaft Worcester (nanmentlich zu Redditch) bestehen. Wie? zur Herstellung eines so winzigen, wohlfeilen Artikels so große Räume und so gewaltige Maschinen, getrieben vom Dampfe jener kolossalen Kessel? Welche Menge sinnreicher, kostspieliger Vorrichtungen ist herzustellen, welche erstaunliche Uebung muß die Menschenhand erwerben, um dieses kleine Werkzeug, das selbst im Besitze der Bettlerin nicht fehlt, zu liefern! Man wandelt mit Staunen und zuweilen nicht ohne Grauen durch die Räume, wo Frauen und Kinder furchtbare Maschinen besorgen, deren Gebiß festen Stahl leichter zermalmt, als unsere Zuckerschneiden ein Stückleim Zucker; Säle, wo es überall fast dämonisch rauscht, knickt und knackt, kreischt und poltert, und man fühlt sich förmlich erleichtert, wenn man die Privatwohnungen der Arbeiter besucht, in denen die Nadel viele, vielleicht die meisten Stufen ihrer Entwicklung durchmacht.

Diese Stufen sind zahlreich genug. Man gibt an, jede Nähnadel müsse siebzig bis achtzig Mal durch die Hände gehen, ehe sie dem Kaufmann ausgehändigt werden könne. Alle diese Manipulationen zu beschreiben, wäre mir, selbst wenn es hier geboten sein sollte, unmöglich, denn ein Laie hat genug zu thun, um aus dem Wirrwarr des Gesehenen ein leidlich ordnungsmäßiges und treues Erinnerungsbild mitzunehmen; aber die hauptsächlichsten Prozesse, die eine werdende Nähnadel durchmachen muß, will ich zum Besten der Leserinnen, die wohl größtentheils diese Fabrikation nicht selbst gesehen haben, in Kürze versuchen.

Eine gewaltige Scheere zerlegt die ihr dargebotenen Bündel von Stahldrähten leichter, als die in Schweiel-

Digitized by Google

holzfabriken thätige Scheere jene dünnen Holzstäbchen zerschneidet. Durch eine sinnreiche Vorrichtung ist bewirkt, daß jedes Stück gleich lang werden muß, ohne daß der Arbeiter zu messen oder seine Finger in Gefahr zu setzen braucht. Man sagt, daß ein solcher Drahtschneider stündlich 40,000 Schafte, d. h. Stück von der doppelten Länge einer Nadel, herstellt. Wir glauben es wohl, wenn wir die Drahtstückchen aus dem Gebisse der Scheere fallen sehen, wie Strohhalmstückchen von der Häckselbank.

Nun folgt die Arbeit des Richtens, d. i. Geradmachens. Die durch schwaches Glühen geschmeidig gemachten und durch Umwicklung mit Draht zu einer wurstförmigen Walze aufgerollten Schafte werden etwa so von ihren Verbiegungen befreit, wie wenn man Wäsche mittelst einer Handmange glättet.

Dann sind die Schafte an beiden Enden zu spitzen. Eine doppelt gefährliche Arbeit. Wenn einer der Schleifsteine, die mit der erstaunlichen Geschwindigkeit von 1 bis 4000 Umdrehungen in der Minute herumgeschleudert werden, zerspringt, sind die von einem kleinen Bruchstücke getroffenen Schleifer gewöhnlich Kinder des Todes. Dieß ist glücklicher Weise ein Unfall, der nicht häufig eintritt. Aber einer andern Schädlichkeit sind die Schleifer fortwährend wirklich ausgesetzt, nämlich der Einathmung des feinen Stahlstaubes, der vom Schleifsteine sprüht und den Lungen sehr verderblich ist. Noch ist es trotz allen dawider versuchten Vorbauungsmitteln nur gelungen, diesen Uebelstand, der sonst fast alle Schleifer höchstens vierzig Jahre alt werden ließ, zu mindern, aber noch ist er nicht ganz beseitigt, obgleich für ein radikales Gegenmittel ansehnliche Preise ausgesetzt worden sind. So mahnt denn — und dieser traurige Umstand durfte nicht verschwiegen werden — die Ausstattung des harmlosen Nähtischens auch an die Gefahren und Leiden, denen sich viele Menschen aussetzen müssen, damit die Frauen die Nadel, dieses große Mittel und Produkt der Civilisation, in die Hand bekommen. Bewundernswerth ist die Fördersamkeit der Schleiferei: man gibt an, daß ein geübter Arbeiter, der allemal mehrere Dutzend Schafte dem Schleifstein auf einmal darbietet, täglich an 20—30,000 Nadeln die Spitzen anschleife, deren gleichmäßige Herstellung für das Nähen von so wesentlichem Einflusse ist.

Die an beiden Enden zugespitzten Schafte werden nun von einem andern Arbeiter — meist von einer Frau — unter ein Stampfwerk gehalten, welches die Mitte des Drahtstücks etwas platt schlägt und mit einer sanften kurzen Furche versiehlt. In einer Stunde ersehren gegen 5000 Schafte (d. h. Doppelnadeln) diese Formung.

Eine sinnreich ausgedachte Maschine, die einem Prägwerke ähnelt, pickt hierauf in jeden Schaft, und zwar am obern Ende der Furche, ein Loch durch, das Auge oder Oehr der Nadel. Allstündlich werden 6—8000 Nadeln Augen eingesetzt oder vielmehr durchgemeißelt, die freilich oft noch kleine, nur durch die Feile zu beseitigende Rauhigkeiten an den Rändern tragen. Deßhalb muß später jede Nadel einzeln durch die Hand gehen und sich das Auge mit der Feile blank und glatt putzen lassen.

Nun gilt es, die Nadeln, welche als Schafte flamesische Zwillinge darstellen, in zwei Einzelwesen zu sondern. Frauen oder Kinder halten die Schafte bündelweise einer Maschinen-Scheere hin, welche sie im Nu zerlegt. Natürlich sind der Stelle, wo die Scheere durchgebissen hat, später durch die Feile ihre Schärfen zu nehmen.

Jetzt erst werden die Nadeln gehärtet. Bisher war der Stahldraht durch die allen Operationen vorausgegangene sanfte Erhitzung erweicht und gewierig gemacht, sonst hätte er ja das Durchschlagen eines Loches nicht ertragen. Die zu härtenden Nadeln werden rothglühend in's Wasser geworfen. Dadurch sind sie zwar wohl hart, aber auch zerbrechlich geworden und müssen möglichst entsprödet werden. Dieß geschieht dadurch, daß man sie auf einer heißen Metallplatte unter beständigem Wenden röstet, bis sie blau anlaufen. „Aber man sieht ja an den Nähnadeln" — so wird vielleicht eingewendet — „nichts von blauer Farbe." Wohl, diese ist meist nur noch in der Furche des Auges sichtbar; an allen andern Orten ist sie durch die nun folgende Operation beseitigt.

Dieß ist das „Scheuern". Hundert- bis fünfhunderttausend Nadeln werden zusammen mit Polirmittein in geordneten Reihen in grobe Leinwand eingeschlagen, welche dann, etwa wie ein Soldatenmantel, zu einer festen Wurst zusammengerollt wird. Diese Rollen kommen in die Scheuermühle, eine Art Mange, welche sie gegen vierundzwanzig Stunden unter starkem Drucke hin und her wälzt und dadurch die eingepackten Nadeln reibt und glättet. Nach der ersten Scheuerung, bei welcher die Nadeln mit Sand abgerieben werden, bekommen sie feinere Polirmittel (Zinnasche, Kleie und Sägespäne) zu ihrer Säuberung.

Noch sind aber immer einige Arbeiten übrig. Zuerst ist der Ausschuß zu beseitigen. Dieß geschieht leicht und rasch. Man läßt viele Nadeln über die schiefe Ebene eines glatten Steines rollen, und ein geübter Arbeiter entfernt mit staunenswerther Behendigkeit alle die, welche beim Rollen wanken oder sich schräg bewegen. Das Zählen und Verpacken der Nadeln, das Frauen besorgen, geschieht vollends mit einer Geschwindigkeit, die der Kunstfertigkeit des geübtesten Taschenspielers gleich kommt. Eine dem Limale der Schreiber ähnliche Metallplatte hat auf ihrer Oberfläche hundert Furchen; die Arbeiterin wälzt ein Bündel Nadeln darüber hin und faßt dann die in den Furchen gebliebenen rasch zusammen.

Endlich sind dann die Nadeln am Ziel ihrer Entwicklung angelangt. Es erregt fast Schwindel, sich die ungeheuren Zahlen vorzustellen, welche eine Fabrik oder gar der ganze Bezirk von Redditch jährlich liefert, der übrigens diese Betriebsamkeit einem vor drei Jahrhunderten eingewanderten deutschen Nadler, Namens Krause, verdankt.

Aber wohin — so fragt unsre aufgeregte Phantasie — wohin kommen alle diese Unmassen? In alle Welt, sagt man uns ohne Uebertreibung, denn England versorgt wirklich fast alle einigermassen civilisirten Völker mit diesem vorzüglichsten Werkzeuge der Haustrauen. Nach Indien, Sibirien, nach Afrika, Amerika und Australien. Eine Nähnadel bildet selbst für die Frauen der Wilden ein hoch erwünschtes Kleinod, für das sie die schönste Feder oder Perle freudig dahingeben. Und wir kaufen eine Nadel für die kleinste unserer Scheidemünzen und wir machen auch dann noch strenge Ansprüche, sie soll vollkommen gerade, fein polirt, schlankgespitzt, glattöhrig, weder biegsam noch zu spröde sein.

Fürwahr, die schlichteste, um einen Pfennig erkaufbare Nadel mahnt uns eindringlich an das Glück, das wir reichen Europäer blos durch den Zufall unserer Geburt genießen. Der Mensch ist die Krone der Schöpfung; die Europäerin aber gehört zu der hohen Aristokratie der Menschheit, der Millionen dienender Hände das Leben bequem und behaglich zu machen suchen. —

Doch wir müssen nunmehr das edelste Kleinod des Nähtisches verlassen, um auch dessen übrige Zubehör wenigstens flüchtig betrachten zu können.

Die Scheere ist nicht minder ein wichtiges Werkzeug der Frauen. So zierliche Scheerchen, wie wir sie heutzutage im Nähtische finden, hatten die Alten nicht: man betrachte nur die Scheere, womit auf antiken Bildern die Parze den Lebensfaden bedroht, um sich unseres Fortschrittes zu erfreuen! Lange hatte Spessfeld den Weltruf, die besten Scheeren zu fertigen; jetzt machen der englischen Messerschmiedsbude westphälische Fabrikorte, wo man die gefälligsten Nähbestecke mit trefflichen Scheeren nicht theuern Werkzeugen herstellt, den Vorrang streitig.

Eine gute Scheere ist das Meisterstück eines Messerschmiedes. Er muß nämlich dabei zwei Messer liefern von ganz gleicher Form und Härte, denn, wäre die eine Scheeide härter als ihre Zwillingsschwester, so würde diese rasch beschädigt werden; jede Schneide muß da, wo sich die Blätter kreuzen, ihre Gegnerin dicht berühren, ohne daß beim Aufstreifen eine lästige Reibung entstehe.

Es wurde von mehreren Besitzerinnen dieses Werkzeuges die Frage an mich gerichtet, warum man denn den Scheeren so verschiedene Formen gebe, warum man nament-

Digitized by Google

Indianer in Nordamerika. (Zu S. 377.)

Digitized by Google

lich die Griffe bald zu kurz, bald so auffallend lang machte? Da vielleicht ein ähnliches Bedenken von einigen der geehrten Leserinnen gefühlt worden ist, so sei hier ein Stückchen der Damennatur selbst eingeschaltet.

Die Scheere ist, in physikalischer Hinsicht, dasselbe, wie der Hebelbaum, mit welchem die Maurer große Steinblöcke vom Boden lüpfen; sie ist ein Hebel, und zwar ein doppelter, weßhalb ihr manche Sprachen einen Pluralnamen geben. Der Unterstützungs- oder Drehungspunkt jedes Scheerenhebels liegt im Niete. Sonach unterliegt auch dieß niedliche Werkzeug denselben Gesetzen, wie jeder Hebel. Je länger der Arm eines Hebels ist, an welchem die Kraft (d. i. hier die Hand) anfaßt, im Verhältniß zu dem jenseits des Drehungspunktes liegenden Arme, an welcher die Last (hier der Widerstand, die Festigkeit des zu Zertrennenden) angreift, desto leichter wird es der Kraft, einen gewissen Widerstand zu bewältigen. Um wie viel größer, mit andern Worten, der bogenförmige Weg ist, welchen die in den Ringen der Scheere steckenden Finger zurücklegen, als der Weg, den die Scheerenblätter bis dahin, wo sie auf einander klippen, zu durchlaufen haben, desto mehr Kraft wird der Hand erspart. — „Wie ist das möglich, wie soll die leb- und kraftlose Scheere uns Kraft ersparen?“ wird man einwenden. — Nun, die Scheere selbst thuts auch nicht; wir selbst machen's uns leichter. Die Kraftersparniß kommt darauf hinaus, daß wir uns eine gegebene Last in kleine Partionen theilen und dadurch leichter Herr über dieselbe werden. Ein Kind, das tausend Aepfel aus dem Garten in das obere Geschoß tragen soll, hat die Wahl: entweder alle auf eine Tracht, dann kostet es große Anstrengung, ist aber auch rasch vorüber; oder je fünfzig auf einmal in's Körbchen, dann ist die Arbeit nicht sauer, aber man muß dieselbe Treppe öfter steigen. Eine Scheere mit langen Griffen versetzt uns ganz in die Lage des Kindes, wenn es sich für das letztere Verfahren entscheidet. Dießbad ist an allen Scheeren, wo es sich um Ausübung großer Kraft handelt (z. B. an den Blechscheeren), der Griff sehr lang. —

Wir wenden uns nach dieser kleinen naturwissenschaftlichen Abschweifung wieder zur kulturgeschichtlichen Betrachtung unseres Werkzeuges. Auch für die Scheere, wie für die Nadel, gilt die Nothwendigkeit der Arbeitstheilung. Kein Arbeiter macht eine Scheere für und fertig. Der eine schmiedet Blatt, Schild und endlich den Griff aus einer Stahlstange, indem er den Ring entweder durch Umbiegung des Armendes bildet, oder — wie es jetzt bei kleinen Scheeren stets geschieht — denselben wie ein Nadelöhr durchmeißelt; ein zweiter feilt blank, ein Dritter nietet die beiden Arme zusammen, andere härten und schleifen glatt. Nur auf diesem Wege läßt sich Güte und Billigkeit der Waare erzielen.

Ein Mitarbeiter an der Scheere, zwar nicht an der neuen, aber an der alten, lieben Hausscheere erscheint besonders erwähnenswerth, weil er ein Ueberbleibsel einer wahrscheinlich in nächster Zukunft aussterbenden Arbeitergattung ist. Dieß ist der wandernde Scheerenschleifer, der Liebling der Gemeramaler seit Teniers. Er hat vor vielen Arbeitern etwas Malerisches voraus, wenn er auch nicht, wie der berühmte der Dresdener Galerie, eine rothe Feder auf dem Hute trägt. Immer umsteht ein Trupp Kinder das schnurrende Rad der wandernden Werkstatt und bewundert die Funken, die von der „Mutter ihrer Scheere“ nur so wegsprühen. Wenn dereinst — wie es schon mit dem Kesselflicker, dem Mausfallenmann und dem Tabulettkrämer ergangen ist — auch der namadische Scheerenschleifer durch seßhafte Leute verdrängt sein wird: dann ist wieder ein hübsches Stücklein der altväterischen Straßenromantik zu Grabe getragen. Und doch ist sein Verschwinden ein gutes Zeichen für die steigende Civilisation. Wenn heutzutage fast in jedem Marktflädtchen ein seßhafter Schleifer sein Brod findet, muß da nicht mehr geschneidert werden, als sonst, und ist eine Zunahme des Schneiderns und Nähens nicht eine Anzeige, daß der Wohlstand gewachsen ist? —

Ein nicht unwichtiges Stück des Nähtisches ist auch der Fingerhut. Eine geneigte Leserin, die an dessen kulturhistorischer Würde zweifeln sollte, möge nur einmal versuchen, ohne einen solchen zu arbeiten und sich dann selbst einen Harnisch für ihren schmerzenden Finger herzustellen! Kein Handschuh, keine Umwicklung mit Seide, Leinwand oder Leder würde den Fingerküraß ersetzen, von dem man die sittlichste Art einzeln für einen Kreuzer erwirbt. Wie theurer würden wir ihn bezahlen müssen, wenn der sinnige Menschengeist nicht ein Verfahren ausgesonnen hätte, ein auf den Zapfen der Drechselbank angepreßtes Stück Blech rasch hohl zu drücken und mittelst eines, dem Küchenmädchen ähnlichen, Stahlrädchens demselben seine Pockennarben einzuprägen! —

Die Nadelbüchse verdient wenigstens einen flüchtigen Blick. Wer alle Formen dieses winzigen Köchers zusammenbringen könnte, würde eine umfängliche und nicht uninteressante Sammlung besitzen. Wie vielerlei Wege hat nicht der Erfindungsgeist eingeschlagen, um immer neue Variationen für dieß Futteral zu ersinnen! Die verschiedensten Stoffe: Holz, mit Stroh und Perlmutter belegte Pappe, Elfenbein, Porzellan, Glas, Metall sind angewandt worden. Die Formen sind noch weit mannigfaltiger; bald stellt die Nadelbüchse einen fühnenen Fisch, bald einen grotesken Gnam, bald ein Wickelkind, bald einen Menschenarm dar. Kaum scheint es noch möglich, etwas Neues zu erfinden, und doch bringt jede Messe neue Formen. Sonderbarer Weise scheint nach nirgends der Magnet angewandt zu sein, an dem die Nadeln wie Kletten haften würden. —

Damit hätten wir denn unsere Heerschau über die wesentlichsten Werkzeuges des Nähtisches beendigt, und ich bitte nur zum Schluß, auch zwei Arbeitsstoffe, die sich unter dem bunten Mancherlei der Schublade hervorthun, der geneigten Rücksicht empfehlen zu dürfen.

Der eine ist das Fabrikat einer sonderbaren Industriegesellschaft mit eigenthümlicher sozialistischer Verfassung, einer Gewerbsstaate, in dem die Frau regiert („ah, das ist England!“ denkt man vielleicht, aber ich bitte, das Urtheil nur einen Augenblick schweben zu lassen), in dem alle Männer faullenzen und nur verkümmerte Frauen arbeiten, welche in der Arbeit ihre einzige Lebensaufgabe finden und nichts weiter erstreben; einer Genossenschaft, welcher der Mensch ihre schönen Produkte nicht ablaust oder abtauscht, sondern mit offner Gewalt raubt. Dieß Erzeugniß ist das Wachs. Dicke gelbe, vom Ansreichen vieler Fäden zerfurchte Stücklein hat vor jenem Täfelchen theuren, weißgeblichen Stoffes wenigstens den Vorzug, daß es noch den lieblichen, an den Duft von Blumen und Honigwaben erinnernden Hauch beibehalten hat. Vielleicht ist nicht allen Leserinnen bekannt, auf welche Weise die kleinen Fabrikanten dieses appetitlichste aller Fette bereiten. Zum Theil finden sie es vorrüthig als Ausscheidung gewisser Pflanzentheile (so besteht der zarte Duft der Pflaumen und Trauben sowohl, als der glänzende Firniß vieler Pflanzenblätter aus ächtem Wachs), zum Theil wandeln sie die genossenen zuckerhaltigen Blumensäfte in diesen fettartigen Stoff um. Nicht aber besteht — dieß möge zugefügt werden, weil darüber oft Irrthümer vorkommen — der rothgelbe Puder, den die Bienen im Frühjahr als „Höschen“ heimtragen, aus reinem Wachs, dieß ist vielmehr Blüthenstaub, aus dem nur etwas Wachsstoff herauszuschleudern ist. Das fertige Wachs sondert sich in Form kleiner, sehr dünner Schüppchen an der untern Fläche des Leibes der Biene aus, wird von ihr daselbst abgenommen und mit Speichel vermengt zusammengeknetet und zum Aufbau der wunderbar regelmäßigen Zellen verarbeitet. Diese schmelzt der Sieder in heißem Wasser, auf welchem endlich das reine Wachs als Scheide obenauf schwimmt. Gebleicht wird es durch die chemische Kraft der Sonne, welcher man das Wachs in dünnen Bändern, die oft mit Wasser besprengt werden, aussetzt.

Das zierliche Büchlein, zwischen dessen bunten Glanzpapierblättern der kostbarste Arbeitsstoff des Nähzeuges aufbewahrt wird, enthält das Arbeitserzeugniß eines andern Insekts, das für die Frauenwelt noch weit bedeut-

Digitized by Google

samer iſt, als die fleißige Biene. Aber nicht blos dieſe buntfarbigen, ſchön glänzenden Zöpfchen aus glänzender Nähſeide, auch jene weniger ſchimmernden und farbenprächtigen Fäden aus Baumwolle, Lein und Hanf, welche auf allerhand Bällchen und Röllchen gar gefällig aufgewickelt ſind, verdienen Beachtung.

Die Baumwolle dieſes Röllchens, ſo wunderbar fein und gleichmäßig ausgeſponnen, ſtammt aus den jetzt vereinigten verſchiedenen Staaten. Bald wird auch die im ſtillen Arbeitsſtübchen thätige deutſche Hausfrau am Preiſe dieſer Fädchen ſpüren, daß ein jenſeits des atlantiſchen Ozeans entdeckter Streit bis an ihr Nähtiſchchen heran nachtheilig wirkt. Wenn in der neueren Zeit irgend ein civiliſirtes Land leidet, ſo empfinden es alle übrigen mehr oder weniger mit; die großen Wellenringe der Ereigniſſe verbreiten ſich bis dieſſeits des weiten Ozeans in das heimliche Boudoir einer deutſchen Hausfrau. Wir werden gerade durch die Civiliſation immer inniger allen Völkern der Erde verkettet; der durch den Luxus erweckte rege Handelsverkehr macht alle Nationen zu mitſtrebenden Verwandten. Iſt das nicht eine bedeutſame und tröſtliche Lehre, die uns am Nähtiſch entgegentönt? —

Die Seidenfäden verdanken einen großen Theil ihrer Schönheit der Kunſt der Färber, welche Stoffe aus allen drei Reichen der Natur und von allen Erdtheilen aufbieten, um dieſem herrlichen Stoffe neue Reize zu ertheilen. Wie würde die reichſte Dame des unermeßlich reichen, alten Roms ſtaunen, wenn ſie das Seidenbuch eines ſchlichten Nähtiſches durchmuſterte, obgleich daſſelbe noch lange nicht alle die tauſend Farben enthält, die das Muſterbuch einer Handlung aufweiſt; wie würde jene Römerin, der bisher der tyriſche Purpur als die koſtbarſte Farbe erſchienen war, das feurige Roth dieſes elberfelder „türkiſchen Garnes“ preiſen, mit dem heutzutage jede Plebejerin ihre Wäſche zeichnet, oder gar die Pracht dieſer mit Fuchſin gefärbten Seide? —

Sehr ſchlicht erſcheint neben ſolchen Artikeln das Nähtiſches der grauſchneeweiße oder blauſchwarze „engliſche Zwirn“; aber er regt uns zu einer weitreichenden Betrachtung an. Unſere Großmütter ſpannen und zwirnten ihre zum Nähen erforderlichen Leinfäden ſelbſt; wie ungläubig würden ſie lächeln, wenn ſie dieſe Fäden ſähen und erführen, daß nicht zarte Frauenfinger, ſondern die leblosen, durch ein Mühlrad getriebenen Eiſenfinger, Räder und Flyer einer Maſchine dieſen trefflichen Zwirn hergeſtellt! „Was“, würden ſie rufen, „Maſchinen ſollen Flachs ſpinnen? Dann macht mir doch gleich weiß, daß die Maſchinen das Nähen beſorgen und daß die Frauen des neunzehnten Jahrhunderts die ganze Woche unbeſchäftigt in voller Friſur und im Reifrocke daſitzen, weil ſie gar nichts mehr zu arbeiten haben!“ —

Soll ſich etwa dieſe Vorausſetzung — wenigſtens in ihrem erſten Theile — erfüllen? Wird den Frauen — wie es in England, das ſich in induſtrieller Hinſicht mit Recht das fortgeſchrittenſte Land der Erde nennt, ſchon mit dem Spinnen und Stricken geſchehen, — wird den Frauen auch das Nähen von der mehr und mehr um ſich greifenden Maſchine entzogen? Wird jener wunderbar ſinnreiche Mechanismus, deſſen Nadel ſo raſch, wie eine Taſchenuhr, pickt, das unter ihr fortgleitende Gewebe auf- und abwärts durchſticht und mit wahrer Hexenmeiſterkunſt raſch und doch ſo untadelig ſäumt und ſteppt, — wird die Nähmaſchine die Frauenhand auch aus dieſem Arbeitsgebiete verdrängen? Wird auch der Nähtiſch nach einigen Menſchenaltern zu den ſtaubigen Alterthümern der Rumpelkammer gehören, wie es dem Baumwollſpinnrad ergangen iſt und dem Flachsſpinnrad bald ergehen wird?

Ja — faſt möchte man ſagen, leider ja — denn in einigen Arbeitsgebieten iſt der Wettſtreit zwiſchen der nähenden Hand und der Nähmaſchine bereits zum Vortheil der letzteren entſchieden. Schon pickt dieſe Maſchine nicht blos in den Werkſtätten vieler Schneidermeiſter, die ſonſt, namentlich im Zunftzwelen, ſtarr am Alten hängen, ſchon findet ſie ſich auch in den Nähſtuben großer Haushalte, wo es gilt, für eine große Schaar das Leinzeug zu fertigen. Gewiß, das Nähen wird Fabrikarbeit werden. Iſt es auch in Deutſchland noch nicht ſo weit gediehen, wie in England, wo ich Kinderbettzeugwaarenlager (Childbedlinen-warehouses) mit allen möglichen fertigen Stücken der Kinderwäſche ſah: ſo wird doch auch bei uns allmälig das Nähen der „Ausſtattung“ den Händen der verlobten Jungfrau, die Herſtellung der Wäſche für den lieben, in die Fremde reiſenden Sohn der Mutter entzogen werden. Die Thätigkeit der Hausfrau wird ſich auf die Auswahl paſſenden fertigen Leinzeuges im Kaufladen und auf die Ausbeſſerung der kleinen Schäden deſſelben beſchränken. Die Maſſenproduktion der Fabriken wird durch die Wohlfeilheit ihrer Fabrikate die Hausarbeit auch in dieſem Felde niederdrücken.

So wird es kommen, denn ſo bringt es die unaufhaltſam rollende Zeit mit ſich, wie ſehr auch die arbeitsluſtige Hausmutter ſeufzt, die fürchtet, dann müſſig gehen zu müſſen, wie kläglich auch die bleiche Näherin jammert, die „auf der Stör“ ihren Taglohn, den kümmerlichſten aller Taglöhne, verdient. Aber getroſt! Die arme Näherin wird dabei nicht brodlos werden, denn zur Beſorgung einer Maſchine gehört auch eine Menſchenhand, und je mehr und je wohlfeiler die Maſchine arbeitet, deſto mehr wird auch verbraucht, wie die Geſchichte der Buchdruckerpreſſe und jeder großen Erfindung lehrt. Und die Hausfrau? Hat die Urſache zu klagen, wenn die Maſchine ihr eine ſchlecht lohnende, Augen und Bruſt angreifende Arbeit abnimmt und ihr freie Zeit gibt für ſorgfältigere Beſorgung anderer hauswirthſchaftlicher Geſchäfte, für die Erziehung der Kinder, für ihre eigene Erholung und für die eigene geiſtige Fortbildung?

Digitized by Google

Seneca's Brief an Lucilius über den Werth der Zeit. — Recht so, mein Freund! Erringe deine Selbſtſtändigkeit, und was dir bisher an Zeit bald geraubt und bald geſtohlen wurde oder auch von ſelbſt ausfiel: — das halte zuſammen und ſpare damit! Glaube meinem Wort: gar mancher Augenblick wird uns auf grobe, mancher auf feine Weiſe entzogen; mancher zieht auch ſtill dahin, wie eine Welle. Doch die tiefſte Schmach liegt auf einem Verluſte, den die Nachläſſigkeit herbeiführt. Und eine aufmerkſame Betrachtung ſieht leider einen großen Theil des Lebens unter ſündhaftem Thun, den allergrößten unter Nichtsthun, das ganze Leben unter fremdartigem Treiben hingehen. Wo gibt es einen Menſchen, der auf die Zeit den mindeſten Werth legt, — der auch nur einen Tag zu ſchätzen weiß und ſeinen täglichen Tod bemerkt? Darin liegt ſüe uns die Täuſchung, daß wir den Tod nur in der Ferne ſuchen, während er großentheils ſchon vorüber iſt. Unſere ganze Vergangenheit gehört dem Tode. Thu' alſo, mein Freund, wie du ſchreibſt, und nimm jede Stunde zuſammen. Deine Abhängigkeit von der Zukunft wird ſich mindern durch die Entſchiedenheit, womit du die nächſte Gegenwart ergreifſt. Man ſchiebt das wahre Leben hinaus; indeſſen eilt es von hinnen. Alles iſt fremde Gut; nur die Zeit iſt unſer Eigenthum. Dieſes Ding, das ſo flüchtig uns aus den Händen ſchlüpft, — es iſt das Einzige, deſſen Beſitz uns die Natur vertraut hat. Und aus dieſem Beſitz vertagt man uns nach Belieben! Aber ſo weit geht die Thorheit der Welt, daß man die wohlfeilſten Kleinigkeiten, — jedenfalls leicht erſetzliche Dinge, womit uns etwa ein Hunſch erfüllt ward, geduldig ſich vorrechnen läßt, während Niemand eine Schuld anerkennt für die Zeit, die er empfangen hat. Und doch iſt ſie das Einzige, was auch der Dankbare nicht wiedergeben kann!

Du fragſt vielleicht, wie ich, dein Sittenprediger, es etwa ſelber mache? Offen geſtanden: es iſt bei mir, wie bei einem pünktlichen Schweiger; meine Verbrauchsrechnung iſt im Reinen. Ich kann nicht ſagen, daß ich nichts verliere, aber ich kann doch ſagen: wie viel? warum? und wie? Ich kann die Gründe meiner Armuth angeben. Es geht mir, wie ſo Vielen, die ohne eigene Schuld an den Bettelſtab gekommen ſind. Alle Welt verzeiht ihnen, aber Niemand hilft ihnen.

Wie denn alſo? Ich meine: Kein Menſch iſt arm, der mit dem Wenigen, das ihm noch bleibt, zufrieden iſt. Indeſſen hüte du lieber das Deinige und ſauge fleiſch an, die gute Zeit zu nützen. Unſere Vorfahren hatten Recht:

„Iſt man einmal auf der Neige,
Kommt die Sparſamkeit zu ſpät!“

Denn was unten bleibt, iſt nicht nur der Reſt, es iſt auch — der Satz. Leb' wohl!

Ritterliche Treue. — Die oft zu großen Heeren anſchwellenden Söldnerbanden verübten ſeit dem dreizehnten Jahrhundert, ſeit Rudolf der Habsburger das Raubgeſindel in Deutſchland zu Paaren trieb, namentlich auch in Italien unſägliche Greuel. So ließ Franz Sforza das eroberte Piacenza vierzig Tage lang ausplündern, vertheilte Frauen und Mädchen unter ſeine Söldner und verkaufte zehntauſend Männer und Knaben als Sklaven. Wie das flache Land verheert wurde, mag man auch daraus erſehen, daß ein päpſtlicher Legat und Patriarch ſeinen Söldnern für jeden in Feindesland umgehauenen Oelbaum, der bekanntlich ſehr langſam wächſet, hundert Tage Ablaß gewährte.

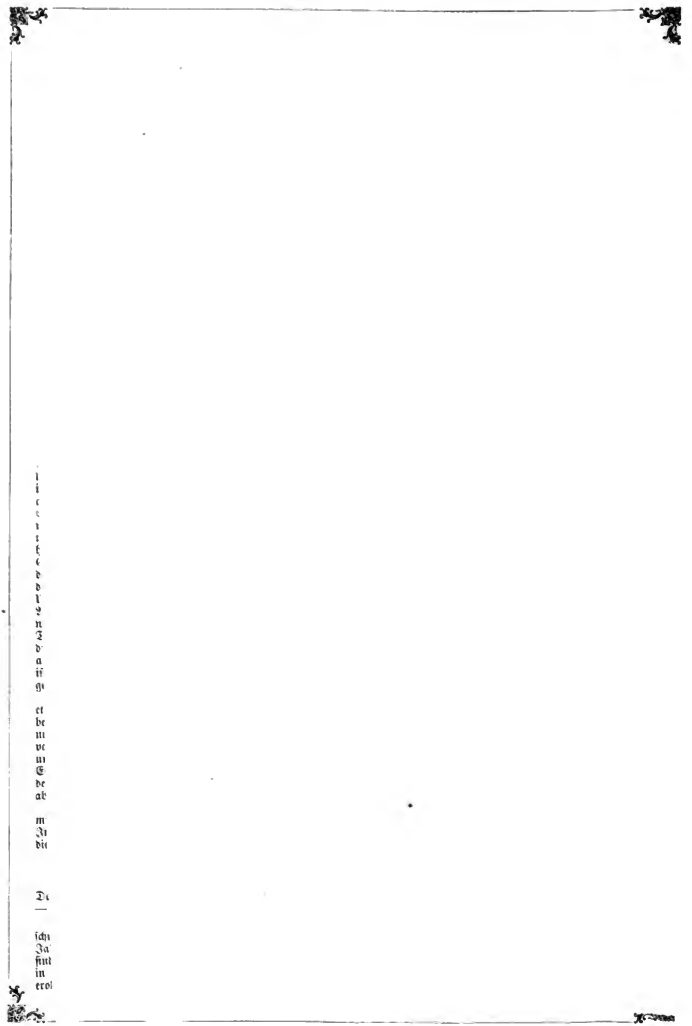
So tief die Verwilderung dieſer Banden von Kriegsluchten war, ſo ſtoßen wir doch bei ihnen manchmal auf Züge auffpernder Anhänglichkeit, beſonders an beliebte Führer. Kaum einer von dieſen überragte an Feldherrngröße Franz Sforza, deſſen Vater ſich vom Bauernſtande an die Spitze von Heeren und zu den höchſten Würden in Neapel aufgeſchwungen hatte. Franz hatte ſich in den Marken von Ancona ein ſchönes Fürſtenthum zuſammen erobert. Aber im Jahre 1444 zogen die Heere des Königs von Neapel und des Herzogs von Mailand, aufgeboten und unterſtützt durch das Gold und die Bannſtrahlen des Papſtes, gegen ihn heran. Die Streitkräfte waren ſo ungleich, daß Städte und Söldner, ja ſeine erprobteſten Hauptleute von Sforza abfielen. Unter letzteren waren namentlich Troilus von Roſſano und Peter Brunoro. Sie gingen in das Lager des Königs Alfons von Neapel über. Sforza, um ſich an ihnen zu rächen, ſchrieb an ſie dahin, ſie möchten ihre Verſtellung nur eine Weile forſtehen, bis er ihnen das Zeichen gebe, die Maske abzunehmen. Es war dafür geſorgt, daß dieſer Brief Alfons in die Hände fiel. Dieſer ließ die vermeintlichen Verräther verhaften und nach ſeinem Königreiche Valencia in den Kerker bringen.

Aber Bono, als Reiter in Dienſten Brunoro's, war Zeuge der Verhaftung geweſen. Bona war ein Mädchen aus dem Veltlin, welches ſo treu an Brunoro hing, daß es alle Gefahren ſeiner Kriegszüge als tapferer Reiter theilte. Von nun an zog ſie von Stadt zu Stadt, von Hof zu Hof, von Burg zu Burg, um von Obrigkeiten und Feldherrn ſich Zeugniſſe von der Treue Brunoro's zu verſchaffen. Am franzöſiſchen Hofe erlangte ſie endlich Empfehlungsbriefe an König Alfons. Nach zehn Jahren erbot ſie ſich, damit ausgerüſtet, Behör bei Alfons und ſagte ihm die ganze Wahrheit. Ueberwältigt und gerührt durch dieſe Treue, ließ Alfons die Kerker der beiden Gefangenen öffnen. Obgleich jetzt auch durch den prieſterlichen Segen geeinigt, legte Bona wieder die Rüſtung an und begleitete ihren Gatten in venetianiſche Dienſte. Bei der Vertheidigung der Inſel Negrovonte gegen die Türken fiel Brunoro 1466 und Bona ſtarb bald darauf. R.

Ein Säbel des letzten Griechen-Kaiſers. — Die königliche Waffenſammlung zu Turin enthält unter andern Schätzen eine prachtvolle Auswahl orientaliſcher Waffenſtücke, die von einem reichen, lange in Oſtindien wohnhaften Piemonteſen gebildet, und vor Kurzem durch ein patriotiſches Geſchenk an koſtbaren Waffen erweitert worden iſt, welche Baron Tecco, eine Zeit lang ſardiniſcher Geſchäftsträger in Konſtantinopel, mit bedeutendem Aufwand daſelbſt zuſammengebracht hatte. Man bemerkt unter den letzteren mit beſonderem Wohlgefallen eiſerne Lanzen, die mit jener Vollendung ausgemeiſelt ſind, welche

Digitized by Google

Digitized by Google



Das Kerkerfenster.

Digitized by Google

Einem die schönen Zeiten der arabischen Kunst des 10. und 11. Jahrhunderts in's Andenken rufen, wie die Muselmänner die Gedenktafeln auf ihren Friedhöfen, wie die Wände ihrer Paläste damaſcirten. Daneben findet ſich eine Standarte Mahommeds II., des Eroberers von Konſtantinopel im Jahr 1453, an deren oberer Verzierung eine Inſchrift zum Lobe Gottes und des Propheten zu leſen iſt. Doch die intereſſanteſte Waffe iſt eine gebogene Säbelklinge von der gewöhnlich mit dem Ausdruck „Damaſcener" bezeichneten Art, welche Baron Tecco von einem Kaufmann zu Konſtantinopel erſtand, der ſich dieſelbe ſammt der eben genannten Standarte von einem Hüter der Gruft Mahommeds II. verſchafft hatte. Von jener Klinge war der Griff ohne Zweifel wegen ſeiner werthvollen Ausſchmückung abhanden gekommen. Die Klinge ſelbſt zeigt auf der einen Seite als Zierath ein Basrelief im byzantiniſchen Style des 15. Jahrhunderts. Man erblickt darauf zwei angezündete Kerzen, und darüber ein Medaillon, darſtellend die heil. Jungfrau und das Jeſuskind mit Strahlenkronen, aber auf eine höchſt barbariſche Weiſe ganz im Tone jener Mündhöher gezeichnet, welche den Zeiten der letzten Griechen-Kaiſer angehören. Noch ſind vier kleine Kreuze auf jeder Seite der Klinge angebracht, und außerhalb der Medaillons ergänzen acht Sterne den frommen Gedanken, welcher die Darſtellung auf dieſer Seite der Klinge beherrſcht. Etwas oberhalb des Medaillons endlich erblickt man zwei Engel mit Strahlenkronen und in wallenden Gewändern, ein mit Blumen verziertes Diadem haltend. Vier Rubine, in den Stahl kunſtreich eingelaſſen, deuten an, daß dieſelbe einem vornehmen Beſitzer angehörte und eher eine Zier- als Kriegswaffe war. An den hervorſtehenden Theilen des Basreliefs erſcheinen noch ganz deutlich Spuren ehemaliger Vergoldung. Auf der andern Seite der Klinge liest man eine griechiſche Inſchrift, welche mit dem im 15. Jahrhundert üblichen Schriftzeichen abgefaßt alſo lautet: Du unüberwindlicher König, Wort Gottes, Allregierer (hilf) dem Fürſten und gläubigen Selbſtherrſcher Konſtantinus. Aus dieſer Inſchrift wurde mit hoher Wahrſcheinlichkeit geſchloſſen, daß dieſe Waffe dem letzten der kaiſerlichen Paläologen angehört hatte; ſie fiel dann bei Konſtantinopels Eroberung mit vieler anderer Beute des Kaiſerpalaſtes den Türken in die Hände und wurde zuletzt neben jener Standarte als Siegeszeichen auf Mahommeds II. Grabe niedergelegt. — Neben dieſer intereſſanten Waffe befindet ſich in der Turiner Waffenſammlung auch ein Degen Napoleons I., der Säbel Carl Alberts und Waffen von Fürſten des alten Hauſes Savoyen-Carignan als würdige Umgebung jenes Kleinods der ganzen koſtbaren Sammlung.

Neueſte Entdeckung von Alterthümern am Van-See. — In der Nähe der Stadt Van in Armenien, am Südoſtufer des gleichnamigen See's, wurde kürzlich durch Eröffnung eines Grabens eine wahre Fundgrube von antiken Kunſtgegenſtänden erſchloſſen. Bauern, damit beſchäftigt, von einer Art alter Befeſtigung Steine zu gewinnen, zogen daraus zwei Platten von Bronze hervor, welche mit reliefförmigen Inſchriften und plumpen Menſchen- und Thiergeſtalten bedeckt waren. Mit der Bearbeitung dieſer Gegenſtände natürlich unbekannt, beeilten ſie ſich, dieſelben nach der Stadt zu bringen, wo die Nachricht von dem gemachten Funde bald zu den Ohren des Paſcha's gelangte. In der Hoffnung, nicht Gegenſtände der Kunſt, ſondern koſtbares Metall aufzufinden, ſchickte der Paſcha eine Anzahl Schatzgräber nach dem angefangenen Graben. Nach wenigen Tagen ſchon war durch die angeſtellten Nachgrabungen ein glänzender Erfolg erzielt; man entdeckte einen prächtigen Stier mit Menſchenantlitz, drei Viertel von der natürlichen Größe, einen großen Adler mit ausgebreiteten Flügeln und zwei ſehr geſchickt geformte Schlangen, Alles aus ſehr reiner Bronze. Der Paſcha als ein guter Türke überzeugt, daß dieſe Sachen keinen höheren Werth hätten, als Kupfer oder Erz, befahl die unnützen Arbeiten einzuſtellen. Seitdem hat man die Hacke nicht wieder angerührt, obgleich ſich denken läßt, daß da, wo man die Platten und die andern Gegenſtände auffand, noch viele andere merkwürdige Alterthümer verborgen ſein dürften und man mit einigem Grund hoffen darf, hier Denkmäler zu entdecken, welche zu der uns ſchon bekannten Geſchichte Ninive's und ſeiner Könige die hinauf zu der in mythiſche Hüllen gekleideten Semiramis einige weitere Blätter hinzufügen können. Leider iſt der Paſcha ein Vandale und hat befohlen, die ganze Zahl der ausgegrabenen Bronzen den Armeniern zugehen zu laſſen, damit ſie eingeſchmolzen würden, und man ſo den innern Werth herausbeträme.

Dieſen neueſten Mittheilungen aus Van fügen wir noch Einiges über die altberühmte Stadt bei. Die Armenier kannten ſie laut ihren Schriften unter dem Namen Semiramisſtadt als eine uralte. Sie beſchrieben ſie als dort noch in ihren großartigen prachtvollen Denkmälern und Trümmern vorhanden, und griechiſche Schriftſteller ſtimmen damit überein, daß dieſelben zu den von Semiramis in Medien und Aſſyrien aufgeführten Bauten gehören. Die perſiſchen Annaliſten erzählen, die Kräfte der weltſtürmenden Mongolen hätten bei den Verſuchen, die eroberte Feſtung Van zu zerſtören, nicht ausgereicht. Die neueren armeniſchen Geographen erwähnen ſehr häufig antike Statuen und Monumente, die man im Innern der Stadt antreffe. Zumal reden ſie von der gewaltigen Anhöhe, welche im Norden die ganze Stadt decke, und auf der es die meiſten Alterthümer geben ſoll: Säulen, Statuen, geräumige Felsgrotten mit großen Inſchriften an ihren Eingängen in unbekannten Zügen. Einen ausführlichen Bericht über alle dieſe Bauten erſtattet der berühmte armeniſche Geſchichtſchreiber Moſes von Khorene aus dem fünften Jahrhundert v. Chr., der dabei vorchriſtliche Quellen benützte. Die Stadt, meldet er, wurde von der genannten Königin in wenigen Jahren ausgebaut. Im Innern derſelben erhoben ſich mehrere Paläſte von Steinen verſchiedener Färbung und mit ſchönen Terraſſendächern. An dieſe ſtießen freie Plätze, Bäder in gehöriger Zahl; Kanäle vertheilten das Waſſer durch die verſchiedenen Quartiere der Stadt und die Gärten. Außerhalb der Stadt wurde eine ſehr große, aus den koloſſalſten, aber trefflich gearbeiteten Felsblöcken unternommen, aufgeführt und darauf Tempel, die königlichen Wohnungen, aus ſehr weitläufigen Gemächern und Hallen zuſammengeſetzt, eine Schatzkammer und darunter große Kellergewölbe erbaut. Das Ganze wurde mit den fürſtlichen Verſchanzungen umgeben; nur durch furchtbare Grottengänge konnte man hier eindringen. — Dieſe Rieſenwerke einer grauen Vorzeit wurden von dem gelehrten Reiſenden, Profeſſor Schulz von Gießen 1827 neu entdeckt, ihre verſchiedenen Beſtandtheile über und unter der Erde gründlich unterſucht und beſchrieben und 42 Keilinſchriften daſelbſt kopirt. Die unſterblichen Dienſte, welche dieſer deutſche Forſcher der Alterthumswiſſenſchaft hiemit geleiſtet hat, mußte er im Jahre 1829 mit dem Tode büßen, welchen die Treuloſigkeit einiger Kurdenhäuptlinge am Urmiaſee über ihn verhängte.

Rhodus. — Schon in der vorgeſchichtlichen Periode Griechenlands wird dieſe Inſel genannt, als Heimat zauberkundiger Metallarbeiter, der Telchinen, deren Nachfolger im Anban des Eilandes, die Heliaden, unter einem ſelten bewölkten Himmel den ſpäter im berühmten rhodiſchen Koloſſe dargeſtellten Sonnengott verehrten. Auch in Homers Geſängen hat Rhodus als Bundesgenoſſin der vor Troja gelagerten Griechen eine ehrenvolle Stelle erhalten. Während des hiſtoriſchen Zeitalters erblicken wir die Inſel als eine Hauptniederlaſſung des doriſchen Stammes, im peloponneſiſchen Kriege zwiſchen Athen und Sparta meiſtens auf Seite des letzteren. In der macedoniſch-römiſchen Periode erſcheint ſie als bedeutend durch den beſonders nach dem weſtlichen Mittelmeere weit ausgebreiteten Handel; durch den heldenmüthigen Widerſtand ihrer gleichnamigen Hauptſtadt gegen den gewaltigen Kriegsfürſten, Demetrius Poliorketes; durch die Trefflichkeit ihrer Verfaſſung und ihrer beſonders an einem antiken Staate bemerkenswerthen Anſtalten für die Armen: durch das hier hauptſächlich in Beredſamkeit und Philoſophie rege wiſſen-

Digitized by Google

schaftliche Leben und die Schöpfungen ausgezeichneter Künstler, namentlich auf den Gebieten der Malerei und Skulptur — man denke insbesondere an den rhodischen Koloß von Chares von Lindos, eines Schülers von Lysippus! — durch ihre an Gewinn, aber auch an Opfern reiche Allianz mit Rom. Endlich hat Rhodus auch im Mittelalter, weil eine Zeit lang tapfer vertheidigter Wohnsitz der Johanniter Ritter, dieser heroischen Vorkämpfer des Christenthums wider den Islam, den guten Klang seines Namens bewahrt. Dagegen sollte die darauf folgende heillose Türkenwirthschaft hier, wie anderwärts Einöden und Trümmer schaffen, und was diese stehen ließ, wird zum Theil durch Erdbeben, wie das furchtbare im Oktober des Jahres 1856, vernichtet. Klägliche Berichte über diesen gegenwärtigen Zustand der einst so blühenden Insel enthält ein neueres französisches Reisewerk, aus welchem wir hier Einiges mittheilen. Von Norden nach Süden zieht fast über die ganze Länge der Insel ein Gebirge, das aber keine zusammenhängende Kette bildet; der höchste Stock desselben ist der Atabyris der Alten (j. Tauros), einst mit einem berühmten Zupitertempel geziert. Das Gebirge war früher mit prächtigen Waldungen bestanden, diese sind aber zum größten Theile verwüstet worden, und die Berge bieten zumeist kahle Seiten dar. Die Dammerde wird in Folge davon von den Winterregen hinabgeschwemmt; das Gestein liegt nackt zu Tage, die Quellen versiegen und die Insel wird wasserarm. — Kaum der zwanzigste Theil derselben befindet sich unter Anbau; die Bewohner sind mit schweren Abgaben belastet, welche insbesondere auf den Ackerbau drücken, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn das Auge überall auf Einöden und Wüsteneien trifft, undurchdringliches Gestrüpp von immergrünen Eichen, Mastix und Myrthen überall wuchert, wo einst Getreidefelder waren, und Disteln und Thymian immer mehr Boden erobern. Die Insel liefert bei weitem nicht genug Getreide für den Bedarf, muß daher viel kaufen und verarmt immer mehr. Nirgends ist auf ihr eine fahrbare Straße! Für den Oelbaum sind Boden und Klima trefflich geeignet, aber er kommt nur in geringer Menge vor, und man thut auch nichts zu seiner Verbreitung, auch von der Oelpflanze Sesam produzirt man wenig. Die Rebe gedeiht wunderbar gut und doch werden nur etwa 400,000 Pfund Rosinen, 160,000 Pfund Wein und 60,000 Pfund Traubenbranntwein gewonnen; außerdem 560,000 Pfund Feigen und etliche Millionen Orangen und Citronen. Man verwendet überhaupt auf den Anbau von Südfrüchten wenig und vernachlässigt die Obstbäume völlig. Der Seidenbau, von den Türken mit einer schweren Abgabe belastet, liegt sehr darnieder. Der Honig von Rhodus hat einen sehr würzigen Geschmack. Von wilden Thieren findet man Schakale, Wildschweine und Füchse, sodann Hirsche und Rehe; Wachteln, Krammetsvögel und Rebhühner sind sehr häufig, das Meer ist fischreich; man gewinnt außer schmackhaften Austern auch Schwämme, die schon von Plinius gerühmt, ihrer Weichheit halber denen von der afrikanischen Küste vorgezogen werden und einen bedeutenden Handelsartikel bilden. — Nach Guerin zählt Rhodus höchstens 27,000 Einwohner; davon sind 6000 Türken, 1000 Juden und 20,000 sogenannte Neugriechen, die Zahl der Europäer (Franken) beträgt nur 120 Köpfe, welche alle mit alleiniger Ausnahme zweier Familien der römisch-katholischen Kirche angehören. Zwischen den Türken und Griechen ist die Abneigung tief und festgewurzelt, und die zwischen ihnen liegende Kluft kann gar nicht ausgefüllt werden. In der Stadt Rhodus (j. Kastro) gehören alle bessern Häuser den Türken; diese haben hübsche Gärten und besitzen im Innern der Insel viele Landgüter. Die Griechen treiben neben den Türken Handwerke und Handel; manche haben Buden in der innern Stadt, welche sie aber, selbst zu Fünftausenden in den Vorstädten wohnhaft, erst nach Sonnenaufgang betreten dürfen. In ihren beiden Knabenschulen finden etwa 260 Kinder Unterricht; auch einige Mädchen lernen dort lesen und schreiben; aber im übrigen Theile der von 47 Dörfern belebten Insel kennt man fast gar keine Schulen. Die Popen sind träge, während Guerin die Griechen auf Rhodus im Allgemeinen als intelligente, lebhafte und wißbegierige Leute schildert, gegen die aber die türkische Regierung ein allerdings gerechtfertigtes Mißtrauen hegt, und diese ihre Unterthanen drückt, welche hinwiederum unablässig darnach trachten, sich einer türkischen eben so gewaltthätigen als stupiden Herrschaft zu entziehen.

Aesthetische Briefe.

Von **Adolf Wahrmund.**

3. Von der Größe der Anschauung in der altdeutschen Poesie.

Hier soll nun im Einzelnen gezeigt werden, wie die altdeutsche Dichtung die aller andern Völker und auch die unserer Gegenwart an Größe der Anschauung weit übertrifft.

Als Galilei und Kopernikus ihre Lehre von der Bewegung der Weltkörper aufstellten, schien der Kirche in dieser Neuerung eine ungeheure Gefahr für die Denkweise des Christenthums zu liegen. Wenn die Erde nicht die Welt ist, sondern nur ein verschwindender Stern, wie Millionen andere, was wird dann aus der Erlösung der Welt durch den Heiland? Soll er sein Werk auf unzähligen andern Weltkörpern wiederholen? Früher hatte die Kirche gelehrt: Gott ist Gott, diese Erde ist die Welt, und Christus, Gottes Sohn, hat mit dieser Erde die ganze Welt erlöst. Was aber nun? Ein Ausweg war nicht zu finden und deßhalb mußte Galilei in's Gefängniß. Man sieht, daß die Kirche, d. i. die herrschende Anschauungsweise, noch denselben Standpunkt einnahm, wie die alten Griechen, die außer der Erde nichts kannten. Aber die Anschauung unserer Vorfahren war in diesen Dingen viel weiter und der Wahrheit mehr entsprechend. Bei ihnen heißt die Erde immer „dieser Mittelkreis — dieser Mittelgarten." Es ist bei diesem schönen Wort nicht nur daran zu denken, daß sie von den Menschen bewohnte Erde in der Mitte schwebe zwischen der Unterwelt, der Wohnung der Hel, und dem Himmel, der Wohnung der Götter; wir legen hier das größere Gewicht auf das „dieser". In dem Worte spricht sich das Bewußtsein aus, daß diese Erde eine Erde sei, wie viele andere. Und diese Erde wird nicht, wie sie dem stumpfern Sinne anderer Zeiten erscheinen konnte, als ein sich selbst genügender Zweck in seinem gegen-

Digitized by Google

wärtigen Dasein aufgefaßt, sondern in der poetischen Schilderung wird immer ihre ganze Geschichte, ihr ganzes Leben, zu dem, wie der Anfang, so auch das Ende gehört, im Bewußtsein festgehalten. Fast bei jeder Schilderung wird hinzugefügt, ob der Zustand so bis an's Ende der Erde fortdaure oder nicht. Im Heliand (altniedersächsisch) heißt es:

Bis daß Muspelles Macht
über die Menschen fährt,
das Ende dieser Welt,
dann zerfährt die Erde.

Und ebenda:

Wie lange soll stehen noch
diese Welt in Wonnen,
ehe denn die Wende kommt,
daß der letzte Tag
des Lichtes scheine
durch den Wolkenhimmel?

Im Phönix (angelsächsisch):

Nie bricht da ab
das Laub unter den Lüften,
und die Lohe schadet
Alters allda nie,
bevor das Ende kommt,
der Wechsel dieser Welt.

Ebendaselbst:

Gebrochen wird allda
das Holz nie in dem Haine,
bevor das Ende bringt
der alten Erde,
der sie im Anfang schuf.

Von einem Palmbaum heißt es ebendort:

Beschildet immer
weilt er unverwüstet,
so lang' die Welt besteht.

Dem Dichter des Phönix ist auch das Bewußtsein vom Alter der Schöpfung immer gegenwärtig, im Gegensatz gegen die vergleichsweise Jugendblickheit des Menschengeschlechts. Die Erde heißt bei ihm alt, die Sonne ist

das alte Werk des Waltenden,
wonnig leuchtend.

Ebenso wird das Meer alt genannt, und vom Wallfisch heißt es in demselben Gedicht:

Es heißt mit Namen
der alten Fluthen Durchfließer
Fastitocalon.

Wir sprechen von einem Sein; unsere Alten sprachen richtiger und schöner von einem ewigen Werden. Alles Sein und Leben zusammengefaßt heißt bei ihnen die Wurd. Die Wurd gebiert Alles und nimmt Alles wieder weg; Alles was geschieht ist ein Wurdgeschick.

In dieser ewigen Wurd ist das irdische Sein nur eine Weltstunde. „Diese Weltstunde" wird es im Heliand genannt, auch dieses Licht:

Lebende Leute,
was je in diesem Licht
von Menschen ward geboren.

Anstatt: „was ich in meinem Leben gesehen habe", sagt er:

was ich jemals
in diesem Licht gesehen.

Wer stirbt, der „gibt dieß Licht auf" und sucht ein anderes:

Als er dann sollte
aufgeben die Wohnungen,
der Verwandten Gesellschaft,
verlassen der Leute Traum,
suchen anderes Licht.

Diese Beispiele genügen, um einen Begriff von der Großartigkeit der Anschauung zu geben, welche jenen Dichtungen zu Grund liegt. Für sich allein hervortretend, könnte sie wahrhaft furchtbar groß erscheinen, sie erhält aber ihr Gegengewicht durch die Schönheit der Anschauung, die neben ihr hergeht, und durch welche sie erst zur maßvollen Größe wird. Von dieser Schönheit reden wir ein ander Mal, hier soll die Großartigkeit altdeutscher Denkart im Gegensatze gegen die anderer Völker und anderer Zeiten noch näher beleuchtet werden.

Die Deutschen sind mit den Griechen blutsverwandt, denn beide sind arische Völker, insofern sie der großen Familie von Stämmen und Nationen angehören, welche aus der gemeinsamen Wiege ihrer Jugend, dem alten arischen Lande zwischen Tigris und Indus, sich in den Indern ostwärts über den Indus, und in den Kelten, Germanen, Slaven, Italern, Griechen, Armeniern, Persern, westwärts über Vorderasien und ganz Europa bis zum atlantischen Ocean und auf seine Inseln verbreitet haben. Von all' diesen Völkern ist uns die geistige Anschauungsweise der Griechen am besten bekannt, da sie in einer ausgebreiteten Literatur niedergelegt ist, die uns seit mehreren Jahrhunderten offen steht. Die Naturanschauung der Griechen ist der unserer Voralternverwandt, allein sie wird nicht in so nackten Worten ausgesprochen, sondern ist, sowie wir sie kennen, bereits in Mythen geformt, welche die Naturkräfte und ihre Beziehungen zu einander in der Gestalt von Göttern und Halbgöttern und deren gegenseitigem Verhalten versinnlichen. Geht man diesen Mythen auf den Grund, so findet man einen ursprünglichen Inhalt, der nicht viel weniger tief und großartig erscheint, als die germanische Anschauung früherer Zeit, aber das Verständniß dieses tieferen Inhalts fällt für die Griechen selbst in eine ganz vorgeschichtliche Zeit, von der wir so gut als nichts wissen; für das Volk der Griechen, wie wir es kennen, galten die Mythen in mehr oder weniger buchstäblichem Sinn als eine Wahrheit für sich; ihre Beziehung auf die Natur war verloren gegangen und die herrschende Anschauung der natürlichen Dinge war eine ganz flache

Digitized by Google

und gedankenloſe. Nun haben die germaniſchen Völker zwar auch Mythen, welche das Verhalten der Naturkräfte perſonifizirend darſtellen: Sturm, Feuer, Froſt ſind ihnen Rieſen, Sommerwärme, Licht u. ſ. w. freundliche Götter, aber dieſe Mythen haben das einfache, urſprüngliche Naturgefühl nicht überwuchert und erſtickt, ſondern dieß ſpricht ſich noch zur Zeit, da bereits das Chriſtenthum unter den Germanen eindrang, in einfacher und ganz klarer Rede Jedem verſtändlich aus. Und fürwahr, um ein Beiſpiel Plato's zu gebrauchen: wenn ein Menſch mit vollkommen ausgebildetem ſtarkem Verſtande, der bis dahin in einer unterirdiſchen Höhle gelebt hätte, nun auf einmal an das ſchöne Licht des Tages träte und den Glanz der ſtrahlenden Sonne ausgegoſſen ſähe über grünen Wald, fließendes Waſſer und ſchneebedeckte Gipfel blauer Alpenketten, ſo könnte er ſein männliches Entzücken, das ihm die Seele nun zum erſten Mal durchdringt, nicht ſtärker ausſprechen, als es altdeutſche Dichter noch im neunten Jahrhundert nach Chriſti Geburt thun. Und neben dieſem ganz friſchen Sinn für die Schönheit des Weltalls durchdringt ſie zur ſelben Zeit das Bewußtſein von der Endlichkeit dieſes Mittelgartens, der nur ein Menſchengarten iſt, wie viele andere, und einſt den Geſchicken der ewigen Wurd weichen muß, um anderen Wurdſchöpfungen Raum zu machen, und von der Ewigkeit des menſchlichen Geiſtes, der jetzt in dieſem Lichte wohnt, um, wann die Wurd ihn umgeſtaltet, Wohnungen in anderem Lichte zu finden. Denke man ſich, daß ſolche Vorſtellungen, die jetzt, wann ſie in einem ſeltenen und flüchtigen Augenblick dem Einzelnen kommen, ihn mit dem Eindruck des Furchtbaren erfüllen, dem er ſich auf jede Weiſe wieder zu entziehen ſucht, um nicht geſtört und zu ſeinen Alltagshandthierungen ungeſchickt zu werden, — denke man ſich, daß dieſe Vorſtellungen eben alltägliche Vorſtellungen und die Begleiter des alltäglichen Thuns geweſen ſeien! Wenn die Freude an der Schönheit der immer jungen Welt und das Erſtaunen über die Wunderbarkeit ihrer wechſelnden Erſcheinungen, das Gefühl von der Ewigkeit der eigenen Seele und von der Endlichkeit dieſes Daſeins, den praktiſchen Menſchen (und unſere Vorfahren waren praktiſcher als wir) jeder Zeit begleiten, ſo ahne der denkende Leſer, welchen Einfluß ſolche Begleitung auf das alltägliche Thun des Menſchen ausübt und darauf, wie er ſelber in ſeinem ganzen Weſen ſich ſelbſt und Andern erſcheint! Mußte nicht der Römer Tacitus die Tugend ſolcher Männer bewundern? Wer kann mehr Tugend haben, d. h. wer kann zu allem Guten und Großen tauglicher ſein, als ſolche Männer? Und denke man ſich zu ſolcher Anſchauung den zarteren Sinn der Frauen, ſo gibt es keinen beſſeren Grund, auf dem Schönheit der Seele wurzeln könnte, als dieſer iſt, und es iſt nichts Auffallendes dabei, daß, ſeitdem die Griechen aus der Welt gegangen ſind, die Dichter keiner andern Nation, außer der germaniſchen, wahre Bilder von reinen ſchönen Frauenſeelen aufgeſtellt haben. Walther von der Vogelweide ſingt:

Deutſche Mann ſind wohl gezogen,
recht als Engel ſind die Frau'n gethan;
wer ſie ſchilt, der iſt betrogen:
ich kann deſſen anders nicht verſtahn.
Tugend und die reine Minne,
wer die ſuchen will,
der ſoll kommen in unſer Land, da iſt Wonne viel.
Lange müſſ' ich leben drinne!

2. Marienkind. (Nach Grimm.)

Illuſtrirt von **A. v. Felsburg.**

Es trug ein armer Vater einſt bitteres Leid im Herzen, dieweil es ihm an Brod für ſein liebes, einziges Kind gebrach. Darob erbarmte ſich Maria, die Gottesmutter, kam hernieder, und den Vater aller Sorge enthebend, führt ſie das Mägdlein mit ſich in Himmel. Dort war es wohl geborgen, aß, trank und ſpielte mit den Engelein, trug goldige Kleider und wurde groß und ſchön. Auf daß aber ſein Gehorſam

Digitized by Google

geprüft würde, vertraute ihm einſt die Jungfrau Maria die Schlüſſel zu den Thüren des Himmelreiches an; zwölfe durfte es öffnen, die dreizehnte aber nicht: ſo ſprach die Mutter Gottes und verſchwand. Da ward das Mägdlein neugierig, öffnete eine Thür nach der andern, zuletzt auch die verbotene. Das blieb der Himmelskönigin nicht verborgen, ſie kam und forderte Rechenſchaft. Weil aber das Mägdlein ſeine Schuld beharrlich läugnete, ſo wurde es auf die Erde zurückverbannt und konnte fortan kein Wort mehr reden. — Tief im Walde ſaß es nun Jahr aus, Jahr ein, ſchlief in einem hohlen Baum, nährte ſich kümmerlich von Beeren und Wurzeln, und anſtatt der Kleider, die ihm nach und nach vom Leibe fielen, hüllte es ſich in ſein langes, reiches Haar. So fand es ein junger Königsſohn, als er in jenem Walde jagend an die

Stelle kam, wo das Mägdlein ſaß, und weil es gar ſchön und lieblich anzuſehen war, beſann er ſich nicht lange, ſondern hob es auf ſein Roß, bracht' es in ſein Schloß und vermählte ſich mit ihm. Als aber die Königin ihren erſten Sohn gebar, erſchien ihr in der Nacht die Jungfrau Maria, forderte ſie nochmals auf, ihren Ungehorſam einzugeſtehen, und da ſie ſich deſſen weigerte, nahm ſie ihr das Kind aus dem Arm und verſchwand damit. Ein Jahr darnach gebar die Königin einen zweiten Sohn; wieder erſchien ihr die Jungfrau Maria, mahnte ſie zur Reue, und nahm, da die Königin unbußfertig blieb, auch das zweite Kind mit ſich. Das gab böſes Blut unter den Leuten, ja, ungeſcheut ſagten ſie, die Königin ſei eine Menſchenfreſſerin. Weil aber der König ſie ſo lieb hatte, durfte ihr Niemand etwas zu Leide thun. Im dritten Jahre,

als die Königin eines Töchterleins genas, führte sie die Jungfrau Maria in den Himmel, zeigte ihr dort ihre beiden Söhnlein, und versprach, sie ihr zurückzugeben, wenn sie ihr Unrecht eingestände; das Herz der Königin aber blieb verstockt und so sank sie wieder herab auf die Erde, und es wurde ihr auch das dritte Kind genommen. Nun half es nichts, daß der König für sie bat, da alles Volk sie des Todes schuldig erachtete. Schon war der Scheiterhaufen aufgerichtet, schon loderten rings um die Königin her die Flammen; da endlich in ihrer Todesangst gedachte sie, wie ihr mit einem reuigen Geständniß doch noch könnte geholfen werden, — dachte es, und bekannte im Herzen ihre Schuld. Da erlosch das Feuer um sie her; über ihr that sich der Himmel auf, und hernieder kam auf goldenen Wolken, die Knäblein zur Seiten, das letztgeborene Töchterlein im Arm, die Jungfrau Maria, und der Königin ward ihre Schuld verziehen, sie konnte wieder reden und blieb glücklich ihr Leben lang.

Die edlen Metalle und ihre Verwendung.

Von **Ph. Huber.**

(Schluß von Seite 318.)

Seit drei Jahren ist nun aber in dem deutsch-österreichischen Münzverein das Zollpfund à 500 Gramm zu Grunde gelegt. Nach dieser Vereinigung prägt man nun aus einem Zollpfund Feinsilber 30 Thalerstücke, oder 45 österreichische und $52\frac{1}{2}$ süddeutsche Gulden.

Demgemäß sind 30 Thaler = 45 fl. österr. = $52\frac{1}{2}$ fl. süddeutsch, also 2 Thlr. = 3 fl. öst., 4 Thlr. = 7 fl. südd. und 6 fl. österr. = 7 fl. südd., während nach der früheren Währung 5 fl. Conv. = 6 fl. rhein. oder südd. waren.

Ein Pfund Münze nennt man ein Pfund rauh, während man unter ein Pfund fein blos das Gewicht an Feinmetall versteht, daher die Ausdrücke: rauhe Mark, feine Mark. — Das ganze Gewicht einer Münze heißt ihr Schrot; hingegen wird das Gewicht des darin enthaltenen edlen Metalles ihr Korn genannt.

Nach Vorigem ist also das Korn eines Vereinsthalers = $\frac{1}{30}$ Pfd., d. i. gerade 1 Loth preußisch. Dagegen beträgt das ganze Gewicht eines Thalerstückes $\frac{10}{9}$ Loth preuß. und folglich wiegen 27 Thalerstücke gerade $\frac{270}{9}$, d. i. 30 Lothe pr. oder 1 Pfund.

Die Proben einer Silberlegirung sind ganz dieselben, wie die oben beschriebenen, bei Goldlegirungen angewendeten, nur sind sie, der Natur der Sache gemäß, kürzer. Desgleichen kann die Versilberung unedler Metalle, sowie auch anderer Körper, auf ganz gleiche Weise, wie die Vergoldung vorgenommen werden.

Um Münzen und andern Silberarbeiten die Farbe des Feinsilbers zu geben, werden dieselben erhitzt, damit das Kupfer auf der Oberfläche oxydirt. Alsdann bringt man die Gegenstände in kochende verdünnte Salpeter- oder Schwefelsäure, welche das im Feuer entstandene Kupferoxyd lösen. Man nennt diese Operation das Weißsieden.

Vom Platina.

Das dritte von uns anzuführende Metall, das Platina, ist hinsichtlich mehrerer Eigenschaften sehr merkwürdig. Denn nicht nur ist Platina unter allen im Verkehr vorkommenden Metallen das schwerste, da es im geschmiedeten Zustande 22 mal schwerer als Wasser ist, sondern es ist auch so feuerflüssig, daß es in keinem Ofenfeuer, sondern nur durch künstliche Erhitzung geschmolzen werden kann. Deßhalb ist auch seine metallurgische Darstellung, nach dem bisherigen Stande der Technik, eine ganz eigenthümliche. Es wird nämlich das in gediegenen Körnern ꝛc. gefundene Platina in Königswasser aufgelöst und dann aus der Lösung als Pulver ausgeschieden, welches letztere vermittelst zugesetzter Salmiaklösung geschieht. Das so gewonnene Platinapulver wird dann, nachdem es gehörig ausgewaschen und geglüht wurde — wobei das Metall lose Klümpchen, sogen. Platinaschwamm, bildet — einem starken Drucke ausgesetzt, so daß es zu einem zusammenhängenden Körper wird, dem man dann vollends durch Schmieden die nöthige Festigkeit gibt.

Platina widersteht auch allen einfachen Säuren und ist nur durch Königswasser auflösbar: auch zeichnet es sich noch dadurch aus, daß es wie Eisen schweißbar ist. Es hat eine graulich weiße Farbe und nimmt hohen Glanz an. Im reinen Zustande ist es sehr geschmeidig und läßt sich zum allerdünnsten Draht ziehen.

Dieses Metall wurde erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Europa bekannt, wohin es um diese Zeit von Südamerika gelangte. Hier und hauptsächlich im Uralgebeite findet man es gediegen in Körnern und oft auch in größern, mehrere Pfunde schweren Stücken.

Die Verarbeitung des Platina ist eine ziemlich beschränkte. Außer zu Schmelztiegeln, Abdampfschalen, Destillirretseln und andern für chemische Zwecke dienenden Apparaten, hat es in der eigentlichen Technik wenig Verwendung. Der Anwendung zu Schmuckſachen steht die unansehnliche graulische Farbe, sowie die Unschmelzbarkeit in gewöhnlicher Essenhitze entgegen. Aus letzterm Grunde hauptsächlich auch ist Rußland davon abgekommen, Münzen aus Platina zu prägen. — Aus Platinablech gebildete Bestandtheile erzeugen übrigens in manchen Goldschmuckſachen einen hübschen Contrast. Und wie für den Chemiker, so ist auch für den Physiker das Platina zu manchen Zwecken ein sehr brauchbarer Körper, so namentlich zur Zusammensetzung galvanischer Batterien; sodann zur Herstellung der Wasserstoffgasdmaschinen, wobei der verwendete, ebengenannte Platinaschwamm Sauerstoff aus der Luft und ebenso den durch die Thätigkeit der Maschine entwickelten Wasserstoff in so hohem Maße verdichtet, daß der Platinaschwamm augenblicklich glühend wird und den darauf gerichteten Wasserstoffstrom entzündet.

Werthverhältnisse der edlen Metalle.

Der Ankaufspreis der drei edlen Metalle, Gold, Silber und Platina, verhält sich so, daß Platina ungefähr $4\frac{1}{2}$ mal, Gold aber nahezu 16 mal theurer als Silber ist.

Auffallend ist, daß das Verhältniß zwischen dem Gold- und Silberwerthe seit langer Zeit fast ganz unveränderlich

Digitized by Google

blieb, obgleich die Goldausbeute im Laufe des letzten halben Jahrhunderts viel bedeutender als früher, und insbesondere seit Auffinden der reichen Goldlager Californiens und Australiens eine nicht weniger als zehnmal größere wurde. Es variirten nämlich seit 1844 bis heute die Preise für edles Gold und Silber in Frankfurt a. M. nur in so weit, daß der geringste Werth des Goldes 15½ der höchste aber 15⅓ mal so hoch war, als der des Silbers.

Wir müssen den Grund dieser Erscheinung — die um so auffallender sich zeigt, als die Ausfuhr an Silbermünzen nach dem Orient, z. B. China, Japan ꝛc., wo im Handel nur Silber an Zahlungsstatt angenommen wird, eine außerordentliche ist und sich bei dem erleichterten Verkehr in den letzten Jahren noch mehr steigert — darin suchen, daß eben der Verbrauch an Gold, namentlich zu Schmucksachen, gegen früher ein ganz enormer wurde.

Die Kaufpreise des Silbers, Platina's und Goldes halten sich im Allgemeinen, dem Gesagten entsprechend, auf folgender Höhe: 1 Pfd. Silber kostet ca. 50 fl. südd., 1 Pfd. Platina etwas über 200 fl. und 1 Pfd. Gold gilt etwa 800 fl. *)

Von Interesse ist noch, zu erfahren, wie sich der Werth des theuersten Metalles, des Goldes, zum Werthe der übrigen Metalle, sowie die Werthe dieser wieder unter sich verhalten. — Im Jahr 1858 hatte ein Pfund Gold den Werth von 15,37 Pfd. Silber, oder = 1135 Pfd. Zinn, = 1303 Pfd. Kupfer, = 5764 Pfd. Zink, = 6375 Pfd. Blei, = 14874 Pfd. Eisen.

Das vierte und letzte der von uns zu betrachtenden edlen Metalle, nämlich das

Quecksilber,

ist in mehr als einer Hinsicht ebenfalls ein so merkwürdiger Körper, daß der Verfasser — indem er über die edlen Metalle schreibt — glaubt, sich einer Unterlassung schuldig zu machen, wenn er nicht die wesentlichsten Eigenschaften und Verwendungen dieses Metalls besprechen wollte.

Im Gegensatze zu allen andern bekannten Metallen, und im scheinbaren Widerspruche gegen den Volksbegriff über das Wesen eines Metalls, ist das Quecksilber in gewöhnlichen Verhältnissen, statt eines festen Körpers, als welche alle seine Brüder auftreten, — ein flüssiger Körper.

Diese Eigenschaft und dann die Uebereinstimmung mit dem Silber hinsichtlich der Farbe, sowie die Beständigkeit der reinen Quecksilbere, veranlaßten schon die alten Griechen, daß sie dasselbe mit dem Namen Hydrargyros, d. i. flüssiges oder Wasserfilber belegten.

Uebrigens dürfen wir das Quecksilber nicht etwa als einen Körper betrachten, dessen Eigenheiten gewissen allgemeinen, bezüglich der Metalle gültigen Eigenschaften widersprechen. Bekanntlich sind alle Metalle schmelzbar, bedürfen aber bald mehr, bald weniger Hitze, um flüssig zu werden, d. h. in's Schmelzen zu gerathen.

Wir sagten z. B. oben schon, daß Platina eine Schmelzhitze verlange, wie sie in keinem gewöhnlichen Schmelzofen erzeugt werden kann. Dagegen weiß Jedermann, daß Zinn und Blei schon in einem eisernen Löffel über einer Lichtflamme schmelzen. Andere Metalle und Metallgemische schmelzen schon in heißem Wasser. Quecksilber braucht aber nun eben noch weniger Wärme als diese; denn es schmilzt schon bei einer Temperatur, die nach dem 80theiligen Thermometer noch 32 Grade unter dem Gefrier- oder eigentlichen Schmelzpunkte des Wassers ist.

Also bleibt Quecksilber flüssig bis nahezu 32° Kälte nach Reaumur oder — 39° nach dem hunderttheiligen oder Celsius'schen Thermometer. Von da ab verhält es sich nun aber gerade, wie die andern Metalle, denn bei noch niederer Temperatur ist und bleibt es fest und läßt sich hämmern und ziehen; freilich aber kann es diese Behandlung nicht lange aushalten, denn die dadurch erzeugte Erwärmung würde das Metall wieder zum Schmelzen bringen.

Darstellung und Anwendung des Quecksilbers.

Das Quecksilber wird aus sogen. rohem Zinnober dargestellt. Dieser ist eine Verbindung von Quecksilber mit Schwefel. Um daraus das Quecksilber zu erhalten, wird der bergmännisch gewonnene Zinnober in verschlossenen Räumen entweder unter Zusatz von Eisenstücken oder Kalk erhitzt. Dabei trennt sich dann der Schwefel vom Quecksilber und verbindet sich mit dem Eisen oder Kalk zu Schwefeleisen oder Schwefelcalcium, und das freigewordene Quecksilber, das leicht verdampfbar ist, geht in Gas- oder Dampfform ab. Die Quecksilberdämpfe brauchen nun blos in Wasser geleitet zu werden, um dort zu gerinnen, d. h. tropfbar flüssig zu werden.

Die Anwendung des Quecksilbers ist eine ziemlich ausgedehnte. Wir erinnern nur an die bereits berührte Wirkung des Quecksilbers beim Ausdringen des Goldes und Silbers aus deren Beimengungen bei Darstellung derselben — dem sogen. Amalgamiren; dann bei der Feuervergoldung und Feuerversilberung.

Außer diesem wäre noch zu sagen, welche außerordentlichen Dienste das Quecksilber leistet bei Herstellung gewisser Instrumente für Messung der Wärme, des Luftdruckes und der Spannung oder des Druckes der Wasserdämpfe, d. i. zur Anfertigung der Thermometer, Barometer und Manometer.

Dann ist nicht zu vergessen die Anwendung des Quecksilbers bei der Spiegelfabrikation, ferner zur Darstellung des als Malerfarbe dienenden reinen Zinnobers, sowie zur Examinirung der Eisenbahnschwellen ꝛc. und auch als Arznei. Ja, für den einen und andern der genannten Zwecke ist das Quecksilber gerade unersetzlich. Wir wollen nur das Barometer anführen. Da hiebei nämlich die flüssige Quecksilbersäule durch ihr Gewicht dem ganzen atmosphärischen Drucke das Gleichgewicht halten soll, so müßte z. B., da Wasser über 13½ mal leichter ist, ein mit Wasser angefertigtes, d. h. damit gefülltes Barometer eine Höhe von mehr als 30 Fuß haben.

Was ferner die Anfertigung, namentlich die wohlfeile Art der Anfertigung von Spiegeln betrifft, so wäre Quecksilber nach dem bisherigen Stande der wissenschaftlichen Forschung, wie der ausführenden Technik, auch unersetzbar.

Erst in neuerer Zeit beginnt man, hauptsächlich in Folge von Liebig's Erfindung leichtherzustellender galvanischer Silberniederschläge auf Glas, Silberspiegel anstatt der Quecksilberspiegel anzufertigen. Der Grund liegt aber nicht etwa darin, daß die Silberspiegel entschiedene Vorzüge vor den Quecksilberspiegeln hätten, sondern die Veranlassung zur Aufsuchung eines geeigneten Ersatzes des Quecksilbers bei Anfertigung der Spiegel gab der Umstand, daß die Quecksilberdämpfe, die sich bei der bisherigen Art der Spiegelfabrikation, der leichten Verflüchtigung des Quecksilbers wegen, reichlich bilden, sehr giftig sind, so daß die dabei beschäftigten Arbeiter mancherlei Leiden ausgesetzt sind und meistens frühzeitig sterben.

Ueber die Herstellung der Spiegel überhaupt ist zu bemerken, daß hiebei bezweckt wird, durch das einseitige Belegen einer Glastafel eine Fläche herzustellen, welche die auf der unbelegten Seite einfallenden Lichtstrahlen nicht durchläßt, also völlig undurchsichtig ist und dabei aber die Strahlen so vollständig als möglich wieder zurückwirft oder reflektirt. Diese Eigenschaft kommt nun vorzugsweise einer glatten Metallfläche zu.

Die Anfertigung der gewöhnlichen oder Quecksilberspiegel geschieht nun so, daß Stanniol, d. i. ganz dünn geschlagenes Zinnblech, auf einer glatten Tafel, dem Belegtische, ausgebreitet und mit Quecksilber zuerst etwas eingerieben (verquickt) und dann damit übergossen wird. Alsdann wird die Glastafel, deren Anfertigung selber wieder verschiedene mit großer Sorgfalt ausgeführte Arbeiten er-

*) Als Vorstehendes geschrieben wurde, waren die Curse in Frankfurt a/M.: Dachhaltig Silber 54 fl. 40 kr. bis 52 fl. 15 kr., Gold 798 bis 803 fl. p. Pfd. fein.

Digitized by Google

fordert, auf den amalgamirten Stanniol gelegt und mit Gewichten etwas beſchwert, damit das überſchüſſige Queckſilber ausgepreßt wird und das Glas mit dem Zinnamalgam in innige Berührung und in Folge deſſen zum Anhaften kommt. Nach dieſem wird der Belegtisch etwas ſchief gerichtet, damit das im Ueberſchuſſe vorhandene Queckſilber abfließen kann. Der Spiegel iſt dann fertig.

Wie wir bemerkten, entwickeln ſich bei der beſchriebenen Spiegelfabrikation der Geſundheit ſehr gefährliche Queckſilberdämpfe. Dieß veranlaßte die Männer der Wiſſenſchaft zu Verſuchen darüber, wie das Zinnamalgam durch einen andern metalliſchen Ueberzug des Glaſes, der ſich in der Atmoſphäre gut hält und hauptſächlich auch in ſeiner Wohlfeilheit jenem nicht nachſteht, erſetzt werden kann. Unſerm genialen deutſchen Chemiker J. v. Liebig gelang es nach verſchiedenen Verſuchen, durch galvaniſchen Niederſchlag einen Silberüberzug auf einer Glasplatte herzuſtellen, der hinſichtlich des Vermögens, das Licht zu reflectiren, der bisherigen Belegung durch Zinnqueckſilber nicht nur nicht nachſtehen, ſondern noch manche Vorzüge vor dieſer beſitzen ſoll. Namentlich ſollen ſich die Silberſpiegel für die Dauer beſſer halten, da nämlich das Queckſilber häufig verunreinigt iſt und in Folge deſſen dann in den damit hergeſtellten Spiegeln oft Flecken entſtehen. Auch bezüglich der billigen Herſtellung ſoll das neue Verfahren allen Anforderungen entſprechen. Uebrigens iſt die Sache noch neu und unſeres Wiſſens eine ausgedehntere Fabrikation von Silberſpiegeln noch nicht in's Leben getreten.

Bilder aus der Pfalz.

Die Ebernburg.

Als wir in einer früheren Schilderung (Seite 6 u. ff.) unſere Leſer in die geſegneten Gauen der Rheinpfalz eingeführten, wanderten wir von Oſten her über die Madenburg, deren unvergleichliche Ausſicht uns ergötzte, an dem ſtolzen Thurm des Trifels vorbei, wo die ſtattlichen Trümmer uns an die verſunkene Herrlichkeit des deutſchen Reiches erinnerten, dann weiter aufwärts durch das romantiſche Annweiler Thal, mit ſeinen bizarren Felsgebilden, bis die Gebirgslandſchaft allmälig ſtrenger und rauher wurde und wir endlich auf luftiger Höhe in dem weithin bekannten Induſtrieorte Pirmaſens unſer Reiſeziel fanden.

Heute betreten wir das Pfälzerland von einer andern Seite: wir kommen von Norden her mit dem Bahnzuge, der von Bingen durch das Thal der Nahe gen Saarbrücken dampft; doch wir benützen die Eiſenbahn nur auf einer kurzen Strecke und verlaſſen ſchon nach etwa halbſtündiger Fahrt auf der nächſten Station oberhalb Kreuznach, bei dem kleinen Bade- und Salinenorte Münſter am Stein den engen Waggon, weil uns hier unmittelbar an der nördlichen Pforte der bayeriſchen Pfalz eine Burg entgegen tritt, ſo prächtig gelegen, ſo denkwürdig durch großartige Erinnerungen, die ſich an ſie knüpfen, daß wir einen Beſuch derſelben nicht unterlaſſen dürfen.

Schon ſteigt die Burg vor uns empor; nur der in wenigen Minuten vom Bahnhofe aus erreichte Naheſtuß, in deſſen grünen Waſſern ſich ihre Mauern ſpiegeln, ſcheidet uns noch von ihr. Raſch ſchaukelt uns ein Kahn von dem preußiſchen auf das bayeriſche Ufer hinüber, und wir befinden uns am Fuße eines ſteilen, nicht ſehr beträchtlichen Bergkegels, deſſen Spitze die Ebernburg krönt, einſt der Sitz des edlen, mächtigen Ritters Franz von Sickingen. Ein ſchmaler Pfad — denn wir verſchmähen den weiten Umweg der bequemeren Fahrſtraße — ſchlängelt ſich in vielfachen Windungen durch dünnes Gebüſch den Berg hinan. Immer freier und reicher entfaltet ſich jetzt vor unſern Blicken die Ausſicht; endlich haben wir die Spitzen erreicht — und was finden wir? Moosbedeckte, epheuumrankte Mauern hatten wir vielleicht erwartet; eingeſtürzte Gewölbe und Thürme, in jenes melancholiſch-düſtre Schweigen gehüllt, wie es gewöhnlich über jenen alten Ritterburger träumt, die aus längſtvergangener Zeit in die Gegenwart hineinragen. Doch nein, uns umfängt unerwartet ein buntbewegtes, geräuſchvolles Treiben: am Eingange des Burghofes prangt eine Reihe glänzender Wagen, vor denen feſtlich aufgeſchirrte, ungeduldige Roſſe den Boden ſtampfen, der ganze weite Raum zwiſchen den Mauern iſt angefüllt mit Gäſten, die heiter plaudernd und ſcherzend auf- und niederwandeln, oder in langen Reihen die reichbeſetzten Tiſche umgeben; vielbeſchäftigt bewegt ſich eine zahlreiche Dienerſchaft hin und her, die Winke ihrer Gebieter zu erfüllen, durch die geöffnete Hauptpforte ſchallen die Klänge einer fröhlichen Muſik, und wir vernehmen wohl auch das leichte Schlürfen der Füße, das Rauſchen der bauſchigen Gewänder derer, die ſich drinnen in raſchem Tanze bewegen. Und dennoch iſt's nicht etwa ein beſonderer Feſttag, der hier begangen wird; was wir erblicken, ſind nur Gäſte, wie ſie an heiteren Juli- und Auguſtnachmittagen ſich täglich hier zuſammenfinden. Freilich hat kein reichbegüterter Schloßherr die glanzvolle Geſellſchaft verſammelt; verſunken und erloſchen iſt das ganze Geſchlecht der Ritter und der Herren, die einſt mächtig hier gewaltet, und faſt zwei Jahrhunderte ſchon liegt die ſtolze Burg ſelbſt in Trümmern da, ſo völlig zerſtört, daß man weder Thurm noch Halle und kaum hie und da ein aufrecht ſtehendes Mauerſtück noch ſieht, deſſen urſprünglicher Zweck ſich ſchwer erkennen läßt. Aber an der Stelle der ehemaligen Ritterburg erhebt ſich jetzt, von zerfallenem Gemäuer rings umſäumt, ein ſtattlicher, zinnengekrönter, mit Erkern und Wappenbildern gezierter Gaſthof, der wegen ſeiner unvergleichlich ſchönen Lage den Beſuchern der Bäder von Kreuznach und Münſter als beliebter geſelliger Vereinigungspunkt dient. Gäſte aus der Nähe und Ferne ſind es alſo, Deutſche und Engländer, Franzoſen und Ruſſen, denen wir hier begegnen, eine ächt moderne Geſellſchaft, auf romantiſchem Boden, auf den Ruinen der Vergangenheit! Mag der Contraſt etwas ſcharf erſcheinen, mag er den Alterthümler, den ein todter Trümmerhaufen

Digitized by Google

aus dem Mittelalter mehr entzückt, als das bunte Leben der Gegenwart, ſogar verletzen: wir wollen uns dadurch die Stimmung nicht trüben, uns nicht abhalten laſſen, gleich der übrigen Geſellſchaft die köſtliche Ausſicht zu genießen, die ſich vor unſerm Blicke erſchließt, vor allem aber des ritterlichen Helden zu gedenken, deſſen Ruhm dieſe Burg zu einer denkwürdigen Stätte unſerer vaterländiſchen Geſchichte macht.

Steigen wir, damit der Blick deſto freier ſei, empor auf die Zinnen des Gebäudes: nach allen Seiten hin breitet ſich da ein Landſchaftsbild vor uns aus, das den Gegenſatz des Lieblichen und Großartigen, des Anmuthigen und Erhabenen in wunderbarer Weiſe in ſich vereinigt. Von Süden her ſtrömt durch ein dorfreiches Wieſenthal, in welches die Waldſchluchten rings aufgethürmter Berge ſich öffnen, ein kleines Flüßchen, die Alſenz, bald durch Erlengebüſch verdeckt, bald wie ein Silberband durch grüne Matten ſich ſchlängelnd, der Nahe zu, mit der ſie zu unſern Füßen ſich vereinigt; am jenſeitigen Ufer erſcheinen auf ſteiler waldumkränzter Höhe die anſehnlichen Trümmer der Altenbaumburg, einſt Stammſitz des Geſchlechts der Raugrafen; öſtlich ſtarren über dem Dörfchen Münſter mit ſeinen Salinen die ſchroffen Felſenzacken des Rheingrafenſteins faſt ſenkrecht empor und zeigen auf der Spitze die ſpärlichen Reſte der wie durch Satanskünſte dorthin gezauberten Burg, auf welcher vormals die wilden Rheingrafen in ſtolzer Sicherheit hauſten. Prachtvoller noch iſt der Blick gegen Norden. Dort breitet ſich tief

Edelknaben. Nach W. v. Kaulbach.

unten ein weithin mit Gärten, Getreidefeldern und Obſtpflanzungen bedecktes, üppig fruchtbares Thal aus, das die Nahe in vielen Schlangenwindungen durchzieht; freundliche Dörfer winken aus der Nähe und Ferne; aber gerade vor uns über dem Fluſſe erhebt ſich, im vollen Gegenſatz gegen die lachende Thalfläche, ernſt und gewaltig, faſt Grauen erregend, die braunrothe Porphyrwand des Rothenfels, wildzerklüftet und ohne Spur von Vegetation, faſt 1000 Fuß hoch gen Himmel — fürwahr ein wunderbares Bild, dem keine Stelle der an maleriſchen Schönheiten ſo überreichen Rheinufer den Rang ſtreitig macht.

Doch vergeſſen wir über dem Reichthum der uns umgebenden Naturſcenen nicht die Fülle der geſchichtlichen Erinnerungen, die ſich an die Ebernburg knüpfen. Beim Eintritt in den großen Gaalſaal erblicken wir an den Wänden die Bildniſſe Franzens von Sickingen, Ulrichs von Hutten, Luthers, Melanchthons u. A. — Was ſagen uns dieſe Geſtalten? Sie alle, jene Helden des Schwertes und der Feder, haben in dieſen Mauern geweilt, haben hier gekämpft für politiſche und religiöſe Freiheit, der eine als mächtiger, im ganzen Reiche berühmter Burgherr, die andern als Gäſte, denen in Verfolgung und Bedrängniß, in Acht und Bann dieſe „Herberge der Gerechtigkeit“ ſich als Zufluchtsſtätte öffnete.

Freilich ſtand die Burg ſelbſt ſchon lange vor Sickingens Zeit. Sie gehörte im elften Jahrhundert den ſaliſchen Kaiſern und gelangte von dieſen lehens- oder pfandweiſe an verſchiedene gräfliche Familien. Im Jahre 1381 erwarben ſie die Grafen von Sponheim, ſpäter kam ſie an Kurpfalz, bis Kurfürſt Philipp ſie ſeinem Oberhof-

meister und Amtmanne Schweikard von Sickingen überließ. Er ist der Vater Franzens, der, durch Kraft des Geistes und des Schwertes alle seine Ahnen überstrahlend, das uralte Geschlecht der Sickingen zu hohen Ehren erheben sollte.

Im Jahre 1481 geboren, erlernte Franz im Dienste des Vaters die Kriegskunst und erbte nach dessen frühem Tode die Burgen Landstuhl und Ebernburg, nebst den zugehörigen Gütern und Ortschaften. Seine ersten Waffenproben legte er 1508 ab, sechs Jahre nachdem er den Ritterschlag erhalten, zuerst in einem Streithandel gegen den Grafen Reinhard zu Zweibrücken, dann im venetianischen Kriege für Kaiser Maximilian I., der den ritterlichen Jüngling wegen seines kühnen Muthes in besondere Gunst nahm. Einige Jahre später gerieth er in Fehde mit der Stadt Worms, bei der wir ihn bereits eine stattliche Macht entfalten sehen. Ein in inneren Zwistigkeiten aus der Stadt Vertriebener hatte sich nach vergeblichem Versuch, beim Kaiser Recht zu erhalten, in seinen Schutz begeben, und so führte Franz, da die Bürgerschaft einen gütlichen Vergleich abgelehnt hatte, 1515, trotz der Acht, welche der Kaiser über ihn verhängt hatte, zahlreiches Kriegsvolk vor Worms und „hat es belagert, darein geschossen und stürmen wollen, mußt' aber abziehen", als die Belagerten von Frankfurt und Hagenau Unterstützung erhielten. Doch zog sich der Streit noch drei Jahre hin und kein Bürger konnte während dieser ganzen Zeit „sicher aus- und einwandeln". Denn Sickingen hat, auch nach Entlassung des größern Heeres „allezeit seine bestellten Reiter gehabt, so auf allen Straßen um Worms gestreifet, und wo sie einen Burger nur in einem Weingarten oder sunst im Felde an seiner Arbeit ansichtig wurden, haben sie ihn, wo er nicht entfloh, gefangen und hinweggeführt".

Glücklicher war Franz bald darauf bei einem Unternehmen gegen den Herzog Anton III. von Lothringen, der den Grafen Gangolf von Geroldseck, Sickingens Freund, um ein Silberbergwerk und einige Burgen gekränkt hatte. Wie ein plötzlich losbrechender Sturm fiel er über den unvorbereiteten Herzog her, der kaum noch Zeit fand, seine jugendliche Gemahlin nach seiner Hauptstadt zu retten, und nur durch Bewilligung aller Forderungen seines Gegners den Frieden erlangen konnte. Dieser glänzende Erfolg machte den König Franz I. von Frankreich auf den tapfern Ritter aufmerksam, und Sickingen, noch immer mit des deutschen Reiches Acht und Aberacht belastet, ließ sich willig finden, des französischen Königs Dienstmann zu werden: er empfing am Hofe zu Amboise aus des Königs Händen einen Feldherrnstab und eine goldene Kette, mit der Zusicherung eines Jahresgehalts von 3000 Livres. Aber der Kaiser mochte den kühnen Helden, der unterdessen durch einen abermaligen sieggekrönten Zug gegen Metz sich neuen Ruhm erworben, nicht entbehren. Es kam in Innsbruck zu einer Verständigung wegen der Wormser Fehde und Sickingen versprach, sich von Frankreich loszusagen und gegen einen Jahresgehalt des Kaisers treuer Diener zu werden.

Unterdessen hatten mehrere Ritter Franzens Schutz gegen den sie bedrängenden jungen Landgrafen Philipp von Hessen begehrt, und bald sah sich das ganze Hessenland von seinen wilden Kriegsschaaren überfluthet. Selbst die Hauptstadt Darmstadt war nach des Landgrafen eiliger Flucht nahe daran, in des Feindes Hand zu fallen, als der Markgraf von Baden einen Vertrag vermittelte, in welchem Philipp alle Klagepunkte zu beseitigen und außer den Kriegskosten 50,000 Gulden Brandschatzung zu zahlen gelobte. Bei dieser Gelegenheit zwang Sickingen auch die Reichsstadt Frankfurt, für die Unterstützung, welche sie vormals den Wormsern und jetzt dem Landgrafen geleistet hatte, eine beträchtliche Strafsumme zu erlegen.

Bedeutender noch als diese Angelegenheit wurde Sickingens Theilnahme am Kriege gegen Herzog Ulrich von Württemberg im Jahre 1519. Ungern nur wollte er sich dazu verstehen, da des Herzogs ritterliches Wesen ihm Achtung einflößte; allein sein dem Kaiser zu Innsbruck verpfändetes Ritterwort und die Vorstellungen der ihm befreundeten Familie Hutten, die der Herzog durch Ermordung des Ritters Hans von Hutten tief verletzt hatte, bewogen ihn endlich dazu, mit einem stattlichen Heerhaufen in die württembergische Grafschaft Mömpelgard einzurücken. Die Wegnahme Reutlingens durch den Herzog reizte auch den schwäbischen Bund zum entschiedenen Angriff, und in kurzer Zeit hatten die beiden Heeresabtheilungen, dem Namen nach von den beiden Herzogen von Bayern, in der That aber von Franz von Sickingen und Georg von Frundsberg geführt, das ganze Fürstenthum eingenommen.

Der Erfolg des Kampfes war für Sickingen der Erwerb des Amtes Neuenbürg und des Städtchens Wildbad und die Befestigung einiger Freundschaftsbündnisse mit drei hervorragenden Männern seiner Zeit. Der eine war ein Verwandter von ihm, der Ritter Götz von Berlichingen. Bei der Uebergabe des Schlosses Möckmühl war Götz von den Bündischen widerrechtlich gefangen genommen und dem Magistrate von Heilbronn zu ritterlicher Haft übergeben worden. Dieser aber behandelte den Gefangenen mit ungebührlicher Härte. Da nöthigte Franz, der damals mit einer zahlreichen Kriegsschaar bei Heilbronn stand, durch energisches Einschreiten den Rath zu einer förmlichen Verschreibung über Götzens ritterliche Herberge: ein Dienst, welchen dieser in seiner Selbstbiographie höchlich anerkennt.

In gleicher Weise verband er sich auf's Neue den berühmten Reuchlin, seinen ehemaligen Lehrer, welchen er bei der Erstürmung von Stuttgart aus der Gefahr, Leben und Habe zu verlieren, rettete. Im Lager vor Stuttgart war es endlich, wo Sickingen mit Ulrich von Hutten einen Bund für's Leben schloß, worüber Hutten in einem Briefe sich also ausspricht:

„Ich werde von unserem Bundeshauptmann, Franz von Sickingen, mit höchster Freundschaft behandelt. Er hat mich beständig um sich; wir schlafen zusammen, wir plaudern zusammen, so oft wir eine freie Stunde haben. Gegen ächte Gelehrte hegt er die tiefste Verehrung. Er ist in Wahrheit ein großer Mann, von hohem Geist und Muth, weder durch Glück noch durch Unglück zu erschüttern. So anziehend sein Umgang, so lehrreich sind seine Gespräche. Dabei haßt er allen falschen Schein, alles leere Gepränge. Um dieser Tugenden willen ist er auch den Soldaten so lieb, daß sie es sehr bedauern, ihn nicht zum obersten Anführer des Bundesheeres zu haben."

Noch während dieses Krieges starb Kaiser Max. Da

Digitized by Google

wandte sich der König Franz von Frankreich, nach der deutschen Krone lüstern, durch eine eigene Gesandtschaft an den Ritter von der Ebernburg und ließ ihm für die thätige Unterstützung seiner Plane beträchtliche Summen bieten. Allein Sickingen, für Karl von Spanien gewonnen, lehnte nicht allein das lockende Anerbieten ab, sondern ersichien auch, angeblich zum Schutze der Wahlfreiheit, am festgesetzten Tage mit 15,000 Mann, von denen er zwei Drittel auf eigene Kosten geworben, vor den Wällen von Frankfurt, und gab hierdurch für Karls Sache den Ausschlag. Der neue Kaiser verlieh ihm zum Danke für diesen Dienst den Titel eines „oberſten Hauptmanns, Rathes und Kämmerers", der ihm zugleich einen jährlichen Gehalt von 3000 Gulden und eine Leibwache von zwanzig Kürassieren zusicherte.

In dieser neuen kriegerischen Würde führte Sickingen schon im folgenden Jahre dem Kaiser 2400 Reiter und 14,000 Mann Fußvolk zu, als der Fürst Robert von der Mark das kaiserliche Gebiet überfallen hatte: in kurzer Zeit war es um die Macht des Hauses von der Mark geschehen.

Nun entfandte der Kaiser seine Feldherren Sickingen und Heinrich von Nassau gegen seinen mächtigsten Gegner, den König von Frankreich, und bald standen beide vor Mezières, welches Bayard, der Ritter sans peur et sans reproche, hartnäckig vertheidigte. Aber die Festung schien dennoch dem kriegerischen Ungestüm der Belagernden zu erliegen; da gelang es dem Franzosen durch List, die beiden Heerführer zu entzweien, wodurch die Stadt gerettet wurde.

Unterdessen hatte die Reformation ganz Deutschland in Bewegung gesetzt. Auch Sickingen, durch Hutten gewonnen, schloß sich der neuen Lehre begeistert an, und die Ebernburg wurde von nun an nicht allein eine gastliche Zufluchtstätte für die bedeutendsten Träger des Reformationswerks, sondern auch der Ort, an welchem zuerst in ganz Deutschland der evangelische Gottesdienst förmlich eingeführt wurde. Melanchthon, Oekolampad und Bucer, auch Luther selbst, besuchten hier den edlen Ritter und verweilten zum Theil längere Zeit auf seinem Schloß; vor Allen aber fand der feurige Ulrich von Hutten, als er, geächtet und nirgends mehr seines Lebens und seiner Freiheit sicher, umherirrte, bei dem Freunde ein willkommenes Asyl. Er selber hat uns eine begeisterte Beschreibung dieses Aufenthaltes hinterlassen. Hier, sagt er, war „die Herberge der Gerechtigkeit". Hier waren „Streitrost und Waffen gewerthet, Müssiggang und Feigheit verachtet; hier war für die Gottheit Verehrung, für die Menschen Sorgfalt und Liebe heimisch; hier erhielten alle Tugenden ihren Preis; Habsucht, Meineid und alle Laster waren geächtet: hier weilten Männer, von reiner Freiheitsglut erfüllt; hier hielt man Verträge, ehrte die Treue, schirmte die Unschuld, hegte den Glauben." Auf der Ebernburg wurden Huttens Briefe an Karl V., an den deutschen Adel, an das deutsche Volk, an die Fürsten geschrieben. Von hier aus erließ er an Kurfürst Friedrich den Weisen jenes denkwürdige Sendschreiben, in welchem er ihn mit flammender Beredtsamkeit ermahnt, sich der Reformation kräftig anzunehmen.

„Nimmer werd' ich," heißt es am Schlusse, „so lang eine gesunde Seele in mir wohnt, auch nur ein Haar breit abweichen von meinen Vorsätzen. Eurer aber, sollt' ich Euch von männlichem Starkmuth ausgeartet erblicken, will ich mich, wenn es so sein muß, erbarmen und freibleiben, weil ich den Tod nicht fürchte. Nie soll man von Hutten hören, daß er dem Machtspruch eines Königes, so groß er auch sein möge, geschweige eines feigen Priesters sich gefügt habe..... Nun aber verlasse ich die Städte, weil ich die Wahrheit nicht verlassen kann, und bleibe mit Freudigkeit verborgen, weil ich mich unter Menschen nicht mehr frei aufhalten kann, und verachte die Gefahr, so mir drohet, höchlich. Denn sterben kann ich, mich knechten lassen kann ich nicht, auch kann ich Deutschland nicht knechten sehen. Einst aber gedenk ich aus meinem Schlupfwinkel hervorzubrechen, und da, wo ich die größte Menschenmenge antreffen werde, laut auszurufen: Wer hat den Muth, mit Hutten zu sterben für die volksthümliche Freiheit? — Dieß hab' ich in meiner Gemüthsbewegung vielleicht mit mehr Freimuth zu Dir gesprochen, als Deine Würde verträgt. Aber ich verhoffte das Beste zu Dir. Deßhalb glaubte ich, an einen Freien auch frei schreiben zu dürfen. Lebe wohl und ermanne Dich!"

Mit der Begeisterung für religiöse Freiheit verbanden sich indeß bei Sickingen auch politische Hoffnungen und Bestrebungen. Er veranlaßte daher bei einer Versammlung der Reichsritterschaft zu Landau den Abschluß einer engen Verbrüderung der Ritter zu gegenseitigem Beistand gegen die ihre alten Rechte schmälernden geistlichen und weltlichen Fürsten. Bundeshauptmann wurde er selber. So für den Fall der Noth zahlreicher Helfer versichert, beschloß er zum Schwerte zu greifen. Zunächst wandte er sich gegen den Erzbischof von Trier, einen heftigen Feind der evangelischen Lehre, der ihn zugleich schwer verletzt hatte. Hoch gingen seine Plane; mindestens der Kurhut von Trier sollte ihm zufallen. Indessen an Triers festen Mauern scheiterte dießmal sein Kriegesglück: ein fünfmaliger Sturm auf die Stadt wurde abgeschlagen. Zu gleicher Zeit zogen die Fürsten von Hessen und der Pfalz, des Erzbischofs Verbündete, wider Sickingen heran. Er sah sich genöthigt, in Eilmärschen sein Heer zurückzuführen und sich in seine Feste Landstuhl einzuschließen. Mit gewohnter Tapferkeit vertheidigte er sich hier gegen die vereinigten Streitkräfte der in Person anwesenden drei mächtigsten Gegner, bis das feindliche Geschütz das Hauptbollwerk der Burg, einen gewaltigen Thurm, in Trümmer legte und eine weite Breiche eröffnete. Von einem herabstürzenden Balken zum Tode verwundet, ergab sich endlich der ritterliche Held am 7. Mai 1523, und noch an demselben Tage verschied er. Die Fürsten ließen seine Gebeine in der Kirche unterhalb der Burg beisetzen und errichteten ihm ein (später von den Franzosen verstümmeltes) Grabmal, worauf er in Lebensgröße, in voller Ritterrüstung, dargestellt war. Auf dem Denkstein des Grabes setzte die Grabschrift: „Hir ligt der Edel und Ehrenvest Franziscus von Sickingen, der in Zeit seines Lebens Kaiser Caroli V. Rath, Camerer und Hauptmann gewest ꝛc."

Noch dem Falle von Landstuhl rückten die drei verbündeten Fürsten mit ihrer ganzen Streitmacht auch vor die Ebernburg und die Veste erlag nach achttägiger Belagerung dem feindlichen Geschütz; am 7. Juni wurde sie von

Digitized by Google

dem Kommandanten der Beſatzung, Schenk von Tautenberg, übergeben.

Zwanzig Jahre ſpäter kamen indeß Sickingens Söhne wieder in den Beſitz der väterlichen Burg, die ſich von nun an durch keine beſondere Schickſale mehr auszeichnete. Erſt die Franzoſen, die ſie im Orleans'ſchen Kriege einnahmen, ſetzten ſie wieder in einen feſten Vertheidigungszuſtand, machten ſie aber bei ihrem Abzug zu einer vollſtändigen Ruine, ſo daß jetzt nur noch wenige, aus dem Schutte aufgeräumte Trümmer ihren ehemaligen Umfang andeuten.

Und wie die ſtolze Burg darniederliegt, ſo iſt auch der Glanz des alten Rittergeſchlechts, an deſſen ruhmvollſte Zeit jene „Herberge der Gerechtigkeit“ uns erinnert, nunmehr erloſchen und nur in der Geſchichte noch lebt der Name der Sickingen. Zwar hatte Franz zahlreiche Nachkommen; einige derſelben bekleideten hohe Reichswürden; aber der letzte Sproſſe ſank tief in die äußerſte Noth und Armuth, eine bedauernswerthe Ruine des einſt ſo glanzvollen Geſchlechts, verkommen und verdorben, gleich dem zerbröckelten Geſtein der Burgen ſeiner Ahnen. Einige Meilen von der Ebernburg entfernt, öffnet ſich bei dem Städtchen Lorch am rechten Rheinufer das romantiſche Wisperthal, in welches ein kleinerer Seitenarm, das Sauerthal, mündet. Dort erblickt man die einſamen Ruinen einer andern ehemaligen Sickingen'ſchen Veſte, der Sauerburg, und unfern derſelben liegt ein kleiner, ärmlicher Bauernhof. In dieſem Hauſe aß „Franz, Reichsgraf von Sickingen, ſeines Stammes der Letzte“ das Gnadenbrod, welches die mitleidige Hand der Pächtersfamilie ihm darbot. Im Jahre 1836 führte der Bauer auf einem mit Ochſen beſpannten Karren die Leiche ſeines Gaſtes zum Kirchhof; er und ſein Knecht bildeten die ganze Trauerbegleitung.

Aber noch immer lebt, ſo erzählt die ſinnige Volksſage, der uralte, wohlthätige Berggeiſt des Rothenfels, der zum Gedächtniß des ritterlichen Franziscus, ſeines Lieblings, eine ſich ſtets erneuende Fülle von Segen und landſchaftlichem Reiz um die Ebernburg ausbreitet, gleichwie die Hand der Liebe die verwitterten Denkſteine auf den Gräbern immer wieder mit friſchen Blumenkränzen ſchmückt.

2. Franziska.

Ein ſchwer bepackter Reiſewagen, von kräftigen, aber abgematteten Pferden gezogen, ſchleppte ſich langſam eine Höhe hinan. An den Fenſtern des Wagens konnte man ein friſches Mädchengeſicht gewahr werden, wie es bald nach rechts, bald nach links ausſchaute und ſich jetzt mit einer Frage an den alten Diener wandte, der auf dem Bocke neben dem Kutſcher ſaß. Der Angeſprochene zeigte auf ein gartenumgebenes Landhaus, das die Anhöhe krönte und eine liebliche Ausſicht verſprach auf Wieſenthal und gewundenen Fluß, auf waldbeſäumte Kornfelder und roth verſtreute Dörfer. Endlich hielt der Wagen vor einem Gitterthore, in deſſen Nähe ein Wachpoſten ſtand, der vermuthen ließ, daß eine hohe Perſon hier wohnen müſſe.

So war es auch. Das Landhaus war der Wohnſitz einer Fürſtin, welche hier, eine kleine Meile von der Reſidenz entfernt, den Sommer zubrachte, und bei ihr ſollte unſre jugendliche Reiſende eine Hofdamenſtelle antreten.

Franziska war die älteſte Tochter einer, mit zahlreichen Sprößlingen geſegneten freiherrlichen Familie im Frankenlande. Außer ihrem Aufenthalte in einer Erziehungsanſtalt hatte ſie noch ſelten das väterliche Haus verlaſſen. Sie folgte deßhalb nicht ohne Zagen dem franzöſiſch redenden Offizianten in einen Vorſaal, wo eine ältere Dame mit vollendetem höfiſchem Anſtande ſie empfing, und indem ſie einen prüfenden Blick über die ganze Geſtalt der Neuangekommenen hingleiten ließ, ihr bedeutete, ſogleich Toilette zu machen, damit ſie in dem Bibliothekzimmer beim Thee ihrer künftigen Gebieterin vorgeſtellt werden könne. Ihr Wohngemach wurde ihr in dem Giebel des Hauſes angewieſen, der durch eine hohe Mauer mit einer Baluſtrade verſteckt war, ſo daß das Landhaus durch das anſcheinend platte Dach ein ſüdliches Gepräge erhielt.

Als der alte Diener die Koffer heraufbrachte, meinte er, das Haus laſſe ſich nicht übel an; nur wollte ihm das wälſche Weſen der Dienerſchaft nicht gefallen, und

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeichnung v. Such. von E. Dertinger's Atelier in Stuttgart.

In der Feierstunde.

...edruckt von Krais & Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

er beſchwor ſein Fräulein, doch ja unter dem fremden Volke die gute deutſche Weiſe beizubehalten. Franziska, die nicht hoffen durfte, den wackern Diener, der mit dem Kutſcher in einem nahen Dorfe untergebracht war, vor der frühen Abfahrt noch einmal zu ſehen, nahm mit beklommenem Herzen Abſchied, und gab ihm ein flüchtig geſchriebenes Blatt für die Eltern, nebſt tauſend Grüßen für die Geſchwiſter, welche ſo glücklich waren, ihre Jugend daheim verleben zu dürfen, mit auf den Weg.

Nun beeilte ſich unſre Freundin, mit Hilfe eines geübten Kammermädchens ihren Anzug und Haarputz zu ordnen, um vor dem Angeſicht ihrer Gebieterin erſcheinen zu können. Von der älteren Hofdame geführt, trat ſie ein. Die Fürſtin, eine ältliche Frau von feinen Geſichtszügen, mit blonder Lockenperücke und in die verblichene Mode des Kaiſerreichs gekleidet, ſaß mit einer Handarbeit auf einem Sopha hinter einem runden Tiſche. Sie nickte der Eintretenden zu und reichte ihr huldvoll die Hand zum Kuſſe, indem ſie ſie ſogleich in das Geſpräch zog, welches zwiſchen den wenigen Anweſenden, einem Manne mit ſtarken Backenknochen, einem Toupet und blendend weißen Zähnen, deſſen Alter unter der künſtlichen Hülle ſchwer zu beſtimmen geweſen wäre, und einem jungen lebhaften Weſen, das die Mitte zwiſchen einer Verwandten des Hauſes und einer Dienenden innehielt, in franzöſiſcher Sprache geführt wurde. Denn die Fürſtin hatte den größten Theil ihres Lebens in Frankreich zugebracht und nie ihre Mutterſprache reden oder auch nur verſtehen gelernt. Se machte ſich jene leichtfertige Weiſe, anzuſiehend von dem Nichts zu plandern, welche unſern galliſchen Nachbarn vor allen Völkern eigen iſt, auch in dieſem entlegenen Winkel Deutſchlands geltend, und wirkte einſchüchternd auf das junge Mädchen, das befangen der ältern Dame zur Seite ſtand, um die Bereitung des Thee's mitanzuſehen, ein Geſchäft, das fortan ihr übertragen wurde. Beſonders beengt fühlte ſich Franziska, wenn die auf einem Tabouret zu den Füßen der Fürſtin ſitzende Blondine ihr eine haſtige Rede zuwarf und ſie dabei mit ſcharfen, ſchlauen Blicken zu muſtern ſchien, welchen ſie erröthend auszuweichen ſuchte. Als der Thee ſervirt war, öffnete ſich die Flügelthüre des Salons und der Kammerdiener meldete: «Son Altesse le Prince», den Gemahl der Fürſtin, welcher auf der Burg ſeiner Väter reſidirte und nur zeitweiſe in dem Landhauſe einſprach, um ſich zum Diner oder Souper zu laden. Es war ein hochgewachſener Mann in vorgerückten Jahren, deſſen gepuderte Haare die lebhafte Färbung der gutmüthigen Geſichtszüge noch mehr hervorhoben. Seine ſchlichte grüne Kleidung glich an Schnitt der eines Jägersmanns aus früherer Zeit, während ſein Begleiter in dunkelblauem Rock, mit dem ſüdlich gebräunten Antlitz und dem ſoldatiſch freien Anſtande ebenſowohl den Militär, als den Diplomaten repräſentirte und weltgewandt bald das Geſpräch beherrſchte. Der Fürſt warf nur abgeriſſene Phraſen dazwiſchen und wandte ſich gnädig und etwas neugierig gegen die junge Hofdame, deren Vater er vor vielen Jahren als jungen Kavalier bei der Kaiſerkrönung zu Frankfurt kennen gelernt hatte: „Baron geſund? viel jagen? Frau Mutter aus welchem Haus? wie groß die Familie?“ Dieſe Fragen wurden in deutſcher Rede an das Mädchen gerichtet und von dieſer auf's Beſte beantwortet. Auch der Hofherr hatte ihre Angehörigen auf einer Reiſe kennen gelernt, und ſo fühlte ſie ſich durch die Klänge der Mutterſprache mit einem Male ermuthigt und gewappnet gegen die Anwandlungen von Heimweh, welche ſie in der fremden Umgebung ergriffen hatten.

Mit Bedauern ſah ſie nach dem Souper die deutſchen Gäſte ſcheiden. Sie zog ſich, ſobald es ihr geſtattet war, zurück in ihr ſtilles Gemach, fortan die einzige Freiſtätte, wo ſie ungeſtört ihren Gedanken ſich überlaſſen durfte. Als ſie die Dienſte des Kammermädchens beim Auskleiden zurückwies und auch für den nächſten Morgen nichts zu bedürfen verſicherte, war dieſe erſtaunt über ſolche Anſpruchsloſigkeit und konnte denn auch zum Dank gegen eine Herrin, welche ihr die täglichen Obliegenheiten ſo gütig erleichterte, ſich nicht enthalten, nach Zofenart dieſer einige Winke zu geben über die Verhältniſſe des Hauſes, dem ſie nun angehörte. Mit großer Zungenfertigkeit ergoß ſie ſich in dem Lobe der Fürſtin und der älteren Hofdame, welche zwar ſtrenge, aber in ihren Anforderungen ſtets gerecht ſei. Nur von Ella, der hübſchen Blondine, wußte ſie nichts Günſtiges zu berichten und meinte, ſie ſei falſch und habe einen böſen Willen, gegen den das Fräulein doch ja auf der Hut ſein ſolle.

Franziska war vom väterlichen Hauſe her nicht gewöhnt, in den Dienenden nur ſtumme Werkzeuge zu ſehen, und ließ das Mädchen, deſſen gutartiges Weſen ihr gefiel, ſchwatzen, bis dieſe, ihre Müdigkeit gewahrend, ſich von ſelber zurückzog. Aber trotz der Erſchöpfung wollte der erwünſchte Schlaf ſich nicht einſtellen; tauſend Bilder gaukelten vor ihrer Seele, in denen die Geſtalten der Heimat mit den neuen Eindrücken wunderlich zuſammenfloßen und ſie bald ſchreckten, bald erfreuten. Erſt gegen Morgen gelangte ſie zu einiger Ruhe, ſtand aber zeitig auf, um ſich noch vor dem Frühſtück in der Umgebung des Hauſes umzuſehen, von der in der abendlichen Konverſation viel die Rede geweſen war.

Leichten Schrittes wandelte ſie in die Morgenfriſche hinaus, über die Straße weg einem Fußpfade zu, welcher in die Tiefe nach dem Fluſſe führte, der ſich unter den Mauern eines Kloſters um einen Felshügel krümmte. Mächtige Bäume, die Reſte eines ausgeredeten Waldes, beſchatteten den Weg. Eine Fähre, deren Boot mit Leichtigkeit an zwei ausgeſpannten Tauen bewegt werden konnte, leitete an das jenſeitige Ufer. Bald ſtand ſie drüben und vertiefte ſich in die Laubgänge, welche in ſanfter Steigung zu dem Gipfel des Hügels hinanſtrebten. Oben war Alles voll Bewegung und Thätigkeit: Steinmetzen hämmerten, Maurer klopften, Zimmerleute handthierten, und mitten in dem regen Gewimmel ſah ſie hochaufgerichtet den Begleiter des Fürſten ſtehen, der geſtern ſchon ihre Aufmerkſamkeit mächtig angezogen hatte.

Lächelnd bot er der Ueberraſchten einen guten

Digitized by Google

Morgen, reichte ihr die Hand und geleitete sie zu einem Steinsitze, wo er ihr die Risse und Pläne des begonnenen Werkes vor Augen legte. „Wir bauen hier eine Scheinkapelle, ein gothisches Kirchlein, wie es mit seinen anstrebenden Formen trefflich in diese Umgebung paßt und weithin sichtbar sein wird. Wenn auch die Glocke in dem Spitzthurm nicht zur Andacht, sondern nur zu irdischer Speise ruft, und statt Priestergesanges das französische Gezwitscher an der Wölbung widerhallen wird, freu' ich mich dennoch dieses Baues, der mir Anlaß zu Rührigkeit und zum Schaffen gibt." Franziska, welche im Zeichnen geübt war, sah mit Antheil die rein und hübsch ausgeführten Blätter und bewies durch manche eingehende Frage und Bemerkung, daß sie ein Verständniß des Vorliegenden besaß.

Nachdem sie so eine Weile geruht und aufmerksam den Reden des anziehenden Mannes gelauscht hatte, der sich sichtlich an ihrem sinnigen Wesen erfreute, fiel ihr plötzlich ein, daß sie zum Frühstück zurücksein und ihre neue Dienstbarkeit auf sich nehmen müsse. Erröthend und dankend verabschiedete sie sich und eilte dann flüchtig wie ein Reh dem nächsten Treppenpfade zu, auf dem sie in kürzester Zeit die Fähre wieder erreichte. Kopfschüttelnd sah der ernste Mann ihr nach und sagte vor sich hin: „Schade um das hübsche Kind, daß es in dem Scheinwesen verkümmern soll!"

In dem Landhause ging der Tag für Franziska ohne besondere Erlebnisse vorüber; sie war so aufmerksam, nichts in ihren neuen Obliegenheiten zu versäumen, was die Fürstin mit Wohlgefallen bemerkte; auch deren Kavalier richtete manch freundliches Wort an sie; nur die blonde Ella verhielt sich ihr gegenüber stumm und kalt und höhnisch beobachtend. Da aber nur die Zeit des Frühstücks, der Mittagstafel und des abendlichen Thee's, dem das Souper folgte, ihre Anwesenheit erforderte, so blieb ihr manche Stunde übrig, um bei gutem Wetter die reizende Umgebung zu durchstreifen oder Briefe zu schreiben und Träume auszuspinnen, welche sie immer und immer in die Heimat unter die Geschwister zurückführten. Nur selten unterbrach ein Besuch des Fürsten, der viel dem edeln Waidwerk oblag, die Stille des Landhauses. Er kam dann meist allein oder in Begleitung von Personen, die kein weiteres Interesse darboten.

Auch der Architekt, wie wir ihn nennen wollen, obgleich er eine weit höhere Stellung an dem kleinen Hofe einnahm, fand sich von Zeit zu Zeit ein, um über den Fortgang seines Baues, der fröhlich gedieh, Bericht zu erstatten, wobei er mit dem seltsamen Geschmack und den Capricen der oft sehr ungnädigen Herrin manch harten Kampf zu bestehen hatte. Der Kavalier jedoch, oder Onkel Kühleborn, wie ihn der Architekt in seinen Beziehungen zu Ella-Undine humoristisch zu nennen pflegte, stand ihm in solchen Stürmen treulich bei und wußte gewöhnlich eine Entscheidung herbeizuführen, bei der sich beide Theile beruhigen konnten.

Gegen den Herbst wurde der Besuch einer Prinzessin angekündigt. Man setzte für die Gäste alle verfügbaren Gemächer in Bereitschaft, man schmückte Haus und Garten und suchte alles Lückenhafte zu vervollständigen. Auch die Toiletten wurden berathen und gemustert, obgleich die ältere Hofdame dieses für überflüssig erklärte, da der fürstliche Gast grunddeutsch sei und nicht viel Werth auf solche Aeußerlichkeiten lege.

Eines Abends fuhren zwei Reisewagen an: in dem ersteren saß die Erwartete, an der Seite eines Begleiters von vorgerückten Jahren, den sie vertraulich ansprach; aus dem größeren Wagen stieg ihre Hofdame und ein jüngerer Kavalier, der Sohn des Ersterwähnten, der bei dem diesseitigen Hofe eine Anstellung suchte. Im Verlaufe des Abends zeigte sich deutlich genug das Bestreben der beiden Fürstinnen, den jungen Freiherrn Ella näher zu bringen, während dessen Vater, an dem nichts Auffallendes war, als eine goldene Harfe, die er im Ohre trug, die glänzende Erscheinung scharf beobachtete, und manchmal auch der unbefangenen Franziska einen Blick gönnte. Diese fand sich bald angezogen und erwärmt von dem einfach edeln Wesen der fürstlichen Frau, von dem seelenvollen Auge, das aus den offenen, stark markirten Zügen leuchtete, von dem Wohllaut, mit dem sie ihr Französisch sprach, und wo dasselbe für ihren Gedankenreichthum nicht ausreichte, durch die Muttersprache ihre Reden ergänzte. Und als sie begeistert von den Reisen erzählte, welche sie mit ihrem Begleiter unternommen, von den Fährlichkeiten ihrer Bergfahrten, von den Kunstschätzen, welche sie gemeinsam genossen hatten, war Franziska vielleicht die Einzige der Tafelrunde, welche an diesen Ergüssen reinen Antheil nahm. Mit Entzücken horchte sie auf die beredten Schilderungen, welche eine neue Welt vor ihr aufschlossen, während die Uebrigen, mit sich selbst und ihren Plänen beschäftigt, nur halb zuhörten, und bald durch eine geschickte Wendung das Gespräch in andere Bahnen zu lenken wußten. So sehr aber die Fürstin nun bemüht war, Ella hervorzuheben und in ein günstiges Licht zu stellen, so scheiterten doch alle ihre Bestrebungen an der Herzlosigkeit dieses verwöhnten Geschöpfes, das seine Geistesgaben in elenden Intriguen zersplitterte und freilich zuletzt Niemanden schadete, als sich selbst, indem sie ihren gänzlichen Mangel an Gemüth offenbarte. Durch ihre zweifelhafte Stellung in frühester Jugend bald in das Vorzimmer, bald in den Salon gewiesen, hatte Ella die übeln Einflüsse dieser beiden Atmosphären in sich gesogen und war zu einem Dämon mit kaltem Herzen und glühenden Leidenschaften geworden. Auch der junge Baron schien etwas der Art in ihr zu ahnen und wandte seine Rede gar oft von ihr ab zu Franziska, wobei er einen gebildeten Geist und nicht gewöhnliches Wissen verrieth. Ja, bei manchen Wendungen des Gespräches wurde Franziska an ihren Freund, den Architekten, erinnert, den sie bei ihren Morgenwanderungen da und dort getroffen, der ihr auch deutsche Bücher gebracht hatte, damit sie, wie er sagte, nicht ganz dem welschen Wesen verfalle. Als sie dann spät in der Nacht ihr kleines Stübchen betrat, fühlte sie sich so aufgeregt, daß sie noch lange in das Nachtdunkel hinaussah, auf das Rauschen der Bäume horchte und die vielgestaltigen Bilder des vergangenen Abends vor ihrer Seele vorüberziehen ließ. Sie fand sich in einen Widerstreit

Digitized by Google

von Empfindungen verſetzt, der ihr bisher fremd geweſen war; ſie machte bald Anſtrengungen, ſich davon zu befreien, bald ſchmeichelte es ihr, ſich den Bewegungen ihres Herzens hinzugeben, und auf dieſen labyrinthiſchen Pfaden ereilte ſie endlich der Schlaf.

Die folgenden Tage wurden mit Ausfahrten, mit Beſuchen des Fürſten und Gegenbeſuchen, mit Auskleiden und Ankleiden ausgefüllt, ohne daß wieder ſo anziehende Geſpräche, wie in den erſten Stunden des Zuſammentreffens, ſich geſtalten wollten. Die Fremden ſchienen verſtimmt, oder mochten wenigſtens nicht geradezu die Bedingungen eingehen, welche der Anſtellung des jungen Barons zu Grunde lagen. Beſonders zeigte ſich der Freiherr nicht ſehr geneigt, dem vielverſprechenden Sohne eine Gattin zu vermählen, deren dunkle Herkunft nicht der einzige Schatten war, der ihre äußeren Vorzüge trübte. Auch die Annäherung der beiden jungen Leute wollte nicht ſo raſch von Statten gehen, als Ella's vielgeprieſene Schönheit hätte bewirken ſollen.

Das Hinneigen des jungen Barons zu Franziska, dem Bilde froher und ſinniger Jugend, war nicht unbemerkt geblieben; wenn ſie Abends nach dem Thee, von ihrer Gönnerin aufgefordert, ſich an den Flügel ſetzte und mit anmuthiger Stimme ihre deutſchen Lieder ſang, drückte ſich inniges Wohlgefallen in ſeinem blaſſen, nicht unſchönen Geſichte aus, und er winkte nicht ſelten Fräulein Ella zu, ſo lange ihr lebhaftes Geſpräch zu unterbrechen, als die ſüßen Töne von den friſchen Lippen quollen. Dagegen erlaubte er ſich nur allzuoft bei Ella's ſtümperhaftem Klavierſpiel mit Franziska zu flüſtern, die ſich bald von ihm angezogen, bald abgeſtoßen fühlte, je nachdem er ſeine Anſichten über Menſchen und Dinge äußerte; denn oft ließ er eine Schärfe einfließen, wie ſie, ſeinen Jahren fremd, nur aus einem verbitterten Gemüthe hervorgehen konnte.

Die Abreiſe der Gäſte ſtand jetzt bevor. Man war übereingekommen, daß der junge Baron nicht mehr mit ſeinem Vater zurückkehren, ſondern ſeinen Poſten in der Reſidenz, welcher ihn dem Fürſten nahe brachte, antreten ſollte. Fräulein Ella hatte ihm das gnädige Handſchreiben, das ſein Schickſal beſtimmte, mit den Worten überreicht: „Sie ſind nun Einer der Unſern, und ich ſchmeichle mir, nicht wenig dazu beigetragen zu haben, Ihre Wege zu ebnen.“ — „Auf denen ich fortſchreiten werde, eingedenk meiner holden Beſchützerin, der ich, wenn ſie je eines Rechtsgelehrten bedürfen ſollte, im Voraus meine Dienſte anbiete.“

Eine ſolche Gelegenheit zeigte ſich bald, obgleich die Jurisprudenz nichts damit zu ſchaffen hatte; es galt, irgend einen Feudaltitel aufzufinden, womit die ſchöne Namenloſe in den deutſchen Adelsverband aufgenommen werden konnte. Ein altes Raubneſt in der Umgegend, deſſen zerfallene Mauern nur Köhlern und Holzhauern bekannt waren, lieh dieſen willig her, und bald ſchmückte ein Phantaſiewappen das Pergament, welches die Freiin So und So geſchaffen hatte. Onkel Kühleborn kaufte ein Rittergut, das ſich auf den neuen Stamm vererben ſollte, und es fehlte, um die Braut heimzuführen, nur noch der Freiersmann.

Der armen Franziska, welche nunmehr als die einzige Urſache angeſehen wurde, daß der Baron mit ſeiner Werbung zurückhielt, wurden ſene feinen Nadelſtiche, womit die höhere Geſellſchaft zu verwunden verſteht, in reichem Maße zugetheilt. Aber an ihrer Harmloſigkeit, an ihrer Unbekanntſchaft mit den verborgenen Fäden, welche das Thun der Menſchen leiten, prallte manches der ſcharfgezielten Geſchoſſe ab, und nur wenn ſie in die aufgeregten Geſichter blickte und das Spiel der Mundwinkel beobachtete, wurde ſie gewahr, daß dieſe Scherze und leicht hingeworfenen Bemerkungen ſie, die Wehrloſe, treffen ſollten. Manchmal traten ihr darüber Thränen in die Augen, oder ihre Wangen flammten in glühendem Roth auf: «qu'elle est coquette de rougir ainsi!» lautete dann das Geziſchel, das ihre Pein unerträglich machte. Und ſo ſehr ſie ſich bemeiſterte und ihre Worte maß und abwog, ſo ging doch Etwas von dieſer gedrückten Stimmung in ihre Briefe an die Eltern über, die gar nicht zu begreifen vermochten, wie ihre Stellung an dem kleinen Hofe ſich ſo plötzlich hatte ändern können, und ihr Kind zu Geduld und Ausdauer ermahnten.

Allmälig ſtellte ſich der geſellige Winter ein und man ſiedelte über in die Reſidenzſtadt. Hier kam Franziska mit dem Baron und dem Architekten in häufigere Berührung, und ein Maskenball, zu welchem große Vorbereitungen getroffen waren, ſollte ihre Beziehungen zu dem Baron, der ſich immer auffallender um ſie bemühte, zu einer Löſung bringen.

Als der Hof ſich in dem glänzend erleuchteten Saale niedergelaſſen hatte, wurden die Flügelthüren dem bunten Carnevalstreiben aufgethan, der ſich in den mannigfaltigſten Verkleidungen in den weiten Raum ergoß und flüſternd, kreiſchend und lärmend ſeine Scherze ausgewechſelte. Auf den Wunſch der Fürſtin trug Franziska dieſelbe Verhüllung wie Ella, der ſie an Wuchs ähnlich war. Betäubt durch das ungewohnte Getümmel, von dem ſie ſich eine Weile hatte fortſchieben laſſen, geängſtigt durch die Verfolgung eines Domine, der ihr unabläſſig durch das Gedränge zuſtrebte, und in dem ſie zuletzt den Baron erkannte, fühlte ſie ſich wie von einem Schwindel ergriffen und hatte nur noch ſo viel Beſinnung, den Arm des Architekten zu faſſen, der hinter ſeinem Fürſten ſtand und unwillig und gelangweilt auf das tolle Treiben ſchaute. Bevor der Domino es gewahrte, der durch die Doppelgängerin irre geworden war, geleitete der Freund ſeinen holden Schützling in ein Nebenzimmer, wo ſie ſich bald erholte, ohne zu ahnen, wie indeß ihr Schickſal ſich entſcheiden ſollte.

Als der Baron die vermeintliche Franziska an ſich vorüber huſchen ſah, folgte er ihr eilig, und als ob die Maskenhülle ihn ermuthige, ſeine Wünſche auszuſprechen, flüſterte er ihr zu: „Darf ich hoffen?“ worauf ſie ſo raſch eine Bejahung nickte, daß er an dem Weſen der Geliebten irre wurde, zumal die Maske willig ſeinen Arm annahm und ſich in die Nähe der Fürſtin geleiten ließ. Hier wurde ihm Alles klar, als Ella, die Larve abnehmend, ihn vorſtellte mit den Worten: „Durchlaucht, ſoeben hat der Baron um meine Hand gebeten,

Digitized by Google

und es bedarf, um zwei Glückliche zu machen, nur Ihrer hohen Zuſtimmung.

Was ſollte er beginnen? Seine beneidete Stellung, ſeine vielverſprechende Zukunft auf das Spiel ſetzen, oder ein Weſen zur Gattin annehmen, deſſen Unwerth er längſt erkannt hatte, an deſſen Seite er nie ein wahres Glück hoffen durfte? Die Furcht, ſich lächerlich zu machen, die Anſichten ſeines Vaters, das Pflichtgefühl gegen Franziska, in deren Bruſt er Hoffnungen geweckt hatte, Alles dieſes wirbelte durch ſeinen Sinn und ſank, ſo ſchnell es entſtanden war, in dem Ehrgeiz unter, der ſeine Bruſt durchwogte, und ſo willigte er blindlings in ſein Geſchick, indem er ſich ſtumm vor der Fürſtin verneigte.

Kaum hatte Franziska das augenblickliche Uebelbefinden überwunden, als irgend eine geſchäftige Hofſeele herbeieilte und die Nachricht von der Verlobung des Barons, welche dem heutigen Feſt erſt die Krone aufſetze, verkündigte. Das arme Mädchen war tief gekränkt, nicht durch den Schmerz, da entſagen zu müſſen, wo ſie kaum wußte, ob ſie ernſtlich liebte, ſondern weil ſie an dem Charakter eines Mannes zweifeln ſollte, den werthzuſchätzen und von dem vorgezogen zu werden, ſie glücklich gemacht hatte. Dem Scharfblick des Architekten war nicht entgangen, wie der Baron die Schwankende in der letzten Zeit faſt gewaltſam an ſich herangezogen hatte, und ſo durchſchaute er auch jetzt den Vorgang in ihrem Innern, und indem er ſich zu ihr niederbeugte, ſagte er mit dem Tone aufrichtigen Antheils: „Vertraue mir, mein Kind, und Alles wird noch gut werden. Es wird mir gelingen, Dich zu erlöſen aus der Dienſtbarkeit, für welche Dein ehrlich Weſen nicht gemacht iſt!“ Ein Händedruck war alles, was ſie dem Freunde erwidern konnte, an deſſen Arme ſie bald darauf den Saal betrat, das blaſſe Geſicht von der Maske befreit, und durch die Erfahrung weniger Augenblicke geſtählt gegen ihr eigenes Herz.

Nun folgte eine Reihe trüber Tage, wo Franziska der Stärke und Ausdauer gar ſehr bedurfte. Vor Allem war es Ella's rückſichtsloſer Triumph, der ſie im Innerſten verletzte; eine Vermuthung flieg in ihr auf, daß irgend ein Mißverſtändniß dieſe plötzliche Werbung veranlaßt habe, und die Vermuthung ward ihr zur Gewißheit, wenn ſie dem bekümmerten, faſt vorwurfsvollen Blicke des Bräutigams begegnete. Und lächelnd mußte ſie die weiſen Redensarten der Hofleute anhören, welche ſchon längſt dieſe „Inklination“ wachſen geſehen, mußte die Vorbereitungen zu der Vermählung, die auf das Eiligſte betrieben wurden, mit anſehen und endlich auch der Braut an den Altar folgen. Nach dem Hochzeitsfeſte wurde es ſtiller; das junge Paar hatte ſich ſogleich an den Hof der Prinzeſſin begeben, deren Einfluß den Vater mit der Wahl des Sohnes ausſöhnen ſollte.

Als der Frühling kam und Wald und Feld auf's Neue grünten, bezog die Fürſtin ihr Landhaus wieder, in welchem der Baron und ſeine Gemahlin häufig als Gäſte erſchienen. An ſolchen Tagen hatte Franziska die Erlaubniß, von dem abendlichen Thee wegzubleiben. Wenn ſie dann hoffen durfte, ungeſtört zu ſein, wanderte ſie nach dem Felshügel, auf welchem die Scheinkapelle, die jetzt vollendet war, einen willkommenen Ruhepunkt bot. Stundenlang ſchaute ſie aus den hohen Bogenfenſtern auf den bläulichen Fluß hinab, der in ſanften Krümmungen durch das Thal zog, oder ſie ſuchte die Schatten der uralten Bäume auf, deren Aeſte tief in das Waſſer hingen, das an dieſer Stelle ruhig wie ein See ſich ausbreitete. Manchmal trat in ſolchen Momenten der Architekt an ihre Seite, der ihr nie begegnete, ohne irgend ein belebendes, theilnehmendes Wort an ſie zu richten. So lernte ſie ſein edles Weſen immer mehr verſtehen und achten, und ſie liebte ihn, bevor ſie ſich es ſelber recht bewußt war, wie ein junges Mädchen den ältern Mann zu lieben vermag, der ihr zumal Vater, Freund und Bruder iſt.

Und als er ſie endlich fragte: „Willſt Du Deine Jugend mir opfern? Willſt Du mein Weib ſein?“ da entſchied es ſich raſch und ſicher in ihrem Herzen. Sie blickte dem verehrten Manne, deſſen liebevolles Begegnen ihr zum Bedürfniß geworden war, frei und froh in die Augen und erwiderte: „Ja, ich will darnach ſtreben, Deiner werth zu ſein, und Dir angehören bis zum letzten Athemzuge.“ —

Der Baron mit ſeiner glänzenden Gemahlin, welche ihn ohne Erben ließ, führte ein freudeloſes Daſein in ewiger Gebundenheit; es fehlte dieſer Ehe das einigende Element gleicher Geſinnung, es fehlte jene aufopfernde Liebe, welche die äußerlichen Güter des Glücks nicht zu erſetzen vermögen. Ein Gefühl von Verarmung befchlich den vor der Zeit Gealterten, wenn er Franziska, von blühenden Kindern umgeben, an der Seite des Mannes erblickte, der ſeine Schuld ſo edel geſühnt und ihr ein Geſchick bereitet hatte, wie es wenigen Ehegatten zu Theil wird. In ſtiller, zufriedener Häuslichkeit erfreuten ſich die Strebſamen an den Schätzen der Kunſt und des Wiſſens und hatten das ungeſtörte Bewußtſein, in allem Guten und Wahren ſich zu begegnen und zu verſtehen.

P. v. S.

Digitized by Google

Die Indianer in Nordamerika

(Mit Abbildung auf S. 357.)

Die rothen Männer verſchwinden mit zunehmender Schnelligkeit in dem Lande, das einſt ihre Väter unbeſtritten beherrſchten, und aller Wahrſcheinlichkeit nach ſind ſie, in weniger als einem Jahrhundert, der Geſchichte eben ſo heimgefallen, wie die alten Briten, die ſich einſt der Landung Julius Cäſars wiederſetzten, oder die wilden Pikten, die ſich hinter die Grampiſchen Gebirge zurückzogen und dort den römiſchen Legionen Trotz boten. In den ausgedehnten Beſitzungen der Vereinigten Staaten, in den Canada's, und den unbegrenzten Ländereien der Hudsonsbay-Geſellſchaft, die ſich vom Atlantiſchen Ozean bis zum Stillen Meere erſtrecken, wo einſt Hunderte von vielverzweigten Völkerſchaften, in Waldungen und Prairien, an Flüſſen und Seen und längs der Meeresküſten, von Jagd und Fiſcherei lebten, hauſen jetzt kaum halb ſo viele Abkömmlinge der rothen Raſſe, als die Quäkerſtadt Philadelphia Einwohner zählt. Kriege, Branntwein, Pocken, und die fortwährenden Eingriffe der Weißen, die von Jahr zu Jahr mehr auf ihre Jagdgründe vordringen, haben ihre Zahl ſo vermindert, daß von den Millionen, die einſt die ausgedehnten Wildniſſe des Weſtens durchſtreiften, nicht mehr als 350,000 übrig ſind, ein jährlich mehr dahinſchwindendes, entkräftetes, demoraliſirtes, ſeiner Vernichtung entgegengehendes Volk. Und ſo gebrochen iſt ihr Muth und ihr Vertrauen auf das Glück ihrer Waffen, auf die unbezwingliche Tapferkeit, die einſt ihre Väter beſeelte, daß, mit Ausnahme Tecumſeh's und des „Schwarzen Falken", kaum ein Mann von reinem indianiſchen Blute während der letzten fünfzig Jahre den Kampf für die Rechte der Ureinwohner gegen die Weißen begann, denn ihre größten und tüchtigſten Krieger, ein Mackintoſh, Red-Eagle (Rothadler), Oceola und Billy Bowlegs (Bogenbein), die an militäriſchen Talenten keck mit den Heerführern der jetzigen Unionsarmee ſich meſſen konnten, waren Halbblütige, die Söhne indianiſcher Frauen und engliſcher, ſchottiſcher, wälſcher und franzöſiſcher Väter. Billy Bowlegs ſelbſt, der große Häuptling der Seminolen, der mit ausgezeichneter Tapferkeit ein Dutzend Jahre lang die unzugänglichen Niederungen Florida's gegen die geſammte Militärmacht der Vereinigten Staaten vertheidigte, auch ſich erſt neuerer Zeit einer Kapitulation unterwarf und die Waffen ſtreckte, hinterließ keinen Erben ſeines Heldenmuthes. — In den New-England-Staaten, dem eigentlichen Yankeelande, iſt kein einziger wirklicher Indianer mehr zu finden, mit Ausnahme einiger verkommenen, halbciviliſirten „Medizinmänner", die offene Kräuterläden halten, und durch Verkauf einfacher Medikamente alle Krankheiten auf indianiſche Weiſe heilen zu können vorgeben. In den fern abgelegenen Wildniſſen des großen Staates New-York, an den Küſten des Erie-See's und des Ontario, ſowie an den Ufern des St. Lawrenz, ſind noch einige Indianiſche Niederlaſſungen vorhanden; ſollten aber die Bewohner derſelben zu einer Muſterung zuſammengezogen; und zu einer Prozeſſion den Broadway in New-York hinab veranlaßt werden, ſo würde in jener belebten Straße ihre Geſammtzahl durchaus keine Aufmerkſamkeit erregen, denn von den zahlreichen Völkerſchaften, die einſt das ausgedehnte Land inne hatten, leben nur noch 280 Tuscarora's, 450 vom Stamme St. Regis, 470 Onondaga's, 250 Oneida's und 143 Cayuga's — im Ganzen 1593 Männer, Weiber und Kinder. In kleinen Dörfern, im waldigen Hochland und an den Ufern der Seen zerſtreut, verſuchen ſie dort, obwohl mit wenig Erfolg, den Boden zu bebauen und ziehen es vor, bei ſpärlicher Jagd und Fiſcherei elend zu verkümmern, als ſich der Landwirthſchaft und geordneten Handarbeit zuzuwenden. Nur die Frauen ſuchen durch Anfertigung von Moccaſin's (indianiſchen Schuhen), Federfächern und Fliegenwedeln und verſchiedenen Schmuckſachen von Rinde und Glasperlen, die ſie kunſtreich zuſammen zu ſetzen wiſſen und durch die Männer hauſiren tragen laſſen, das Leben der Ihrigen nothdürftig zu friſten. — Pennſylvanien, ein Landſtrich ſo groß wie Bayern, Württemberg und Baden zuſammengenommen, den William Penn von den Leni-Lenapi's oder Delawaren für eine Kleinigkeit kaufte, kennt die einſt ſo mächtigen Delawaren nicht mehr; die Ueberbleibſel derſelben, die jetzt nicht mehr als 902 Köpfe zählen, ſind ſchon längſt mit der Sonne nach dem fernen Weſten, weit hinüber über das Alleghaniegebirge und den Miſſiſſippi gezogen, und hauſen, ihrem Untergang mit Rieſenſchritten entgegengehend, in den Jagdgründen der Gebirge von Kanſas und Nebraska. — Maryland und Kentucky, letzteres einſt der Indianerkämpfe wegen der „blutige Grund" genannt, ſind jetzt eben ſo entblößt von Ureinwohnern, als Neu-England; und in Ohio und Indiana, wo vor vierzig Jahren Männer, die noch am Leben und rüſtig ſind, ihre Skalps (Kopfhäute) vor den Tomahawks bebender und verrätheriſcher Indianer zu wahren hatten, wenn dieſe in dunklen Nächten mit Blitzesſchnelle auf ſie einbrachen, ſind ächte Rothhäute jetzt eben ſo ſelten zu ſehen, als unter den Linden Berlins oder im Wiener Prater. — Neu-Mexiko, Texas, Californien, Arkanſas, Michigan, Wisconſin, Minneſota, Miſſiſippi, Miſſouri, Kanſas, Nebraska, Dacotah, Oregon, Utah und das Gebiet Waſhington ſind die einzigen Länder, wo ſich der Indianer noch zahlreich vorfindet, und namentlich haben die ſechs zuletzt genannten Gebiete die mächtigſten und wildeſten Indianer-Stämme aufzuweiſen, die von den Segnungen der Civiliſation bis jetzt wenig mehr als Rum und Whisky, Flinten und Büchſen angenommen haben und dieſe Waffen geſchickter zu brauchen wiſſen, als den, bis jetzt dort noch ſpärlich vertheilten Anſiedlern, oder den Auswanderer- und Handelskarawanen, die deren Länder durchziehen, lieb iſt. — Unter den zahlreichen Stämmen, die noch heute die reichen Ländereien, ſowie die Swamps (Niederungen) und Fichten-Barren des Südens durchſtreifen oder die ausgedehnten

Digitized by Google

wilden Prairien des Weſtens zu Jagdgründen gewählt haben, ſind die Cherokie's und Choktaw's von Arkanſas die anſehnlichſten, und die Erſteren zählen immer noch an 17,000, die Letzteren an 16,000 Seelen. Außer ihnen leben im gleichen Staate noch gegen 25,000 Angehörige des einſt ſo mächtigen Volkes der Creek's. In Texas befinden ſich gegen 20,000 der kriegeriſchen Comanchen, und in Californien leben an 35,000 Indianer von verſchiedenen Stämmen. In Kanſas und Nebraska hauſen die Panis (Pawnees) und Poncas, den Weißen feindſelig geſinnte Völkerſchaften; die erſteren mit 4000, letztere zehn kaum mehr mit 1000 Seelen. Die Sioux, immer noch ein mächtiges Volk, ſind über Wisconſin, Minneſota und die weiten Regionen des obern Miſſouri, des Platte und Arkanſaskuſſes zerſtreut und zählen, nach dem letzten Cenſus, den das Gouvernement der Vereinigten Staaten aufnehmen ließ, 27,423 Köpfe. Die Indianer der Prairien und Ebenen ſind in Sitten und Gebräuchen, ſowie ihrem Charakter nach, nicht von den Indianern unterſchieden, mit denen die angelſächſiſchen Einwanderer vor beinahe zweihundert Jahren ſo lange und blutig um den Beſitz des Bodens zu kämpfen hatten; doch lichten ſich auch ihre Reihen, wie bereits oben bemerkt, mit jedem Jahre. Der Biſon (irrthümlich „Büffel“ genannt), den ſie jagen, und auf welchem vorzugsweiſe ihre Subſiſtenz beruht, geht mit ihnen ſeinem Ende entgegen, und obwohl noch Heerden von Tauſenden die Prairien durchſtürmen, ſcheint die Zeit nicht mehr ferne, wo Indianer und Biſons in dieſen Regionen zu gleicher Zeit vom Schauplatz abtreten werden; die Exiſtenz der Erſteren iſt, ſo lächerlich es ſcheint, durch das Vorhandenſein der Letzteren bedingt, und mit der Vernichtung und Ausrottung der Biſons iſt auch das Schickſal der Rothhäute entſchieden.

Die Scene, die unſer Holzſchnitt darſtellt, iſt nach einem Gemälde Felix Darley's in New-York, eines der größten und originellſten Künſtler der weſtlichen Welt, und aus dem Indianerleben gegriffen, wie ſolches nicht ſelten in Nebraska und Utah ſich repräſentirt. Eine indianiſche Rathsverſammlung entſcheidet über das Schickſal eines weißen Gefangenen, der, an einen Baum gebunden, mit Ergebung den Vorbereitungen zu Folterqual und Verbrennung entgegenſieht. Solch ein indianiſcher Kriegsrath ſchließt ſelten oder nie mit einem Gnadenſpruch. „Rache und Tod“ iſt ſtets der Urtheilsſpruch der Richter und Vollſtrecker, denn beide Aemter ſind in eines verſchmolzen. Das Urtheil wird oft in abgemeſſenen, orakelartigen, bildlichen Phraſen, oft rhythmiſch, vom älteſten Häuptling oder Krieger der Verſammlung ausgeſprochen:

„Eine Stimme hört' ich — der Winterſturm brauſet —
Brüder, eine Stimme voll Weh! —
Sie ſchrie um Rache, als vorbei der Sturm ſauſet,
Ueber den kalten, blutrothen Schnee.
Und der Wind zog fort über Hügel und Thal,
Doch die Stimme, die Stimme tönt allzumal!“

Alle Leſer der Romane Fenimore Coopers und der Gedichte von Longfellow, ſowie der wahrheitsgetreuen Berichte eines Catlin, kennen die glänzende Seite im Charakter des rothen Mannes, kennen deſſen thränenloſen Gleichmuth, deſſen ſorgloſe Kühnheit, natürliche Würde und unangelernten Scharfſinn. Ueber alle dieſe herrlichen Eigenſchaften und zahlloſe andere romantiſche Charakterzüge aus dem wilden Leben der Indianer hat ſchon manches funkelnde Auge Thränen der Theilnahme vergoſſen, und weiche Herzen wurden tief ergriffen von zartem Mitgefühl über das traurige Geſchick, das dem rothen Mann durch ſeine weißen Brüder bereitet wurde; aber ohne Zweifel würden alle dieſe weichen Herzen und überfließenden Augen andere Gefühle und Anſichten erhalten, wenn ſie in nähere oder wirkliche Verbindung mit den ſo intereſſanten Rothhäuten treten müßten, denn auch die indianiſche Schaumünze hat, wie jede andere, ihre zwei Seiten, und wie auch Cooper, Longfellow u. A. den edeln Charakter der Indianer ſchildern mögen, wird doch nicht geläugnet werden können, daß die Indianer Nord-Amerika's im Ganzen doch nur uncivilitſirbare Wilde ſind, und ihre urſprünglichen Tugenden: Wahrhaftigkeit, Treue, Ernſt und Beſonnenheit, die immer durch Grauſamkeit, Liſt und Verſchlagenheit ausgeglichen werden, bei ihnen immer mehr in Abnahme kommen und der verächtlichſten Treuloſigkeit, der erniedrigendſten Völlerei und der wildeſten Grauſamkeit Platz machen. Das neueſte Werk über dieſen Gegenſtand: „Der Prairie-Wanderer“ von Kapitän Randolph Marcy, das unter Autorität des Kriegsdepartements der Vereinigten Staaten veröffentlicht wurde, erwähnt unter anderen ähnlichen Beiſpielen indianiſcher Großherzigkeit folgenden Vorfall, der den Maler Darley zu ſeinem trefflichen Bilde begeiſtert zu haben ſcheint und deutlich zeigt, daß die „edlen Wilden“ doch nicht immer ſo edel und großherzig ſind, als unſere Novelliſten und Dichter dieſelben ihren Leſern darzuſtellen belieben.

„Auf der Route von Neu-Mexiko nach Arkanſas,“ erzählt unſer Prairie-Wanderer, „lagerte ich an den Quellwaſſern des obern Colorado, und begierig, den Charakter des Landes einige Meilen um unſern Lagerplatz herum kennen zu lernen, beorderte ich einen meiner Offiziere, Unterſuchungen darüber anzuſtellen. Ich ſelbſt lag zu jener Zeit krank darnieder, ſonſt wäre ich dieſer vorſchriftsmäßigen Pflicht ſelbſt nachgekommen; ich ſetzte aber voraus, daß der Offizier, wie wir es ſtets zu thun gewohnt waren, ſich aus der Mannſchaft eine Begleitung auswählen würde; dieſer trat jedoch allein, wenn auch gut bewaffnet, ſeine Reiſe an. Nachdem er eine kurze Entfernung zurückgelegt, entdeckte er vier berittene Indianer, die in voller Haſt auf ihn zugeſprengt kamen. Statt augenblicklich ſein Roß zu wenden und dem Lager zuzueilen oder zu halten und ſeine Waffen in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, ritt er ihnen langſam und vorſichtig, doch ohne Furcht, entgegen. Als er mit ihnen zuſammengetroffen, ritt er, ihrer Ehrenhaftigkeit vertrauend, mit ihnen noch gegen drei engliſche Meilen weiter; hier aber wurde mein unglücklicher, nur zu leichtgläubiger Freund von den verrätheriſchen Wilden niedergehauen und ſkalpirt. Trotz aller Mühe, die ich mir gegeben, habe ich nicht ermitteln können, welchem Stamme die Räuber angehörten, die den Mord begangen; Zeitumſtände machten es aber wahrſcheinlich, daß die That von einer Partie junger Indianer ausgeübt worden, die, von einem verunglückten Raubzug zurückkehrend, der Verſuchung nicht widerſtehen konnten, Skalp, Pferd und Waffen meines Lieutnants als Beute heimzubringen.“

Obwohl Kapitän Marcy die größte Achtung vor dem

Digitized by Google

Scharfſinn der Indianer und ihrer faſt wundervollen Beachtung aller Naturerſcheinungen hat, worüber er vieles Ueberraſchende berichtet, ſo zeigt er doch nicht die geringſte Achtung vor deren Charakter im Allgemeinen. Er theilt die Anſicht aller weißen Männer der Grenze, die auf die Indianer mit der gleichen Verachtung herabſehen, wie dieſe auf Wölfe und Bären, und ſie mit derſelben Gleichgültigkeit, und ohne Gewiſſensbiſſe zu empfinden, niederſchießen, und gibt ſchließlich allen Reiſenden, ſeien es Einwanderer, Mormonen oder Jagdluſtige, welche die Prairien auf ihren Touren zu durchkreuzen haben, nachſtehende Verhaltungsregeln für den Fall, daß ſie mit Indianern zuſammentreffen ſollten:

Bei Annäherung einer Truppe Fremder, ſagt Marcy, haben alle indianiſchen Völkerſchaften die Gewohnheit, mit ihren Pferden ſpornſtreichs darauf loszuſtürzen, was von Perſonen, die mit den Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten dieſer Wilden nicht vertraut ſind, leicht für einen Akt der Feindſeligkeit angeſehen werden könnte; es iſt aber nichts als herkömmlicher Gebrauch, der gegen Freunde ſowohl als Feinde in Anwendung gebracht wird, und darf keine Veranlaſſung zu einem unnöthigen Allarm geben. Wenn ein Haufe entdeckt wird, der auf dieſe Art anſtürmt und nahe genug iſt, um Signale unterſcheiden zu können, ſo hat man nichts weiter zu thun, um ſich von der Abſicht der Wilden zu überzeugen, als die rechte Hand, mit der Handfläche nach vorn gerichtet, aufzuheben, und einige Male langſam vor- und rückwärts zu bewegen. Alle verſtehen dieſes Zeichen als einen Befehl zum Halten, und werden, wenn nicht feindſelig geſinnt, augenblicklich gehorchen. Nachdem angehalten worden, wird die rechte Hand wiederum, wie zuvor, gehoben und langſam rechts und links bewegt, was ſo viel bedeutet, als: „ich kenne euch nicht; wer ſeid ihr?“ — Da nun alle wilden Stämme ihre eigenthümlichen pantomimiſchen Zeichen haben, bei welchen ſie erkannt werden, ſo beantworten ſie ſtets die Frage durch Mittheilung ihres Signals. Sollte daſſelbe nicht verſtanden werden oder unbekannt ſein, ſo fragt man durch Erhebung beider, in einander geſchlagenen Hände oder durch Verſchlingung beider Zeigefinger, während man die Hände aufrecht hält, ob ſie Freunde ſeien? und ſind ſie letzteres, ſo werden ſie ſogleich mit demſelben Zeichen antworten; als Feinde dagegen werden ſie das Haltzeichen gar nicht beachten, oder durch Schießung der rechten Hand zu einer Fauſt, die ſie mehrmals vor- und rückwärts gegen die Stirne bewegen, von ihrer feindſeligen Geſinnung Zeugniß geben. — Dieſes pantomimiſche Vokabularium wird von allen Prairie-Indianern verſtanden, und wenn mündliche Verhandlungen unausführbar ſind, bildet daſſelbe die alleinige Rathsſprache bei den Zuſammenkünften der verſchiedenen Stämme der Ebene. Die Zeichen ſelbſt ſind ausnehmend anmuthig, beſtimmt und ausdrucksvoll, und was mich, ſagt Marcy, an denſelben beſonders überraſchte, war, daß ſie genau mit den Zeichen übereinſtimmten, deren ſich die Taubſtummen in unſern Schulen bedienen, um ſich verſtändlich zu machen, und daß alle Indianer deren Sinn mit gleicher Leichtigkeit begreifen. — Die Comanchen erkennt man an einer wellenförmigen Handbewegung, die das Kriechen einer Schlange nachahmt; die Cheyennes oder Armſchneider ziehen die rechte Hand über den linken Arm, als wollten ſie denſelben mit einem Meſſer durchſchneiden; die Arapahoes oder Stänker halten mit Daumen und Zeigfinger die Naſe zu; die Sioux ziehen die Hand über die Gurgel, als wollten ſie den Hals durchſchneiden; die Pani's (Pawnees) oder Wölfe halten eine Hand an jede Seite des Kopfes und beugen die Zeigfinger nach der Stirn, um die naheſtehenden ſpitzen Ohren eines Wolfes darzuſtellen; und die Crows oder Krähen-Indianer ahmen durch feitliche Handbewegung den Flügelſchlag eines Vogels nach. — Wenn Indianer einer Geſellſchaft Fremder begegnen und freundliche Geſinnungen hegen, reiten die Häuptlinge, nachdem die üblichen Begrüßungen gewechſelt worden ſind, auf den Anführer der Geſellſchaft zu, begleiten dieſen eine kleine Strecke, führen mit ihm ein freundliches Geſpräch, und ſuchen dabei zugleich ihre Begierde nach Neuigkeiten zu befriedigen. Ernſt, phlegmatiſch und ſcheinbar gleichgültig gegen Alles um ſie herum, ſind ſie außerordentlich wißbegierig, ausforſchend und beobachtend, zu gleicher Zeit aber auch ungemein behutſam und vorſichtig in Verbergung ihres eigenen Vorhabens. Stets darauf erpicht, von allen Jagd- und Wandergeſellſchaften, mit denen ſie zuſammentreffen, ſchriftliche Zeugniſſe über ihr gutes Betragen zu erhalten, verwahren ſie dieſe mit der größten Sorgfalt und legen ſie bei jeder Gelegenheit Fremden vor, um durch dieſe Beweiſe ihres auch zukünftigen Wohlverhaltens irgend ein Geſchenk zu erringen. Während der Zuſammenkunft eines Häuptlings der ſüdlichen Comanchen mit Marcy überreichte erſterer an denſelben, nachdem die üblichen Ceremonien der Umarmung und die Verſicherungen vorüber waren, daß er der beſte Freund der Amerikaner ſei, den dieſe unter den Indianern hätten, eine ganze Sammlung von Zeugniſſen Weißer, mit denen er in Berührung gekommen, die alle darthun ſollten, wie freundlich er von jeher gegen dieſelben geſinnt geweſen ſei. Unter denſelben befand ſich ein Zeugniß, das er Marcy mit beſonderer Aufmerkſamkeit zu leſen bat, da er die Meinung hegte, daß es nicht ganz ſo vortheilhaft und empfehlend über ſeinen Charakter ſich äußere, als die andern Atteſte, in deren Beſitz er ſei. Das Zeugniß lautete:

„Der Inhaber behauptet ein Häuptling der Comanchen, Namens Senaco, und der gewaltigſte Indianer und beſte Freund der Weißen zu ſein, den dieſe je gehabt, daß er in der That ein Mordlerl ſei; — ich halte nur letzteres für wahr, erkläre ihn für den ſchlechteſten Burſchen, und warne jeden, vor ihm auf der Hut zu ſein.“

Während ein Lächeln über Kapitän Marcy's Geſicht zog, waren die Blicke Senaco's feſt auf ihn gerichtet, und als ihm der Kapitän auf ſeinen Wunſch erklärte, daß das Zeugniß nicht ganz ſo vortheilhaft laute, als es eigentlich lauten ſollte, vernichtete es Senaco mit dem größten Gleichmuth, ohne nur ein Wort weiter zu äußern.

P.

Digitized by Google

Sprüche und Stammbuchblätter.

Von **Moritz Hartmann.**

Froh und elend machen
Tausend kleine Sachen,
Dinge, schwer zu nennen,
Schwerer zu bekennen.

*

Vergnügen ruhet auf dem Schein,
Hinter Glück muß Wahrheit sein.

*

Weiß es der Quell, der da vor mir
In Einsamkeit so lustig springt,
Daß hundert Meilen weit von hier
Er Nahrung, Leben, Segen bringt?

*

Ganz trocken liegt der See, doch floß kein Tropfen ab.
In Dürsten ging er auf, der nichts freiwillig gab.

*

Im Schatten schlief ich ein, erwach' in Sonnenglut?
Ganz recht! Die Stunde ging, ich habe träg geruht.

*

„Die Thorheit wächst so rasch!" — so klagt die ganze Welt.
„Die Weisheit wächst so sacht!" — Wer klagt? — es ist das Feld.

*

Nicht gibt es für den Bösen bös're Pein,
Als mit dem Bösen, als mit sich allein zu sein.

Von Einem Ding bleibt immerdar
Jedwedes falsch, Jedwedes wahr,
Was man darüber sagt' und schriebe:
Das Eine Ding, es ist die Liebe.

*

Weil ich mir selber nicht gefalle, darum sage
Ich dir so wärmern Dank, daß ich doch dir behage.

*

Niemals hab' ich mehr geduldet,
Als durch Leiden selbst verschuldet,
Und ich fand zu keiner Zeit
Weniger Barmherzigkeit.

*

Bist du so streng? — das sagt mir, daß du unerfahren.
Wart! Was du heut verdammst, begnadigst du nach Jahren.

*

Ich hab' ein Kind! — das heißt: aus einem Zelt
Ward mir zu einem Hause diese Welt.

*

Der Tod im Bett von Elfenbein und Golde,
Der Tod des Bettlers hinter Zaun und Hecken,
Der Tod des Mückleins in der Blumendolde
Ist stets derselbe Tod voll Tod und Schrecken.

*

Des Guten Paradies, des Bösen Höllenleid
Liegt in der Einsamkeit.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064079815